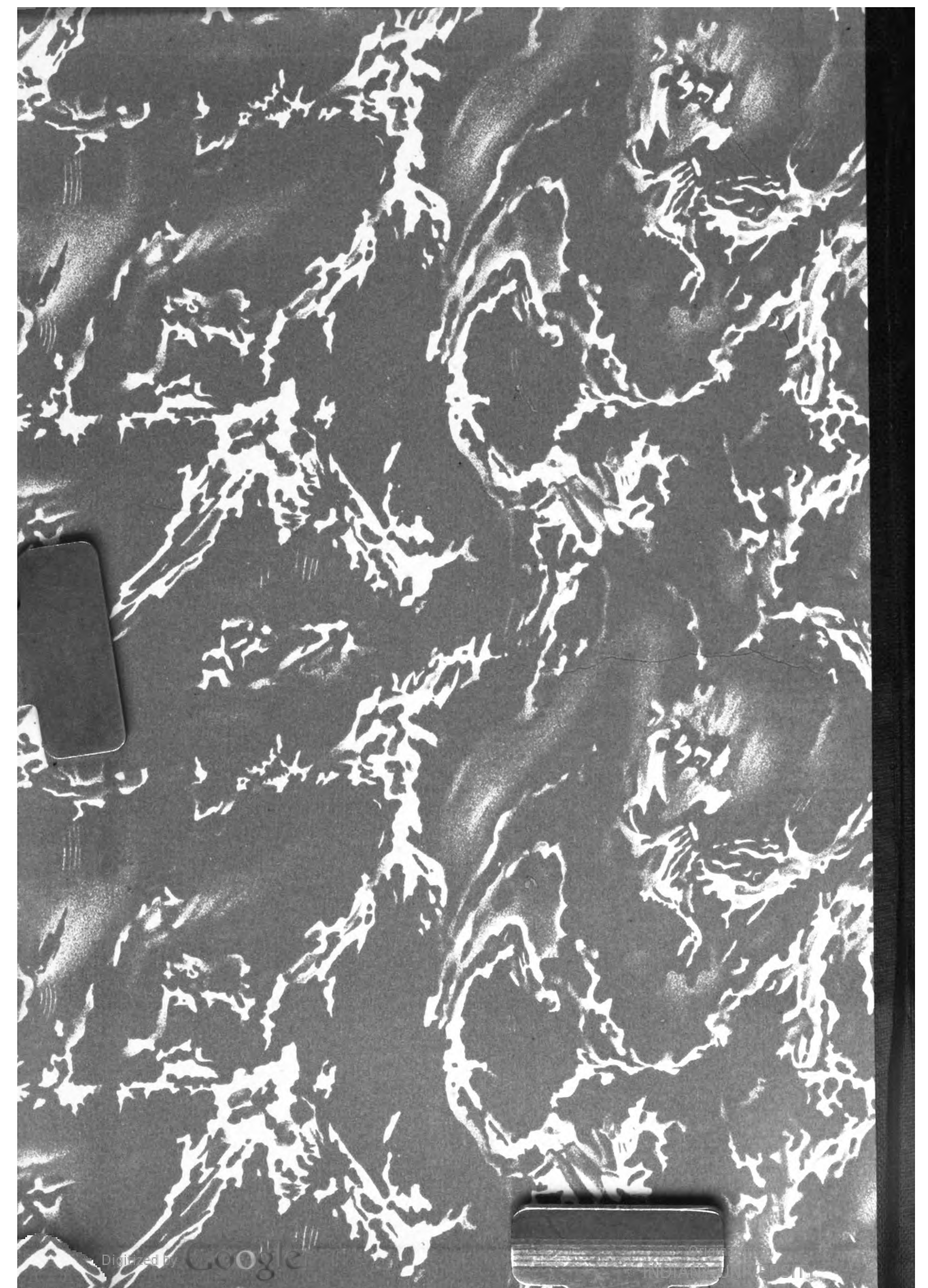
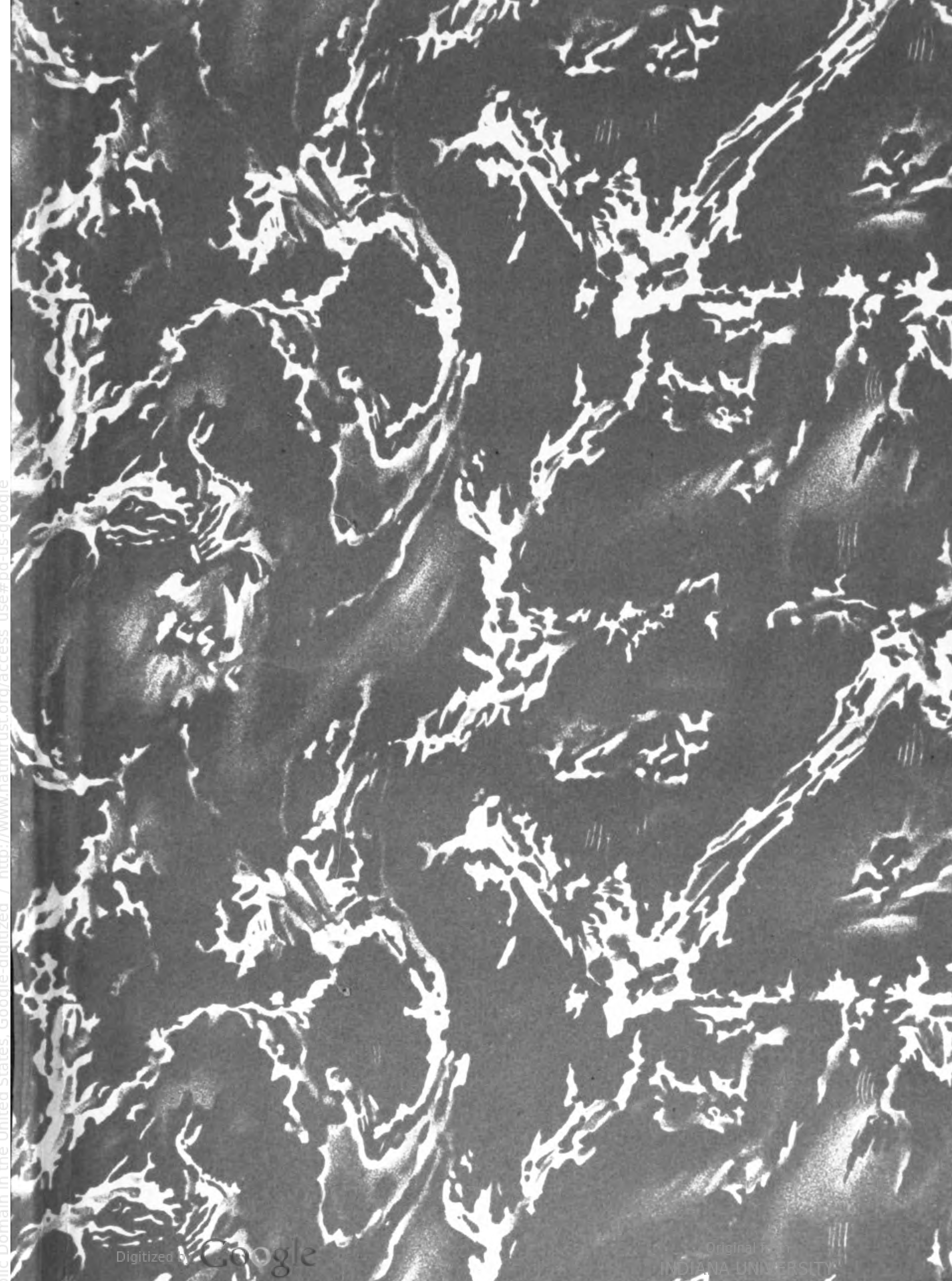










, I 65

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst u. Technik

Band VIII

1914



Geschäftliche Administration: **August Scherl** G. m. b. H., Berlin SW 68.

4-6-

INHALTSVERZEICHNIS

I. Autoren



II. Abhandlungen und Mitteilungen



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 1
Oktober 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Aus den Anfängen der Universalgeschichte.

Eine historische Betrachtung über 1. Mose 9 und 10.

Von

W. Staerk.

Die Zeiten, wo die orientalische Altertumskunde in den erften bescheidenften Anfängen fteckte, liegen noch nicht allzu lange hinter uns. Sie mußte es sich bei dem Mangel zuverlässiger hiftorischer Quellen und bei der Schwierigkeit, die sich der Entzifferung und Deutung des vorhandenen Materials entgegenftellte, lange gefallen lassen, daß man in weiteren Kreisen die Urzeit der Länder des vorderen Orients im myftischen Dunkel sah. Dort glaubte man, wie W. M. Müller einmal gesagt hat, gleichsam noch den Darwinschen Urmenschen nachweisen zu können. Auch die Vorftellungen von der Urzeit der Hebräer und der geschichtlichen Entwicklung des Volkes Israel waren mangels anderer als biblischer Quellen recht dürftig, und deren Verftändnis war faft ganz auf die Erklärung aus sich selbft beschränkt. Das ift jetzt anders geworden. Durch die mit seltener Energie und beispiellosem Erfolge betriebene Forschungsarbeit der Archäologen und Hiftoriker ift der alte Orient aus dem Schutt der Jahrtausende wiedererftanden.

Wir wissen jetzt, daß das Kulturleben daselbft zum mindeften bis ins 4. Jahrtausend zurückreicht, und daß die uns erkennbaren Anfänge desselben eine erftaunliche Höhe zeigen. Wir wissen damit im besonderen, daß **Israel** als Vollkulturvolk und politisch selbftändige Größe im südlichen Syrien erft der mittelalterlichen Entwicklung des alten Orients angehört. Dieses Volk ift in die Jahrtausende alte vorderasiatische Kultur, die ihrerseits nur eine lokale Ausprägung der ägyptisch-babylonischen oder richtiger altorientalischen war, hineingewachsen und hat schon in seiner vorkananäischen Exiftenz an dieser altorientalischen Kultur in irgendeinem Maße teilgenommen. Dieser neu gewonnenen hiftorischen Erkenntnis muß der Erforscher des Alten Teftaments jetzt ernftlich Rechnung tragen. Es geht nicht an, sie zu ignorieren oder die Bühne für den Ablauf der geiftigen und politischen Geschichte Israels durch



ein paar in altorientalischem Stil gehaltene Kulissen und Versatzstücke zu historisieren, im übrigen aber den alten Hintergrund des primitiven nomadischen und sich isoliert entwickelnden Israel unverändert zu lassen. Damit begnügen sich freilich immer noch manche Gelehrte. Es geht aber auch nicht an, sich hinter die in dürftigen Resten erhaltene und fast ausschließlich sagenhafte Überlieferung des Alten Testaments über die Anfänge Israels auf dem Boden Kanaans zurückzuziehen und von hier aus jedwede Berührung Altisraels mit dem größeren alten Orient zu leugnen. Denn dieser doch nur zufällige Mangel der israelitischen Überlieferung wird jetzt reichlich wettgemacht durch die Resultate der archäologischen Erforschung Kanaans. Allerdings sind hier durch die Grabungen des Palestine Exploration Fund und des Deutschen Palästina-Vereins zusammen mit der Deutschen Orientgesellschaft erst die ersten Schritte getan, aber schon bieten sie doch das Bild einer von babylonischen und ägyptischen Elementen gleich stark beeinflußten Kultur. Andererseits bietet doch auch die prophetische Literatur Israels sowie seine Sagendichtung dem aufmerksamen Beobachter eine ganze Menge Beweismaterial für den intimen Zusammenhang der israelitischen Kultur mit der des alten Orients und für das lebendige Interesse, das dieses Volk bereits in der ersten Periode seiner staatlichen Entwicklung an dem größeren politischen Weltganzen genommen hat. Kurzum, ein Volk Israel, das sich, wie früher Wellhausen und seine Anhänger meinten, noch im 8. Jahrhundert um das Draußen unbekümmert nur um seine eigene Achse gedreht habe, ist eine durch die Wucht der historischen Tatsachen endgültig widerlegte literarkritische Fiktion.

Versuchen wir einmal, uns diesen Tatbestand an einem konkreten Beispiel klar zu machen. Wir werfen die Fragen auf: was denn das alte Israel von der größeren Völkerwelt, in die es mitten hineingestellt war, gewußt hat, woher es diese Kenntnis der weiteren politischen Umwelt gehabt und unter welchem Gesichtspunkte es sie betrachtet hat. Das Material zu ihrer Beantwortung entnehmen wir der in die sog. biblische Urgeschichte (Gen. 1—11) eingefügten Völkertafel, die man mit einigem Recht als die Anfänge der Völkerkunde in Israel bezeichnet hat. Richtiger kann man in diesem Dokument den Anfang universalgeschichtlicher Darstellung sehen.

Die biblische Urgeschichte ist der erste, von der Weltentstehung bis zur Aussonderung der Vorfahren Israels aus der Völkerwelt reichende Teil jener großen Sagengeschichte, die die Entwicklung des Volkes vor der Einwohnung in Kanaan zum Inhalt hat. Sie füllt jetzt die ersten 5 Bücher des Alten Testaments, den sog. Pentateuch, und ist ein aus Mythos, Sage und gelehrten Reflexionen kunstvoll komponiertes Ganzes, das beherrscht ist von dem religiösen Grundgedanken der Erwählung Israels aus der Völkermasse zum Träger der wahren Gotteserkenntnis. Die Urgeschichte gibt der ganzen Darstellung den großen weltgeschichtlichen Hintergrund. Wie der ganze Pentateuch beruht sie auf redaktioneller Vereinigung zweier in Stoff und Anordnung verwandter Sagenbücher: einem älteren, das wir wegen der Komposition aus zwei in engster Beziehung zueinander stehenden, aber durch den Gebrauch der Gottesnamen Jahwe und Elohim verschiedenen Sagenbücher das jehowistische nennen, und einem



jüngeren, für das sich der Name Priesterkodex eingebürgert hat. Für die Urgeschichte kommt übrigens außer dem Priesterkodex nur die eine jener im jehowistischen Buche vereinigten Darstellungen in Betracht, die des **Jahwisten**, eines Schriftstellers, der als Meister der Erzählungskunst wie als religiöse Persönlichkeit zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Geistesgeschichte Altisraels gehört. Die Entstehungszeit dieses jahwistischen Sagenbuches läßt sich leider nicht mit absoluter Sicherheit fixieren, doch liegt m. E. gar kein Grund vor, es unter das 10. Jahrhundert herunterzusetzen und etwa erst in der mittleren Königszeit entstanden zu denken. Auch bezüglich des sog. Priesterkodex, jenes aus Priesterkreisen stammenden theokratischen Programms, das die grundlegenden religiös-sittlichen und kultisch-rituellen Ordnungen Israels in der Form einer Kultusgeschichte zum Ausdruck bringt, befindet sich m. E. ein großer Teil der Forscher im Irrtum, wenn sie ihn an der Wende des 6. und 5. Jahrhunderts in Babylon entstanden denken. Der leicht erkennbare Grundstock dieser Schrift, die allerdings erst für die religiöse Entwicklung des nachexilischen Judentums bedeutsam wurde, ist sicher ein Produkt der großen prophetischen Reformbewegung des 8. und 7. Jahrhunderts, die dem politischen Untergang Israels vergebens Einhalt zu tun suchte. Die folgenden Ausführungen werden an ihrem Teil den Beweis dafür erbringen.

Bei beiden Schriftstellern nun, dem Jahwisten und dem Verfasser des Priesterkodex, steht die uns interessierende **Völkertafel** in unmittelbarer Verbindung mit dem Helden der altorientalischen Flutsage, als dessen direkte Nachkommen die bestehende Völkerwelt betrachtet wird.

Sie hat den Zweck, den Bestand der Menschheit, soweit er Israel vor Augen liegt, im gegenwärtigen, mit Noah beginnenden Weltzeitalter zu erklären und Israels dominierende Stellung in ihr aufzuzeigen. Israel, so sagt sie mit Stolz, ist der Nachkomme des Erstgeborenen des ersten Sohnes Noahs. In diesem Urteil verbindet sich das allzeit lebendige Bewußtsein der religiösen Überlegenheit Israels mit dem gehobenen Stammes- und Nationalempfinden und schafft sich sein entsprechendes mythisches Gewand. Der Völkertafel liegt nämlich die der Antike ganz geläufige Vorstellung zugrunde, daß Völker und Stämme von einem Ahnherrn abstammen. Sie ist insofern das Produkt mythischen Denkens, das von dem Analogieschluß aus der Zeugung beherrscht ist und daher alles Bestehende, die sozialen, politischen und religiösen Verbände sogut wie die Gegenstände der Außenwelt als durch Zeugung entstanden zu begreifen sucht. (E. Meyer) So haben ohne Frage auch die Verfasser der Völkertafel wirklich über die Entstehung der Völker gedacht. Aber man wäre sehr im Irrtum, wenn man deswegen die von ihnen gezeichneten ethnographischen und politischen Verhältnisse als bloße genealogische Dichtung geringschätzen wollte. Die Schriftsteller der Urgeschichte haben vielmehr, wie wir sehen werden, nicht unbedeutende Kenntnisse von der wirklichen, geschichtlich gewordenen Völkerwelt und suchen sie sich, ein jeder nach den Verhältnissen seiner Zeit, denkend zurechtzulegen. Nur eben in jener auf falscher Voraussetzung beruhenden und uns so wunderlichen genealogisch-mythischen Form, durch die sie sich Stammes- und Völkergeschichte als Familiengeschichte anschaulich machen.

Die Grundlage der in der Völkertafel vorgetragenen ethnographischen



Theorie bildet die Dreiteilung der Völkerwelt nach den drei Söhnen des Ahnherrn Noah. Sie hat ihr Gegenstück auf ägyptischem und eranischem Boden; es sei an die eranische Sage von der Verteilung der bewohnten Erde an die drei Söhne Thraetaonas erinnert, deren ältester der heros eponymos der abendländischen Völker ist. Auch die im Awesta erhaltene Vorstellung von den drei Zonen, auf die sich die Völkerwelt verteilt, darf hierher gezogen werden. In dem berühmten ägyptischen Sonnenhymnus aus der Zeit Amenophis IV. (um 1400 v. Chr.), der im 104. Psalm wiederklingt, findet sich die Dreiteilung Syrien, Ägypten, Äthiopien, wobei von dem Zentrum Ägypten aus je ein Halbkreis die Nord- und Südvölker, d. h. aber das den alten Ägyptern bekannte vorderasiatisch-europäische Kulturgebiet und die afrikanisch-südarabischen Stämme umschreibt. Das diesem triadischen Schema zugrunde liegende kosmologische und astrale Motiv ist gar nicht zu verkennen: der Dreiteilung des Kosmos in das Reich Anus, des summus deus, Bels, des Herrn des irdischen Alls, und Eas, des Herrn der Wassertiefe, und der großen Göttertriade am gestirnten Himmel, Sin, Šamaš, Istar, steht nach dem Gesetz der Entsprechung die dreiteilige irdische Welt mit ihrer Nord-, Mittel- und Südzone gegenüber.

Dieses von der altorientalischen religiösen Spekulation gebotene Schema haben die beiden Schriftsteller, die in der biblischen Urgeschichte zu Worte kommen, oder richtiger die von ihnen vertretenen Traditionen in verschiedener Weise ausgefüllt. Betrachten wir zunächst die ältere des Jahwisten. Leider ist dessen Völkertafel durch die redaktionelle Vereinigung mit der des Priesterkodex nur verstümmelt erhalten, aber so viel läßt sich doch noch mit einiger Sicherheit erkennen, daß hier wie auch sonst in der jahwistischen Urgeschichte zwei nahe verwandte Überlieferungsformen miteinander verschmolzen sind. Während nämlich im Eingang der jahwistischen Aufzählung von den drei Noah-Söhnen Sem, Ham und Japhet die Rede ist, heißt im Verlauf derselben Sem plötzlich »der ältere Bruder Japhets«. Neben dem Schema Sem, Ham, Japhet muß es also eins gegeben haben, in dem Japhet in der Mitte stand. Dem ist in der Tat so. Wir haben in der Urgeschichte den positiven Beweis dafür, daß es ein solches Schema gegeben hat. Es liegt der alten, wohl syrisch-kleinasiatischen Sage von Noah, dem Erfinder des Weinbaues (Gen. 9) zugrunde, denn die Fluch- und Segensprüche, in die diese Sage ausläuft, setzen die Reihenfolge Sem, Japhet, Kanaan voraus. Kanaan, der jüngste Sohn Noahs, wird hier, so müssen wir annehmen, wegen einer schweren Unzuchtssünde, die er an dem trunkenen Vater begangen hat, verflucht. Die israelitische Umformung dieser alten ethnographischen Sage hat hier, wie so oft, das Derbe und sittlich Anstößige in ihr durch Verschleierung gemildert. Japhet und Sem dagegen werden wegen ihres keuschen Verhaltens gesegnet. Damit ist also die Existenz des Schemas Sem, Japhet, Kanaan, das die ältere Form der jahwistischen Tradition zugrunde legte, gesichert. An seine Stelle hat die jüngere Überlieferung in J, die sich auch im Priesterkodex findet, das uns geläufige Schema Sem, Ham, Japhet gesetzt.

Was bedeuten diese Namen? Die genealogische Sage gebraucht sie als Namen der Eponymen bestimmter historisch greifbarer Völkergruppen, wie wir noch sehen werden. Aber diese



Namen sind nicht bloße mythische Personifikationen, wie etwa in der hellenischen Stammessage ein Doros, Aiolos, Achaios, Ion, und wie die vielen eponymen Ahnherren der Gründungssagen. Am eheſten ließe sich noch der Kadmos der thebanischen Sage vergleichen, weil diese uralte Personifikation des phönizischen Elements auf dem griechischen Feſtlande und den Inseln wohl nicht erſt aus einem Stamm- oder Volksnamen abſtrahiert worden iſt, sondern ursprünglich wahrscheinlich selber Volksname war. Die Phönizier waren für die Bevölkerung Griechenlands schlechtweg der Kadmos, ὁ Κάδμος, die »Oſtmänner«, die bne qedem, wie sie sich mit Hinweis auf ihre öſtliche Heimat genannt haben werden. Die Namen Sem, Ham, Japhet sind vielmehr, wie ja auch die charakteriſtische singularische Form beweiſt, ursprünglich wirkliche Volks- resp. Stammesnamen. Kanaan dagegen iſt ursprünglich ein Appellativum, und zwar wohl ein geographischer Name gewesen. Das geht aus seiner ägyptischen Form pa-kenana »das Kanaan« und aus der beim Grammatiker Choiroboskos erhaltenen phönizisch-griechischen Überlieferung des Namens „ὁ Χνᾶ“ hervor (anders Philo bei Euseb. Praep. evang. I, 10, 39). Sehr früh muß allerdings, wie der Gebrauch dieses Wortes in den Amarnabriefen beweiſt, die appellative Bedeutung verschwunden sein. Für die Babylonier in der Mitte des 2. Jahrtausends iſt Kinaḫḫi bereits ein hauptsächlich wohl das süd-syrische Küſtengebiet umspannender politischer Name. Der altteſtamentliche Sprachgebrauch kennt das Wort Kanaan ebenfalls nur artikellos als geographischen und Volksnamen, und zwar faſt ausschließlich in Beziehung auf die vorisraelitische Bevölkerung des Landes.

An Versuchen, die Völker- resp. Stammesnamen Sem, Ham und Japhet sprachlich und hiſtorisch zu erklären, hat es natürlich nicht gefehlt, aber bei unseren zurzeit noch geringen Kenntnissen der Geschichte des älteſten Orients und bei dem faſt völligen Versagen der Etymologie können diese Versuche natürlich nur den Wert von Vermutungen haben. Es sei darum hier in etymologischer Hinsicht nur erwähnt, daß der sicher semitische Name Sem möglicherweise die Abkürzung eines theophoren Stammnamens šumu-ilu »šem iſt Gott«, darſtellt, der im Alten Teſtament als Šemûel = Samuel wiederkehrt, und daß die beliebte Gleichsetzung von Ham mit dem ägyptischen Namen Kêmt = Schwarzland von den Ägyptologen endgültig als falsch erwiesen worden iſt.

Mangels jeder weiteren Tradition über die Völker- resp. Stammesnamen Sem, Ham, Japhet sind wir ganz auf die Überlieferung des Alten Teſtaments angewiesen. Nun weiß die uralte Noahsage von Beziehungen zwischen Kanaan, Sem und Japhet. Kanaan, so sagt sie, iſt von den beiden älteren Brüdern unterjocht worden, Japhet aber hat sich in den Sitzen Sems ausgebreitet. Es iſt trotz aller exegetischen Kunſtſtücke unmöglich, diesen den Fluch- und Segensprüchen der Noahsage zugrunde liegenden hiſtorischen Tatbeſtand aus den geschichtlichen Verhältnissen Kanaans in israelitischer Zeit zu erklären. Also gehört er einer für Israel vorgeschichtlichen Zeit an. Damit werden wir ins 2. Jahrtausend v. Chr. gewiesen, und zwar des näheren in die Amarnaperiode und die Zeit unmittelbar nach ihr, also das 14. Jahrhundert, wo die politischen Verhältnisse Kanaans durch eine von Oſten kommende semitische Wanderung und eine von Norden

kommende nichtsemitische, die sogenannte »hethitische«, umgestaltet wurden. Damals hat sich die hethitische Macht zeitweilig bis in das eigentliche Kanaan ausgedehnt, also in Gebiete, die von den semitischen Chabiri-Stämmen, deren erstes Vordringen die Amarnabriefe erkennen lassen, besetzt worden waren: Japhet machte sich breit in den Zelten Sems, und Kanaan war beider Knecht.

Daraus ist nun wenigstens so viel zu entnehmen, daß der Name Japhet am Norden resp. Norden und Westen, der Name Sem am Osten haftet.

Von hier aus erklärt sich dann auch der Name Kanaan in dem dreiteiligen Schema der Noahsage und die von dem späteren Schema Sem, Ham, Japhet abweichende Reihenfolge der Noahsöhne. Kanaan repräsentiert die ägyptische Macht, deren Herrschaft in dem Gebiet zwischen dem Libanon und dem Süden Palästinas Sem und Japhet ein Ende gemacht haben. Es stehen also auch in dem älteren Schema Sem, Japhet, Kanaan die »Semiten« den Völkern des Nordens und Südens gegenüber. Nur wird statt der Personifikation Ham hier derjenige Gebietsteil der kulturellen und politischen Hauptmacht, Ägyptens, genannt, der für die Erzähler der Noahsage allein von Interesse war, und der offensichtliche Verfall der ägyptischen Oberhoheit in diesem Gebiet dürfte die Rangordnung Sem, Japhet, Kanaan veranlaßt haben. Weil Kanaan die schwächste Macht von den dreien ist, macht ihn die Sage zum jüngsten Bruder.

Die alte, auf kananäischen Boden verpflanzte Noahsage, die dann Israel auf sich selbst bezogen hat, hat nun, wie schon gesagt wurde, das Schema der Völkertafel in der älteren jahwistischen Überlieferung bestimmt, während die jüngere das Schema Sem, Ham, Japhet zugrunde legte. Leider ist von beiden Relationen nur wenig Material erhalten. Von jener ein Bruchstück aus der Genealogie Kanaans und der Stammbaum Sems, von dieser außer der Einleitung, die das Schema angibt, nur eine kurze Notiz über die Südvölker. Immerhin ist das Wenige ein Beweis für den historischen und politischen Weitblick Israels im 11. und 10. Jahrhundert. Wenn nämlich Kanaan hier als der Stammvater von Sidon und Heth, d. h. von Phöniziern und Hethitern, erscheint, und Sidon sein »Erstgeborener« genannt wird, so ist das ein Beweis dafür, daß die genealogische Sage von der Genesis der geschichtlichen Verhältnisse Kanaans eine ganz richtige Vorstellung hat. Sidon ist hier tatsächlich wohl der älteste Vorort derjenigen semitischen Stammgruppe gewesen, die in der klassischen Zeit Phönizier heißen, und die für uns einer der ersten historisch greifbaren Niederschläge der sogenannten »amoritischen« Wanderungsschicht im Westlande ist. Es ist das dieselbe Wanderung, die sich im Ostlande im Laufe des 3. Jahrtausends über die semitischen Protobabylonier und die älteren Sumerer geschoben hat, und die ihren Höhepunkt am Anfang des 2. Jahrtausends in der sogenannten 1. Dynastie von Babylon und speziell in der großen Herrschergestalt Hammurapi, dem Gründer des babylonischen Einheitsstaates, erreichte.

Die Sage, die Sidon zum Erstgeborenen Kanaans macht, dürfen wir übrigens als ausschließlich »amoritisch« interessiert beurteilen. Sie beginnt die Geschichte dieses Landes mit dem Erscheinen der »amoritischen« Schicht, die durch Sidon repräsentiert wird. Was vor dieser Zeit liegt, ignoriert sie geflissentlich, aber wohl nicht aus Unkenntnis, sondern weil sie nur eine bestimmte kana-

näische Kulturperiode, sagen wir kurz: die vorisraelitische, schildern will. Darum ftellt sie auch Heth, den Eponymen der nichtsemitischen Hethitergruppe, als Sohn Kanaans neben Sidon, denn dieses »hethitische« Element ift charakteriftisch für die politische Entwicklung Kanaans in der vorisraelitischen Zeit. Und zwar fteht Heth ganz richtig an zweiter Stelle, denn die Hethiter sind wohl erft in der »amoritischen« Kulturperiode, Jahrhunderte nach den Phöniziern, auf syrisch-kananäischem Boden erschienen, nicht allzulange vor den Israeliten, die mit ihnen noch in Berührung gekommen sind. Kennt doch noch die ältefte Form der israelitischen Eroberungssage im Richterbuche das Hethitergebiet »vom Hermon bis nach Hamath hin« (Jud. 3,3) d. h. in seiner Ausdehnung durch das ganze nördliche und mittlere Syrien.

Auch in den Aussagen der älteren jahwiftischen Überlieferung über die durch Sem repräsentierte Gruppe von Stämmen prägt sich das Interesse Israels an dem Werden der politischen Verhältnisse des vorderen Orients im 2. Jahrtausend deutlich aus. Sem heißt hier »der Vater aller Söhne Ebers«. Diese Notiz ift zunächft von Wichtigkeit für die Entftehung des Volksnamens »Hebräer« (Ibrim), mit dem die Israeliten sich nach altteftamentlicher Überlieferung gern im Gegensatz zu andern Völkern bezeichneten. Wir sehen nämlich daraus, daß er ursprünglich nicht bloß an den später zum Volk Israel konsolidierten Stämmen haftete, sondern einen viel umfassenderen Sinn hatte. Er schließt ja nach der jahwiftischen Völkertafel auch arabische Stämme bis zum nördlichen Gôf, ja bis nach Hadramôt hin ein. Schwierig aber ift die Etymologie von Eber. Man hat gemeint, Eber sei nicht zu trennen von dem geographischen Namen Eber, oder voller Eber ha-nahar, babylonisch ebir-nâri, das nach allem, was wir aus der babylonisch-assyrischen Überlieferung wissen, ursprünglich ein beftimmtes Gebiet auf dem Weftufer des unteren Euphrat bezeichnete. Schon die älteften babylonischen Inschriften kennen es. Diese geographische Bezeichnung sei dann sehr bald nach Süden und Norden hin erweitert worden; sie umspannte ja wirklich im 7. Jahrhundert das gesamte Gebiet zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer — daher der offizielle Name der persischen Weftprovinz abar naharā. Ibrim, d. h. Leute von 'Eber ha-nahar, sei also ein alter Gesamtname für die im wefteuphratischen Gebiet ebir-nâri ansässigen zentralsemitischen Stämme. Daher der Name Habiri in den Amarnabriefen, und daher der von den Israeliten in Erinnerung an ihre enge Verwandtschaft mit diesen Stämmen der syrisch-arabischen Wüfte geführte Name »Hebräer«. Aber richtiger wird man jetzt mit Böhl (Kananäer und Hebräer S. 88 f.) den Namen Ibrim-Habiri nach dem synonym gebrauchten Ideogramm SA. GAZ = ḫabbatum »Plünderer« »Wanderer« deuten und in Eber den Heros eponymos dieser ganzen zentralsemitischen Gruppe sehen dürfen, deren aramäisch-hebräische Elemente bei ihrem wilden Anfturm gegen das syrische Kulturland in der Mitte des 2. Jahrtausends von dessen Bewohnern als »Räuber und Nomaden« bezeichnet wurden.

Wenn die jahwiftische Völkertafel den Urahnen Israels als den »Vater aller Söhne Ebers« bezeichnet, so verrät sie damit ein klares Bewußtsein von dem geschichtlichen Zusammenhang Israels mit jener größeren semitischen Völkergruppe, die in dem Gebiet öftlich von Syrien wohnte, und von der noch zur



Zeit ihres Verfassers entferntere Verwandte daselbst ansässig sind. Aber sie weiß wohl noch mehr. Sie leitet von dem Eponymen Eber zwei Söhne Peleg und Joqtan ab, und als Nachkommen des letzteren bezeichnet sie zwölf arabische, und zwar wie es scheint ausschließlich südwest- und südostarabische Stämme. Sie weist also die Nachkommen des Eponymen Peleg, zu denen ja Israels Ahnherr Abraham gehört, dem nördlichen Arabien und dem sich nordwärts bis Mesopotamien anschließenden Gebiet zu. D. h. doch aber, sie betont richtig innerhalb der größeren ethnographischen Gemeinschaft den engeren Zusammenhang der hebräisch-aramäischen Stämme mit den einst im Osten Syriens ansässigen Semiten, die uns später als die Stämme Arabiens begegnen.

Verrieten die bisher besprochenen Fragmente der jahwistischen Völkertafel und ihr ganzer Aufriß das lebendige Interesse Alt-Israels an der politischen Gestaltung des ganzen vorderen Orients im 2. Jahrtausend, so liefert ein anderes Bruchstück in ihr den Beweis, daß man sich im Israel der ersten Königszeit auch angelegentlich mit dem Werden und Wachsen einer einzelnen politischen Macht innerhalb des gemeinsamen Kulturkreises beschäftigte. In die jahwistische Tradition über die Völkerwelt ist aus einem anderen, aber literarisch verwandten Zusammenhange her eingetragen worden die Sage von dem Heros Nimrod, dem »ersten Gewaltigen auf Erden«, wie er hier heißt. Das Alte Testament hat uns leider nur dürftige Notizen über diese Sagengestalt aufbewahrt. Das eine Mal erscheint er als urzeitlicher Jagdriese, das andere Mal als Städtegründer. Wie diese beiden T[illegible]itionen zu vereinigen sind, läßt [illegible]ht sagen. Auch die Herkunft der Nimrodfigur liegt noch im Dunkeln. Nach der in die jahwistische Völkertafel eingefügten Tradition, die als Fragment einer volleren Gründungssage anzusehen ist, handelt es sich wohl um einen babylonischen Sagenstoff, doch scheint dessen Held ursprünglich kassitisch-elamitischer Herkunft zu sein. Dafür spricht einerseits die Verwandtschaft Nimrods mit dem elamitischen Sagenhelden Gilgamesch, andererseits die einleitende Notiz unseres Fragments »Kuš erzeugte den Nimrod«. Denn diese kann nicht mit E. Meyer dahin gedeutet werden, daß Nimrod eigentlich nach Ägypten, genauer nach Libyen gehöre und nur versehentlich zum babylonischen Städtegründer geworden sei. Die Verwechslung liegt vielmehr in der alttestamentlichen Tradition, die hier und öfter den geographischen Namen Koš oder Kaš, d. h. das Land der Kaššu, der Kassiten, mit dem ihr geläufigeren Namen Kuš, d. h. Nubien, zusammengeworfen hat.

Von dem Städtegründer Nimrod berichtet nun die in die Völkertafel eingesetzte halbverklungene Sage, daß der Anfang seines Reiches Babel, Erech, Akkad und Kelah im Lande Sinear gewesen sei; von da sei er nach Assur gegangen und habe Ninive, Rehoboth-ir, Kelah und Resen zwischen Ninive und Kelah gegründet. Hinter dieser mythischen Darstellungsform verbirgt sich eine Reihe wichtiger historischer Erinnerungen. Zunächst die, daß es ein babylonisches Reich lange vor der Existenz eines selbständigen assyrischen Staatswesens gegeben hat. Das Reich von Assur verdankt ja sein Aufblühen erst dem schnellen Verfall des babylonischen Einheitsstaates in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends, der auch die kassitische Invasion zur Folge gehabt hat und das Vordringen der Mitannigruppe in das

öſtliche Mesopotamien ermöglichte. Sodann hat die Sage eine richtige Anschauung von dem kulturellen Verhältnis Assyriens zu Babylonien: man kann die älteſten semitischen Ansiedlungen zwischen dem Tigris und dem oberen und unteren Zab in der Tat als Kolonien der in Nordbabylonien ansässigen Protobabylonier bezeichnen. Trotz der später immer ſtärker hervortretenden politischen Selbſtändigkeit Assyriens iſt Babylon und Assur allezeit kulturell eine Einheit geblieben. Endlich weiß unsere Sage, daß das alte babylonische Reich aus der Zusammenfassung einzelner ursprünglich selbſtändiger Stadtkönigtümer in Süd- und Nordbabylonien hervorgegangen iſt, und daß Babel in diesem hiſtorischen Prozeß die führende Rolle gespielt hat. Babel iſt wahrscheinlich schon in dem nordbabylonischen Reiche Sargons von Agade am Anfang des 3. Jahrtausends der Vorort gewesen. Sicher aber iſt es durch Hammurapi die erſte Stadt Babyloniens geworden und hat diese Stellung von da an trotz der Rivalität der viel älteren sumerischen Stadtſtaaten im Süden des Landes durch die ganze Geschichte des alten Orients hin behauptet.

Die Nimrodsage ermöglicht uns nun, den hiſtorischen Standpunkt der jahwiſtischen Völkertafel mit einiger Sicherheit feſtzuſtellen. Als Gründungen des mythischen Helden in Assyrien werden nur Ninive, Rehoboth-ir, Kelah und Resen genannt. Wir vermissen die alte Hauptſtadt Assur, die der zugehörigen Landschaft und dem späteren Reiche den Namen gegeben hat. Sie war bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts die einzige Residenz der assyrischen Könige und hat dann schnell ihre Bedeutung verloren. Unter Salmanassar I. trat an ihre Stelle das an der Mündung des oberen Zab in den Tigris gelegene Kelah = assyrisch Kalḫu. Mit dem rivalisierte dann wieder etwa 200 Jahre später das schon am Anfang des 3. Jahrtausends erwähnte Ninive als Residenz der Könige von Assur. Für die jahwiſtische Tradition liegt demnach der politische Schwerpunkt Assyriens bereits nicht mehr in jener älteſten Hauptſtadt, sondern in Kalḫu und Ninive. Dazu paßt vortrefflich die Zusammenordnung dieser beiden Hauptſtädte mit Rehoboth-ir und Resen. Jenes entspricht nach des Oberſten Billerbeck Untersuchungen dem assyrischen rêbit Ninâ, der an der Stelle des heutigen Mosul gelegenen Vorſtadt Ninives. Dieses war eine in der Nähe von Ninive gelegene größere Stadt, die zeitweilig einmal eine politische Rolle gespielt haben muß. Die israelitische Sage vom Städtegründer Nimrod iſt also nach dem Jahre 1400 und lange vor dem 8. Jahrhundert entſtanden, wo die politische Bedeutung Kelahs durch Sargons Neugründung Dûr-Šarrukîn endgültig beseitigt wurde. Sie erklärt sich am einfachſten aus der Zeit, wo Ninive und Kelah abwechselnd der Sitz der assyrischen Königsmacht waren, d. h. aus dem 11. bis Anfang des 9. Jahrhunderts. Damit gewinnen wir ein beachtenswertes weiteres Indizium für die Annahme, daß der Jahwiſt etwa unter David und Salomo geschrieben hat.

Wir wenden uns nun zu der jüngeren, im sogenannten Prieſterkodex niedergelegten Tradition über die Genesis der Völkerwelt. Sie iſt vollſtändig erhalten, bietet uns daher ein wertvolles Mittel, das ganze politische Weltbild Israels im Zeitalter der Entſtehung des Kernes des Prieſterkodex zu erkennen.

Wie in der jüngeren jahwiſtischen Tradition wird hier das Schema Sem, Ham, Japhet in umgekehrter Ordnung, mit dem jüngſten Noahsohne anfangend,



behandelt. Die ausscheidenden Linien Japhet und Ham ſtehen also voran. Im Prieſterkodex iſt das geradezu zur ſtiliſtischen Manier geworden, denn auch anderwärts, in den kurzen Genealogien der Erzväter, ſtellt er ſtets die ausscheidenden Linien an den Anfang.

Den Anfang macht also die Linie des Eponymen Japhet. Als seine »Söhne« nennt die Völkertafel: Gomer, Magog, Madaj, Javan, Tubal, Mešek und Tiras. Wir wissen aus den mehrfachen Erwähnungen dieser Namen im Alten Teſtament sofort, was der Verfasser unter dem Begriff Japhet zusammenfaßt: es sind die von seinem Standpunkt aus im Norden wohnenden Völker, sagen wir kurz: der kleinasiatische Kulturkreis. Japhet bedeutet also in der jüngeren genealogisch-ethnographischen Sage dasselbe wie in der oben besprochenen alten kananäischen Noahsage, ein Beweis dafür, daß der dunkle Name irgendwie mit dem Norden und Weſten zusammenhängt. Aber wir konſtatieren einen auffallenden Unterschied. In der Noahsage waren die nach Syrien vordringenden Hethiter der Repräsentant Japhets, hier sind es, wie wir sehen werden, Völker kaukasisch-arischer Herkunft. Damit iſt der veränderte hiſtorische Standpunkt der bei P überlieferten Völkertafel von vornherein erwiesen.

Sehen wir uns nun die genannten Japhetiten einmal näher an. An der Spitze ſteht Gomer. Das sind die aus den assyrischen Inschriften des 8. Jahrhunderts bekannten Gimirrâi, die Kimmerier der klassischen Überlieferung. Sie haben bereits um 710 im öſtlichen Kleinasien eine wichtige Rolle gespielt. Sanherib hatte als Kronprinz während seiner Statthalterschaft in den assyrischen Nordprovinzen heftige Kämpfe mit ihnen zu beſtehen. Nach den von Herodot wiedergegebenen und durch die Keilschriften längſt beſtätigten Überlieferungen der kleinasiatischen Griechen sind sie von den Skythen weſtwärts gedrängt worden und haben dann das phrygische Reich des Midas und das lydische des Gyges überrannt. Zur Zeit, als unsere Völkertafel entſtand, gehörten sie noch dem öſtlichen Kleinasien an, das zeigt ihre Zusammenſtellung mit Magog und Madâi, und ihre enge Beziehung zu Aškenas, Rifat und Togarma, die nach unserer genealogischen Sage »Söhne« Gomers waren. Magog kann wohl sprachlich nicht von Gog, dem Könige im fernſten Norden, von dem die israelitische Sage zu Ezechiels Zeit fabelte, getrennt werden. Gog aber iſt seit alters im Orient eine beliebte Bezeichnung für die Barbaren des Nordens, der ultima Thule, gewesen. Die Madâi sind natürlich die Meder. Sie werden zwar mit diesem Namen erſtmalig erſt unter Salmanassar II. erwähnt, waren aber den Assyrern seit langem als gefährliche Feinde an der Nordoſtgrenze des Reiches, im Gebiet öſtlich und südlich vom Urmiasee bekannt, und zwar unter dem Namen umman Manda »Mandahorden«, den noch 200 Jahre später die unter Kyaxares gegen Ninive anrückenden Meder im babylonischen Munde führten. Aškenas oder richtiger, wie Winckler und Knudtzon gezeigt haben: Aškus sind die aus Assarhaddons Inschriften und den Ominatexten des 7. Jahrhunderts bekannten Ašguzâi, die Σκύθαι der Griechen, die nach den Kimmeriern im öſtlichen Kleinasien erschienen, wie noch Herodots Gewährsmänner wußten, und wie auch die israelitische Völkertafel in ihrer Art deutlich zu erkennen gibt. Sie macht nämlich Aškus zum älteſten Sohne Gomers. Über Rifat und Togarma resp. Turgama sind wir bis jetzt

leider nur wenig orientiert, doch führt die Aussage Ezechiels, Togarma sei ein Land des Pferdeexports im hohen Norden, ziemlich sicher auf das **armenische** Bergland. Dort wird denn auch Rifat zu suchen sein, das Josephus auf Paphlagonien deutete.

Unsere Völkertafel faßt demnach zunächſt durch die Eponymen Gomer, Magog und Madâi und durch die drei »Söhne« Gomers die Völker des Gebietes zwischen dem Oberlauf des Halys und dem Nordweſtrand des iranischen Hochlandes zusammen. Wir dürfen daher erwarten, im folgenden über die politische Kultur des **weſtlichen** Kleinasien etwas zu hören. Dem iſt in der Tat so, wie schon der eine Namen **Javan**, d. h. die **Griechen** beweiſt. Als Repräsentanten der weſtlich vom oberen Halys und Antitaurus gelegenen Länder werden nämlich genannt: Javan, Tubal, Mešek, Tiras, worauf dann wieder dem erſten Eponymen dieser Untergruppe »Söhne« beigelegt werden, nämlich Eliša, Tarsis, Kittim und Rodanim. Von diesen »Söhnen« Javans, so fügt unsere Völkertafel abschließend hinzu, »haben sich die Küſtenländer resp. Inseln der Heidenvölker abgezweigt«. Der planvolle Aufbau der Japhetitengruppe, der sein Gegenſtück in der überlegten Ordnung der beiden andern Gruppen hat, iſt nicht zu verkennen. Wir werden ihn dahin deuten dürfen, daß zur Zeit des Verfassers der Völkertafel im öſtlichen Teile der Nordgruppe **kimmerische** (indogermanische), im weſtlichen **griechische** Stämme das größte politische Interesse in Anspruch nahmen. Ehe wir aber daraus den Schluß auf die Entſtehungszeit des sog. Prieſterkodex ziehen, müssen wir uns die genannten Eponymen etwas näher betrachten.

Nur bezüglich des Namens **Tiras** (Turas) sind wir noch im unklaren, die anderen sind mehr oder weniger greifbare hiſtorische Gebilde. Falls der Name Tiras (Turas) im Alten Teſtament überhaupt richtig überliefert iſt, wird man immer wieder auf die Ähnlichkeit mit dem ägyptischen Tur(u)ša geführt, auf die schon vor mehr als 70 Jahren von Ägyptologen und Altteſtamentlern hingewiesen worden iſt. Die Turša, die zuerſt in dem großen Bericht von Merenptas Sieg über die verbündeten Libyer und Seevölker erwähnt werden, sind aber schwerlich etwas anderes als die *Τυρσηνοί*, der Griechen, die Etrusci, die als Händler und Seeräuber seit alters im ganzen öſtlichen Mittelmeer bekannt waren. Sie müssen in der späteren, von Israel feſtgehaltenen Überlieferung als Bewohner Kleinasiens gegolten haben. Man wird dabei am eheſten an die Südweſtküſte denken dürfen. Bei der Erklärung der Namen **Mešek** (oder richtiger Mušk) und **Tubal** hat man sich lange durch die herodotische Zusammenſtellung der *Μόσχοι* und *Τιβαρηνοί* (3,94; 7,78) als zweier Völker in der 19. persischen Satrapie in Nordarmenien irreführen lassen. Nach der Anordnung unserer Völkertafel haben wir aber beide im eigentlichen Kleinasien zu suchen, und seitdem der leider zu früh heimgegangene H. Winckler schlagend die Identität des Königs Mita von Muški, des Gegners Sargons an der Weſtgrenze des assyrischen Reiches, mit dem Midas der griechischen Überlieferung nachgewiesen hat, kann über die Bedeutung der Eponymen Mušk und Tubal in Gen. 10 kein Zweifel mehr sein. Es sind damit Völker auf uraltem hethitischen Gebiet, im weſtlichen Kappadozien, in Phrygien und Lykaonien, gemeint oder richtiger: es sind zwei alte **hethitische** Stammes-

namen, die an diesem Gebiet für die Erinnerung Israels haften blieben, als ihre Träger, die Muski und Tubal, schon längst ostwärts an den Antitaurus gedrängt waren, und als auf den Boden des einstigen Hattireiches thrakisch-phrygische Stämme eine neue Herrschaft errichtet hatten.

Javan endlich bezeichnet, wie schon gesagt wurde, die Griechen, und zwar zunächst die kleinasiatischen Jonier. Auch die assyrischen Inschriften, zuerst in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts, kennen sie unter diesem Namen, Jāwana resp. Jam(a)nâi, dem das altpersische Jaunâ auf der Grabschrift Darius' I. entspricht. Diese Bezeichnung, die in der späteren Literatur des Alten Testaments und dann überhaupt im ganzen Orient die gewöhnliche für alle Griechen geworden ist, ist den Hellenen nicht unbekannt geblieben. Schon in Äschylus' »Persern« werden sie von Atossa und dem Chore *Ἰαονες* genannt, ebenso in Aristophanes' »Acharnern« v. 104, wozu das Scholion richtig bemerkt: »Die Barbaren nannten alle Hellenen Jonier.« Wie früh dieser Name im Orient bekannt gewesen sein muß, geht aus der Erwähnung der Jevan-na, d. h. wie bereits Champollion gesehen hat, der Jonier als Verbündeter der Hethiter unter Ramses II. (an der Wende des 14. und 13. Jahrhunderts' hervor. Er beruht also in unserer Völkertafel ebenso wie in den assyrischen Inschriften sicher auf alter historischer Überlieferung. Es ist hier nicht der Ort, das mit dieser frühen Erwähnung der Jonier gegebene Problem der griechischen Wanderung und speziell der Besiedelung der Inseln des ägäischen Meeres und der Küsten Kleinasiens auch nur von ferne zu berühren. Es muß genügen, festzustellen, daß die semitischen Orientalen von allen griechischen Stämmen zuerst die Jonier kennen gelernt haben, und daß demgemäß dieser Stammname, und zwar in seiner alten Form *Ἰαϝονες*, auf die die semitischen Äquivalente zurückgehen, zum Namen der ganzen Nation geworden ist. Und zwar ist das sicher nicht erst in der persischen Zeit geschehen, wie noch Stade vor 30 Jahren darzulegen sich bemühte, sondern viele Jahrhunderte früher. Unsere Völkertafel beweist das. Sie kennt nämlich als »Söhne« des für die westliche politische Kultur wichtigsten Eponymen Javan vier weitere Eponymen, auf die, wie schon gesagt, ausdrücklich die Bevölkerung der »Küsten« resp. der »Inseln« zurückgeführt wird. Es sind Eliš(a), Taršiš, Kittim und Rodanim. Nun ist freilich die Lesung des letzten Namens unsicher, und die Bedeutung von Eliš(a) und Taršiš trotz mehrfacher Erwähnung im Alten Testament nur im allgemeinen nach der geographischen Lage zu ermitteln. Beide müssen westwärts von der syrischen Küste im oder am Mittelmeer liegen. Wir werden daher gut tun, von dem erkennbaren Namen Kittim und von der allgemeinen Angabe, daß von diesen vier Eponymen die Bevölkerung der »Inseln« herstamme, auszugehen. Der Ausdruck Ijjim, »Inseln« oder »Inseln des Meeres«, zur Bezeichnung der Länder westwärts von Syrien scheint der traditionellen geographischen Terminologie des alten Orients anzugehören. Er findet sich genau so und in demselben Sinne sehr oft im Ägyptischen und reicht hier ins alte Reich hinauf. Schon der Sinuhe-Roman aus dem 18. Jahrhundert kennt ihn, und es kann jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß damit das gesamte Küsten- und Inselgebiet im Mittelmeer bezeichnet werden soll, also auch das südeuropäische Festland, speziell natürlich Griechenland. Synonym ist der



Name Kittim im Alten Teſtament, der vielleicht urſprünglich mit Chet, Hetta, Hethiter zuſammenhängt, aber ſchon in alter Zeit in viel umfaſſenderem Sinne gebraucht worden ſein muß. Jeremia ſpricht daher von den »Küſten« der Kittim, um die fernſten Heidenländer im Weſten zu bezeichnen. Genaueres über die Ausdehnung dieſes geographiſchen Begriffs erfahren wir aus einer Stelle in der Danielapokalypſe (11,30), wo auf das Ultimatum angeſpielt wird, das Popilius Laenas mit ſeinen energiſchen ἐνθαῦτα βουλεύου Antiochus IV. in Ägypten ſtellte. Hier wird die römiſche Geſandtſchaft mit dem Ausdruck »Kittäiſche Schiffe« (ṣijjim Kittim) charakteriſiert, wofür man aber mit einer ganz leichten Textänderung ṣirim Kittim: »Boten von Kittim« zu leſen haben wird. Die Einbeziehung **Italiens** in den alten Begriff Kittim iſt damit ſichergeſtellt. Wenn alſo in der Völkertafel von P die Kittim »Söhne« Javans genannt werden, ſo werden wir dabei mit H. Winckler in erſter Linie an die griechiſchen Kolonien in Sizilien und Unteritalien zu denken haben, deren Urſprung ja nachweislich bis in den Anfang des 8. Jahrhunderts zurückreicht. So haben wir, nebenbei bemerkt, abermals in unſerer Völkertafel ein wertvolles Moment für ihren hiſtoriſchen Standpunkt und damit für die Abfaſſungszeit des Kernes des Prieſterkodex. Von hier aus darf dann wenigſtens der Verſuch gemacht werden, den Namen Eliša zu deuten. Ezechiel ſpricht einmal (27,7) von den »Küſten von Eliša« als den Hauptexportplätzen für violette und rote Purpurſtoffe. Das Targum bringt zu dieſer Stelle die auffallende Interpretation medineth ithalja »eine italiſche Landſchaft«, und eine von Synkellos aus Euſebs Chronik aufgenommene ältere Tradition betont ausdrücklich den Zuſammenhang von Eliſſa und Sizilien. Man wird wohl nicht ganz in die Irre gehen, wenn man unter dem Eponymen Eliša der Völkertafel die Griechen Siziliens verſteht.

Nehmen wir hinzu, daß Tarſis wohl am eheſten auf das ſpaniſche Tarteſſos zu deuten iſt, ſo gewinnen wir das Reſultat, daß der Name Javan für den Verfaſſer der Völkertafel durchaus nicht auf die kleinaſiatiſchen Jonier beſchränkt iſt. Sein Blick reicht vielmehr weit weſtwärts über die Inſeln des Ägäiſchen Meeres und das griechiſche Feſtland bis zu den Küſten des Joniſchen und Tyrrheniſchen Meeres. Hier überall kennt er Javanſöhne. **Das koloniſierende Griechentum des helleniſchen Mittelalters iſt ihm eine bekannte Größe in der Entwicklung der politiſchen Kultur.**

Damit iſt aber der hiſtoriſche Standpunkt der Völkertafel des Prieſterkodex mit aller Deutlichkeit fixiert. Die Bedeutung des kimmeriſchen Elements im öſtlichen Kleinaſien, das Reich des Mita von Muški, der bedeutſame Vorrang von Javan in der Weſtgruppe der Nordvölker, den man mit Recht aus der politiſchen und wirtſchaftlichen Machtſtellung des joniſchen Elements im 8. Jahrhundert hergeleitet hat, endlich der Hinweis auf die großartige Koloniſationsarbeit der Griechen im Mittelmeer — das alles ſind Anzeichen, die auf die **Wende des 8. und 7. Jahrhunderts** hinweiſen. Von hier aus hat der Verfaſſer des Prieſterkodex mit weitſchauendem Blick in der traditionellen mythiſchen Form ſeine Descriptio orbis terrarum entworfen.

Mit dieſer Erkenntnis treten wir an die Beſprechung der beiden andern Gruppen der Völkertafel heran.

Als Söhne Hams wurden genannt: Kuš, Miſrajim, Put und Kanaan.



Kuš ist das bereits erwähnte ägyptische Kaš, die geographische und ethnographische Bezeichnung der südlich vom ersten Nilkatarakt liegenden Länder und ihrer Negerbevölkerung, also das klassische Äthiopien. Misrajim ist der geläufige Name für das eigentliche Ägypten. Unter Put, ägyptisch Punt(j), hat man mit W. M. Müller und Spiegelberg die afrikanischen Küstenländer am Südende des Roten Meeres zu verstehen. Ihm steht Kanaan gegenüber, so daß in dieser Aufzählung erst die Nilländer, dann die südlichen und nördlichen Grenzgebiete genannt werden. Dabei ist der beherrschende Gesichtspunkt nicht die Rasse, denn sonst würden nicht Neger, Ägypter und Semiten auf einen gemeinsamen Stammvater zurückgeführt werden, sondern einerseits ein aus äußerer Ähnlichkeit erschlossener Zusammenhang, andererseits und hauptsächlich die zur Zeit des Verfassers bestehende politische Konstellation. So allein erklärt sich die Bedeutung, die dem Eponymen Kuš innerhalb der Hamitengruppe beigelegt wird. Er steht am Anfang, weil er innerhalb der Hamgruppe zur Zeit der Abfassung des Priesterkodex die Vormacht ist. Das ist aber z. Z. der 25. sogenannten äthiopischen Dynastie an der Wende des 8. und 7. Jahrhunderts der Fall gewesen. Nur von Kuš werden auch »Söhne« und »Enkel« genannt. Es sind das südwestarabische Stämme, die uns zum Teil schon aus der älteren Völkertafel bekannt sind. Dort wurde sie ausdrücklich als der »semitischen« Schicht zugehörig bezeichnet, hier als »hamitisch«. Die Betrachtungsweise des Verfassers unserer Völkertafel ist also wesentlich anders; er reflektiert über die Ähnlichkeit der Bevölkerung von Nubien und Südarabien hinsichtlich der dunklen Hautfarbe und bringt sie darum in genealogische Beziehung, etwa so wie die Assyrer ausdrücklich die Meluḫḫa salmûti, die »schwarzen Araber«, von den andern unterschieden. Vielleicht hat ihn auch eine alte Tradition von den östlich und westlich wohnenden Äthiopiern geleitet, die noch in der Odyssee (I, 23) nachklingt.

Nur aus dieser reflektierenden, Überlieferung und eigenes Urteil verschmelzenden Betrachtung des Verfassers ist auch die Einordnung von Kanaan in die Hamitengruppe erklärlich. Als ägyptische Domäne war Kanaan seit alter Zeit kulturell sehr stark vom Auslande her beeinflußt, und dieser Einfluß hat, wie die Ausgrabungen beweisen, länger angehalten als die alttestamentarische Überlieferung uns vermuten ließ. Für die gelehrte Betrachtung der Völkerverhältnisse, wie sie doch nach allem bisher Gesagten in Gen. 10 offenbar vorliegt, war diese Tatsache daher von wesentlicher Bedeutung. Vielleicht spielen auch antiassyrische Neigungen in den priesterlichen Kreisen, aus denen die Völkertafel stammt, eine gewichtige Rolle. Dazu kam nun das Schwergewicht der politischen Tatsachen, der plötzliche Aufschwung Ägyptens unter den Äthiopen und damit das Wiederaufleben der alten Ansprüche der Pharaonen auf das syrisch-kananäische Vorderasien. Kanaan schien wieder in die politische Machtsphäre Ägyptens hineinzufallen.

Wir kommen zur dritten Gruppe. Als »Söhne« Sems werden genannt: Elam, Assur, Arpakhšad, Lud, Aram. Dazu kommen wieder als »Söhne« des Eponymen Aram vier aramäische Stämme des Westlandes. Auch hier ist das Ordnungsprinzip sofort klar. Der Verfasser will die Völkerwelt des Euphrat-Tigrisgebietes darstellen, und zwar nicht als ethnographische, sondern als kulturelle

Einheit. Zugleich sind wieder die politischen Verhältnisse maßgebend. An der Spitze stehen die nichtsemitischen Elamiter, die östlichen Grenznachbarn Babyloniens, die, soweit wir bis jetzt urteilen können, von jeher zum babylonischen Kulturkreis und im 3. Jahrtausend auch längere Zeit zum politischen Machtbereich der babylonischen Könige gehört haben. Am Ausgang des 8. Jahrhunderts waren sie neben Assur ohne Zweifel die bedeutendste politische Macht. Nur unter großen Opfern gelang es den assyrischen Königen Tiglat-Pilesar, Sargon und Sanherib ihren Einfluß in Babylonien zu brechen. An Elam schließt sich an Assur, Arpakhšad, Lud und Aram. Assur und Aram bedürfen keiner Erklärung. Lud ist, wie zuerst H. Winckler und Jensen gesehen haben, das keilschriftliche Lubdu, ein Gebiet am oberen Tigris, westlich vom Wansee, also etwa der Sophene der hellenistischen Zeit entsprechend. Es soll wohl mit Arpakhšad in diesem Zusammenhange die Nordgrenze des babylonischen Kulturbereichs andeuten. Damit wäre dann die Richtung gewiesen, in der wir den ganz unverständlichen Namen Arpakhšad zu suchen hätten. Tatsächlich haben seit Bochard verschiedene Forscher, u. a. Nöldeke, die spätere Arrapachitis am oberen Zab, also ein nichtsemitisches Gebiet, zum Vergleich herangezogen. Aber das ist wohl sprachlich nicht möglich und macht auch darum Schwierigkeit, weil in dem auf die Völkertafel folgenden Semstammbaum, der die Ahnen Israels bis auf Abraham enthält, der Name Arpakhšad noch einmal vorkommt. Liegt nun auch hier eine etwas abweichende Tradition zugrunde, so bleibt doch die Identität des Namens, die es umöglich macht, seinen Träger anderswo als innerhalb der »semitischen« Gruppe dieses östlichen Völkerkreises zu suchen. Die Herleitung Israels von Sem über einen nichtsemitischen Eponymen Arphakhšad ist ausgeschlossen. Dürfen wir aus der Reihenfolge, in der die Sem-Söhne aufgezählt werden, einen Schluß ziehen, so ist Arpakhšad westlich von Lud, also gleichfalls im armenischen Gebirgslande zu suchen. Von dorther werden tatsächlich die »Semiten« nach Vorderasien gekommen sein.

Überblicken wir abschließend das vorgelegte Material der priesterlichen und jahwistischen Völkertafel, so kann es keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, daß beide Traditionen gegen die früher und z. T. jetzt noch vertretene Auffassung, Israel habe bis zur assyrischen Zeit in Isoliertheit sein politisches und kulturelles Dasein geführt und über die allernächsten Nachbarn nicht hinausgeblickt, ein entschiedenes Veto einlegen. Tatsache ist vielmehr, daß der gelehrte Verfasser der Grundschrift des Priesterkodex an der Wende des 8.–7. Jahrhunderts v. Chr. in dem Völkerleben seiner Zeit überraschend gut Bescheid weiß. Die politische Entwicklung im Mittelmeer und in den alten Kulturzentren Babylonien, Ägypten und Kleinasien liegt klar vor seinem Auge. Ihm stehen für seine Darstellung ältere Traditionen darüber zur Verfügung, die er aber nicht einfach übernimmt, sondern seinem historischen Standpunkte und seinen ethnographischen Theorien anpaßt. Er steht ihnen also mit einem auf eigener Beobachtung beruhenden selbständigen Urteil gegenüber. Das läßt aber auf intime Beschäftigung mit dem politischen Leben der größeren Völkerwelt schließen. Dabei setzt der Verfasser lebendiges Interesse für diese Dinge bei seinem Volke voraus, denn er schreibt ja nicht für einen engeren Kreis zünftiger Gelehrter, sondern für die Gesamtheit.

Sein Werk ist ein volkstümliches Buch im besten Sinne.

Nicht anders der etwa drei Jahrhunderte ältere Jahwist, nur daß dieser klassische Schriftsteller wie überall so auch in der Zeichnung des weltgeschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich Israels religiöse und völkische Entwicklung vollzieht, unmittelbarer, weniger objektiv-wissenschaftlich und darum poetischer verfährt. Er nimmt die überkommenen außerisraelitischen Traditionen über die politische Kultur des alten Orients in sein Werk auf, ohne sie miteinander auszugleichen. Aber indem er es tut, zeigt auch er sich erfüllt von dem lebhaftesten Interesse an dem, was sich draußen in der großen Welt an geschichtlichem Leben abgespielt hat und noch abspielt. Und auch er darf desselben Interesses bei seinen Lesern gewiß sein. Wäre es anders, so läsen wir jetzt in seinem Buche weder eine Völkertafel noch all jene uralten ethnographischen Sagen, mit denen er es ausgeschmückt hat, und deren Vorhandensein allein schon den Beweis liefert, daß es ein Israel mit jenem seltsam verkürzten politischen Horizont, den ihm die frühere einseitige literarkritische Forschung andichten wollte, nie gegeben hat.

Wilhelm von Humboldt über Wert und Wesen der künstlerischen Form.

Von

Oskar F. Walzel.

Wir treten in ein Zeitalter ästhetischer Selbstbesinnung ein. Weniger das künstlerische Schaffen meine ich mit diesen Worten als die Kritik und die ästhetische Erfassung von Kunstwerken. Der Relativismus, der im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Geisteswissenschaften sich immer kräftiger durchgesetzt hatte, begnügte sich lange Zeit, geschichtliches Verständnis für die gegensätzlichsten Erscheinungen der Kunst lediglich vom Standpunkt des Eigenrechts jeder künstlerischen Leistung zu fordern. Kräftig eiferte er gegen eine Ästhetik, die aus einer Reihe von Kunstwerken Wertmaßstäbe ableitete und sie gegen andere Kunstwerke ausspielte. Seit Herder war Deutschland bemüht, solcher Engherzigkeit den kaum übersehbaren Reichtum künstlerischer Möglichkeiten entgegenzuhalten, den die Menschheit seit Jahrtausenden erzeugt hat. Staunend entdeckte man Kunstwerke, die dem geheiligten Wesen des Klassizismus durchaus widersprachen und dennoch Saiten unseres Gefühlslebens stärker rührten, kräftiger nachklingen ließen, als die Schöpfungen klassischer Poesie und klassischer bildender Kunst. Die Vorstellungen von künstlerischer Form, mit denen früher gearbeitet worden war, wurden umgestürzt. Weil sie sich nicht zu bewähren schienen, begann man an dem Wert des ästhetischen Formbegriffs überhaupt zu zweifeln. Ist die Anzahl der Formen, die längst verwirklicht sind oder deren



künftige Verwirklichung sich ausmalen läßt, nicht viel zu groß, als daß ihre Umschreibung und ihre Bestimmung irgend etwas fruchteten? So schloß man; und mit raschem Eifer wurde als neue Heilslehre verkündet; jedem Land, jedem Zeitalter seine Form! Jeder Dichter, jeder Künstler sollte sich seine eigene Form erfinden.

Eine Anschauung von Form, die derart ins Weite ging, mußte früher oder später zu völliger Auflösung der Form, mindestens aber zu völligem Verzicht auf tatsächliche Verwertung des Formbegriffs führen. Wirklich bildete sich im verflossenen Jahrhundert mehr und mehr die Ansicht heraus, daß der Wert künstlerischen Schaffens einzig in der Fähigkeit ruhe, das Leben in seinem Reichtum und seiner Beweglichkeit, in seinen Farben und Tönen, in seinem Rhythmus und seinem Sinn möglichst genau wiederzugeben. Die Form durfte nur soweit mitsprechen, als sie dem »treffen« nicht im Wege stand. Auf »treffen« lief ja alles hinaus. Künstlerisches Können sollte nur noch in vollwertiger Wiedergabe des Lebens sich bewähren.

Die Folge ist, daß die Mehrzahl der Menschen heute kein Mittel hat, Kunst und mechanische Wiedergabe der Welt reinlich zu scheiden. Die Erörterungen über den Kinematographen, die heute an allen Ecken und Enden angestellt werden, die Tatsache, daß ernste Anwälte der Kunst sich in seinen Dienst begeben und dadurch der Kunst zu dienen meinen, alles das beweist schlagend die völlige Unsicherheit in ästhetischen Dingen, die heute um sich gegriffen hat. Das Gefühl für die Bedeutung, die der Form in der Kunst und für die Kunst zukommt, scheint gründlich verwirrt zu sein. Und das ist eine schlimme Gefahr für unser Kunstleben überhaupt.

Glücklicherweise sind seit geraumer Zeit feinfühlige Männer am Werk, den Begriff der künstlerischen Form neu zu ergründen, ihn auf solche Weise für unsere Zeit zu retten, ihn zu neuem Leben für die Zukunft zu erwecken.

Nur als eines der vielen Symptome des geschwächten Formbewußtseins, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch an großen Künstlern sich nachweisen läßt, sei Ibsens Ansicht angeführt, daß der Vers alles Lebensrecht verloren habe. Der alternde Ibsen blickte mitleidig auf seine eigene Jugend zurück, in der er selbst noch Verse geformt hatte! Ich möchte diese Tatsache nicht schlechtweg zum Kennzeichen von Ibsens »Naturalismus« stempeln. Wir haben allmählich gelernt, das Wort »Naturalismus« mit Vorsicht zu gebrauchen. Gewiß ist auch der sogenannte Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrunderts nicht allein für die Zerstörung des künstlerischen Formbewußtseins verantwortlich zu machen. In ihm gipfelt nur eine Bewegung, die weit früher einsetzt. Die Abkehr von der Kunstwelt des deutschen Klassizismus und der deutschen Romantik fällt weit früher und ist wohl der eigentliche Ausgangspunkt. Mit dieser Abkehr fällt die Abwendung von der spekulativen Ästhetik des deutschen Idealismus zusammen. Mag gegen ästhetische Spekulation und Metaphysik der Kunst auch vom Standpunkt fortgeschrittener Erkenntnis heute viel einzuwenden sein, sicher ist, daß um 1800 der Formbegriff deutschen Denkern und Künstlern noch feststand. Nur im Fahrwasser einer immer materialistischeren Weltanschauung ging er uns fast verloren. Eine Folgeerscheinung des Materialismus ist der Naturalismus; und daher fällt auch ihm in der Geschichte des künstlerischen Formbegriffes



eine bedeutſame, ja eine bedenkliche Rolle zu.

In unmittelbarer Wendung gegen den Naturalismus des ausgehenden Jahrhunderts, als Aufruf zum Kampf gegen den Naturalismus, der damals ſeine größten Erfolge hatte, trat 1893 das Büchlein in die Welt, von dem mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt alle neueren Bemühungen ausgehen, dem künſtleriſchen Formbegriff wieder zu ſeinem Recht zu verhelfen. Nicht ein ſpintiſierender Gelehrter, nicht ein abſtrakter Denker, ſondern ein Künſtler von echtem Schrot und Korn hat es geſchrieben. Adolf Hildebrands Schrift »Das Problem der Form in der bildenden Kunſt« prägte in einer ſchwerblütigen Sprache ein Bekenntnis aus, wie es nur ein Mann der Tat, nicht ein Forſcher geben konnte. Dem Bildhauer war es an eigener und fremder Arbeit aufgegangen, daß für den Beſchauer ein Kunſtwerk in dem unfertigen Zuſtand des Natureindrucks etwas Quälendes bedeute. Wohl hatten andere gleiches verſpürt, doch er vermochte auch anzugeben, durch welche Maßnahmen des formenden, den Natureindruck abſichtlich ausſchließenden Künſtlers dieſes Quälende zu beſeitigen ſei. Das künſtleriſche Formen des plaſtiſchen Künſtlers beruht nach Hildebrand auf einem Vorgang, durch den das Dreidimenſionale und Kubiſche des Natureindrucks zu einer Geſichtsvorſtellung wird, die wie eine Fläche wirkt. Die Form, in der dem Betrachter ein Werk der Plaſtik ſich zeigt, ſoll mithin in ihrer Wirkung auf das Auge einem Werk der Flächenkunſt ſich nähern, ſoll ähnlich wie die Fläche eines Gemäldes dem Beſchauer ſich darſtellen.

Daß gegen dieſe Anſchauung auch Einwände zu erheben ſind, bleibt ſelbſtverſtändlich. Das Wertvollſte, das ſie hält, liegt an anderer Stelle. Hier wohl zum erſtenmal iſt innerhalb bildender Kunſt nicht von einem ſchwerumſchreibbaren Idealiſieren die Rede, ſondern von einem formenden Vorgang, der von der Natur zur Kunſt führt und die Natur von der Kunſt unterſcheidet. Die Form, die der Bildhauer verwirklicht, wird durch Hildebrand gedanklich beſtimmt; ſie erhält zugleich den Charakter einer Anweiſung, die der Lehrer dem Schüler gibt. Der Schüler erfährt, wie er's machen muß, er wird nicht bloß mit dem Wort abgeſpeiſt, daß er über die Natur hinauszukommen und etwas, das mehr als Natur iſt, zu ſchaffen ſich befleißen müſſe. Vor allem erweckt Hildebrand ein ſtarkes Gefühl für den Gegenſatz des Geformten und Ungeformten und damit das Bewußtſein für die Bedeutung der Form innerhalb der bildenden Kunſt. Mögen andere dieſe Form anders beſtimmen, die Entfernung von Natur und Kunſt anders bemeſſen: ſicher können ſie nur in der Wahl des Weges, nicht in der Richtung von Hildebrand abweichen, ſoweit auch ſie dem Grundſatz der Notwendigkeit künſtleriſcher Formung anhängen.

Hildebrands Beſtimmung des Verhältniſſes von Natur und Kunſtwerk führt weit hinaus über den Begriff innerer organiſcher Notwendigkeit, den der deutſche Klaſſizismus zu gleichem Zweck feſtgeſtellt hatte, und der von dem Klaſſizismus der Romantik übergeben worden war. Goethe und Schiller fanden das Gebot vor, der Künſtler ſolle idealiſieren und durch die Idealität ſeiner Darſtellung das Kunſtwerk von der Natur entfernen, es über die Natur emporheben. Dieſes Gebot ließ der Willkür des idealiſierenden Künſtlers Tür und Tor offen und gab nichts weniger als eine greifbare Anſchauung der Aufgaben künſtleriſchen Formens.

Um auf einem Wege, der von der Natur wegführte, nicht völlig sich zu verlieren, setzte unsere klassische Ästhetik fest, daß bei aller Gegensätzlichkeit von Kunst und Natur doch eines beiden gemein sein müsse: die innere Notwendigkeit. Wie jedes Werk der Natur durch innere Gesetze zu einem einheitlichen Organismus werde, in dem alles sich wechselseitig bedinge, so müsse auch im Kunstwerk ein Organismus erstehen, dessen innere Zusammenhänge nicht auf Willkür, sondern auf Notwendigkeit beruhten. Es ist selbstverständlich, daß diese Vorstellung von einer organischen Notwendigkeit der künstlerischen Formung weit eher anzeigte, wie nahe die Kunst der Natur bleiben müsse, als daß sie eindeutig dargetan hätte, wie der Künstler nun doch zu einem Gebilde gelangen könne, das mit den Schöpfungen der Natur nicht zusammenfalle. Immer wieder verlangten so Klassiker wie Romantiker, daß Werke der Kunst den Anschein meiden sollten, Werke der Natur zu sein. Das künstlerische Schaffen beider Gruppen führte diesen Grundsatz durch, in verschiedener Weise und mit wechselndem Erfolg. Allein zum theoretischen Ausdruck des Unterschieds, der zwischen Kunst und Wirklichkeit walten solle, hatten beide Gruppen doch auch nur das vieldeutige Wort »Idealisierung«; »Ideal« aber und alle Wortbildungen, die mit diesem Begriff verknüpft sind, wurden durch den Mißbrauch, den man mit ihnen getrieben hat, allmählich derart entwertet, daß sie uns heute fast bedeutungslos und bestenfalls Lieblingswendungen von Bierrednern und Geschäftsanzeigen geworden sind. Gibt es doch heute Geschäfte für ideale Wohnungseinrichtung!

Schon Winckelmann kam durch das vieldeutige Wort in böse Widersprüche. Ja es verleitete den feinfühligen Nachempfinder griechischer Kunst zu falscher Deutung des Wesens künstlerischer Formung.

Klar und scharf weist den Mißgriff Winckelmanns ein Brief Wilhelm von Humboldts nach, der vor kurzem im neuesten Bande seines Briefwechsels mit Karoline, Humboldts kunstverständiger, in allen Fragen der Plastik vorzüglich sachkundiger Gattin, veröffentlicht worden ist. Vielleicht sah kein Zeitgenosse Humboldts, mit einziger Ausnahme des jungen Friedrich Schlegel, durch die verundeutlichenden Schleier, die im 18. Jahrhundert noch immer um die Antike gelegt worden waren, gleich klar und scharf hindurch auf deren wahres Wesen, wie Humboldt. Leider blieben die Ergebnisse dieser Tiefblicke bei Friedrich Schlegel rasch hingeworfene Fragmente; Humboldt verarbeitete sie wohl meist zu umfänglichen Studien, die in gründlicher und scharfsinniger Weise das echte Wesen der griechischen Antike gegen die konventionellen Vorstellungen von ihrer Einzigkeit und Unvergleichlichkeit ausspielten. Allein diese Studien blieben in seinem Pulte liegen und treten erst jetzt, da auf anderen Wegen ihre Ergebnisse längst überholt sind, ans Licht.

Was Humboldt in dem Briefe vom 10. Juli 1818 vorträgt, erscheint indes auch heute wie ein augenblickliches Aufblitzen besserer Erkenntnis. Ein paar Worte sagen da mehr, als in allen Aufsätzen Humboldts, die von griechischer Kunst und von künstlerischer Form sprechen, anzutreffen ist. Der Brief stammt aus London. Humboldt hatte Stunden um Stunden vor den »Elgin marbles« gestanden und eine Welt griechischer Kunst andächtig beschaut, die den Winckelmann und Goethe vollends



aber für Schiller und die Frühromantiker zur Zeit, da die organische Ästhetik ausgestaltet wurde, etwas Unbekanntes geblieben war. Wiederum wie in seinen älteren Studien über griechisches Wesen, griechische Kultur und griechische Dichtung hatte Humboldt eine weitüberlegene Stoffkenntnis vor anderen voraus. Sofort ging er den Vorstellungen zu leibe, die Winckelmann mit dem Wort »das Idealische« verband. Winckelmann suche es immer in einer Veredelung der menschlichen Form, einer Erweiterung der Züge, einer geringeren Andeutung der Muskeln einer Weglassung gewisser Details, wie z. B. der Adern. Er verliere sich dadurch in etwas, das teils unmöglich wäre, teils als vage und unbestimmt aus der Kunst herausgehen würde. Humboldt führt den Torso des Neptun vom Fronton des Parthenons gegen Winckelmann ins Feld; er habe sogar sehr deutliche Adern. Auch an den Pferden seien die Adern überall sorgfältig angedeutet. Und dann macht sich Humboldt daran, aus eigener Erwägung und Erkenntnis das Wesen künstlerischer Form besser zu bestimmen. Wo sie fehle, werde der Eindruck einer Menge von nirgends recht zusammenstimmenden Einzelheiten wachgerufen. Dieser Eindruck sei daher unbestimmt und verwirrt. Im Gegensatz dazu verlangt Humboldt, daß durch alle Einzelheiten hindurch nicht nur die wesentlichen Eigenschaften des organischen Baues, sondern, wo das Höchste erreicht werden soll, die Eurhythmie der Umrisse zur Geltung kommen müsse, oder daß man von beiden wie von einem elektrischen Schlage in einer übrigens ganz individuellen Figur getroffen werde. Er begründet seine Behauptung: »Daß es ebenso ein Gefallen an den Verhältnissen auch der ganz bedeutungslosen Gestalt (Kreisen, Winkeln, Linien) wie in den Tönen, nur schwächer und weniger mannigfaltig, gibt, ist, dünkt mich, unleugbar. Daher kommt es nun auch, daß trockene, steife, eckige Zeichnung, wenn sie nur von jenem Sinn für die Reinheit und Einfachheit der Gestalt durchdrungen ist, allemal mehr Eindruck macht und mehr Wirkung hervorbringt als die unmittelbar, aber auf unrechtem Wege auf Schönheit, Leben und Bewegung ausgehende.« Humboldt beruft sich auf ägyptische Skulptur und stellt ihr die geringere künstlerische Wirkung Berninis gegenüber. Daher solle die Kunst nicht von Nachahmung der Natur, sondern von der Mathematik, der »Urharmonie der Gestalten«, ausgehen. »Der Künstlersinn muß von diesem reinen Sinn für Gestalt und Eurhythmie anfangen, sich durch die Natur bis zu dieser durcharbeiten und dann freilich, indem er der Natur immer treu bleibt oder vielmehr ihr erst so recht treu wird, diesen Sinn wieder in seinem Werk ausdrücken.« Darum sehe griechische Kunst in den Gestalten weit mehr auf Schärfe und Bestimmtheit als auf Reiz, fliehe weit weniger Härte als Unbestimmtheit. Wirklich könne ägyptische Kunst wahrhaft als Grundlage solcher Kunst der Eurhythmie angesehen werden, wenn sie es auch historisch gar nicht gewesen sein sollte.

Weit hinaus über die Versuche Winckelmanns und seiner nächsten Nachfolger, hinaus vor allem über die Forderungen organischer Gesetzlichkeit der inneren Form eilt Humboldt mit diesen Betrachtungen. In der Eurhythmie, die er aus der Welt der Töne holt, stellt er einen neuen Gesichtspunkt auf für die Bestimmung des Wesens der plastischen Form. Ausdrücklich kehrt er sich mit der Forderung einer Eurhythmie der Form gegen alle Kunst



die nur reichbewegtes, reizvoll spielendes Leben festhalten möchte.

Weniger scharf hatte schon ein vorhergehender Brief an Karoline — vom 15. Mai 1818 — die Vermutung aufgestellt, daß griechische Kunst von den Ideen der Symmetrie und des Ebenmaßes ausgegangen sei. Die Griechen »wollten nicht die Menschen nachbilden, wie sie leiben und leben, sondern ihr Instinkt führte sie gleich . . . auf das Gerüst der Schönheit, wenn man so sagen darf, in Zirkeln, Winkeln und Linien. Dadurch hat nun alles Schönheit, alles Größe in ihnen, und die Leichtigkeit konnte sich später ohne Gefahr hinzugesellen.« Humboldt beruft sich noch darauf, daß er diese Gedanken einmal in einem Aufsatz ausgeführt habe. Leitzmann meint, nur die Studie »Latium und Hellas« von 1806 könne gemeint sein; sie ist im dritten Bande der großen Ausgabe der Berliner Akademie jetzt leicht zugänglich gemacht. Humboldt selbst indes gesteht, er habe damals übertrieben und die Kunst ganz auf Mathematik aufgebaut. So dürfen wir uns mit der reiferen Fassung des Gedankens, wie er in den beiden Briefen von 1818 entwickelt ist, begnügen und den älteren Versuch beiseite lassen.

Die beiden Briefe treten in einem Augenblick ans Licht, da sie auf Verständnis rechnen, noch mehr: da sie neuesten Bestrebungen zuhilfe kommen können. Vor wenigen Jahren hätten sie vielleicht nur bedauerndes Lächeln wachgerufen. Nach allem, was ich oben über Hildebrands Absichten gesagt habe und über die Fassung, die er der Aufgabe plastischer Formung gibt, braucht wohl nicht weiter nachgewiesen zu werden, daß Humboldt und Hildebrand auf der gleichen Bahn sich bewegen. Beide entfernen sich gleichmäßig von dem Wunsche einer Nachbildung des Lebens, beide suchen nach den Gesichtspunkten, von denen aus das Wesentliche und Entscheidende des Formbegriffes der Plastik nicht in »treffender« Wiedergabe der Natur, sondern in einer mathematisch bedingten Gestaltung zu erkennen wäre.

Noch deutlicher gibt sich die Übereinstimmung Humboldts mit unserer Zeit kund, wenn von Hildebrand zu jüngster Forschung weitergeschritten wird, die auf Hildebrands Anregungen zurückgeht und sie weitertreibt. Ich denke vor allem an Wilhelm Worringers Arbeiten »Abstraktion und Einfühlung« und »Formprobleme der Gotik«. Beide Studien hängen enge zusammen, die zweite stützt sich auf die erste, sie vertieft die Anschauungen der ersten. Beide Arbeiten erlebten rasch neue Auflagen, scheinen also das Interesse unserer Zeit, sei's nun in Zustimmung oder in Ablehnung, wachgerufen zu haben. Worringer möchte einer Kunst gerecht werden, die grundsätzlich der antiken ebenso fremd gegenübersteht wie der Kunst der Renaissance. Er begnügt sich indes nicht mit dem einigermaßen verschwommenen Begriff historischen Verständnisses, sondern strebt nach einem Formbegriff, der auch dieser scheinbar formwidrigen Kunstwelt gerecht wird. Er stützt sich auf die scharfsinnigen Beobachtungen des frühverstorbenen Wiener Kunsthistorikers Alois Riegl, und ihm erscheint als Grundfehler der üblichen historischen Betrachtung, daß sie überall da ein mangelndes Können annimmt, wo von vornherein nicht an ein »treffen« gedacht war, sondern ein ganz anders gerichtetes Kunstwollen vorlag. Den Begriff des Kunstwollens übernimmt Worringer von Riegl.

Worringer gelangt auf seinem Wege

zu einer Auffassung der klassischen Kunſt alter und neuer Zeit, die von Humboldts Anschauungen abweicht. Doch nicht in diese Einzelheiten und in die größeren oder kleineren Gegensätze beider möchte ich mich verlieren. Vielmehr ſtelle ich die entscheidende Übereinſtimmung feſt: ganz wie Humboldt scheidet Worringer eine Kunſt, die ein Stück Leben so wiedergeben will, daß wir uns selbſt in ihm wiederfinden, und eine Kunſt, die sich von allem Zufälligen und Zeitlichen des Weltbildes loslösen möchte. Ihm weiſt jene Kunſt auf das Bedürfnis der Einfühlung, diese auf den Wunsch nach Abſtraktion hin. Wie zwei Pole menschlichen Kunſtempfindens verhalten sich Einfühlungs- und Abſtraktionsbedürfnis; sie scheinen sich auszuschließen; in Wirklichkeit ſtellt die Kunſtgeschichte eine unaufhörliche Auseinandersetzung der beiden gegensätzlichen Richtungen dar. Wo aber das Abſtraktionsbedürfnis waltet, da iſt auch eine geometrische Gesetzmäßigkeit der Form anzutreffen. Worringer schreibt den Ägyptern zu, daß sie die abſtrakte Tendenz des Kunſtwollens am gründlichſten durchgeführt hätten. Wiederum deutet er auf die Zusammenhänge, die sich schon in Humboldts Briefen herausſtellen. Und wie Worringers ganzes Streben darauf hinausgeht, den Wert dieses abſtrakten Kunſtwollens zu erfassen, so kann er auch das Eigenrecht ägyptischer Kunſt dartun, mindeſtens eine Stimmung finden, in der ihm vorübergehend neben der Großartigkeit ägyptischer Monumentalkunſt die Wunderwerke klassisch-antiker Skulptur wie die Erzeugnisse einer kindlicheren, harmloseren Menschheit erscheinen.

Wohlbemerkt: weit mehr als Hum[illegible] Worringer bemüht, Formbegriffe [illegible]n, die ebenso für griechische wie für ganz andere Kunſt ausreichen, das Kunſtwollen auch dort zu verſtehen, wo es dem Kunſtwollen des Griechen widerspricht. Letzten Endes aber treffen beide überein. Beide eröffnen weite Ausblicke auf einen Begriff der Form, dessen Bedingungen nicht in der Wirklichkeit, nicht im Leben liegen. Auf einen Begriff der Form, der vielmehr aus bewußter Entfernung vom Leben herkommt. Für das Recht einer künſtlerischen Eurhythmie, die sich in geometrischer Formgeſtaltung auslebt, kämpfen beide.

Sie tun es nicht im Dienſt einer Kunſt, die sie wachrufen wollen, sondern als Betrachter vergangener Kunſtperioden. Das unterscheidet sie von einem Künſtler, der wie Adolf Hildebrand der Kunſt seiner Zeit den Weg weisen möchte. Die Anwendung auf die Kunſt unserer Tage zu machen, überläßt Worringer anderen. Höchſtens, daß er einmal in der Hilflosigkeit, mit der auch ein künſtlerisch geschultes Publikum einer Erscheinung wie Hodler gegenüberſteht, die Folge unserer Gewohnheit erblickt, im Naturwahren die Bedingung des Äſthetischen zu suchen.

Nahe liegt, daß die Anwendung dieser neuen Anschauungen Worringers, in denen die alten Anschauungen Humboldts zu neuem Leben erwachen, in einer Zeit des Kubismus zu Mißverſtändnissen führe. Und doch iſt wohl auch der Kubismus nur ein Symptom der Umkehr, von der ich ausgegangen bin. Müde der Naturnachahmung spürt der Künſtler nach dem Wesen des Formbegriffs, der dem 19. Jahrhundert faſt fremd geworden war. Und wie das Streben, im Kunſtwerk ein Stück Leben feſtzuhalten, neben dem Pfade zu ſtarken Schöpfungen auch Irrwege eröffnete, so kann auch dem Streben nach einem



neuen Formbegriff gleiches Schicksal erstehen.

Nicht jedoch von der Kunst, sondern von der ästhetischen Selbstbesinnung, die sich heute vollzieht, wollte ich sprechen. Diese Selbstbesinnung weckt Gedanken zu neuem Leben, die schon am Ende unserer klassischen Zeit zur Reife gediehen waren. Wie Humboldt vor den Schöpfungen antiker Kunst zu der Annahme einer eurhythmischen Form gelangte, die ihm schon an den Ägyptern auffiel, so stützt sich heute der Versuch Worringers, das Kunstwollen zu ergründen, auf ägyptische Kunst.

Dem Betrachter der Poesie ersteht da wie dort die Aufgabe, gleichfalls dem dichterischen Kunstwollen nachzugehen. Auch die Literaturgeschichte muß vergessen lernen, daß Lebenswahrheit allein Poesie bedinge. Noch fehlt uns viel, um den Formabsichten der Poesie allenthalben gerecht zu werden. Weil ich selbst diesem dichterischen Formwillen nachspüre, freue ich mich der Hilfe, die von der Kunstgeschichte solcher Bemühung geleistet wird.

Die „Neue Wirklichkeitslehre“ in der amerikanischen Philosophie.

Von

Günther Jacoby.

I.

Frederick J. E. Woodbridge.

Während des letzten Jahrzehnts ist in der Philosophie der Vereinigten Staaten eine neue Richtung aufgekommen: teils im Bunde, teils in Auseinandersetzung mit dem »Pragmatismus«, und in den östlichen Staaten ihn bereits überflügelnd. Der Hauptgegenstand dieser philosophischen Richtung ist der Versuch einer neuen Wirklichkeitslehre, die in mancher Hinsicht an Avenarius, Mach und Schuppe erinnert, in anderer Hinsicht wieder den Bestrebungen von Johannes Rehmke und denen von Oswald Külpe entgegenkommt, sich bisweilen eng mit der Philosophie von G. E. Moore und Bertrand Russell berührt und doch von allen diesen Lehren unterschieden ist als ein Eigengewächs der amerikanischen Hochschulphilosophie. Wie der »Pragmatismus«, so versteigt sich auch die neue amerikanische Wirklichkeitslehre in manchen Fassungen zu unerhörter Kühnheit. Kein Zweifel unter diesen Umständen, daß sie, wie ihr »pragmatischer« Zwilling, den heftigsten Anfeindungen ausgesetzt sein wird, wenn auch zu hoffen ist, daß der Streit sachverständiger und sachlicher geführt werde, als der um den Pragmatismus. Auch wer, wie der Verfasser, den Vertretern der neuen Lehre in den wesentlichsten Punkten unrecht gibt, wird bei tieferem Eindringen und gründlichem Durchdenken aus den neuen Aufstellungen einen reichen Schatz geklärter Begriffe mitnehmen. Gerade diese Gründlichkeit des Durchdenkens ließ aber die deutsche Art der Abfertigung des »Pragmatismus« mit wenigen rühm-



lichen Ausnahmen vermiſſen. Hoffen wir, daß unſere Auseinanderſetzung mit der neuen amerikaniſchen Wirklichkeitslehre einem beſſeren Schickſale entgegengeht.

Für uns Deutſche iſt es außerordentlich ſchwer, ein angemeſſenes Bild von der amerikaniſchen Philoſophie zu gewinnen: teils wegen der ungefügen Darſtellungsweiſe vieler amerikaniſcher Denker; teils aber auch deshalb, weil die wichtigſten amerikaniſchen Arbeiten in Zeitſchriften zerſtreut ſind, die auf den meiſten deutſchen Büchereien leider fehlen. Ich habe daher geglaubt, meinen deutſchen Fachgenoſſen einen Dienſt zu leiſten, indem ich im folgenden eine annähernd vollſtändige quellenmäßige Darſtellung der »neuen Wirklichkeitslehre« in Amerika gebe.

Den ſachlichen Ausgangspunkt der neuen Wirklichkeitslehre bildet ein Bewußtſeinsbegriff, der ſelbſt zwar in ſeinem Kern nicht neu iſt, aber zu neuen Folgerungen Anlaß gibt. Wie in anderen Bewegungen der neueren amerikaniſchen Philoſophie, ſo iſt auch hier in gewiſſem Sinne von William James der Anſtoß ausgegangen, wiewohl James von einigen Vertretern der neuen Wirklichkeitslehre im Grunde wohl mit Unrecht als einer der Ihren angeſehen wird.

James' Beitrag zur neuen Wirklichkeitsphiloſophie beſteht faſt ausſchließlich in ſeiner Bewußtſeinslehre, und man kann nicht einmal ſagen, daß er dieſe nach der Richtung der neuen Wirklichkeitslehre ausgebaut habe. Trotzdem hat James anregend auf die neue Bewegung eingewirkt. In der ihm eigenen zum Widerſpruch herausfordernden Ausdrucksweiſe veröffentlichte er im Jahre 1904 einen Aufſatz mit der Überſchrift: »Gibt es ein Bewußtſein?« und verneinte die Frage.[1]) Er habe ſeit zwanzig Jahren gegen den Begriff des Bewußtſeins Mißtrauen gehabt und ihn nunmehr endgültig über Bord geworfen. Tatſächlich treibe die geſamte neuere Philoſophie zu dieſer Seelenleugnung, nachdem der alte Seelenbegriff von Kant in die »ſynthetiſche Einheit der transzendentalen Apperzeption« verwandelt und dieſe von Kants Nachfolgern in eine bloße »Bewußtheit« oder ein »Bewußtſein überhaupt« verflüchtigt ſei.[2])

Aber James geht weiter als Kant und die Kantianer. Auch »Bewußtheit« oder »Bewußtſein überhaupt« gibt es nicht: nämlich nicht als eine Sache, die einer anderen Sache, der Welt, gegenüber ſtünde. Natorp und verwandte Denker ſind im Unrecht, wenn ſie glauben, die »Bewußtheit« laſſe ſich durch begriffliche Zergliederung aus der Geſamterfahrung ausſcheiden, wie etwa bei der Farbe das Öl von den Farbſtoffen geſondert wird. Es gibt keine ſolche Sache »Bewußtheit«, die dem Erfahrungsſtoffe gegenüber ſtünde und ſich mit ihm vermengte. Alſo kann ſie aus ihm auch nicht herausgeſondert werden. Das Verhältnis des Bewußtſeins zu der Erfahrung iſt vielmehr ein ganz anderes. Es verhält ſich zu der Erfahrung, nicht wie das Öl zu den Farbſtoffen, ſondern wie das Gemälde zu den Farben. Wie das Gemälde eine beſondere Anordnung, ein Beziehungszuſammenhang der Farben iſt, ſo iſt das Bewußtſein eine beſondere Anordnung, ein Be-

[1]) Journal of Philoſophy, Pſychology and Scientific Methods (»Journal of Philoſophy«) Bd. 1 S. 477 ff., wieder abgedruckt in »Eſſays in Radical Empiriciſm« New York (Longmans, Green Co.) 1912. (»Radical Empiriciſm«) S. 1 ff.

[2]) Radical Empiriciſm S. 1 f.

ziehungszusammenhang des Erfahrungsſtoffes.[3])

Die Antwort: »Nein« auf jene Frage: »Gibt es ein Bewußtsein?« iſt also nicht so zu verſtehen, als ob es wirklich kein Bewußtsein gäbe, sondern so, daß es kein Bewußtsein als Sache gibt. Bewußtsein iſt keine Sache, sondern eine Beziehungsweise. Man lasse nur einmal einen Bewußtseinsinhalt nach dem andern an sich vorüberziehen. Diese Inhalte als solche können nicht als Bewußtsein gelten: man wird z. B. nicht sagen wollen, daß das Gelb der vor mir liegenden Streichholzschachtel oder ihre viereckige Geſtalt Bewußtsein sei. Und man mag so viele Inhalte aneinanderreihen, wie man will: zu einem Bewußtsein als Sache kommt man nicht. Das Bewußtsein iſt auch keine Sache, sondern beſteht in einer eigentümlichen Ordnung, die an den Erfahrungsinhalten vollzogen wird. Man könnte diese Ordnung als Erlebnisordnung bezeichnen, und zwar muß hervorgehoben werden, daß diese Erlebnisordnung den Dingen gegenüber eine »äußere« Beziehung darſtellt, womit gesagt werden soll, daß diese Beziehung auf das Wesen der Dinge selbſt ohne Einfluß bleibt.[4])

Dadurch erklärt sich nun auch die Beziehung der Bewußtseinswelt zur wirklichen Welt. Es iſt in beiden Fällen dieselbe Welt. Es sind dieselben Inhalte: nur mit verschiedener Anordnung, nur in verschiedenem Beziehungszusammenhange; z. B. das Zimmer, in dem ich sitze, iſt dasselbe Zimmer in Wirklichkeit und als Zimmer im Bewußtsein. Nur: als Bewußtseinszimmer iſt es der augenblickliche Endpunkt meiner bisherigen und der Anfangspunkt meiner zukünftigen Erfahrungen. Als Wirklichkeitszimmer iſt es der Endpunkt von Arbeiten des Maurers, Zimmermanns, Malers, Tischlers, Stubenmädchens und der Anfangspunkt anderer Arbeiten. Im Beziehungszusammenhange meines Bewußtseins hat das Zimmer vorher vielleicht niemals beſtanden. Im Beziehungszusammenhange der Wirklichkeit iſt es über hundert Jahre alt. Und doch iſt es ein und dasselbe Zimmer: nur als Bewußtseinsinhalt in anderem Zusammenhange wie als Wirklichkeit. Die Frage nach dem Verhältnis von Wirklichkeit und Bewußtseinswelt löſt sich also auf dieselbe Weise wie die Frage nach dem Punkte, der gleichzeitig an mehreren Geraden liegen soll. Ein solcher Punkt iſt der gemeinsame Schnittpunkt der Geraden. Und die Erfahrung iſt der gemeinsame Schnittpunkt in dem Beziehungszusammenhange der Wirklichkeit und dem Beziehungszusammenhange des Bewußtseins. Es iſt dasselbe Ding, das doppelt gebucht wird.[5])

Es bedarf noch eines Wortes über den Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen und der gedachten Welt. Das Wirklichkeitsrecht der gedachten Welt leitet sich her aus ihrer Beziehung zur wahrgenommenen Welt, für die sie eintritt. Insofern gilt die gedachte Welt als ebenso wirklich wie die wahrgenommene. Das Buch im Nebenzimmer, an das ich denke, gilt mir als ebenso wirklich dort liegend, wie das Buch, das ich vor mir auf meinem Tische liegen sehe. Bismarck, an den ich denke, gehört für mich genau derselben Wirklichkeit an wie mein Bruder, der am Fenſter sitzt. Solche Welten haben ihr Wesen nicht davon, daß sie in meinem Inneren sind; sondern es sind wirkliche Außenwelten, wie die Welt, die ich mit Augen wahrnehme.

[3]) Ebd. S. 3–10.

[4]) Radical Empiricism S. 3 vgl. S. 24 f.

[5]) Ebd. S. 12–15.

Und doch gehört, wie die gesehene, so die gedachte Welt auf der anderen Seite auch dem Bewußtsein an. In diesem Bewußtseinszusammenhange als solchem ist sie nachgiebig. Im Zusammenhange mit der Wirklichkeit ist sie widerspenstig. Gewöhnlich findet zwischen der Einspannung der Welt in die Wirklichkeitsbeziehung und ihrer Einspannung in den Bewußtseinszusammenhang ein allmählicher Übergang statt. Im Vordergrunde der Wirklichkeit pflegt uns das unmittelbar Wahrgenommene zu stehen. Daran schließt sich das als wirklich Gedachte, um allmählich mehr und mehr in die lockeren Gebilde des bloßen »gesetzlosen« Vorstellens überzugehen, in denen mehr und mehr die Bewußtseinsbeziehung als solche zur unbegrenzten Herrschaft gelangt.[6])

Im Zusammenhange mit James' Verneinung des Bewußtseins als einer Sache erwähne ich noch den Versuch Edgar A. Singers, des Professors der Philosophie an der Universität von Pensylvania: den Begriff des Bewußtseins durch den Begriff des Benehmens zu ersetzen.[7]) Singer geht aus von der Leugnung der sogenannten »Einfühlung« und dem Versuch eines Nachweises, daß die Erkenntnis des Seelenlebens an unserem Nächsten tatsächlich eine Erkenntnis seines gegenwärtigen und zu erwartenden Verhaltens bedeute. Ein unbewußtes Liebchen, das sich in all seinen Bewegungen und Handlungen durch nichts von einem bewußten unterschiede, wäre von diesem überhaupt nicht verschieden.[8]) Was aber das eigene Bewußtsein angeht, so unterscheidet es sich von dem fremden Bewußtsein nur als das im volleren Umfange erfahrene Verhalten von dem weniger durchschauten.[9]) Die Lehre von einem Bewußtsein als Sache gehört zu den berüchtigten falschen Verdoppelungen von unerklärten Naturvorgängen. So zerlegte man früher den heißen Körper in Körper und Hitzestoff, bis man erkannte, daß die Hitze ein Verhalten des Körpers ist. So zerlegte man das Lebendige in das Wesen und die Lebenskraft, bis man erkannte, daß das Leben ein Verhalten des Wesens ist. Und so zerlegt man noch heute den Menschen in einen Leib und ein Bewußtsein, bis man erkennen wird, daß das Bewußtsein ein Verhalten des Leibes ist.[10]) — Selbstverständlich hat diese waghalsige Lehre einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, dem aber Singer mit teilweise guten Gründen entgegengetreten ist.[11])

Was Singers Philosophie mit der neuen Wirklichkeitslehre verbindet, ist der Versuch einer teilweisen Ausschaltung des Bewußtseins. Aber weder er, noch James gehören im engeren Sinne zu den Vertretern der neuen Wirklichkeitslehre. Als der eigentliche Begründer dieser Bewegung in Amerika muß Frederick J. E. Woodbridge angesehen werden, einer der führenden Professoren der Philosophie an der Columbia-Universität in New York.

Frederick J. E. Woodbridge geht von einem Kampfe gegen die Philosophie des »Idealismus« aus. Er weist darauf hin, daß, wer die Überzeugungskraft der »idealistischen« Lehrgebäude nachprüft, bald zu dem Schlusse kom-

6) Radical Empiricism S. 15–25. S. 27–34.
7) Journal of Philosophy [illegible] S. 180 ff.
8) Ebd. S. 181–183.

9) Ebd. S. 184.
10) Ebd. S. 185 ff.
11) Ebd. Bd. 9 S. 15 ff., S. 206 ff.

men wird, daß sich ihr Anspruch auf Glaubwürdigkeit mehr auf Abrundung und folgerichtigen Zusammenhang innerhalb des Gedankenbaues gründet, als auf Bewährung den äußeren Tatsachen gegenüber. Die Kraft des »Idealismus« ist daher mehr eine Kraft der Kunst als eine Kraft der Wissenschaft. Jene künstlerisch überzeugende Kraft der inneren Geschlossenheit aber hat ihre Bedeutung darin, daß sie auf das Gemüt erhebend wirkt und die Welt in einem eigentümlichen wertvollen Lichte erscheinen läßt.[12])

Der »idealistische« Philosoph baut seine Welt auf der Grundlage der Erkenntnislehre. Aber die Welt, die er aufbaut, ist nicht die wirkliche. Es ist »eine andere Welt«: eine Welt, in die der Mensch flüchtet, um sich von »dieser«, der wirklichen Welt zu befreien.[13]) Ist es nicht verdächtig, daß wir da, wo wir wirklich mit den Tatsachen zusammentreffen, im täglichen Leben, ganz von der Erkenntnislehre als der Grundlage des »Idealismus« absehen können und es tatsächlich auch tun? Und ist es nicht verdächtig, daß sich die Wissenschaften ebensowenig wie der Alltag um Erkenntnislehre kümmern und doch mit der Welt vortrefflich zurechtkommen? Der Idealismus predigt die »grundlegende Bedeutung« der Erkenntnislehre. Aber mit dieser »grundlegenden Bedeutung« hat es eine eigentümliche Bewandtnis: der Alltag und die Wissenschaften kümmern sich um sie nicht; und wenn sie es tun, erkennen sie, daß mit Erkenntnislehre alles so bleibt, wie es ohne sie gewesen war. Wenn die Erkenntnislehre z. B. nach der »Möglichkeit des Wissens« fragt, so wird dadurch die Tatsächlichkeit und die tatsächliche Sicherheit des Wissens gar nicht berührt, geschweige denn ins Wanken gebracht. Es geht hier wie überall: nämlich, daß das Tatsächliche für das Mögliche grundlegend ist, nicht das Mögliche für das Tatsächliche. Wie der »Idealismus« selbst, so hat daher auch die Erkenntnislehre, auf der er sich aufbaut, keinen Wert für die Wissenschaft. Auch ihr Wert besteht in einer Wirkung auf das Gemüt des Menschen. Sie gibt dem Menschen ein anderes »Gefühl« der Wissenschaft gegenüber. Sie »befriedigt« den Geist. Aber das ist auch alles.[14])

Eine Ursache dieser Mängel des »Idealismus« und der »idealistischen« Erkenntnislehre bildet nach der Überzeugung von Woodbridge der zugrunde gelegte falsche Bewußtseinsbegriff. Seit Descartes und Locke ist die Bewußtseinslehre des Idealismus falsch, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal: der Idealist betrachtet das Bewußtsein wie eine Art von Behälter. Auf der einen Seite liegt das Ding an sich, das Gebende, die Welt; auf der anderen Seite liegt das Bewußtsein, das Empfangende, der Behälter. Aus dem gebenden Dinge an sich fliegen wie Schneeflocken Empfindungen in den empfangenden Behälter. So kommt Erkenntnis zustande: als eine Beziehung zwischen Gegenstand und Bewußtsein[15]). Schwerlich läßt sich diese Beschreibung den Tatsachen gegenüber rechtfertigen. Der andere Fehlgriff des Idealismus liegt

[12]) »Studies in Philosophy and Psychology, a Commemorative Volume dedicated to Professor Charles E. Garman of Amherst College« Boston, 1906 (»Garman Studies«). S. 145 f. Vgl. »Essays Philosophical and Psychological, in Honor of William James« New York 1908 (»Essays for James«) S. 150—153.

[13]) Essays for James. S. 154.

[14]) Essays for James S. 150—157.

[15]) Journal of Philosophy, Bd. 2 S. 119. Vgl. Garman Studies S. 140 und 148.



darin, daß die Empfindungen als »Geiſteszuſtände« betrachtet werden und zwar ausschließlich als Geiſteszuſtände getrennt von einer gegenüber liegenden Wirklichkeit. Diese Auffaſſung iſt am beſtimmteſten von Locke in dem Grundſatze dargelegt: daß wir nur Bewußtseinszuſtände erkennen könnten, daß diese von außen erworben würden und alle Erkenntnis Zuſammenſetzung der erworbenen Bewußtseinszuſtände sei. Damit war der Ansatz zu einer Philosophie der bloßen Erſcheinung, einer Philosophie der Erfahrung und der künftigen Lehre von einem zusammenfügenden Stammbesitze des Bewußtseins gegeben. Im Banne dieser — scheinbar selbſteinleuchtenden — Lehre ſtanden Berkeley und Hume, Kant und Hegel[16]).

Diese Lehre iſt aber falsch. Weder iſt das Bewußtsein ein fertig daſtehender Behälter, noch sind Bewußtseinsinhalte Zuſtände des Bewußtseins. Der falschen Bewußtseinslehre ſtellt Woodbridge seine eigene als die richtige gegenüber. Nach seiner Überzeugung iſt das Bewußtsein so wenig ein empfangender Behälter, der eine von zwei Beziehungspunkten, zwischen denen sich eine Beziehung anspinnt: daß es vielmehr selber eine Beziehung iſt, nämlich eine Beziehung zwischen den Gegenſtänden, eine eigentümliche Art ihres Zusammenseins[17]). Diese Gegenſtände selbſt aber, die Bewußtseinsinhalte, gehören ihrem inneren Wesen nach dem Bewußtsein nicht an. Menschen und Bäume, Erinnerungsbilder und Urteile, Luſt und Unluſt sind Gegenſtände des Bewußtseins, aber nicht Bewußtsein selber. Eben dies, daß unsere Bewußtseinsinhalte völlig verschieden und trotzdem zusammen sind, weiſt darauf hin, daß das Bewußtsein nicht in seinen Inhalten, sondern in ihrem Zusammenhange beſteht[18]).

Damit, daß sie erkannt werden, treten die Dinge in einen eigentümlichen Zusammenhang, eine neue Art der Beziehung. Vergleichbar iſt diese Beziehung mit dem Verhältnis der Einzeldinge zu Raum und Zeit. Auch der Raum und die Zeit binden Gegenſtände in einer feſten Ordnung. Wie das Bewußtsein tritt der Raum nicht auf, wenn man die Gegenſtände einzeln, sondern, wenn man sie zusammen betrachtet. Dasselbe gilt von dem Verhältnis der Dinge zur Zeit. Ferner pflegen wir nicht zu fragen, ob Raum oder Zeit »ursächlich« auf die Dinge einwirke. Wir sollten also diese Frage auch nicht für das Bewußtsein ſtellen. »Beziehungen« als solche nämlich »verursachen« garnichts. Und ebensowenig, wie wir fragen, auf welche Weise die Dinge in den Raum oder in die Zeit hinein kommen, sollten wir nach dem »Eintritt« der Dinge in das Bewußtsein fragen. Man tritt in etwas ein, was vorher schon vorhanden iſt. Beziehungen sind aber erſt vorhanden, wenn die Dinge da sind, die bezogen werden sollen. So der Raum und die Zeit und so das Bewußtsein. Wiederum: es gibt vieles Bemerkenswerte an den Dingen, das nicht abhängt von ihrem Dasein im Raume. Genau so gibt es vieles Bemerkenswerte an den Bewußtseinsinhalten, das nicht abhängt von ihrem Dasein im Bewußtsein. Endlich: wie sich eine Wissenschaft von der Raumbeziehung der Dinge hat ent-

---

[16]) Garman Studies, S. 139—142.

[17]) Ebd. 155. Man kann die Beziehungsarbeit des Bewußtseins als eine »Synthesis« bezeichnen, aber nicht im Sinne der kantischen Philosophie, die in diesen Fragen noch auf dem Boden Lockes und Berkeleys ſteht. Vgl. S. 162.

[18]) Journal of Philosophy, Bd. 2 S. 119

wickeln lassen, so dürfte eine ähnliche Wissenschaft auch von der Bewußtseinsbeziehung der Dinge zu entwickeln sein[19]).

Dieser Betrachtung gegenüber ist es völlig unangebracht, Bewußtseinsgegenstände als Zustände des Bewußtseins zu betrachten. Das kann man ebensowenig, wie man körperliche Gegenstände als Zustände des Raumes oder der Zeit betrachtet. Beziehungen haben keine Zustände. Darum ist der auch in der Philosophie der Gegenwart immer wiederkehrende Lockesche Grundsatz falsch, daß der Geist keine Gegenstände haben könne als seine eigenen Zustände[20]). Dieser grundlegende Satz jedes Idealismus beruht auf einer voreiligen und unzureichend begründeten Annahme. An und für sich nämlich bietet sich das unmittelbar Gegebene keineswegs als ein »Geisteszustand« dar. Zu einem solchen wird es erst dadurch gemacht, daß man hinter dies unmittelbar Gegebene zurück greift und es durch eine Annahme zu erklären sucht, die aus dem Gegebenen selbst erst erschlossen ist. Zunächst wird nämlich behauptet, aus dem Gegebenen sei auf einen Geist zu schließen, dessen Zustand es sei; und dann wird als Grund angegeben, daß nach dem Wesen des Geistes seine Gegenstände nur Geisteszustände sein könnten. Es ist offenbar, daß man sich mit diesem Beweisverfahren im Kreise herum dreht[21]).

Eine andere Folge, die Woodbridge aus seiner Bewußtseinslehre zieht, die aber später von Mac Gilvary mit guten Gründen angefochten ist, besteht in dem Versuch, die ausschließliche Selbstbeschlossenheit jedes Bewußtseins zu erklären. Woodbridge schließt so: was vereint ist, wird durch einen fortlaufenden Zusammenhang vereint. Daher muß das Bewußtsein ein fortlaufender Zusammenhang sein. Zwei fortlaufende Zusammenhänge derselben Art können aber nicht Teile voneinander sein. So lassen sich Raum und Zeit unserer Träume nicht in den Raum und die Zeit unseres wachen Bewußtseins einschieben. So läßt sich auch ein Bewußtsein nicht einschieben in ein anderes. Aus diesem Grunde sind die Bewußtseine von einander getrennt und treten miteinander nie unmittelbar in Verkehr, sondern immer nur mittelbar durch die Zeichensprache des Leibes.[22])

Nach der Lehre von Woodbridge besteht das Bewußtsein in einer eigentümlichen Art der Beziehung zwischen den Bewußtseinsinhalten. Diese Beziehungsweise wurde schon als ein »Zusammenbestehen« gekennzeichnet. Die Eigentümlichkeit des geistigen Zusammenbestehens liegt aber darin, daß die als Bewußtsein versammelten Inhalte sinnvoll aufeinander hinweisen und sich wechselweise »vertreten«. Es ist also nicht gemeint, daß die Bewußtseinsinhalte den Sinn hätten, außer ihnen

---

[19]) Ebd. S. 120. Vgl. Garman Studies, S. 158 f.

[20]) Journal of Philosophy, Bd. 2 S. 120 f.

[21]) Garman Studies, S. 149.

[22]) Journal of Philosophy Bd. 2, S. 121. Gegen diese Lehre von Woodbridge macht Mac Gilvary geltend, daß sich die Räume von Traum und Wachen zwar gegenseitig ausschließen, im wachen Zustande dagegen der von dem einen Bewußtsein wahrgenommene Raum ein und derselbe sein kann wie der von einem anderen Bewußtsein wahrgenommene, und dasselbe für die Auswechselbarkeit des Bewußtseins von Zeitteilen wie für die Auswechselbarkeit von Bedeutungsbeziehungen gelte. Das Letztere aber ist für Woodbridge besonders wichtig, da es sich zeigen wird, daß für ihn die Bedeutungsbeziehung das eigentliche Wesen des Bewußtseins ausmacht. In der jüngsten Entwicklung der amerikanischen Wirklichkeitslehre spielt die Frage nach der Auswechselbarkeit der Bewußtseine eine beträchtliche Rolle. Journal of Philosophy Bd. 8, S. 522.

liegende Dinge zu vertreten; auch findet die Beziehung nicht statt zwischen den Inhalten und einem davon getrennten Bewußtsein, sondern zwischen den Bewußtseinsinhalten untereinander.[23])

Kraft seiner sinnvollen, vertretenden, bedeutenden Beziehungsweise unterscheidet sich das Bewußtsein von anderen Beziehungen, von dem Raume und von der Zeit. Auch diese beiden bilden feste Verbände. Es liegt an dem Raumverbande, daß ich nicht an einem fernen Orte sein kann, ohne nach ihm hinzuwandern. Es liegt an dem Zeitverbande, daß ein neu zu bauendes Haus nicht sofort dastehen kann. Aber an dem Bewußtseinsverbande liegt es, daß ich vermöge der Bedeutungsbeziehungen aus der bloßen Kenntnis des Bauplatzes den ganzen Aufbau des Hauses zu entwerfen vermag: ganz ohne Rücksicht auf all den Raum, der zur Herbeischaffung der Baustoffe überwunden werden muß, und ohne Rücksicht auf die Zeit, die der Bau des Hauses kostet. Es tritt hier also eine ganz neue, von der räumlichen und zeitlichen völlig unbhängige und völlig verschiedene Beziehungsweise in Kraft: nämlich die des Sinnes, der Bedeutung. Trotz aller räumlichen oder zeitlichen Getrenntheit zweier Dinge kann das eine Ding das andere »bedeuten« und es sinnvoll »vertreten«.[24])

Als eine weitere Eigentümlichkeit des Bewußtseinsverbandes im Unterschiede von dem Raum- und Zeitverband muß seine Unstofflichkeit erwähnt werden. Man kann diesen Sachverhalt so fassen: die Erfahrung zeigt verschiedene Dinge in verschiedenen Beziehungszusammenhängen. Manche dieser Zusammenhänge, wie Raum und Zeit, stellen einen stofflichen Verband dar, ein einziger Zusammenhang, nämlich das Bewußtsein, liefert einen unstofflichen Verband. Auch dadurch unterscheidet sich, und zwar innerhalb der Erfahrung selbst, das Bewußtsein von anderen Verbänden.[25])

Allein dies Merkmal der Unstofflichkeit ist nur ein äußeres Kennzeichen. Das innere, wesentliche Kennzeichen des Bewußtseins bleibt die wechselseitige Bedeutungsvertretung seiner Inhalte. Auf ihr beruht unser gesamtes Wissen. Es gibt kein anderes Wissen als dieses. Die Bewußtseinsbeziehung ist also im wesentlichen eine Erkenntnisbeziehung.[26]) Zu dieser Erkenntnisbeziehung des Bedeutens gehört auch, was man gewöhnlich unter »Gewahrwerden« versteht. Näher zugesehen besteht nämlich das »Gewahrwerden« just in den »mannigfaltigen und unwiderstehlichen Bedeutungsbeziehungen«, die den Inhalten des Bewußtseins in der Wahrnehmung zukommen. In demselben Maße, wie diese Beziehungen verblassen, verblaßt die Stärke unserer Wahrnehmung.[27]) Daher wäre denn auch eine Welt ohne Bewußtsein in unseren Augen sinnlos. Erst dadurch, daß sie in einen Bewußtseinszusammenhang tritt, gewinnt sie Sinn und Bedeutung.[28])

Dem Bewußtsein kommt das Kennzeichen der Bedeutung zu, aber nicht das Kennzeichen der Verursachung. Es wurde bereits darauf hingewiesen: eine Beziehung verursacht nichts. Daher muß das Bewußtsein als solches ohne Einfluß auf die Bewußtseinsinhalte

[23]) Journal of Philosophy Bd. 2, S. 121 f. Vgl. Garman Studies S. 159.

[24]) Garman Studies S. 158 f.

[25]) Ebd. S. 159 f.

[26]) Journal of Philosophy Bd. 2, S. 122.

[27]) Garman Studies S. 161.

[28]) Ebd. S. 160.

bleiben. Es ist zwar richtig, daß ohne Bewußtsein keine Erkenntnis möglich ist; aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß auch der Inhalt der Erkenntnis durch das Bewußtsein bestimmt wird. Dies findet nicht statt. Wie sollte auch die Bewußtseinsbeziehung, die garnichts Unterscheidendes an sich hat, sondern überall dieselbe bleibt, die Mannigfaltigkeit der Bewußtseinsinhalte bestimmen? Daher ist es falsch, zu behaupten, das »Sein« der Dinge sei ihr »Wahrgenommenwerden«. Nur die Wahrnehmungsbeziehung an den Dingen ist ihr Wahrgenommenwerden. Alles andere eignet den Inhalten ohne Zutun des Bewußtseins.[29])

Unter diesen Umständen ist es ausgeschlossen, aus dem Wesen des Bewußtseins die »Grenzen der Erkenntnis« festzustellen. Denn so wenig das Bewußtsein bestimmt, was wir entdecken, so wenig bestimmt es die Grenzen dessen, was wir entdecken können. Es gibt keine Grenzen des Erkennens. Und es gibt im Erkennen nur eine Unmöglichkeit: die des sich selbst Widersprechenden. Diese Unmöglichkeit aber wird nicht durch das Verhältnis der Inhalte zum Bewußtsein bestimmt, sondern durch das Verhältnis der Bewußtseinsinhalte untereinander. Sie liegt nicht am Denken, sondern am Gedachten. Aus dieser Beziehung des Denkens zum Gedachten erklärt sich jene Gleichgültigkeit des Alltags und der Wissenschaften gegen die Erkenntnislehre, auf die bereits hingewiesen worden ist.[30]) Obwohl es die Wissenschaften mit dem Wahrgenommenen zu tun haben, heben sie keineswegs mit einer Untersuchung über das Wesen der Wahrnehmung an, verfahren vielmehr so, als gäbe es keine Wahrnehmungs- und Erkenntnislehre, und finden, wenn man sie auf solche Lehren aufmerksam macht, daß dieselben für sie belanglos und daher mit Recht vernachlässigt worden sind.[31])

Der Sachverhalt der Stellung des Bewußtseins zu seinen Inhalten läßt sich auf den Ausdruck xRy bringen, wobei x und y Inhalte der Erfahrung und R die Bewußtseinsbeziehung zwischen ihnen vertritt. Es ist dann klar, daß jede Veränderung des y von einer entsprechenden Veränderung des x abhängt oder umgekehrt — denn der eine Inhalt vertritt den anderen —, nicht aber von dem R des Ausdrucks, der Bedeutungsbeziehung als solcher. Diese drückt vielmehr nur das einförmige Gesetz der Verhaltungsweise von x und y aus. Daher gibt es auch kein R ohne x und y, während x und y ohne R mit allen ihren übrigen Beziehungen R_1, R_2, R_3 ruhig weiter bestehen könnten.[32])

Die Gegenstände der Erkenntnis sind also unabhängig von unserem Bewußtsein, während das Bewußtsein von jenen Gegenständen abhängig ist. Die Beziehung R hängt von x und y ab. Das Bewußtsein hat also ein »abhängiges Dasein«, d. h. es ist an gewisse Bedingungen geknüpft. Ohne Bezogenes gibt es keine Beziehung. Das Bewußtsein R tritt erst ein, wenn x und y da sind, und hört auf, sobald x und y verschwinden. x und y dagegen können vor und nach ihrem Eintritt in den Beziehungszusammenhang R unverändert weiter bestehen. Es kommt hinzu, daß

[29]) Journal of Philosophy Bd. 2, S. 122. Vgl. Garman Studies S. 161.

[30]) Vgl. S. 53.

[31]) Journal of Philosophy Bd. 2 S. 122 f. Vgl. Essays for James S. 142.

[32]) Garman Studies S. 163 f.



das Bewußtsein nicht nur an die bestimmten Umstände x und y gebunden ist, sondern unter diesen Umständen auch nur in unterbrochenen Zeiträumen auftritt. Wenn wir schlafen, wenn wir betäubt sind, vor unserer Geburt und nach unserem Tode ist es nicht da. Ein solches Bewußtsein ist nicht ein Besitz, sondern ein Ereignis. Es ist nicht ein für allemal vorhanden, sondern es tritt ein. Durch dieses nur unterbrochene, nur zeitweilige Auftreten ist die Bewußtseinsbeziehung im Nachteil gegen dauernde Beziehungszusammenhänge wie Raum und Zeit.[33])

Das Bewußtsein ist aber noch in einem anderen Sinne »abhängig«. Es hängt von einer gewissen hohen Lebensentwicklung der Körper ab. Wahrscheinlich gibt es ohne Nervenbau überhaupt kein Bewußtsein. Jedenfalls versagt das Bewußtsein, wo der Nervenbau versagt. Auch diese Abhängigkeit des Bewußtseins vom Nervenbau zeugt dafür, daß dasselbe keine Sache ist, sondern ein Ereignis. Weiter aber scheint die Eigenart des Nervenbaues auch darauf hinzuweisen, daß das Bewußtsein als ein vereinheitlichendes Beziehungsereignis aufgefaßt werden muß. Denn schon bei oberflächlicher Betrachtung muß es auffallen, daß die Sinneswerkzeuge verschieden gestaltet sind zur Aufnahme verschiedener Reize, während der innere Nervenbau vollkommen einheitlich zu sein scheint. Kraft der mannigfachen Sinneswerkzeuge tritt der Leib mit seiner Umwelt in vielfache Wechselwirkung. Kraft des gleichförmigen Nervenbaues wird die Buntfarbigkeit der Ereignisse in den Sinneswerkzeugen vereinheitlicht. Der Nervenbau verhütet also die Vereinzelung der verschiedenen Empfindungen und verbürgt dem Bewußtsein das einheitliche »Selbst«. Wir gewinnen aus diesen Tatsachen einen der naturwissenschaftlichen Lebenslehre entsprechenden Ausdruck für die bisher nur vom Standpunkte der Philosophie gekennzeichnete Beziehungsarbeit des Bewußtseins. Auch aus dem naturwissenschaftlichen Befunde scheint hervorzugehen, daß das eigentliche Bewußtsein nicht von seinen Inhalten, in diesem Falle den Sinnesempfindungen, ausgemacht wird. Sinnesempfindungen als solche sind ebenso wenig bewußt, wie die unter dem Einfluß der Helligkeit entstehenden Veränderungen einer lichtempfindlichen Platte. Vielmehr beruht das eigentliche Bewußtsein auf dem inneren Nervenbau, der die als Empfindungen auftretenden Vorgänge in den Sinneswerkzeugen vereinigt. Dieser innere Nervenbau hat seinerseits eine äußerst zusammengesetzte Tätigkeit, deren fortlaufender Zusammenhang den bewußten Verband des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen ermöglicht und dem Bewußtsein eine von dem Wechsel der Sinneseindrücke unabhängige Festigkeit und Dauer verleiht. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint das Bewußtsein als ein von der höchsten Stufe der Lebensentwicklung abhängiges Naturereignis.[34])

Gleichzeitig wird aus diesen Betrachtungen nochmals die Unabhängigkeit der Wahrnehmungswelt vom Bewußtsein deutlich. Es ist nicht das Bewußtsein, was unsere Empfindungen hervorbringt. Es sind vielmehr die Sinneswerkzeuge, die mit der Außenwelt in unmittelbarer Wechselwirkung stehen und den verschiedenartigen Vor-

[33]) Journal of Philosophy Bd. 2 S. 124. Vgl. Garman Studies S. 148 und S. 164.

[34]) Journal of Philosophy Bd. 2 S. 123, Bd. 6 S. 450 f. und S. 454 f.

gängen der Außenwelt entsprechend zugebildet sind. Diese letztere Tatsache ist wichtig, denn sie zeugt davon, daß die Sinneswerkzeuge keineswegs betrachtet werden dürfen als etwas bloß uns selber Zugehöriges, sondern als etwas, das auch der Außenwelt zugehört. Dementsprechend sind auch die Empfindungen dieser Sinneswerkzeuge keineswegs nur unser Geistesbesitz, sondern vielmehr gleichzeitig ein Weltbesitz.

Um sie zu Gegenständen zu machen, brauchen wir sie nicht erst aus uns hinauszuspiegeln. Es liegt in ihrem Wesen, gegenständlich zu sein und eine Welt zu bilden. Sie sind Naturbefunde gleichen Wesens mit anderen Naturbefunden und können ebensowenig wie die Abweichungen der Mondbahn als »Erkenntnisvorgänge« angesprochen werden. Sie sind einfach Gegenstände naturwissenschaftlicher Untersuchung. Sie sind als Sinnesempfindungen die Berührungen der Welt mit dem Leibe. Unter diesen Umständen darf die Tatsache, daß unsere Empfindungen Bewußtseinsinhalte sind, nicht so mißdeutet werden, als wären sie darum selbst Bewußtsein. So ist es zwar richtig, daß das Bewußtsein des Gewichtes nicht schwer und das Bewußtsein der Länge nicht lang ist: aber nur in dem Sinne, daß die das Bewußtsein ausmachende Beziehung als solche nicht schwer oder lang ist. Dagegen: als Inhalt des Bewußtseins ist das wahrgenommene Gewicht tatsächlich schwer und die wahrgenommene Länge tatsächlich lang. D. h. die Empfindungen besitzen die tatsächlichen Eigenschaften des Stoffes. Sie sind selbst der Stoff.[35])

Wie steht es unter diesen Umständen mit den sogenannten zweitklassigen Eigenschaften der Dinge, ihren »sekundären Qualitäten«, den Farben, Tönen, Gerüchen, Geschmäcken? Ist es wahr, daß alle diese Eigenschaften keine Beschaffenheiten der Dinge selbst sind, sondern lediglich Beschaffenheiten unserer Sinneswerkzeuge? In dieser erkenntniswissenschaftlichen Fassung kann die alte Lehre nicht mehr beibehalten werden. Sie muß durch eine naturwissenschaftliche ersetzt werden. Diese lautet dahin: daß die zweitklassigen Eigenschaften allerdings Beschaffenheiten der Dinge selbst sind, aber solche Beschaffenheiten, die besondere Aufnahmewerkzeuge bedürfen, um ihre Eigentümlichkeiten geltend zu machen. Die Sinneswerkzeuge sind daher wohl notwendig, um die zweitklassigen Eigenschaften zur Wirkung zu bringen, zwingen uns damit aber keineswegs zu der erkenntniswissenschaftlichen Annahme, daß die Empfindungen der Sinneswerkzeuge bloß uns angehörten. Diese gehören vielmehr ebenso gut der Welt an. Sie sind in ihrer ganzen Eigentümlichkeit auch ohne Sinneswerkzeuge da, ermangeln dann aber der ihnen angemessenen Wirksamkeit. Es ist darum ganz natürlich, daß wir den sogenannten erstklassigen Eigenschaften der Dinge, ihren »primären Qualitäten«, umso näher zu kommen pflegen, je mehr wir die zweitklassigen Eigenschaften ihrer eigentümlichen Unterschiede berauben. Unter diesen Umständen dürfen wir den Unterschied zwischen erst- und zweitklassigen Eigenschaften der Dinge beibehalten: aber nicht in Ausdrücken der Erkenntnislehre, sondern in Ausdrücken der naturwissenschaftlichen Verursachung.[36])

[35]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 452 f. Vgl. Essays for James S. 159 f.

[36]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 452, vgl. Garman Studies S. 160 f.



Überhaupt ist Woodbridge davon überzeugt, daß die Lehre von der Wahrnehmung der Erkenntniswissenschaft entzogen und der Naturwissenschaft zugeschoben werden müßte. Denn die Frage nach dem Wesen der Wahrnehmung ist keine Frage der Philosophie. Sie wird gewöhnlich dafür gehalten, weil sich die körperliche Nervenbewegung zwar bis zum Gehirn, wenn nicht wirklich, so doch grundsätzlich, verfolgen läßt, dagegen unsere Wahrnehmungswelt als solche im Gehirn selber nicht entdeckbar ist. Aber diese Wahrnehmungswelt ist auch garnicht im Gehirn. Sie ist vielmehr die wirkliche Umwelt unseres Leibes, mit der dieser in unmittelbarer Berührung steht. Unsere Sinnesempfindungen sind, wie wir soeben dargelegt haben, wirklicher Stoff vom Stoffe der Welt. Sind doch die Lichtstrahlen, Schallwellen, Nervenvorgänge, aus denen die Erkenntnislehre ihre Schlüsse zu ziehen pflegt, selber Sinneswahrnehmungen von uns. Selbst wenn also unsere Wahrnehmungswelt nicht die unmittelbare Fortsetzung der Nervenvorgänge wäre, so gehörte sie doch zu derselben Art wie die Nervenvorgänge. Also ist die Frage nach dem Verhältnis von Leib und Seele hier nicht die Frage nach dem Verhältnis zweier artverschiedener Dinge, sondern vielmehr die nach dem Verhältnis zweier artgleicher Dinge in verschiedenem Felde. Und es wird sich nun darum handeln, das Wesen der Beziehungen zwischen diesen beiden Feldern festzustellen. Das aber ist nach Woodbridges Überzeugung keine erkenntnisphilosophische, sondern eine fachwissenschaftliche Aufgabe.

Etwas Ähnliches gilt von den Untersuchungen über die sogenannten Sinnestäuschungen. Auch sie sind fachwissenschaftlicher Art, und wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß solche Untersuchungen der Erkenntnisphilosophie irgendwie bedürften, durch sie gefördert, gehindert oder irgendwie wesentlich beeinflußt würden[37]). Anderseits bleibt aber auch jede echte Erkenntnislehre von der Tatsache der Sinnestäuschungen völlig unberührt. Es ist ein Mißgriff, wenn die Sinnestäuschungen, wie es häufig geschieht, zum Ausgangspunkt und Eckstein der Erkenntnislehre gemacht werden.

Diesen letzteren, auch von anderen Vertretern der Wirklichkeitslehre hervorgehobenen Punkt hat Woodbridge in seiner neuesten Abhandlung über »die Täuschung der Sinne« ausführlich klargestellt.[38]) Er zeigt, daß zum Nachweise der Unsicherheit unserer Erfahrung überhaupt die Tatsache der Sinnestäuschung nie verwendet werden kann. Denn es sollte von vornherein klar sein, daß eine Sinnestäuschung immer nur die eine Erfahrung zu Gunsten einer anderen, nie aber die Tatsache der Erfahrung selbst erschüttern kann. Wenn ich z. B. einen »in Wirklichkeit« geraden Stock im Wasser gebrochen sehe, so kann ich daraus schließen, daß ich den Stock nicht so sehe, wie er »in Wirklichkeit« ist, aber nicht, daß er in Wirklichkeit weder gerade noch gebrochen sondern ein ganz anders beschaffenes Ding an sich sei. Mit anderen Worten: der vorgetäuschte und der wirkliche Gegenstand liegen in derselben Erfahrung; nicht aber liegt der vorgetäuschte Gegenstand innerhalb und der wirkliche außerhalb der Erfahrung.[39])

Es kommt hinzu, daß von einer »Täuschung« unserer Wahrnehmung in irgendeinem zutreffenden Sinne des

---

[37]) Essays for James, S. 157–165.
[38]) Journal of Philosophy Bd. 10, S. 5 ff.
[39]) Ebd. S. 6 f.



Wortes überhaupt nicht die Rede sein kann. Was wir als Sinnestäuschungen bezeichnen, sind ganz natürliche, gesetzmäßige Vorgänge. Sie würden ungesetzmäßig sein, wären sie anders. Sie finden nur unter anderen als den uns gewohnten Bedingungen statt, und wir vergessen, uns nach diesen neuen Bedingungen zu richten. Der Schein betrügt uns: nicht dadurch, daß er ist, was er nicht sein sollte; sondern dadurch, daß er uns verleitet zu tun, was wir nicht tun sollten. Lediglich das Verhältnis unserer Erkenntnis zu unserm Handeln erzeugt die Rede von einer »Täuschung der Sinne«. Ohne den Versuch, zu handeln, würde ein Irrtum überhaupt nicht stattfinden. Nur wenn ich nach dem Stocke greife, muß ich die Brechung des Lichtes im Wasser bedenken. Denn für die Hand bleibt der Stock »wirklich« gerade. Für das Auge dagegen ist der Stab »wirklich« gebrochen. Es ist nicht richtig, daß der gebrochene Stab auf einen »ihm zu Grunde liegenden« geraden Stab »hinweise«: er ist selber der gerade Stab, nämlich in seiner Beobachtungslage für das Auge. Daher ist es auch ganz ungerechtfertigt, »Sinnestäuschungen« wie den gebrochenen Stab als Bewußtseinsgebilde zu betrachten. Sie sind ebenso unabhängig vom Bewußtsein, wie der gerade Stab. Sie sind, wie dieser, voll berechtigte Wirklichkeit.[40])

So endet — vorläufig wenigstens — die Philosophie von Frederick J. E. Woodbridge, als der erste Versuch, der neuen Wirklichkeitslehre in Amerika den Weg vorzubahnen. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, wie es scheint ganz unabhängig von Woodbridge, der Professor der Philosophie an der Staatsuniversität von Wisconsin, Evander Bradley Mac Gilvary, derjenige von allen Vertretern der neuen Wirklichkeitslehre, der diese sachlich am weitesten ausgebaut hat. Von diesem wird in einem der nächsten Hefte die Rede sein.

[40]) Ebd. S. 7, vgl. S. 10, S. 13, S. 14 f.

Goethe und die Freiheitskriege.

Von

Georg Kaufmann.

Etwas anderes ist es, ein Festspiel schreiben zum Gedächtnis großer Schicksale eines Volkes in vergangener Zeit und der großen Männer, die damals in den Gefahren bestanden und des Volkes Führer waren, also so wie wir uns heute in die Not und in die Größe des Freiheitskrieges von 1813 und seiner Helden zurückzuversetzen suchen. Und etwas anderes ist es, unmittelbar nach Kampf und Sieg die Geister sammeln und die Herzen erheben, daß wir uns bewußt werden des Großen und des Furchtbaren, das wir schaudernd erlebten, das in uns aber auch Kräfte weckte, die sonst unentwickelt und unbenutzt in uns schlummerten, deren energisches Spiel dagegen nun unserem Leben einen neuen, unendlich wertvollen Inhalt leiht. Tausende von Männern und Frauen werden so aus der Alltäglichkeit des Erwerbens und Verzehrens herausgehoben in eine höhere Auffassung oder vielmehr in eine höhere Region



des Lebens. Denn wer Großes und Schweres bewußt durchlebt, der ist ein Mensch höherer Ordnung, als er vorher war. Goethe hat jedoch zur Feier des Friedens und des Sieges über Napoleon 1815 das allegorische Spiel »Des Epimenides Erwachen« geschrieben, das ganz anderer Art ist. Die Dichtung entbehrt nicht mancher einzelnen Schönheit, ist aber ohne Tiefe und ohne Kraft, trägt den Charakter der Mattigkeit und der Ermüdung, kurz der schon 1814 beginnenden Abkehr gerade auch der vornehmeren und regierenden Schichten unseres Volkes von dem kräftigen Geiste, der 1813 in Preußen mit dem Kampfe gegen den fremden Tyrannen auch die Reform von Heer und Staatsordnung ins Auge faßte. Es war die Zeit, da die Görres, Arndt, Schleiermacher, Humboldt, Gneisenau, die Männer, welche in der Zeit der Not von 1806—1813 den Gedanken des Vaterlandes mit Mut und Selbständigkeit ergriffen hatten, da diese Männer von Leuten wie der Berliner Schmalz und der Breslauer Menzel als Revolutionäre verdächtigt wurden. Trauernd mußten sie die schöne Hoffnung fallen lassen, selbst noch zu erleben, daß auch dem Deutschen das Glück beschieden werde wie anderen Völkern, einen Staat zu haben, der sein Volkstum schütze und ihm die Möglichkeit gewähre, sich aus den vielen Splittern zu einer ihrer Einheit und ihrer Geschichte bewußten Nation zu entwickeln. Der Rheinische Merkur des gewaltigen Publizisten Görres und die bitteren Flugschriften, die er nach Unterdrückung seiner Zeitung in die Welt schleuderte, geben lebhafte Züge von dieser Verstimmung. Am schroffsten aber wohl Uhlands Lied zum dritten Gedenktage der Leipziger Schlacht mit der bösen Frage an die Fürsten:

»Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knien laget,
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ists an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt was ihr gelobt«.

Und mit den noch schärferen Worten an die Fürstenräthe und Hofmarschälle, die auf kalter Brust trübe Sterne tragen und von dem Kampf um Leipzigs Wälle »wohl noch bis heute nichts gewußt« haben. Man darf aber nicht versuchen, die Mattigkeit des patriotischen Empfindens in jenem Festspiel Goethes mit diesem Rückschlag der allgemeinen Stimmung zumal in den höfischen Kreisen zu entschuldigen oder zu erklären. Dagegen ließe sich schon erinnern, daß gerade in Weimar und Jena die kräftige Stimmung noch länger anhielt. Man könnte schon mit mehr Erfolg betonen, daß sich sogar 1813 bedeutende Kreise in gleicher Kühle der patriotischen Pflicht und Empfindung entzogen. Selbst in Breslau, wo doch damals das Herz der Nation schlug, in dem Senat der Universität, die doch ein Hauptsitz der patriotischen Bewegung war, gab es Männer, die darüber klagten, daß die Studenten zum Eintritt in das Heer aufgerufen wurden, und sie hatten sogar die Majorität. Vergessen wir nicht, daß der Staat bis wenige Jahre zuvor die Bürger nur als Gegenstand seiner Verwaltung betrachtet und behandelt hatte, daß das Volk sich weder verantwortlich noch auch berechtigt fühlte zur selbständigen und freiwilligen Mitarbeit am Staate.

Aber das ist das Große dieser Zeit, daß damals unser Volk nicht bloß den gewaltigen Soldaten besiegte, der eine Weltherrschaft aufgerichtet hatte, sondern sich auch frei machte von jener knechtischen, selbst des sicheren Rechtsschutzes entbehrenden und das nationale



Element grundsätzlich hintanstellenden Form des Staates des 18. Jahrhunderts, daß die deutschen Männer sich als Bürger fühlen und ihre Bürgerrechte zugleich mit ihren Bürgerpflichten zusammen denken lernten.

Das war vorbereitet in dem Stolze, den des großen Friedrich Taten in den Preußen erweckt hatten, das gewann aber jetzt erst den rechten Inhalt, den echten Bürgersinn, der mehr bedeutet als nur das Gefühl, des großen Königs Untertan zu sein. Wie steht es in dieser Beziehung mit Goethe? Sein Festspiel Epimenides zeigt keine Spur solch männlicher Staatsgesinnung, und wir haben uns auch nicht mit Suchen aufzuhalten, ob sich nicht sonst etwas davon finde*), denn es steht außer Zweifel, daß Goethe von der patriotischen Begeisterung des Jahres 1813 nicht ergriffen war, daß er ihr kühl betrachtend gegenüberstand. »Schüttelt nur an Euren Ketten,« sagte er damals, »der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.« Und als Goethe im Juli 1815 den Freiherrn vom Stein in Nassau besuchte, und Stein mit ihm nach Ehrenbreitenstein und weiter nach Köln fuhr, also mehrere Tage mit ihm in regem Gedankenaustausche gestanden hatte, da sagte Stein zu Arndt und Eichhorn, die hinzu kamen, sie möchten nur nichts Politisches anregen; »das mag er nicht, wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß.« — Was soll das heißen? Stein war kein Mann der beschönigenden Phrase, wenn es galt, Vaterlandslosigkeit zu rügen. Er hat in Petersburg einer deutschen Fürstin die herbsten Worte nicht erspart über die undeutsche Politik ihrer fürstlichen Vettern und Freunde, er war gegen jedermann von rücksichtsloser

*) Vortrefflich handelt von Schillers und Goethes Ansichten über deutsche Einheit und Nationalität Karl Klüpfel »Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange« (Leipzig 1853). Für Goethe gibt er namentlich seine Äußerungen zu Eckermann (Gespräche 3 S. 270) und zu dem Historiker Heinrich Luden. »Mir ist nicht bange,« sagte er zu Eckermann, »daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun.« Er schildert dann die kommende Einheit namentlich in wirtschaftlichen Dingen, warnt aber vor der Idee, daß das sehr große Reich eine Residenz habe. Zur Förderung einzelner großer Talente wie zum Wohle der Masse sei das nicht förderlich. Zu Luden sagte er schon früher: »Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen: Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag ... aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft.« Diese Zeit neuer politischer Größe liege aber noch in der Ferne, und bis dahin bleibe dem einzelnen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken . . . »damit es fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht«. Das ist gewiß schön gedacht, aber auch bequem, eine Rechtfertigung für die politische Gleichgültigkeit. Dieses kluge Reden hatte zwar auch seinen Wert — aber nur wenn daneben in der politischen Arbeit die Begeisterung der Stein und Dahlmann nicht müde wurde.

Schärfe, wenn die Not und das Recht des Landes in Frage kam. Und hier so milde? Vier Wochen nach Waterloo, noch ganz in dem Jubel der Nation, daß die schwere Gefahr einer neuen Herrschaft Napoleons abgewendet war, in den Tagen, da unsere Staatsmänner in Paris mit dem Hochmut und der Eitelkeit der Engländer und der Russen, die auf deutsche Koſten gegen Frankreich die Großmütigen spielten, und mit dem Neide und der heimlichen Sorge Metternichs um einen gerechten Frieden und billigen Ersatz der furchtbaren Schäden ſtritten, die Frankreich Preußen und den übrigen deutschen Landen zugefügt hatte: in diesen Tagen und in Gegenwart von Eichhorn und Stein, die bald darauf nach Paris fuhren, um bei den Friedensverhandlungen mitzuwirken — in solcher Zeit will Goethe nichts von Politik hören, nichts von dem Schicksal, das die deutschen Lande von den Pariser Verhandlungen zu erwarten hatten! Und Stein erträgt das. Er will es nicht loben, aber er billigt Goethe zu, daß er sei wie er sei. Er iſt ihm zu groß, als daß man ihn nach dem gewöhnlichen Maße der Menschen messen könne. Vermutlich aber wirkte unbewußt noch folgende Erwägung mit oder doch ein Gefühl, das wir heute zu einer klaren Erwägung zu geſtalten versuchen dürfen.

Die Erhebung unseres Volkes in dem Freiheitskriege war nicht nur eine Tat kriegerischer Begeiſterung, es war eine sittliche Erhebung in einem allgemeineren Sinne, es war die Offenbarung eines nationalen Bewußtseins, eines Verlangens, das Erbe der Väter in Freiheit zu wahren. Daß wir Deutsche aber unmittelbar nach dem Druck des Absolutismus des 18. Jahrhunderts oder vielmehr unter dem in den meiſten Verhältnissen noch fortdauernden Druck dieses die Menschen als Sachen und Werkzeuge seines Besitzes und seiner Pläne behandelnden Regierungssyſtems eine so hohe Anschauung vom Staate gewinnen und den Krieg gegen die fremde Gewaltherrschaft im Geiſte eines freien Volkes führen konnten — das danken wir zu einem erheblichen Teile den großen Dichtern und Denkern jener Periode. Das ganze Wesen unseres Volkes, die Kraft des Geiſtes und der sittlichen Empfindung wurde durch die wissenschaftliche und künſtlerische Arbeit geſteigert, in der damals unser Volk trotz seiner politischen Zerrissenheit die belebende und auch den konfessionellen Hader überbrückende Einheit fand. Ich meine den Geiſt, der von Luther und Hutten zu Thomasius und Leibniz und dann im sieghaften Aufschwung zu Friedrich dem Großen und Lessing, zu Goethe und Wolf, zu Schiller und Herder, zu Schleiermacher und Humboldt führte, und den geiſtigen und sittlichen Kern unseres nationalen Lebens, unseres Denkens und Empfindens bereicherte und in gewisser Weise neu bildete.

Ein Volk iſt kein Naturprodukt, iſt nicht eine Pflanze, die hier aus einer germanischen, dort aus einer slawischen oder romanischen Wurzel erwächſt: ein Volk iſt das Produkt seiner Geschichte und seiner Arbeit. Und zwar schafft diese Geschichte und diese Arbeit sowohl neue Elemente des Wesens, als auch die Formen, die ſtaatlichen Ordnungen und Gesetze, in denen die Elemente des Volkes, oft sehr verschieden nach Herkunft und Begabung, zusammenwachsen zu der Gemeinschaft, die sich als ein Volk fühlt und in ihrer nationalen Eigentümlichkeit und ihrem nationalen Staat ihr höchſtes Gut und ihre Ehre erblickt.

Diese Kulturarbeit, durch die unsere Nation erhöhtes Bewußtsein und erhöhtes



Pflichtgefühl gewann, erreichte um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts einen Höhepunkt und eine Kraft, die uns heute noch eine unerschöpfliche Quelle wissenschaftlicher, künstlerischer und sittlicher Nahrung ist. In diesem Bade der Wiedergeburt hat unser Volk nach langen Irrwegen sich wieder gefunden und damit den besten Teil der Kraft, mit der es dann die großen Aufgaben löste, die ihm das 19. Jahrhundert stellen sollte. Unter den Trägern dieser großen nationalen Bewegung stand nun Goethe mit an erster Stelle, und Tausende, die nicht wissen, woher sie die Kräfte nehmen, mit denen sie dem Vaterland dienen, haben es Goethe zu danken, der sie aus engen, kleinbürgerlich und dogmatisch gefesselten Formen auf eine freiere Höhe des Urteils und der Pflicht geführt hat. Goethe ist, obwohl er der Erhebung unseres Volkes von 1813 kühl gegenüberstand, doch einer der einflußreichsten Bildner des Geistes, der in unserem deutschen Volke das reiche und starke Leben des 19. Jahrhunderts weckte, in dessen kräftigen Wogen wir uns der Einheit und des Wesens unserer Nation erst recht bewußt geworden sind.

Dieser Gedanke läßt sich gut verdeutlichen, indem man die Stellung Goethes zu der religiösen Entwicklung betrachtet, die einen erheblichen Teil dieser Erhebung und Vertiefung unseres Volksgeistes ausmacht. Auch hier will ich nicht versuchen, alle Äußerungen und Zeugnisse über Goethes Stellung zur Religion und im besonderen über Christentum und Kirche, über das Wesen und den Begriff Gottes und andere theologische Probleme zusammenzustellen und zu prüfen. Die Hauptsache ist klar und noch kürzlich in einer Schrift von Scholz »Schleiermacher und Goethe« anregend erörtert. Der große Theologe Schleiermacher, der, um 20 Jahre jünger, schon unter Goethes Einfluß, aber auf anderen Grundlagen und in anderen Studien heranwuchs, stand doch in ähnlicher Geistesrichtung und war ebenfalls mit einer ganz ungewöhnlichen Vielseitigkeit und Kraft der Begabung ausgestattet. Beide waren freie Geister, aber von jener Freiheit, die die Schranken der menschlichen Natur kennt, und die in dem gewöhnlichen Rationalismus, der das Wesen der Dinge völlig zu erkennen und zu zergliedern glaubt, nur eine Beschränktheit sieht.

Beide deckten sich auch in der Grundansicht über Religion, aber Schleiermacher hatte hier sein eigentliches Gebiet, während es Goethe zwar tief, aber doch mehr nur gelegentlich berührte. Auch vermißte Schleiermacher bei Goethe den Ernst der Teilnahme und den Einfluß der religiösen Anschauung auf das Leben. Nicht sowohl daß sich Goethe wegen seines Heidentums rühmte, war ihm anstößig: denn das war ja nur eine Form der Opposition gegen die dogmensichere Kirchlichkeit, die Schleiermacher verstehen und dulden konnte, aber er vermißte in Goethe die Rücksicht auf die kirchliche Sitte und das kirchliche Leben des Volkes. Denn Goethe war frommen Sinnes und erfüllt von dem Grundgedanken aller Religion. Er hätte auch schreiben, können was Schleiermacher in den Reden über Religion sagt: »Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.« Goethes Dichtungen und Goethes Weltanschauung predigen überdies und fordern wie Schleiermacher jene echte Toleranz, die fremde Anschauungen nicht nur duldet, sondern als ein Recht der anderen Per-




sönlichkeit anerkennt, wo immer nur wirkliche Überzeugung und aufrichtiges Suchen nach Wahrheit zu sehen ist.

So waren Schleiermacher und Goethe doch auch auf dem religiösen Gebiete Genossen der Arbeit gewesen. Der eine mehr von theologischen und philosophischen, der andere mehr von künstlerischen und naturwissenschaftlichen Anregungen und Betrachtungen ausgehend, begegneten sie sich in dem Streben nach tieferer Erkenntnis von Natur und Leben; stärkten, erweiterten und erhöhten beide das fromme Gefühl, das religiöse Moment in jener großen Erhebung, die unserem Volke — wie wir oben sahen — nicht nur den Boden frei machte von dem fremden Tyrannen, sondern zugleich den idealen Inhalt in dem Wesen unseres Volkes bereicherte und dadurch den Charakter dieser Nationalität schärfer ausprägte. In dieser geistigen Kultur gewann unser Volk eine der besten Waffen, mit denen es im Kampfe gegen Napoleons Übermacht und einheitliche Führung Sieger blieb, und weiter im Laufe des 19. Jahrhunderts die tausendfachen Hindernisse überwand, die der Begründung des neuen Reiches deutscher Nation, des ersten wirklichen deutschen Nationalstaates entgegenstanden.

Auch diese Kämpfe hatten und haben einen starken kirchlichen Einschlag. Mehr als je empfinden wir das in den letzten Jahrzehnten. Man möchte oft verzweifeln, wenn man sieht, wie die Religion zu politischen Kämpfen mißbraucht und welch grobe Speise dem religiösen Bedürfnis geboten werden darf. Da ist es nun unter den Tatsachen, die uns trotz alledem den Sieg der freien Religiosität erwarten lassen, eine der wichtigsten, daß auch die Kreise, welche den alten konfessionellen Standpunkt behaupten, die geistige Atmosphäre der Goethischen Dichtung nicht entbehren können. Goethes Poesie und die von ihm geführte und sich in seinem Geiste erhebende Gemeinde schaffen immer neuen Boden des Verständnisses und der Einigkeit für konfessionell und politisch sich sonst bekämpfende Parteien und Gruppen unseres Volkes. So leistet Goethe dem Vaterlande noch heute dauernd die größten Dienste, zu dem er 1813 keinen Glauben fassen konnte.

Es ist eine sehr eindringliche Mahnung zur Demut für uns Menschen, wenn wir so bei einem der größesten Geister erkennen, wie wenig auch sie wissen, wohin das führt, was sie tun, was sie mit ihrer Kraft zu beginnen und zu vollenden berufen sind. Mit erhöhtem Nachdruck ruft uns ihr Schicksal zu: Wir Menschen sind nicht wir, wir gehören nicht uns, wir sind Gottes. Und wer in Goethe zu lesen versteht, der wird auch solchem Gedanken begegnen.

Die Entwicklung der Luftfahrzeuge zum Kriegsmittel.

Von

Karl Bahn.

A. Die Entwicklung der Luftschiffe.

Das Freiluftschiff, wie es die Gebrüder Montgolfier 1783 erfunden und Professor Charles in Paris verbessert hatte, war wegen seiner Abhängigkeit vom Winde zu Verkehrszwecken nicht zu gebrauchen. Eine praktische Bedeutung konnte es nur gewinnen, wenn es gelang, ihm eine solche Eigengeschwindigkeit zu geben, daß es auch gegen ſtärkeren Wind lenkbar war. In unseren Breitengraden sind Windſtärken von 15 Metersekunden bis zu 1000 m Höhe nicht selten. Im Durchschnitt der Jahre 1903 bis 1908 war in einer Höhe bis zu 1000 m nur an 61 Prozent aller Tage des Sommerhalbjahres die Windſtärke unter 10 Metersekunden, an 27 Prozent lag sie zwischen 10—15 Metersekunden und an 12 Prozent über 15 Metersekunden. In größerer Höhe, die für Kriegsfahrzeuge im Ernſtfall am meiſten in Frage kommt, nimmt die Windſtärke sehr schnell zu. Es iſt also ein Mindeſtmaß, wenn die Heeresverwaltung eine Geschwindigkeit von 15 Metersekunden für ein Kriegsluftschiff anfangs forderte. Größere Eigengeschwindigkeit iſt notwendig und wurde auch angeſtrebt, damit das Luftschiff auch an ſtürmischen Tagen, in höheren Luftschichten und über dem Meere mit Sicherheit gegen den Wind ankämpfen kann. Dazu war nötig, daß das Gewicht der Kraftquelle für eine Pferdeſtärke herabgedrückt wurde. Die Lenkbarkeit des Luftschiffes war also in erſter Linie eine Motorfrage. Solange man auf Menschen- oder Tierkräfte als Antriebsquelle beschränkt war, und solange die Technik das Gewicht der dynamischen Motoren für eine Pferdeſtärke nicht sehr wesentlich vermindern konnte, war die Möglichkeit, die Luftschiffe auch bei ſtärkerem Winde zu lenken, völlig ausgeschlossen. Die Eigengeschwindigkeit der Luftschiffe und damit ihre Lenkbarkeit nahm dann auch in dem Maße zu, als das Gewicht der Kraftquelle für eine PS.-Leiſtung kleiner wurde. Wie sich die geschichtliche Entwicklung vollzogen hat, zeigt die folgende Zusammenſtellung, zu der bemerkt werden muß, daß die Angaben über die Motorengewichte in der Fachliteratur sehr schwanken, je nachdem das Zubehör und die Betriebsſtoffe, die für die verschiedenen Motorarten — Dampfmaschine, Gaskraftmaschine, Elektromotoren — ganz verschiedene sind, mit zum Motorgewicht gerechnet werden oder nicht. Nichtsdeſtoweniger gibt die Zusammenſtellung ein anschauliches Bild von dem Einfluß des Motorgewichts auf die Eigengeschwindigkeit der Luftschiffe.

Krebs und Renard waren die erſten, denen es gelang, bei geringem Wind in 7 Aufſtiegen fünfmal an ihren Aufſtiegsort zurückzukehren und dadurch die Lenkbarkeit ihres Luftschiffes bei Windſtärken bis zu 5—6 Metersekunden nachzuweisen. Diese verhältnismäßig geringe Eigengeschwindigkeit genügte für eine militärische Verwendung des Luftschiffes noch nicht. Deshalb lehnte auch die französische Heeresverwaltung die Übernahme des Luftschiffes, wie



seine weitere Ausbildung ab. Aber die Aufgabe selbst war gelöst, die Möglichkeit der Lenkbarkeit von Luftschiffen innerhalb bescheidener Grenzen nachgewiesen. Nunmehr galt es, die Eigengeschwindigkeit der Luftschiffe zu steigern. Dies konnte und wurde erreicht durch Erhöhung der Motorkraft und deren bessere Ausnutzung, durch Verminderung des Eigengewichtes des Luftschiffes, durch Verminderung des Luftwiderstandes an dem Tragkörper, der Gondel und deren Aufhängung, und durch Verminderung der Schwankungen des Luftschiffes, die einen Teil der Kraft nutzlos auf brauchen. Dazu setzte im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine sehr lebhafte, vorwiegend auf die militärische Verwendbarkeit der Luftschiffe gerichtete Konstruktionstätigkeit ein, die dadurch wesentlich begünstigt wurde, daß für den Rennsport mit Kraftwagen sehr leistungsfähige, dabei aber sehr leichte Motoren gebraucht wurden, die die Industrie in den Verpuffungsmotoren baute. Schon 1880 baute Wölfert als erster einen Benzinmotor in ein Luftschiff ein, und seitdem ist der Benzinmotor die Kraftquelle für die Luftschiffe geblieben.

Die Entwicklung derselben vollzog sich vorwiegend auf empirischem Wege und zeitigte drei scharf von einander geschiedene Grundformen, die noch heute in mannigfachen Ausführungen nebeneinander bestehen. Je nachdem

Name des Konstrukteurs	Konstruktionsjahr	Art der Kraftquelle	Gewicht der Kraftquelle für eine PS in kg	Eigengeschwindigkeit des Luftschiffes m/sec.	Bemerkungen.
Projekt des französischen Ingenieur-Leutnants (späteren Generals) Meusnieur	1783	80 Menschen	706	1,1	Das Projekt ist nicht ausgeführt. Die Eigengeschwindigkeit ist vom Konstrukteur errechnet. Arbeitsleistung eines Menschen ist zu 8 mkg, das Gewicht desselben zu 75 kg angenommen.
Französischer Ingenieur Giffard	1852	Dampfmaschine von 3 PS	290	2-3	
Französischer Marine-Ingenieur Dupuy de Lôme	1872	14 Menschen	700	unerheblich	Gewicht des Menschen 75 kg. Arbeitsleistung 8 kg. Die Verwendung von Menschenkraft an Stelle mechanischer Kraft ist Giffard gegenüber ein Rückschritt.
Deutscher Ingenieur Hänlein	1872	Gaskraftmaschine von 3,6 PS	146	5	Das Gas wurde dem Tragkörper entnommen und durch Luftzufuhr in den Luftsack ersetzt.
Die Franzosen Albert und Gaston Tissandier	1883	Elektromotor	200	3-4	
Die französischen Hauptleute Krebs und Renard	1884	Elektromotor von Gramme und eine Chlorchromsäurebatterie	44*	5,5 bis 6,5	* nach Paul Renard



die Form des Tragkörpers durch ein starres Gerüst oder inneren Überdruck erhalten wird, werden Starr- und Prallluftschiffe unterschieden. Die letzteren teilen sich wieder nach der Art der Lastübertragung auf den Tragkörper in unstarre und halbstarre. Die Entwicklung der starren Luftschiffe begann Ende des vorigen Jahrhunderts. 1893 baute Schwarz in Petersburg und 1895 in Berlin ein starres Lenkluftschiff von 3700 cbm Gasraum bestehend aus einem Aluminiumgerippe mit Aluminiumblechverkleidung, dem er einen 12 PS-Daimlermotor gab. Bei dem ersten Aufstieg in Berlin, November 1897, mußte das Schiff wegen einer geringen Betriebsstörung an der Transmission landen. Das Ungestüm der Zuschauer zerstörte es. 1896 begann dann Graf Zeppelin die Konstruktion, 1898 den Bau seines ersten Lenkschiffes, das am 2. Juli 1900 seine erste Fahrt machte. Bei einer Größe von 11300 cbm Gasraum erreichte es mit 32 PS seiner beiden Daimlermotoren eine Eigengeschwindigkeit von 9 Metersekunden. Obwohl erheblich höher als die des Schiffes von Krebs-Renard entsprach sie der damals vom preußischen Kriegsministerium noch recht bescheiden festgesetzten von 12—15 Metersekunden noch nicht. Deshalb verfolgte auch die preußische Heeresverwaltung diese Konstruktion nicht weiter. Graf Zeppelin mußte seine Versuche unterbrechen. Erst am 30. November 1905 konnte er mit seinem zweiten Modell seine ersten Probefahrten machen. Diese Modelle hatten ebenfalls nur 2 Daimlermotoren, aber bereits 170 PS, die dem Luftschiff eine Eigengeschwindigkeit von 14—15 Sekundenmeter gaben. Damit war die militärischerseits verlangte Eigengeschwindigkeit erreicht. Das Luftschiff Zeppelin 3, das in der Zeit vom 24. bis 30. September 1907 wohlgelungene Probefahrten ausführte, hatte bei 11430 cbm Gasraum 220 PS Kraftantrieb und 15,3 Metersekunden Eigengeschwindigkeit. Es wurde das erste Militärluftschiff Deutschlands (Z. I).

Getragen von dem Interesse der Reichsregierung und von der Begeisterung des Volkes ging die großartige Entwicklung dieses Luftschiffstyps, die wir miterlebt haben, in kurzer Zeit vor sich. Die Zusammenstellung in Anlage 1, in die der Vollständigkeit halber auch ersten Modelle aufgenommen sind, gibt ein Bild derselben. Sie zeigt die Vergrößerung des Gasraums von 11300 cbm auf 27000 und damit die der Tragfähigkeit, die Erhöhung der Eigengeschwindigkeit von 9 auf 22 Metersekunden, der Zahl der Motoren von 2 auf 4 und der Kraftleistung von 32 auf 820 PS bei einer ununterbrochenen Fahrtdauer bis zu 72 Stunden. Die Leistungsfähigkeit der Luftschiffe hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Nach Ansicht der Luftbaugesellschaft Zeppelin ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß im Jahre 1915 diese Entwicklung soweit gefördert ist, daß man ohne Gefahr vielleicht den Ozean wird überfahren können.

Das charakteristische Merkmal der starren Zeppelinschiffe ist ihr festes Gerippe von Längs- und Querträgern aus Aluminium und Drahtverspannungen. Dieses Gerippe erhält ohne besondere Hilfsmittel und unabhängig von dem Druck in den Gaszellen die äußere Form des Tragkörpers und die Prallheit der äußeren Hülle, solange das Gerüst unversehrt bleibt. Dasselbe gestattet auch bei richtigem Verhältnis von Länge und größtem Durchmesser den Gasraum und damit die Tragkraft des Luftschiffes sehr groß zu machen, wie der oben angezogene Vergleich zwischen dem

erften Modell und dem jetzt eben abgenommenen Marineluftschiff L. 2 (11300 : 27000 cbm) beweift. Weil die äußere Form durch das Gerippe erhalten wird und das Gas in 16—18 besonderen Zellen eingeschlossen ift, erleidet die äußere Hülle keinen Druck. Da auch die Gaszellen keinen Überdruck zum Prallhalten ihrer Hülle bedürfen, wie die Pralluftschiffe, so können die Hüllen der Zeppelinschiffe aus weniger feftem und daher leichterem Stoff beftehen als bei Pralluftschiffen. Dieser Gewichtsunterschied kommt den Starrschiffen zugute, denen die Schwere ihres Gerüftes als erheblicher Nachteil angerechnet wird. Zwischen den Gaszellen und der äußeren Hülle bleibt ein Luftraum, der das Gas vor ftarken Temperaturschwankungen, namentlich vor ftarker Erwärmung durch Sonnenbeftrahlung schützt. Bei den Zeppelinschiffen soll nur mit einer Erwärmung bis zu 9° C. zu rechnen sein, während bei Luftschiffen ohne Doppelhülle und ohne Aluminiummetallisierung das Gas um 40° C. sich erwärmen kann. Starke Erwärmung verändert die Gleichgewichtslage im Luftraum und zwingt bei einem Starrluftschiff entweder zum Gasablassen und damit zum Gasverluft oder zur dauernden Richtigftellung der Höhenlage auf dynamischem Wege durch die Höhenfteuerung, wodurch Kraft verbraucht wird. Beides wenig willkommene Mittel. Bei Beschädigung der äußeren Hülle tritt bei Starrluftschiffen kein Verluft an Gas auf; nur wenn gleichzeitig eine oder mehrere Gaszellen verletzt sind, verlieren nur diese, nicht der ganze Tragkörper Gas. Das ift für ein Militärluftschiff ein sehr hoch zu schätzender Vorzug, weil das Luftschiff bei etwaiger Verwundung nur einen Teil seiner Tragfähigkeit einbüßt, der je nach Umftänden durch Ballaftwerfen vielleicht völlig ausgeglichen werden kann. In welchem Maße dies möglich ift, hat sich am Schütte-Lanz gezeigt. Ein abgeschlagener Schraubenflügel hatte die äußere Hülle auf 6 m aufgerissen und in die unterliegende Gaszelle ein Loch von $2^1/_2 \times 1$ m neben verschiedenen kleinen Verletzungen geschlagen. Der ftarke Gasverluft ließ sich durch Ballaftabgabe so vollftändig ausgleichen, daß das Schiff noch 20 Stunden hätte in der Luft bleiben können. Ganz anders war das Verhalten des halbftarren Pralluftschiffes nach Lebaudy-Julliot, »La République«, das durch das Eindringen eines Schraubenflügels in die Hülle platzte und vollkommen zerftört wurde. Seit diesem Unfall forderte man, namentlich in Frankreich, auch bei nicht ftarren Schiffen die Teilung des Gaskörpers in einzelne Zellen. Ebene Querschotten haben aber bei Prallschiffen den Nachteil, daß Einschnürungen an der Hülle entftehen müssen, wodurch der Reibungswiderftand erheblich vergrößert wird. Angewendet sind solche Querschotten beim deutschen unftarren Schiff »Siemens-Schuckert«, dem französischen »Adjutant Réau«, dem italienischen Militärschiff u. a. m. Ferner verhütet die Einteilung in Zellen das schädliche Fluten der Gasfüllung in der Längsrichtung bei schräg ftehendem Tragkörper und sorgt für gleichmäßige Gas- und Druckverteilung. Der Möglichkeit, daß das aus den Zellen entweichende Gas, nach früheren Angaben des Grafen Zeppelin 3 g für jeden Quadratmeter Oberfläche in 24 Stunden, sich mit der in der inneren Hülle befindlichen Luft zu Knallgas verbinden und dadurch zu einer großen Gefahr für das Luftschiff werden könnte, ift dadurch entgegengewirkt, daß in der äußeren Hülle vorn Öffnungen ange-

bracht sind, durch die bei der Fahrt ein je nach der Geschwindigkeit mehr oder weniger ſtarker Luftſtrom eintritt, der die Zwischenräume lüftet. Vermutlich sind hinten auch Öffnungen,. aus denen vermöge der Saugwirkung die vermischte Luft austreten kann. Diese Einrichtung scheint bisher genügt zu haben, denn bei keinem der bisherigen Unfälle iſt die Explosion des so gebildeten Knallgases als Ursache feſtgeſtellt worden. Sonſt ließe sich die Wirkung der Einrichtung auch noch verſtärken.

Allein das ſtarre Gerippe bietet die Möglichkeit, auf dem Rücken und an den Seiten des Tragkörpers Plattformen zur Aufſtellung von Maschinengewehren usw. anzubringen, die hier ein freies Schußfeld besonders nach oben haben. Es allein geſtattet, die Luftschrauben und Höhenſteuer an der für ihre Wirkung günſtigſten Stelle anzubringen. Für die Ausnutzung des Schraubenantriebes iſt es am vorteilhafteſten, wenn die Schrauben in oder möglichſt nahe der wagerechten Widerſtandsebene des Luftschiffes befeſtigt sind, denn sobald sie nicht in, sondern unterhalb dieser Widerſtandsebene sitzen, greifen sie an einem Hebelarm an. Dadurch tritt ein Drehmoment auf, das eine Kippbewegung des Schiffes in senkrechter Mittelebene um die Querachse verursacht, die zusammenfällt mit dem durch zufällige unregelmäßig auftretende Windſtöße hervorgerufenen Stampfen der Luftschiffe. Diese unbeabsichtigte und schädliche Bewegung verbraucht einen Teil der Antriebskraft und vermehrt den Luftwiderſtand. Sie iſt um so ſtärker, je tiefer die Luftschrauben unterhalb der Widerſtandsebene des Luftschiffes sitzen. Bei den Zeppelinschiffen sind sie vorn und hinten zu beiden Seiten des Tragkörpers am Gerippe, sehr nahe der Widerſtandsebene angebracht. Deshalb iſt bei ihnen das Stampfen geringer als bei solchen Luftschiffen, deren Schrauben unterhalb des Tragkörpers liegen. Beseitigt oder wenigſtens gemildert wird das Stampfen durch wagerechte Dämpfungsflächen zu beiden Seiten und am Heckboden des Schiffes. Diese müssen um so größer und wirkungsvoller sein, je ſtärker das Stampfen iſt.

Befinden sich Schrauben und Gondeln tief unter dem Tragkörper, so liegt dadurch der Schwerpunkt des ganzen Syſtems im gleichen Maße unterhalb der Umdrehungsachse des Tragkörpers. Dadurch wird eine zweite unbeabsichtigte und schädliche Bewegung, das Rollen, ein Schwanken des Schiffes um seine Längsachse, hervorgerufen, dem durch besondere senkrechte Dämpfungsflächen oben und unten am Tragkörper entgegengewirkt wird. Die wagerechten Dämpfungsflächen, die ebenfalls etwas gegen das Rollen arbeiten, genügen allein hierzu nicht, weil ihr Hebelarm zu kurz iſt. Neuerdings iſt an Stelle der senkrechten Dämpfungsflächen ein von vorn nach hinten durchlaufender Kiel vorhanden. Je tiefer der Schwerpunkt liegt, um so größer iſt das Drehmoment. Die Schrauben der Zeppelin-Schiffe liegen hoch, die Gondeln nur 3 m unter dem Tragkörper. Dadurch haben die Zeppelinschiffe nahezu labiles Gleichgewicht, was ihrer Manövrierfähigkeit zugute kommt. Die unſtarren Parsevalschiffe haben ihre Gondeln 8 m unter dem Tragkörper, also einen tiefliegenden Schwerpunkt und ſtärkere Neigung zum Rollen. Mildernd wirkt hier die unſtarre Anhängung der Gondeln gegenüber der ſtarren bei Zeppelin. Ein dynamisches Höhenſteuer, das unmittelbar am Tragkörper, womöglich in dessen Widerſtandsebene sitzt, wirkt schnell und kräftig gegenüber einem

solchen an den Gondeln unterhalb des Tragkörpers oder gar einem statischen durch Verschiebung des Schwerpunktes. Die ersten Zeppelinschiffe hatten ein Laufgewicht, durch dessen Verschiebung der Schwerpunkt verlegt und die Spitze des Tragkörpers gehoben oder gesenkt wurde. Diese Einrichtung bewährte sich nicht und wurde durch ein Höhensteuer am Tragkörper ersetzt, das, mit der Zeit vervollkommnet, den Zeppelinschiffen ihre wundervolle Steuerfähigkeit verleiht, so daß bei geschickter Steuerung die großen und schweren Schiffe ohne Erschütterung landen können. Bei den unstarren Luftschiffen begegnet die Anbringung dynamischer Höhensteuer Schwierigkeit. Deshalb wird bei ihnen meist zur statischen Höhensteuerung durch Verlegung des Schwerpunktes gegriffen. Diese Steuerungsart wirkt aber immer langsamer als das dynamische Höhensteuer.

Wenn die Schrauben am Tragkörper angebracht sind, muß ein unverrückbar fester Abstand zwischen der Motorachse und den Schrauben sein. Dies führt zu der starren Befestigung der Gondeln am Tragkörper und zu einer starren Kraftübertragung von den Motoren zu den Schrauben. Beides ist nachteilig. Die Kraftübertragung verbraucht einen Teil der Motorkraft. Dies kann umgangen werden, wenn die Schraubenwelle unmittelbar mit der Motorwelle gekuppelt ist, wie bei dem Schütte-Lanz-Schiff. Diese Anordnung ist für die Z-Schiffe aber ausgeschlossen, weil die Schrauben am Tragkörper sitzen. Die starre Verbindung der Gondeln mit dem Tragkörper bringt den Nachteil für die Haltbarkeit des Schiffes mit sich, daß alle Stöße auf die Gondeln beim Landen oder beim Anfahren von Bäumen, Telegraphenstangen und dergleichen unvermindert auf das Gerüst übertragen werden. Da sein Gewicht aus Rücksicht auf die Tragfähigkeit so leicht wie irgend möglich sein muß und deshalb schon aus dem leichtesten Metall — Aluminium — gemacht ist, so ist das Gerüst bei der geringen Festigkeit und Elastizität dieser Metalle gegen Stöße wenig widerstandsfähig. Bei beabsichtigtem Landen können durch die gutwirkende Höhensteuerung starke Stöße wohl vermieden werden, nicht aber bei unbeabsichtigtem und wenn starke senkrechte Windstöße das gelandete Luftschiff niederdrücken und heben. Das hat bisher jedesmal zur Zerstörung der starren Luftschiffe geführt. Sie sind tatsächlich in der Luft vor der zerstörenden Wirkung des Sturmes sicherer als auf dem Lande außerhalb einer Halle. Diese leichte Verwundbarkeit der starren Luftschiffe und ihre Abhängigkeit von Hallen ist der erheblichste und begründetste Einwand gegen diesen Typ. Dadurch wird auch ihr sonst so großer Aktionsradius für ihre militärische Ausnutzung verkürzt, denn er kann immer nur von und bis zur nächstgelegenen Halle gerechnet werden. Deshalb sind diese ungeachtet ihrer eigenen Sicherheit bis in unmittelbare Nähe der Grenzen vorgeschoben (Metz—Köln—Königsberg—Hamburg). Dieser Mangel an Widerstandsfähigkeit und Elastizität der starren Zeppelinschiffe sollte und ist bis zu einem gewissen Grade durch den eigenartigen Bau des Schütte-Lanz-Schiffes vermindert worden. Trotz aller Beschränkung in den Abmessungen bleibt das Eigengewicht der starren Schiffe hoch und nimmt damit einen nicht unerheblichen Teil des Auftriebes für sich in Anspruch, der der Nutzlast verloren geht. Bei den Zeppelinschiffen rechnet man durchschnittlich $^3/_4$ des gesamten Auftriebes für das Eigengewicht. Wie



sich dieser Nachteil der Starrſchiffe zu den völlig unſtarren Schiffen ſtellt und wie hoch er richtig bewertet werden muß, soll ein Vergleich zwischen einem ſtarren Zeppelinschiff, dem bisherigen Marineluftſchiff L. 1, und dem unſtarren Prallschiff P. III zeigen. Der Gasraum des L. 1 wird verschieden zu 22- und 23000 cbm, der Auftrieb aber übereinſtimmend zu 27000 kg, das Gewicht zu 19500 und die Nutzlaſt zu 7500 kg angegeben. Der Auftrieb für jeden Kubikmeter Waſſerſtoffgasfüllung an der Erde bei 760 mm Luftdruck mit 1,2 kg eingesetzt, ergibt einen Gesamtauftrieb für L. 1 von 26400 oder 27600, im Durchschnitt also genau 27000 kg. Der Vergleich darf also wohl mit 27000 kg Auftrieb, 19500 Eigengewicht und 7500 Nutzlaſt durchgeführt werden. Für P. III werden angegeben: 10000 cbm Gasraum, Auftrieb also 12000 kg, Nutzlaſt 3600 kg, sodaß sich das Eigengewicht auf 8400 kg errechnet. Dann fällt:

	für das ſtarre Luftschiff:	für das unſtarre:
1. auf 1 kg Gewicht eine Nutzlaſt von	$\frac{7{,}500}{19{,}500} = 0{,}38$ kg	$\frac{3{,}600}{8{,}400} = 0{,}43$ kg
2. auf 1 cbm Gasraum eine Nutzlaſt von	$\frac{7{,}500}{22{,}000} = 0{,}34$ kg	$\frac{3{,}600}{10{,}000} = 0{,}36$ kg
3. auf 1 cbm Gasraum eine Stundenarbeitsleiſtung von	25,2 mt	23,3 mt
4. auf 1 kg Gewicht eine Stundenarbeitsleiſtung von	28,4 mt	27,7 mt

Wird lediglich das Gewicht der Nutzlaſt zur Grundlage des Vergleichs gemacht (Nr. 1 und 2), so iſt das unſtarre Luftschiff gegen das ſtarre im Vorteil; wird aber die Nutzarbeitsleiſtung (Nr. 3 und 4), d. h. die Fortbewegung der Nutzlaſt innerhalb einer Stunde in Rechnung geſtellt, wobei also die Geschwindigkeit mit ausschlaggebend iſt, so iſt das ſtarre Luftschiff dem unſtarren überlegen. Für die flugtechnische Wertung, wie für die militärische Verwendung iſt gerade die Eigengeschwindigkeit von hohem Wert. Sie muß deshalb auch mit in Rechnung gezogen werden und auch darum, weil ja das Gewicht der Motoren, von denen die Geschwindigkeit der Schiffe abhängt, in dem Eigengewicht der Luftschiffe enthalten iſt. Auch die Gesamttragfähigkeit der ſtarren Schiffe iſt größer und wird vermutlich immer größer bleiben als die der unſtarren, denn der Größe des Gasraumes dieser letzteren iſt eine Grenze in der Widerſtandsfähigkeit des unſtarren Tragkörpers gesetzt. Das größte unſtarre Luftschiff der Welt, das von Siemens-Schuckert, hat einen Tragkörper von nur 15000 cbm gegen 27000 cbm des neuen Marineluftschiffes L. 2. Die Nutzlaſt des L. 1 iſt 7500 kg, die des P. III aber nur 3600 kg. Durch die Größe der Nutzlaſt wird aber die Menge von Betriebsſtoffen und von Geschossen beſtimmt, die für eine Fahrt mitgenommen werden kann. Sie beeinflußt also ganz unmittelbar die Länge der Fahrſtrecke und die militärische Leiſtungsfähigkeit eines Luftschiffes. Die Fahrtdauer des L. 2 wird auf 72 Stunden, die des P. III zu 30 Stunden angegeben.

Eine sehr wesentliche Bedingung für ein Militärluftschiff iſt seine unbedingte Betriebssicherheit. Für die Starrschiffe iſt sie von noch größerer Bedeutung, wegen ihrer Hilflosigkeit und Zerbrechlichkeit auf dem Lande außerhalb einer Halle. Im Besitz seiner vollen Kraft kann ein modernes ſtarres Luftschiff auch gegen schweren Sturm und senkrechte Böen unter nicht zu ungünſtigen Umſtänden mit Erfolg ankämpfen; ohne Kraft iſt es ein Spielball des Sturmes.





Deshalb hängen die Luftschiffe von der Zuverlässigkeit ihrer Motore ab. Die Ursache vieler Unfälle iſt letzten Endes auf ein Versagen einzelner Motoren zurückzuführen. Die Zerſtörung der »Deutschland« am 28. Juni 1910 im Teutoburger Walde iſt hierfür ein typisches Beispiel. So sehr die Motoren, weil sie das Lebenselement des Luftschiffes wie des Flugzeuges sind, in den letzten Jahren auch verbessert sind und auch noch weiter werden vervollkommnet werden, so bleiben sie doch noch immer zufälligen Störungen ausgesetzt, wenn auch deren Zahl und Schwere vermindert sind und auch noch weiter werden vermindert werden. Deshalb iſt es nötig, daß jedes Luftschiff mehrere Motore führt, damit es beim Versagen eines derselben nur einen Teil seiner Kraft einbüßt, der verhältnismäßig um so geringer wird, je mehr Motoren vorhanden sind. Die Zeppelin-Schiffe haben durch die Verwendung von zwei Gondeln und vier Schrauben von Anfang an zwei Motoren gehabt. Aber selbſt zwei sichern dem Luftschiff nicht immer seine volle Lenkfähigkeit, wie die Kataſtrophen der Zeppelin-Schiffe bewiesen haben. Auch der Schütte-Lanz I wurde bei Gotha durch Unregelmäßigkeiten in der Benzinzuführung an beiden Maschinen zugleich ſteuerlos. Deshalb iſt man neuerdings bis zu vier Motoren gegangen. Die neueren Z.-Schiffe, die deutschen Militärschiffe M. III und M. IV, sowie das Siemens-Schuckert-Schiff haben alle bereits je vier Motoren. Dadurch iſt neben der großen Geschwindigkeit eine weitgehende Betriebssicherheit erreicht.

Das oben erwähnte ſtarre Luftschiff Schütte-Lanz — der spätere S. L. I. — iſt von Professor Schütte von der technischen Hochschule zu Danzig entworfen und von dem Induſtriellen Lanz in Mannheim gebaut worden. Das ſtarre Gerüſt und die besonderen Gaszellen der Zeppelin-Schiffe wurden beibehalten. Aber die Träger des Gerüſtes beſtehen aus 1 mm dicken, zusammengeleimten Holzfournieren, deren Fasern teils lang, teils quer liegen. Die Längsträger laufen nicht wagerecht über die vieleckigen Querträger, sondern in einer ſteil anſteigenden Schraubenlinie, je zur Hälfte rechts- und linksgängig, so daß sie, sich kreuzend, rautenförmige Öffnungen auf der Gerüſtoberfläche bilden. Diese Anordnung der Gerüſtträger scheint eine Übertragung äußerer Kräfte auf größere Teile des Gerüſtes sehr zu begünſtigen und dadurch im Verein mit dem zäheren Holz dem Gerüſt eine größere Widerſtandsfähigkeit gegen Stöße zu geben. Der vornehmlichſte Zweck dieser Konſtruktion, die leichte Verletzbarkeit und Zerſtörbarkeit der Zeppelin-Schiffe durch große Elaſtizität und Feſtigkeit des Gerüſtes zu vermindern, scheint auch erreicht zu sein. Um die Übertragung der Stöße in senkrechter Richtung beim Aufsetzen der Gondeln zu vermeiden, sind die Gondeln nicht ſtarr, sondern nachgiebig durch Stahltrossen mit dem Gerüſt verbunden. Außerdem sind sie auch noch an der Hülle befeſtigt, um diese prall über das Gerüſt zu spannen. Aus dieser unſtarren Verbindung folgt, daß die Schrauben nicht an den Tragkörper und in unmittelbarer Nähe der Widerſtandsebene, sondern hinten an den Gondeln befeſtigt sind. Die damit verbundenen, oben dargelegten Nachteile sind wegen des Vorteiles der elaſtischen Gondelverbindung und des Fortfalles der Kraftübertragung vom Motor auf die Schraube mit in den Kauf genommen worden. Das S.-L.-Schiff läuft auch nach hinten wesentlich schlanker aus, als die Zeppelin-Schiffe, weil beide Konſtrukteure den Einfluß des Stirn- und des Reibungs-

widerſtandes der Luft am Tragkörper nach verſchiedener Auffaſſung verſchieden bewerten. Das S.⸗L.⸗Verſuchsschiff machte Mai, Juni 1912 seine Probefahrten und wurde am 21. Dezember 1912 von der Heeresverwaltung übernommen. Es hat bei mancher Havarie eine bemerkenswerte Feſtigkeit und Zähigkeit bewieſen. Die vorgekommenen Beſchädigungen blieben auf einen kleinen Teil des Gerüſtes beſchränkt und konnten ſchnell wieder beſeitigt werden. Wenn trotzdem das führerlos entwichene Luftſchiff im Juli d. J. beim Aufſetzen auf einen Wald völlig zerſtört worden iſt, ſo ſpricht dies weniger gegen den Bau des Gerüſtes an ſich, als es von neuem beweiſt, wie leicht zerſtörbar ſtarre Luftſchiffe ſind, wenn ſie außerhalb einer Halle zu landen gezwungen ſind. Der im Bau befindliche S.⸗L. II für die deutſche Heeresverwaltung erhält vier Maſchinengondeln, je eine vorn und hinten in der Längsmittelebene und zwei mittſchiffs rechts und links von derſelben, vier Motoren mit 800 P.-S., 8 Schrauben und den bisher fehlenden Laufgang. Zu den ſtarren Luftſchiffen gehört auch das von den Malletwerken zu Puteaux bei Paris gebaute erſte ſtarre franzöſiſche Heeresluftſchiff »Spieß«. In ſeinen weſentlichſten Einrichtungen ſoll es auf den Konſtruktionen von Zeppelin und Schütte beruhen. Vorhanden ſind: das ſtarre Gerüſt von vielſeitigem Querſchnitt aus Holz mit Drahtverſpannung, elf einzelne Gaszellen, zwei mit dem Gerüſt feſtverbundene Gondeln und der Laufgang zwiſchen beiden, die vier Schrauben ſeitlich am Gerippe, angetrieben durch zwei Chenu⸗Motoren von 160—180 P.S. Im Äußeren ſoll es dem Zeppelinſchiff »Schwaben« ähnlich ſehen. Urſprünglich war ſeine Größe auf 11000 oder 12800 cbm feſtgeſetzt, ſoll aber neuerdings auf 17000 geſteigert worden ſein oder werden. Über die bisherigen Verſuche iſt noch nichts bekannt geworden, ſo daß ein Urteil über ſeine Leiſtungen und hervorſtechende Konſtruktionsneuheiten nicht möglich iſt.

Auch in England werden Verſuche mit ſtarren Luftſchiffen gemacht. Das engliſche Marine⸗Luftſchiff iſt ein ſolches. Verſuchsergebniſſe ſind noch nicht veröffentlicht.

Das Gegenſtück der Starrſchiffe ſind die Prallſchiffe, bei denen die Hülle durch inneren Überdruck prall erhalten wird. Dieſer letztere iſt abhängig von dem äußeren Gegendruck der Luft und von der Wärme des Gaſes. Steigt ein gasgefüllter Körper aus der Höhenlage, in der er ſein ſtatiſches Gleichgewicht hat, in eine höhere Lage auf, oder wird das Gas durch ſtarke Sonnenbeſtrahlung weſentlich erwärmt, ſo dehnt es ſich aus und ſein Druck gegen die Hülle nimmt zu. Um ein Platzen zu vermeiden, muß Gas abgelaſſen werden, damit ſein Druck wieder auf das höchſtzuläſſige Maß zurückgeht. Dadurch wird die Menge des Gaſes vermindert. Nach dem Fallen des Luftſchiffes in ſeine frühere Gleichgewichtslage oder nach dem Abkühlen des Gaſes würde die verminderte Gasmenge die Hülle nicht mehr prall erhalten können, die Spitze könnte durch den Luftwiderſtand eingedrückt werden, das Fahrzeug ſeine Lenkbarkeit einbüßen und der Tragkörper an Steifigkeit verlieren. Gasablaſſen muß alſo bei Pralluftſchiffen vermieden werden. Dies wird dadurch erreicht, daß innerhalb des Gasraumes ein oder mehrere mit Luft gefüllte Säcke vorhanden ſind. Durch Einpumpen von Luft in dieſelben wird der Gasdruck dauernd auf der notwendigen Höhe gehalten. Steigt derſelbe über dieſes Maß, wodurch ein Platzen der

Hülle verursacht werden kann, so wird durch selbsttätige Ventile Luft, nicht Gas, abgelassen, die nach Aufhören des Überdrucks durch den Ventilator wieder ersetzt werden kann. Die Gebrauchsfähigkeit und Sicherheit eines Prallluftschiffes hängt daher von der ungestörten und regelmäßigen Arbeit des Ventilators, des Motors und der Luftzuführung ab. Dies ist gegenüber den Starrschiffen, die eines besonderen Mittels zur Prallhaltung der Hülle nicht bedürfen, ein Übelstand. Versagt eines dieser Teile, so sind Unfälle, wie sie in erster Zeit bei den unstarren Luftschiffen vorgekommen sind, die Folge. Deshalb führen die meisten Pralluftschiffe einen Reservemotor für den Ventilator für den Fall, daß der Antrieb durch die Hauptmotoren des Luftschiffes versagen sollte. Die losen Luftzuführungsschläuche sind verbessert und ihre Länge dadurch vermindert, daß der Ventilator den Luftsäcken so nahe wie möglich gerückt ist. Wenn nun auch die technischen Einzelheiten mit der Zeit so verbessert sind, daß bei gut gebauten, sorgfältig überwachten und gut geführten Pralluftschiffen sowohl gegen ein Nachlassen des Druckes, als auch gegen ein Platzen der Hülle bereits heute eine weitgehende Sicherheit vorhanden ist, so bleibt doch der für ein Kriegsluftschiff schwer wiegende Nachteil bestehen, daß im Falle einer Verletzung der Hülle durch feindliches Feuer, mit der doch gerechnet werden muß, die Prallheit der Hülle durch Luftzufuhr nicht immer wird aufrecht erhalten werden können. Die dauernde Beobachtung des Druckes im Gasraum und in dem Luftsack ist eine Erschwerung der Bedienung, die noch vergrößert wird, wenn mehrere Luftsäcke vorhanden sind, die, zur Höhensteuerung benutzt, verschieden starken Druck haben müssen. In einem langen nicht ganz gefüllten Luftsack wirkt das Fluten der Luft auf dem Fahrbetrieb und die gleichmäßige Druckverteilung in der Hülle nachteilig ein. Dem kann allerdings durch Teilung des Luftsackes entgegengearbeitet werden.

Die Größe der Luftsäcke hängt davon ab, wie hoch das Luftschiff steigen soll. Die auf der Erde vollen Luftsäcke müssen leer sein, wenn das Luftschiff die festgesetzte größte Höhe erreicht hat. Durchschnittlich beträgt sie $^1/_3$—$^1/_4$ des Hülleninhalts.

Die Höhe des Überdrucks muß so berechnet sein, daß der Luftwiderstand an der Stirn des Tragkörpers die Spitze desselben nicht eindrückt, und daß der Tragkörper stets steif genug bleibt, um unter dem Druck der angehängten Last sich nicht durchzubiegen oder gar einzuknicken. Andrerseits darf sie auch selbst unter besonderen Umständen die Festigkeit der Hülle nicht übersteigen. Der Überdruck schwankt bei den verschiedenen Konstruktionen zwischen 20 und 44 mm Wassersäule. Der Stirnwiderstand wächst mit dem Quadrat der Geschwindigkeit des Luftschiffes. Der innere Überdruck muß also bei schnell fahrenden Schiffen (M. IV 22 Metersekunden) größer sein als bei langsam fahrenden. Von wesentlich größerem Einfluß auf die Höhe des inneren Überdruckes als die Fahrgeschwindigkeit ist die Belastung des Tragkörpers durch die Gondeln. Der Tragkörper muß als freitragender Balken angesehen werden. Dessen Beanspruchung auf Biegung ist umso geringer, je gleichmäßiger die Last über seine ganze Länge verteilt ist. Deshalb muß bei den Prallschiffen danach gestrebt werden, die Gondeln so aufzuhängen, daß nahezu die ganze Länge des Tragkörpers gleichmäßig daran trägt. Die Art der Anhängung

der Gondeln an dem Tragkörper ist der charakteristischste Unterschied der unstarren und halbstarren Luftschiffe und sie bedingt auch, in welchem Maße der Tragkörper auf Biegung in Anspruch genommen wird.

Der Brasilianer Santos Dumont, der 1898 seine Versuche in Paris begann, verwandte unstarre Prallschiffe mit kurzer Gondel. Durch seine zahlreichen Versuche, von denen die Umkreisung des Eiffelturmes am 19. Oktober 1901 der volkstümlichste geworden ist, wurden wohl wertvolle Erfahrungen gewonnen, ein eigener ausbildungsfähiger Typ ist aus ihnen aber nicht hervorgegangen. Der ausgesprochenste und zugleich erfolgreichste Vertreter unstarrer Luftschiffe ist der Parseval-Typ. Die Versuche mit dem ersten Modell begannen 1908. Die Gondel dieses Modells war ebenfalls kurz, nur 5 m lang bei einer Länge des Trageraums von 48 m und war mittels Tauwerks an diesem befestigt. Trotzdem die Gondel 8 m unterhalb des Tragkörpers befestigt ist, um durch schräg nach vorn und hinten geführte Taue einen größeren Teil des Tragkörpers zu belasten, trägt doch nur der mittelste Teil. Die dadurch herbeigeführte starke Beanspruchung auf Biegung zeigt die sichtbare Durchbiegung der Parsevaltragkörper der ersten Modelle. Diese starke Beanspruchung führte denn auch bei dem ersten P.-Schiff zu einem Einknicken des Tragkörpers beim Nachlassen des inneren Überdruckes ebenso wie früher bei einem Schiff Santos Dumonts. Sie ist von Parseval neuerdings dadurch verringert worden, daß die Gondeln länger geworden sind. Die des deutschen Militärluftschiffes P. III ist z. B. 14,4 m lang bei einem Tragkörper von 86 m. Das Verhältnis zwischen der Länge der Gondel und des Tragkörpers ist günstiger geworden, es ist von 1 : 10 auf etwa 1 : 6 gestiegen. Andererseits ist auch der mittlere Teil des Tragkörpers nach außen stark gewölbt, wodurch der gefährliche Querschnitt verstärkt ist. Daher ist eine Durchbiegung an den P.-Schiffen nicht mehr zu erkennen. So stark beanspruchte Tragkörper verlangen einen hohen inneren Überdruck, der seinerseits widerstandsfähige und dadurch schwere Hüllen bedingt, die nicht nur das Eigengewicht des Luftschiffes vergrößern, sondern auch die Gefahr eines Platzens der Hülle bei zufällig auftretender örtlicher Drucksteigerung z. B. beim Schrägstellen des Schiffes zur Höhensteuerung, näher rücken. Durch eine solche ungleichmäßige, vorher nicht berücksichtigte Druckverteilung ist z. B. das Luftschiff des Amerikaners Morel s. Zt. geplatzt. Deshalb drängt alles darauf hin, die Beanspruchung der Tragkörper auf Biegung zu vermindern. Weitgehend ist dies bei dem größten unstarren Luftschiff der Welt, dem Siemens-Schuckert-Schiff von 15000 cbm Inhalt, durch die neuartige Aufhängung der Gondeln an Stoffbahnen erreicht, die über den ganzen Tragkörper gespannt sind; eine Einrichtung, die in ähnlicher Weise bei dem neuen M. IV und dem P. 13 für Japan und noch anderen Schiffen angewendet worden ist. Infolge dieser günstigen Lastverteilung beträgt dann auch der Überdruck in dem S.-S.-Schiff trotz dessen Länge von 118 m mit einer Geschwindigkeit von 19,8 Sekundenmeter nur 24,5 mm Wassersäule. Ein anderer, schon früher betretener Weg zur gleichmäßigeren Verteilung der Last auf den Tragkörper sind sehr lange Gondeln. Schon das Luftschiff »La France« von Renard und Krebs (1884) hatte eine Gondel von 33 m Länge bei einem



Trageraum von 50 m, sodaß außer Bug- und Heckspitze der ganze Trageraum gleichmäßig trug.

Zu diesen unſtarren Langgondelschiffen gehören zahlreiche neuere Konſtruktionen. So u. a. die französischen Luftschiffe nach dem Clément Bayard und Zodiac Typ; die der Compagnie Transaérienne, die englischen Luftschiffe Beta und Gamma, das amerikanische Baldvin, die öſterreichischen Stagl-Mannsbarth und Beuches, das niederländische Duindigt u. a. m. Die Zahl der unſtarren Langgondelschiffe iſt eine sehr große. Eine Entlaſtung des Tragkörpers und gleichzeitig Schutz gegen Einknicken desselben, wenn der Ueberdruck nachlassen sollte, erfahren die halbſtarren Prallschiffe durch Anbringung von Verſteifungen an der Hülle selbſt. Die Ausbildung dieser Verſteifung iſt sehr verschieden. Das spanische Luftschiff Torrès Quevedo hat einen Träger in der Hauptlängsebene des Gasraumes, das englische »Nulli secundus« hatte und das deutsche »Veeh« hat an der unteren Seite des Tragkörpers einen langen Verſteifungsträger oder ein Kielgerüſt. Beim »Veeh« iſt dies aus dünnwandigem Stahlrohr; die Gondeln und der Laufgang sind in das Kielgerüſt eingebaut. Die große Gruppe der Lebaudy-Julliot-Schiffe, die vier Deutschen Militärschiffe, Groß-Basenach, die deutschen Schiffe Ruthenberg, das englische »Morning Poſt«, die italienischen Militärschiffe P I-III. und M. I., Leonardo da Vinci nach dem Typ Forlanini u. a. haben eine mehr oder weniger ausgebildete Plattform, an der oben die Hülle, unten die Gondeln befeſtigt sind. Ursprünglich war bei den Lebaudy-Julliot-Schiffen die Platte etwa nur ein Drittel so lang wie der Tragkörper. Mit der wachsenden Länge der Luftschiffe wurde auch die Plattform länger. Der erſte Vertreter war das von Julliot auf Veranlassung und Koſten der Gebrüder Lebaudy entworfene und gebaute Lenkluftschiff Lebaudy I., das im November 1902 seine erſte Freifahrt machte. Das Schiff war 2284 cbm groß, hatte einen 40 PS-Motor und 11 Metersekunden Geschwindigkeit. Inzwischen sind der Inhalt dieser Schiffe auf 10000 cbm und die Geschwindigkeit auf 14 Metersekunden angewachsen. 1908 begannen die Versuche des preußischen Luftschifferbataillons mit dem Versuchsschiff des Majors Groß und des Ingenieurs Basenach. Das erſte Modell hatte 5200 cbm Inhalt, zwei Motoren mit 150 PS und 12,5 Metersekunden. Das eben fertiggeſtellte Schiff M. IV hat aber bereits 10000 cbm, 300 PS und etwa 22 Metersekunden Geschwindigkeit. Als letzte Abart sind noch zu erwähnen die Schiffe mit nachgibigem Verſteifungsträger, die sich in ihrer Form der Unterseite des Schiffes anschmiegen, wie die Schiffe von Bradsky 1902, Clouth, italienisches Militärluftschiff »Primo bis« u. a. m.

Allen Prallschiffen ohne Ausnahme gemein iſt die bereits angedeutete Schwierigkeit, die Schrauben und die Höhenſteuer an der Hülle selbſt, also in nächſter Nähe des günſtigſten Angriffspunktes anzubringen. Die Schrauben der unſtarren Schiffe sind deshalb an der Gondel, bei den halbſtarren auch dort oder an der Verſteifung angebracht. Um das Kippmoment möglichſt zu beschränken, werden sie so hoch wie möglich gelegt. Die sehr tiefhängende Gondel der Parsevalschiffe hat deshalb einen zweieinhalb Meter hohen Träger, in dem die Schrauben gelagert sind. Die Dämpfungsflächen und meiſtens auch das Seitenſteuer sitzen an der Hülle bzw. an der Verſteifung. Da auch die Anbringung dynamischer



Höhensteuer bei Prallschiffen Schwierigkeiten hat, so wird gewöhnlich statische Höhensteuerung durch Verschiebung des Schwerpunktes angewendet. Laufgewichte haben sich nicht bewährt. Deshalb wird dazu größtenteils die ungleiche Verteilung der Luft in zwei Luftsäcken, einem vorderen und einem hinteren, verwendet. Hat der hintere Luftsack größeren Luftdruck als der vordere, so hebt sich die Spitze und das Luftschiff steigt und umgekehrt. Zur Beschleunigung und Vergrößerung der Wirkung hat man in Österreich daneben noch die ungleiche Verteilung von Wasser in je einem, am Bug und am Heck untergebrachten Wasserkasten benutzt. Alle diese Mittel können aber nicht so unmittelbar und kräftig wirken, wie ein am Tragkörper selbst in möglichster Nähe der Widerstandsebene angebrachtes Höhensteuer.

Für die Konstruktion der Prallschiffe, namentlich der unstarren Parsevalschiffe ist deren leichte militärische Verwendung im Felde ausschlagend gewesen, Die Rücksicht auf geringes Gewicht, leichte Zerlegung und Zusammensetzung und auf Fortschaffung über Land durch Fuhrwerk, alles Eigenschaften, die für ein Kriegsluftschiff unter Umständen von Wert sein können, haben die Größe dieser Luftschiffe beschränkt und von einem starren Gerüst, womöglich von jeglichem starren Teil außer der Gondel mit Inhalt absehen lassen. Parseval ist hierin am weitesten gegangen. Sogar die Flügel der Luftschrauben seiner ersten Modelle waren ursprünglich aus Stoff und sind erst neuerdings aus Stahlblech gemacht worden. Die Möglichkeit, die Hülle bei Landungen im Sturm durch Aufreißen einer Bahn zu entleeren und dadurch vor einer Zerstörung zu bewahren, begünstigen die feldmäßige Verwendung. Allzuoft wird allerdings von dem Mittel der Gasentleerung im Kriege kein Gebrauch gemacht werden können, denn die Nachfuhr von Wasserstoffgas auf den Kriegsschauplatz ist immerhin eine Erschwerung und die Füllung eines Gasraumes von 10000 cbm ist zeitraubend. Aber die kleineren Luftschiffe lassen sich auch leichter bergen, als die riesigen Stärrschiffe.

Nachdem im Vorstehenden die wesentlichen Unterschiede der drei Hauptsysteme soweit und eingehend behandelt sind, wie sie von Einfluß auf die militärische Verwendung der Luftschiffe sind und wie zur Bewertung ihrer Eigenschaften dafür nötig ist, konnte und mußte auch im Hinblick auf die große Zahl der schon jetzt bestehenden Luftschiffkonstruktionen von einer Einzelbeschreibung abgesehen werden. Obwohl alle drei Typen ursprünglich ganz ausschließlich für militärische Zwecke entworfen sind, zeigen sie doch tiefgehende Unterschiede, je nachdem bei dem Entwurf mehr Wert auf große Leistungen — große Geschwindigkeit, große Tragfähigkeit und großen Aktionsradius — oder auf feldmäßige Verwendung durch leichte Transport- und Bergefähigkeit gelegt ist. Die noch nicht abgeschlossene Entwickelung dieser drei Systeme stellt z. Zt. für militärische Zwecke zur Verfügung:

1. Starrluftschiffe bis zu 27000 cbm Inhalt, über 7500 kg Tragfähigkeit, 23 Metersekunden Geschwindigkeit, 72 Stunden Fahrdauer, einen Tätigkeitsbereich von annähernd 4500 km, eine Steighöhe bis zu 2000 m und Steiggeschwindigkeit von 2—3 Metersekunden.
2. Halbstarre Luftschiffe z. B. M. IV, bis zu 10000 cbm Inhalt, etwa 22 Metersekunden Geschwindigkeit.
3. Unstarre Luftschiffe z. B. P. III,





ebenfalls bis zu 10000 cbm Inhalt, Tragfähigkeit 3600 kg, Geschwindigkeit 17 Metersekunden, Fahrdauer 30 Stunden. Tätigkeitsbereich etwa 1836 km, Steighöhe 2000 m.

Die deutsche Heeresverwaltung hat von Anfang an die deutschen Modelle dieser drei Syſteme nebeneinander erprobt, um ein Urteil über das Maß ihrer Eignung zu den verschiedenen militärischen Zwecken zu gewinnen, und hat auch alle Neukonstruktionen, wie z. B. die von Schütte-Lanz, Siemens-Schuckert und Veeh, in ihre Versuche einbezogen. Bisher hat sich ein einzelner Typ zur alleinigen Verwendung aus diesen Versuchen nicht entwickelt. Doch scheint es, als wenn die großen Starrschiffe mit ihren hohen Leiſtungen, die sich von Neubau zu Neubau noch immer erhöhen, den Vorrang als Militärluftschiff erringen würden. Denn nach öffentlich abgegebenem Urteil deutscher Regierungsvertreter haben sich die Starrschiffe bisher leiſtungsfähiger erwiesen als Prallschiffe. Diese sind indessen noch nicht aufgegeben und sollen bei Weiterentwicklung ferner beschafft werden, soweit für beſtimmte Aufgaben des Krieges Bedarf vorliegt. In Übereinſtimmung mit diesem Urteil ſteht auch die Freigabe der deutschen Parsevalschiffe zum Verkauf an das Ausland, während der Verkauf starrer Z.- und S.-L.-Schiffe nicht geſtattet iſt. Diese Erlaubnis iſt dadurch berechtigt, daß unſtarre Prallschiffe, wenn auch vielleicht nicht von der Güte der P.-Schiffe, die die englische Regierung als ein Muſter deutscher Technik bezeichnet hat, und die außer in England auch in Rußland, Öſterreich und Japan mit Erfolg erprobt sind und neuerdings auch in Italien versucht werden sollen, auch im Auslande hergeſtellt werden, während dies hinsichtlich kriegsbrauchbarer Starrschiffe bisher noch nicht der Fall war. Man würde durch Abdrängung der Beſtellungen in das Ausland die nationale Volkswirtschaft ohne Not geschädigt haben. Aber nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande wendet man neuerdings den ſtarren Luftschiffen erhöhte Aufmerksamkeit zu, weil anerkannt wird, daß sie unter sonſt gleichen Verhältnissen wegen Beibehaltung ihrer äußeren Form schneller und ausdauernder sein müssen als unſtarre und halbſtarre, daß sie auch wegen der Verteilung des Gases in zahlreiche Einzelzellen viel schwerer außer Gefecht zu setzen sind, und daß sie allein eine hinreichend ſtetige Plattform haben, um Feuerwaffen aufſtellen zu können, die völlig freies Schußfeld haben.

Frankreich hielt ursprünglich an dem halbſtarren Syſtem Lebaudy-Julliot fest und nahm daneben noch unſtarre Schiffe an. Nach einigen Unfällen (Patrie, République), die aber weder zahlreicher noch schwerwiegender waren als die der deutschen Zeppelin-Schiffe, wendete sich das allgemeine Interesse mehr dem Flugwesen zu. Der Bau der Luftschiffe trat zurück, weil man glaubte, durch zahlreiche Flieger mehr und besseres leisten und auch die feindichen Luftschiffe leicht und schnell zerſtören zu können. Das Luftschiff »Spieß« iſt nach diesem Umschwung der Anschauung erster Vertreter des ſtarren Syſtems in Frankreich. Für England haben ſtarre Luftschiffe wegen ihres großen Aktionsradius eine noch erhöhtere Bedeutung für Verwendung über See. Deshalb haben dort die bedeutendſten Schiffswerften Auftrag auf Herſtellung ſtarrer Luftschiffe erhalten. In diesen Beſtrebungen darf wohl eine allgemein zum Durchbruch gelangende Anerkennung des überragenden Wertes

Angaben über die bemerkenswertesten Luftschiffe.

Bezeichnung	Jahr der Fertigstellung	Gasraum cbm	Zahl der Motoren	Kraftleistung PS	Geschwindigkeit m/sec.	Weitere Angaben
A. Starrschiffe.						
L. Z. 1	2. 7. 1900	11,300	2	32	9	Dezember 1900 verbrannt.
L. Z. 2	30. 11. 05	10,400	2	170	14—15	16. 1. 06 zerstört.
umgebaut	9. 10. 06	10,400	2	170	14—15	
L. Z. 3. Z. 1	24. 9. 07	11,430	2	220	15.3	Erstes Militärluftschiff Z. I. Jetzt zerstört.
L. Z. 4	1. 7. 08	15,000	2	220	—	5. 8. 08 bei Echterdingen verbrannt.
L. Z. 5. Z. II	26. 5. 09	—	—	—	—	Militärluftschiff Z. II. Bei Weilburg am 25. 4. 10 gestrandet.
L. Z. 6 Ersatz Deutschland	23. 8. 10	—	—	—	—	14. 9. 10 in Baden-Baden verbrannt.
L. Z. 7. Deutschland	19. 6. 10	19,000	3	360	16—17	28. 6 10 Strandung im Teutoburger Walde.
L. Z. 8. Schwaben	15. 7. 11	17,800	3	—	19.3	Vor der Halle bei Düsseldorf 16.5.12 zerstört.
L. Z. 9. Ersatz Z. II	30 9. 11	17,800	3	—	21	Militärluftschiff Z. II.
L. Z. 10 Hansa	1912	22,000	3	510	22	
L. Z. 11. Viktoria Luise	1912	18,700	3	435	20.0	
L. Z. 13. Hansa	1912	18,700	3	510	22.2	Erstes Marineluftschiff L, 50 Std. Fahrtdauer.
L. Z. 14. L. I	1912	22,465	3	495	21.2	September 1913 gestrandet.
L. Z. 15. Erster Ersatz Z. I	1913	19,500	3	495	21.4	Militärluftschiff
L. Z. 16. Z. IV	1913	19,500	3	495	21.4	Militärluftschiff
L. Z. 17. Sachsen	1913	19,500	3	495	21.4	
L. Z. 18. L. II	1913	27,000	4	—	—	Marine-Luftschiff im Versuch
L. Z. 19. Zweiter Ersatz Z. 1	1913	—	—	—	—	im Bau
L. Z. 20. Z. V	1913	—	—	—	—	Militärluftschiff
Schütte-Lanz I	1912	20,000	2	500	19.7	20 Std. Fahrtdauer. 1913 bei Schneidemühl [zerstört.
Schütte-Lanz II	im Bau	22,000	3	550	—	Militärluftschiff S. L. I u. II.
Spieß	1912	11,000 dann 17,000	2	400	?	Französisches Militärluftschiff.
B. Unstarre Schiffe.						
Parseval-Versuchsschiff	1906	2300	1	85	10	
Parseval 1	1908	4000	1	85	12	Aeroklub
umgebaut	1909	3200	1	85	12	
Parseval 2. P. I	1908	4000	2	220	14	Militärluftschiff P. I.
Parseval 3. P. II	1909	6600	2	220	14,5	Verbrannt P. II.
Parseval 4	1910	2300	1	70	12.5	Oesterreichisches Militärluftschiff.
Parseval 5	1909	1450	1	25	—	Sport. Verbrannt.
Parseval 6	1910	9000	2	220	14	Reklameschiff.
Parseval 7	1910	7600	2	220	16.3	Russisches Militärschiff.
Parseval 8. Ersatz P. II	1910	8000	2	300	—	Militärschiff P. II. Ersatz.
Parseval 9	1910	2200	1	50	11	Türkische Heeresverwaltung.
Parseval 10	1911/12	1700	2	70	—	Sport.
Parseval 11. P. III	1911	10,000	2	400	17—18	Militärschiff P. III. Stahlblechflügel. Steighöhe 2000 m. 30 Std. Fahrtdauer.
Parseval 12	1912	8800	2	220	15	Sport.
Parseval 13	1912	8500	2	300	18.4	Japanisches Militärluftschiff. Steighöhe 2000 m. 20 Stunden Fahrtdauer.
Parseval 14	1913	10,000	2	360	18.5	Russische Heeresverwaltung.
Parseval 15	1913	10,000	2	—	—	Italienische Heeresverwaltung.
Parseval 16	—	—	—	—	—	Preußisches Militärschiff P. IV.
Parseval 17	1912	10,000	2	340	18	Italienische Heeresverwaltung.
Parseval 18	1913	8800	2	360	19	Englische Heeresverwaltung.

Bezeichnung	Jahr der Fertigstellung	Gasraum cbm	Zahl der Motoren	Kraftleistung PS	Geschwindigkeit	Weitere Angaben
Siemens-Schuckert	1911	15,000	4	500	19.8	
Suchard	1911	12,000	—	—	—	Zur Ueberquerung des Ozeans.
Oesterreichisches Militärluftschiff K. W. III	—	3600	2	150	ca. 14	Astrawerke in Frankreich.
Astra-Torres	1911	1590	1	55	14,5	Langgondel. Familienbesitz. Oesterreich.
Stagl-Mannsbarth	—	8200	—	—	17	
Ville de Paris	1908	3800	1	80	11.5	Französische Militärschiffe nach dem Clément Bayard-Typ.
Colonel Renard	1909	4300	1	100	13	
Adjutant Vincenot	1911	9600	2	200	14 5	Französische Militärschiffe nach dem Clément Bayard-Typ
Adjutant Réau	1911	8950	2	240	15.5	
Zodiac III	1910	1400	1	40	12.5	Französische Militärluftschiffe der Zodiacwerke.
Le Temps	1911	2500	1	60	13.5	
Captaine Ferber	1911	6000	2	180	15.6	
Croiseur Transaërien II	1911	9000	—	—	—	Privatbesitz der französischen Compagnie Transaérienne.
Ville de Peau	1909	4100	2	110	13	
Ville de Luzerne II	1910	7000	2	250	14	

C. Halbstarre Schiffe.

Bezeichnung	Jahr der Fertigstellung	Gasraum cbm	Zahl der Motoren	Kraftleistung PS	Geschwindigkeit	Weitere Angaben
Lebaudy I	1902	2284	1	40	11	Verletzt.
Lebaudy II	1904	2660	1	50	—	Beschädigt.
umgebaut (III)	1905	2960	1	50	—	Hülle beschädigt. Von der französischen Heeresverwaltung übernommen.
Lebaudy IV	1908	3300	1	70	12.5	Von der französ. Heeresverwaltung übern.
La Patrie	1907	3050	1	50	—	desgl.
La Patrie umgebaut	1908	3650	1	50	14	desgl. Durch Sturm entführt.
La Republique	1907	3650	1	70	14	Franz. Heeresverwaltung. Zerstört.
Liberté	1909	7000	2	270	14—15	desgl.
Capt. Maréchal	1911	7200	—	—	14—15	desgl.
Lieutenant Selle de Beauchamp	1911	10,000	2	160	12.5	desgl.
Gross Basenach (Versuch)	1908	1800	2	30	gering	Erstes Versuchsmodell der deutschen Heeresverwaltung.
Groß Basenach M. I	1908	5200	2	150	12.5	Deutsche Militärschiffe M. I—IV, 10. 10 Hülle verbrannt.
„ „ M. II	1909	5600	2	150	12.8	
„ „ M III	1911	7500	4	300	16.4	
„ „ M.IV	1913	10,000	4	300	22	
Veeh	1913	8000	2	260	noch unbekannt	Versuchsschiff.
Leonardi da Vinci	1909	2700 (3265)	—	40	12	Besitz des italienischen Ingenieurs Forlanini.

der ſtarren Luftschiffe für Kriegszwecke erblickt werden. Diese Wendung iſt herbeigeführt worden in erſter Linie natürlich durch die ausgezeichneten Leiſtungen der Z.-Schiffe und des S.-L.-Schiffes, dann aber auch durch die zunehmende Leiſtungsfähigkeit der Flugzeuge, die in kürzerer Zeit und leichter militärische Aufgaben lösen, die früher den kleineren Luftschiffen vorbehalten waren. Dieser Einfluß der Flugzeuge kommt besonders dadurch sehr deutlich zum Ausdruck, daß zur Zeit Frankreich seine kleinſten Luftschiffe, »die Beobachter«, eingehen läßt und sie durch Flugzeuge ersetzt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die „German Classics of the XIX. and XX. Centuries".

Wenn ich hier von einem Unternehmen berichte, welches meiner eigenen Leitung anvertraut ist, so tue ich es in der Überzeugung, daß es sich um ein Unternehmen handelt, welches der deutschen Kultur in Amerika neue und weite Kreise zu erobern bestimmt erscheint und als solches auf besondere Beachtung und Teilnahme auch in Deutschland hoffen darf.

Die „German Classics of the XIX. and XX. Centuries" sind in der Tat der erste Versuch, der amerikanischen und englischen Lesewelt ein umfassendes Bild von neuerer deutscher Literatur zu geben. Carlyles Sammlung romantischer Erzählungen, Hedges Auswahl und Übersetzungen deutscher Prosaschriftsteller von Luther bis Schleiermacher, Baskervilles Anthologie deutscher Dichtung in englischer Form haben auf ihrem Gebiete und für ihre Zeit gute Dienste geleistet. An trefflichen Übersetzungen einzelner deutscher Meisterwerke, besonders der klassischen Periode von Weimar und Jena, ist ja kein Mangel. Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, daß „deutsche Literatur" für die große Masse der Leser in England und Amerika ein Begriff ist, der zu den Namen Marlitt und Ebers in bedenklich engem Verwandtschaftsverhältnis steht; und daß selbst einsichtigere Beurteiler noch häufig der Meinung sind, mit Heine habe die deutsche Poesie ein plötzliches Ende genommen und sei dann ebenso plötzlich durch Hauptmann zu neuem Leben erweckt worden.

Ein Umschwung der Anschauungen hat sich seit einem Vierteljahrhundert besonders in akademischen Kreisen angebahnt. In England sorgen gegenwärtig solche Männer wie J. G. Robertson (London), Karl Breul (Cambridge), H. G. Fiedler (Oxford), Robert Petsch (Liverpool) u. a. dafür, daß deutsche Literaturgeschichte der studierenden Jugend in wissenschaftlich unanfechtbarer Weise vorgetragen wird. Und in Amerika hat das vergangene Menschenalter einen derartigen Aufschwung germanistischer Studien gebracht, daß es schier unmöglich ist, alle die tüchtigen und tatkräftigen Männer zu nennen, die von Massachusetts bis nach Kalifornien und von Louisiana bis nach Wisconsin hin an staatlichen wie autonomen Universitäten, an Colleges jeder Art und an öffentlichen wie Privatschulen für ein besseres Verständnis deutschen Wesens wirken. Es sind diese pädagogischen Bestrebungen und die aus ihnen hervorgegangenen Schulausgaben deutscher Schriftsteller, die eine gerechtere Würdigung deutscher Literatur des 19. Jahrhunderts wenigstens in der heranwachsenden Generation Englands und Amerikas ermöglicht haben. Grillparzer, Mörike, Hebbel, Ludwig, Riehl, Freytag, Storm, Heyse, Keller, Meyer, Fontane, die Ebner, Rosegger — kurz, die Besten des Halbjahrhunderts zwischen Heine und dem jüngsten Deutschland sind erst durch Schule und Universität dem angelsächsischen Bewußtsein erschlossen worden und sind heutzutage wesentlich in solchen zu Unterrichtszwecken bestimmten Ausgaben wenigstens eines Teiles ihrer Werke verbreitet.

An diese Entwicklung mußten die „German Classics" anknüpfen, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden wollten.

Der ursprüngliche Gedanke des Unternehmens stammt von Dr. Isidore Singer, dem bekannten Organisator der Jewish Encyclopedia. Seiner Verwirklichung aber wurde es erst entgegengeführt, als der Geheime Kommerzienrat Hugo Reisinger und eine Reihe anderer kapitalkräftiger Männer in New York für die Sache eintraten und eine von ihnen gebildete Aktiengesellschaft, die German Publication Society, die Veröffentlichung in die Hand nahm. Von dieser Gesellschaft wurde ich mit der literarischen Leitung der auf 20 Großoktavbände, zu je 500 Seiten, berechneten Sammlung betraut.

Von Anfang an stand es mir fest, daß die Sammlung nur dann wahrhaft wertvoll und nutzbringend werden könne, wenn es mir gelänge, für die Bearbeitung der einzelnen Schriftsteller die zahlreichen ausgezeichneten Kräfte heranzuziehen, die an den Collèges und Universitäten der Vereinigten Staaten für eine solche Aufgabe zur Verfügung stehen. Dies ist mir, ich darf es sagen, in vollem Umfang gelungen; denn in der Liste der gewonnenen Mitarbeiter fehlt kaum eine der namhafteren Lehranstalten des Landes. So ist — um nur einige wenige Namen zu nennen — die Columbia-Universität vertreten durch Calvin Thomas' Einleitungen zu Goethe und Schiller; Cornell durch einen Aufsatz Frank Thillys über Fichte und Schelling; Northwestern University durch Hatfields Zusammenfassung der Grundzüge der Frühromantik; Chicago durch Cuttings Analyse der Bestrebungen des Jungen Deutschland; Harvard durch Aufsätze von Spalding über Wagner, Howard über Hebbel, Walz über Keller, Münsterberg über Kaiser Wilhelm; Johns-Hopkins durch eine Studie von Henry Wood



über Bettina; die Universität von Pennsylvanien durch Learneds Einleitung zu Spielhagen; die Universität von Wisconsin durch Hohlfelds Essay über Otto Ludwig und Roedders Einführung in die Dorfnovelle; Lake-Forest College, Wellesley College und Bryn-Mawr College durch Arbeiten von Nollen, Calkins und Jessen über Kleist, Schopenhauer und Nietzsche. Kurzum, diese Einleitungen an sich werden ein in hohem Grade erfreuliches Bild desjenigen bieten, was heutzutage an amerikanischen Hochschulen für das Studium deutschen Geisteslebens geleistet wird. Sie werden sich würdig an die allgemeine Einleitung anschließen, mit der ein weitbekannter Wortführer deutscher Wissenschaft, Richard M. Meyer, den ersten Band eröffnet; und sie werden einen glücklichen Ausklang finden in den Betrachtungen über die neueste zeitgenössische Literatur, mit denen ein anderer der Berufensten in der Heimat, Julius Petersen die ganze Sammlung beschließen wird.

Was die Auswahl der aufzunehmenden Autoren betrifft, so ergab es sich bei dem immerhin nicht überreichlich bemessenen Umfange der ganzen Sammlung als unumgängliche Forderung, nur solche Schriftsteller zu Worte kommen zu lassen, die tief und nachhaltig auf ihre Zeit gewirkt und das nationale Denken und Empfinden durch wahrhaft Eigenes und Bedeutsames bereichert haben. Damit schied einerseits die bloße Unterhaltungsliteratur von vornherein aus, und andererseits trat eine Anzahl von Männern mit in den Kreis der Betrachtung ein, die, obwohl nicht in erster Linie Schriftsteller, doch den geistigen Habitus des deutschen Volkes so mächtig beeinflußt haben, daß sich das 19. Jahrhundert nicht ohne sie denken läßt. Solche Männer sind Lassalle, Moltke, Bismarck und unser jetzt regierender Kaiser. So gliederte sich die Sammlung naturgemäß in eine historische Aufeinanderfolge der Männer, die vom Anfang des 19. Jahrhunderts an bis in die Gegenwart das deutsche Leben beherrscht haben. Bei jedem einzelnen dieser Männer wurde als Grundsatz festgehalten, nicht bloße Ausschnitte und Stilproben zu geben, sondern, soweit nur immer möglich, abgerundete Werke zu bringen, und zwar diejenigen Werke, in denen die Eigenart des Mannes am bezeichnendsten zum Ausdruck kommt.

Die ersten drei Bände sind Goethe und Schiller gewidmet. Hier konnte am wenigsten Neues und Genügendes geboten werden. Denn bei der Fülle von englischen Übersetzungen der beiden Klassiker schien es nicht geraten, neue Übersetzungsversuche anzustellen; und andererseits war der ihnen zugewiesene Raum zu beschränkt, als daß eine wahrhaft ergiebige Darstellung ihres Lebenswerkes erreicht werden konnte. Immerhin bilden diese Bände mit Iphigenie, Faust, den Wahlverwandtschaften, den Sprüchen in Prosa, mit Wallenstein, Tell, dem Dreißigjährigen Krieg, mit dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel, mit Eckermann und mit Zelter einen wirkungsvollen Auftakt zur Symphonie des 19. Jahrhunderts. Es folgen zwei Bände Romantik; ein Band Grillparzer, Heine und Beethoven; ein Band Hegel und das Junge Deutschland; ein Band Gotthelf, Auerbach, Reuter und Riehl; ein Band Hebbel und Ludwig. Mit dem zehnten Band (Bismarck, Moltke, Lassalle) setzt die eigentliche Neuzeit ein, die nun in der zweiten Hälfte der Sammlung in ihren Hauptströmungen und Hauptvertretern bis zu Hofmannsthal und Wedekind vorgeführt wird.

Jeder Band enthält 20 bis 25 Abbildungen. Von der Romantik an wird in diesen Abbildungen, ohne vergebliches Streben nach sogenannter Illustrierung des Textes, der Versuch gemacht, parallele Erscheinungen der deutschen Kunst vor Augen zu führen. So bringen Band 4 und 5 neben den romantischen Philosophen und Dichtern eine Auswahl des Besten von Moritz von Schwind und Ludwig Richter; so treten Rethel und Schnorr von Carolsfeld neben Hebbel und Ludwig, Vautier neben Gotthelf und Reuter; so erscheint das Böcklinsche Lebenswerk in dem Wagner-Nietzsche-Band, als Versinnbildlichung der geistigen Kräfte, die Musiker, Denker und Maler gemeinsam in gleicher Richtung treiben.

Die Qualität der Übersetzungen ist begreiflicherweise der heikelste Punkt des ganzen Unternehmens. Ob es im wesentlichen gelungen ist, den deutschen Originalen eine annähernd gleichwertige englische Form zu verleihen? Von einigen der mir vorliegenden Leistungen, wie Hermann Hagedorns Übersetzung des Prinzen von Homburg, Margarete Münsterbergs Nachdichtungen romantischer Lyrik, Ludwig Lewisohns Bearbeitung der Hauptmannschen Weber, wage ich es zu behaupten. Kuno Francke.

Korrespondenz aus England.

Englisches Universitätswesen. — Neuentdeckte Römerstadt in England.

Soeben veröffentlicht der Board of Education, der dem preußischen Unterrichtsministerium entspricht, seinen Jahresbericht über die Universitäten und Hochschulen in England und Wales, welche regelmäßige Beihilfen von der englischen Regierung beziehen. Der Bericht umfaßt die Zeit von Oktober 1911 bis Oktober 1912 und gibt interessante Einzel-

heiten über sämtliche englische Hochschulen, mit Ausnahme der alten Universitäten Oxford und Cambridge, die keine Unterstützung von der Regierung erhalten.

Zunächst werden die größeren Schenkungen erwähnt, die den einzelnen Hochschulen im Laufe des Jahres gemacht sind. An erster Stelle steht die Summe von drei Millionen Mark, die Sir Julius Wernher, ein geborener Deutscher, der Universität London in seinem Testament vermachte, zum weiteren Ausbau der mit der Universität verbundenen Technischen Hochschule. Derselben Universität hat Herr Ratan Tata aus Bombay eine jährliche Summe von 28,000 Mark, zunächst auf drei Jahre, zu einem eingehenden Studium der Ursachen von Not und Armut zur Verfügung gestellt.

Die Universität Bristol hat von der Familie Wills eine weitere Summe von 3,400,000 Mark, hauptsächlich für Neubauten, erhalten, während ein anderer Wohltäter ihr 360,000 Mark zur Förderung der naturwissenschaftlichen Fakultät überwiesen hat.

Die Universität Manchester hat im gleichen Zeitraum teils durch Schenkungen, teils durch Vermächtnisse eine Summe von 1,750,000 Mark erhalten, während der Universität Liverpool über 500,000 Mark für Stipendien zugewendet wurden.

An der Universiät Birmingham hat man 280,000 Mark zum Gedächtnis an den verstorbenen Vizekanzler Beale gesammelt.

Die Tuchhändlergilde in London hat der Universität Sheffield 300,000 Mark für Neubauten geschenkt, und die Universität Leeds erhielt von der Tuchmachergilde eine Summe von 100,000 Mark.

Außerdem flossen den Hochschulen über 900,000 Mark zu, hauptsächlich aus Vermächtnissen und Schenkungen an medizinische Fakultäten.

Diese zahlreichen Schenkungen sind ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Arbeit der zum Teil jüngeren Universitäten in den führenden Klassen wachsend gewürdigt wird.

Was im übrigen das Finanzwesen dieser Universitäten betrifft, so ist das Einkommen aus Kollegiengeldern im Laufe eines Jahres um etwa 120,000 Mark gestiegen, während die Einnahmen aus dieser Quelle an der Universität Wales eine Zunahme von 30.000 Mark zeigen. Das Gesamteinkommen aus Stiftungen ist um etwa 90,000 Mark gewachsen, und die von lokalen Behörden gewährten Beihilfen zeigen eine Zunahme von 180,000 Mark. Gleichzeitig sind die Regierungszuschüsse an die Universitäten um über 1 Million Mark erhöht worden.

Das Gesamtjahreseinkommen der in dem Bericht behandelten Hochschulen betrug fast 14 Millionen Mark. Dasselbe setzt sich in der Hauptsache wie folgt zusammen:

Vorlesungsgebühren	etwa	4,000,000	M.	—	29	pCt.
Stiftungseinkommen	„	1,800,000	„	—	13	„
Einkommen aus Schenkungen	„	500,000	„	—	3½	„
Zuschüsse von Lokalbehörden	„	2,000,000	„	—	15	„
Regierungszuschüsse	„	5,000,000	„	—	35	„
Prüfungsgebühren und anderes Einkommen	„	450,000	„	—	3½	„

Die Gesamtausgaben betrugen etwa 13½ Millionen Mark, die sich in der Hauptsache auf die folgenden Posten verteilen:

Verwaltung	etwa	1,500,000	M.	—	11	pCt.
Neubauten	„	125,000	„	—	1	„
Unterhaltungskosten	„	1,400,000	„	—	10½	„
Gehälter und Bibliotheken	„	9,000,000	„	—	67	„
Pensionskasse	„	300,000	„	—	2½	„
Stipendien und Preise	„	200,000	„	—	1½	„
Prüfungskosten, Zinsen usw.	„	1,000,000	„	—	7½	„

Die Zahl der Studenten zeigt keine großen Veränderungen im Vergleich mit dem Jahre vorher. Die Zahl der Vollstudenten ist von 9563 auf 9671 gestiegen und die Zahl der Studenten, welche nur einen Teil ihrer Zeit dem Studium widmen, hat sich von 14.085 auf 14,751 erhöht. Der Bericht macht mit Recht darauf aufmerksam, daß eine Umkehrung in den Zahlenverhältnissen zwischen Vollstudenten und Hörern im Interesse des englischen Volkes sehr zu wünschen wäre, stellt aber im Anschluß daran mit Befriedigung fest, daß die Zahl der Vollstudenten wenigstens langsam gewachsen ist, trotz des beispiellosen Aufschwungs von Handel und Verkehr, der in England gewöhnlich zu einer Verminderung der Studentenzahlen führt, weil in glänzenden Handelszeiten die jungen Engländer sich so früh wie möglich dem praktischen Leben zuwenden.

In der Grafschaft Staffordshire, bei dem Dorfe Wall, etwa 4 Meilen von Lichfield entfernt, sind seit einiger Zeit Ausgrabungen im Gange, um die alte Römerstadt Etocetum bloßzulegen. Die Grabungen waren von raschem Erfolge gekrönt, denn nach kurzer Arbeit hatte man bereits die Grundmauern einer vollständigen Villa freigelegt. Das Gebäude hat eine Länge von etwa 27 Metern und eine Breite von fast 22 Metern. An der Südwestfront war es vermutlich mit einem Säulengang geschmückt, in dessen Mitte sich der Eingang zum Hauptgebäude befand, das vier Räume enthielt, darunter das Atrium, das in einen quadratischen Hof führte, der etwa 12 Meter im Geviert maß und rings von einer 2 Meter breiten überdachten Säulenhalle umgeben war. An der Eingangsseite ragte eine halbkreisförmige Apsis in den Hof hinein, in der sich vielleicht ein Altar oder ein Springbrunnen befand. An der Nordostseite des Hofes lagen ursprünglich wahrscheinlich drei Räume und an der einen Seite die Heizungs- und Badeanlagen.

Südwestlich von der Villa wurde auf tiefer liegendem Gelände ein noch größeres Gebäude entdeckt. Es war fast 40 Meter lang, bei einer Breite von 30 Metern. Die Grundmauern sind zwar noch nicht völlig freigelegt, aber man ersieht bereits, daß es auf der Nordostseite eine offene Säulenhalle hatte. Dahinter lag ein geräumiger Hof, der im Westen von einer Reihe von Räumen begrenzt wurde. Im nordwestlichen Winkel des Gebäudes befand sich ein großer Ofen, von dem aus die heiße Luft den verschiedenen Räumen zugeführt wurde. Bleiröhren und steinerne Abflußröhren weisen darauf hin, daß es sich um eine große Badeanstalt handelte.

Die bisherigen Ausgrabungen haben auch bereits eine Menge Einzelfunde, Scherben, Metallstücke, Glas und Ziegel zutage gebracht, natürlich auch Münzen verschiedener Art, darunter sehr seltene Stücke aus der Zeit des Carausius, der sich gegen Rom erhob und zum britischen Kaiser erklärte. Alle Funde werden sorgfältig gesammelt und zunächst in einem kleinen, an Ort und Stelle errichteten Museum aufbewahrt, und man erwartet, daß das Interesse der Archäologen für diese neuentdeckte Römerstadt in kurzer Zeit ebenso lebhaft sein wird wie für die Ausgrabungen in Uriconium in Shropshire.

Die Physik in Großbritannien in der ersten Hälfte des Jahres 1913.

Strahlung vollkommener Radiatoren. — Spezifische Hitze von Metallen. — Brechung in gasförmigen Gemischen.

Zurzeit wendet man der Bestimmung des Wertes der Strahlung, die durch Körper bei einer gegebenen Temperatur, besonders durch den sogenannten schwarzen Körper oder vollkommenen Radiator hervorgerufen wird, große Aufmerksamkeit zu. Nach der Theorie ist die Strahlung R der vierten Potenz der absoluten Temperatur proportional, d. h. $R = \sigma T^4$, wenn σ eine Konstante ist. Wenn die Strahlungsfläche ein Quadratzentimeter ist, gaben die von Kurlbaum 1898 ausgeführten Messungen an, daß $\sigma = 5{,}_{45} \times 10^{-5}$, wenn die Strahlungsenergie in der Sekunde nach Energien gemessen wird. Andere Beobachter haben seitdem höhere Resultate erreicht, die höchsten Féry (6.30), und Féry und Drecq (6.51). Das Meßinstrument ist gewöhnlich ein Bolometer gewesen. Infolge des wechselseitigen Charakters der Strahlung ist es nun ebenso wichtig, daß dieses aufnehmende Instrument, wie daß der zu untersuchende Köper ein vollkommener Radiator ist. Diese Bedingung ist gewöhnlich außer acht gelassen worden, wenn man sich auch bei der Anordnung der beiden Féryschen Bestimmungen in etwas bemüht hat, ihr gerecht zu werden. Jetzt hat Herr H. B. Keene in Professor Poyntings Laboratorium eine neue Bestimmung vorgenommen.*) Hierbei war das aufnehmende Instrument ein an der Innenseite geschwärztes Anilin-Hohlthermometer. Der einfallende Strahl gelangt durch ein kreisförmiges Loch in die doppelten sphärischen Wände, zwischen denen die Thermometerflüssigkeit sich befindet, und wird durch die Innenwand absorbiert. Unter diesen Bedingungen muß die ganze Strahlung wirklich absorbiert werden, und man hat die idealen Bedingungen nahezu erreicht. Das Steigen der Flüssigkeit in der Röhre hängt von der Höhe der aufgenommenen Strahlung ab. Der Radiator war ein zylindrischer elektrischer Ofen vom Heräus-Typus, der, wenn auch nicht ebensoweit, dem Ideal eines Radiators nahekommt. Der Durchschnitt mehrerer übereinstimmender Werte für σ ergibt sich als $5.8(9) \times 10^{-5}$. Der Verfasser vermutet, daß Férys hoher Wert erreicht worden ist durch eine besondere Strahlung, die das Aufnahmeinstrument nach der Reflektion von einem seiner Schirme erlitten hat.

Kürzlich haben Professor E. H. Griffiths und Ezer Griffiths eine sorgfältige Untersuchung der Heizkraft von Metallen bei verschiedenen Temperaturen vorgenommen. Das Ziel dieser Untersuchung war die möglichst genaue Bestimmung dieser Daten. Die Kraft, die zur Erhöhung der Temperatur der Versuchssubstanz diente, wurde auf elektrischem Wege geliefert, und der Versuch wurde so angeordnet, daß die Schlußfolgerungen von keiner Annahme abhingen, die sich auf die Heizkraft anderer als der betrachteten Körper bezog. Die Temperatursteigerung betrug niemals mehr als 1.4° C., so daß die Schwankung in der Temperatur genügend erreicht werden konnte. Sehr große Substanzenmengen, von 1 bis 4 Kilogramm, wurden verwandt. Von zwei Metallstücken wurde das eine ständig in der Temperatur T_0 erhalten, während das andere, das vorher bis unter diese Temperatur abgekühlt worden war, um einen gleichen Betrag darüber durch elektrische Hitzezufuhr erwärmt wurde; inzwischen wurde die Differenz zwischen den Temperaturen der beiden Stücke durch verschieden angeordnete Platinthermometer festgestellt. Alle untersuchten Metalle (Fe, Al, Sn, Cu, Cd, Zn, Ph, Ag) zeigten bei der Temperaturzunahme eine Erhöhung des spezifischen Gewichtes: das Maß der Zunahme wurde mit dem Steigen der Temperatur geringer. Beim Zink fällt dieses Maß der Zunahme deutlich von etwa 50° an. Das hängt wohl damit zusammen, daß das Zink in der Nähe von 100° einen

*) Proceedings of the Royal Society [A]. Vol. 88, 49.



deutlichen Wechsel in seiner Schmiedbarkeit erleidet. Das Verhältnis zwischen spezifischer Wärme, S, bei 0° C. und Atomgewicht a wird durch die Formel $S = 4.804 \times a^{-0.95}$ recht genau angegeben, außer bei Sn, das einen außergewöhnlich hohen Wert (4.6 Prozent höher als den durch die Gleichung angegebenen) hat. Diese Gleichung muß an die Stelle von Dulong und Petits Gesetz treten, das meist von Substanzen von geringem Atomgewicht abgeleitet wird. Die Versuche beschränkten sich auf das Gebiet zwischen 0 und 120°, und die Verfasser merken deshalb nicht, daß durch eine Vergleichung mit Professor Nernsts Versuchen und den Erfordernissen der Quantentheorie viel gewonnen werden kann. Indes ist es beachtenswert, daß eine einfache Parabelformel Nernsts, wie Griffiths Ergebnisse für Blei von 62 bis 373° abs. bis auf 1 Prozent genau wiedergibt; und für Silber ist die Übereinstimmung sehr eng zwischen 200 bis 373° abs.; unter 200° unterscheiden sich Nernsts Werte von der Parabelformel in der Richtung, die die Quantentheorie verlangt. Zu erwähnen ist auch noch, daß, wenn $a = 1$ ist, die obige Formel für $S = 4.304$ ergibt, ein Wert, der doppelt so groß ist, wie der von Joly für Wasserstoffgas erhaltene, und gerade so groß wie der theoretische Wert für Metalle nach der Quantentheorie.

Es ist bekannt, daß die Brechungsgröße einfacher gasförmiger Körper dem Additionsgesetz nicht so genau entspricht wie die fester und flüssiger Körper. Freilich sind die Belege für eine Verallgemeinerung etwas dürftig, und um diesem Mangel abzuhelfen, haben Herr und Frau C. Cuthbertson eine genaue Messung der Brechungsgrößen für verschiedene Wellenlängen zahlreicher Gemische, bei denen die Brechungsgrößen der Bestandteile auch bestimmt waren, vorgenommen. Das Ergebnis der Versuche kann folgendermaßen zusammengefaßt werden: a) bei HCl, HBr, HI, H_2S und SO_2 ist die Brechungsgröße des Gemisches geringer als die Summe der Brechungsgrößen der Bestandteile, und das Zerstreuungsvermögen zwischen denen der Bestandteile gelegen. Im Zusammenhange damit ist zu beachten, daß in den Spektren von Chlor, Brom, Jod und Schwefel starke Absorptionslinien im Violett und nahe dem Ultraviolett auftreten, die bei dem Gemisch nicht vorhanden sind. — b) Bei Stickstoffoxydul, Stickstoffoxyd, Ammoniak und Ozon ist die Brechungsgröße des Gemisches größer als die Summe der Brechungsgrößen der Bestandteile, und das Zerstreuungsvermögen größer als das eines jeden Bestandteils. Im Zusammenhange damit ist zu beachten, daß in den Spektren von Stickstoffoxydul, Stickstoffoxyd und Ozon Absorptionslinien im Ultraviolett erscheinen, die in den Spektren der Elemente nicht vorkommen. Herr und Frau Cuthbertson bemühten sich, den Unterschied zwischen den beiden Klassen in Beziehung zu bringen zu dem Vorkommen bzw. dem Fehlen der Absorptionslinien in den Gemischen bzw. den Elementen. Das Vorhandensein einer Absorptionslinie in irgendeinem Teile des Spektrums beweist, daß in demselben Teile sich irgendeine Art von freier Schwingung eines Abschnitts des Systems findet; und nach der dynamischen Erklärung der Brechung wird sich in der Formel für die Brechungsgröße ein entsprechendes Glied finden. Ist dieses Glied in dem Element vorhanden, aber nicht in dem Gemisch, so wird die Brechungsgröße des Gemisches geringer sein als die nach dem Additionsgesetze zu erwartende; wenn es dagegen in dem Gemisch vorhanden ist, so wird dessen Brechungsgröße um den gleichen Betrag höher sein. Auch aus der Zerstreuung können Schlüsse gezogen werden: denn das Vorhandensein einer Absorptionslinie in der Nähe des Ultraviolett hat die Tendenz, das Verhältnis der Änderung der Brechungsgröße zur Wellenlänge zu erhöhen. Die Verfasser gehen weiter und nehmen an, daß die Absorptionslinie, die so leicht erscheint und verschwindet, das Ergebnis von Kräften zwischen zwei Atomen ist, z. B. beim Chlor zwischen zwei Chloratomen, bei dem Gemisch HCl zwischen H und Cl; aber in diesem Fall ist die entsprechende Frequenz von dem sichtbaren Teile des Spektrums zu weit entfernt, um wirksam zu werden. Cuthbertsons Erklärung des Versagens des Additionsgesetzes wäre indes unabhängig von der besonderen Erklärung der Entstehungsart der Absorptionslinien. Vermittels dieser Hilfshypothese berechnet man die Teile der Brechungsgröße, die von den einzelnen Atomen und ihrer Wirkung aufeinander herrühren, und benutzt dabei, zur Darstellung eines jeden, einen Ausdruck von der Form $C(n_0^2 - n^2)$, wo C eine dem Atom eigentümliche Konstante und n_0 die Frequenz der freien Schwingung ist. Die Verfasser stützen ihre Hypothese durch den Nachweis, daß es zwischen den Werten der Konstante C für verschiedene Atome einfache Beziehungen gibt. So stehen die Werte von C für Cl und Ar im Verhältnis 1:0.822, für Br und Kr 1:0.815 und für I und Xe 1:0.842. Sie weisen auch darauf hin, daß es zwischen den kritischen Temperaturen dieser Gase ein einfaches Verhältnis gibt. Für jedes der oben erwähnten drei Paar Gase ist das Verhältnis der kritischen Temperaturen in der Tat 2.7. Vorher hatten die Verfasser gezeigt, daß für jedes der trägen Gase der Wert von C^2 der kritischen Temperatur proportional war; dies gilt daher offenbar auch für die Halogen-Atome. Im ganzen genommen ist dieser Versuch, eine stichhaltige Erklärung der Abweichungen vom Additionsgesetz zu finden, recht befriedigend ausgefallen. Er bietet aber noch

keine vollständige Erklärung. Das Eindringen eines neuen Atoms in ein Molekül muß die Kräfte, die vorher auf die schwingenden Teile der Atome wirkten, in Unordnung bringen, und dieser Störung entsprechend wird jedes Glied in der mathematischen Gleichung für die Berechnungsgröße eine Änderung erleiden. Die Einfachheit der Erklärungen von Naturerscheinungen, wenn nur eine Erklärung des ersten Anfanges versucht wird, verleitet einen leicht dazu, eine ähnliche Einfachheit bei der Erklärung der übrigen Wirkungen zu erwarten. Man sehe z. B. die Gasgesetze, die außerordentlich einfach sind und für die beständigeren Gase, wenn sie von ihrem kritischen Punkt entfernt sind, zu den Deduktionen aus der kinetischen Theorie gut stimmen. Aber bis jetzt ist noch keine vollkommene Gastheorie bekannt, und bei einigen Gasen, z. B. dem Helium und dem Neon, ist die Abweichung der Wirkungen zweiter Ordnung von der herrschenden Gastheorie groß genug, um vermuten zu lassen, daß noch ein ganz unbekannter Faktor da sei, den man in Rechnung stellen muß.

Alfred W. Porter.

Häresien auf dem Berge Athos.

Der Berg Athos wird im Augenblick von Rußland mit dem äußersten Interesse verfolgt. Denn die Häresie hat auf ihm Fuß gefaßt, und das Odium theologicum rechtfertigt wieder einmal seinen alten schlimmen Ruf. In den sonst so ruhigen Mauern des heiligen Berges herrscht nicht mehr bloß ein Streit mit Worten. Nach den in russischen Zeitungen von den Mönchen selbst widergegebenen Mitteilungen übt der heilige Synod zurzeit einen heftigen Druck auf die Athosmönche aus, und zwei der großen Klöster sind im Augenblick tatsächlich im Belagerungszustand. Der Korrespondent der „Times" in Petersburg hat sich in eifriger Weise über die religiösen Zustände, die zurzeit die Athosmönche in Aufregung versetzen, unterrichten lassen und interessante Nachrichten aus erster Quelle veröffentlicht. Der Anfang dieser merkwürdigen Bewegung ist schon verschiedentlich registriert worden, aber abgesehen von Rußland und Konstantinopel hat man die außerordentlichen Dimensionen, in die der Religionsstreit auf dem Athos ausgewachsen ist, nicht beachtet. Und doch mag mancher in dieser Aufdeckung des inneren Lebens der Klöster auf dem Athos einen Reiz finden, den er in den täglichen Neuigkeiten aus der weiten Welt vergeblich suchen wird. Diejenigen, die sich freuen, daß es noch gewisse feste Punkte gibt, von denen aus die letzten mystischen Sprüche des Mittelalters geflüstert werden, mögen ein Ohr für dieses Echo aus so alten Tagen haben. In der Tat lesen sich die Mitteilungen über die Häresie auf dem Berge Athos und ihre Konsequenzen wie eine Geschichte aus der Periode der frühen Kirche in den Tagen des Arius und Athanasius, aus der Zeit, als Konstantin Kaiser war und Asketen am Nil in frommer Einfalt lebten. Die Persönlichkeiten, um die sich der Kirchenstreit dreht, sind der Mönch Bruder Antonius Bulatowitsch und der Bischof Antonius von Volinsk, sein kirchlicher Feind.

Bruder Anton Bulatowitsch war Offizier bei den russichen Gardehusaren gewesen. Aber gleich der Thais, die nicht geduldig den Worten des feinen Skeptikers Nikias zuhören konnte, war sein Geist nicht zu sättigen, und er wollte alles wissen. Er begann das Leben schwerer zu nehmen, und nachdem er vorher die üppigen Mahle der vornehmen Petersburger Gesellschaft mitgemacht hatte, suchte er zunächst noch als Soldat ein ernsteres Leben. Er focht in dem italienisch-abessinischen Feldzug und nachher im fernen Osten. Aber von diesen Abenteuern kehrte er auch nicht geistig befriedigt zurück. Endlich glaubte er die Stunde seiner Berufung gekommen und empfing das einfache Herz und die Entsagung, wie sie Thais einst von Paphnutius empfangen hatte. Das Kloster des heiligen Andreas auf dem Athos nahm ihn auf, und Friede zog in seine Seele ein. Aber doch: er war nicht umsonst Soldat gewesen, und als er und seine Brüder sahen, daß die Glaubensform, die sie geliebt hatten, als Häresie verflucht wurde, wurde der Ex-Gardeoffizier ihr heftigster Vorkämpfer. Antonius ist jetzt nach Petersburg gekommen, um sich an den Augen operieren zu lassen und für seine Brüder einzutreten. Er erzählte: „Vor einigen Jahren schrieb ein Mönch namens Hilarion, der im westlichen Kaukasus lebte, ein Buch: „In den Bergen des Kaukasus", das in drei Auflagen erschienen ist. Die letzte dieser drei Ausgaben wurde in dem Kiewer Petschersk-Kloster gedruckt, das die Spezialdruckerei des heiligen Synod ist. In diesem Buch zeigte Hilarion, auf die Autorität vieler heiliger Väter hin und auf die von gläubigen Schriftstellern aus dem Kreis der russischen Kirche, klar und deutlich, daß „der Name Gottes als ein Teil von Gott selbst aus sich selbst göttlich ist". Da die Freunde des Bruders Anton und er selbst zum größten Teil der gleichen Meinung waren, fand das Buch Hilarions die beste Aufnahme bei ihnen, und sie schöpften aus ihm viel geistige Freude. Aber eines Tages kam die Zeitschrift „Der russische Mönch", auf die für alle russischen Klöster ein Zwangsabonnement vorgeschrieben ist, an mit einem Aufsatz des Erzbischofs Antonius von Volinsk, worin dieser die Doktrin des Hilarion verwarf. Das brachte Verwirrung in die See-

len der Athosmönche, und da man um diese Zeit dort noch nicht wußte, wes Geistes Kind dieser Erzbischof wäre, schrieb Bruder Anton Bulatowitsch einen Brief voll Liebe und Unterwürfigkeit an ihn, in welchem er ihn bat, doch davon abzustehen, Zweifel unter die Mönche zu säen. Aber der Erzbischof kümmerte sich um diese Bitte gar nicht und schrieb als Antwort wiederu in dem „Russischen Mönch" einen noch heftigeren Artikel, nach Ansicht der Anhänger Bulatowitschs voll von Blasphemien für den Namen Christi. Die Mönche nahmen dies außerordentiich schwer auf, und in der Einfalt ihrer Herzen wandten sie sich an den heiligen Synod, dieser möge doch den Erzbischof von solchen verwirrenden Publikationen abhalten, die den Mönchen ihren auf das Wort Gottes und die Lehren der Kirchenväter gegründeten Glauben beunruhigten. Als die Athosmönche diese Bitte an den heiligen Synod sandten, gingen sie von dem Glauben aus, daß für den russischen Klerus der einfältige Glaube das Höchste bedeute. Aber darin täuschten sie sich sehr. Der Erzbischof Antonius steht dem Direktorium des heiligen Synod sehr nahe. Dieser kam ihm zu Hilfe und begann die Autoritäten des Andreas- und Panteleïmon-Klosters auf dem Athos zu beeinflussen, ebenso ungefähr zwanzig bisherige Anhänger der einfachen Lehre, hauptsächlich ältere Mönche. Bulatowitsch und seine Freunde sahen nunmehr deren Lehren als Häresie an; und da das Kirchenrecht des Athos in solchen Fällen es erlaubt, setzten sie ihre Vorgesetzten ab und wählten andere, würdigere unter Billigung des Klosters von Watopedi, dem das Andreaskloster in Angelegenheiten der Disziplin untersteht. Die abgesetzten Äbte und ihre Gefolgsleute verweigerten es nun, unter Berufung auf den heiligen Synod, sich mit den andern zu einigen, und so brach eine bittere Fehde aus. Die Brüder verachteten die Häretiker, und letztere wurden mit Gewalt aus St. Andreas und St. Panteleïmon vertrieben. Ganze Schlachten wurden dabei ausgefochten. Der heilige Synod aber war von den Handlungen der Anhänger des Bulatowitsch so verärgert, daß er darüber an den Patriarchen nach Konstantinopel berichtete, während der lokale Rat des heiligen Synod sogar den russischen Minister des Auswärtigen anrief. Zunächst brachte es der Patriarch zuwege, daß die Griechen von Watopedi, die so wetterwendisch sind — wie Griechen, ihre Entscheidung änderten. Die Billigung des Klosters Watopedi wurde zurückgezogen und die aufrührerischen Mönche vor den Gerichtshof des Patriarchen gerufen. Die russische Diplomatie, die sah, daß man nur mit einfältigen Mönchen zu tun hatte, die weder Kanonen noch Flinten besaßen, tat noch entscheidendere Schritte. Der russische Gesandte zu Konstantinopel sandte den Vizekonsul von Saloniki auf den Athos mit ganz unglaublichen Instruktionen. Der Bruderschaft wurde der ganze Postverkehr entzogen, Nahrungsmittel durften ihnen nicht zugeführt werden, so daß der Hunger jetzt bei den Brüdern von St. Andreas und St. Panteleïmon eingezogen ist. Diese Mönche sind alle bereit, für ihren Glauben jede Prüfung auf sich zu nehmen. — Der heilige Synod aber hat die strengsten Maßnahmen gegen die Mönche, die sich seiner Autorität nicht fügen wollen, bereits unternommen. Ein Mönch, der mit einer großen Summe nach Odessa gesandt war, um dort Nahrungsmittel für die Klöster anzukaufen, kam ohne Brot, aber auch ohne Geld zurück. Der Erzbischof Antonius wütet gegen den Bruder Antonius und seine Brüder, die er eine Bande gehirnschwacher Idioten, die von einem ruhmsüchtigen Husaren geführt werden, nennt. Der Synod fürchtet in der Tat, daß die Bewegung sich über Rußland verbreiten könnte. Er hat zwei Emissäre nach dem Athos geschickt, um eine Versöhnung noch anzubahnen. Auf dem Athos aber scheint das, was in den letzten Monaten um ihn herum vorgegangen ist, eindruckslos vorübergegangen zu sein. Daß der für die ganze östliche Christenheit heilige Berg der weltlichen Herrschaft des Halbmondes entzogen worden ist, hat für die Mönche gar kein Interesse gehabt. Ihre Augen sind nur nach dem Himmel gerichtet; es ist für sie eine Sache, die ewiges Leben oder Tod bedeutet: zu wissen, ob der Name Gottes als ein Teil von Gott in sich selbst und aus sich selbst heraus göttlich ist. Darauf waren alle ihre Gedanken gerichtet, auch während sie das Dröhnen der Kanonen um die Halbinsel Chalkidike hörten. — (Über die allgemeinen Verhältnisse auf dem Athos vergleiche noch immer das vortreffliche Buch von Heinrich Gelzer: „Vom heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athos-Klöstern usw." Leipzig. Teubner, 1904.)

Über die bei dieser Gelegenheit von dem panslawistischen Komitee in Petersburg verfolgte Politik läßt sich jetzt das griechische Preßbureau gemäß der „Politischen Korrespondenz" also vernehmen:

„Das panslawistische Komitee in Petersburg verfolgte schon seit langem den Plan, durch Entsendung von Massen russischer Mönche in die Klöster auf dem Athos sich allmählich den entscheidenden Einfluß auf diese klösterliche Gemeinschaft zu sichern, deren Bedeutung für Mazedonien, Thrazien und die Inseln des Archipels wegen der großen Besitzungen, welche die Klöster dort überall haben, schwer ins Gewicht fällt. Diese Bemühungen richteten sich insbesondere auf das Kloster Panteleïmon, welches alsbald zum Herde fortgesetzter er-



bitterter Kämpfe zwischen den russischen und hellenischen Mönchen wurde. Durch den vom russischen Botschafter Ignatiew auf die Pforte geübten Druck endete diese Rivalität mit dem Erfolge der Russen. St. Panteleïmon wurde russisch und beherbergte fortab nur 20 bis 25 Prozent hellenischer Mönche. Die übrigen Klöster, geschreckt durch diese Erfahrung, sperrten den russischen Mönchen die Tore. Das panslawistische Komitee änderte nun in konsequenter Weiterverfolgung des Zieles die Methode, indem es rings um die hellenischen Klöster eine große Menge russischer Mönche sich in die Skythen und Zellen ansiedeln ließ. Die Skythen von St. Andreas oder Seraghion und die vom Propheten Elias haben gegenwärtig eine größere Ausdehnung als viele der Klöster, und sie umfassen eine zehnmal so große wie die nach den Canones des Athos zulässige Mönchzahl. Nun wurde die Umwandlung der Skythen in Klöster auf die Tagesordnung gesetzt, um so die Zahl der Russen in dem gemeinsamen Rate, der den Berg Athos regiert, zu vermehren. Bisher ist dieser zwanzigköpfige Rat aus 17 Griechen und je einem Russen, Bulgaren und Serben zusammengesetzt.

Auf jene hellenischen Klöster, die in Rußland Besitzungen haben, wie zum Beispiel das in Moskau stark begüterte von St. Iviron, wurde nun ein Druck durch Sequestrierung der Einkünfte dieser Besitztümer und Einstellung aller Geldzuflüsse aus denselben geübt; die Aufhebung dieser Maßnahme wurde von der Anerkennung der russischen Skythen als Klöster und von der Ermächtigung zur Gründung weiterer Skythen und Zellen abhängig gemacht. So lagen noch die Dinge beim Ausbruche des Krieges der verbündeten Balkanstaaten mit der Türkei, der zur Besetzung des Athos durch hellenische Truppen führte. Nun wurde auf der Londoner Botschafterreunion russischerseits vorgeschlagen, die Verwaltung des Athos auf eine aus Vertretern der orthodoxen Staaten Rußland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland gebildete Kommission unter direkter Souveränität des ökumenischen Patriarchates zu übertragen. Die 17 hellenischen Klöster richteten gegen diesen Vorschlag einen telegraphischen Protest an die Mächte und an die Mitglieder der Botschafterreunion und verlangten die Angliederung an Griechenland und die Aufrechterhaltung der jetzigen inneren Verfassung. Dem Proteste folgte am 3. März die Übersendung eines eingehenden Memorandums mit den gleichen Forderungen.

Bald darauf brachen in St. Andreas und Panteleïmon die oben geschilderten religiösen schweren Unruhen aus. Die russische Botschaft in Konstantinopel forderte vom ökumenischen Patriarchate die Ermächtigung zur Entsendung eines Kriegsschiffes an Ort und Stelle und zur Landung von Matrosen behufs Herstellung der Ordnung. Das Patriarchat lehnte dies ab als im Widerspruch mit den Privilegien des Berges Athos stehend und trug der Verwaltung des letzteren die Herstellung der Ordnung auf. Die Ausführung dieses Auftrages stellte sich als unmöglich heraus. Nun wurde der russische Stationär in Konstantinopel mit dem russischen Metropoliten Nikon und dem Dragoman Serafinow an Bord nach dem Athos entsendet. Als der nun unternommene Versöhnungsversuch wieder mißglückte, wurde eine Infanterieabteilung gelandet, die das Kloster Panteleïmon besetzte und den Auftrag erhielt, sich Widersetzende zu verhaften. Die Zahl der Meuterer beträgt in St. Panteleïmon allein an 700.

Die griechische Darstellung schließt mit dem Hinweise darauf, daß in diesem Vorgange eine Verletzung des ausschließlichen Jurisdiktionsrechtes des ökumenischen Patriarchates über den Berg Athos liege, und daß ihm auch jene Rechtsgrundlage fehle, die in einer Auffassung der Mönche als russischer Untertanen gesucht werden könnte, da alle, also auch die Mönche russischer Herkunft, auf dem Athos stets türkische Untertanen waren und als solche auch gegenwärtig noch zu gelten hätten. M.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 2
November 1913

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Das Preußische Historische Institut in Rom.

Von
P. Kehr.

In den Zeitungen ſtand neulich zu leſen, daß das Hiſtoriſche Inſtitut in Rom in dieſem Jahre ſein 25jähriges Jubiläum feiere. In der Tat werden es im Oktober 25 Jahre, daß das durch Statut vom 9. April 1888 ins Leben gerufene Inſtitut ſeine Arbeiten im Vatikaniſchen Archiv begann. Kein großes Alter fürwahr, und doch ein beträchtliches Stück deutſcher Gelehrtengeſchichte. Klein und mühſelig waren ſeine Anfänge, an Entbehrungen reich ſeine Jugend; auch an ſtürmiſchen Zeiten hat es nicht gefehlt. Jetzt iſt es ein ſtattlicher Bau, der auf feſten und ſicheren Fundamenten ruht, und deſſen Leiſtungen die Staatsregierung gerade jetzt ihre Anerkennung ausſpricht, indem ſie voll Vertrauen auf ſeine Zukunft beſchloſſen hat, ihm ein eigenes Heim in Rom zu errichten. Das iſt ein Moment, wo es wohl erlaubt iſt, einen Rückblick auf die vergangenen 25 Jahre zu werfen und in kurzen Zügen zu erzählen, was das Inſtitut in dieſer Zeit geleiſtet hat.*)

Den Anſtoß zur Gründung des Hiſtoriſchen Inſtituts in Rom gab bekanntlich die Öffnung des Vatikaniſchen Archivs durch Papſt Leo XIII. im Jahre 1881. Das 19. Jahrhundert hat in den Annalen der Geſchichtswiſſenſchaft ſeine beſondere Stellung, nicht nur weil es große Meiſter auf dieſem Gebiete hervorbrachte, ſondern zugleich als das Zeitalter der Entdeckungen infolge der Öffnung der lange mit Eiferſucht und Angſt verſchloſſenen Archive. Jetzt öffnete ſich endlich das älteſte und größte Archiv des Abendlandes, das Archiv der römiſchen Kurie, des Mittelpunktes der germaniſchen und romaniſchen Völker im Mittelalter und darüber hinaus, in dem tauſendjährige Beziehungen ſich vereinigten. Die großartigſten Vorſtellungen von ſeinen Schätzen waren verbreitet, und in der Tat, wären ſie alle erhalten, welch anderes Archiv käme ihm gleich? »Petri Schlüſſel ſind die Schlüſſel des Mittel-

*) Die Geſchichte des Inſtituts von ſeiner Gründung bis zum Jahre 1901 hat W. Friedensburg: Das Königlich Preußiſche Hiſtoriſche Inſtitut in Rom in den dreizehn erſten Jahren ſeines Beſtehens 1888—1901 in den Abhandlungen der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften von 1903 in breiter Darſtellung erzählt.



alters« hatte einst Georg Heinrich Pertz gesagt; kein Zweifel, daß man sie im Vatikanischen Archiv finden würde. Und vollends für das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation erwartete man die umfassendste Bereicherung unseres Wissens. Von allen Ländern strömten die Forscher herbei, wissenschaftliche Missionen wurden organisiert, Institute entstanden, und in dem neuen Benutzersaal des Vatikanischen Archivs waren die Arbeitsplätze bald besetzt.

Wie hätte Deutschland in diesem allgemeinen Wettbewerb zurückbleiben können? Von allen Seiten erhoben sich Stimmen, welche eine dieser neuen großen Aufgabe der Geschichtsforschung gewachsene Organisation forderten; das Beispiel der anderen Nationen, der Franzosen, der Österreicher, der Ungarn wies zugleich den Weg. Vier Berliner Historiker, Träger großer Namen, Sybel, Waitz, Wattenbach, Weizsäcker, beantragten beim Preußischen Kultusministerium die Errichtung einer eigenen permanenten Station am Vatikanischen Archiv in Rom; die Akademie der Wissenschaften in Berlin befürwortete mit einem Gutachten Dunckers den Vorschlag; die Kirchenhistoriker Brieger und Benrath erörterten in Denkschriften, welche Aufgaben ein solches Institut zu lösen habe und wie es danach am zweckmäßigsten einzurichten sei, und in Rom wirkte der damalige preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl Herr v. Schlözer, ein Diplomat von wissenschaftlichen Interessen, der sich selbst als Historiker versucht hatte, für den Plan. Die Männer aber, die schließlich der Neugründung ihre erste Gestalt gaben und somit als die eigentlichen Begründer des Historischen Instituts anzusehen sind, waren Friedrich Althoff, der Vertreter des Preußischen Kultusministeriums, Heinrich v. Sybel, der Direktor der preußischen Staatsarchive und Vertreter der Berliner Akademie, und Konrad Schottmüller, der erste Sekretär der neuen historischen Station, wie sie damals noch hieß.

Über Althoffs Liebe zur Wissenschaft, seinen Optimismus in allen wissenschaftlichen Fragen, seinen Sinn für das Erreichbare, seine Energie in der Verfolgung seiner Ziele brauche ich an dieser Stelle, die mit seinem Namen so eng verknüpft ist, nicht ausführlicher zu werden. Heinrich v. Sybel dagegen ist weiteren Kreisen nur als der große Historiker bekannt, während seine Begabung und Neigung, wissenschaftliche Unternehmungen zu organisieren und sie in den Zusammenhang seiner andern Unternehmungen und Pläne einzureihen, nur diejenigen kannten, die mit ihm in nähere Berührung kamen.*) Jener verschaffte der neuen Gründung die Mittel zur Existenz, vertrat ihr Interesse im Schoße der Staatsregierung und setzte schließlich ihre Anerkennung durch; dieser ergriff sogleich die Zügel des Regiments, erfüllte das Institut mit seinem Geist und machte es seinen umfassenden wissenschaftlichen Plänen dienstbar. Neben ihnen Schottmüller, kein eigentlicher Gelehrter und auch kein Mann der Verwaltung, aber phantasievoll, beweglich, für neue Anregungen empfänglich und darum und wegen seiner mannigfachen Verbindungen für die erste Anlage kein übler Geschäftsführer. Sie hatten — und es wäre nicht ohne Reiz, dem näher nachzugehen — von dem Institut in dem, was es leisten und sein sollte, einen ganz verschiedenen Begriff. Schott-

*) Sehr schön charakterisiert diese Seite seines Wesens Erich Marcks: »Männer und Zeiten« I, S. 278.



müllers Idee war, das neue Institut an das Kaiserliche Archäologische Institut auf dem Tarpejischen Felsen des Kapitols anzugliedern, wie es ähnlich die praktischen Franzosen mit ihrer Ecole de Rome gemacht hatten; ein großes deutsches Institut also schwebte ihm vor mit zwei Abteilungen, der archäologischen und der historischen. Hier wie dort neben den Sekretären Stipendiaten mit Reichsstipendien. Neben der Forschung Unterweisung durch Vorlesungen und Übungen. Wohl wollte auch Schottmüller seine Leute vorwiegend im Vatikanischen Archiv arbeiten lassen, aber daneben sollten die andern römischen und italienischen Archive nicht vernachlässigt, die Forschungen überhaupt möglichst ausgedehnt und ein möglichst großer Stab von Mitarbeitern gewonnen werden. Es schwebte ihm, wenn auch unklar und verschwommen, vor, was später dann wirklich bis zu einem gewissen Grade durchgeführt worden ist.

Dem allen war Sybel durchaus abgeneigt. Von einem Reichsinstitut wollte er nichts wissen, und da der Versuch, den Fürsten Bismarck dafür zu gewinnen, scheiterte und auch die Leiter des Archäologischen Instituts aus ihrer grundsätzlichen Abneigung gegen eine solche Verbindung kein Hehl machten, so fielen die Pläne Schottmüllers im Entstehen. Denn auch die Ausdehnung der Forschungen und die Heranziehung anderer Mitarbeiter lehnte Sybel rundweg ab: nach seinem Willen sollte das Institut in Rom eine von ihm durch die Akademische Kommission der Berliner Akademie zu leitende Station sein zur Ausbeutung des Vatikanischen Archivs. Hierauf sollten alle Kräfte konzentriert werden. Niemand konnte ja wissen, ob Leos XIII. Entschluß ein endgültiger sei, und ob nicht ein neuer Pontifex anderen Sinnes sein würde. Alles, mochte es noch so wünschenswert sein, was diesen nächsten unmittelbar vorliegenden Zweck hemmen oder stören könnte, wies Sybel, dem es vor allem auf möglichst schnelle Publikation der vatikanischen Akten ankam, ab; auch in der Folge trieb und drängte er unablässig auf dieses eine Ziel hin.

Am 9. April 1888 bestätigte der Minister v. Gossler das von der Kommission, die von der Berliner Akademie unter Sybels Vorsitz eingesetzt war, vorgeschlagene Statut der Historischen Station in Rom.

»Zweck der Historischen Station zu Rom — so besagt das Statut — ist die wissenschaftliche Erforschung deutscher Geschichte zunächst im Vatikanischen Archiv, sodann in den übrigen römischen und italienischen Archiven und Bibliotheken. Die Historische Station steht unter der unmittelbaren Leitung einer durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählten Kommission von drei Mitgliedern, welche einen aus ihrer Mitte zum Vorsitzenden ernennen. Sie erstattet am Schlusse jedes Rechnungsjahres dem Minister einen Hauptbericht über den Stand des Unternehmens; ebenso hat sie darüber alljährlich der Königlichen Akademie in einer der öffentlichen Sitzungen eine umfassendere Mitteilung zu machen. Sie schlägt dem Minister den Sekretär und die Assistenten der Station vor, denen sie die erforderlichen Instruktionen erteilt, und deren Berichte über den Fortgang der Arbeiten sowie einen Hauptbericht am Schlusse jedes Jahres sie entgegennimmt. Die an die Station entsandten Gelehrten, welche ihren Auftrag in der Regel auf ein Jahr empfangen, sind verpflichtet, auf wissenschaftliche Anfragen deutschen Forschern Auskunft zu erteilen, deren Arbeiten



in Rom zu unterstützen, eintretendenfalls die Auffindung von Hilfsarbeitern zu ermitteln, soweit das alles ohne Beeinträchtigung ihrer Hauptaufgabe geschehen kann.«*)

Die spezielle Aufgabe aber, die dem neuen Institut zu stellen sei, stand bei Sybel bereits fest. Er hatte kurz zuvor bei der Münchener Historischen Kommission die neue Serie der deutschen Reichstagsakten inauguriert, die die Periode Karls V. umfassen sollte. In Rom aber lag, wie man durch Briegers Denkschrift und frühere Arbeiten wußte, die großartige Serie der Nuntiaturberichte aus Deutschland, die Berichte der päpstlichen Nuntien und Legaten aus dem Reiche und vom Kaiserhofe, gewissermaßen eine natürliche Ergänzung zu den deutschen Reichstagsakten. Hier also war nach Sybels Meinung einzusetzen. Indem man alle Kräfte und Mittel — sie waren, wie wir gleich sehen werden, wahrlich sehr bescheiden — auf die Nuntiaturberichte konzentrierte, mußten freilich alle anderen Aufgaben, sowohl die in dem Dunckerschen Gutachten geforderte systematische Erforschung auch der außerrömischen Archive wie die anfangs neben den Nuntiaturberichten geplante Erforschung und Sammlung von Materialien zur genaueren Kenntnis der Beziehungen der Päpste zu dem Hohenzollerischen Fürstenhause und dem preußischen Staate zurücktreten. So geschah es denn auch. Die Kommission fand den rechten Mann für diese Aufgabe in Professor Walter Friedensburg, der, wenn er auch erst später mit der Leitung des Historischen Instituts betraut wurde, als Herausgeber der Nuntiaturberichte mehr als irgendein anderer den ersten Arbeiten des Instituts Richtung und Methode gegeben hat. Schottmüller, unermüdlich in neuen Projekten und Vorschlägen, trat schon 1890 von der Leitung des Instituts zurück.

Die Errichtung des Instituts war, wie bereits angedeutet ist, zustandegekommen, nicht ohne daß zwischen den leitenden Persönlichkeiten prinzipielle Gegensätze zum Austrag gekommen wären. Wer hatte nun, um noch einmal die Meinung der Protagonisten zu hören, recht, Sybel oder Schottmüller, für dessen Ideen die spätere Entwicklung der Dinge zu sprechen scheint?

Die Verbindung des neuen Historischen Instituts mit dem älteren Archäologischen, wie sie Schottmüller und andere wünschten, hätte damals in der Tat sehr vieles für sich gehabt. Die junge Gründung hätte so von Anfang an einen festen Halt gefunden und von der Tradition und der damals noch großen Autorität des Archäologischen Instituts Nutzen gezogen. Und dieses wiederum hätte manche ihm vielleicht nützliche Anregung von jenem empfangen. Vollends für das Ansehen des deutschen Namens in Rom wäre ein großes, einheitliches, deutsches Institut unzweifelhaft nützlicher gewesen. Dennoch können wir Historiker uns nur beglückwünschen, daß es anders gekommen, und daß dem Historischen Institut die Möglichkeit einer freien, selbständigen, unabhängigen Entwicklung nach seinen eigenen Bedürfnissen ermöglicht worden ist. Was weiterhin Schottmüllers Wunsch betrifft, junge Historiker nach Rom zu ziehen, um ihnen hier durch Vorlesungen und Übungen eine gründlichere Ausbildung in der Technik der Forschung, also namentlich in den historischen Hilfswissenschaften, Paläographie und Handschriftenkunde, Diplomatik und Archivkunde, zu bieten, so war Sybel

*) Aus Friedensburg S. 27.

viel zu einsichtig, um nicht dieses Bedürfnis, dem die deutschen Universitäten durchaus nicht genügten, anzuerkennen; aber er war der Meinung, daß dafür Rom nicht der rechte Ort, und daß dies nicht Aufgabe der Hiſtorischen Station sei. Sybel hat bald darauf in Verbindung mit der preußischen Universitätsverwaltung durch die Errichtung der sogenannten Archivschule in Marburg in anderer Weise jene Wünsche Schottmüllers und anderer zu erfüllen versucht, und wenn das Marburger Inſtitut nicht gehalten hat, was sein Begründer von ihm erwartete, so iſt das gewiß nicht Sybels Schuld. Wenn jemand, so habe ich, der ich in jenen Jahren dem damaligen Direktor der Staatsarchive bei der Einrichtung der Archivschule zur Hand ging und dabei von ihm in seine gelehrten Pläne und Unternehmungen eingeweiht wurde, des klugen und geiſtreichen Mannes einzigartige Begabung, das Gute zu nehmen, wo er es fand, und nach seiner Weise umzuformen und ihm die zweckmäßigſte Geſtalt zu geben, zu bewundern Gelegenheit gehabt. Ihm lag gewiß nichts ferner als enge Begrenzung. Wir wissen jetzt, daß neben einer gewissen Abneigung gegen Schottmüllers phantaſtische und sprunghafte Art es finanzielle Gründe waren, die ihn zu der Einschränkung nötigten, die man später mit Recht oder Unrecht beklagte. Kläglich war fürwahr nach unseren heutigen Begriffen die erſte Ausſtattung des Inſtituts, das lediglich von den Mitteln lebte, die das Kultusminiſterium aus seinen Dispositionsfonds geben konnte. Der Sekretär Schottmüller blieb auf das Gehalt seiner Berliner Stelle angewiesen, und zunächſt ſtanden nur 6000 Mark zur Verfügung, die allerdings durch immer neue Bewilligungen des Miniſteriums verſtärkt wurden. Neben dem Sekretär zwei Assiſtenten — die erſten waren W. Friedensburg und P. M. Baumgarten. Es iſt aller Ehren wert, was damals mit diesen geringen Mitteln geleiſtet worden iſt.

Zehn Jahre lang hat das Inſtitut sich so durchgeschlagen, sozusagen von der Hand in den Mund lebend, ein preußisches Inſtitut außerhalb des Staatshaushaltes, lediglich aus dem Dispositionsfonds des Unterrichtsminiſteriums und aus den Zuwendungen der Archivverwaltung erhalten, nach Schottmüllers Ausscheiden (1888—1890) von Ludwig Quidde (1890—1892), hernach von Walter Friedensburg (1892 bis 1901) geleitet, unter der Oberaufsicht jener dreigliedrigen akademischen Kommission, deren Mitglieder wechselten, während Sybel der wahre Spiritus rector bis zu seinem Tode blieb. Er iſt, man darf es wohl geradezu sagen, der eigentliche Direktor des Inſtituts gewesen, unermüdlich für seine Schöpfung besorgt, um alles, auch das kleinſte, sich kümmernd, die Personalien, die Arbeiten, die Wohnung, Direktiven gebend, Zwiſtigkeiten, Kompetenzkonflikte und Präzedenzſtreitigkeiten schlichtend, ratend und ausgleichend, anspornend und mahnend, ein geborener Disponent. Überaus zahlreich sind die Briefe, die er an und für das Inſtitut geschrieben hat, in seiner zierlichen Handschrift, knapp und beſtimmt und doch voll innerer Wärme und väterlicher Fürsorge.

Es war die natürliche Folge der Sybelschen Direktion, daß sich allmählich die Verfassung des Inſtituts veränderte. Ursprünglich, wenigſtens nach der materiellen Seite, faſt ausschließlich das Werk des Kultusminiſteriums, wurde es mehr und mehr von der Archivverwaltung, deren Chef Sybel war, abhängig. Zwar hörte jenes nicht auf, für das Inſtitut zu sorgen; von ihm




kamen die Hauptfonds, zuweilen auch außerordentliche Bewilligungen für die Bibliothek; es sicherte Friedensburgs Stellung durch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor in Halle ohne Lehrverpflichtung. Dennoch wäre es auf die Dauer unmöglich gewesen, damit die Unternehmungen des Inſtituts durchzuführen und das dazu erforderliche Personal zu unterhalten. Es kam hinzu, daß Sybel gern allein Herr im Hause war; das Condominium mit Althoff mag er nicht immer als bequem empfunden haben, und es iſt sicher auch nicht sehr bequem gewesen. So trat allmählich die Archivverwaltung in den Vordergrund; sie subventionierte die Publikationen des Inſtituts, wie denn auch auf dem Titel der Nuntiaturberichte neben dem Inſtitut die Königl. Preußische Archivverwaltung als Mitherausgeberin genannt wird; sie entsandte Beamte ihres Ressorts zur Unterſtützung des Inſtituts nach Rom und erwarb sich so um die hiſtorische Wissenschaft ein neues und großes Verdienſt, indem sie, ohne Rücksicht auf die sachlichen und materiellen Bedenken, die vom Standpunkte der Archivverwaltung gegen eine so ſtarke Beteiligung an einer ihr ursprünglich fern liegenden Aufgabe sprachen, dem römischen Inſtitut über seine schlimmſten Jahre hinweghalf.

Enorm sind in der Tat die Schwierigkeiten gewesen, mit denen die junge Gründung zu kämpfen gehabt hat. Nicht nur wegen der finanziellen Nöte, wegen der Unsicherheit seiner Zukunft und wegen des häufigen Wechsels seiner Sekretäre und Assiſtenten. Die Hauptschwierigkeit lag doch in den Aufgaben selbſt, die weder die mit Rom wenig vertrauten Berliner Hiſtoriker noch auch die Mitglieder des Inſtituts selbſt anfänglich zu übersehen vermochten. Man hatte sich die Ausbeutung des Vatikanischen Archivs zum Ziele gesetzt, aber man wußte, als man an die Arbeit ging, sehr wenig von ihm. Man besaß eine sehr fragmentarische Kenntnis der Regiſter, von denen hernach noch die Rede sein wird, und eine ganz unzusammenhängende Kunde von den Urkundenbeſtänden und von den verschiedenen Fonds des Archivs. Vollends über den Quellenmaterialien der neueren Geschichte lag völliges Dunkel. Die Archivinventare blieben zunächſt den fremden Forschern ganz unzugänglich. Die Beamten freilich ersetzten diesen Mangel durch das größte Entgegenkommen und durch Gewährung aller möglichen Erleichterungen, aber sie mußten erſt selbſt den sehr komplizierten Organismus des Archivs genauer kennen lernen, die Aktenmassen und Beſtände ordnen und inventarisieren und sich zu den abgelegeneren Stoffmassen hindurcharbeiten. Was mit diesen Arbeiten der ſtreitbare Dominikaner P. Heinrich Denifle und noch mehr der allezeit liebenswürdige Monsignore Wenzel geleiſtet haben, das wissen nur die zu würdigen, die, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, das Vatikanische Archiv bald nach seiner Öffnung und dann immer wieder besucht und so Gelegenheit gehabt haben, die Fortschritte der Ordnungsarbeiten bis ins einzelne zu verfolgen. Wie haben sich doch die Zeiten gewandelt! Jetzt ſtehen die Inventare, Kataloge und Indizes des Archivs, von den älteſten bis zu den neueſten, in dem Zimmer des Archivars vereinigt zur Benutzung durch die Studierenden, und es fehlt auch nicht an gedruckten Übersichten, die eine schnelle Orientierung ermöglichen.

Zunächſt aber konnten Enttäuschungen und auch Fehlschläge nicht ausbleiben. Man hatte zuerſt die Absicht, das erſte

Jahrzehnt der Regierung Karls V., also die Zeit von 1519—1530 zu bearbeiten in Ergänzung der bereits erwähnten neuen Serie der deutschen Reichstagsakten. Aber da stellte sich heraus, daß gerade für diese Zeit das noch unverwertete römische Material sehr dürftig war, denn die wichtigen Depeschen Aleanders von seiner ersten Mission bei Karl V. (1520—1521) waren bereits von Balan und Brieger herausgegeben. Man wählte nun die Periode von 1533 bis 1539, aber auch da ergab sich bald eine derartige Lückenhaftigkeit des vatikanischen Materials, daß sich für die Bearbeitung dieser Jahre sozusagen die Operationsbasis verschob; nicht Rom, sondern Venedig, Florenz und vor allem Neapel und Parma mit den Farnesepapieren traten in den Vordergrund. Es ist Friedensburgs Verdienst, die in diesen Archiven liegenden wichtigen Materialien herangezogen zu haben, und seinem Fleiße ist zu danken, daß schon 1892 die beiden ersten Bände der Nuntiaturberichte aus Deutschland mit den Depeschen Vergerios und Morones erscheinen konnten, denen in schneller Folge weitere Bände folgten. Aber indem das Institut seine Forschungen immer weiter in das 16. Jahrhundert hinauf ausdehnte und die ganze Zeit bis 1585 in seine Arbeiten hineinbezog, stieß es auf ein neues Hindernis, auf die Konkurrenz der andern Institute, vornehmlich des österreichischen Instituts, dem damals Th. v. Sickel vorstand. Schließlich, nach mancherlei Irrungen, wurde auch dieses Hindernis überwunden und mit den Österreichern ein Abkommen getroffen, wonach die Ausgabe der Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken von 1533—1585 als ein einheitliches Ganze in drei Abteilungen erfolgen sollte, die erste Abteilung von 1533 bis 1559, bearbeitet vom Preußischen Institut, die zweite von 1560—1572 vom Österreichischen Institut, die dritte von 1572 bis 1585 wiederum vom Preußischen Institut. Die Periode von 1585—1605 übernahm das römische Institut der Görres-Gesellschaft. Das Preußische aber ging bereits auch über diese Grenzen hinaus und begann eine vierte Abteilung mit den Nuntiaturberichten von 1605 an. Als Friedensburg im Jahre 1901 das Institut verließ, waren unter seiner Leitung bereits nicht weniger als zwölf Bände der Nuntiaturberichte erschienen, nämlich aus der ersten Abteilung die Bände I, II, III, IV, VII, IX, sämtlich von Friedensburg bearbeitet, Band XII von Kupke, aus der dritten Abteilung die Bände I, II von Hansen, Band III von Schellhaß, aus der vierten Abteilung die Bände I, II von Kiewning. Es darf hier vorgreifend hinzugefügt werden, daß seitdem acht weitere Bände erschienen sind, nämlich aus der ersten Abteilung die Bände V, VI, VII von Cardauns, X, XI von Friedensburg, aus der dritten Abteilung die Bände IV, V von Schellhaß, aus der vierten Abteilung Band III von A. O. Meyer.

Fürwahr eine stattliche Leistung! Aber um sie zu ermöglichen, mußten wie gesagt alle Kräfte auf dieses eine Unternehmen konzentriert, alles andere diesem einen Ziele untergeordnet werden. Und obwohl die Technik der Edition, besonders in den von Friedensburg und Schellhaß herausgegebenen Bänden, wie es von Schülern Weizsäckers nicht anders erwartet werden konnte, untadelig war, so erhoben sich doch manche Bedenken. Der Gewinn, den die historische Wissenschaft aus dieser großen Aktenpublikation zog, war gewiß ein sehr bedeutender. Aber die Berichte der Nuntien waren an historischem Wert




doch sehr ungleich und verschieden, zu abhängig von der Bedeutung des Nuntius und der Wichtigkeit der berichteten Ereignisse. Das einmal angenommene Editionsschema aber läßt sich dieser Tatsache nicht leicht anpassen; es beruht auf einem rein formalen Prinzip. Daher haben manche Gelehrte, erschreckt über die wachsende Bändezahl, deren Bewältigung selbst einem Spezialisten Mühe macht, eine andere Form der Publikation, eine Auswahl der wichtigsten Aktenstücke gefordert. Weiter: die Nuntiaturberichte aus Deutschland sind doch immer nur ein Ausschnitt aus der päpstlichen Politik und ihrer Aktion, sie stellen nicht deren Universalität dar, sie bieten nur die Geschichte der Beziehungen der Kurie zu Deutschland und auch so weder vollständig noch auch vielleicht immer zutreffend. Das Institut hat deshalb für die spätere Zeit eine andere, diesen Bedenken Rechnung tragende Publikationsmethode geplant, indem statt der ganzen Texte, wo es angeht, nur Regesten, von allen Texten nur die historisch wichtigen Aktenstücke geboten werden, zugleich aber die gesamte politische Korrespondenz der Päpste und ihrer Nuntien herangezogen werden soll, um so ein vollständiges Bild der päpstlichen Politik zu gewinnen, mit andern Worten, wir wollen versuchen, den gewaltigen Quellenstoff durch mehr monographische Darstellungen mit Urkunden- und Regestenanhängen zu bewältigen. —

Schottmüllers Amtsführung wird charakterisiert durch Versuche, Anregungen, Projekte, diejenige Friedensburgs durch die energische Konzentration auf das große Arbeitsgebiet der Nuntiaturberichte, Quiddes Verdienst ist, das andere große Unternehmen angeregt zu haben, das hernach zwar nicht vom [illegible]ber doch im Zusammenhange mit ihm in Angriff genommen worden ist, das Repertorium Germanicum.

Neben den Urkundenbeständen des Vatikanischen Archivs, die das Institut zunächst beiseite ließ, und den Nuntiaturberichten bilden seinen wertvollsten Bestandteil die Register, die Journale der Kurie, wie man sie wohl auch nennen könnte, in denen die einlaufenden Suppliken und Bewerbungen der Gläubigen und Anwärter und die auslaufenden Akten und Urkunden der Päpste, Provisionen und Expektanzen, Indulte und Privilegien, Bullen und Breven, kopiert worden sind. Dazu kann man die große Masse der Kameralsachen hinzunehmen, die Ausgabe- und Einnahmeregister und verwandte Akten. Die Hauptmasse dieser Register setzt mit dem 14. und 15. Jahrhundert ein; von da ab schwellen sie zu gewaltigen Serien an, deren Bändezahl in die Tausende geht. Die Päpste waren damals die Herren der Kirche im wahren und vollen Sinne des Wortes, also auch der deutschen Kirche; sie besetzten fast jede Stelle vom Bischof herab bis zum Kaplan und Vikar, und jede Vakanz lief durch die päpstlichen Kanzlei- und Kammerbureaus und ihre Register. Der gesamte Status der deutschen Kirche, der Bistümer, Stifter, Kapitel, Kollegiatkirchen, Pfarreien und Klöster läßt sich schon vom 14. Jahrhundert ab aus ihnen rekonstruieren. Welch ein herrliches Quellenmaterial für eine Germania sacra und für die deutsche Territorialgeschichte! Man begreift, daß, sobald die Kunde von der Eröffnung des Vatikanischen Archivs durch Leo XIII. nach Deutschland kam, die Historiker nach Rom eilten, um die Register für die deutsche Provinzial- und Lokalgeschichte auszubeuten; die Westfalen und Bayern machten den Anfang. Auch ich habe damals mit Gustav Schmidt die vati-

kaniſchen Regiſter für die Provinz Sachſen und deren umliegende Gebiete zu bearbeiten begonnen; wir haben in zwei Jahren die Regiſterbände von 1295 bis 1377 für dieſe engere Aufgabe durch-geſehen, dann aber, wo das Material ins Ungemeſſene anſchwoll, wie die andern die Arbeit einſtellen müſſen. Denn über dieſe Maſſen vermag kein einzelner Herr zu werden. Trotz dieſer Erfahrungen zog Schottmüller noch Abgeſandte der öſtlichen Provinzen Preußens nach Rom, deren Miſſion aber an den gleichen Umſtänden ſcheiterte. Jedermann erkannte, daß dieſe Aufgabe nur von einer Organiſation zu bewäl-tigen ſei. Hier nun ſetzte die Initiative Quiddes ein. Er faßte den Plan, die hiſtoriſchen Kommiſſionen und pro-vinzialgeſchichtlichen Vereine Deutſch-lands zu einer ſolchen Organiſation zu vereinigen, indem er ſie aufforderte, Gelehrte nach Rom zu entſenden und durch dieſe unter der Aufſicht und Teilnahme des Inſtituts alle auf Deutſch-land bezüglichen Stücke verzeichnen zu laſſen, ſo daß jeder ein beſtimmtes Penſum zu abſolvieren habe; die Aus-beute ſollte dann unter die verſchie-denen Provinzen verteilt werden, ſo nämlich, daß jedes Territorium die Materialien erhielte, die es ſelbſt be-träfen; die allgemeinen und Reichs-ſachen ſollten dem Inſtitut zur Publi-kation zufallen. Ein ſehr verſtändiger Plan, aber bei der Ungleichheit der hiſtoriſchen Vereine Deutſchlands, der Verſchiedenheit ihrer Mittel und Inter-eſſen ſchwer ausführbar. In der Tat fand Quidde bei mehreren Zuſtimmung und Zuſagen, bei einigen Verſprechungen, von andern aber erhielt er Abſagen. Der Plan mußte aufgegeben werden, kam aber dann in anderer Geſtalt durch die Vermittlung des preußiſchen Geſandten beim Vatikan Herrn v. Schlözer zur Ausführung. Es wurde beſchloſſen, eine eigene Organiſation in Verbindung mit dem Hiſtoriſchen Inſtitut zu ſchaffen, für die aus dem Allerhöchſten Dispo-ſitionsfonds zunächſt für vier Jahre 60000 Mark bereitgeſtellt wurden — dieſelbe Summe wurde ſpäter für weitere vier Jahre bewilligt — und ſchon im Herbſt 1892 wurde ein Abteilungsleiter mit vier Aſſiſtenten nach Rom entſandt, um das Repertorium Germanicum, ein Verzeichnis aller auf Deutſchland be-züglichen Urkunden und Akten des Vatikaniſchen Archivs, vorzüglich aus den Regiſtern in Angriff zu nehmen. Als Zeitgrenze ſetzte man ſich die Periode von 1378—1447.

Mit höchſtem Fleiße haben die Be-arbeiter des Repertorium ſich ihrer mühevollen Arbeit gewidmet, das Ma-terial aus dieſer Zeit zu regiſtrieren und zu ordnen. Aber wiederum zeigte es ſich, daß man es mit einem für unſere hergebrachte Editions- und Re-geſtentechnik gänzlich neuen und un-gewohnten Faktor zu tun hatte, näm-lich mit der erdrückenden Maſſe des Materials.*) Tauſende und aber Tauſende von Regeſten häuften ſich zu wahren Bergen, die zugänglich zu machen wieder beſondere Indizes erfordert hätte. Wollte man dieſe Regeſten, ſo wie das bisher immer geſchehen war, durch den Druck herausgeben, ſo würde das Ergebnis eine faſt unüberſehbare Reihe von Bänden geweſen ſein. Darauf mußte man not-gedrungen verzichten, entſchloß ſich aber doch zum Druck eines Bandes, gleichſam eines Spezimen. Dieſer 1897 erſchienene Band umfaßt aber nur das erſte Pontifikatsjahr Eugens IV. vom 11. März 1431 bis 10. März 1432 und

*) Bekanntlich iſt aus demſelben Grunde auch die von Kardinal Hergenröther be-gonnene Publikation der Regeſten Leos X. ins Stocken geraten.



enthält 2828 Regesten. Natürlich ist mit einem solchen Fragment nichts anzufangen. Überdies war es trotz aller Anstrengungen doch nicht gelungen, die Register der Jahre 1378—1447 vollständig zu exzerpieren. Das handschriftliche Material des Repertorium befindet sich jetzt im Geheimen Staatsarchiv in Berlin, wo es benutzt werden kann.

Bei aller Anerkennung des guten Willens und des Fleißes der Bearbeiter des Repertorium Germanicum — ein Mißerfolg ist dieses Unternehmen gewesen. Denn den aufgewandten Mitteln und Arbeitskräften entspricht das Ergebnis in keiner Weise. Gibt es nun aber einen Weg, den erdrückenden Stoffmassen beizukommen und ein Repertorium Germanicum zu schaffen, das alle wesentliche und zugleich schnelle Orientierung bietet, ohne im Material zu ersticken? Wir haben einen solchen vorgeschlagen und wünschen, daß der neue Band, den wir bald vorzulegen hoffen, mehr befriedigen wird als jener erste Versuch.

Dieses also sind die Hauptergebnisse der Arbeiten des Instituts bis zum Jahre 1901: zwölf Bände Nuntiaturberichte und der eine Band des Repertorium Germanicum. Endlich, nach zehnjährigem Harren, erhielt das Institut auch seine definitive Organisation und seine feste Stelle im preußischen Staatshaushalt. Es ist wesentlich das Verdienst des Nachfolgers Sybels in der Direktion der Staatsarchive, des neuen Generaldirektors Reinhold Koser, daß mit der lähmenden Unsicherheit des Provisoriums ein Ende gemacht wurde. Es wäre vielleicht sachlich richtiger gewesen, wenn das Institut, das ursprünglich, wie wir sahen, eine Schöpfung des Kultusministeriums war, von diesem unterhalten und in seinem Auftrag von der Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften geleitet, schon damals auf den Etat der Unterrichtsverwaltung übernommen worden wäre und so seinen natürlichen Platz neben den anderen wissenschaftlichen Instituten des preußischen Staates erhalten hätte. Allein wie es durch Sybel je länger je mehr in Verbindung mit der preußischen Archivverwaltung gekommen war, so mochte damals (1897) eine Abtrennung von dieser untunlich erscheinen. Es wurde also das Historische Institut in Rom in den neuen Staatshaushalt von 1898 beim Kapitel der Staatsarchive eingestellt. Die preußische Archivverwaltung fügte so zu den großen Opfern, die sie bereits für das Institut gebracht hatte, ein neues Verdienst hinzu, indem sie die Beamten des Instituts auf ihren Etat übernahm und so ihre äußere Existenz sicherstellte.

* * *

Die Wissenschaft kennt nicht das Dogma der Unfehlbarkeit und sie hat sich keines Irrtums, der der Vater alles Fortschritts ist, zu schämen. Darum sollten Gelehrte auch nicht empfindlich sein, und wissenschaftliche Organisationen und Institute sollten für jede Kritik dankbar sein. Eine solche Kritik, vielleicht ein wenig keck in der Form, selbstbewußt in jugendlichem Besserwissen, und, wie es bei Polemiken herkömmlich ist, gewürzt mit Übertreibungen, erhob sich, als Professor Friedensburg aus Familienrücksichten seine Abberufung von Rom nachsuchte und dadurch zu einer lebhaften Diskussion über die Aufgaben und die Organisation des Instituts den Anstoß gab.*)

*) Ich glaube jetzt mit voller Unbefangenheit von dieser Fehde reden zu dürfen, bei der ich in vorderster Linie stand. Jetzt, nachdem ich zehn Jahre die Verantwortung für

Man fand, daß das Inſtitut, so Nützliches und Tüchtiges es auch geleiſtet habe, seine Tätigkeit auf ein zu enges Feld beschränkt habe, nämlich auf die Nuntiaturberichte und das Repertorium Germanicum. Wer etwa auf dem Gebiete des älteren Mittelalters oder der neueren Geschichte in Rom arbeiten wollte, hatte vom Inſtitut keinen Nutzen. Er fand in Rom weder einen auf diesen Gebieten sachkundigen Vertreter, noch die zu seinen Forschungen und Arbeiten erforderlichen Hilfsmittel. Denn die Bibliothek, die, den Berliner Weisungen entsprechend, nur eine Handbibliothek für die Inſtitutsmitglieder sein sollte, war zwar allmählich unter Friedensburgs Leitung zu einer für das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation ſtattlichen und gutausgewählten Büchersammlung herangewachsen, für alle anderen Gebiete aber völlig ungenügend. Das Inſtitut war trotz seines Namens doch noch die alte Station der Akademie zur Ausbeutung des Vatikanischen Archivs für das 16. Jahrhundert. Man meinte weiter, daß es in seiner bisherigen Organisation zu gebunden und zu beengt sei zu einer weiter ausgreifenden und umfassenderen Tätigkeit. Man wußte nicht, daß das nicht die Schuld der Leitung in Berlin oder der Direktion in Rom war, sondern lediglich seinen Grund in dem leidigen Mangel an Mitteln hatte. Mit den Mitteln, über die das Inſtitut damals verfügte, war, wie wir sahen, in der Tat nicht mehr zu leiſten.

Man forderte vor allem eine breitere Grundlage für das Inſtitut, so also, daß es das ganze Gebiet des Mittelalters und der Neuzeit umfassen sollte. Hieraus würde sich dann notwendig eine reichere Ausſtattung mit Personal, Bibliothek und Geldmitteln ergeben. Dies alles erwartete man von einer Umwandlung in ein Reichsinſtitut. Dann würde es groß werden unter dem Schutze des Reiches und nicht mehr gehemmt durch die sparsamen Grundsätze der preußischen Finanzverwaltung, befreit von der bürokratischen altpreußischen Beschränktheit, getragen von dem allgemeinen Interesse aller deutschen Hiſtoriker, ausgeſtattet mit einer großen Bibliothek und besseren Arbeitsräumen, besucht von Stipendiaten aus dem ganzen Reich, zu einem wahren Mittelpunkt der deutschen hiſtorischen Wissenschaft in Rom sich auswachsen. So lebten Schottmüllers Ideen wieder auf. Es war viel Richtiges in diesen Wünschen und Hoffnungen, allein die Sache war schwieriger als man dachte. Dazu kam leider, daß, wie es zu gehen pflegt, der Streit heftigere Formen annahm; die Streitenden verſtanden sich nicht, ihre Motive wurden mißdeutet. Da iſt es wieder Althoff gewesen, der in seiner großartigen Unbefangenheit, ohne der auch ihn treffenden Kritik zu achten, die Sache in die Hände nahm und zu gutem Ende führte. Beraten von Adolf Harnack, prüfte er alle Argumente für und wider und setzte seinen ganzen Einfluß dafür ein, daß das Inſtitut mit reicheren Mitteln ausgeſtattet wurde. Es war eine glückliche Fügung, daß auch der damalige Reichskanzler Fürſt von Bülow das lebhafteſte Interesse für das Inſtitut bezeugte und mit seiner Autorität Althoffs Vorschläge unterſtützte. Die Idee der Umgeſtaltung in eine Reichsanſtalt wurde eingehend erwogen, aber die äußeren Schwierigkeiten als zu groß befunden. Am Ende war dies auch nur eine Formfrage. Preußen, das nie gezögert hat, deutsche Aufgaben zu übernehmen und schon

das Inſtitut getragen habe, kann ich die Dinge und Personen und ihre Motive sicherer und auch gerechter beurteilen.



mit der Gründung dieses Instituts für deutsche Geschichtsforschung von Anfang an bewiesen hatte, daß es auch in Rom nur die deutschen Interessen vertrat, übernahm auch weiterhin die Sorge für die deutsche Geschichtswissenschaft in der ewigen Stadt. Der Finanzminister Freiherr von Rheinbaben, bei dem ein Appell an die großen Traditionen der preußischen Finanzverwaltung auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft niemals ungehört verhallte, stellte die erforderlichen reichlicheren Mittel zur Verfügung. So kam die Reorganisation des Instituts zustande; es trat gefestigt und bereichert in eine neue Periode ein.

Die neue Organisation bestand in der Errichtung eines Kuratoriums, in dem die drei Vertreter der drei beteiligten Minister sitzen, des Ministerpräsidenten, des Kultusministers und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, — den Vorsitz führte und führt noch Exzellenz Koser — und in der Schaffung eines wissenschaftlichen Beirats unter dem Vorsitz von Adolf Harnack, der dem Institut alle diese Jahre hindurch ein wohlwollender und nie ermüdender Berater gewesen ist. Nachfolger des zum Direktor des Staatsarchivs in Stettin ernannten ersten Sekretärs Friedensburg wurde Professor Aloys Schulte aus Breslau, ein auf verschiedenen Gebieten bewährter Forscher, aber er folgte schon nach einem Jahre einem Ruf an die Bonner Universität. Die Regierung sah jetzt von einer definitiven Ernennung ab und betraute den Verfasser dieses Aufsatzes vom 1. Oktober 1903 ab mit der kommissarischen Leitung des Instituts. Zweiter Sekretär blieb Professor Karl Schellhaß, jetzt das älteste Mitglied des Instituts, der genaue Kenner des Vatikanischen Archivs, dessen Arbeitsgebiet die dritte Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland ist. Gleichzeitig wurde eine zweite Assistentenstelle geschaffen, der bald eine dritte Sekretärstelle, eine dritte Assistentenstelle und eine Hilfsarbeiterstelle folgten, auch für einen mit den wachsenden Bureau- und Kalkulaturgeschäften betrauten expedierenden Sekretär wurde eine eigene Stelle eingerichtet. Das Kultusministerium, vertreten durch Ministerialdirektor Friedrich Schmidt, sorgte auch weiterhin mit niemals versagender Fürsorge für das Gedeihen und die Bedürfnisse des Instituts, indem es zur Verwaltung der schnell wachsenden Bibliothek einen Bibliothekar nach Rom beurlaubte, ferner besonders qualifizierte Oberlehrer zu Studienzwecken an das Institut sandte, endlich durch Gewährung von Stipendien die Berufung von Gelehrten zur Inangriffnahme neuer Forschungsgebiete ermöglichte. Von der äußeren Entwicklung des Instituts zeugen in beredter Sprache die Zahlen des Etats: 1901 verfügte das Institut über 2 Sekretäre und 1 Assistenten; 1913 außer dem Direktor über 2 Sekretäre, 3 Assistenten, 1 Hilfsarbeiter, 1 Bibliothekar, 1 Bureaubeamten und mehrere Stipendiaten und Volontäre; die Bibliothek wuchs von 3000 Bänden im Jahre 1901 auf 30000 Bände im Jahre 1913; der Etat von 25710 Mark im Jahre 1901 auf 80100 Mark im Jahre 1913. Und weitere Verstärkungen sind in Aussicht genommen. Einige Jahre noch, und das Institut wird auch ein stattliches, mit allen Bedürfnissen der Wissenschaft und der Verwaltung ausgestattetes eigenes Heim haben.

Das sind große Fortschritte, die beweisen, welche Bedeutung die Staatsregierung, deren Vertreter, der jetzige Herr Reichskanzler und die Minister Exzellenz



v. Studt und Exzellenz v. Trott zu Solz, ihr Interesse an dem Gedeihen des Instituts mehrfach bekundet haben, dem Historischen Institut in Rom beimißt, und welches Vertrauen sie zu seiner Zukunft hegt. Was aber hat das Institut in diesen letzten zehn Jahren geleistet?

Äußerlich: Es ist ein Hospiz für gelehrte Forschung geworden, in dem deutsche, aber auch fremde Historiker Aufnahme und Arbeitsgelegenheit finden und die dazu nötigen Hilfsmittel. Denn der Ausbau der Bibliothek ist immer die erste und vornehmste Sorge der neuen Leitung geblieben. Sie soll eine Präsenzbibliothek sein, die, den Benutzern unmittelbar zugänglich, die Hilfsmittel für alle Arbeitsgebiete des Instituts vollständig bietet: die wichtigsten deutschen und ausländischen historischen Zeitschriften und sämtliche italienischen Periodica, die uns meist sonst ganz unerreichbar sind, die nötigen bibliographischen Nachschlagewerke und Handschriftenkataloge, die Literatur über Bibliotheks- und Archivwissenschaften, über Paläographie, Diplomatik, Chronologie und deren benachbarte Disziplinen, die Quellen und Literatur der allgemeinen und besonderen Kirchengeschichte, der Geschichte des Papsttums und seiner Institutionen, die Quellen und Literatur der deutschen allgemeinen und Territorialgeschichte, dasselbe auf dem Gebiet der italienischen allgemeinen und Territorialgeschichte, die wichtigeren Hilfsmittel für die Geschichte des Auslandes, endlich eine ausgewählte Bibliothek für Kunstgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf Rom und Süditalien — überall planmäßig angelegt. Wir sind jetzt noch in der vollen Entwicklung, etwa auf halbem Wege; in zehn Jahren aber wird der Romfahrer im Historischen Institut die geschlossenste und vollständigste historische Spezialbibliothek finden, die es dann überhaupt geben wird.

Wie aber steht es mit den wissenschaftlichen Unternehmungen des Instituts?

Zunächst galt es und gilt es noch, die großen Publikationen der Nuntiaturberichte und des Repertorium Germanicum zu Ende zu führen. Wenigstens die erste hat Schwierigkeiten dank den vortrefflichen Vorarbeiten aus Friedensburgs Amtsperiode nicht gemacht; es gelang, in wenigen Jahren die erste Abteilung der Nuntiaturberichte von 1533—1559 zum Abschluß zu bringen und auch die dritte und vierte zu fördern. Damit waren der zweite Sekretär Prof. Schellhaß und die Assistenten Cardauns und A. O. Meyer beschäftigt. Zurzeit arbeitet an den Nuntiaturberichten nur noch Professor Schellhaß, der sich die für die deutsche Geschichte besonders wichtige Zeit Gregors XIII. als Arbeitsgebiet ausgewählt hat. So ist die dritte Abteilung in den besten Händen. Für das 17. Jahrhundert, wo der Charakter der Nuntiaturberichte sich erheblich verändert, sowohl quantitativ wie qualitativ, plant das Institut, wie bereits bemerkt, Publikationen in freierer Form. Zugleich aber erschien es erwünscht, neues Quellenmaterial aus dem Reformationszeitalter, über das, wie wir sahen, die vatikanischen Akten verhältnismäßig nur dürftige und lückenhafte Kunde geben, zur Ergänzung der Nuntiaturberichte heranzuziehen. Daß hierfür in erster Linie das große spanische Reichsarchiv in Simancas in Betracht kommt, ist den Kundigen längst bekannt. Ein dazu geeigneter Bearbeiter bot sich dem Institut in dem bisherigen Assistenten der Görres-Gesellschaft Dr. Schweizer an, dessen Mission das Kultusministerium,



wie immer bereit auszuhelfen, mit einem Stipendium auf drei Jahre von 1911 ab unterstützte. Er hat den Auftrag, die Korrespondenzen Karls V. und die Berichte aus Italien durchzuarbeiten, und zwar vornehmlich für die Jahre 1529 bis 1532. Denn auch hier fließt das Quellenmaterial für die Jahre zuvor nur dürftig.

Sehr viel schwieriger gestalteten sich die Arbeiten am Repertorium Germanicum. Da der erste Versuch, wie berichtet, mißglückt war, galt es, ein Schema zu finden, in dem der riesige Quellenstoff ohne wesentliche Verluste in knappester Form dem Benutzer dargeboten werde. Das Institut wählte, gleichsam um die Probe aufs Exempel zu machen, eine bisher ganz unbearbeitete Periode, nämlich die des avignonesischen Gegenpapstes Clemens VII. (1378—1394) und übertrug deren Bearbeitung dem Assistenten Dr. Göller, der die Suppliken und avignonesischen Register und die Kameralakten dieses Papstes in mehrjähriger Arbeit systematisch auszog. Widrige Umstände haben die Publikation dieses Bandes bisher aufgehalten. Er soll eine ausführliche Einleitung bieten, die eine genaue Übersicht über die Quellen und eine Beschreibung der benutzten Registerbände, weiter eine Darstellung der Beziehungen dieses Gegenpapstes zu Deutschland, endlich eine Übersicht über die kurialen Behörden unter Clemens VII. und eine Studie über das kirchliche Benefizialwesen jener Zeit geben wird. Der Quellenstoff selbst ist in ein Personen- und Ortsregister verarbeitet, so daß der Benutzer jeden in den vatikanischen Quellen Clemens' VII. vorkommenden Deutschen, seine Familie, seine Kirche, sein Amt mit Datum und Fundstelle sofort finden kann. Das Institut hofft, daß dieser Band dann als Modell für die weiteren Bände dienen kann. Denn immer wieder muß betont werden, daß das Repertorium, mögen die Schwierigkeiten auch noch so große sein, eine der wichtigsten, vielleicht sogar die wichtigste, ja die eigentliche Aufgabe ist, die das Vatikanische Archiv der deutschen Forschung stellt. Aber so umfassend ist diese Aufgabe, und so viele Arbeitskräfte erfordert sie, daß selbst die verstärkten Mittel des Instituts zu ihrer Bewältigung nicht ausreichen.

Zum ursprünglichen Programm des Instituts gehörte, wie oben berichtet, auch die Erforschung und Sammlung von Materialien zur genaueren Kenntnis der Beziehungen der Päpste zu dem hohenzollerischen Fürstenhause und zum preußischen Staate. Aber man war damit nicht weit gekommen. Jetzt nahm das Institut, einer Anregung Althoffs folgend, den Plan in anderer Gestalt wieder auf und formulierte ihn: Preußen und die römische Kurie. Die historische Wissenschaft besitzt bereits ein großes Urkundenwerk, das diese Materie behandelt, Max Lehmanns Publikation »Preußen und die katholische Kirche«, in der die Akten der preußischen Archive dem Benutzer dargeboten werden. Bisher nun fehlten die ergänzenden römischen Akten, die systematisch zu sammeln, wiederum mit Unterstützung des Kultusministeriums, zuerst Dr. P. Wittichen und nach dessen frühem Tod Dr. Philipp Hiltebrandt, jetzt Assistent am Institut, beauftragt wurden. Es gelang diesem zu dem für sein Thema besonders wichtigen Archiv der Congregatio de propaganda fide Zutritt zu erhalten, und so konnte er aus diesem und dem Vatikanischen Archiv die preußisch-kurialen Akten von 1625 ab in lückenloser Vollständigkeit sammeln und ihre Publikation in drei Bänden beginnen, wovon der erste mit den

Akten von 1625—1740 bereits erschienen iſt. Aber indem sich seine Forschungen notwendigerweise über die kurialen Beziehungen zu ganz Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert ausdehnten, wuchs ihm so unter den Händen weiteres reiches Material zu, mit dessen Bearbeitung er zurzeit noch beschäftigt iſt.

Auch das ältere Mittelalter wurde nicht vernachlässigt. Es handelt sich hier besonders um die Urkundenbeſtände des alten Archivs der Engelsburg und um die sog. Instrumenta miscellanea, deren ſyſtematische Durchsicht unsere Aſſiſtenten gelegentlich besorgten, wobei noch mancher schöne Fund an den Tag kam.

So iſt es denn gelungen, das ganze Vatikanische Archiv in allen seinen Teilen, vom älteſten Mittelalter bis an die Schwelle des vorigen Jahrhunderts, unsern Forschungen zugänglich zu machen.

Wurden so die Forschungen im Vatikanischen Archiv auf eine viel breitere Basis gebracht, so war die neue Leitung von Anfang an entschlossen, die Arbeiten auch über das Vatikanische Archiv hinaus auszudehnen. Das hatte schon Max Duncker in seinem Gutachten verlangt und auf die Archive in Florenz, Siena, Bologna, Venedig hingewiesen, auch die Notwendigkeit der Erforschung des Mittelalters ſtärker betont. Auch das Statut des Inſtituts selbſt schrieb ja dieses vor: die wissenschaftliche Erforschung deutscher Geschichte zunächſt im Vatikanischen Archiv, sodann in den übrigen römischen und italienischen Archiven und Bibliotheken. In der Tat konnte für einen Kenner der italienischen Archive kein Zweifel darüber sein, daß viele noch unbekannte Dokumente von Wichtigkeit für die deutsche Geschichte in ihnen verborgen liegen. Wie hätte das auch anders sein können bei der engen Verbindung des deutschen Königtums mit Rom und Italien im Mittelalter. Jeder der kaiserlichen Romzüge und der Fahrten über Berg hat in den italienischen Archiven seine Spuren hinterlassen: von den Karolingern und Otto dem Großen an bis zu Heinrich VII., Ludwig dem Bayern, Karl IV. und darüber hinaus. Allein, wenn diese Forschungen zu sichern und brauchbaren Ergebnissen gelangen sollten, so war ein feſter Plan, ein klares Ziel und eine Verſtändigung mit den italienischen Fachgenossen geboten. Wir sind ja drüben nicht Herren im Hause, sondern Gäſte. Der Leitung des Inſtituts ſtand aber von vornherein feſt, daß nur eine ſyſtematische Durcharbeitung der Archive und ihrer Fonds anſtatt der ſtoßweisen und oberflächlichen Gelegenheitsforschungen der früheren Zeit zum erwünschten Ziele führen könne: nur sie versprach zuverlässige Ergebnisse. Und welche Aussicht eröffnete sich hier unsern jüngeren Mitgliedern: durch Forschungsreisen über das ganze schöne Land hin bis in die entlegenſten Orte den Gesichtskreis zu erweitern, Land und Leute kennen zu lernen, sich des unerschöpflichen Reichtums dieser Überlieferung zu bemächtigen, mit einem Worte zu lernen und zu wachsen. Nicht so leicht wie die Herren hinter ihren Büchern und am komfortablen Schreibtisch vielleicht denken, sind diese archivalischen Forschungen in ungeordneten oder ganz anders als wir es gewohnt sind eingerichteten und oft schwer zugänglichen Archiven; nicht nur Sicherheit in der Technik der Forschung erfordern sie, auch Sprachkenntnisse, geiſtige Beweglichkeit, zuweilen auch die Fähigkeit zu entbehren. Unendlich ausgedehnt erscheint diese Aufgabe, und in der Tat werden Jahrzehnte ver-





gehen, ehe unsere Archivarbeiten einigermaßen zum Abschluß gekommen sein werden. Noch sind drüben die archivalischen Überlieferungen gleichsam im Flusse, neue Archive werden entdeckt, neue Fonds kommen an den Tag. Sind nun die uns interessierenden Dokumente in den allerverschiedenſten Fonds verſtreut, so bleibt, um zu ihnen zu gelangen, eben kein anderer Weg als die genaueſte Durchsicht dieser Fonds, eine Arbeit also, die genau dieselbe iſt, die den italienischen Gelehrten für ihre eigene Geschichte obliegt. Lag es da nicht nahe, ein Übereinkommen mit diesen herbeizuführen, um in gemeinsamer Arbeit die Aufgabe zu bewältigen? Die zentrale Organisation der italienischen Geschichtsforschung iſt das Iſtituto ſtorico italiano, dem damals Italiens erſter Hiſtoriker Pasquale Villari vorſtand. Es war eine der erſten Sorgen des gegenwärtigen Direktors, sich mit dem italienischen Inſtitut zu verſtändigen und einen Plan für diese gemeinsamen Arbeiten zu entwerfen. Die beiden Inſtitute kamen überein, in ſteter Anlehnung aneinander und nach einem gemeinsamen Programm die Forschungsarbeiten zunächſt in Toskana zu beginnen und die älteren Dokumente zu regiſtrieren; die Regeſten selbſt sollten dann unter dem Titel R e g e s t a c h a r t a r u m I t a l i a e veröffentlicht werden. Wir wählten die alten Ghibellinenſtädte Pisa, Siena, Volterra, die Italiener Florenz, später Rom und Neapel. Jetzt liegt bereits eine ſtattliche Serie der gemeinsam von beiden Inſtituten herausgegebenen Regeſtenbände vor, die auf ihrem Titelblatt als erinnerungsvolles Sinnbild dieses wissenschaftlichen Bündnisses ein Medaillon mit den Büſten von L. A. Muratori und G. W. Leibniz tragen, deren Andenken sie gewidmet sind, und an deren Traditionen sie anknüpfen. Unser Inſtitut hat zu dieser gemeinsamen Publikation die von dem Assiſtenten Dr. F. S c h n e i d e r besorgten Bände des Regestum Volaterranum und des Regestum Senense beigeſteuert, jetzt auch über Toskana hinaus in Oberitalien feſten Fuß gefaßt. Erſt durch diese Arbeiten, so darf man wohl sagen, iſt unser Inſtitut in Italien recht heimisch geworden, hat es die Verbindungen gewonnen, deren es für seine Aufgaben bedarf, und das Ansehen, auf dem ein guter Teil seiner Wirksamkeit beruht.

Das besondere Arbeitsgebiet aber, das dem Inſtitut aus diesen Forschungen über ganz Italien hin erwächſt, iſt das Z e i t a l t e r d e r S t a u f e r, die mehr als irgend ein anderes deutsches Haus mit der Geschichte Italiens verwachsen sind, vorzüglich die Epoche Kaiser Friedrichs II. und seiner Epigonen. Hier wird noch neues und reiches Quellenmaterial an den Tag kommen, wie unter anderm die von mir im Kapitelarchiv von Sankt Peter in Rom entdeckte Korrespondenz des Thomas von Gaeta, eines Diplomaten der Kaiserin Konſtanze und ihres großen Sohnes, beweiſt. Indem wir aber diese Aufgabe näher ins Auge faßten, ſtellte sich sogleich die Notwendigkeit heraus, neben den eigentlichen archivalischen auch k u n ſ t- u n d b a u g e s c h i c h t l i c h e F o r s c h u n g e n zu treiben. Denn aus jener Zeit sind nicht nur Tausende von Urkunden erhalten, auch die Monumente reden zu uns, die Kaſtellbauten Kaiser Friedrichs II. und König Manfreds in Sizilien, in Apulien, in der Basilicata, in Campanien. Wer hätte nicht von der ſtolzen Pracht von Caſtel del Monte oder von den mächtigen Trümmern von Lucera oder von der erhabenen Einsamkeit von Lago Pesole gehört? Von so vielen andern ganz zu schweigen. In ihnen spielte sich einſt das Leben und Treiben des

großen Hohenstaufen, seiner Nachfolger und seiner Großen ab. Der Historiker kann an ihnen nicht vorübergehen. Unser Kaiser, der im Frühjahr 1905 die staufischen Monumente in Apulien besuchte, wies selbst uns auf diese Aufgabe hin.

Dergestalt gewann der Plan, im Zusammenhang mit unseren Archivforschungen über die Geschichte der Staufer in Italien, auch ihre Monumente, ihre Schlösser, Kastelle und sonstigen Bauten von Grund aus zu erforschen, festere Gestalt. Mit dieser Aufgabe wurde 1904 der damalige Privatdozent der Kunstgeschichte an der Berliner Universität Professor A. Haseloff betraut, seit 1905 dritter Sekretär am Institut. Unterstützt von Dr. Wackernagel, von dem wir in der Folge eine Monographie über die Plastik des 11. und 12. Jahrhunderts in Apulien erhalten haben, später von zwei Architekten, den Regierungsbauführern Schulz und Langewand, hat Haseloff Süditalien auf mehreren Reisen gründlichst erforscht und alle Monumente aus der staufischen Zeit auf das genaueste untersucht. Aber es sind, von Castel del Monte und Lago Pesole abgesehen, Ruinen, oft nur jämmerliche Trümmer. Wie nun, so stellte sich bald das Problem, verteilt sich an diesen Monumenten der Anteil der Staufer und der ihrer Nachfolger im Königreiche, der Anjous? Die Baudenkmäler selbst schweigen darüber, nicht aber die Dokumente, die, wie wir wissen, wenigstens aus der anjovinischen Zeit sich in großer Zahl im Staatsarchiv in Neapel und vorzüglich in den anjovinischen Registern befinden. So stellte sich die Notwendigkeit heraus, mit der technischen und kunsthistorischen Untersuchung der Monumente selbst die gründlichste archivalische Forschung zu verbinden. Dies wurde die Aufgabe des Assistenten Dr. E. Sthamer, der seit 1908 sein Quartier in Neapel aufgeschlagen und in systematischer Arbeit die Bestände des großen Archivs in Neapel durchgearbeitet hat. Der Gewinn ist in der Tat ein überraschend bedeutender: allein für die Capitanata, deren Mittelpunkte Foggia und Lucera sind, hat er 750 Dokumente registriert. Sie illustrieren die urkundliche Geschichte jener Bauten von Karls I. von Anjou Regierungsantritt an, bieten aber zugleich ein so reiches Material für die Geschichte der Architektur und des Handwerks in jener Zeit und für unsere Kenntnis der Verwaltung, kurzum eine solche Fülle von Details der Kunst- und Kulturgeschichte, daß das Institut beschlossen hat, diese Regesten und Auszüge unter dem Titel »Dokumente zur Geschichte der Kastellbauten in Unteritalien unter Friedrich II. und Karl I. (1239—1285)« zu publizieren. Der erste Band mit der Darstellung und den Regesten für die Kastelle der Capitanata ist bereits erschienen als Vorläufer der großen monumentalen Publikation Haseloffs, deren erster Band im nächsten Jahre erscheinen wird.

Niemand dachte damals an die Errichtung einer besonderen Abteilung für Kunstgeschichte am Institut. Aber schon die Anwesenheit eines Kunsthistorikers, die Schaffung einer zuerst sehr bescheidenen kunsthistorischen Handbibliothek und die Begründung eines Apparats mit Aufnahmen und Photographien waren von so starker augenblicklicher Wirkung, daß niemand sich verhehlen konnte, daß hier ein wirkliches Bedürfnis vorlag. So große Verdienste sich das kunsthistorische Institut in Florenz erworben hat, seine Wirksamkeit war auf Mittelitalien beschränkt geblieben; Rom und Süditalien blieben außerhalb des Bereiches seiner



Forschungen und Anregungen. Rom aber verlangte sein Recht. Die kunsthistorische Bibliothek und der Apparat wuchsen schnell, Kunsthistoriker der verschiedensten Schulen fanden sich ein, benutzten sie, verlangten Einführungen, Empfehlungen, Ratschläge, und in wenigen Jahren wuchs unter der Leitung von Professor Haseloff die kunsthistorische Abteilung heran, hauptsächlich ausgestattet mit den Hilfsmitteln für die Erforschung Roms und Süditaliens. Wiederum bezeugte das Kultusministerium sein Interesse an dieser Entwicklung durch gelegentliche Unterstützungen der Reisen und jüngst noch durch die Entsendung von Professor Fr. Rintelen aus Berlin, der im Anschluß an das Institut spezielle kunsthistorische Forschungen betreiben soll: er hat sich die frühmittelalterliche Malerei in Rom zum Gegenstand gewählt. Andere aber wandten sich dem Studium des Barocks in Rom zu.

Aber geht das Institut hier nicht bereits über seine natürlichen Grenzen hinaus? Wäre nicht ein selbständiges kunsthistorisches Institut in Rom besser am Platze? Erfordert nicht die Würde einer so bedeutenden Wissenschaft, die einer noch bedeutenderen Zukunft sicher ist, ein solches?

Die Erfahrungen, die wir bisher gemacht haben, sprechen jedenfalls nicht gegen unsern Versuch. Je mehr Spezialinstitute wir im Auslande unterhalten, um so größer wird die Kollisionsgefahr. In der Art, wie wir Deutschen nun einmal heute unsere Wissenschaften betreiben, steckt eine leider uns angeborene oder anerzogene Ressortenge, eine Leidenschaft des Spezialistentums, ein Fanatismus des Sichabschließens, die gewiß vortreffliche und technisch vollkommene Leistungen hervorbringen, aber zugleich eine wissenschaftliche und auch menschliche Beschränktheit zur Folge haben, von der die Nationen älterer Kultur sich freizuhalten gewußt haben, und die sie auch nicht begreifen. Wie viel gegenseitige Anregung, Ergänzung, Weiterbildung erwächst doch aus diesem engen Zusammensein von Historikern und Kunsthistorikern am Institut. Wie viele gemeinsame Aufgaben haben sie! Kann doch die eine Disziplin so wenig wie die andere der strengen archivalischen Forschung entbehren. Sind am Ende ihre Methoden nicht dieselben, sind es nicht auch zum großen Teil ihre Objekte?

Und so rechtfertigt sich auch ein anderer Versuch, den das Institut auf Anregung von Adolf Harnack machte, indem es noch an einer andern Stelle über die Grenzen seines Ressorts hinausging. Harnack schlug vor, daß das Institut auch die ersten Jahrhunderte der christlichen Geschichte in den Bereich seiner Forschungen hineinziehen solle, und präzisierte als eine solche spezielle Aufgabe, die Überlieferung und den Bestand der voreusebianischen altchristlichen Literatur zunächst aus den italienischen Bibliotheken zu ergänzen. Damit wurde, ausgestattet mit einem Stipendium des Kultusministeriums, Liz. Freiherr H. v. Soden beauftragt, der von 1906 bis 1910 sich dieser Aufgabe gewidmet hat. Die Institutsleitung würde für die Zukunft nur ungern dieses große und zu noch weiterer Ausdehnung einladende Arbeitsgebiet brach liegen lassen und jetzt, nachdem ein historisch und philologisch geschulter Theologe am Institut tätig gewesen ist, gern auch einem historisch und kanonistisch geschulten Juristen die Mittel zu selbständiger Forschung bieten: ich denke da in erster Linie an eine kritische Inventarisierung der kanonistischen Sammlungen der italienischen Bibliotheken.



So hat das Historische Institut in den letzten zehn Jahren das ganze Gebiet der mittleren und neueren Geschichte und, wir sahen es soeben, selbst darüber hinaus das christliche Altertum und die Kunstgeschichte in den Kreis seiner Tätigkeit gezogen.

So große Aufgaben aber ließen und lassen sich nicht lösen bloß mit reicheren Mitteln; es gehören dazu in erster Linie die rechten Mitarbeiter. Für ein Institut ist die richtige und glückliche Ergänzung seiner Mitarbeiter eine Lebensfrage. Wir haben ausgezeichnete Kräfte gehabt und hoffen, sie immer zu finden; allein, wenigstens auf den historischen Gebieten, die Ergänzung ist schwerer als je. Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich mit dem, was ich hier ausführe, mich in vollem Gegensatz zu der Mehrzahl meiner Fachgenossen befinde, aber die Erfahrungen von mehr als zehn Jahren machen es mir zur Pflicht, mich einmal offen über sie auszusprechen. Unsere jungen Historiker verlassen die Universität fast ausnahmslos in absolut unzureichender Vorbildung für wissenschaftliche Forschung. Wohl ist der reiche Individualismus unserer Professoren unser Stolz und unser Ruhm, aber er darf doch nicht zur Folge haben, daß ihre Schüler vor der Zeit Spezialisten werden, die außer ihrem engen Gebiet von Gott und der Welt nichts wissen. Noch schlimmer ist der häufige Mangel an allen elementaren Fertigkeiten, die Unkenntnis des Handwerks, ich meine die ganz ungenügende Ausbildung in den historischen Hilfswissenschaften, vor allem in Paläographie und Handschriftenkunde und den verwandten Disziplinen. Ganz unerträglich endlich ist die Spezialisierung auf die neuere und neueste Geschichte hin mit bewußter Abkehrung von der Geschichte des Mittelalters und ihren Hilfsdisziplinen: mit solcher für Mädchenlyzeen passenden Ausbildung läßt sich keine gelehrte Forschung größeren Stiles treiben. Man wolle mich nicht mißverstehen: jene Dinge sollen nicht, wie es wohl anderwärts geschieht, um ihrer selbst willen getrieben werden; aber wer sich auf das Handwerk nicht versteht, wird nimmermehr ein Meister. Es ist ein Vorzug der Franzosen und Österreicher, daß sie in der École des chartes und im Institut für österreichische Geschichtsforschung höhere Schulen besitzen, in denen die jungen Historiker mit der vollen Technik der Forschung ausgerüstet und für Arbeiten, wie wir sie treiben, tüchtig gemacht werden, und auch neuere Historiker mit stark publizistischer Tendenz wie etwa Heinrich Friedjung haben mir mehrfach bezeugt, wie viel sie z. B. der strengen und methodischen Schule Sickels verdanken. Was sollen wir am Institut mit den jungen Herren anfangen, die nicht lesen und schreiben können, und die man nur mit Angst und Sorge in die Archive ziehen sieht? Ist es wirklich nicht möglich, in den historischen Studiengang Ordnung und System zu bringen und zu erreichen, daß die Anfänger mit den Elementen beginnen und Schritt für Schritt fortschreiten? Daß die, welche sich der gelehrten Forschung zuwenden wollen, endlich irgendwo, wie die Franzosen in Paris, die Österreicher in Wien, einen Mittelpunkt, eine Schule, ein Institut finden, wo sie alles was sie für jene brauchen, gründlicher als jetzt möglich ist erlernen können? Diese ungleichartige Ausbildung unserer jungen Volontäre zwingt uns, oft mit Zeitverlust und manchem Verdruß, am Institut nachzuholen, was an der Universität versäumt worden ist, bis sie soweit gebracht sind, daß sie ohne Schaden anzurichten



in die Archive eingeführt werden können. Sind sie nun zu fleißigen, exakten, gewissenhaften Arbeitern ausgebildet, so gedeihen wohl die mechanischen Arbeiten, aber das letzte und höchſte was ein Inſtitut erreichen soll, selbſtändige Gelehrte und Forscher heranzubilden, ſteht noch aus. Das vermag auch die virtuoseſte Schulung in den Hilfsdisziplinen nicht zu bewirken. Sie müssen das Zeug zu selbſtändigen Forschern, die Leidenschaft zur Wissenschaft und den Drang zur Forschung haben, geborene Gelehrte sein, nicht blos Schrittmacher, sondern Selbſtfahrer. Also gilt es, ihnen, neben den mehr mechanischen Arbeiten in den Archiven, die sie für die Publikationen des Inſtituts zu machen von Amtswegen gehalten sind, die Möglichkeit zu eigenen und selbſtändigen Arbeiten zu verschaffen. So schwierig dieses iſt, es iſt doch gelungen, ohne daß die Inſtitutsarbeiten dabei zu Schaden gekommen wären, und ich darf hier auf diese selbſtändige, in der »Bibliothek des Hiſtorischen Inſtituts« oder in unseren »Quellen und Forschungen« erschienenen Arbeiten, von denen einige zu größeren Darſtellungen und sogar zu umfangreicheren Werken ausgewachsen sind, besonders hinweisen. So hat E. Göller in zwei Bänden die Geschichte der päpſtlichen Poenitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgeſtaltung unter Pius V. dargeſtellt, L. Cardauns die Geschichte der kirchlichen Unions- und Reformbeſtrebungen von 1538 bis 1542 behandelt, der er jetzt eine Darſtellung der Politik Karls V. von 1538 bis 1544 folgen läßt, A. O. Meyer eine große, auf mehrere Bände berechnete Geschichte Englands und der katholischen Kirche unter Elisabeth und den Stuarts mit einem ſtattlichen Band eröffnet, in dem er das Zeitalter der Elisabeth schildert; so hat F. Schneider eine Reihe von Toskanischen Studien publiziert, in denen er eine große Zahl neu entdeckter Dokumente kommentiert, und den erſten Band seiner Geschichte der Reichsverwaltung in Toskana seit der Gründung des langobardischen Königreiches vollendet, Ph. Hiltebrandt die päpſtliche Politik in der preußischen und in der jülich-klevischen Frage in mehreren Untersuchungen darzuſtellen begonnen, während E. Sthamer zwei größere Arbeiten über die Geschichte der Universität Neapel im 13. Jahrhundert und über die Verfassung und Verwaltung des Königreichs Sizilien in derselben Epoche plant. Auch die vom Kultusminiſterium an das Inſtitut entsandten Stipendiaten erhalten ihr beſtimmtes Arbeitsgebiet zugewiesen, und einige haben dem Inſtitut dafür mit größeren Arbeiten gedankt, wie Prof. Kalkoff mit seinen Forschungen über Luthers römischen Prozeß und Prof. Scholz, der in zwei Bänden unbekannte kirchenpolitische Streitschriften aus der Zeit Ludwigs des Bayern publiziert und erläutert hat. Diese Arbeiten, zu denen in kurzem Hallers Epiſtolae Petri de Monte, v. Hofmanns Forschungen zur kurialen Behördengeschichte vom Schisma bis zur Reformation, Piurs Ausgabe von Petrarcas Sine-nomine-Briefe, Schellhaß' Monographie über Ninguarda, Hiltebrandts Darſtellung der Politik Benedikts XIV. kommen werden, geben vielleicht das zutreffendſte Bild von dem wissenschaftlichen Treiben am Hiſtorischen Inſtitut und seiner Ziele. Sie umfassen, wie man sieht, das ganze Gebiet der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Kirchengeschichte und kanonisches Recht, Politik, Recht und Verfassung, Reformationsgeschichte, Literargeschichte, und sie greifen über

Rom und Italien, über Deutschland und Preußen nach Frankreich, England und Spanien hinüber.

So geht das Institut mit voller Absicht darauf hinaus, nicht nur wie früher ein Publikationsinstitut zu sein, sondern zugleich eine Stätte selbständiger Arbeit und wissenschaftlicher Fortbildung. Es ist bezeichnend, daß, während die Assistenten aus der ersten Periode des Instituts in der Mehrzahl in den Archivdienst übergegangen sind, die der zweiten Periode mehr auf das Katheder des Universitätslehrers ihre Hoffnungen gerichtet haben, und in der Tat nicht wenige haben das Ziel ihres Ehrgeizes bereits erreicht, wie Haller in Tübingen, Göller in Freiburg, A. O. Meyer in Rostock, Cardauns in Bonn, v. Soden in Berlin, Niese in Göttingen, Wackernagel in Leipzig. Möchten sie doch alle dessen eingedenk bleiben, was sie dem Institut verdanken, und mit demselben dankbaren Stolze, mit dem die Franzosen sich Ancien membre de l'École de Rome nennen, die Erinnerung an die frohen Arbeitsjahre in Rom trotz der herben Strenge ihres ehemaligen Direktors bis in ihre alten Tage festhalten. Ihrem Eifer und ihrer Hingabe verdanken wir doch, neben der Fürsorge der Staatsregierung, in erster Linie die Blüte des Instituts, von ihnen und ihren Nachfolgern hängt auch seine Zukunft ab.

Die neuen Theorien über Entstehung der altfranzösischen Heldendichtung.

Von

Heinrich Schneegans.

Auf keinem Gebiete der französischen Literaturgeschichte haben in den letzten Jahren so völlige Umwälzungen in den bestehenden Ansichten Platz gegriffen wie auf dem Gebiete der Entstehung der altfranzösischen Heldendichtung. Von dieser »Revolution« sollen die folgenden Seiten handeln.

Es wird wohl am zweckmäßigsten sein, wenn wir uns zunächst so drastisch wie möglich in das Frankreich des 11. bis 12. Jahrhunderts zurückversetzen. Ziehen wir den Vorhang der Vergessenheit zurück: In einer Burg der Picardie, mitten im Walde, treffen wir etwa an einem Winterabend einen Ritter mit seinen Freunden und Knappen. Sie haben gerade einen Kriegszug hinter sich und sind beutebeladen zurückgekehrt. Nun ruhen sie sich aus von ihren Strapazen und verbringen die langen Abende beim Trinken. Doch das Leben auf dem einsamen Schloß wird im Laufe der Zeit recht eintönig. Darum begrüßen es die Ritter mit Freuden, als an einem Abend der Turmwächter die Ankunft einer Schar fahrender Sänger ankündigt, die Einlaß begehren. Diese »Jongleurs«, die nun in den Rittersaal geführt werden, sind eine merkwürdige Gesellschaft. Sie tragen Kleider von auffallender Farbe, sind glattrasiert; einige haben sich sogar die Hälfte des Haares abgeschoren. Sie haben Hunde, Affen, Bären mit sich und wissen alle möglichen Kunststückchen aufzuführen. Ganz besonderes Gefallen werden sie aber erregt haben, wenn



sie, auf der Fiedel sich begleitend, den Rittern die Epen, die von Karl dem Großen und seinen Paladinen erzählen, vorgetragen haben werden. Freilich, nach unsern heutigen Begriffen würde die Art und Weise des Vortrags in einem ſtets sich wiederholenden Rezitativ recht eintönig vorkommen. Aber damals war man nicht verwöhnt. Auch der Inhalt der Epen, der heute oft ermüdend anmutet, fesselte damals im höchſten Grade. Handelte es sich doch um heroische Waffentaten chriſtlicher Ritter im Kampfe gegen die Ungläubigen. Und gerade die damalige Zeit war erfüllt von der Erzählung ähnlicher Taten. Gar manche Ritter waren ins heilige Land gezogen und hatten mit den Sarazenen gekämpft; sie wußten zu berichten von den Wundern des Orients und glaubten in ihrer Naivität an alle möglichen wunderbaren Geschichten von Riesen und Zwergen. Sie waren erfüllt von der leidenschaftlichen Liebe für das Chriſtentum und vom blutigſten Hasse gegen den Islam. Und die Kämpfe und ihre Beschreibung interessierten sie auch an sich. War es doch ihre eigene Geschichte, die ihnen da vorgetragen wurde. So langweilte es sie nicht, wenn bis ins Einzelnſte geschildert wurde, wie dieser oder jener Ritter im Lanzenkampfe das Panzerhemd des Sarazenen zerrissen, wie er nachher, als sein Speer im heißen Strauße entzweigebrochen und sein tapferes Pferd geſtrauchelt und zu Boden gefallen war, zum Schwerte gegriffen, wuchtige Hiebe geführt und dem Heiden schließlich den Todesſtoß gegeben habe. Mochten die Dichter auch immer und immer wieder mit ganz geringer Variation dieselben Dinge vortragen, sie hörten sie doch gerne, denn so ging es in Wirklichkeit auch vor sich. Auf dem Boden des Realen bewegte sich aber auch das Epos, wenn es etwa erzählte von den grimmigen Fehden dieses oder jenes Vasallen mit Karl dem Großen, von der Undankbarkeit des Fürſten gegen seine beſten Diener, von der Schwäche irgendeines Königs Ludwig, von Verrat und Tücke, die am Hofe verübt, von immer wieder vorkommenden Aufſtänden von Grafen und Herzögen, von heldenhafter Verteidigung in irgendeiner Burg gegen die an Zahl übermäßige Heeresschar des Königs oder Kaisers. Auch so sah es ja im Frankreich des 11. und 12. Jahrhunderts aus. Der König hatte wenig Macht. Auf die Isle de France und die nächſte Umgebung beschränkt, hatte er seine liebe Not mit den Vasallen der einzelnen Provinzen. Und während die einen Großen die treueſten Anhänger ihres Herrn und Königs waren, machten sich andere luſtig über den Schattenkönig, pochten auf ihre Unabhängigkeit und griffen zur Waffe, wenn sie angefochten wurde.

Wenn wir uns auf diese Weise ganz draſtisch die Dinge vorſtellen, wie sie vor sich gegangen sein werden, können wir die ungeheure Begeiſterung, die das Heldenepos erregte, und seine kolossale Verbreitung sehr wohl verſtehen. Freilich, etwas erregt doch unsere Verwunderung. Warum erzählen diese Epen, die doch so eng mit dem realen Leben im Zusammenhang zu sein scheinen, von Kaiser Karl dem Großen und von Helden, die zu seiner Zeit gelebt haben? Warum wird von den Kämpfen gegen die Sarazenen in den letzten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts gesungen? Wir sind doch jetzt im 12. Jahrhundert. Es liegt also zwischen den Ereignissen, die in den Epen besungen werden, und der Epoche, wo die Gedichte vorgetragen und verbreitet werden, ein Zeitraum von wenigſtens

300 bis 350 Jahren. Wie kommt es, daß Karl der Große und seine Paladine im 12. Jahrhundert so populär sind? Man ſtelle sich den Unterschied der Zeit nur recht klar vor. Es iſt chronologisch der Zeitraum vom 30jährigen Krieg bis zur Gegenwart. Und wäre es nicht wunderbar, wenn etwa jetzt die Geſtalten Guſtav Adolfs, Wallenſteins, Tillys so volkstümlich würden, daß sie vor allem im Liede besungen würden? Es drängt sich einem also die Frage auf: Wie kommt es, daß eine Zeit, die so lange zurückliegt, in der Dichtung auflebt?

Früher hat man diese Frage, wie bekannt, folgendermaßen beantwortet: Von einem Wiederaufleben, so sagte man, iſt keine Rede. Die Epen, wie sie uns jetzt in Handschriften vorliegen, sind nur die letzten Ausläufer von Gedichten, die zur Zeit Karls des Großen selbſt oder nicht lange darauf entſtanden sind. Diese Gedichte ſtellten sich die einen oder anderen Forscher freilich verschieden vor. Für die einen waren sie in älteſter Zeit lyrisch, unmittelbar unter dem Eindruck der Freude oder des Schmerzes über ein Ereignis, dem man beigewohnt, entſtanden; für die anderen waren sie lyrisch-epischer Art, mehr balladenartig oder auch schon ganz episch, aber kurz. Die einen dachten daran, daß sie in älteſter Zeit noch in germanischer Sprache abgefaßt waren, und erſt später französisch; andere wiederum hielten es für möglich, daß es schon unter Karl dem Großen französische Gedichte gegeben hätte. Unter den Ansichten dieser erſten Forscher, Gautier, Gaston Paris, Gröber, Rajna, Nyrop, gibt es wohl Unterschiede, aber sie sind nur gradueller Art. Nur in einem Punkte sind schon in früherer Zeit ſtärkere Divergenzen aufgetreten. Die obengenannten Forscher dachten von vornherein an literarische Fixierung. Andere dagegen, Paul Meyer und Suchier, hielten es für notwendig, eine Zwischenſtufe zwischen Ereignis und Gedicht anzunehmen, nämlich die mündliche Tradition, die Sage.

Wie suchten aber diese Forscher das frühe Auftreten des Epos zu beweisen? Im Heldenepos, so wurde ausgeführt, iſt die Auffassung des Lehnswesens und der Rechtszuſtände, die Darſtellung der Frau, die religiöse Empfindung, die Art des Kämpfens ganz germanisch. Demnach muß es in eine Zeit zurückgehen, wo das germanische Element im Frankenreich kräftig lebte, also in die Zeit der karolingischen, ja für das eine oder andere Epos sogar noch in die der merovingischen Herrschaft. Man machte auf die Bemerkungen aufmerksam, die sich bei zeitgenössischen Schriftſtellern finden, bei Einhard, beim s. g. Poeta Saxo, bei Ermoldus Nigellus, beim s. g. Limusiner Aſtronom und das Vorhandensein eines Epos in so früher Zeit bezeugen sollten. Man wies auf das Farolied und das Haager Fragment hin, welche die lateinische Übersetzung romanischer Heldengedichte aus der Merovinger- oder Karolingerzeit zu sein schienen. Das Epos, so dachte man, hätte sofort an die Ereignisse angeknüpft, freilich zuerſt in viel kürzerer Fassung, vielleicht sogar in lyrischer Form. Immer wieder hätten die Ereignisse zum Dichten von Liedern geführt. Freilich, im Laufe der Zeit wäre die Erinnerung an die Personen, die zuerſt gefeiert und gepriesen wurden, verblaßt. Auch hätte man Personen desselben Namens, die zu ganz verschiedenen Zeiten gelebt hätten, miteinander verwechselt. Karl der Große sei mit Karl dem Dicken, Karl dem Einfältigen einerseits, mit Karl Martell





und Karl dem Kahlen anderseits zusammengeworfen worden, Ludwig der Fromme mit Ludwig IV., dem Überseeischen, und Ludwig V. Und ebenso wie die Personen seien auch die Ereignisse aus den verschiedensten Zeiten zusammengeschoben worden, so z. B. die Schlacht von Saucourt in der Picardie, welche die Franken 881 gegen die Normannen schlugen, mit der Schlacht von San Martino, die Kaiser Ludwig II. gegen die Sarazenen lieferte. Derartige Identifizierungen sind ungeheuer häufig versucht worden. Ja, man kann sagen, daß man damit gewissermaßen einen Sport getrieben hat. Nach dieser Theorie wäre das französische Epos ein ungefüges Konglomerat der verschiedensten, oft außerordentlich weit von einander entfernten Ereignisse und Personen. Wie und warum diese Ereignisse aber zusammengeflossen wären, wer sie in Beziehung zueinander gebracht hätte, und wann das geschehen sei, das waren Fragen, die man sich nicht vorlegte. Es lagen eben, so meinte man, so lange Zeiträume zwischen den Ereignissen und Gedichten, die Epen der früheren Zeiten selbst hatten im Laufe der Jahrhunderte eine so große Wandlung durchgemacht, daß jede Verwechslung für möglich gehalten wurde.

Der erste, der es gewagt hat, an diese allgemein geglaubten Theorien zu rütteln, ist Philipp August Becker, der Wiener Literarhistoriker gewesen.*) Er verwarf diese Theorien als ein nicht begründetes Gegenstück zu den Theorien F. A. Wolfs über die homerischen Gedichte und Lachmanns über das Nibelungenlied. Hinsichtlich des germanischen Elements im Epos meinte er, von den Franken wüßten wir am allerwenigsten, ob sie am Heldengesang beteiligt gewesen seien. Wenn die historischen Berichte Gregors von Tours und Fredegars dichterisch gefärbt seien, so sei das durchaus nicht ein Beweis dafür, daß ihnen Dichtungen in Vulgärsprache vorangegangen seien. Einhards Worte in der Vita Caroli über die Gedichte, die Karl der Große sammeln ließ, bezögen sich nach dem Zusammenhange — es ist gerade vorher von der Aufzeichnung der germanischen Volksrechte die Rede — auf germanische, nicht auf romanische Volkstraditionen. Die Stelle des Poeta Saxo, in der von Liedern über die Könige Pippin, Carl, Chlodowig, Theoderich die Rede sei, könne sehr wohl Geschichtsdichtungen im verwilderten Merovingerlatein im Auge haben. Der Passus des Limusiner Astronoms sei nur ein Hinweis auf Einhards Vita und beweise nichts Neues. Dem Farolied und dem Haager Fragment spricht Becker jede Beweiskraft ab, sie seien nur Gedichte in der korrupten Latinität der damaligen Zeit.*)

Die Ursprünge der Epik sucht Becker nicht im Dunkel der Vorzeit. Er meint, wir könnten vielmehr die Evolution sich vor unsern Augen selbst vollziehen sehen. Er ist nicht wie seine Vorgänger etwa der Meinung, daß Wilhelm von Toulouse, den Karl der Große zum Verteidiger der südfranzösischen Mark gegen die Sarazenen eingesetzt hatte, sofort zu seinen Lebzeiten im Liede

*) Die altfranzösische Wilhelmssage, Halle 1896. — Der südfranzösische Sagenkreis und seine Probleme, Halle 1898. — Grundriß der altfranzösischen Literatur 1907. — Zahlreiche Rezensionen.

*) Da ich später auf die Frage nicht zurückkommen kann, will ich an dieser Stelle bemerken, daß Bédier im 4. Bande seiner Légendes épiques p. 289 ff. das Farolied endgültig als pia fraus entlarvt hat und auch die andern »Beweise« einer früheren Entstehung des Epos ad absurdum geführt hat.

gefeiert worden sei. Von ihm lebten nur wenige ganz unbestimmte Erinnerungen weiter, aber sie knüpften sich an den Ort, den er am Ende seines Lebens bewohnt, an das Kloster Gellone in Südfrankreich, das er gegründet, in welches er sich 806 zurückgezogen hatte, und wo er 812 starb. In ihrem Kampfe mit dem Mutterkloster Aniane zogen die Mönche Gellones Kapital aus diesem Vorfall. Um den Ruhm ihres Stifters zu erhöhen, »fälschten sie die Vita s. Guilhelmi, in der sie in Ermangelung besserer Kenntnisse von angeblichen Kämpfen mit Theobald und seinen Sarazenen um die Stadt Orange fabelten.« Vom Kloster und den Mönchen ging also nach Beckers Meinung die epische Anregung aus.

Auch die Entstehung des Rolandsliedes stellt sich Becker ähnlich vor. Die historische Tatsache des Nachhutgefechtes, die bei Einhard erhaltenen Namen Rolands wären nicht imstande gewesen, allein das Epos hervorzurufen. Viel wichtiger war, daß Rolands Grab in Blaye an der Gironde gezeigt wurde, und daß Roncevaux an der großen Pilgerstraße nach San Jago de Compostella lag. Nur der Besuch dieser Orte wird einen Dichter begeistert haben, vom Helden Roland zu singen. Allgemeiner ausgedrückt: »Sagenstoffe, die gewissermaßen latent vorlagen, sind nur dann wirksam geworden, wenn zufällig irgendein genialer Dichter zur geeigneten Stunde und in der richtigen Stimmung die Sagenkunde vernahm, so daß sie in ihm lebendig wurde und ihn zwang, das innerlich Geschaute im Liede zu verewigen.« So S. 35 von Beckers Grundriß.

Aber nur wenige Gedichte haben einen nachweisbaren historischen Ursprung. Zu ihnen gesellen sich bald die rein erfundenen, romanhaften und parodistischen Epen. Allmählich bilden sich Zyklen, d. h. zu einem Epenheld werden Verwandte in Beziehung gesetzt, deren Heldentaten ebenfalls erzählt werden, oder es wird die Jugendgeschichte des Helden erdichtet. Allmählich sucht man die verschiedenen Sagenkreise miteinander in Verbindung zu bringen, und so erweitert sich die zyklische Tendenz immer mehr. Ein Stoff, der zuerst nur in einer Provinz heimisch war, wird es nun in ganz entlegenen auch; wir sehen dann, wie auch die epischen Stoffe die Grenzen Frankreichs überschreiten und im Ausland populär werden. So vollzieht sich nach Beckers Ansicht die Entstehung des altfranzösischen Epos klar und deutlich vor unseren Augen. Becker hat sich durch diese Arbeiten, die sich durch Divinationsgabe und Scharfsinn auszeichnen, große Verdienste erworben. Freilich hat er nicht überall Zustimmung gefunden. Glücklicher sollte der Franzose werden, der nicht bloß an den bestehenden Ansichten rüttelte und sie zu Boden warf, sondern an ihrer Stelle ein festgegründetes, stattliches Gebäude errichtete. Freilich vergißt man heutzutage vielleicht etwas zu sehr, daß Becker zuerst den Anstoß zur Bekämpfung der althergebrachten Theorien gegeben hat.

In seinen Légendes épiques*), die uns

*) Diese »Légendes épiques« sind nicht eine systematische Auseinandersetzung über die Entstehung des Epos, sondern bestehen aus einer Sammlung verschiedener einzelner Abhandlungen oder Aufsätze. Die Titel der einzelnen Bände lauten: I Recherches sur la formation des Chansons de geste. Le Cycle de Guillaume d'Orange. Paris, Champion, 1908. — II La légende de Girard de Roussillon. La légende de la Conquête de la Bretagne par le roi Charlemagne. Les Chansons de geste et les routes d'Italie. Ogier de Danemark et Saint Faron de Meaux. La légende de Raoul de Cambrai. Paris, Champion, 1908. —

seit diesem Frühjahr in vier ſtattlichen Bänden vorliegen, und in zahlreichen, kleineren vorher erschienenen Arbeiten erörtert Bédier, der Nachfolger G. Paris im Collège de France, das Problem des Ursprungs der Chansons de geste. Im Vorworte seines Buches sagt er, wie er zuerſt ganz und gar den alten Anschauungen gehuldigt hätte, wie er aber allmählich, als er den Plan einer Herausgabe des Charroi de Nîmes zu verwirklichen suchte, immer eindringlicher und tiefer den Ursprung des Wilhelmzyklus untersuchte und zu seinem großen Erſtaunen, ja faſt zu seinem Schrecken immer mehr gewahr wurde, daß die alten Theorien wissenschaftlich nicht haltbar seien. Zuerſt hätte er gedacht, daß die Resultate, zu denen er kam, vielleicht nur diesen Zyklus beträfen, aber allmählich hätte er hinsichtlich des Girart de Roussillon und des Ogier ganz ähnliches gefunden. Und je weiter und tiefer er das französische Heldenepos untersuchte, deſto feſter wurde in ihm die Ansicht, daß der Weg, den man früher eingeschlagen hatte, verfehlt war, daß man zum Verſtändnis der alten Chansons de geste nicht etwa die Bücher des 8. Jahrhunderts ausfragen müßte, sondern das Kulturleben des 12. Jahrhunderts. Die vorsichtige, fein abwägende, auch dem Gegner ſtets gerecht werdende, liebenswürdige und geschmackvolle Darſtellungsart Bédiers hat etwas so Überzeugendes, daß seine Theorie einen glänzenden Sieg errungen hat und selbſt diejenigen, die Mühe hatten, sich einer derartigen Ansicht anzuschließen, für sich zu gewinnen imſtande gewesen iſt.

Wenn ich im Folgenden die Theorie Bédiers auseinandersetze, gehe ich nicht chronologisch vor, d. h. ich folge nicht Jahr für Jahr den Arbeiten, die er herausgegeben hat, sondern suche eine Quintessenz seiner Gedanken zu bieten. Es iſt selbſtverſtändlich, daß ich in dieser gedrängten Übersicht nur das Allerwichtigſte hervorheben kann.

An die Kirchen und Abteien, das iſt auch Bédiers Ansicht, knüpften sich die Erinnerungen an so und so viele Helden. Schon Becker hatte es für den einen oder andern gezeigt. Bédier iſt dieser Spur nachgegangen und hat den Nachweis geliefert, daß es nicht weniger denn 29 Kirchen gibt, in denen 36 Gräber oder Reliquienschreine von Helden aufbewahrt werden, die im Epos eine Rolle spielen. An 20 andere Kirchen knüpfen sich Sagen über diese Helden an; und ihnen gesellen sich eine Menge von Wäldern, Bergen, Höhlen, Gebäuden zu, in denen auch die Sage weiter lebt. Diese Ortschaften befinden sich alle auf den Pilgerſtraßen. Diese Wallfahrtſtraßen sind uns bekannt aus dem Itinerarium Ricardi oder dem Pilgerführer des Codex Calixtinus. Sehr bezeichnend iſt es aber, daß die Chansons de geste selbſt uns häufig ganz genaue Itinerarien erhalten haben. Die Dichter dieser Epen werden sich also dafür interessiert haben. So die Chevalerie d'Ogier die Straße nach Rom, das Epos des Charroi de Nîmes die Straße von Clermont Ferrand nach

III La légende des »enfances« de Charlemagne ét l'histoire de Charles Martel. Les Chansons de geste et le pélerinage de Compostelle. La Chanson de Roland. De l'autorité du Manuscrit d'Oxford pour l'établissement du texte de la Chanson de Roland. Paris, Champion, 1912. — IV Richard de Normandie dans les Chansons de geste. Gormond et Isembard. Salomon de Bretagne. L'abbaye de Saint Denis et les chansons de geste. Renaud de Montauban. Quelques légendes de l'Ardenne. La Cantilène de Saint Faron ou les prétendus modèles mérowingiens des chansons de geste. L'histoire dans les chansons de geste. Les légendes localisées. La légende de Charlemagne. Paris, Champion, 1913.

Saint Gilles. Wir wissen auch jetzt, daß die Jongleurs in engen Beziehungen standen zu den Klerikern vieler Kirchen. So schlossen z. B. die Mönche der Kirche Sainte Trinité in Fécamp einen Bund mit den Jongleurs. In einer sehr interessanten Arbeit über Richard von der Normandie in den Chansons de geste (IV 1ff.) hat Bédier gezeigt, wie in der Dreieinigkeitsabtei von Fécamp die Erinnerungen an diesen normannischen Herzog besonders lebendig waren. Dort hatte er seinen Sarg aufstellen lassen, und auf seinen Befehl füllte man ihn jeden Freitag mit Weizen, den man unter die Armen verteilte. Aus Demut verlangte er vor den Toren der Kirche, nicht innerhalb derselben begraben zu werden. Und dort errichtete man später eine Kapelle, die außerordentlich berühmt wurde. In den Chroniken Fécamps wurde der Ruhm des Herzogs wach erhalten. Da nun aber, wie wir eben sahen, die Mönche in den besten Beziehungen zu den Jongleurs standen — Bédier hat uns eine Charte de la confrérie de saint Martin des frères jongleurs établie à Fécamp mitgeteilt —, war es ganz natürlich, daß sie den Namen des Herzogs in eine Menge Epen einführten und ihn, obgleich er 996 starb, um seinen Ruhm zu erhöhen, zu einem Zeitgenossen Karls des Großen machten. Dadurch bezeugten sie ihm ihre Ehrfurcht. Und es ist ganz unterhaltend zu sehen, wie das, was sie z. B. von seinem Tode erzählen, je nach der einen oder anderen Chanson de geste so sehr voneinander abweicht. Wir sehen sofort, auf historische Wahrheit kommt es den Jongleurs nicht an. Ihren geliebten, in der Abtei Fécamp so sehr verehrten Fürsten wollen sie gewissermaßen nur mit einem Orden schmücken, indem sie ihn zu einem Paladinen des großen Kaisers machen. So läßt ihn die »Krönung Ludwigs« in Orléans im Gefängnis sterben, das Rolandslied läßt ihn viel früher in Spanien den Schlägen des Emirs Baligant erliegen. Nach der Chevalerie d'Ogier wäre er aber noch früher in der Lombardei von der Hand des Königs Desiderius getötet worden. Und im Epos von Gormund und Isembard wäre er in Cayeux im Kampfe gegen den König Gormund gefallen. Zeit und Ort sind eben gleichgültig; auch ficht es das Epos nichts an, daß er einmal als treuer Vasall, ein andermal als Rebell auftritt. Mit Geschichte haben wir es eben nicht zu tun, sondern mit Poesie, die mit den Tatsachen frei nach Belieben schaltet und waltet.

Ganz besonders eingehend hat aber Bédier (Bd. I) den Wilhelmzyklus untersucht. Auch er zeigte, wie bereits Becker, aber noch viel überzeugender, in wie engem Zusammenhang das Epos zu dem Kloster Gellone steht. Die geschichtlichen Tatsachen sind uns bekannt. Dem Grafen Wilhelm übertrug Karl der Große nach dem spanischen Feldzug die Grafschaft Toulouse, die er gegen die Sarazenen verteidigen sollte. Das Vertrauen, das der große Kaiser in ihn setzte, wußte er vollauf zu rechtfertigen. Den von Spanien her eindringenden Sarazenen stellte er sich am Flüßchen Orbieu entgegen; er wurde zwar besiegt, aber die Sarazenen waren so geschwächt, daß sie sich zurückzogen. Später gelang es den Franken, ihre Revanche zu nehmen und sogar Barcelona zu erobern. Ludwigs, des Königs von Aquitanien, frommer Sinn verfehlte aber nicht, auf die fränkischen Großen Einfluß auszuüben. Der Sprosse eines vornehmen gotischen Geschlechtes Witiza verließ den Hof- und Kriegsdienst und gründete das Kloster Aniane, in welches er sich zurückzog. Seinem

Beispiel folgte Wilhelm. Unweit Aniane gründete er das Kloster Gellone, das zunächst im Abhängigkeitsverhältnis zu der ersten Abtei stand. Nach seinem Namen wurde das Kloster dann St.-Guilhelm du Désert genannt. Später entstand aber ein Streit zwischen der Mutter- und der Tochterabtei. Gellone wollte sich von Aniane durchaus emanzipieren. Für Gellone war es von der größten Wichtigkeit, den Ruhm ihres Gründers so sehr als möglich zu erhöhen. So schrieben denn die Mönche ein Wilhelmsleben zwischen 1125 und 1130. Diese Vita fußt auf dem alten Berichte des 9. Jahrhunderts, fügt aber eine Menge von Anspielungen auf die Taten Wilhelms als Krieger hinzu, auf die Eroberung der Stadt Orange und die Besiegung des Heiden Thibaut. Becker hatte früher angenommen, die Mönche hätten das alles erfunden; ein Jongleur hätte die Geschichte gelesen und daraus die Prise d'Orange gemacht. Der Ansicht ist nun Bédier nicht. Er meint, was die Vita hier erzähle, sei nicht etwa die Quelle einer epischen Dichtung, sondern umgekehrt das Résumé einer solchen, und er legt sich die Frage vor, wie denn die südfranzösischen Mönche überhaupt zu dem nordfranzösischen Heldenlied gekommen seien. Zwischen Mönchen und Spielleuten scheint ein fortwährendes Geben und Nehmen bestanden zu haben. So hätten die Jongleurs z. B. den Namen von Wilhelms Gattin Guiborc aus den Urkunden Gellones entnommen, den Namen eines Neffen Wilhelms Bertrand dagegen hätten die Mönche aus älteren Gedichten erfahren. Die Beziehungen zwischen Mönchen und Jongleurs sind aber nicht zufällig. Man darf sich nicht denken, daß Saint-Guilhelm du Désert damals wie heutzutage ein weltvergessener Ort gewesen sei. Vielmehr lag Gellone geradeso wie Aniane an einer der berühmtesten Pilgerstraßen der damaligen Zeit, an der Via Tolosana, die von Frankreich nach San Jago de Compostella führte. Da zogen denn Tausende und aber Tausende von Pilgern diesen Weg nach Spanien hin, beteten in der Kirche, und die Mönche verfehlten nicht, ihnen die Bedeutung ihres Schutzheiligen Wilhelm in den glänzendsten Farben darzustellen. Auf Wallfahrten wurde aber damals wie heute auch dem Vergnügen gehuldigt. Mit den Pilgern gingen auch Spielleute des Weges, und sie besangen nun die Taten des Wilhelm, in dessen Abtei sie Rast machten, seine Kämpfe gegen die Sarazenen, die heldenmütige Verteidigung christlicher Städte gegen die Heiden. Und durch ihre Gesänge lockten sie nun immer wieder nach den Wallfahrtsorten neue Scharen von Pilgern, die das größte Verlangen trugen, die Orte kennen zu lernen, wo so große Kämpfer gewirkt hatten, oder wo Reliquien von ihnen zu sehen waren. Und auch sonst auf der Straße fanden sie Erinnerungen an Wilhelm. So wurde in Brioude sein Schild und die Keule seines Gefährten Raynouard gezeigt. Schon dicht bei den Toren von Paris traf man das Grabmal des Heiden Isoré, den Wilhelm im Kampfe besiegt hatte. Und Nîmes, Arles mit dem antiken Friedhof Aliscans, Saint-Gilles, Narbonne, alle diese Stationen an der Via Tolosana wußten von Wilhelm zu erzählen. Eine Sage knüpfte sich an die andere, und immer höher wuchs der Ruhm des großen Kämpfers.

Bédiers Forschungen zeigten ihm aber bald, daß die Beziehungen zwischen Epos und Pilgerstraße nicht auf den Wilhelmzyklus beschränkt waren. Ebenso fruchtbar an Erinnerungen der Heldensage wie der Camino frances, der

nach San Jago de Compoſtella in Spanien führte, iſt die Via francesca, die über die Alpen nach Rom leitete. Sehr bezeichnend iſt, daß die italienischen Orte, die in französischen Epen genannt werden, faſt sämtlich an der Pilgerſtraße liegen. In Mortara (Mortiers) sind die Busenfreunde Amis und Amiles begraben; dort sind sie beide zu gleicher Stunde geſtorben, als sie von Jerusalem zurückkamen. Die Standarte der Franzosen Montjoie und ihr Schlachtruf Montjoie—Saint-Denis erinnert an den Mons Gaudii, den heutigen Monte Mario in Rom, von dem die Pilger, wenn sie nach Rom kamen, zum erſten Male die heilige Stadt zu ihren Füßen liegen sahen. Die Standarte Montjoie nannte man zuerſt Romaine, da man sich dachte, daß sie aus Rom ſtammte, später taufte man sie in Montjoie um. Die Erinnerungen an Ogier den Dänen knüpfen auch an Italien an. Ogier iſt kein anderer als Autcharius dux, der den Longobardenkönig Desiderius gegen Karl den Großen in Schutz nahm. Aber die Kenntnis dieses Helden hat sich nicht etwa seit 773 Jahrhunderte hindurch in Gesängen und Epen bis zum 12. Jahrhundert erhalten; sie ſtammt vielmehr aus der Vita Hadriani, die vom 11. bis zum 13. Jahrhundert immer und immer wieder gelesen, durch Kleriker und Chroniſten Italiens plagiiert und interpoliert wurde, ganz besonders durch diejenigen, die ein Interesse daran hatten, die karolingischen Sagen und Erzählungen der Chansons de geste zu verbreiten. In dieser lateinischen Quelle findet man alles, was die Epen Geschichtliches über Ogier zu erzählen wissen. Von den Mönchen San Albinos von Mortara und den Prieſtern Pavias, die ein Interesse daran hatten, die Geschichte des Longobardenkönigs und seines Beschützers zu erhalten, erfuhren die Jongleurs, welche die Pilger begleiteten, davon und brachten die Kunde dieser Ereignisse nach Frankreich. Das ganze Gedicht, sagt Bédier, spielte auf der Via Romana peregrinorum; ursprünglich iſt Ogier nur der Begleiter, Beschützer und Gefährte des Königs Desiderius. Der longobardische Krieg wird nicht durch eine fabelhafte Schachpartie hervorgerufen, sondern durch den Schutz, den Autcharius den Söhnen Karlmanns, die zu Desiderius geflohen waren, angedeihen ließ. Dieser Ogier wurde dann später mit Ogier, dem Zeitgenossen Karls des Großen, der in Meaux begraben war, und von dessen Mönchwerdung die Conversio Othgerii militis erzählte, zusammengeworfen. Dieser Ogier, der seinem Kaiser ſtets treu gewesen war, wurde mit dem italienischen Rebellen identifiziert, und die Dichtung erfand Beziehungen, die niemals exiſtiert hatten. — So führt die Lokalisierung der Epen zu überraschenden Resultaten. Bédier hat es bei einer ganzen Menge von Epen zu beweisen verſtanden. Um nur noch ein Beispiel kurz zu erwähnen: Was von Wilhelm und der Via Tolosana, von Ogier und Italien gilt, das findet in ähnlicher Weise auch seine Anwendung auf die Epen, die von Karls Jugend handeln. Auch hier führt Bédier den überraschenden Nachweis, daß der im Epos verborgene geschichtliche Kern nicht etwa ein Überbleibsel von Liedern iſt, die in letzter Linie von Karl Martell singen und schließlich auf Karl den Großen übertragen wurden, sondern einfach in einem Heiligenleben zu finden iſt, das in den Ardennen heimisch iſt, wo die Ereignisse sich abgespielt haben.

Im dritten Bande seiner Légendes épiques kommt Bédier auch ausführlich auf das Rolandslied zu sprechen.



Er gibt eine eingehende hiſtorische Darſtellung der Ansichten über das Epos und kritisiert sie mit großem Scharfsinn. Er untersucht die hiſtorische Grundlage des Rolandsliedes und bespricht die lokale Tradition, an welche sich etwa Sagen oder Erinnerungen an die Schlacht bei Roncevaux knüpfen könnten. Dann weiſt er nach, daß das Rolandslied viel einheitlicher komponiert iſt, als man früher gedacht hat. Die zahlreichen Interpolationen und Widersprüche, die man früher vermutete, lassen sich nach seiner Ansicht sehr wohl eliminieren. Wenn auch nicht alles und jedes klar iſt, läßt sich das Rolandslied doch sehr wohl als das Werk eines einzelnen ansehen.

Auch die deutsche Forschung hat sich in allerletzter Zeit mit dieser Frage beschäftigt. Ich möchte nicht versäumen, auf die bedeutsamen Artikel Taverniers hinzuweisen, die darüber im 36., 37., 38., 39. Bande der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur erschienen sind.

Schon in seiner erſten Arbeit führt Tavernier den Nachweis, daß der Verfasser des Rolandsliedes ein Mann gewesen sein muß, der eine nicht gewöhnliche Kenntnis der klassischen Literatur hatte. Er zeigte, daß in vielen Punkten eine direkte Abhängigkeit von der Aeneïs und von Lucans Pharsalia anzunehmen sei. Wenn aber der Verfasser des Rolandsliedes ein klassisch gebildeter Mann iſt — ich kann auf die vielen Reminiszenzen an die erwähnten lateinischen Quellen nicht eingehen —, so muß er ein Kleriker sein. Aber welcher Kleriker? Liefert der Name Turoldus, der am Ende des Rolandsliedes in der Oxforder Handschrift genannt wird »Ci falt la geste que Turoldus declinet« nicht vielleicht einige Anhaltspunkte? Allerdings. Turold hieß ein Bischof von Bayeux, der in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte. Er ſtammte aus einem hochangesehenen Geschlechte der Normandie, unweit der pikardischen Grenze. Bei ihm, wie bei so vielen Bischöfen des Mittelalters, namentlich in Frankreich, tritt das geiſtliche Element hinter den weltlichen Funktionen des Staatsbeamten zurück. Dieser Bischof Turold wird uns als ein geiſtig hervorragender Mann geschildert, der sich auch durch Heiterkeit des Gemütes auszeichnete, ein frommer, aber zugleich fröhlicher Mann, finſterer Askese vollſtändig fernſtehend, der sich auch gerne mit weltlichen Dingen, wahrscheinlich weltlicher Poesie, beschäftigte und dadurch sogar Anſtoß bei frommen Gemütern erregte. Durch Wilhelm Rufus, den Sohn Wilhelms des Eroberers, wurde Turold zum Diakon und Bischof von Bayeux ernannt, und zwar ohne, daß er alle dazwischen liegenden ordines durchgemacht hätte. Als aber Wilhelms Bruder Robert nach der Normandie zurückkehrte, wurde die Wahl Turolds angefochten; zur Rechtfertigung mußte er nach Rom reisen und sich dem Papſte unterwerfen. Dieser entsetzte ihn aber seines Amtes. Wer weiß, ob die italienischen Ortsnamen, die im Rolandslied vorkommen, auch einige provenzalische Formen (Naimes=N'Aimes) nicht auch eine Erinnerung an Turolds Reise nach Rom sein könnten? Viel wichtiger für die Entſtehung des Liedes iſt aber die Reise, die Bischof Turold nach Spanien 1105—1106 unternahm. Aus der Lokalkenntnis des Rolandsliedes kann man nach Taverniers Meinung sehr wohl annehmen, daß Turold von Lyon über Südfrankreich, Narbonne, Gerona, Tortosa gekommen sei. Von Tolosa ging es den Ebro aufwärts — die katalanische Form Sebre

für Ebro (su Ebru) spricht für Lokalkenntnis, ebenso das Vorkommen so entlegener Orte wie Pina, die Landschaft Muneigre = Los Moneyros, Tuele = Tudela, Valterne=Valtierra. Dann kehrte Turold auf dem s. g. Camino frances zurück über Santiago, den berühmten Wallfahrtsort. Auf dem Rückwege nach Frankreich mußte er aber über Roncevaux kommen. Daß er hier auf historischem Boden wandelte, konnte dem geschichtskundigen Bischof nicht entgehen. Die Kapelle Karls des Großen und die crux Caroli erinnerten dort an den Rückzug des Kaisers. So hätte denn an Ort und Stelle das dichterische Phantasiebild von Rolands und seiner Helden Sterben damals erst die rechten Farben und den rechten Rahmen bekommen. Und die Rührung, die im Lied Karls Heer ergreift, als es von ferne die schönen Fluren Frankreichs wieder erblickt, kann ein Spiegelbild der Erregung sein, die das Herz des Bischofs erfüllte, als er den Boden seines Vaterlandes wieder betrat. — Nach seiner Rückkehr aus Spanien lebte der abgesetzte Bischof namentlich im Kloster Le Bec, dem geistigen Mittelpunkt der Normandie. Möglich ist es auch, daß er damals mit dem vom Kreuzzug zurückkehrenden Fürst Bohemund zusammengekommen sei, der sehr gefeiert wurde. Bohemund war damals in der Normandie. An ihn knüpften sich aber zu dieser Zeit die lebhaftesten Kreuzzugserinnerungen. Daß sie für das Entstehen eines Epos, das den Kampf gegen die Sarazenen zum Gegenstande hatte, von der größten Bedeutung waren, ist für jeden Einsichtigen klar.

So befänden wir uns denn — auch was die Entstehung des Rolandsliedes betrifft — durchaus auf realem Boden. Wie diese neuen Ansichten von der Entstehung des französischen Heldenepos den früheren geradezu entgegengesetzt sind, springt in die Augen. Es besteht zwischen ihnen und den früheren ein ähnlicher Gegensatz wie zwischen Realismus und Romantik. Und auf den ersten Blick befremden sie im höchsten Grade. Ja, man kann sogar sagen, man empfindet, wenn man sie liest, eine Art unbehaglichen Gefühls. Die Heldenepen, die man sich gerne im Schlachtgewühl, unter Schwertergeklirr, unter der unmittelbaren Begeisterung kämpfender Ritter, die wutentbrannt die Heiden angriffen, entstanden dachte, sie sollten das Produkt muffiger Kleriseien seien? An Gräbern oder Reliquienschreinen, in der von Weihrauch erfüllten dumpfen Atmosphäre der Kirchen oder in den Bibliotheken der Klöster, wo die Chroniken der Vorzeit aufbewahrt wurden, sollten sie ihren Ursprung genommen haben? Und das Rolandslied, das frischeste, kampffröhlichste Lied, es sollte das Werk eines wohlbekannten Bischofs sein? Wo bleibt die Romantik früherer Zeiten? Où sont les neiges d'antan? Unerbittlich hat die Forschung mit ihrem Seziermesser die Poesie des Mittelalters — oder was man dafür hielt — durchwühlt. Von dem, was man früher Volksepik nannte, bleibt nur wenig übrig. Wenigstens in altem Sinne. Freilich die Sage an sich, die mündliche Tradition kommt wieder mehr in ihre Rechte. Wenn sie auch an diese oder jene Abtei, an dieses oder jenes Grab geknüpft ist, so lebt sie doch eben seit den Ereignissen selbst im Gedächtnis der Menschen, die dort wohnen, und verpflanzt sich von Mund zu Mund weiter. Für den, der sich die Dinge recht überlegt, schwindet das oben erwähnte unbehagliche Gefühl aber bald. Nach der alten Theorie waren die Chansons de geste eine Art Ge-





schichtsklitterung. Jetzt werden sie wirkliche Poesie. Die Begeisterung der Kreuzzüge, die gerade im 11. und 12. Jahrhundert infolge der geschichtlichen Ereignisse auflodern mußte, hatte die poetischen Gemüter der Zeit mächtig ergriffen. Die Chansons de geste, wenn sie auch auf frühere Epochen zurückgriffen, sind doch eigentlich mehr Kreuzzugslieder, sie sind ein Produkt ihrer Zeit selbst. Bédier macht III 371 ff. darauf aufmerksam, daß vor den eigentlichen Kreuzzügen, namentlich auf Antrieb der Cluniacenser, bewaffnete französische Expeditionen nach Spanien ins Werk gesetzt wurden, um die Mauren zu bekämpfen. Die Cluniacenser sind aber diejenigen gewesen, die die Chronik Turpins ins Leben gerufen haben und die Bewegung der Wallfahrt nach Compostella angeregt haben. Die Epen sind also ein Zeugnis für die poetisch erregte Stimmung, die sich im 11. und 12. Jahrhundert in gleicher Weise bei Wallfahrern, Mönchen und Jongleurs in Frankreich kund gab. Man kann sich denken, wie die Ritter und Adligen, die den Vortrag solcher Epen auf ihren Burgen hörten, auch ihrerseits ergriffen wurden von dem glühenden Verlangen, das Schwert zu schwingen, zum Schutze der Christenheit. Ein Unterschied zwischen Ritter und Kleriker existierte in dieser Hinsicht damals nicht. Wir konstruieren ihn. Er ist ein Produkt des Rationalismus des 18. Jahrhunderts. Im Mittelalter war der Laie ebenso fromm wie der Kleriker. Für die Kirche zu kämpfen war sein höchstes Ideal. Und wahrhaftig, ein schöner Lohn winkte denen, die sich in den Dienst der Christenheit stellten. Unsterblich wurde ihr Name, und sie konnten hoffen, daß auch ihre Taten dereinst im Epos besungen werden würden. Für das Verständnis der Kultur des Mittelalters haben die Untersuchungen über die Entstehung des Epos nicht weniger beigetragen, als für das richtige Erfassen der Literatur dieser Zeit. Es steht zu hoffen, daß es der Wissenschaft gelingen wird, durch weitere Forschungen unsere Kenntnisse über diese Fragen noch zu vertiefen und zu vervollständigen.

Welche Moralphilosophie läßt Bergson erwarten?

Von

Ernest Seillière.

Als ich vor einem Jahr in der Internationalen Monatsschrift von der Schätzung und Wirkung der Lehre Bergsons im heutigen Frankreich sprach,*) nahm ich mir vor, bei Gelegenheit auf diese auch außerhalb Frankreichs weit und breit schon stark beachtete Philosophie zurückzukommen. Gespannt ist die Erwartung der Schüler des hervorragenden Denkers jetzt vor allem auf seine Ästhetik und Moral gerichtet, womit in kurzem sein philosophisches Gebäude abschließen soll. Da ein unlängst von Bergson in der vortrefflichen Pariser Zeitschrift L'Opinion veröffentlichter Aufsatz: »Le bon sens et l'éducation« und mancherlei andere in seinen früheren Werken enthaltene Andeutungen die Tendenzen seiner Moral schon bis zu einem gewissen Grade erkennen lassen, so will ich versuchen, dieses anziehende Problem hier zu erörtern.

*) Oktober 1912.

I.

Sympathie oder Wille zur Macht? Die Erfahrung und die Freiheit.

Man hat wiederholt schon bemerkt, daß der Bergsonismus Mystizismus ist, ein Mystizismus allerdings, der sich dem gegenwärtigen Stande des menschlichen Wissens mit bewundernswertem Geschick anpaßt, und den ich unbedenklich für das nützlichste, freien Geistern unserer Tage willkommenste Steigerungsmittel tatkräftigen Schaffens erkläre. Aber ich weiß zugleich auch nur zu wohl, wie leicht mystische Überzeugungen dem Mißbrauch dienen, als Stütze eines unmäßigen und also unsozialen, widersozialen Willens zur Macht. Seit Jahren beschäftigt mich ja vorwiegend das Studium der Schäden, die auf dem Gebiete der Moral ein, mit dem geläuterten Bergsonischen verglichen, soviel gröberer Mystizismus angerichtet hat: der Mystizismus der Romantiker, der, hauptsächlich von Rousseau ausgegangen, sich auf die vermeintliche angeborene Menschengüte stützt und das Gefühl zur Grundlage der Moral macht.

Welche Moral wird also Bergson als Schutzwall gegen die Versuchungen aufrichten, denen so augenscheinlich seine Schüler schon ausgesetzt sind? Kann man sie in ihren großen Zügen und Hauptrichtungen bereits erkennen? Wenn auch vielleicht nicht das, so kann man wenigstens schon die Merkzeichen zusammenstellen, die uns in diesem anziehenden Unternehmen zu orientieren geeignet sind.

Zunächst und vor allem ist es wahrscheinlich, daß die Sympathie in der Bergsonischen Moral ihren berechtigten legitimen Platz erhalten wird. Bergson hat ja schon von dem souffle commun, der alle Wesen antreibt, gesprochen. Er hat darauf hingewiesen, daß vielleicht die Mutterliebe uns das Geheimnis des Lebens zu offenbaren vermöchte, weil dieser rührende Instinkt überall wo er wirkt uns jede Generation in besorgtem Eifer der im Leben ihr folgenden zugewendet zeigt. Kurz, er hat uns Hoffnung gemacht, daß seine Philosophie, bemüht, den Nutzen suchenden Verstand, und sei es auch nur für kurze Zeit, in die völlig uneigennützige Intuition aufzulösen, nicht mehr den einzelnen Menschen innerhalb der Menschheit und die Menschheit innerhalb der Natur isoliert lassen würde. Allerdings hat er bisweilen doch dem Worte Sympathie einen so weiten Inhalt gegeben, daß sie allein ihm schwerlich eine haltbare Basis für eine wahrhaft soziale Moral liefern würde. Er hat z. B. mit Sympathie, im etymologischen Sinne des Wortes, auch den Instinkt bezeichnet, der den Sphex, die Sandwespe, auf die verwundbaren Stellen seiner lebenden Beute hinführt.

Indessen sehr viel nachdrücklicher als die Sympathie legt Bergson den Willen zur Macht in die Wurzel des tätigen, dem lebenden Wesen vor allem bestimmten Lebens. Je nachdem es mannigfach sich weiterentwickelt — so erläutert er — zersplittert sich das Leben in verschiedenartige Manifestationen, die in gewisser Hinsicht ja, dank ohne Zweifel ihrem gemeinsamen Ursprung, einander immer ergänzen, immer komplementär bleiben werden, die aber trotzdem antagonistisch und unvereinbar sind. Darum muß die Disharmonie (la désharmonie) zwischen den Arten mit weiterem Fortschritt sich vergrößern; und in der Tat vollzieht sich auch die natürliche Entwicklung niemals im Sinne einer Assoziation, sondern vielmehr einer Dissoziation, zeigt nie eine



Tendenz zur Konvergenz, sondern vielmehr zur Divergenz der Kraftäußerungen. Die Harmonie findet sich nicht tatsächlich (en fait) in der Welt, man könnte sie hier nur als Rechtsforderung (en droit) finden, also vielmehr hinter statt vor uns; denn sie entspringt einer Identität des Impulses und nicht einem gemeinsamen Zielstreben. Das Leben strebt allerdings so viel als möglich nach Tätigkeit, eine jede Art aber will die möglich geringste Summe an Kraftanstrengungen aufwenden, ist nur auf ihr Wohlbehagen bedacht und will alles sonst im Leben außer acht lassen können. Sie bildet sich selbst beständig weiter nur im Hinblick auf die für sie mögliche leichteste Ausnutzung ihrer Umgebung — eine vortreffliche Definition des vitalen Imperialismus. Mit einem Wort, jede Art verhält sich so, als fände die Bewegung des Lebens in ihr ihr Ziel, statt durch sie nur hindurchzugehen, sie denkt nur an sich, lebt nur für sich; und, möchte ich hinzufügen, dasselbe ließe sich innerhalb der Arten von den Individuen sagen, die nicht die spezifisch soziale Evolution der Instinkte erkannt haben. Auch sie leben nur für sich, nur daß sie etwa von Zeit zu Zeit jene großen instinktiven Weisungen der Natur befolgen, die bis heute die Reproduktion des Typus gesichert haben. Das drückt Bergson in einer den »Imperialismus« des Seins glücklich charakterisierenden Formel aus: »Ein unwiderstehliches Gesetz,« schreibt er, »zwingt unerbittlich jede lebendige Energie für die kurze ihr zugemessene Zeitspanne so viel Platz auszufüllen, als sie irgend vermag!«

Auf dieses angeborene Bedürfnis der Ausdehnung und Ausnutzung wirkt nun jedoch erst, um es praktisch zu machen, die Erfahrung, jene Macht, die notwendigerweise einen großen Raum in Bergsons Philosophie einnimmt. Denn er lehrt ja nachdrücklich die totale Aufbewahrung des Vergangenen im geheimen Grunde unseres Gedächtnisses und betrachtet das Gedächtnis als die wesentlichste unserer psychischen Fähigkeiten. Die freie Handlung drückt nach seiner Ansicht die Gesamtheit unserer Gedanken, Gefühle, Strebungen aus, es spricht aus ihr unsere individuelle Auffassung des Lebens als Synthese unserer gesamten früheren Erfahrung. Um nicht mit der bloßen Laune zusammenzufallen, so betont er von neuem, erfordert jene Unbedingtheit unserer Handlungen, die ihre Freiheit ausmacht, die Aufbewahrung sämtlicher seit dem Erwachen unseres Bewußtseins von uns wahrgenommener Bilder. Der ganze Inhalt unseres Gedächtnisses (und also auch unserer Erfahrung) wird wirksam mit der Aufmerksamkeit, dieser Geistesanstrengung, die das unmittelbare Vorspiel einer jeden überlegten Handlung ist. Das Gedächtnis liefert unseren mechanischen Triebkräften alle Erinnerungen, die sie bei der ihnen obliegenden Arbeit leiten können, d. h. die geeignet sind, die ausgelöste Bewegung in die von der Erfahrung unbewußt angezeigte Richtung zu lenken. Daher drängen und entfernen dieselben ausführenden Organe, im besonderen das Gehirn, einstweilig alle Erinnerungen aus dem Bewußtsein, die für die gegenwärtige Handlung unbrauchbar sind.

Auf diese Weise bringen wir in jedem Augenblick die Gesamtheit unserer erlebten Erfahrung zur Verwendung. Allerdings scheinen uns selber ja viele unserer früheren Wahrnehmungen, in ihrer individuellen Sonderheit angesehen,



gänzlich aus unserer Erinnerung ent≈ schwunden oder doch nur, wie es ihnen beliebt, in sie zurückzukehren, so wie es auch im Traum oder in der Hypnose geschieht. Aber dieser An≈ schein völliger Vernichtung oder nur ganz willkürlichen Wiedererwachens rührt einfach daher, daß das Bewußt≈ sein immerfort nur das Brauchbare aus den Händen des Gedächtnisses an≈ nimmt und das Überflüssige für den Augenblick ablehnt. Man sieht hier≈ aus, daß unser innerſtes Gedächtnis, das wirksamſte Werkzeug der Freiheit, in Bergsons Syſtem zugleich die An≈ passungsfähigkeit vor allen anderen iſt, die eben dem Intellekt jene Virtuo≈ sität in der raschen Verwertung neuer Umſtände gibt, welche das Wesen dieser Geiſteskraft zu bezeichnen scheint, ver≈ glichen mit dem so langsam sich an≈ passenden Inſtinkt.

Unser Charakter, wie er immerfort in unseren Entscheidungen jeder Art erscheint, iſt nach Bergsons Auffassung nichts als die gegenwärtige Synthese aller unserer vergangenen Bewußtseins≈ zuſtände, unserer gesamten Lebens≈ erfahrung. Was iſt denn unser Cha≈ rakter anderes, so sagt er ausdrücklich, als das Kompendium dessen was wir seit unserer Geburt, ja vor unserer Geburt schon erlebt haben, denn wir bringen ja auch praenatale Anlagen schon mit ins Leben hinein. Wir denken allerdings jederzeit sicherlich nur mit einem kleinen Teil unserer vergangenen Erfahrung; aber wir be≈ gehren, wollen, handeln mit unserer ganzen Vergangenheit. Wir vermöchten eine Erinnerung vielleicht aus unserem Intellekt zu verwischen, nimmermehr aber aus unserem Willen. Man kann also sagen, daß unser Charakter durch≈ aus nicht, wie Schopenhauer lehrte, unveränderlich iſt, vielmehr sich immer≈ fort wandelt, allerdings meiſtens in faſt unmerklichem Grade.

II.

Freie Handlung, impulsive Hand≈ lung und Passivität des Traumes.

Der durch die Erfahrung geschulte Wille zur Macht also wird wahrschein≈ lich eine der Grundlagen der Moral Bergsons sein, wie übrigens jeder ratio≈ nalen Moral, so der ſtoischen und auch der chriſtlichen in der Auslegung der großen Gewissensberater. Die Selbſt≈ beherrschung iſt die erſte Vorschrift dieser Morallehren. Es iſt wenig wahr≈ scheinlich, so lesen wir in den »Un≈ mittelbaren Tatsachen des Bewußt≈ seins«, daß die so wesentlich das Nützliche bezweckende Natur ohne Absicht unserem Bewußtsein die Auf≈ gabe zugewiesen habe, uns über die von uns nicht mehr abhängige Ver≈ gangenheit und Gegenwart zu belehren. Wenn die Luſt≈ und Schmerzempfin≈ dungen bei einigen in der Schöpfung bevorzugten Geiſtern sich deutlicher fühlbar machen und wenn sie diese Wesen zu ordnender und einteilender Über≈ legung leiten, so geschieht das wahr≈ scheinlich, damit sie ihrerseits einen wirksamen Widerſtand gegen jene automatisch sich vollziehende Willensreaktion herbeiführen helfen, die für die weniger begabten Wesen das Grundgesetz ihres Handelns bleibt. Entweder, so schließt unser Führer, hat die sinnliche Empfindung kein Daseinsrecht, oder sie dient uns zur Freiheit zu führen!

Indem so die freie Handlung eine originale Synthese früher angeeig≈ neter Empfindungen und Ideen wird, kann die zu ihr hin führende Entwick≈ lung »eine vernünftige Entwicklung« genannt werden. Dank der Erinne≈ rung seiner früheren Erfahrungen, die



es bewahrt, hält das menschliche Bewußtsein die Vergangenheit fester und fester, um sie mit der Gegenwart in einer reicheren und neueren Bestimmtheit lebendig zu verbinden. Weil mit Hilfe des Gedächtnisses das menschliche Ich eine wachsende Zahl vorhergegangener Momente dem gegenwärtigen Moment seiner Dauer hinzufügt, wird es stetig fähiger, Handlungen hervorzubringen, deren innere Unbestimmtheit »sich verteilend«, so sagt Bergson, »auf eine beliebig groß anzunehmende Vielheit von Momenten der Materie umso leichter durch die Maschen der Notwendigkeit hindurchgleiten wird.« Die Erfahrung befördert die Freiheit.

Solche Erläuterungen aus Bergsons Munde beweisen hinreichend, daß jene Originalität, jene höchste Individualität, die er als die entscheidenden Kennzeichen der freien Handlung ansieht, doch ganz und gar nicht in dem Sinne zu deuten sind, die ihnen der romantische Mystizismus gegeben hat. Bekanntlich hat Stendhal z. B. die vermeintliche Energie der unteritalienischen Bevölkerung gepriesen, eine Energie, die sich in unwillkürliche, jede soziale Rücksicht vergessende Bewegung umsetzt, und so der wahre Ausdruck eines ganz in Handlung aufgehenden persönlichen Gefühls zu sein scheint. Aber dies persönliche Gefühl ist in solchem Falle nicht das einer vernünftigen Persönlichkeit, die Empfindung ist nicht innerlich mit der Idee, der recht begriffenen sozialen Erfahrung verbunden. Bergson lehrt ausdrücklich, daß die freie Handlung weder mit launenhafter noch mit unbedachter Handlung zu verwechseln ist. Sich nach Laune betragen heißt sozusagen mechanisch zwischen zwei oder mehreren schon fertigen Entschlüssen hin und her schwanken und endlich einen von ihnen fassen. Hier ist nicht, so fügt er hinzu, eine innere Gemütslage zur Reife gebracht worden, hier hat keine Entwicklung stattgefunden. Und ein andermal sagt er: »Nur in der Gegenwart leben, einen Reiz sofort durch eine ihn verlängernde Reaktion erwidern, ist das Kennzeichen des Tieres.« Der Mensch, der so verfährt, kann nur impulsiv, nicht frei genannt werden.

Ein uns Menschen dagegen in Wahrheit angemessenes Verhalten entwickelt sich normal und kommt schließlich auf dem Wege stufenweise vorschreitenden Reifens zu Handlungen, die den Charakter des durch die Erfahrung geschulten Ich ausdrücken. In den »Unmittelbaren Tatsachen des Bewußtseins« zeigt uns Bergson einen Menschen, der vor einem schweren Entschluß, den er zu fassen hat, zuletzt alle Ratschläge der zuverlässigsten Berater zurückweist und, infolge einer Art inneren Aufbäumens gegen die Logik, der Vernunft zuwider sich zu entschließen scheint. Die Romantiker konnten eine solche Analyse ausnutzen, um ihr die Vorschrift zu entnehmen, daß in den entscheidenden Stunden unseres Lebens die Tradition zu mißachten, die sozialen Rücksichten zu vernachlässigen seien. Aber Bergson zeigt uns doch seinen Mann, wie er sich zu seiner freien Handlung entschließt nicht nur seiner persönlichen Auffassung von Glück, sondern auch seinem Ehrbegriff entsprechend; und da dieser Begriff in seinen wesentlichen Elementen ein höchst sozialer ist, so verbürgt er uns auch den Wiedereintritt aller Faktoren der Erfahrung oder weitblickender Voraussicht in die intimen Entschlüsse dieses Zaudernden.

Aber, so fährt unser Führer fort, wenn der Impulsive, der ganz und gar in der Gegenwart lebt, den Namen eines freien



Menschen nicht verdient, so ist doch ebenso wenig zu wirksamem und persönlichem Handeln vorbereitet, wer in der Vergangenheit lebt aus bloßem Vergnügen an solchem Leben, und dessen Erinnerungen daher ohne irgend welchen Nutzen für die augenblicklichen Umstände in das Licht des Bewußtseins emporsteigen. Bergson bezeichnet einen solchen Menschen als Träumer und verwirft damit neben der Energie nach Beylischem oder kalabrischem Zuschnitt noch eine andere Form der romantischen Moral, die Rousseau so hoch stellte, jener an den Ufern des Bieler Sees ganz in seine botanischen Streifereien versunkene und in seinen pathologischen Dialogen die Moral des gefühlvollen Herzens entwickelnde Rousseau. Wenn auch gewiß die Träumerei als eine zu Zeiten notwendige Entspannung der vitalen Energie angesehen werden kann, so wird sie doch zur Faulheit und Feigheit, sobald sie sich dauernd in einem Menschen einnistet. Mit den Dingen und Menschen in der Beziehung von Wirkung und Gegenwirkung bleiben, nur zu sehen was wirklich ist und nur zu denken was Zusammenhang hat, das erfordert eine ununterbrochene Geistesanspannung. Der bon sens, auf dessen Bedeutung in Bergsons Moral ich noch zu sprechen komme, ist eine der Modalitäten dieser gesunden Anstrengung; er zeugt von einer anhaltenden intellektuellen Arbeit. Dagegen von den Dingen absehen und doch noch Bilder anschauen, die Logik hinter sich lassen und doch noch Ideen aneinanderreihen, das ist nichts als Spielerei und kann bald zur Faulheit werden. Man sucht dann nicht mehr, sich der Gesellschaft, von der man ein Glied ist, anzupassen und wieder anzupassen, unablässig; man widmet dem Leben nicht mehr die gehörige Aufmerksamkeit. Nachdem man sich von der Logik frei gemacht, macht man sich auch von der Konvenienz frei, man gefällt sich im Absurden als seinem eigentlichen Gebiet. Das sind sehr nützliche Hinweise, die uns eine feste Moral in Aussicht stellen.

III.

Der moralbefördernde Einfluß der öffentlichen Meinung. — Der bon sens.

Wir finden neue Hindeutungen auf die zukünftige Morallehre Bergsons in seinem gehaltvollen kleinen Buch über das Lachen. Denn das Lachen ist für ihn vor allem eine Gedankenäußerung und sozusagen ein soziales Erziehungs- und Strafmittel. Bergson hemerkt hier, daß die wesentlicheren Anpassungsmängel dem sozialen Leben gegenüber, die schwereren Übertretungen gegen iene Hauptsatzungen, die eine menschliche Gemeinschaft allein erst ermöglichen, von der Natur oder von den Gesetzbüchern bestraft werden; sie führen die Ausscheidung der Unfähigen oder der Strafbaren herbei. Die Gesellschaft aber erkennt bald, daß sie noch andere Maßregeln der Unterdrückung braucht, weil ihr nicht das Leben an sich genügt, sondern sie auch gesittet leben möchte. Ist auch die Kriminal- und Zuchtpolizei genügend und auf die Dauer gesichert, so hat die Gesellschaft von ihren Mitgliedern doch noch ernstlich zu fürchten, daß ein jeder sich begnügt, zu beobachten, was ihm das Wesentliche des sozialen Zwanges zu sein scheint, sich aber dann in allem übrigen einigermaßen gehen zu lassen. Sie muß besorgen, daß die einzelnen Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt, nicht nach einem stets empfindlicher werdenden Gleichgewicht der sich immer geschickter ineinander fügenden Willensäußerungen streben, sondern sich begnügen, nur obenhin



die Hauptbedingungen dieses Gleichgewichts anzuerkennen. Eine Übereinkunft nur über die wesentlichen Zuchtmittel genügt ihr nicht; sie wünscht auch darüber hinaus noch ein beständiges Bemühen um gegenseitige Anpassung.

Auf einem so schwierigen Gebiet aber kann die Gesellschaft nicht mit direkten Zwangsmitteln vorgehen. Sie wird ja hier nicht mehr offen angegriffen. Sie findet sich durch gewisse ganz besondere Ausfälle beleidigt, die sie beunruhigen, jedoch nur als Symptome; sie sind noch kaum eine Drohung, höchstens eine unschickliche Bewegung. Daher mag die Gesellschaft nur durch eine andere, zurechtweisende Bewegung darauf antworten, und eine solche Bewegung ist eben das Lachen. Durch die Scheu, die es zu erregen vermag, unterdrückt es exzentrisches Gebahren und hält in beständiger Aufmerksamkeit und gegenseitiger Fühlung jene nützlichen aber sekundären Wirkungskräfte, die ohne seine Aufsicht vielleicht einschlafen oder entarten würden; kurz, es mildert alle die kleinen Reibungen, die in dem sozialen Mechanismus immer wieder entstehen können. Mit anderen Worten, wenn man zuvörderst jene kriminellen Handlungen oder Neigungen ausschaltet, die für ihre Schädigung des individuellen oder sozialen Lebens sich selber durch ihre natürlichen Folgen strafen oder dem Täter die Ahndung der Strafgesetze zuziehen, so finden sich außerhalb dieses Gebiets voll Erregung und Kampf in einer neutralen Zone, wo die Menschen einfach als Menschen einander gegenübertreten, gewisse Unvollkommenheiten an Körper, Geist oder Charakter, die die Gesellschaft ebenfalls noch rügen möchte, um von ihren Mitgliedern die größte mögliche Sozialbilität zu erlangen. Diese Mängel sind der Stoff des Komischen, und ihre Rüge ist das Lachen.

In Übereinstimmung mit seiner Definition der Freiheit als innerlichste Beweglichkeit und Eindrucksfähigkeit betrachtet Bergson solche Mängel als Ausdruck einer Steifheit, die ihrerseits wiederum ein Ausdruck jenes automatischen Handelns ist, das sich für uns aus unveränderlich angenommenen Gewohnheiten ergibt. Er nimmt also an, daß der Gesellschaft jede Steifheit, alles Automatische im Charakter, Geist und selbst am Körper des Einzelnen verdächtig werde, weil hierdurch das Aufhören oder das Isolieren tätiger Kraft sich verraten kann, eine Kraft, die von dem gemeinsamen Gravitationszentrum der Gesellschaft sich zu entfernen strebt, »exzentrisch« ist, wie die Sprache mit bezeichnender Metapher bisweilen den Gegenstand des Komischen nennt. Meines Erachtens ist diese äußere Steifheit vor allem ein Symptom des hartnäckigen Willens zur Macht, der so noch immer das übrigens schon hinreichend gesittete Individuum, den normalen, gesetzlich lebenden Bürger mit seines Gleichen zusammenstoßen läßt. Diese Deutung würde gewiß auch Bergson nicht ablehnen, denn auch er identifiziert ja fast gänzlich die Steifheit oder den Automatismus, diese Quellen des Komischen, mit der Eitelkeit, die ihm als der recht eigentliche komische Mangel erscheint. Und zwar sind seine weiteren Ausführungen über diesen Punkt, wie wir gleich sehen werden, ganz besonders belehrend.

Die Eitelkeit, so sagt er, zeigt sich voller Nachsicht gegen sich selber; zugleich aber wird sie anderen sehr lästig, die sie daher unbarmherzig zu unterdrücken suchen. In ihren Augenblicksäußerungen ist sie durch das Lachen zu korrigieren, in anderen Formen aber



tritt sie trotzdem sicherlich alsbald von neuem hervor. Kurz, man findet sie vom sozialen Leben untrennbar und geschickt, sich allen Gebrechen sowie auch manchen Vorzügen anzupassen. So sieht also Bergson die Eitelkeit an und so, fügen wir hinzu, läßt sich auch der gemilderte Wille zur Macht ansehen, der sich mit Äußerungen begnügt, die weder die wirkliche Unterdrückung durch die Gesellschaft nach sich ziehen, noch bei den Anwesenden Furcht oder Zorn erregen. Was die beiden gemeinsame Eigentümlichkeit angeht, daß sie sich mit allen sittlichen Gebrechen sowie mit manchen Vorzügen fest verbinden können, so genügen die Analysen von Hobbes, La Rochefoucauld, Helvetius und Nietzsche, um uns hieran keinen Zweifel zu lassen.

Die Eitelkeit selber ist kaum zu den sittlichen Gebrechen zu zählen, so führt seinerseits Bergson aus, und doch gravitieren diese alle um sie, verfeinern sich immer mehr zu bloßen Mitteln für sie. Sie ist noch mehr eine natürliche Mitgift, noch allgemeiner angeboren als der Egoismus; die Bescheidenheit dagegen ist das niemals, man müßte denn eine gewisse fast physische Furchtsamkeit, die doch dem Stolze näher verwandt ist als man denkt, Bescheidenheit nennen wollen. Die wahre Bescheidenheit kann nichts weiter sein als eine nachdenkliche Betrachtung der Eitelkeit, eine Betrachtung, die der Erfahrung, dem Anblick fremder Illusionen und der Furcht, selbst fehl zu gehen, entspringt. Die Bescheidenheit ist zudem eine achtsame Vorsicht, aus Erfahrung oder selbst wissenschaftlich begründet, im Hinblick auf das was man von uns sagen oder denken wird. Sie besteht in Berichtigungen, Retouchen, jedenfalls ist sie eine mühsam erworbene Tugend.

Weil wir also geneigt sind, »in allen Äußerungen menschlicher Tätigkeit unbewußt und doch sorgsam die Eitelkeit aufzufinden«, erhält das Lachen die Aufgabe, die Bescheidenheit wecken zu helfen. Die Eigenliebe, wenn sie für einen Augenblick die Selbstbeherrschung vergißt, zu der das soziale Leben uns erzieht, wird so auf jedes Übermaß in ihren Kundgebungen hingewiesen. Das Ziel des Lachens ist also, die größte mögliche soziale Vereinbarkeit der Charaktere herzustellen. Deshalb läßt sich nach meiner Ansicht das wahre Element des Komischen, der leichteren sozialen Verfehlung definieren als Steifheit oder automatisches Sein, das den Willen zur Macht in uns nicht aufmerksam überwacht, oder auch als dieser Wille zur Macht selber in den gemilderten Kundgebungen, die er sich noch gestattet, auch nachdem er sich im ganzen in die soziale Existenz eingepaßt hat. Der Wille zur Macht erklärt auch geradezu, warum der Lachende, da die Natur selbst den besten von uns »einen kleinen Fonds Bösartigkeit oder doch unschuldiger Bosheit« gelassen hat, häufig aus seiner Rolle, der des Unrechtverbesserers in leichteren Fällen, herausgeht, mit mehr oder weniger Überhebung selber hervortritt und den anderen »wie eine Marionette, deren Drähte er in der Hand haben möchte«, ansieht. Alle diese scharfsinnigen Ausführungen Bergsons über die Natur und den Zweck des Lachens kennzeichnen den sicheren Moralisten auf erfahrungsmäßiger und rationaler Grundlage.

In der Opinion vom 26. Juli und 3. August hat Bergson jetzt noch ein Fragment über den »bon sens in der Erziehung« veröffentlicht, das uns weitere, sehr wertvolle Ausblicke auf die Moral gibt, die eines Tages seine Wissen



schaftslehre krönen soll. Man sieht hier, daß der bon sens, der schon in Bergsons früheren Schriften einen merklichen Platz hat, für ihn eine immer rege Lebenskraft ift, ein immer erneutes Anpassen des Geiftes an immer neue soziale Situationen. Wenn der bon sens dem Inftinkt verwandt ift durch die Raschheit seiner Entscheidungen und durch sein natürlich spontanes Wirken, so ift er andererseits scharf von ihm getrennt durch die Mannigfaltigkeit seiner Mittel und durch seine Gewandtheit in deren Verwendung. Er hat zwei Hauptfeinde in der »Bürgerschaft«: die Routine und das Trugbild. Und in der Tat, wer seine Gewohnheiten sich zu Gesetzen macht, wer dem Wechsel, den die Erfahrung uns rät, widerftrebt, der sieht nichts von der Bewegung, die doch die Grundbedingung des Lebens ift. Und wiederum, wer der leeren Hoffnung fröhnt auf wunderbare Wandlungen in der Menschennatur und in der menschlichen Gesellschaft, in der jene zurzeit sich ausprägt, auch der zeigt damit seine Willensschwäche oder seinen Mangel an Scharfblick.

Bergson glaubt indessen nicht, daß wir durch den bon sens nur eine größere Sicherheit unseres deduktiven Urteils gewinnen, das mit Hilfe der Logik aus einem allgemeinen Prinzip immer beftimmtere Folgerungen abzuleiten weiß; unser deduktives Urteilsvermögen, so sagt er, ift ja viel zu schwerfällig, um sich der leichten Beweglichkeit des Lebens anzupassen. Und ebensowenig ift er der Meinung, daß der bon sens einzig und allein die Ergebnisse unserer früheren Beobachtungen sich zunutze macht, die das Gedächtnis aufgesammelt und der Verftand synthetisch geordnet hat; denn die Zeit, so schreibt er, bringt, wie sie vorschreitet, immer neue Lebenslagen mit sich, die auch von uns einen immer neuen originalen Kraftaufwand erfordern. Bergson will uns also den bon sens als ein originales, persönliches Element erkennen lassen, als eine Fähigkeit, der die Lebenseinsicht beiwohnt, weil sie zu dem wesentlichften und innerlichften Lebensprinzip der Menschheit vorgedrungen ift.

Der bon sens gesellt sich eng zu dem Geifte des Fortschritts, der die vereinten Willensäußerungen der Menschen einem letzten vernunftgemäßen Ziele zuleitet. Er gesellt sich vor allem zu dem Gefühl für das, was gerecht und vernünftig ift, weil er mit seinem graden zutreffenden Urteil einer inneren Gradheit entspringt, die intellektuelle Ausftrahlung eines ftarken moralischen Wärmeherdes ift, die gemeinsame Quelle sozial nützlichen Denkens und Tuns. Er würde unumschränkt die angeborene Grundkraft unseres Geiftes bilden, wirkten im Innern des Einzelnen wie der Gesellschaft nur lebendige Kräfte, und müßten wir nicht die tote Laft der sittlichen Gebrechen und der Vorurteile mit uns schleppen. Nicht zunächft ihm Licht zu bringen, als vielmehr vor ihm einen Schleier zu heben, das ift die Aufgabe der Erziehung.

Alles in allem nach diesen vorläufigen Hinweisen scheint Bergsons Moralphilosophie als eine durchaus soziale und rationale sich ergeben zu sollen; die aber zugleich in ihrem Grunde ein natürliches originales Element enthält, das nicht wie bei Rousseau die Güte, nicht wie bei Schopenhauer das Mitleid, sondern vielmehr ein Trieb nach Gerechtigkeit und Fortschritt ift.

Diese beiden Begriffe vertragen sich übrigens so gut mit dem der durch die Gattung angehäuften und synthetisch geordneten Erfahrung, daß man sie sehr oft schon daraus abzuleiten



versucht hat. Die Bergsonische Moral läßt sich also bisher erkennen als der Ausdruck eines Myſtizismus, der ebenso besonnen in seinen Aufſtellungen wie gemäßigt in seinen Anregungen iſt, und darum vorzüglich geeignet, in der auf-wachsenden Generation die Spannkraft zu sozialer Betätigung ſteigern zu helfen.

Zum Schluß will ich noch feſtſtellen, daß Bergsons Myſtizismus in manchen Zügen an den Myſtizismus Schopenhauers gemahnt. Aber ich bin der Ansicht, daß der französische Denker die Lehre des Einsiedlers von Frankfurt sehr glücklich verbessert hat. Bei Bergson findet man nicht die Idee eines Vergehens oder Fehltritts am Urbeginn des persönlichen Lebens, nicht das Poſtulat des unver-änderlichen Charakters, noch den ſtarren Determinismus, die bizarren Darlegun-gen über Vererbung väterlicher- und mütterlicherseits, den seltsamen Chemis-mus der Geschlechtsliebe, die naive Vorliebe für die Magie, schließlich und vor allem nicht jene ungeheuerliche Er-lösungstheologie, die als Offenbarungs-religion das Gebäude des rheinischen Weisen krönt. Desgleichen scheint mir Bergson entschieden über William James zu ſtehen, der sein Bewunderer ge-worden war, dessen eigener, viel ſtärker romantischer Myſtizismus aber auch mit soviel gröberen Elementen behaftet iſt. Eher ließe sich Bergsons Stellung zu Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts mit der vergleichen, die Hegel zu Beginn des neunzehnten einnahm. Und jedenfalls werden, wie zu den Vorlesungen des schwäbischen Denkers so auch zu den seinigen alle Gebiete menschlicher Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade ihren Zoll zu entrichten haben.

Neuere Kontroversen der Wirtschaftswissenschaft.*)

Von

Gustav Cohn.

I.

Seit den Triumphen der Naturwissen-schaft, die das neue Zeitalter vom Mittel-alter scheiden, iſt man bemüht, die Ein-heit des Naturgesetzes bis in jene Ge-biete der Wissenschaft hinüberzuleiten, die gemeinhin als die Geiſteswissen-schaften (Kulturwissenschaften; ethische Wissenschaften, hiſtorische Wissen-schaften) bezeichnet werden. Ein merk-würdiger Versuch derart findet sich bei Thomas Hobbes in der Epistola dedi-catoria zu seinen »Elementa philosophica de Cive« (Paris 1646).

Die Mathematiker, sagt er, haben ihr Gebiet in vortrefflicher Weise verwaltet. Faſt alles, was die heutige Zeit von der alten Barbarei unterscheidet, verdanken wir ihr. Denn was wir der Natur-wissenschaft schulden, das iſt ihr zuzu-rechnen. Wenn die Moralphilosophen ihres Amtes mit eben so viel Glück gewaltet hätten, so sehe ich nicht, was

*) Zu vergleichen sind die früheren Aufsätze in dieser Zeitschrift: »Der Kathedersozialismus und seine Schicksale« (Januar 1912) und »Kathedersozialismus und Sozialdemokratie« (Oktober 1912); sowie in der Sammlung von Aufsätzen »Betrachtungen über die Finanz-reform des Reiches und über Verwandtes« (Stuttgart, Ferd. Enke 1913) die beiden Auf-sätze »Der wissenschaftliche Charakter der Nationalökonomie« und »Wirtschaftswissen-schaft und Wirtschaftspolitik«.

der Menschenfleiß zum Glücke in diesem Leben noch mehreres beitragen könnte. Denn wenn sie mit der Sicherheit der mathematischen Lehrsätze die Gründe der menschlichen Handlungen erkannt hätten, so würden die Leidenschaften entwaffnet werden, und das Menschengeschlecht würde sich eines beständigen Friedens erfreuen. Dagegen, welchen ewigen Kampf der Schwerter oder der Federn haben wir heute noch. Die Kenntnis der Gesetze und des Naturrechts ist heute nicht größer als einstmals. Jede der streitenden Parteien findet in den Urteilen der Gelehrten eine Stütze. Dieselbe Handlung wird von den einen gelobt, von den andern getadelt. Derselbe billigt das jetzt, was er zu einem andern Zeitpunkt verdammt. Alles das beweist, daß die bisherigen Schriften der Moralphilosophen zur Förderung der Wahrheit nichts geholfen haben. Es ist diesen Wissenschaften ergangen wie den öffentlichen Straßen, auf denen alle einhergehen, aber es wächst nichts darauf. Das liegt daran, daß noch niemand, der dieselben behandelte, ein passendes Prinzip zum Ausgangspunkte gefunden hat.

Hobbes glaubte dieses Prinzip gefunden zu haben. Es sind bald drei Jahrhunderte vergangen. Weder er noch ein anderer hat es gefunden.

Doch gerade für das engere Gebiet der Wirtschaftswissenschaft ist ein Jahrhundert später ein geistesverwandter Versuch gemacht worden. Ja mehr als ein Versuch. Denn es ist die erste wissenschaftliche Schule unseres Faches, die auf die Einheit des Naturgesetzes ihre Lehren gründete. Es sind die Physiokraten. Aus den Schriften dieser Schule, die Dupont de Nemours gesammelt, mögen hier einige Sätze erwähnt werden, die er selber als Interpret des Meisters (Origine et progrès d'une science nouvelle: Physiocrates, 1. partie, Paris 1846, p. 336 f.) geschrieben hat. Sie erinnern an die Worte des Hobbes. Und das ist kein Zufall, selbst wenn Dupont de Nemours niemals etwas von Hobbes gelesen hat. Denn der Ideengang hat sich durch die Jahrhunderte fortgepflanzt.

Wir messen die Himmel, sagt er, und die Erde, wir berechnen ihre Bewegungen, wir beobachten ihre Revolutionen, wir wägen die Atmosphäre, wir kennen und nutzen die Kraft der Winde und der Gewässer, unsere schwachen Hände heben die größten Lasten in die Lüfte.... Aber wenn wir fragen, was man zu tun hat, damit eine Staatsgesellschaft blühend, reich, mächtig sei, daß die Familien glücklich seien und alle einzelnen Menschen, dann erhalten wir die Antwort, das sei nicht der Gegenstand einer exakten Wissenschaft (science exacte). Denn es hänge von einer Unzahl variabler Umstände ab, die schwierig zu entwirren und zu schätzen seien. Montesquieu selber, der so würdig war, die Menschheit gründlich darüber zu belehren, hat uns gesagt, daß die Grundsätze der Staatsverwaltung sich ändern müssen je nach der Form der Verfassung, und statt uns zu zeigen, welches der tiefste Grund, der gemeinsame Zweck jeder Staatsverfassung ist, hat er die ganze Feinheit seines erhabenen Geistes gebraucht, nur um besondere Gründe für besondere Fälle zu finden.

Jedoch — so fährt Dupont fort — die Menschen sind nicht von ungefähr zu bürgerlichen Gesellschaften vereint. Sie haben ein Ziel, das durch ihre Natur vorgezeichnet ist, damit sie sich also verhalten. Ihre physische Konstitution erlaubt nicht, daß die Mittel zu diesem Zwecke willkürlich seien; denn es kann nichts Willkürliches in den physischen Handlungen geben, die



auf einen beſtimmten Zweck ſich richten. Daraus folgt eine natürliche Ordnung, welche die Geſetze enthält, die allen Geſellſchaften zu Grunde liegen . . . Wenn von Natur die Ameiſen, die Bienen, die Biber die Fähigkeit haben, aus gemeinſamem Triebe und durch ihr eigenes Intereſſe ſich einer guten, feſten uniformen Regierung zu unterwerfen, ſo kann die Natur dem Menſchen die Macht nicht verweigern, ſich zum Genuſſe des gleichen Vorzugs zu erheben. Es iſt der Meiſter François Quesnay, der ſeinen Scharfſinn auf die Erforſchung der phyſikaliſchen Geſetze der Geſellſchaft richtete und die unerſchütterliche Grundlage derſelben entdeckte. Dies aber wurde die »neue Wiſſenſchaft« (science nouvelle).

So (ſtatt vieler ähnlicher Stellen aus den Schriften desſelben Autors und der ganzen phyſiokratiſchen Schule) die grundſätzliche Anſicht von der Identität des Naturgeſetzes, auf das ſich das erſte Syſtem unſerer Wiſſenſchaft aufbaut. Es iſt als ſolches voll hoher Verdienſte. Daß es durch das bekannte Werk des Adam Smith in den Schatten geſtellt worden, teils wegen der Abſtraktheit und Übertriebenheit ſeiner Lehren, teils wegen des böſen Rufes, den es ſich als eine der Brandfackeln der Revolution erworben hatte — das ändert ſeine Bedeutung für die Entwicklung des ſyſtematiſchen Denkens über die Volkswirtſchaft nicht. Aber eben dieſer Zuſammenhang mit der ſtufenmäßigen Entwicklung einer jungen Disziplin bietet uns den Standpunkt, die Würdigung der relativen Bedeutung zu vereinigen mit der Kritik, die uns hier beſchäftigt. Dieſe Kritik ſtellt feſt, daß die Einheit des Naturgeſetzes bei den Phyſiokraten auf einem Spiel mit dem Worte »Natur« beruht, das in doppelter, in dreifacher Bedeutung gebraucht wird. »Natürlich« iſt der Trieb, den die menſchliche Geſellſchaft mit den Ameiſen und Bienen gemein hat. »Natürlich« ſind aber auch die Inſtitutionen, die zu der menſchlichen Geſellſchaft gehören. Über das hinaus, was der Menſch mit den Tieren gemein hat, beſitzt er Anlagen zur Entfaltung von Eigenſchaften und Einrichtungen, die das Ergebnis einer langen Geſchichte ſind. Alle ſeine ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Handlungen ſind anders geartet unter dem Einfluß der Kultur als in dem Stande der Natur. Sie wandeln ſich fort und fort mit den Wandlungen des Erwerbslebens unter dem Einfluſſe der ſich wandelnden Sitten und Geſetze. Die großen Poſtulate der Phyſiokraten (Freiheit, Eigentum, Tugend, Staat) ſind Verſteinerungen, die den Schein von Axiomen für hiſtoriſche Probleme brauchen. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft war es und iſt es weiterhin, dieſe hiſtoriſchen Entwicklungen zu erkennen, ſie vorzubereiten für die Forderungen der Volkswirtſchaft.

Was danach von jenem erſten Syſtem als dauernder Gewinn übriggeblieben, iſt ein erſter großer Entwurf — nicht von Naturgeſetzen, ſondern von hypothetiſchen Lehrſätzen —, die da ruhen auf der Vorausſetzung eines durchſchnittsmäßigen Verhaltens der ökonomiſchen Geſellſchaften.

Die Aufgabe der Jahrhunderte, die auf jene erſte Grundlegung gefolgt iſt, war, die Logik dieſer Lehrſätze zu verbeſſern, nicht nur durch abſtraktes Denken, ſondern auch durch die Beobachtung der Tatſachen, die vielfach im Widerſpruch mit den hypothetiſchen Wahrheiten ſtanden. Die bedeutſamſte Ergänzung aber entſprang aus der Betrachtung der kulturellen Wirklichkeit, der geſchichtlichen Veränderungen, der ſittlichen und intellektuellen Fortſchritte,



die den eigentlichen Gegenstand der menschlichen Gesellschaft ausmachen und das hauptsächliche Interesse des wissenschaftlichen Betrachters fordern — an der Stelle jener physischen Identität von Tierstaat und Menschenstaat.

Für unsere Wissenschaft ist mit jenem ersten kühnen Entwurf die Utopie des einheitlichen Naturgesetzes, das wirtschaftende Gesellschaft und objektive Natur zusammenhält, endgültig erledigt.

Es mag hier aber noch ein Beispiel aus der Fülle des Gleichartigen erwähnt sein, das die Fortsetzung jener Idee in die Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt und, zu jener Zeit mindestens, viel beachtet worden ist: über das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Naturwissenschaft. Freilich mit dem Unterschiede, daß es auf dem großen Markte Glück machte, in der deutschen Wissenschaft desto entschiedenere Abweisung erfuhr. Es ist die Ansicht von Henry Thomas Buckle, die gegeben ist mit der Einleitung seiner Geschichte der Zivilisation in England (3. Ausgabe von A. Ruge 1868: I, 1, S. 6 ff.).

Dieses Vertrauen auf Entdeckung von Gesetzmäßigkeit mitten in der Verwirrung — heißt es dort — ist wissenschaftlichen Forschern so geläufig, daß es bei den ausgezeichnetsten unter ihnen ein Glaubensartikel wird; und wenn dasselbe Vertrauen sich nicht allgemein unter den Geschichtsforschern findet, so muß man es teils dem Umstande zuschreiben, daß sie den Naturforschern an Geist nachstehen, teils muß man die reicheren Beziehungen der sozialen Phänomene dafür verantwortlich machen, mit denen ihre Studien zu tun haben. Beide Ursachen haben die Entstehung einer Wissenschaft der Geschichte verzögert. Die berühmtesten Historiker bleiben offenbar hinter den ausgezeichnetsten Naturforschern zurück. Keiner, der sich der Geschichte gewidmet, kann sich an Geist mit Keppler, Newton und vielen anderen messen. Und was die reicheren Beziehungen der Phänomene betrifft, so stehen dem denkenden Historiker weit bedeutendere Schwierigkeiten entgegen ... Es ist daher nicht zu verwundern, daß das Studium des Lebens der Menschheit noch in der Kindheit ist, wenn wir es mit dem fortgeschrittenen Zustande vergleichen, worin sich das Studium der Natur befindet. Der Unterschied in dem Fortschritt beider Bestrebungen ist in der Tat so groß, daß während in der Natur die Gesetzmäßigkeit der Begebenheiten und die Fähigkeit, sie vorauszusagen, oft sogar ohne Beweis zugegeben wird, eine ähnliche Gesetzmäßigkeit in der Geschichte nicht nur nicht zugegeben, sondern geradezu geleugnet wird.

So Buckle. Weder sein eigenes Werk noch die Werke anderer haben in dem seitdem verflossenen Zeitraum eine Einlösung des Versprechens gebracht, das er gegeben. Die ungefähr gleichzeitigen Verirrungen der Moralstatistik, auf die Buckle sich beruft, sind damals und endgültig auf den Platz verwiesen worden, der der darin enthaltenen bescheidenen Wahrheit gebührt.

II.

Was wollen nun die Debatten, die in der deutschen Fach-Literatur der letzten zehn Jahre sich haben vernehmen lassen?

Die Anläufe der vergangenen Zeiten, von denen wir einige Proben gegeben, haben den großen Graben nicht überbrücken können, der die Naturwissenschaften von den ethisch-historischen Wissenschaften (Kulturwissenschaften, Geisteswissenschaften) trennt. Die Entwicklung der Volkswirtschaftslehre, die jetzt auf ein Leben von anderthalb Jahr-

hunderten zurückblickt, hat ihr Heil mit mancherlei Richtungen, Methoden, Forschungen versucht. Aber nicht das mindeste ist zu jener Überbrückung getan worden, ob auch hie und da neue Anläufe dazu versucht sein mögen. Zwar eine Sehnsucht ist geblieben. Es ist die Sehnsucht, die man als die Erbschaft aus jenen alten Ideen von der Einheit des Naturgesetzes betrachten darf. Die Sehnsucht nach der »Wissenschaftlichkeit« der Methode, nach der »Exaktheit« der Beweise, nach der »Objektivität« der Erkenntnis. Man hat sich, von dieser Sehnsucht geleitet, nicht einmal jenes Privilegium odiosum zur Entschuldigung dienen lassen wollen, das Buckle den Historikern zugesteht, indem er die Schwierigkeiten des geschichtlichen Stoffes anerkennt. Vielmehr ist immer ein anderer gekommen mit einer neuen Zuversicht und einer neuen exakten Methode, angeregt, nicht abgeschreckt, durch die Mißerfolge der voraufgegangenen Versuche, deren zwar nicht intensive, aber gelegentlich desto größere extensive Erfolge einen Reiz für den Angriff und für die neuen Waffen boten.

Eine wahre Kalamität entspringt dem Umstande, daß die Terminologie so unsicher ist. Ich denke hierbei nicht an Worte wie die, welche die Namen jener Zweiteilung der Wissenschaften hergeben, obwohl auch hier allerlei schwankend ist. Die neuerdings gelegentlich gewählte Betonung einer »psychologischen« Betrachtungsweise geht dem Worte »historisch« oder »ethisch« aus dem Wege, ohne in der Sache etwas Neues an die Stelle des Alten zu setzen. Gerade die neueste Entwicklung der Psychologie rückt diese weitab von derartiger Betrachtungsweise in das Gebiet der Naturwissenschaft. Die ältere Psychologie ist Ethik, behandelt ethischen Stoff. Wenn man darlegt, welches die angemessenen Qualitäten sind für das Beamtentum öffentlicher Anstalten, privater Unternehmungen, so redet man von dem Seinsollenden, ob es nun das Seiende, d. h. das gewordene Seinsollende, ist oder das werdende Seinsollende. Wenn man von den staatsbürgerlichen Qualitäten redet, die zu einer gewissen Stufe des Steuerwesens gehören, so ist es das gleiche.

Doch störender ist die Unsicherheit desjenigen Wortes, das wir so garnicht entbehren können — des Wortes »Wissenschaft«. Wie unfruchtbar ist doch der Streit darüber, ob der Charakter der »Wissenschaftlichkeit« irgendwelchen Urteilen unseres Faches zukommt, wenn wir uns nicht zuvor geeinigt haben über den Inhalt dieses Begriffes? Und wie sollen wir uns darüber einigen? Das ist der Vorsprung jener alten Irrtümer vor den heutigen Schwierigkeiten, daß sie doch wenigstens von einem sicheren Begriffe der Wissenschaft ausgingen. Leider war er eben darum irrtümlich. Sollen wir nun die Folgerung ziehen, daß wir auf den Namen einer Wissenschaft ganz verzichten? Dies würde aus mehreren Gründen nicht ratsam sein. Wir könnten uns sonst vielleicht mit dem Inhalt begnügen, der zum Kriterium eines wissenschaftlichen Urteils die höchstmögliche Sicherheit der Beweise macht. Doch welche Gefahren dahinter lauern, wenn man gar zu freigebig mit der Verneinung des wissenschaftlichen Charakters ist, das haben wir neulich erlebt. Zuerst wurde die Ethik aus der Wissenschaft entfernt, weil sie nicht auf objektiver Erkenntnis beruht. Bald darauf wurde sie auch aus dem Leben von Staat und Gesellschaft hinausgeworfen. In der Wiener Generalversammlung des »Vereins für

Sozialpolitik« (1909) sagte ein Fach-genosse: »Demokratisch regierte Länder mit einem zum Teil zweifellos korrupten Beamtentum haben sehr viel mehr Erfolge in der Welt erzielt als unsere hochmoralische Bureaukratie, und wenn man rein realpolitisch urteilen soll, und wenn es letztlich sich um die Machtgeltung der Nationen in der Welt handelt — und viele von uns ſtehen doch auf dem Standpunkte, daß das das letzte endgültige Wort sei —, dann frage ich, welche Art der Organisation hat heute die größte Leiſtungsfähigkeit: privatkapitaliſtische Expansion, verbunden mit einem reinen Geschäftsbeamtentum, das der Korruption leichter ausgesetzt iſt, oder ſtaatliche Lenkung durch das hochmoralische autoritätsverklärte deutsche Beamtentum? Dann kann ich vorläufig nicht anerkennen, bei aller tiefen Verbeugung vor dem ethisch korrekten Mechanismus der deutschen Bureaukratie, daß sie heute noch sich fähig zeige, auch nur so viel zu leiſten für die Größe unserer Nation, wie das moralisch vielleicht tief unter ihr ſtehende ausländische, seines göttlichen Nimbus entkleidete Beamtentum, verbunden mit dem nach Ansicht vieler von uns so höchſt verwerflichen Gewinnſtreben des privaten Kapitals.«

Hier haben wir den Kampf ums Dasein in seiner reinſten, von sittlichen Momenten unverwirrten Beschaffenheit. Ich habe darauf schon an anderer Stelle hingedeutet. Ein Gegner (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1913 S. 526) bemerkt wider meinen Hinweis, »die neueſte Richtung muß noch gefunden werden, welche die Notwendigkeit moralischer Potenzen in der Volkswirtschaft leugnet«. Wie er sieht, sie iſt schon gefunden. Es handelt sich bei ihr nicht bloß »um Ausscheidung von Willensimpulsen aus der Erkenntnis«, wie er meint. Es handelt sich um mehr. Wie trefflich paßt dazu das, was wir eben in den letzten Tagen erleben, wie iſt hier das amerikanische Beamtentum seines göttlichen Nimbus entkleidet und verbunden mit dem Gewinnſtreben des privaten Kapitals in dem Staatssekretär des auswärtigen Departements von Washington. Er findet seinen Bundesgehalt zu klein und muß, wie er behauptet, ihn ergänzen durch die Einnahmen aus öffentlichen Vorträgen — in Formen gemäß dem Gewinnſtreben des privaten Kapitals.

Auch abgesehen von solchen Extravaganzen, die nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich haben, vielmehr nur das übertrumpfen, was das alte Manchestertum und der crude Darwinismus breiteren Volksschichten längſt gesagt haben — auch abgesehen davon, iſt es doch eine wunderliche Konsequenz jener Verbannung aller Ethik aus dem Reiche der Wissenschaften, daß nicht nur das, was davon auf die Wirtschaftslehre fällt, von solchem Schicksal betroffen wird, sondern auch die ganze Rechtswissenschaft, die ganze Staatswissenschaft im weiteſten Sinne, desgleichen die gesamte Geschichtswissenschaft in allen ihren Zweigen, außer denen, die von der Geschichte der Technik und ähnlichem handeln.

Bei so rauher Witterung sind jene Disziplinen wahrhaft zu beneiden, die fern ab von den Stürmen dieser Kritik ihr ſtilles Dasein in einem gesicherten Winkel führen, weil man sie niemals nach ihrem Paß gefragt hat, vermöge dessen sie sich auszuweisen haben für den Eintritt in das Reich der Wissenschaften, über die Objektivität der Erkenntnisse, die sie zutage fördern. Ja, nach altem Brauch nennen sie sich gar nicht Wissenschaften, sondern bonae artes oder litterae, und in man-



chen neueren Sprachen besteht die Teilung fort von »sciences« und »lettres«. Ihre Forscherarbeit — Philologie, Archäologie usw. — wie weit entrückt ist sie den zudringlichen Fragen nach Gesetzmäßigkeiten, die ihren Inhalt bilden sollten, und dennoch, welche Fülle von Gelehrsamkeit, Wissen, Scharfsinn, welche Feinheit der Methoden wird für sie aufgewendet, ja mit welchem vornehmen Stolz sehen sie als Glieder alter Familien auf die anderen Fächer herab!

Brauchen wir dagegen einen Trost, den die Leidensgenossenschaft gewährt, so mag nicht blos die Ethik, sondern die gesamte Philosophie herhalten. Der mehr und mehr in die Öffentlichkeit tretende Umschwung zu gunsten der Psychophysik (experimentellen Psychologie), der Kampf um die Vermehrung ihrer Lehrstühle auf Kosten der Philosophie (im alten Sinne) oder neben ihr hergehend, er erinnert doch einigermaßen an das, was wir in unserm Fache erleben. Es wird lange dauern, bis die naturwissenschaftliche Forschung ein nennenswertes Stück dessen erobert, was so lange zu der Domäne der Philosophie gehörte. Aber so fern ab diese Aussichten liegen mögen — das Wesentliche an der neuen Forschung ist, daß sie beweisbare Erkenntnisse im Kleinen sucht, statt der unbeweisbaren Erkenntnisse im Großen, um derentwillen ein hervorragender Philosoph die Beschäftigung damit eine endlose Quälerei genannt hat oder gar die draußenstehenden Verächter mit dem Spott nicht zurückhalten. Lernen wir von dieser Leidensgenossenschaft, alles das mit Gelassenheit ertragen, und bedenken wir, daß die Früchte, die schmackhaft vom Baume fallen, nicht der höchste Lohn der wissenschaftlichen Arbeit sind. Labor ipse voluptas.

III.

Denn darauf kommt zuletzt alles hinaus. Wie die Philosophie, in mehr oder weniger freundlicher Nachbarschaft zur Psychophysik, ihre Wege weiter wandeln wird, die sie seit Jahrtausenden gewandelt ist, so wird es auch der Wirtschaftswissenschaft fortan zu leben vergönnt sein. Alle radikalen Scheltworte von innen oder von außen, alle Ikarusflüge zu neuen Entdeckungen und Methoden, sie sind unfähig den bisherigen Stand der Dinge im wesentlichen zu ändern, weil sie das Wesen des Stoffes unserer Wissenschaft nicht ändern können. Daher ist auch bis jetzt all den großen Worten der Kritik keine positive Tat gefolgt, die irgend welche Leistungen »objektiver« Erkenntnis zu Tage gefördert hätte, an denen man sich schadlos halten könnte für den Verlust dessen, was so lange die »subjektive« Erkenntnis geleistet hat. Umgekehrt vielmehr ist das Eine wie das Andere zum Schauplatze starker persönlicher Subjektivitäten gemacht worden.

Das ist aber das gerade Gegenteil von dem, was geschehen könnte, was geschehen sollte für die Fortbildung unserer Wissenschaft. Für ihre fernere Entwicklung wie für ihre Einwirkung auf das Leben der Gegenwart kommt es darauf an, die gewünschte und allein erreichbare Objektivität in jedem Teile ihres Stoffes zu suchen, die in dem einen Teile wie in dem andern nur gefunden werden kann durch die Persönlichkeit der Forscher. Und zwar durch eine Persönlichkeit, die alle Eigenschaften betätigt, welche zu den anerkannten Bedingungen einer zureichenden Methode gehören.

Das, was wir in der deutschen Wirtschaftswissenschaft während der letzten



vierzig Jahre erlebt haben, zeigt uns mancherlei, das der Besserung bedarf. Es ist den neueren Angriffen gegenüber auch zuzugeben, daß die auf praktische Wirkungen berechneten Lehren einzelner Männer der Wissenschaft in dieser Hinsicht große Blößen zeigen trotz der ihnen geläufigen Betonung der »Wissenschaftlichkeit« und »Exaktheit« ihrer Behauptungen oder gerade wegen derselben. Diese Worte mögen wohl dazu gedient haben, für minder urteilsfähige Leute den Nimbus der also Lehrenden zu vermehren. Und sie haben desto mehr zu dem Unwillen beigetragen, mit dem sich jetzt die Polemik darüber erhoben hat. Indessen es ist ein Irrtum, in der praktischen Richtung der Lehren allein den Grund solcher Blößen zu suchen. Ganz das Gleiche ist möglich und wiederholt sich alle Tage bei unpraktischen Erörterungen unseres Faches wie aller anderen Fächer. Der Eifer, der darauf gerichtet ist, eine Hypothese in der reinen Wissenschaft zu beweisen, einen Scharfblick für jeden Grund zu entfalten, der sie bestätigt, eine Blindheit für die Argumente, die dawider sprechen, — dieser Eifer ist unabhängig von allen praktischen Zwecken, die einer verfolgen mag im Dienste des Vaterlandes, der politischen Partei, der Gemeinnützigkeit usw. Oder man müßte dem Zwecke, einen Sieg zu erringen im Kampfe der wissenschaftlichen Ansichten, selber einen praktischen Charakter zusprechen, der unter Umständen von handgreiflicher Bedeutung sein mag. Das hat sich eben jetzt bei den Debatten auf der Seite der neuen Gegnerschaft gezeigt. Es hat sich hier aber auch etwas anderes gezeigt, was weit schlagender ist. Das ist die von ihr geforderte Ausscheidung der Welt des »Sein-Sollenden« aus der wissenschaftlichen Betrachtung als nicht dahin gehörig — eine Forderung, die sich für den entscheidenden Punkt als wirkungslos erwiesen hat. Eben dieselben Persönlichkeiten, die jene Forderung vertraten, sind im Namen jener strengeren »Wissenschaftlichkeit« eingetreten als Anwalt für praktische Interessen - Gegensätze. Als Anwälte für das Unternehmertum oder das »Kapital« im Kampfe gegen die Bestrebungen der Lohnarbeiter — als Anwälte analoger Interessen auf dem Felde der Wohnungsfrage. Beide Fragen werden sicherlich nicht ohne Übertreibungen auf jeder der beiden Seiten von den Interessentengruppen erörtert. Den Sozialdemokraten im Lohnkampf, den Bodenreformern in der Wohnungsfrage mögen wissenschaftliche Männer entgegentreten. Aber wenn sie in offenbarster Weise dadurch Hilfskräfte für die beteiligte Organisation der praktischen Interessen werden, so mögen sie sich immerhin mit dem alten Worte des Adam Smith entschuldigen (sie hätten den Stab, der nach der einen Seite krumm gebogen war, nach der andern Seite hin krumm gebogen, um ihn gerade zu machen) — aber daß sie mit solchem Verhalten eine höhere, eine reinere Wissenschaftlichkeit betätigt haben als die Kathedersozialisten, das läßt sich nicht aufrechterhalten. Und wenn sie sich jetzt auf die andere Position zurückziehen — sie täten hiermit nur das gleiche, was die Kathedersozialisten auch getan —, so haben sie hiermit nicht ihre frühere Behauptung bestätigt, sie haben sie vielmehr widerlegt. Sie wollten wissenschaftlicher sein als ihre Gegner, sie wollten die Wirkung der Wissenschaftlichkeit auf das Leben bekämpfen, sie wollten eben darin das Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit sehen — jetzt aber berufen sie sich darauf, daß sie nur das-

selbe tun wie diejenigen, welche sie aus eben diesem Grunde angegriffen haben.

IV.

Das, was ich im voraufgehenden gesagt habe, ist keineswegs bei mir erst aus Anlaß der neueren Angriffe entsprungen. Das Wesentliche des Gedankenganges ist bereits vor dreißig Jahren in meiner Göttinger Antrittsvorlesung gesagt.*) Die neuesten Kontroversen gaben die Anregung zur rückschauenden Betrachtung und Entgegensetzung derselben zu den neuen Forderungen und ihren Gründen, die doch im Grunde alte sind.

So möchte ich auch einen der praktischen Gegenstände berühren, der auf diese Weise neuerdings in den Vordergrund gezogen worden ist für die wissenschaftliche Diskussion, während er im Wirtschaftsleben aus guten Gründen unveränderlich nach wie vor den Vorrang behauptet. Ich denke an die eben genannte Streitfrage zwischen Unternehmern und Arbeitern.

Es ist jetzt eine wissenschaftliche Literatur entstanden, die dazu bestimmt ist, die Stellung des Unternehmers in der Volkswirtschaft, das bedeutet den von ihm bezogenen Unternehmergewinn, zu rechtfertigen. Teilweise in dieser wissenschaftlichen Literatur, aber durchaus in der populären Verbreitung ihres Niederschlages durch die interessierten Organe ist das geschehen mit polemischer Zuspitzung wider die bisherigen Lehren des Kathedersozialismus, dem man vorwirft, er habe die Leistung des Unternehmers für die Produktion geleugnet, er habe den Lohnarbeitern allein die Produktivität zugeschrieben, er habe das Recht auf den vollen Ertrag der Arbeit für die Arbeiter vertreten, er habe also die gleiche Ansicht geltend gemacht, die vor ihm Karl Marx und der ganze Sozialismus (im extremen Sinne) verbreitet haben.

*) Vgl. »Politik und Staatswissenschaft« in den »Nationalökonomischen Studien«, S. 1–37. Stuttgart 1886.

Diese Behauptung ist durchaus unrichtig. Vielmehr ließe sich eine entgegengesetzte Abhängigkeit behaupten. Das so oft und eine Zeitlang mit großem Erfolge angerufene »eherne Lohngesetz« Lassalles ist seit so langer Zeit aus dem Kreise des Kathedersozialismus zum Gegenstande der Kritik*) gemacht worden (freilich nicht von allen Dazugehörigen), bis die Sozialdemokratie endlich dieses Dogma preisgab als »nur zu Agitationszwecken aufgestellt« (Bebel im Deutschen Reichstage, 17. Dezember 1887).

Nahe dabei liegt die Kritik des Lassalleschen Vorschlages, der die Bestimmung hat, die Arbeiter von der Knechtschaft des Lohngesetzes zu befreien, indem er sie durch die Form der Produktivgenossenschaft zu Herren der Produktion macht, zur Selbstregierung in der Republik der Arbeit, an der Stelle der bisherigen Monarchie, deren Dynasten die Unternehmer sind, und deren Zivilliste der Unternehmergewinn ist. Es ist oft genug gegen diesen Reformvorschlag eingewendet worden, daß der Unternehmer eine notwendige Funktion versieht, die nicht so leicht durch die Arbeiter selber ersetzt werden kann. Es komme für die fragliche Reform darauf an, ob es möglich sei, unter welchen Voraussetzungen es zu erwarten sei, daß aus der Schar der Arbeiter sich Kräfte, Qualitäten, Talente finden, die an die Spitze der neuen

*) Vgl. »Lassalle und das eherne Lohngesetz«, Allgemeine Zeitung, 1878, und »Nationalökon. Studien«, S. 641–678.



Republik als Führer treten müssen, um den bisherigen Monarchen zu ersetzen. Die langjährigen Erfahrungen sind im ganzen ungünstig gewesen. Erst auf dem Umwege der neuesten Konsumgenossenschaften der Arbeiter mit der eigentümlichen Gunst ihrer Bedingungen scheinen größere Erfolge sich einzustellen. Sollten sie in erheblichem Umfange gelingen, so würde damit nicht die Funktion des Unternehmers schlechthin widerlegt oder beseitigt sein. Es würde damit nur bewiesen werden, daß innerhalb gewisser Organisationen dieselben unentbehrlichen Leistungen, die sonst der Unternehmer erfüllt, durch die Organisation der Genossenschaft, durch die etwa verfügbaren Unternehmertalente produziert werden können. Dieses würde immerhin noch einen weiten Spielraum für die Welt der Unternehmungen vermutlich auf lange Zeit bedeuten.

Hiernach ist die Streitfrage in der Wissenschaft nicht die von den Gegnern behauptete. Es handelt sich allein darum, wie groß der Anteil sein soll, den bei der Teilung des Gesamtertrages der Unternehmer erhalten soll, und wieviel seine Arbeiter Lohn erhalten sollen. Diese Streitfrage offenzuhalten kann offenbar keine Ketzerei sein. Wie sollte ein unparteiischer Betrachter die enormen Vermögensanhäufungen der heutigen Volkswirtschaft, die dem Unternehmergewinn entspringen, als eine Notwendigkeit hinnehmen können, die den Bestrebungen der Lohnarbeiter um die Verbesserung ihrer Lage entgegenzusetzen sei? Wie kann man leugnen wollen. daß hier ein ruheloses Problem vorliegt, das ja augenscheinlich eine fortschreitende Lösung findet im Sinne einer fortschreitenden Erhöhung des Anteils der Arbeiter am Ertrage. Nicht der Unternehmergewinn als solcher, wohl aber die Höhe des Unternehmergewinns steht in Frage.

Es ist auch vergeblich, durch eine grundsätzliche Anschauung, die den Verdienst und das Verdienst gleichzusetzen geneigt ist, eine steinerne Mauer aufzuführen, die jene Größe unangreifbar macht. Hier vielmehr ist die Schwäche der Position. Es gibt Behauptungen, die heute davon reden, daß die »Talente« aus dem Staatsdienste in die Verwaltung der Aktiengesellschaften gezogen werden und so die Staatsverwaltung verarmen lassen an Talenten. Für einzelne Fälle mag das richtig sein. Eine durchgreifende Erscheinung ist es keineswegs. Diese sogenannten Talente sind zum großen Teile herzlich durchschnittsmäßige Kräfte, die durch Verwandtschaft und Freundschaft (nirgendwo ist das Konnektionswesen so ungeniert wie in diesen Sphären) einen kleinen Beamtengehalt mit einem zehnfachen Einkommen aus der Aktienverwaltung vertauschen. Soll man im Ernst glauben, daß alle die Hunderttausende von Jahreseinkünften die adäquaten Entgelte sind für das hier betätigte Unternehmertalent?

In solchen Kontrasten liegt die offene Wunde des Jahrhunderts. Daß man sie mit der Radikalkur des sozialdemokratischen Staates nicht heilen kann, ist keine Widerlegung der Bemühungen, sie auf dem Wege vernünftiger Reformen zu mildern.

V.

Ich glaube, die Vermutung aussprechen zu dürfen, daß von den Debatten der letzten Jahre keine erhebliche Änderung in den Ansichten von den Wegen unserer Wissenschaft ausgehen wird. Die etwa zu erwartende, gewiß aber zu wünschende Frucht dürfte sich freilich mit dem begegnen, was aus jenen grund-



sätzlichen Wandlungen der Anschauungen von dem Charakter unserer Wissenschaft entspringen müßte — nämlich eine verbesserte Methode der Erkenntnis. Der Unterschied zwischen dem, was auf jenem weiten Umwege erstrebt, aber nicht erreicht wird, und dem, was bei dem Verzicht auf das Unerreichbare möglich ist, besteht in einer Korrektur des Verhaltens in den Einzelheiten. Kein Verzicht auf die Werturteile, die, scheinbar beseitigt, doch immer wieder hereinkommen in unsere Urteile, weil sie unentbehrlich sind; keine Begeisterung für Naturgesetze der objektiven Welt, die nun einmal dem historisch-ethischen Stoffe durch die Eigenart seiner Natur versagt sind, — dagegen die fortschreitende Annäherung an das Ziel, das die persönliche Interesselosigkeit des Naturforschers zum Vorbilde nimmt, indem sie bei der Aufsuchung der Wahrheit alle fremdartigen Bestandteile des Urteils ausscheidet.

Hier denke ich vor allem an das politische Parteiwesen und an den Einfluß, den eine Teilnahme daran (Volksversammlungen, Wahlbewegungen, Führerschaften, Schriftstellerei, Volksvertretung) auf das Urteil über öffentliche Angelegenheiten und, bei dem Vorwalten der ökonomischen Interessen in dem gegenwärtigen Parteiwesen, zumal über ökonomische Dinge ausüben muß. Politische Parteien sind ja ein notwendiger Bestandteil des Staatslebens, sobald dieses dem Volke eine Teilnahme an seinen Geschäften gewährt. Teils um zu vermitteln zwischen einem verbreiteten Rechte darauf und der verbreiteten Unfähigkeit (intellektueller, technischer, ökonomischer, moralischer Art), von dem Rechte einen zureichenden Gebrauch zu machen. Teils, um der Verschiedenheit der Ansichten, die auf mannigfaltigen Gründen beruhen, Gelegenheit zu bieten, sich in entsprechenden Gruppen Organe zu schaffen, die stark genug sind, Einfluß auf den Gang der Gesetzgebung und Verwaltung zu gewinnen. Die Mannigfaltigkeit der Gründe entspringt der Tradition der Familien, der Erziehung, der Einsicht, den Temperamenten, vor allem aber den ökonomischen Unterlagen des Erwerbs und Besitzes. Die heutigen deutschen Parteien im Reich und Staat, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, brauchen diesen öfters nur, um durch die Flagge eines ganz allgemeinen Wortes oder Ideals die Parties honteuses der wirtschaftlichen Untergründe zu verdecken. Das hindert nicht, daß geistesverwandte Parteien ihre noch deutlicheren Bestrebungen in der gleichen Richtung zum deutlichen Ausdruck bringen, weil die schamhaftere Spielart der Partei in der Tat noch andere Interessen anerkennt als diejenigen eines Erwerbsstandes.

Nun ist es aber das Schicksal alles auf ökonomischen Interessen ruhenden Parteiwesens, daß es die Gesamtheit des Volkes in Teile zerlegt, die einander entgegengesetzt sind, insofern es von dem Staatsganzen Vorteile für die Teile verlangt, die auf Kosten der übrigen Teile gewährt werden. Die übliche Behauptung jedes Teiles, daß »mittelbar« die für ihn vom Staatsganzen dargebrachten Opfer der Gesamtheit der Erwerbsgruppen zugute kommen, ist meistens unbewiesen und ohne Wahrscheinlichkeit, könnte auch mit gleichem Rechte zugunsten jedes anderen Teiles geltend gemacht werden, was nun wiederum zu einer wechselseitigen Bekämpfung der einzelnen Teile führt.

Der Mann der Wissenschaft wird freilich aus den Erscheinungen dieses Kampfes vieles lernen können. Er wird



aber sich hüten müssen, an dem Kampfe als Zugehöriger einer der Parteien teilzunehmen. Seine Lebensaufgabe ist, die Einheit der Wahrheit zu suchen, die durch das Ganze hindurchgeht. Er mag als Einzelexistenz mit seinem wissenschaftlichen Berufe Besitz und Arbeit eines Landwirts oder Gärtners verbinden, er mag mit dem Verstande eines guten Haushalters die wirtschaftlichen Vorgänge verfolgen und leiten, die zur Verwaltung und zum Verbrauch des Hauses gehören, — aber eben hierbei wird sich seine wissenschaftliche Zucht darin bewähren, daß er sich einzuordnen versteht in die Forderungen des Ganzen, daß er höher steht als das unverständige Begehren der Menge.

Es gibt aber keine Partei, die ihm das gestattet, sobald er das Joch ihrer Dogmen auf sich nimmt. Zum Wesen der Partei gehört es, daß sie vermittelt zwischen den Hindernissen der Wirklichkeit und gewissen politischen Zielen. Zu diesen Hindernissen gehört der Zustand des Gemütes ihrer Wählermassen, der bleischwer die etwaigen besseren Instinkte der Führerschaft herabzieht, der es verbietet, die Wahrheit oder die ganze Wahrheit zu sagen. Daher Führertalente für die Partei, die solche Diplomatenstücke zu leisten verstehen, die den Parteimassen die Worte vom Munde nehmen, aber sich selber wohl hüten müssen, aus dem eigenen Munde Worte der Wahrheit ausgehen zu lassen, die auf diese Wählermassen einen »peinlichen Eindruck« machen.

Wie läßt sich nun wohl solch ein Beruf vereinigen mit dem Beruf des Gelehrten, der die Wahrheit sucht, der die Wahrheit ausspricht, dessen Lebensluft und Lebensreiz dieses freie Bekenntnis der Wahrheit ist? Wie ist jene Vereinigung möglich, ohne daß eines von beiden darunter leidet? Entweder berührt der Mann der Wissenschaft die Hörer in der Volksversammlung peinlich, oder — und dies ist das viel schlimmere, viel häufigere — er trägt die Gebundenheit der Marschroute, die Sophismen des Parteimannes in die wissenschaftliche Wahrheit hinein. Am besten (und die Beispiele sind nicht ganz selten gewesen) er hat seine Wählerschaften nicht vorsichtig genug behandelt, oder er hat einen zu starken Zusatz echten Weines der Wissenschaft in das Wasser seiner populären Beredsamkeit gegossen, und er hat sich dadurch für die Partei unmöglich gemacht.

Die Erfahrungen, die wir im deutschen Staatsleben gemacht haben, sind lehrreich. Je mehr dieses neue Zeitalter der ökonomischen Interessen sich noch im Keime befand, je mehr es sich verhüllte in den andersartigen Richtungen der öffentlichen Kämpfe, die zunächst einmal auf Einheit und Freiheit der deutschen Nation zielten, desto reicher an Zahl und Qualität war darin das Element der Gelehrten. Es tritt in den Vordergrund in der Paulskirche, es spielt noch eine bedeutende Rolle im preußischen Verfassungskonflikt, ja auch in den Anfängen des Deutschen Reiches. Es tritt immer mehr in den Hintergrund, es verschwindet fast im Laufe des letzten Menschenalters. Aus einfachen Gründen. Es ist die Zeit gekommen, wo die Erwerbsinteressen vorne an stehen und nur ab und zu einmal zur Seite treten für eine Steuerreform-Kampagne, nicht ohne auch hierbei mitzuwirken. Es ist längst das cynische Losungswort von mächtiger Stelle ausgegeben worden, daß die Erwerbsinteressen nicht bloß der wahre Untergrund der politischen Parteien sind, sondern daß sie es sein sollen, daß nichts anderes Raum daneben haben soll. Ja die Männer sind verspottet

worden, die nicht die Interessen ihres Erwerbsstandes mit in die Teilnahme am Staate brachten, und die wiederum nicht einem einzelnen bestimmten Erwerbsstande angehörten.

In Wahrheit wäre es traurig mit unserem Parteiwesen bestellt, wenn es für alle Zeit an dieses Stadium der Unreife gebannt sein sollte. Nach dem Maße, in dem ein Volk und sein Parteiwesen heranreift zur Verantwortlichkeit für den Staat, kann es nicht anders als sich in den Mittelpunkt des ganzen versetzen und hiermit staatliche Gesichtspunkte in sich aufnehmen. Das Ziel, dem man sich auf diesem Wege zu nähern hat, fällt zusammen mit dem Wesen des Staates als der Instanz, die den gemeinsamen Frieden für alle Teile herzustellen sucht. Diese Tätigkeit für das Ganze ist aber auch die praktische Seite jenes Denkens über das Ganze, die das Wesen der Staatswissenschaft und der Wirtschaftswissenschaft ist.

VI.

Es gibt eine Verantwortlichkeit für den Staat, welche die politischen Parteien haben sollten, es gibt eine Verantwortlichkeit, welche die Staatsgelehrten für den Staat haben, sofern sie sich überhaupt — was die Regel ist — um die praktischen Dinge kümmern. Es gibt aber keine Verantwortlichkeit, welche die Staatsgelehrten für die einzelnen Staatsmänner oder für die einzelnen Minister haben sollten. Dieses letztere könnte sie — neben selbstverständlichen Rücksichten ihres männlichen Charakters — in sehr unangenehme Widersprüche verwickeln. Man vergegenwärtige sich folgenden Fall, der nicht ganz ferne ab liegt, fern nicht nach dem Gegenstande, nicht nach der Zeit. Im Jahre 1906 schlägt im Deutschen Reichstag ein (auch wissenschaftlich) hervorragendes Mitglied der sozialdemokratischen Partei für das Reich eine Vermögensteuer (und Einkommensteuer) vor als Ersatz für die indirekten Steuern, die immer aufs neue zur Deckung des wachsenden Reichsbedarfs von der Reichsregierung gefordert werden. Der Reichskanzler bezeichnet diesen Vorschlag als sophistisch und perfide. Im Jahre 1913 fordert der Reichskanzler vom Reichstag im Namen des Bundesrats zur Deckung eines neuen Bedarfs von 1 Milliarde Mark eine Vermögensteuer, die sich unter dem unglücklichen Namen eines außerordentlichen »Wehrbeitrags« versteckt, aber von erstaunlichem Glück in der Sache begleitet ist. Im wesentlichen ist das was der Reichskanzler vom Jahre 1913 verlangt, das gleiche wie das, was der Reichskanzler vom Jahre 1906 als perfide und sophistisch zurückgewiesen hatte. Wie würde nun wohl ein verantwortlicher Mann der Wissenschaft dastehen, der dem Reichskanzler von 1906 folgend den Antrag zurückwies, weil ihn ein Sozialdemokrat gestellt hatte, um dann dem Reichskanzler von 1913 sich anzuschließen, der die gleiche Forderung stellte wie der Sozialdemokrat im Jahre 1906? Sollte er darum seine Ansicht ändern, weil man im Jahre 1913 dasselbe Patriotismus nannte, was im Jahre 1906 Sozialismus hieß? Die Reichskanzler hatten gewechselt. Der Professor war geblieben. Aber der war nicht dazu geblieben, mit den wechselnden Reichskanzlern seine Überzeugung zu wechseln.

Ein anderer Fall. Im Jahre 1905 zögert die Reichsregierung, die Erbschaftssteuer mit derjenigen Konsequenz fortzubilden, die durch das Beispiel einer Anzahl westeuropäischer Staaten samt einzelner deutschen Staaten längst vorgezeichnet ist. Im Jahre 1908 ent-



schließt sich derselbe Reichskanzler, eine große Aktion daraus zu machen, ausgerüstet mit einem neuen Schatzsekretär. Und der preußische Finanzminister, der 1906 widerstrebt hat, bekennt sich jetzt als bekehrt. Soll ein wissenschaftlicher Mann, der sich verantwortlich fühlt, nicht nur für den Haushalt des Reichs, sondern auch für die Ehre seines wissenschaftlichen Namens, — soll er diesen Gang nach Damascus mitmachen, oder soll er nicht vielmehr seine wissenschaftlichen Ansichten aus etwas tieferen Gründen geschöpft haben, so daß jener Gang überflüssig ist? Und muß er nicht den rechtschaffenen Wunsch haben, durch den Ernst dieser Ansichten einen fruchtbareren Einfluß auf die Gesetzgebung zu üben, als durch die Dienstbarkeit für die flüchtigen Tagesströmungen?

Ich möchte hiermit zeigen: nicht auf die Ablehnung der wissenschaftlichen Kräfte für die Fortbildung der Gesetzgebung, für die Reformen der Volkswirtschaft, auf ihre Enthaltung von dieser Mitwirkung kann es ankommen, sondern auf die Art derselben, auf die Würde der wissenschaftlichen Haltung, auf die erreichbare Überlegenheit wissenschaftlicher Sachkenntnis über die minder tief wurzelnden Ansichten der sonstigen Instanzen.

Ich möchte auch zeigen, daß es eine seltsame Umdrehung des wahren Sachverhalts ist, wenn eine derartige Vereinigung des staatswissenschaftlichen Standpunktes mit den staatsmännischen Aufgaben durch wissenschaftliche Anwälte privater Interessengruppen als eine »Gefälligkeit« für den Staat bezeichnet wird. Solche Anwälte setzen das, was in die Peripherie gehört, in den Mittelpunkt und setzen den Mittelpunkt in die Peripherie. Ihre beständige Gefälligkeit für private Interessen kennt die Verantwortlichkeit für den Staat nicht. Diesen befehden sie als den gemeinsamen Feind der privaten Interessen, die von ihm möglichst viel zu erobern suchen und ihm möglichst wenig geben.

VII.

Oder sollte es im Ernst eine würdigere Aufgabe des Gelehrten sein, diesen oder jenen Interessengruppen zu dienen, als den Staatsinteressen?

In einem gewissen äußerlichen Sinne könnte es etwas für sich haben, da die Mehrzahl der Gelehrten Staatsbedienstete sind als Professoren der staatlichen Hochschulen, insbesondere Universitäten. Denn es wird damit auch äußerlich betont, daß ihr Staatsberuf zur Lehre der Wissenschaft sie nicht dazu beruft, Hilfsarbeiter für die Staatsgeschäfte zu sein. Es ist in diesem Sinne eine Art von Kraftprobe auf die Freiheit ihrer Amtsstellung. Jedoch, sobald diese Freiheit auch ohne solche Kraftprobe festgestellt ist — wie wir einigermaßen von unserem heutigen Staate behaupten dürfen — so bedarf es derselben nicht mehr. Der wirkliche Staat ist heute so weit gereift, daß der Widersinn von oben herab begriffen wird, der darin liegt, daß ein Mann, dem die Lehre der Wissenschaft anvertraut ist, dieses Amt so sehr bloßstellen sollte, daß er seinen Namen hergibt, um Ansichten zu decken, die je nach politischen Konjunkturen wechseln. Es wäre auch unklug. Denn die Autorität des wissenschaftlichen Namens, die hier verlangt wird, müßte ja eben durch solchen Mißbrauch vergeudet werden.

Da also ein derartiger Anlaß für den Freimut im Dienste privater Interessengruppen nicht mehr gegeben ist, so dürfen wir wohl rückhaltlos unsere Bedenken wider die innere Natur solcher



Dienſte äußern. Eine, wie man lange glauben durfte, der Vergangenheit angehörige Staatsansicht, die zu unserer Verwunderung wieder aufgetaucht iſt, glaubt im Angesichte alles dessen, was der Staat der neuen Zeit geworden iſt an innerer Bedeutung und äußeren Funktionen, eben aus diesem Grunde den Schwerpunkt in die Peripherie verlegen zu dürfen, wie eine neue Kleidermode auf die alte Mode folgt gemäß der souveränen Willkür des Geschmackes. Sozusagen um die Würde der privaten Sphären zu erhöhen, die Würde des Staates herabzudrücken. Ich kann nicht glauben, daß eine derartige Umkehrung der Geschichte möglich iſt, und daß mit diesen Anläufen ein ernſthafter Erfolg sich ergeben könnte. Keine neue Ära der Verherrlichung des kapitaliſtiſchen Gewinnſtrebens wird die Oberhand gewinnen, es sei denn, daß es das Los der heutigen Kulturvölker sein sollte, den Rückweg anzutreten auf der Bahn der Gesittigung. Die Andeutungen zu etwas Ähnlichem sind freilich vorhanden: die Anbetung der Mißbildungen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika sich auftun, die fortschreitende Käuflichkeit von Ehren und Würden, die wir unter unseren Augen beobachten, die sinnlose Entfaltung der Genußsucht in den reicheren Schichten, das epidemische Auftreten der Sports, in deren Herrschaft sich die Hohlheit des Lebens der müßigen Klassen zeigt. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß diese Symptome doch am Ende nur die Hautausschläge sind, die von der Gesundheit des Volkskörpers überwunden werden können.

So weit aber diese Gefahr heute reicht, genügt sie, um als Warnung zu dienen, als Warnung für die ideellen Potenzen, die dazu da sein sollten, sie zu bekämpfen, nicht ihnen zu dienen. Das wird nicht dadurch geschehen können, daß die Kräfte der wissenschaftlichen Männer sich immer mehr in den Dienſt von Anwaltschaften begeben, um die ſtreitenden Parteien des großen Erwerbslebens mit den Waffen ihres Scharfsinns zu versehen, sondern sie werden ihren Platz an der Stelle nehmen, die ihnen durch die Natur der Dinge zugewiesen iſt — im Mittelpunkte des Ganzen, auf der Seite des Staates.

Wir denken für das Ganze, wenn wir gemäß der Idee der Staatswissenschaft denken. Wir wenden uns dagegen, wenn wir für die Teile denken. In diesem Abfall von der eigentlichen Aufgabe der Wissenschaft liegt eine mächtige Fehlerquelle, deren Folgen sich in dem Streite wissenschaftlicher Kräfte zeigen, die im Dienſte entgegengesetzter Interessen ſtehen. Gerade derjenige, der die methodischen Schwierigkeiten unserer Wissenschaften kennt, muß diese Steigerung der Schwierigkeiten zu vermeiden wünschen, die man vermeiden kann, wenn man will.

Es verſteht sich von selbſt, daß (um öfters Gesagtes zu berühren) nicht die Art eines Publikationsmittels schlechthin entscheidet über den Charakter einer wissenschaftlichen Äußerung in unserem Fache. Wie wir rein wissenschaftliche Zeitschriften unterscheiden je nach dem verschiedenen Inhalte und Charakter unserer Aufsätze, um sie in der einen oder in der andern zu veröffentlichen, so mag dieses und jenes auch in einem Organe beſtimmter Berufsgruppen seinen Platz finden, wenn es ungeachtet seines wissenschaftlichen Charakters an eine solche Stelle paßt oder gerade durch seinen wissenschaftlichen Charakter dorthin gehört. Ein solcher Fall liegt etwa vor, wenn die Kreise des großen Vermögens durch

Stimmen der Wissenschaft für Steuerreformen gewonnen werden sollen. Hier ist es nicht ein Hinabsteigen der Wissenschaft in den Dienst einer Erwerbsgruppe, sondern ein Hinaufheben der Erwerbsgruppe zu dem Gedanken der Wissenschaft und in den Dienst des Staates. Und wenn für solchen Zweck verschiedene Stimmen der Wissenschaft sich an solchem Orte vernehmen lassen, so ist das, auch indem sie widereinander streiten, ein guter Streit, ein ehrlicher Streit für die Wissenschaft und für das Ganze.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg a. d. Lahn vom 30. September bis zum 3. Oktober 1913.

Als Jakob Grimm „die Andacht zum Unbedeutenden" als die höchste Tugend aller Philologie überhaupt bezeichnete, tat er es in voller Erkenntnis eines der edelsten Züge unseres deutschen Volkscharakters. Jene Wissenschaft mußte daher so lange in besonderer Blüte stehen, als weite Kreise unseres Volkes ein beschauliches Leben führen durften, und sie mußte an allgemeiner Schätzung verlieren, sobald unser öffentliches Gesamtleben einen großzügigeren Lauf nahm. Wenn heute die philologische Wissenschaft wieder an Ansehen bei der Allgemeinheit ohne Zweifel gewinnt, so ist das der deutlichste Beweis dafür, daß sie es verstanden hat, die Fühlung mit den großen Interessen der deutschen Gegenwart herzustellen und zu pflegen. Das zeigte auch die Marburger Versammlung, und das würde aus einer geschichtlichen Darstellung der ersten fünfzig Philologen-Versammlungen, deren Abfassung in Graz 1909 beschlossen und in Posen 1911 von Herrn Prof. Gercke in Breslau übernommen worden war, erst recht zu ersehen gewesen sein; leider scheint eine solche Geschichte aber nicht zustande zu kommen.

Daß Marburg als Versammlungsort gewählt wurde, war dem unermüdlichen Vorkämpfer für das alte humanistische Gymnasium, dem ehemaligen Vorsitzenden des Gymnasialvereins, Direktor Aly, zu verdanken gewesen. An der Stelle des vor einiger Zeit plötzlich Verschiedenen leitete nun zusammen mit Geheimrat Prof. Vogt sein Nachfolger im Direktorat des Marburger Gymnasium Philippium, Prof. Dr. Fuhr, die Versammlung. Beider Mäner Verdienst ist es, daß deren gesamter Verlauf das Zeichen einer mit vollem Bewußtsein ausgeprägten Pflege der Verbindung von Wissenschaft und Leben trug. Und das entsprach dann wieder ganz dem Geist, von dem der gesamte Betrieb der Wissenschaft an der Marburger Universität belebt wird, und der von einem ihrer hervorragendsten und feinfühligsten Mitglieder, Theodor Birt, in der den Teilnehmern der Versammlung gewidmeten Schilderung Marburgs sehr gut gekennzeichnet wurde, wenn es hieß: „Das ist Marburgs Ruhm und Marburgs Kummer, daß die bedeutendsten Männer es suchen und daß die bedeutendsten Männer von ihm weggehen. Aber alle, die da gingen, waren hier eben jung, und das also ist Marbungs Vorzug; es hat nie vergreisen können."

Gleich die feierliche Sitzung der Eröffnung, die in dem ehrwürdigen Raume des Marburger Religionsgesprächs zwischen Luther und Zwingli, im Rittersaal des prächtigen Landgrafenschlosses, stattfand, bewies, daß hier Verbindung von Wissenschaft und Leben den Grundton aller Verhandlungen abgeben sollte. Denn mit überzeugender Klarheit wußte Prof. Vogt die hohen Werte deutscher Kultur darzulegen, deren Pflege den Philologen-Versammlungen eben als dem sichtbaren Ausdruck gegenseitiger Befruchtung von Theorie und Praxis anvertraut ist. Wenn er dabei auf die große Gefahr hinwies, daß heute das rechte Augenmaß für die besonderen Aufgaben der höheren Bildungsstätten weiten Kreisen verloren gegangen sei, daß der Gedanke, die höhere Schule und die Universität sollten eine strenge, geistige Auslese treffen, unpopulär geworden sei, so verdient das recht weithin gehört zu werden. Schule wie Universität sollen mitnichten, wie das heute nicht selten gewünscht wird, möglichst viel Kenntnisse mit möglichst geringem Aufwand an Zeit und Geistesarbeit zu übermitteln streben. Wie die Erkenntnis, daß zur Körperkultur die Schulung zu Kraft und Gewandtheit durch Überwindung sich steigernder Schwierigkeiten gehöre, unserer Zeit völlig geläufig geworden sei, so müsse es

auch die andere werden, nämlich, daß auch der Weg zur höheren Geistesbildung hindurchführen müsse durch eine entsprechende energische Gymnastik des Geistes, daß die Erwerbung des Wissens zusammengehen müsse mit der Steigerung des Könnens. Daß sich der anwesende Vertreter des Kultusministers damit durchaus einverstanden erklärte, war ein wertvolles Zeugnis dafür, daß von der Unterrichtsverwaltung jedenfalls die sogenannte „Erleichterungspädagogik" auf Schule und Universität nicht begünstigt wird. Ebenso wertvoll war die bei anderer Gelegenheit von demselben Vertreter abgegebene Erklärung, daß auch der Minister die gegenwärtigen Lehrpläne für an manchen Stellen bereits brüchig hält und gerade aus der Praxis des Unterrichts Verbesserungsvorschläge erwartet.

Die Verteilung der Zeit auf die allgemeinen und die Sektionssitzungen hat gegen früher einen bedeutenden Fortschritt gemacht; an den ersteren teilzunehmen ist jetzt allen Mitgliedern möglich. Wünschenswert aber ist es, daß es gelingen möchte, noch mehr Mitgliedern eine Teilnahme auch an den Sitzungen der pädagogischen Sektion zu ermöglichen, mit deren Tagungen also nicht zu viel andere Sitzungen zusammenfallen zu lassen. Einen wichtigen Schritt dazu bildet ein Antrag der altphilologischen, archäologischen und althistorisch-epigraphischen Sektion, künftig miteinander verschmolzen zu werden, während es einen Rückschritt bedeuten müßte, wenn ihrem Antrag gemäß künftig eine Sektion für Erdkunde als besondere aus der historisch-geographischen ausschiede. Denn Konzentration, nicht Differenzierung muß hier die Lösung sein. Darum war es wichtig, daß dem Antrag nicht Folge gegeben wurde, eine neue philosophische Sektion zu bilden, ohne natürlich, daß die wünschenswerte Verstärkung der Pflege der Philosophie auf den Versammlungen preisgegeben würde. Ein Weg zur Zusammenziehung und Zeitersparnis wäre auch, daß Vorträge, wie der von Prof. Klotz aus Prag über die Entwicklung des römischen Dramas, statt in der allgemeinen, in der Sonder-Sitzung gehalten werden, da die Anlage zu wenig die Allgemeinheit Fesselndes bot. Anderseits bot der an sich wertvolle Inhalt des Vortrages von Prof. Budde, über die stärkere Berücksichtigung der Individualität im Unterricht, in der pädagogischen Sektion keine rechte Gelegenheit für die hier durchaus notwendige Debatte, da der bei weitem größte Teil aus Anführung geschichtlicher Belege bestand von Rhabanus Maurus über Commenius und Pestalozzi bis zu den Pädagogen der Gegenwart.

Von den Vorträgen in den allgemeinen Sitzungen erregte gleich der erste, von Geheimrat Diels über Wissenschaft und Technik bei den Hellenen, sehr starkes Interesse. Gegenüber der noch vielfach herrschenden Meinung, daß die Technik des Altertums verhältnismäßig niedrig gestanden habe, war es recht willkommen, aus dem Munde eines Forschers wie Diels die richtige Einschätzung zu hören. Die Philosophen Thales, Anaximander, Pythagoras wurden in ihrer eigenen und ihrer Schüler Bedeutung für die Ingenieurkunst behandelt, die die Erbauung einer Tunnelwasserleitung auf Grund angewandter Mathematik in Samos, der Schiffbrücke für Darius und Xerxes ermöglichten, der mathematische Gedanke von Symmetrie und Rechtwinkligkeit wurde in seiner Anwendung auf Architektur und Stadtbaukunst bis nach Pompeji hin, ja sogar auf die Plastik, nicht minder auf die wissenschaftliche Technik der Ärzte und auf die Konstruktion von Geschützen nachgewiesen. In der Würdigung des genialsten Mathematikers und Physikers des Altertums, Archimedes, gipfelte der Vortrag, der in seinem Schluß als den archimedischen Punkt der Pädagogik bezeichnete, Empirie und Theorie ebenso zu verbinden, wie es — gleich der griechischen — die moderne deutsche Technik tue, und worauf allein deren ungewöhnliche Erfolge beruhten. Nur so werde man am sichersten die große Gefahr der bloßen Lehrtechniker mit ihrer *βάναυσος παιδεία* beschwören.

Die besondere Aufgabe der allgemeinen Sitzungen bildet seit 1905 die Frage nach einem engeren Verhältnis zwischen Schule und Universität, d. h. die Durchführung des sogen. „Hamburger Programms". Nachdem in Hamburg selbst, dann in Basel, Graz und Posen die einzelnen Lehrfächer von Akademikern wie Schulmännern daraufhin erörtert worden waren, sprach in Marburg Prof. Lehmann aus Posen darüber, was die pädagogische Wissenschaft für die Heranbildung der Oberlehrer leiste. In der schon oft und nachdrücklich von ihm vertretenen Weise forderte er zur Abhilfe der Mißstände — die Gymnasialseminare und weitere besondere Einrichtungen wie in Halle und Berlin, sowie die Vorlesungen über Pädagogik von seiten der Theologie- und Philosophie-Professoren könnten die Aufgabe nicht lösen — besondere Professuren für Pädagogik. Die lebhafte Debatte, an der sich mit beachtenswerten Einwürfen Prof. Wendland aus Göttingen, Geh. Rat Prof. Natorp aus Marburg und Geh. Rat Cauer aus Münster betätigten, ergab, daß die Frage noch keineswegs spruchreif ist. Es schien aber, trotzdem es nicht ausdrücklich festgestellt wurde, die allgemeine Auffassung zu sein, daß die gegenwärtigen Verhältnisse nicht haltbar seien. Als die besondere Aufgabe der Pädagogik-Professoren bezeichnete Lehmann Geschichte und Systematik der Pädagogik.

Von den sieben übrigen Vorträgen in den allgemeinen Sitzungen brachten die von Geh.

Rat Prof. Schröder aus Göttingen und Geh. Rat Prof. Burdach aus Berlin den bei weitem größten Gewinn durch das hochbedeutsame Neue des Gegenstandes, wie durch die eindruckvolle Eigenart der Persönlichkeit der Vortragenden. Schröder sprach über Wortschöpfung und Wortwahl, d. h. also über Wortbildung. Er wies mit Belegen aus seiner besonderen Wissenschaft, der Germanistik, nach, daß die Wortbildung ausnahmslos dem Individuum gebühre und daß sie häufig ganz auf völlig zufälligem Anlaß beruhe, die Wortwahl dagegen dem regulierenden Anteil der Volksgemeinschaft. Ja, Schröder führte alle sprachlichen Neuerungen auf einen lokal aufs engste begrenzten Ausgangspunkt und geradezu auf die Einzelperson zurück. Infolgedessen dürften die sogen. Sprachgesetze, vor allem auch die Lautgesetze, künftig nur den Wert einer Arbeitsmethode beanspruchen und die Etymologie nur den einer Hilfswissenschaft. Anderseits aber eröffnet Schröders Betrachtungsweise die Aussicht auf Erschließung historischer Erkenntnisse und die Festlegung der örtlichen und zeitlichen Ausgangspunkte wichtiger Kulturgebiete, wie z. B. des deutschen Rechts. — Burdach wiederum, der die Ergebnisse seiner Forschungen über den Ursprung des Humanismus vortrug, zeigte, wie der Streit darüber von einer falschen Fragestellung ausgehe. Der neue Geist der „Humanismus" genannten Strömung darf nicht verwechselt werden mit dem Inhalt der humanistischen Strömungen des Mittelalters. Die ihm eigentümliche Überzeugung von der Vorbildlichkeit des Altertums hat den Humanismus nicht von Anfang an bestimmt, Vielmehr ist die in Humanismus und Renaissance sich aussprechende Wieder geburt — nicht Wiederbelebung — des Altertums eine Übertragung des christlichen Paulinischen Begriffs des neuen Lebens auf das menschliche, geistige, künstlerisch-literarische Gebiet. Die mystische Erregung der Seele, wie sie von Joachim von Fiore und vor allem von Franz von Assisi ausging, bildet die Hauptquelle für den Drang der Epoche nach einem neuen menschlichen Leben mit freier Entfaltung der eigenen Kraft, der künstlerischen Persönlichkeit, zunächst in Italien. Es gelang dem Vortragenden, die landläufige Anschauung von dem Dualismus der antiken ausschließlich weltfreudigen und der mittelalterlichen, ebenso ausschließlich weltfeindlichen, nazarenerhaften Weltauffassung zu widerlegen und die im Mittelalter angelegten Kräfte als notwendige Vorbedingungen zu dem im Humanismus zutage tretenden Lebensgefühl aufzuzeigen. Burdach schloß mit der frohen Zuversicht, daß auf die zweite, die deutsche Renaissance im 18. Jahrhundert, eine dritte im Deutschland der doch nicht zu fernen Zukunft folgen werde, die gleich der ersten italienischen, aber noch entschiedener, eine Wiedergeburt sein werde aus nationalem Geist, eine Erneuerung der angestammten Fähigkeiten unseres Selbst. Das ist dasselbe Ziel, das auch der Germanisten-Verband anstrebt, der gleich dem Gymnasialverein am Tage vor Beginn der Philologen-Versammlung in Marburg eine Sitzung abhielt. Wurde in jenem bei Behandlung der Auswahl der griechischen Schullektüre von Prof. Wendland unter anderem auch der Gesichtspunkt der antiken Grundlagen der modernen Dichtung geltend gemacht, so stellte in diesem Direktor Bojunga aus Frankfurt a. M. in seiner Erörterung der Leitsätze über die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf deutschen höheren Schulen u. a. als dessen Ziel hin: tatfreudige Mitarbeit an der Läuterung, Vertiefung und Entfaltung des deutschen Volkstums zu wecken. — Im Geiste dieser Zukunftsidee stand auch der Vortrag von Prof. Graef aus Flensburg über Gymnasium und Oberrealschule. Da die letztere zur besonderen Aufgabe die Bekanntschaft mit dem neuen Weltbilde haben müsse, wie die drei letzten Jahrhunderte es gestalteten, so bilde dabei neben den Naturwissenschaften und dem quellenmäßigen Lesen englischer und französischer Schriftsteller den Hauptvermittler das Deutsche. — Sonst sprachen in den allgemeinen Sitzungen noch Pfarrer Kisch aus Bistritz in Siebenbürgen über die Herkunft seiner Landsleute, die er an der Hand der Sprache aus dem Mosel-Fränkischen Luxemburg herleitete, Prof. Klotz aus Prag über die Entwicklung des römischen Dramas, Prof. Voretzsch aus Halle über Alter und Entstehung der französischen Heldendichtung, Prof. Gercke aus Breslau über eine Niederlage des Sokrates. Nicht überall vermochten Inhalt bzw. Form der Vorträge auch außerhalb des Kreises der engeren Fachgenossen lebhaftes Interesse zu erwecken. Es fehlte nicht bei Gerckes Vortrag; aber seine Auffassung, daß Platon im „Protagoras" nicht die sophistischen Lehren habe unterliegen lassen und die des Sokrates von der Einheit von Tugend und Wissen habe triumphieren lassen wollen, wird sehr der Nachprüfung bedürfen.

Neben den allgemeinen Sitzungen bilden die der pädagogischen Sektion das einigende Band. In ihr sprachen, neben einem medizinischen Vertreter der Universität, sieben Schulmänner, ein Verhältnis, das doch zu denken gibt. Alle Gegenstände aber ohne jede Ausnahme standen in engster Beziehung zu wichtigsten Fragen der Gegenwart, zu durchaus berechtigten „Forderungen des Tages". Geh. Medizinalrat Prof. Schenk aus Marburg behandelte das Thema der Gefahren des Sports, worunter aber, was durchaus richtig war, Leibesübungen und ähnliches mit verstanden war. Der physiolo-

gische Begriff der Ermüdung stand im Mittelpunkte der Erörterung, und besonders wertvoll war die Feststellung, daß ermüdete Muskeln geistige Ermüdung bewirken, daß aber auch das Umgekehrte stattfindet, was noch keineswegs genügend beachtet wird und doch für die Gestaltung der Stundenpläne von großer Bedeutung ist. Bei Fußwanderungen schlägt Sch. die geistigen Anregungen noch sehr viel höher an als die körperliche Kräftigung. Die Verhältnisse, unter denen der Schüler zu Hause arbeitet, hält er in sehr vielen Fällen für gesundheitsschädigender als die in der Schule. — Direktor Brandt aus Düsseldorf zeigte in dem Vortrag über die kunstpädagogische Bedeutung von Millet und Meunier, den typischen Vertretern des modernen Realismus, wie Schüler das Kunstschaffen aus dem Leben und den Erlebnissen der Künstler verstehen lernen, wie sie aber auch aus der Betrachtung ihrer Werke zu einer Erfassung der künstlerischen Persönlichkeit gelangen können.—Eine geradezu brennende Tagesfrage behandelte Direktor Huckert aus Posen, nämlich die Leistungen der höheren Lehranstalten Preußens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Auf Grund von reichen statistischen Aufstellungen konnte er nachweisen, einmal daß die Klagen über Rückgang der Leistungen und ungeeignetes Schülermaterial sehr alt sind, und daß aus dem Ausfall von Prüfungen an den höheren Schulen oder an den Universitäten kaum andere bündige Schlüsse gezogen werden dürfen als der, daß auch hier Angebot und Nachfrage den Haupteinfluß ausübten. Natürlich aber war der Redner weit davon entfernt, die Forderung einer Steigerung der Leistungen oder das Streben nach Entfernung ungeeigneter Elemente abzulehnen. Wichtig war es, daß in der pädagogischen Sektion nahezu einstimmig die Resolution angenommen wurde: „In der Änderung des Berechtigungswesens sieht die Päd. Sekt. eine der wirksamsten Maßregeln zur Erhöhung der Leistungen." — Ebenfalls durchaus im Sinne eines Fortschritts war die Forderung des Prof. Stürmer gehalten, zum Zweck der Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft im Sprachunterricht einen Verein zu gründen; die Notwendigkeit einer solchen Verwendung wird immer unabweisbarer. — Der auch in der Form vollendete Vortrag des Direktors Biese aus Frankfurt a. M. über moderne deutsche Lyrik und die höhere Schule zeigte, wie unerläßlich, aber auch, wie durchaus möglich deren Behandlung im Unterricht ist, nicht als selbständiges Pensum, wohl aber in überlegter häufiger Anknüpfung an bestimmte Stellen der klassischen deutschen wie der fremden Literaturen und als Verwendung für Schülervorträge. Die sehr lebhafte Debatte, u. a. von seiten des Provinzialschulrats Kanzow aus Kassel und des Direktors Lück aus Steglitz, brachte zwar Bedenken vor: die Hauptschriftsteller Lessing, Goethe, Schiller könnten zu kurz kommen und der Geist der modernen deutschen Lyrik sei wegen seines zügellosen Subjektivismus und der bloßen Auflösung in Stimmung für die Jugend zu gefährlich. Indes gerade wegen der mancherlei, auch nicht herrschend mehr vorhandenen, bedenklichen Strömungen muß, wie mit Recht geltend gemacht wurde, eine Hinleitung der Jugend zu den unzweifelhaften Schätzen unserer modernen Lyrik stattfinden, und eine Sichtung der sogen. Klassiker tut je länger desto mehr not. — Auch Direktor Pollack aus Wien behandelte eine Frage aus dem Gebiet des deutschen Unterrichts, nämlich das erotische und sexuelle Problem. Mit Recht forderte er, daß an der Erotik nicht vorbeigegangen werde; vielmehr sei zu zeigen, daß das Liebesleben mit dem sittlichen in engstem Zusammenhang stehe, und daß Derbheiten keineswegs unsittlich zu sein brauchten. Schulausgaben mit Fortlassung der sogenannten verfänglichen Stellen sollte es nicht mehr geben dürfen.

In der pädagogischen Sektion hätte man auch lieber statt in der biologischen den wertvollen Vortrag von Prof. B. Schmidt aus Zwickau über Biologie und philosophische Propädeutik gehört. Schmidt zeigte auf Grund langjähriger Erfahrung, wie sich namentlich folgende drei Dinge mit den Schülern herausarbeiten lassen: inwiefern die Beobachtung der Lebensvorgänge dazu führe, einen Zweckbegriff anzunehmen; dann das Problem des Lebens selbst, wobei, immer auf Grund von Beobachtungen, die Frage angeregt werden müsse, ob zu seiner Erklärung die physikalischen und chemischen Vorgänge genügten; endlich die Frage nach der Entstehung des Bewußtseins.

Aus der Fülle der Vorträge in den einzelnen Sektionen seien folgende genannt, deren Kenntnis von besonderem Interesse sein dürfte. In der archäologischen Sektion sprachen Dr. Fimmen aus Athen über Handel und Verkehr in mykenischer Zeit, Dr. Pritzel (Berlin-Lichterfelde) über Vegetationsbilder aus Hellas und Kleinasien, Dr. Prinz aus Breslau über Babylon im Licht der deutschen Ausgrabungen, alle unter reicher Verwendung von Lichtbildern. Ferner, mit besonderer Wirkung Prof. Körte aus Gießen über die Eleusinischen Mysterien, indem er in Weiterführung von Dieterichs Ansichten den sakralen Akt selbst aufzuklären suchte, durch den der Myste zum Sohn der Erdmutter wird; ferner Dr. Malten über

das Pferd im Totenglauben; Prof. Cuntz aus Graz über die Geographie des Ptolemäus und ihre Grundlagen. In der germanistischen Sektion sprach Geh. Hofrat Prof. Behaghel aus Gießen über deutsche Konjunktionen, Prof. Reuschel aus Dresden über Goethes Gedicht „Der Gott und die Bajadere", Dr. Stammler aus Hannover über die Aufgaben der Schiller-Philologie. Die anglistische Sektion hatte u. a. einen Vortrag von Prof. Schücking aus Jena über Literatur- und Geschmacksgeschichte, die romanistische einen von Dr. E. Köller aus Dresden über den Impressionismus in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts, die volkskundliche einen von Dr. Urtel aus Hamburg über Gebärdensprache in Portugal.

Was die Marburger Versammlung ihren Teilnehmern außer den Vorträgen bot, stand in schönem Zusammenhang mit ihrer ganzen gewollten Eigenart. Die Universität bot eine Festschrift mit wertvollen Abhandlungen von den sechs Dozenten: Geldner, Jülicher, Maaß, Natorp, Vogt und Vietor; die Gymnasiasten führten die „Spürhunde" des Sophokles sowie eine Szene des Epitrepontes des Menander, beides in Roberts meisterhafter Verdeutschung, und dann noch den Peter Squenz von Gryphius auf. Den ernsthaften Abschluß des Ganzen bildete der Besuch der Saalburg, der unter der denkbar sachkundigsten Führung stattfand und als willkommene Anschauung zu dem Vortrag von Diels über Wissenschaft und Technik die Funktion der rekonstruierten antiken Wurfmaschinen kennen lehrte. Den Heimkehrenden aber wird nicht zum wenigsten die selbstironisierende Lebensbetrachtung zu denken geben, zu der Theodor Birts geistsprühendes Satyrspiel „Ein Philologenmorgen oder die verunglückte Probe" erheben wollte: die Vermählung der in den Olymp erhobenen Philologie mit Merkur war ein verheißungsvolles Symbol für die Zukunft.

Als Ort der nächsten Tagung wurde für 1915 Münster in Westfalen gewählt.

Spandau. P. Lorentz.

Die Chemie in Großbritannien in der ersten Hälfte des Jahres 1913.

Gas- und Staubexplosionen. — Sir J. J. Thomson über positive Strahlen und ihre Anwendungen. — Strutt's aktiver Stickstoff.

Eine Reihe verheerender Explosionen in Kohlenbergwerken hat zur Folge gehabt, daß ein von der Regierung zur Untersuchung der Physik und Chemie dieser Explosionen eingesetzter Ausschuß, um sie zu verhüten oder wenigstens ihre unheilvollen Folgen zu mildern, in den letzten Jahren eine wichtige Arbeit begonnen hat. Bis zum Jahre 1880 war es noch nicht allgemein bekannt, daß bei den Explosionen in den Bergwerken der Kohlenstaub eine Rolle spielt; seitdem aber wurde die Gefahr, die der Staub hervorruft, wieder und wieder bewiesen. Nicht nur in Kohlenbergwerken, sondern auch in Mehl-Mühlen, Stärke-Magazinen und Samenquetsch-Mühlen sind verhängnisvolle Staubexplosionen in den letzten Jahren vorgekommen, so daß sich die Aufmerksamkeit Vorkehrungen zuwandte, die die Entzündung solchen Staubes verhindern könnten. Die einzige praktisch wichtige Verhütungsmethode, die man bisher kennt, besteht darin, daß man mit dem entzündbaren Staub trägen Staub, z. B. gemahlenen Stein, gemahlenen Schiefer oder (bei Versuchen in kleinerem Maßstabe) Magnesia mischt. Eine der größten Autoritäten in der Frage der Explosionen und Mitglied des obenerwähnten Ausschusses, Professor H. B. Dixon in Manchester, hat kürzlich sorgfältige Versuche über die Wirkung unverbrennbarer Staubarten auf die Explosion von Gasen beschrieben. Es kann als sicher gelten, daß die Stoffe, die sich zur Verhütung von Gasexplosionen anwenden lassen, auch gegen Staubexplosionen verwendbar sind.

Nach der kinetischen Gastheorie lassen sich die Bedingungen, die bei einer explosiven Mischung von Gasen vorhanden sind, etwa folgendermaßen beschreiben. Die Gasmoleküle sind in ständiger Bewegung und stoßen dabei untereinander und mit den Wänden des sie einschließenden Gefäßes zusammen, wobei die Temperatur der Mischung durch die Durchschnittsgeschwindigkeit aller Moleküle bestimmt wird. Clerk Maxwell hat berechnet, daß in jedem Augenblicke 2 Prozent aller Moleküle in einem Gase sich mit einer Schnelligkeit bewegen, die über das Doppelte des Durchschnitts hinausgeht. Bei jedem Explosionsgemisch bei gewöhnlicher Temperatur, z. B. Wasserstoff und Sauerstoff, gibt es eine ähnliche Schnelligkeitsverteilung, und eine gewisse Zahl von Wasserstoff-Molekülen stößt mit Sauerstoff-Molekülen zusammen, wobei eine Verbindung stattfindet und Hitze erzeugt wird. Aber wenn das nur zwischen verhältnismäßig wenigen Molekülen vorkommt, zerteilt sich die so hervorgebrachte Hitze unter den Molekülen der Umgebung. Bei höheren Temperaturen stößt eine größere Zahl von Molekülen zusammen und verbindet sich, und, wenn die Temperatur nach und nach gestiegen ist, wird ein Punkt erreicht, an dem die Zahl der zusammenstoßenden Moleküle so gewachsen ist, daß die dadurch erzeugte Hitze so groß ist, daß sie durch die Moleküle der Umgebung nicht schnell genug absorbiert werden kann. In dieser Lage beginnt das Gas sich selbst zu erhitzen; es ist die sogenannte Verbrennungstemperatur. Unterhalb dieser ist die chemische Verbindung

äußerst langsam; über ihr wächst diese Verbindung rasch, bis die Entzündung eintritt. In einer Flamme kann die Schnelligkeit der chemischen Verbindung wechseln, aber in ihrer intensivsten Form, der sogenannten Explosionswelle, tritt die Verbindung in der Tat unverzüglich ein.

Früher hat man bezüglich der Wirkung des unverbrennbaren Staubes auf Explosionsgemenge von Gasen zwei Ansichten vertreten. Erstens hat man angenommen, Abel habe bewiesen (1880), daß unverbrennbarer Staub infolge katalytischer Oberflächenwirkung die Explosion einer Mischung von Grubengas und Luft erleichtern könne. (In den letzten Jahren haben Professor W. A. Bone und seine Mitarbeiter die Oberflächenwirkung bei der Beförderung der Verbindung von Sauerstoff mit brennbaren Gasen sehr eingehend untersucht. Ihre bemerkenswerten Ergebnisse haben eine kaufmännische Ausbeutung des Verfahrens zur Erheizung von Dampfkesseln herbeigeführt.)

Zweitens hat man es für möglich gehalten, daß der träge Staub dazu beitragen könnte, die durch ein Explosivgemenge hindurchgehende Flamme abzukühlen, indem dies Hitze aus ihr absorbiert. Wenn hinreichender träger Staub da ist, kann er natürlich imstande sein, die Flamme ganz auszulöschen. Um zur Entscheidung zwischen diesen sich bekämpfenden Ansichten zu gelangen, begannen Professor Dixon und seine Mitarbeiter ihre Versuche. Diese haben endgültig bewiesen, daß die Verbreitung einer Explosion durch trägen Staub durchaus nicht erleichtert wird, indes man kann nicht sagen, daß er unter allen Umständen eine Explosion verhindert, und es wird zur Aufklärung dieses wichtigen Forschungsgebietes noch viel Arbeit nötig sein.

*

Vor der Königlichen Gesellschaft hat Sir J. J. Thomson kürzlich einen höchst interessanten, wissenschaftlich äußerst bedeutsamen Vortrag gehalten. Er behandelte die letzten Ergebnisse seiner Methode chemischer Analyse mittels positiver Strahlen, deren Grundzüge ich in meinem letzten Berichte kurz angedeutet habe. Die positiven Strahlen sind nichts anderes als die Kanalstrahlen (elektrisch geladene Atome und Moleküle), die Goldstein 1886 entdeckt hat, und die man erhält, indem man eine elektrische Entladung bei niedrigem Drucke durch eine durchbohrte Kathode gehen läßt. Wie ich früher erwähnt habe, zeichnet sich ein Teilchen positiven Strahles jeder Art auf einer photographischen Platte als Parabel ab, deren Form durch den Wert $\frac{e}{m}$ bestimmt ist, wobei e die Größe der Ladung in dem Teilchen und m die Masse des Teilchens ist. Es ist klar, daß, falls die Parabel z. B. 8 ergibt, dies von einem doppeltgeladenen Sauerstoffatom (m = 16) oder von einem geladenen Atom einer Substanz herkommen kann, die das Atomgewicht 8 hat. Einfach und vielfach geladene Teilchen können durch sorgfältige Prüfung der Photographien unterschieden werden, doch lassen sich die Einzelheiten hier nicht beschreiben. Fünf Klassen geladener Teilchen sind bisher entdeckt worden: 1. positiv geladene Atome mit einer Ladung; 2. positiv geladene Moleküle mit einer Ladung; 3. positiv geladene Atome mit vielfacher Ladung; 4. negativ geladene Atome; 5. negativ geladene Moleküle.

Die Seltenheit doppelt (oder vielfach) geladener Moleküle erklärt Thomson als die Folge der Stärke des Schlages, der doppelte Ladungen hervorruft. Dieser Schlag ist so groß, daß er das Molekül in Atome zerlegt. Das Vorkommen der vielfachen Ladung scheint nicht von der Wertigkeit oder irgendeiner anderen chemischen Eigenschaft des Elements abzuhängen. So verschiedenartige Elemente wie Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Quecksilber, Helium, Neon, Argon geben alle vielfach geladene Atome. Diese Ergebnisse deuten an, daß man die doppelte oder vielfache Ladung nicht einem Vorgange der chemischen Verbindung zuschreiben darf. Vielmehr scheint die vielfache Ladung mit der Masse des Atoms im Zusammenhang zu stehen. Z. B. kann das schwerste bisher bezeugte Atom, Quecksilber, nicht weniger als acht, Krypton, mit dem Atomgewicht 83, fünf, Argon (Atomgewicht 40) drei, Neon (Atomgewicht 20) zwei Ladungen haben.

Wie oben erwähnt, sind, obwohl die Strahlen positive heißen, nicht alle Teilchen positiv geladen; vielmehr haben einige negative Ladung. Tatsächlich haben diese dieselbe Energin wie die positiv geladenen Teilchen. Solange sie in der Entladungsröhre sind, sind sie wirklich positiv elektrisiert, bis sie die Kathode erreichen. Dort werden sie neutralisiert, absorbieren von nun aber ein negatives Kathodenstrahlteilchen und werden so negativ elektrisiert, bevor sie die magnetischen und elektrischen Felder erreichen. Da diese Teilchen mit großer Schnelligkeit sich fortbewegen, muß natürliche ihre Anziehungskraft für die negativen Teilchen sehr groß sein. Das Vermögen eines Teilchens, negativ elektrisiert zu werden, kann als Maß seines umgebenden elektrischen Feldes angesehen werden. Es gibt einige Elemente, deren Atome niemals negativ geladen sind, nämlich Stickstoff, Helium, Argon, Krypton, Quecksilber, während sich eine negative Ladung in den Atomen des Wasserstoffs, Kohlenstoffs, Sauerstoffs, Schwefels und Chlors findet.



Negativ geladene Moleküle kommen nur beim Sauerstoff und Kohlenstoff vor. Sehr interessant ist die Tatsache, daß das negativ geladene Kohlenstoffmolekül sich nicht in Verbindungen wie Methan, Kohlendioxyd, Kohlenoxyd usw. findet, sondern nur in Verbindungen, in denen Kohlenstoffatome ein- oder mehrmals gebunden sind, z. B. Äthan, Äthylen, Azetylen. Das zeigt, daß die Kohlenstoffatome in der letzteren Art Verbindung sehr fest vereint sind, und die Bindung durch die gewaltsame Behandlung in der Entladungsröhre nicht gelöst wird. Ferner ist das aus zwei Kohlenstoffatomen bestehende System hochgradig nicht gesättigt, weil es ein elektrisches Feld hat, das stark genug ist, um ein an ihm sehr geschwind vorbeikommendes Atom zu ergreifen und festzuhalten.

Anwendung der positiven Strahlen: Die Photographie der positiven Strahlen ist eine Aufzeichnung aller Gase in der Entladungsröhre, und die Methode, die zur Entdeckung von Gasen angewendet wird, hat vor der Spektralanalyse verschiedene Vorteile voraus. Erstens kann, wenn eine neue Linie entdeckt wird, das Atom- (oder Molekular-) Gewicht des Teilchens, das sie hervorgerufen hat, zugleich berechnet werden. Zweitens verdunkelt oft die Gegenwart eines Gases das Spektrum des andern, und macht eine Reinigung des Gases nötig, bevor es durch das Spektroskop analysiert werden kann. Bei der Methode der positiven Strahlen ist die Gegenwart fremder Gase ein Gegenstand von geringer Bedeutung. Bezüglich der Empfindlichkeit der Methode stellt Thomson fest, daß er noch keine Versuche gemacht habe, Röhren von höchster Empfindlichkeit herzustellen, daß er aber mit den Röhren, die zurzeit gang und gäbe, keine Schwierigkeit habe, Helium in einem Kubikzentimeter Luft zu entdecken. Als man die Methode zur Prüfung seltener Gase der Atmosphäre anwandte, entdeckte man nach der Verdunstung der flüchtigeren Teile der flüssigen Luft ein neues Gas in den Rückständen. Dieses neue Gas, das ein Atomgewicht von etwa 22 hat, und deshalb dem Neon wahrscheinlich nahe verwandt ist, hat J. W. Aston in der Septembersitzung der British Association beschrieben. Er hat gefunden, daß das Gas, das man bisher für Neon gehalten hat, vielmehr ein Gemisch von Neon (dessen wahres Atomgewicht wahrscheinlich 19.9 ist) und dem neuen Element mit dem Atomgewicht 22.1 ist. Die Gase sind tatsächlich in jeder Hinsicht identisch, sogar in ihren Spektren, indes ist durch fraktionale Diffusion eine teilweise Scheidung erzielt worden, die durch eine Änderung der Dichtigkeit bewiesen wurde.

Am interessantesten ist vielleicht die Anwendung der Methode zur Erforschung des neuen Gases X_3, bei dem $\frac{m}{e} = 3$ ist. Bis jetzt hält man dieses Gas für dreiatomigen Wasserstoff. Man hat gefunden, daß sehr verschiedene Körper das Gas abgeben, wenn sie von Kathodenstrahlen getroffen werden, daß dagegen die meisten Metalle es mit bemerkenswerter Zähigkeit festhalten. Bisher hat man erst ein Metall entdeckt, daß, wenn es erhitzt wird, das Gas abgibt, und zwar feingespaltenes, eine Woche lang erhitztes Kupfer. Man kann jetzt noch nicht sagen, ob es sich um eine Adsorption des Gases an die Metalle oder um eine Verbindung irgendwelcher Art mit ihnen handelt. Thomson denkt an eine chemische Verbindung. Gleichzeitig kann festgestellt werden, daß die Eigenschaften von X_3 denen des Wasserstoffs ganz unähnlich sind. X_3 ist ein verhältnismäßig träges Gas und kann mit Sauerstoff entzündet werden. X_3 wird aber zerstört, wenn man es mit Wasserstoff mischt und die Mischung mit Sauerstoff zur Entladung bringt.

*

Seit meine früheren Mitteilungen veröffentlicht worden sind, ist die Arbeit auf diesem Gebiete rüstig fortgeschritten. Einige Experimentatoren schlossen bei der Wiederholung von Strutts Versuchen, daß das eigentümliche Nachglühen, das bei der Entladung von Elektrizität durch Stickstoff eintritt, nicht durch den Stickstoff allein, sondern durch kleine ihm beigemischte Mengen Sauerstoff verursacht werde. Daraus würde folgen, daß die besonderen Eigenschaften des aktiven Stickstoffs das Ergebnis eines Stickstoffoxyds sind. Infolge dieser Kritiken hat Strutt eine Reihe sorgsamer Versuche über die Wirkung der Beimischung verschiedener Gase auf den benutzten Stickstoff angestellt. Erstens hat er gezeigt, daß seine Methode, (durch die Wirkung von Phosphor) sauerstofffreien Stickstoff zu erhalten, äußerst wirksam ist. Wenn ein Teil Sauerstoff 150,000 Teilen Stickstoff beigefügt wird, in denen ein Beutel Phosphor aufgehängt ist, sieht man eine deutliche Reaktion eintreten, indem weiße Rauchstreifen sich rund um den Phosphor bilden. Darauf wurde die Wirkung einer absichtlichen Zufügung von Sauerstoff zu dem Gas erprobt und dabei gefunden, daß bei der Gegenwart von mehr als 1% Sauerstoff keine guten Ergebnisse erzielt werden könnten. 2 Prozent Sauerstoff zerstörten das Nachglühen ganz und gar. Kleine Mengen Wasserstoff bis zu ½ Prozent schaden nicht, aber 20 Prozent Wasserstoff löschen das Glühen völlig aus. Von nicht getrocknetem Stickstoff wird kaum ein Glühen hervorgerufen, da Wasserdampf sehr schädlich wirkt.

Die chemischen Reaktionen der neuen Spielart des Stickstoffs sind weiter untersucht worden. Die Quecksilber-, Zink-, Kadmium- und Natriumdämpfe verbinden



sich alle und bilden Nitride. Auch Kohlenstoffdisulfid verbindet sich mit dem aktiven Stickstoff und bringt einen blauen Körper hervor, der aller Wahrscheinlichkeit nach der einfachste Stickstoffsulfid ist.

Die Wirkung des aktiven Gases auf organische Verbindungen sind noch genauer untersucht worden: Kohlenwasserstoffe verbinden sich mit dem Erzeugnis der Cyanwasserstoffsäure. Bei Benzol wurden auch komplexere Substanzen hervorgebracht, darunter Cyanobenzol. Das Ergebnis dieser neuen Versuche ist die Betätigung der unsprünglichen Ansicht, daß „aktiver Stickstoff" einatomiger Stickstoff ist.

Manchester. E. Hope.

Auf Einladung eines Komitees, dem Ministerialdirektor Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Fr. Schmidt, die Professoren Geh. Reg.-Rat Dr. M. Sering, Geh. Reg.-Rat Dr. Th. Schiemann, D. Dr. K. Hol, Dr. O. Auhagen und Dr. O. Hoetzsch (Berlin), Dr. O. Franke (Hamburg), Dr. H. Schumacher und Dr. L. K. Goetz (Bonn), K. Wiedenfeld (Köln), Generalkonsul R. v. Mendelssohn u. a. angehörten, hat am 16. Oktober in Berlin die begründende Versammlung einer Deutschen Gesellschaft zum Studium Rußlands getagt. Prof. Sering, der den Vorsitz führte, legte in seiner Eröffnungsrede den Gedanken dar, der zu dem Plane einer solchen Gesellschaft geführt habe. Wir empfinden, führte er aus, die geringe Kenntnis von unserem großen Nachbarreich als einen Mangel der deutschen Volksbildung, und den allzu bescheidenen Anteil Deutschlands an der Erforschung Rußlands und an der Verbreitung und Vertiefung der Kenntnisse dieses Landes als einen Mangel in unserem wirtschaftlichen Leben. Nur wenige sind mit den staatlichen und wirtschaftlichen Zuständen Rußlands und vollends mit den Wegen vertraut, die zu einer tieferen Erkenntnis russischen Wesens führen. Das größte territorial abgeschlossene Staatswesen der Erde entsendet den weitaus größten Strom seiner Waren nach Deutschland. Unsere Einfuhr steht dort vor der aller anderen europäischen Länder, aber kaum für ein anderes großes Land ist in Deutschland so wenig Gelegenheit, sich zu unterrichten, wie für Rußland. Die Professuren für slawische Philologie, russische Geschichte und Länderkunde sind leicht an den Fingern einer Hand abzuzählen. In unserer Presse finden wir meist eine höchst ungenügende Berichterstattung über Rußland. In der planmäßigen Aufklärung weiter Kreise über Rußland und seine Kultur sind wir ins Hintertreffen geraten gegen England und Frankreich. In England arbeite mit großen Mitteln die School of Russian Studies in Liverpool, die die „Russian Review" herausgebe, Frankreich unterhalte seit 1911 das Institut Français in St. Petersburg. Der Entschluß, es diesen Nationen auf unsere Weise gleich zu tun, sei gereift, als die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin etwa hundert deutsche Männer: höhere Verwaltungsbeamte, Industrielle und Gelehrte nach Rußland führte und ihnen Gelegenheit gab, das mit großer Energie in Angriff genommene Werk der sozialen Reformen kennen zu lernen, das die bisher durch eine noch stark agrarkommunistische Verfassung gebundenen Kräfte der russischen Bauernschaft von den kommunistischen Banden befreien und einen mächtigen Aufschwung des Landbaues, der in manchen Richtungen schon kräftig entwickelten Industrie und auch des geistigen Lebens durchsetzen will. Man wolle versuchen, ein Werk der Aufklärung und Forschung zu verrichten und eine freie Organisation der Forschung zu begründen. Die neue Gesellschaft sei eine Arbeitsgemeinschaft ohne jedes dekorative Beiwerk, weder ein wirtschaftlicher noch ein politischer Verein, aber ihre Arbeit werde den wirtschaftlichen Interessen beider Nationen zugute kommen und das gegenseitige Verstehen der beiden Völker zueinander nach Möglichkeit fördern.

Im Anschlusse hieran entwickelte Prof. Hoetzsch die Grundzüge, wie er sich die Tätigkeit der neuen Gesellschaft vorstellt: Wir wollen den russischen Staat und das russische Volk in ihrer Totalität erfassen und Geschichte und Länderkunde in dem Sinne treiben, wie es Friedrich Althoff wollte. Wir wollen, als ein freies Forschungsinstitut, für die Veröffentlichung wissenschaftlicher Publikationen aus und über Rußland Sorge tragen, und wir wollen endlich die ungeheure wissenschaftliche Literatur Rußlands durch Übersetzungen und Bearbeitungen Westeuropa zugänglich machen. So z. B. ist über den Übergang Rußlands zum Verfassungsstaat und über den dadurch entstandenen umfangreichen neuen Rechtsstoff schon eine große Literatur vorhanden, die man aber bei uns noch gar nicht kennt. Von russischen Werken werden bei uns häufig Übersetzungen verbreitet, die von Verdrehungen und Fälschungen voll sind. Hier bietet die neue Literaturkonvention die Möglichkeit, Besserung zu schaffen, und wir wollen diese Möglichkeit nach Kräften ausnützen. Wir wollen unseren literarischen Kreisen die Seele des russischen Volkes zum Verständnis bringen. Wir wollen auch Studienreisen veranstalten, denn Rußland wird heute weniger aufgesucht, als die entferntesten und unbekanntesten Länder. Wir wollen versuchen, unsere Gesellschaft auf ganz Deutschland auszudehnen und Verbin-

dungen mit russischen Gelehrten und mit den Deutschen in Rußland anzuknüpfen.

Nachdem mehrere Redner die neue Gesellschaft der Sympathie und Unterstützung der von ihnen vertretenen Interessenkreise versichert hatten, genehmigte die Versammlung, in der die Reichsämter des Innern, des Auswärtigen, der Finanzen und der Justiz vertreten waren, und der die preußischen Minister des Innern und der Landwirtschaft ihre besten Wünsche übermittelt hatten, den vorliegenden Satzungsentwurf und wählte einen vorbereitenden Ausschuß.

Ein interessantes und technisch sehr wichtiges Verfahren zur Herstellung von Metallüberzügen auf beliebigen Körpern ist im Laufe der letzten Jahre von dem schweizerischen Ingenieur Schoop ausgearbeitet und kürzlich zu einer solchen Vollendung gebracht worden, daß es auf vielen Gebieten der Technik geradezu umwälzend wirken dürfte. Bisher standen zur Metallisierung von Oberflächen entweder thermische, wie z. B. die Feuervergoldung, oder elektrische, nach den Verfahren der Galvanoplastik arbeitende Methoden zur Verfügung. Außerdem hatte man noch die Möglichkeit, auf den zu metallisierenden Körper fein verteilte Pulver aufzubringen, welche dann vermöge ihrer Adhäsionskraft ziemlich fest hafteten, Bronzierung. All diese Verfahren hatten aber praktisch viele Nachteile, indem entweder die Zahl der zur Metallisierung verwendbaren Metalle beschränkt war oder der erzeugte Überzug nicht genügende Haltbarkeit besaß. Schoop beobachtete nun einmal beim Schießen mit Bleigeschossen nach einer Mauer, daß, wenn zufällig zwei Kugeln nebeneinander auftrafen, so daß ihre Ränder noch übereinanderlagen, sie an den Berührungsstellen vollkommen miteinander verschmolzen, ohne daß es möglich gewesen wäre, auch nur die geringste Trennungslinie zu erkennen. Physikalisch war diese Erscheinung leicht erklärlich. Jedes ankommende Geschoß besitzt eine gewisse kinetische Energie, welche im Augenblick des Auftreffens vernichtet und in Wärme umgewandelt wird. Diese Wärme genügt, um ein vollständiges Verschmelzen der beiden Bleistücke herbeizuführen. Diese Beobachtung verwendete nun Schopp, um dichte, fest zusammenhängende Metallüberzüge herzustellen. Durch eine Flamme wurde das zu zerstäubende Metall bis zum Schmelzen erhitzt und dann, durch einen sehr kräftigen Luftstrom fein zerstäubt, auf die zu metallisierende Oberfläche geblasen. Die an und für sich noch warmen Teilchen verschmelzen dann beim Auftreffen zu einem festen Metallüberzug. Nach dieser Methode kann man ganz nach Bedarf entweder sehr dünne oder auch dickere Metallschichten auf beliebig gestalteten Oberflächen erzeugen. Die neuesten Apparate sind sehr handlich und in Form einer Spritzpistole ausgeführt. Mit dieser Pistole lassen sich auch sehr schwer schmelzbare Metalle, wie z. B. Platin, gut zerstäuben. Verwendet man in der Pistole nicht nur ein, sondern mehrere Metalle, so kann man nach diesem Verfahren Überzüge aus beliebigen Legierungen herstellen. Wirkt das Gebläse gleichzeitig oxydierend, so erhält man z. B. beim Zerstäuben von Blei einen Überzug von Bleioxyd. Es ist leicht ersichtlich, daß dieses Verfahren sich noch nach sehr vielen Richtungen hin ausbauen läßt. Bemerkenswert ist auch, daß die so erzeugten Metalloberflächen eine große Härte besitzen, da ja jedes neu auftreffende Metallteilchen gleichsam hämmernd auf die vorhergehenden wirkt. Auch beliebige andere Körper, wie z. B. Holz, Stoffe usw. lassen sich metallisieren. Besonders wichtig ist dies u. a. bei der Herstellung metallisierter Ballonhüllen, die ja in vieler Hinsicht Vorteile bieten, z. B. in bezug auf Blitzschutz und Abhaltung der Wärmestrahlung der Sonne von dem Gas. So wird gerade jetzt in Italien ein Ballon gebaut, dessen Hülle nach diesem Verfahren mit einer äußerst dünnen Messingschicht überzogen ist. Auch bei der Herstellung von Abgüssen von Kunstgegenständen sowie bei der Anfertigung der Kopien von Grammophonplatten läßt sich das Verfahren mit Vorteil anwenden. Jedenfalls sieht man schon aus diesen kurzen Andeutungen, daß wir es hier mit einem nicht nur sehr interessanten, sondern auch technisch außerordentlich bedeutsamen Verfahren zu tun haben. Gl.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 3
Dezember 1913

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Experimentelle Biologie und das Sexualitätsproblem.

Von
Richard Hertwig.

Wie Se. Exzellenz Präsident Harnack in seiner Eröffnungsrede verkündet hat, beabsichtigt die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihren naturwissenschaftlichen Anstalten ein der biologischen Forschung gewidmetes Institut hinzuzufügen. Den hohen Zielen der Gesellschaft entsprechend, soll dasselbe ohne Rücksicht auf praktische Verwertbarkeit der Förderung wissenschaftlicher Erkenntnis dienen. Indessen noch immer hat auf dem Gebiete der Naturwissenschaften die Zunahme des theoretischen Wissens auch dem praktischen Leben reichen Segen gebracht. Dies wird sich auch für die Biologie bewahrheiten, je mehr dieselbe in der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten der Lebensvorgänge fortschreitet und daraus die Mittel gewinnt, den Ablauf der Vorgänge zu beherrschen und in ihn bestimmend einzugreifen.

Lange Zeit über wurden die beiden Schwesterdisziplinen Zoologie und Botanik die beschreibenden Naturwissenschaften genannt und somit schon durch ihren Namen den exakten, nach kausaler Erkenntnis strebenden Wissenschaften, der Chemie und der Physik, gegenübergestellt. Die Bezeichnungsweise war in früheren Zeiten auch vollkommen berechtigt. Die reine Beschreibung der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Formen befriedigte lange Zeit über vollauf den Biologen, sowohl den Systematiker, welcher in der äußeren Erscheinung der Organismen die unterscheidenden Merkmale der Gattungen und Arten aufsuchte, als auch den Zootomen, welcher durch Zergliederung den inneren Bau der Lebewesen enträtselte. Im Lauf des 19. Jahrhunderts ist jedoch ein gewaltiger Umschwung eingetreten, indem Zoologie und Botanik begannen, der Chemie und Physik im Streben nach kausaler Erklärung der Erscheinungen nachzueifern. Den ersten Schritt in dieser Richtung verdanken wir der vergleichenden Anatomie. Dieselbe wies die überraschende Gesetzmäßigkeit nach, welche den Bau der Tiere und Pflanzen beherrscht, die Goethe, weniger gestützt auf reiche methodische Kenntnisse,

Vortrag, gehalten in der Festsitzung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften am 28. Oktober 1913.



als auf das feine Formgefühl des Künstlers, mit den schönen, so oft zitierten Worten charakterisierte:

»Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern,
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.«

Für diesen gesetzmäßigen Zusammenhang der Formen hat dann die Deszendenztheorie die Erklärung gefunden, indem sie ihn als die Folge gemeinsamer Abstammung und als den Ausdruck verschieden abgestufter Verwandtschaft deutete. Das ist eine historische Erklärungsweise und als solche vollkommen berechtigt. Denn wie das gesamte Universum, so hat auch zweifellos die Organismenwelt auf unserer Erde eine Fortbildung erfahren, freilich nicht nach der lapidaren Gesetzmäßigkeit, welche die anorganische Welt beherrscht, sondern in der ungeheuren Vielgestaltigkeit, die im Menschengeschlecht ihren Höhepunkt erreicht.

Vom historischen Verständnis der Organismen ist noch ein weiter Weg bis zu der exakten Forschungsweise, wie sie von Chemie und Physik ausgeübt wird. Dieser Weg wurde im Laufe der letzten 50 Jahre von einer biologischen Richtung eingeschlagen, welche anstatt der historischen die naturwissenschaftliche Erklärung der Formen auf ihre Fahnen schreibt; sie ist bestrebt, die Methoden der Chemie und Physik, vor allem die experimentelle Forschung auf die Erscheinungen des Lebens zu übertragen. Unbedeutend in ihren Anfängen, welche sich teilweise noch über den genannten Zeitraum zurückverfolgen lassen, hat diese Richtung in unserem Jahrhundert gewaltige Fortschritte gemacht und namentlich den größten Teil der heranwachsenden Generation von Zoologen und Botanikern für sich gewonnen, so daß ihr Einfluß auf unser wissenschaftliches Leben von Jahr zu Jahr wächst. Von dieser neuesten Richtung der Biologie möchte ich heute reden, indem ich ihre Forschungsweise charakterisiere und an einem bestimmten Beispiel die durch sie erzielten Fortschritte erläutere.

Ein nicht geringes Maß kausalen Verständnisses der tierischen und pflanzlichen Formen wird uns durch die vergleichende Entwicklungsgeschichte ermöglicht. Dieselbe lehrt uns, wie die Organisation eines jeden Lebewesens sich Schritt für Schritt aus dem befruchteten Ei hervorbildet. Jeder Entwicklungszustand ist hierbei die notwendige Konsequenz des vorausgegangenen und die bedingende Voraussetzung des folgenden. Eine genaue Analyse der Erscheinungen gestattet uns daher Einblicke in ihren inneren Zusammenhang. Unsere Ausbeute an kausaler Erkenntnis wird noch gesteigert, wenn wir die mannigfachen Abänderungen untersuchen, welche der gleiche Vorgang bei verschiedenen Arten erleidet. Denn hier handelt es sich um Experimente, welche die Natur selbst angestellt hat, und die vor den von Menschen angestellten Experimenten den großen Vorzug haben, daß die mit letzteren so häufig verbundenen Schädlichkeiten vermieden werden. Die Ausbeute wird um so reicher ausfallen, je umfassender der Formenkreis ist, in welchem der zum Studium dienende Vorgang verbreitet ist. Daher die Fülle der Belehrung, welche wir durch vergleichende Untersuchung vom Wesen der Befruchtung gewonnen haben. Denn dieselbe ist ein Vorgang, welcher bei allen Lebewesen wiederkehrt vom einfachsten Urtier bis zum Menschen, von der einzelligen, mikroskopisch kleinen Alge bis zum Baumriesen, der sich aus



Milliarden von Zellen aufbaut. Die Modifikationen, welche der Vorgang erfährt, die verschiedene Art, in welcher er in den Entwicklungsgang eingreift, bald die Entwicklung auslösend, bald dieselbe hemmend, bald nur qualitativ sie verändernd, ermöglichen uns, das prinzipiell Wichtige aus der Fülle der Erscheinungen herauszuschälen und zu verstehen, warum die Natur in den einzelnen Fällen verschiedene Wege einschlägt. Freilich bedarf es dazu nicht nur exakter Beobachtung, sondern auch scharfsinniger Beurteilung aller durch die Beobachtung ermittelten Tatsachen. Noch heute gelten die goldenen Worte, welche der Vater der Entwicklungsgeschichte C. E. v. Baer seinem grundlegenden Werk als Motto mit auf den Weg gab: Beobachtung und Reflexion.

Bei aller Wertschätzung der vergleichenden Methode kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß der Charakter und die großen Fortschritte der modernen Biologie in ganz besonderem Maße durch die Einführung des methodischen Experiments herbeigeführt worden sind, welches im Gegensatz zum Naturexperiment den Verlauf der Erscheinungen in planmäßiger Weise abändert und an bestimmte vom Experimentator eingeführte Bedingungen knüpft.

Schon seit vielen Jahrzehnten ist das Experiment das wichtigste Hilfsmittel der pflanzlichen und tierischen Physiologie. Mit einem bewundernswerten Aufwand von Scharfsinn wurden die physikalischen Eigenschaften der Muskeln und Nerven, die Optik des Auges, die Akustik des Ohres, die chemische Wirkung der verdauenden Säfte des Körpers erforscht. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die betreffenden Vorgänge in gleicher Weise physikalisch-chemisch erklärt werden können wie die Vorgänge in der anorganischen Natur. Für den Ablauf der Verdauungsprozesse ist es z. B. gleichgültig, ob dieselben sich im Magen eines Organismus oder in der Retorte des Chemikers abspielen; es ist sogar wahrscheinlich, daß es einmal der Synthese des Chemikers gelingen wird, die Fermente zu erzeugen, welche für die genannten chemischen Vorgänge notwendig sind. In allen diesen Fällen handelt es sich aber nur um Werkzeuge und Hilfsmittel, welche der Organismus erzeugt, um Arbeit zu leisten, nicht um die lebende Substanz im engeren Sinne, die Drüsenzelle, welche die Verdauungssäfte ausscheidet, die Muskel- und Nervenzellen, welche Muskel- und Nervenfasern aufbauen. Es ist ein alter Streit, der auch jetzt noch die Biologen in zwei feindliche Lager trennt, ob auch diese organisierenden, schöpferischen Vorgänge der lebendigen Substanz, wie sie uns auf Schritt und Tritt in jedem Lebewesen entgegentreten, die Eigenschaften desselben bedingend und seine Entwicklungsgeschichte beherrschend, ob diese Lebensvorgänge κατ᾽ ἐξοχήν je einmal mechanistisch, werden erklärt werden können, oder ob nicht vielmehr der lebenden Substanz ein besonderes, ihr ausschließlich zukommendes und daher eine restlose chemisch-physikalische Analyse unmöglich machendes Prinzip innewohnt. Für unsere heutigen Betrachtungen ist dieser Streit der Mechanisten und Vitalisten gegenstandslos. Für uns genügt die Tatsache, daß die Lebensvorgänge im engeren Sinne einer mechanistischen Erklärung zurzeit unzugängig sind und auf viele Jahre hinaus unzugängig bleiben werden, daß sie daher immer nur wieder in Lebensvorgänge einfacherer Art aufgelöst werden können. Wir können somit von einer biologischen Analyse der Lebens-



vorgänge reden und diese als das Charakteristische der modernen Entwicklungsrichtung der Biologie bezeichnen. Eine biologische Analyse ist es, wenn der Protozoenforscher die einzelligen Wesen unter bestimmten Bedingungen züchtet und die Veränderungen ihres Baues untersucht, um in ihnen die Ursache für Teilung und Befruchtung, vielleicht auch Anknüpfungspunkte zur Erklärung des Todes zu finden. Eine biologische Analyse ist es, wenn der Experimentator, sei es bei einzelligen Organismen, sei es bei der befruchteten Eizelle, den Kern oder Teile desselben entfernt oder aus dem Embryo ganze Zellenkomplexe herausschneidet, um so über die Bedeutung der entfernten Teile für den Aufbau des Ganzen Klarheit zu gewinnen. Eine biologische Analyse der Erbfaktoren wurde durch die berühmten Bastardierungsexperimente herbeigeführt, mit Hilfe deren es dem Augustiner-Abt Mendel gelang, das seinen Namen tragende Vererbungsgesetz zu ermitteln.

Ich wende mich nunmehr zum zweiten Teile meiner Aufgabe, an einem Beispiel zu erläutern, welches Maß an Erkenntnis durch die besprochenen Methoden der experimentellen Biologie gewonnen werden kann. Ich habe als Beispiel das Sexualitätsproblem gewählt, weil es sich bei ihm um ein Forschungsgebiet handelt, welches eine knappe Darstellung gestattet, zugleich um ein Gebiet, welches, lange Zeit über ein Tummelplatz trostlosester Empirie und kritikloser Theorien, im Lauf der letzten zehn Jahre durch methodische vielseitige Forschung eine ganz unerwartete Klärung erfahren hat.

Ich gehe dabei von einer Entdeckung aus, welche wir einer ungemein mühsamen mikroskopischen Untersuchung verdanken, daß es in vielen Abteilungen des Tierreichs zweierlei männliche Geschlechtszellen oder Samenfäden gibt, welche wir die Männchen- und die Weibchen-erzeugenden nennen. Denn wir wissen, daß von ihnen das Schicksal der weiblichen Geschlechtszellen oder Eier abhängt, daß diese, je nach dem sie von der einen oder anderen Art von Samenfäden befruchtet werden, sich zu weiblichen oder männlichen Organismen entwickeln. Freilich den reifen Samenzellen können wir mit unseren jetzigen Hilfsmitteln ihre Verschiedenartigkeit nicht ansehen, wohl aber ihren Entwicklungszuständen. In beiden Geschlechtern wird nämlich die Reife der Geschlechtszellen durch die sogenannten Reifeteilungen vorbereitet, welche — ein Zeichen für ihre fundamentale Bedeutung — in gleicher Weise im ganzen Tierreich wiederkehren. Hierbei teilt sich eine Mutterzelle in zwei Tochterzellen, diese wieder in zwei Enkelzellen, welche sich in die Samenfäden verwandeln. Bei diesen Teilungen entwickeln sich aus dem Zellkern kleine Körperchen, welche wir Chromosomen nennen. Dieselben werden bei der Teilung genau halbiert und ihre Hälften gleichmäßig auf die Tochterzellen verteilt. In dem geschilderten Verhalten der Chromosomen stimmen die Reifeteilungen der Samenfäden mit jeder gewöhnlichen Zellteilung überein; sie unterscheiden sich jedoch von ihnen in einem für unsere weitere Betrachtung fundamental wichtigen Punkt. Bei der ersten Reifeteilung nimmt ein Chromosom — nennen wir es das X-Chromosom — an der Halbierung nicht teil, sondern wandert ungeteilt in die eine Tochterzelle über, während die andere Zelle leer ausgeht. Da bei der zweiten Reifeteilung das X-Chromosom wie die übrigen halbiert wird, erhalten wir zum Schluß der Reife vier Zellen, von denen zwei das X-Chromosom besitzen, die zwei anderen nicht; alle vier Zellen liefern funktionsfähige Samenfäden.

Durch genaue Untersuchung des Befruchtungsprozesses und der an ihn sich anschließenden Entwicklungsvorgänge ist mit Sicherheit festgestellt worden, daß das X-Chromosom in den vorliegenden Fällen der Geschlechtsbeſtimmer iſt. Das Wesen der Befruchtung beſteht in einer vollkommenen Verschmelzung von je einem Ei und einer Samenzelle. Dabei vereinigen sich auch die beiderlei Kerne und somit auch die zugehörigen Chromosomen. Es stellt sich nun heraus, daß die unbefruchteten Eier mit Rücksicht auf ihren Chromosomenbestand untereinander gleich sind, daß sie sämtlich das X-Chromosom besitzen. Da nun beiderlei Samenfäden, sowohl die mit als auch die ohne X-Chromosomen, zur Befruchtung verwandt werden, müssen zweierlei befruchtete Eier zuſtande kommen: Eier mit zwei und Eier mit nur einem X-Chromosom. Durch Verfolgen der Embryonalentwicklung wurde bewiesen, daß aus den Eiern mit zwei X-Chromosomen Weibchen, aus den übrigen Eiern Männchen hervorgehen. Damit wurde die Kette der Beweise geschlossen.

Ich habe hier meiner Darstellung ein besonders klares Beispiel sexueller Differenzierung zugrunde gelegt, es gibt aber Fälle, in denen die Unterscheidung von zweierlei Samenzellen auch mit Hilfe ihrer Entwicklungsgeschichte äußerst schwierig ist, und schließlich Fälle, in welchen auch die sorgfältigste Untersuchung versagt. Wir können daraus entnehmen, daß der Grad der sexuellen Differenzierung in den einzelnen Gruppen des Tierreichs ein verschiedener ist. Wir müssen sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß die Unterschiede im männlichen Geschlecht fehlen, dagegen im weiblichen vorhanden sind, und daß damit die geschlechtsbeſtimmende Potenz den Eiern zuerteilt iſt.

Würde die Beſtimmung des Geschlechts überall nach dem besprochenen oder einem ähnlichen Prinzip erfolgen, so würde es sich als eine Notwendigkeit ergeben, daß bei allen Arten gleichviel Männchen und Weibchen exiſtieren müssen, ein Sexualverhältnis, welches nur durch verschiedene Sterblichkeit der Geschlechter modifiziert werden könnte. Im großen und ganzen treffen diese Voraussetzungen auch zu. Immerhin gibt es nicht wenige Ausnahmen, die mit dem besprochenen Modus der Geschlechtsbeſtimmung auf den erſten Blick unvereinbar zu sein scheinen. Ich nenne hier die zahlreichen Tierabteilungen, bei denen Parthenogenesis, d. h. die Entwicklung aus unbefruchteten Eiern die herrschende Fortpflanzungsweise iſt, bei denen die Reihenfolge parthenogenetischer Generationen nur selten durch das Auftreten männlicher, Befruchtung bewirkender Tiere unterbrochen wird. Ein bekanntes Beispiel bilden die durch ihre enorme Vermehrungsfähigkeit dem Pflanzenwuchs so außerordentlich schädlichen Blattläuse und Schildläuse. In beiden Gruppen entwickeln sich aus befruchteten Eiern ausnahmslos Weibchen. Diese befremdliche Tatsache wurde durch die Entdeckung aufgeklärt, daß die männlichen Pflanzenläuse zwar wie andere Insekten zweierlei Samenfäden ausbilden, daß aber nur die Weibchen erzeugenden erhalten bleiben, während die Samenfäden ohne das X-Chromosom zu Grunde gehen. Die Erscheinungen der Parthenogenesis liefern somit keine Widerlegung, sondern eine glänzende Beſtätigung der Anschauungen, die wir durch die Chromosomenſtudien über das Wesen der Geschlechtsbeſtimmung gewonnen haben.

Wenn aus befruchteten Eiern immer nur Weibchen entſtehen, welche ihrerseits wieder Weibchen erzeugen, wie



findet da die Natur den Weg zur Bildung männlicher Individuen zurück? Auch dieses Problem ist durch Beobachtung gelöst worden, und zwar in einer unsere allgemeinen Anschauungen bestätigenden Weise. Wenn nach vielen parthenogenetischen Generationen Weibchen auftreten, welche eine männliche Nachkommenschaft erzeugen, so kommt dies daher, daß sie die Fähigkeit gewonnen haben, den Chromosomenbestand ihrer Eier umzuregulieren, das zweite Weibchen-bestimmende X-Chromosom zu entfernen und so den für das Männchen charakteristischen Chromosomenbestand herzustellen. Ähnliche regulatorische Vorgänge, auf die ich hier nicht eingehen kann, ermöglichen es auch, daß in ein und demselben Individuum männliche und weibliche Geschlechtszellen gebildet werden, und erklären somit die Existenz des in manchen Klassen des Tierreichs so weit verbreiteten Hermaphroditismus.

Die mitgeteilten Untersuchungen haben für uns ein doppeltes Interesse, ein methodologisches und ein sachliches. Methodologisch sind sie interessant, weil sie zeigen, welche Fülle kausaler Erkenntnis schon die einfache Beobachtung vermitteln kann, wenn sie sich auf Vorgänge bezieht, welche mannigfach variiert sind und so den Charakter eines Naturexperiments tragen.

Sachlich sind sie von Bedeutung, weil aus ihnen hervorgeht, daß die Chromosomenbeschaffenheit zwar für die Geschlechtsbestimmung von außerordentlicher Wichtigkeit ist, daß sie aber abgeändert werden kann und somit der Beeinflussung von außen zugängig ist. Die Erfahrungen an Blattläusen und Hermaphroditen zwingen uns zur Annahme, daß im Zellenleben Faktoren existieren, welche die Geschlechtschromosomen umgestalten können und ihnen somit übergeordnet sind. Über die Natur dieser Faktoren können wir nur das Eine sagen, daß sie auch ihrerseits veränderlich sein müssen. Damit eröffnet sich dem experimentierenden Biologen die Möglichkeit, geeignete Einflüsse zu ermitteln und durch sie das Geschlecht willkürlich zu bestimmen.

Einige in dieser Hinsicht angestellte Versuche sind in der Tat auch von Erfolg gekrönt gewesen. Bei Tieren, wie den Blattläusen, bei denen auf eine Reihe parthenogenetischer Generationen eine Geschlechtsgeneration folgt, ist es gelungen, durch Veränderungen der Temperatur und der Ernährung den regelmäßigen Zyklus in zweierlei Weise abzuändern: indem man das Auftreten der Männchen einerseits beschleunigte, andererseits hinausschob oder ganz verhinderte. Dadurch wurde der Ablauf der Geschlechtsvorgänge in der Tat in willkürlicher Weise beeinflußt; man kann aber den Versuchen den Einwand machen, daß durch sie keine Umstimmung der Geschlechtstendenzen herbeigeführt wurde, daß vielmehr vorhandene Tendenzen in ihrer Ausbildung eine Beschleunigung, resp. Verlangsamung erfahren haben. Dieser Einwand läßt sich gegen eine Reihe weiterer Experimente, welche an Amphibien, Schmetterlingen und Pflanzen angestellt wurden, nicht erheben.

Bei unseren Fröschen verläuft das Laichgeschäft in der Weise, daß Männchen und Weibchen sich paaren, daß in demselben Maß wie das Weibchen die Eier ablegt, das Männchen durch Zufügen des Samens die Befruchtung bewirkt. Zieht man die nach Tausenden zählende Nachkommenschaft eines Pärchens auf, so erhält man unter normalen Verhältnissen gleich viel männliche und weibliche Tiere. Man kann nun folgendes Experiment machen.

Wenn der erste Satz Eier abgelegt ist, unterbricht man das Laichgeschäft, indem man die Tiere trennt und in Einzelhaft hält. Bringt man Männchen und Weibchen wieder zusammen, so wird der Rest des Eimaterials abgelegt; man kann so Überreife der Eier erzielen je nach der Dauer der Einzelhaft von mehreren Stunden bis zu mehreren Tagen. Bei einer Überreife von vier Tagen entwickeln sich sämtliche Eier noch normal, zeigen aber eine Veränderung des Geschlechtsverhältnisses; während der normal abgesetzte Satz Eier gleich viel Männchen und Weibchen liefert, nimmt die relative Zahl der Männchen bei wachsender Überreife zu, so daß man bei einer Überreife von vier Tagen schließlich nur noch Männchen erzüchtet. Bei der Hälfte des Eimaterials ist somit experimentell eine sexuelle Umstimmung herbeigeführt worden.

Man kann nun durch weitere Versuche nachweisen, daß die sexuelle Umstimmung nur durch die Überreife der Eier bedingt ist, dagegen nicht durch die ebenfalls vorhandene Überreife des Samens. Zu dem Zweck macht man sich den Umstand zunutze, daß unser Wasserfrosch über fast ganz Europa verbreitet ist, daß seine Geschlechtsreife in den warmen Mittelmeerländern einige Wochen früher eintritt als im Norden. Durch Bezug von außen kann man sich daher Männchen auf den verschiedensten Stufen der Reife verschaffen und ihre Sexualpotenz, die geschlechtbestimmende Kraft ihres Samens, an dem Eimaterial eines und desselben normalreifen Weibchens prüfen. Man hat nur nötig, das betreffende Eimaterial in verschiedene Portionen abzuteilen und unter Anwendung der in der Fischzucht so viel benutzten künstlichen Befruchtung die einzelnen Portionen getrennt zu befruchten, teils mit heranreifendem, teils mit normalreifem, teils mit überreifem Samen. Man gelangt dann zum Resultat, daß selbst eine Samen-Überreife von mehreren Wochen keine Veränderung des normalen Geschlechtsverhältnisses zur Folge hat.

Man könnte aus diesen Versuchen schließen, daß unsere Frösche zu den Tieren gehören, bei denen die Geschlechtsbestimmung ausschließlich von der Beschaffenheit der Eier abhängt. Das Irrtümliche dieses Schlusses läßt sich durch weitere Experimente beweisen. Zu demselben bedarf es gewisser Rassen unseres Wasserfrosches, welche sich durch einen merkwürdig labilen Zustand der Geschlechtstendenzen auszeichnen. Wenn man das Eimaterial eines derartigen Weibchens abermals in verschiedene Portionen teilt und diese mit dem Samen verschiedener Männchen künstlich befruchtet, so ergeben die einzelnen Portionen ein verschiedenes Sexualverhältnis; es kann sogar vorkommen, daß einige Kulturen ausschließlich aus Weibchen bestehen. Man kann auch das gegenteilige Experiment anstellen, dasselbe Männchen mit verschiedenen Weibchen kombinieren und somit das Männchen gleichsam als Reagenz auf die geschlechtsbestimmende Kraft der Weibchen benutzen; man erhält dann abermals Unterschiede in den einzelnen Kulturen, welche diesmal nur durch die Beschaffenheit der Eier bedingt sein können. Auch an geeigneten Pflanzen wurden von denselben Gesichtspunkten aus und mit gleicher Versuchsanordnung Experimente angestellt, welche zu prinzipiell denselben Resultaten führten wie bei Fröschen. Wir können es daher wenigstens für einen Teil der Tiere und Pflanzen als ein gesichertes Resultat



betrachten, daß der Anteil, den Männchen und Weibchen an der Bestimmung des Geschlechts besitzen, innerhalb derselben Art kein konstanter sein muß, daß vielmehr die Sexualpotenz oder, wie sich der Züchter ausdrückt, die Durchschlagskraft in beiden Geschlechtern individuellen Schwankungen unterliegen kann.

Diese Lehre von der Relativität der Sexualpotenz hat in der Neuzeit durch Untersuchungen an Schmetterlingen eine exakte Formulierung erfahren, die ich freilich hier nicht genauer besprechen kann. Es handelt sich um Kreuzungen unseres Schwammspinners mit seiner japanischen Abart. Wird jede Form für sich gezüchtet, so erhält man in allen Kulturen gleich viel Männchen und Weibchen, welche wegen ihres ganz verschiedenen Aussehens sehr leicht zu unterscheiden sind. Paart man dagegen das Weibchen unserer einheimischen Form mit einem japanischen Männchen, so erhält man zwar auch in allen Zuchten 50 Prozent typische Männchen, aber die übrigen 50 Prozent, welche den weiblichen Anteil der Kulturen bilden sollten, zeigen Besonderheiten. Sie sind niemals reine Weibchen, sondern Weibchen mit männlichem Einschlag. Letzterer ist in den einzelnen Kulturen verschieden groß. In manchen sind nur die äußeren Merkmale, die sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere, männlich abgeändert. In anderen Kulturen sind auch die inneren Organe in Mitleidenschaft gezogen, der Eierstock ist zu einer Zwitterdrüse geworden. Der höchste Grad der Umstimmung wird erreicht, wenn innere und äußere Organe männlich sind und nur Reste des Eierstocks und letzte Spuren weiblicher sekundärer Geschlechtsmerkmale es uns ermöglichen, die 50 Prozent sekundärer Männchen, die Männchenweibchen, von den 50 Prozent typischer Männchen zu unterscheiden.

Als Gregor Mendel vor 40 Jahren seine Vererbungsgesetze aufstellte, welche in unserem Jahrhundert Ausgangspunkt für einen neuen Zweig der experimentellen Biologie geworden sind, sprach er die Vermutung aus, es möchte auch die Vererbung des Geschlechts der von ihm erkannten Gesetzmäßigkeit folgen. Seine Ansicht hat bei den Vertretern der mendelistischen Forschungsrichtung lebhaften Beifall gefunden, stieß aber bei ihrer Durchführung auf große Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten sind nach meiner Ansicht durch die experimentellen Untersuchungen, von denen hier die Rede war, beseitigt. Auf letztere hier eingehen zu können, war mir eine ganz besondere Freude und zwar aus einem doppelten Grund, einmal, weil durch sie der experimentellen Biologie, welcher die neu zu gründende Anstalt gewidmet ist, ein reiches Feld wissenschaftlicher Tätigkeit erschlossen wurde, zweitens, weil wir einen großen Teil der besprochenen Entdeckungen Männern verdanken, welche berufen sind, an der Anstalt eine leitende Stellung einzunehmen. Möge den glücklichen Auspizien, unter denen das Institut für Biologie ins Leben gerufen wird, eine an Erfolgen reiche Zukunft entsprechen!

Zur Entstehungsgeschichte der historischen Methodik.

Von
Friedrich von Bezold.

Vor hundert Jahren hatte ein Marburger Professor, Ludwig Wachler, sich an das große Problem einer Geschichte der Geschichtswissenschaft gewagt. Aber es ging weit über seine Kraft, das wirklich zu bieten, was er versprach, eine »Geschichte der historischen Kunst und Forschung seit der Wiederherstellung der literarischen Kultur in Europa«. Stand er doch selbst noch völlig unter dem Bann einer moralisierenden Denkart, die dem Historiker Veredlung des menschlichen Gemüts, Kampf gegen Selbstsucht und für Gemeinsinn, Erweckung und Erhaltung des Nationalgeistes als heiligste Pflicht auferlegte. Auch heute besitzen wir noch keine wissenschaftliche Gesamtdarstellung des gewaltigen Stoffes. Die jüngste Leistung großen Stils, das Werk Eduard Fueters, will grundsätzlich nur eine »Geschichte der neueren Historiographie« geben und deshalb nicht allein Geschichtsphilosophie, Forschung und Kritik, sondern auch Geschichtstheorie und Methode sowie den Wandel der Geschichtsauffassung soviel als möglich ausscheiden. Eben diese Umgestaltung der Anschauungen bringen Moriz Ritters tief eindringende Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft »an Werken, die sie schon in einer gewissen Vollendung zeigen«, zur Erscheinung[1]), gleichfalls unter Verzicht auf eine Untersuchung der neben und aus der Geschichtschreibung entstandenen Methodik, deren Anfängen die folgenden Ausführungen gewidmet sein sollen.

Das Mittelalter empfand kein Bedürfnis, die Tätigkeit des Historikers systematisch zu erfassen, obwohl die Forderung einer wahrheitsgetreuen Erzählung wirklicher Tatsachen immer wieder erhoben und gelegentlich auch der Ansatz zu einer schüchternen und unsicheren Kritik gemacht worden ist.[2]) Erst nachdem der Humanismus eine ganz neue Geschichtschreibung ins Leben gerufen hatte, begann man allmählich über die Regeln dieser »Kunst« und ihr Verhältnis zu anderen Künsten und Wissenschaften nachzudenken; seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mehren sich dann zusehends die bis dahin vereinzelten historischen »Methoden« oder »Institutionen«. In den siebziger Jahren erschien bereits zu Basel eine zweibändige, aber keineswegs vollständige Sammlung solcher Schriften, darunter manche von bedeutendem Umfang.[3]) Fast alle sind sie später der Vergessenheit anheimgefallen, ausgenommen die »Methodus« des Jean Bodin, deren unverkennbare Berührung

[1]) E. Fueter: Geschichte der neueren Historiographie; München-Berlin 1911. M. Ritter: Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft (Historische Zeitschrift, Bd. LIV, CVII, CIX; noch in der Fortsetzung begriffen). Eine sehr eingehende Besprechung von Fueters Werk gibt J. Hashagen in der Westdeutschen Zeitschrift XXXI (1913); vgl. auch Morel Fatio im Journal des Savants und B. Croce in der Internat. Monatsschrift, April 1913.

[2]) B. Lasch: Das Erwachen und die Entwicklung der historischen Kritik im Mittelalter; 1887. Marie Schulz: Die Lehre von der historischen Methode bei den Geschichtschreibern des Mittelalters. Berlin-Leipzig 1909.

[3]) Artis historicae Penus, I., II. Basel 1579.





mit höchſt modernen Gedankenreihen ihrem Namen im 19. Jahrhundert ein ruhmvolles Wiederaufleben verschafft hat.[4]) Diese Ausnahmeſtellung des berühmten Franzosen iſt nun in unseren Tagen als eine unberechtigte angefochten worden. Gleichzeitig suchten Menke-Glückert und Stanislaus von Dunin-Borkowski[5]) den Beweis dafür zu erbringen, daß eine wirklich fruchtbare Vorzeichnung neuer methodologischer Grundsätze keineswegs von Bodin ihren Ausgang genommen habe. Menke-Glückert will die Begründung einer wissenschaftlichen Geschichtsmethodologie nach Deutschland und in den Beginn des 17. Jahrhunderts verlegen, während Dunin-Borkowski namentlich und gewiß mit Recht auf die allzu geringe Einschätzung der vorbodinischen Literatur aufmerksam macht. Diese hatte wohl seinerzeit durch Jacquet zum erſtenmal eine zusammenhängende Würdigung erfahren; außerdem wurde da und dort der Versuch gemacht, die Entwicklung der Methodik bei einzelnen Nationen zu charakterisieren, wie es z. B. neuerdings mehrfach mit den spanischen »preceptistas« geschehen iſt.[6]) Aber hier bleibt noch reichliche Arbeit zu erledigen, ehe man daran gehen kann, so sichere Grenzlinien zu ziehen, wie es Fueter bei seiner Gruppierung der humaniſtischen Hiſtoriker gelungen iſt.

In ihrem unmittelbaren Zweck ſtimmen ja die Methoden des 16. und 17. Jahrhunderts durchaus überein. Von vornherein handelt es sich nicht um die bewußte Begründung einer Geschichtswissenschaft, sondern um die Anleitung zum »Lesen«, d. h. zum richtigen Verſtändnis der vorhandenen Geschichtswerke, nicht selten auch zur richtigen Geschichtschreibung. Dabei ergeben sich aber doch vielfach Ansätze zu einer brauchbaren Methodik, Versuche, das Wesen und Arbeitsgebiet der Geschichte zu beſtimmen, eine Abſtufung der Quellen nach ihrem Wert aufzufinden, gewisse Regeln der Kritik feſtzuſtellen. Die Überlieferung des Altertums bot gerade hier nicht allzuviel Anhalt. Dagegen wirkten bezüglich der Geschichtsauffassung antike Philosophie und moderne Erweiterung des Horizonts zusammen, um Gedanken aufleuchten zu lassen, deren Verfolgung und Durcharbeitung erſt viel späteren

[4]) Vgl. außer der Würdigung bei H. Baudrillart: J. Bodin et son temps (Paris 1853) die modernen Monographien von A. Jacquet: De historiarum cognitione quid senserit Joannes Bodinus, Paris (Thèse) 1886 und F. Renz: Jean Bodin. Ein Beitrag zur Gesch. der hiſtor. Methode im 16. Jahrh. (Lamprecht, Geschichtliche Untersuchungen, III, 1). Gotha 1905.

[5]) E. Menke-Glückert, Die Geschichtschreibung der Reformation und Gegenreformation. Bodin und die Begründung der Geschichtsmethodologie durch Barthol. Keckermann. Leipzig 1912. — St. von Dunin-Borkowski in den »Stimmen aus Maria Laach«, 83 (1912).

[6]) A. Jacquet, S. 25 ff.; interessante Ausführungen über die Geschichtsauffassung des 16. Jahrhunderts bei P. Villey, Les sources et l'évolution des Essais de Montaigne, I., II. Paris (Thèse) 1908, besonders II, 24 ff.; vgl. auch H. Becker, Loys Le Roy. Paris (Thèse) 1896; J. Delvaille, Essai sur l'histoire de l'idée du progrès, Paris 1910. — Für Italien: außer dem alten Tiraboschi (Bd. 7), Flamini, Il Cinquecento (Mailand o. J. 6. Teil der Storia letteraria d'Italia). — Für Spanien: Menéndez y Pelayo, Historia de las ideas estéticas en España III[2], Madrid 1896; R. Altamira y Crevea, Hist. de España y de la civilizacion española III, Barcelona 1906; die akademische Antrittsrede von José Godoy Alcántara über die spanischen Methodiker (1870) war mir nicht zugänglich. Vgl. auch G. Cirot, Mariana historien (Thèse) 1904. Für Deutschland: P. Joachimsen, Gesch.-Auffassung u. Gesch.-Schreibung in u. unter dem Einfluß des Humanismus. I. Leipzig-Berlin 1910.

Generationen vorbehalten war. Und trotz einer oft ermüdenden Gleichartigkeit gewisser Grundanschauungen konnte die Persönlichkeit der einzelnen Autoren unmöglich ohne Einfluß auf die Behandlung ihres Gegenstands bleiben. Auch für den Geschichtsmethodiker des 16. und 17. Jahrhunderts ist es nicht belanglos, welchem Bekenntnis, welcher Nation, welcher Lebenstätigkeit er angehört. Die humanistische Schulung hatten sie natürlich alle durchgemacht, aber an eine völlige Übereinstimmung oder eintönige Wiederholung war doch bei so verschiedenartigen Geistern wie Pontano, Vives, Fox Morcillo, Patrizzi, Baudouin, Melchior Cano, Bodin nicht zu denken. Während der geistige Ringkampf der feindlichen Bekenntnisse die Geschichte als eine unentbehrliche Dienerin der Theologie zu Hilfe nahm und die Anfänge einer kirchen-historischen Forschung und Darstellung ins Leben rief, suchte sich zugleich die Jurisprudenz durch eine enge Verbindung mit den Zeugnissen und Überresten der Staats- und Rechtsbildung zu verjüngen. In der Publizistik vollends eroberte sich die geschichtliche Beweisführung ihren Platz neben oder auch über den rein begrifflichen Auseinandersetzungen. Wenn schon hier der aussichtsreiche Weg einer umfassenden Vergleichung beschritten wurde, so drängte der Wissenszuwachs, den die Erschließung der Erde zutage förderte, nach der nämlichen Richtung. Neben der wiedergewonnenen Antike mußten die großen Errungenschaften der Länder- und Völkerkunde, die Enthüllungen aus Aufgang und Niedergang, die uralte ostasiatische Kultur und der amerikanische Naturzustand dem Weltbild eingefügt werden und der Geschichtsbetrachtung neue Anreize geben. Um so unabweisbarer wurde aber zugleich jenes Bedürfnis, über Grenzen und Normen der historischen Arbeit zur Klarheit zu gelangen, wobei freilich gleich die erste Hauptfrage nach Wesen und Zweck der Geschichte sehr widersprechende Beantwortungen fand und die entstehende Methodik in manche Irrgänge hineinlockte.

Daß man in erster Linie die Griechen und Römer um Belehrung anging, ist selbstverständlich. Aber die Ausbeute an nutzbaren Fingerzeigen und Richtlinien war nicht sehr umfänglich; man sah sich vornehmlich auf eine kleine satirisch gehaltene Schrift Lukians, auf die Kritik des Dionysios von Halikarnaß an Thukydides, auf die sogenannte Norm des Polybios und auf einige Äußerungen Ciceros angewiesen. Bis zum Überdruß wurden vor allem jene monumentalen Worte seiner Schrift de oratore (II. 9) nachgebetet, in welchen er die Geschichte als die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Fortleben der Vergangenheit, die Lehrmeisterin des Lebens gefeiert hatte. Etwas wissenschaftlicher nahm sich der gelegentliche Versuch aus, an die ursprüngliche und übertragene Bedeutung des Wortes *ἱστορία* anzuknüpfen, aber auch das ergab keine befriedigende Auskunft. Dagegen schien sich eine fruchtbare Anregung in der Definition des Unterschieds zwischen Dichtung und Geschichte zu finden, die Aristoteles in seiner Poetik (Kapitel 9) formuliert hatte: nicht in der gebundenen oder ungebundenen Form der Rede liege der springende Punkt, sondern darin, daß der Dichter es mit dem Allgemeinen, der Historiker aber mit dem Besonderen, dem Individuellen zu tun habe. Damit ließ sich für die alteingebürgerte Grundforderung an die Geschichtsschreibung, sie solle eine »wahre



Erzählung sein«, eine schärfere Fassung erreichen. Wann diese ariſtotelische Definition zuerſt für die Geschichtstheorie verwertet worden iſt, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben. Sie begegnet uns bereits bei Lorenzo Valla (im Vorwort seiner 1445 abgeschlossenen Geschichte König Ferdinands von Aragon), der sie aber für unzutreffend hält. Dagegen bediente sich ihrer Annius von Viterbo, als er sich veranlaßt sah, seiner verwegenen Erdichtung antiker Quellen (1498) durch ein besonders kritisches Gebaren dén Anſtrich ſtrenger Wissenschaftlichkeit zu verleihen. Es mutet an wie eine Ironie der Geschichte selbſt, wenn dieser ehrwürdige Fälscher nicht allein den offiziellen Aufzeichnungen der alten Prieſter ausschließliche Glaubwürdigkeit (»publica et probata fides«) zuspricht, sondern auch die Erzählung der Einzeltatsachen für die eigentliche Natur, die »substantia individua historiae«, erklärt[7]). Letztere Definition wird, soviel ich zur Zeit übersehen kann, um die Mitte des 16. Jahrhunderts syſtematisch aufgenommen und erläutert, und zwar schon 1548 von Francesco Robortello, etwas später (1569) von dem französischen Philologen Denis Lambin in seiner Ausgabe des Cornelius Nepos, wobei aber trotz der Berufung auf die Poetik des Ariſtoteles der Unterschied zwischen dem Hiſtoriker und dem Philosophen an die vorderſte Stelle gerückt und der größere Nutzen der Geschichte damit begründet wird, daß nicht alle Menschen zur Philosophie befähigt, dagegen jede auch nur mäßige Begabung für die Erfassung der Einzeldinge ausreichend sei. Wiederholt iſt dann die »singularum rerum cognitio« als Leitsatz der hiſtorischen Methodik hingeſtellt worden, bevor sie Bartholomäus Keckermann seiner 1610 veröffentlichten Schrift über das Wesen der Geschichte zugrunde legte[8]). Wenn aber der Danziger Polyhiſtor als den Zweck einer solchen Erkenntnis des einzelnen das bessere Verſtändnis der »universalia« bezeichnet, so scheint mir dies ebensowenig ein glücklicher Griff zu sein als seine recht verzwickte und mit Komparativen arbeitende Einteilung des hiſtorischen Gesamtgebiets, deren Einwirkung auf die Folgezeit doch erſt genauer nachzuweisen wäre.

Mit der Einschränkung der hiſtorischen Betätigung auf die »res singulares« oder »individuae« war übrigens die Gefahr einer verwirrenden Dehnbarkeit des Begriffs »historia« keineswegs beseitigt. Wir begegnen vielmehr geradezu der Forderung, die Geschichte solle nicht nur die menschlichen, sondern alle Dinge umfassen, also zur Universalgeschichte in einem ganz andern Sinne werden als das, was der uns geläufige Gebrauch dieser Bezeichnung ausdrücken will. Ein waadtländischer Gelehrter, Chriſtoph Milieu (Mylaeus), wagte es, 1548 fünf Bücher »de scribenda universitatis rerum historia« erscheinen zu

---

[7]) **Ioa. Annius**, Antiquitatum variarum libri XVII, Buch 13: »Cumque narratio rerum gestarum singularium sit substantia individua historiae, quae res individuas narrat.«

[8]) Die Ariſtotelische Gegenüberſtellung: »*τὰ καθόλου — τὰ καθ' ἕκαστον*« wird in der lateinischen Übersetzung des Alessandro de' Pazzi (Venedig 1536) durch: »universale — singulare« wiedergegeben, bei Robortello (1548) durch »universalia — singularia«, bei Lambin (Aemilii Probi seu Cornelii Nepotis liber, Paris 1569) durch: »in rebus universis — res singulares«. Vgl. **Ant. Possevino**, Bibliotheca selecta (Rom 1593), Buch XVI, 5; **J. J. Beurerus**, Synopsis historiarum et methodus nova (Hanau 1594), I, 1; **Barth. Keckermannus**, De natura et proprietate historiae commentarius (Hanau 1610) I, 1; über ihn des Näheren **Menke-Glückert** S. 126 ff.

lassen, worin er gemäß den drei Kategorien der »natura«, »prudentia« und »sapientia« die Gesamtheit des überhaupt erreichbaren Wissens als Gegenſtand der Geschichte in Anspruch nimmt. An der Hand der Natur, deren »primae notiones« dem Menschengeiſt von Gott untilgbar eingeprägt sind, will der junge Platoniker seinen kühnen Rundgang antreten, dessen Dimensionen für die ohnedies so unsichere Geschichtschreibung im engeren Sinn nur einen ziemlich bescheidenen Platz übrig lassen. Minder phantaſtisch iſt der geiſtvolle französische Juriſt François Baudouin (Balduinus), der von Dunin-Borkowski mit Recht als ein Vorläufer Mommsens anerkannt wird; er begnügt sich mit der Zweiteilung der Menschen- und Naturgeschichte, betont aber dabei den besonders engen, ja untrennbaren Zusammenhang der erſteren mit dem Göttlichen.[9]) Jean Bodin trennt wieder ausdrücklich die drei Gattungen der »historia humana, naturalis, divina«, gerät jedoch mit seiner Forderung von drei verschiedenen Erkenntnismethoden ſtark ins unklare. Er ſtellt der Unsicherheit der Menschengeschichte, die den ſteten Wandlungen des Willens unterworfen sei, die höhere Gewißheit der Naturgeschichte mit ihrer ſtrengen Kausalität gegenüber; auch bezüglich der Gottesgeschichte bleibt er zunächſt mit seinem Plan einer hiſtorischen und ethischen Vergleichung der Religionen noch auf wissenschaftlichem Boden, bis ihn dann ihr letztes Ziel, das Schauen Gottes, auf den Weg der Seelenreinigung und des Gebets hinausführt, der mit irgendwelcher Geschichtsmethodik nichts mehr zu schaffen hat. Tatsächlich iſt aber seine Methode ganz einer Erkenntnis der Menschengeschichte gewidmet, und zwar der »Handlungen der in Gemeinschaft lebenden Menschen«. Grundlagen und Hilfsmittel einer solchen Erkenntnis sind übrigens auch bei ihm und Baudouin so breit und vollſtändig als möglich gedacht; gegenüber dem öfters auftauchenden und schon von Vives gerügten Mißverſtändnis einer ciceronianischen Stelle, wonach nur das zeitlich Ferngerückte Gegenſtand der hiſtorischen Darſtellung sollte sein können, verlangen sie gleiches Recht für Altertum, Mittelalter und Neuzeit und wollen auch die entlegenſten Völker und Staaten vom Geschichtschreiber berücksichtigt sehen. Baudouin, der sein Werk 1561 noch als Proteſtant verfaßte, bekämpft sehr entschieden die Engherzigkeit eines Humanismus, der am liebſten die Geschichte mit der Völkerwanderung aufhören lassen und alles Kirchliche ganz ausmerzen möchte. Bodin vollends bewegt sich zuweilen auf Bahnen, die sich mit dem individualiſtischen Grundzug der zeitgenössischen Hiſtoriographie kaum mehr berühren, so mit seiner vielberufenen Erneuerung der antiken Klimatheorie, die übrigens im gleichen Jahr (1566) von dem spanischen Mediziner Juan Huarte aufgenommen wurde, oder in der Verwertung der Sprache und ihrer Wandlungen für das Problem der Entſtehung der Völker. Die Naturbedingtheit des Menschen und ihre Überwindung durch Arbeit und sittliche Zucht nötigen dann ganz von selbſt dazu, eine Fülle von Erscheinungen und Tätigkeiten, denen vormals kaum eine gelegentliche Beachtung geschenkt worden war, in den Kreis der geschichtlichen Betrachtung hereinzuziehen, neben

[9]) Die Schrift von Milieu und Baudouin, abgedruckt im Artis historiae Penus, ebenso die öfter angeführten Arbeiten von Pontano, Robortello, Patrizzi (in lateinischer Übersetzung) und Fox Morcillo.



den Vorgängen und Schöpfungen des Geiſteslebens auch die »Künſte« und Errungenschaften des Gewerbfleißes und die Krisen des wirtschaftlichen Daseins. Schon Milieu hatte versucht, einen möglichſt umfassenden Überblick über Entſtehung und Inhalt nicht nur der geiſtigen, sondern auch der materiellen Kultur zu geben, und ausdrücklich betont, daß in der literarischen Überlieferung bisher die Dinge des Alltagslebens und der wirtschaftlichen Arbeit allzusehr vernachlässigt worden seien.[10]) Und im Jahr 1577 veröffentlichte der französische Humaniſt Loys Le Roy (Regius) eine sehr interessante Skizzierung der gesamten »civilité« und ihres unbeſtreitbaren Fortschritts. Hier iſt auf knappem Raum alles zusammengedrängt, was irgendwie mit der Menschengeschichte in Beziehung gesetzt werden kann: göttlicher Weltplan und Klimatheorie, Entſtehung und Veränderung der Religionen, Sprachen, Völker und Staaten, Chriſtus und Muhammed, Luthers Reformation und die gleichzeitige religiöse Bewegung in Persien, Aufſtieg und Niedergang der Künſte und Wissenschaften, Erfindungen und Entdeckungen der Vorzeit, europäische Preisrevolution und chinesisches Papiergeld, kurz eine Vorzeichnung von Stoff und Aufgaben einer künftigen Kulturgeschichte im weiteſten Sinn. Selbſt ein kurzer Seitenblick auf die Tierseele, ein Lieblingsthema des Jahrhunderts, iſt nicht vergessen. Und angesichts der Möglichkeit neuer großer Kataſtrophen, durch die so manche koſtbare Errungenschaft wieder in Vergessenheit geraten könnte, gibt der Verfasser eine bis ins kleinſte gehende Beschreibung der Druckerpresse und ihres Gebrauchs, um wenigſtens diese unschätzbare Erfindung vor einem so furchtbaren Schicksal sicherzuſtellen.[11]) Es iſt dies vielleicht die seltsamſte Anwendung eines viel angeführten Wortes, daß die Geschichte als die »memoria« der Menschheit der Aufbewahrung aller denkwürdigen Vorgänge und Leiſtungen zu dienen habe.

Eine derartige Erweiterung des Gesichtsfelds bis ins ungemessene konnte unmöglich ohne weiteres zum Gemeingut der Praxis werden. Es fehlte natürlich auch nicht an Stimmen, die sich entweder für eine ausschließliche Berücksichtigung des politischen Geschehens[12]) oder für unbedingte Unterordnung der Profangeschichte unter die höheren Zwecke und Erkenntnisse der geoffenbarten Religion aussprachen. Melanchthon, der für die Schaffung und Pflege eines klar umrissenen Geschichtsunterrichts mehr getan hat als irgend jemand seines Jahrhunderts, er-

[10]) Voisin de La Popelinière, der im Gegensatz zu der hier charakterisierten Ausdehnung des Begriffs »histoire« die Geschichte auf den Staat als ihren »wahren Gegenſtand« einschränken möchte, bezeichnet doch das Wirtschaftsleben (»finances, marchandise, artisanerie, trafic et telles autres vacations«) ausdrücklich als einen Beſtandteil ihres Arbeitsgebiets.

[11]) Loys Le Roy, dict Regius, De la Vicissitude ou Variété des Choses en l'Univers — depuis le temps où a commencé la civilité et memoire humaine iusques à present, Paris 1577 (in 3. Auflage schon 1579); vgl. das oben angeführte Buch von H. Becker; ebd. S. 249 ff. die Stelle über die Druckerpresse.

[12]) So z. B. Robortello, De historia (Artis histor. Penus I, 902): »Subiiciuntur tanquam materies historicae facultati ipsi homines — — quatenus agunt et loquuntur de publicis negociis; nam privatas actiones non respicit historicus, eas, inquam, quae humiles fuerint et quales in quotidiano convictu agi inter homines solent.« Voisin de La Popelinière in der »Idée de l'histoire accomplie« (1599), S. 30 f.: der Staat und alles auf ihn Bezügliche »le vray subiect de l'histoire.«

klärte nach einem antiken Satz den Erwerb hiſtorischen Wissens für etwas Gottgewolltes und rief in einer seiner Vorlesungen voll ehrlichen Eifers: »Iſt einer ein grobe Sau, qui non delectatur cognitione hiſtoriarum«[13]). Den eigentlichen Hintergrund bildet dabei immer der zu gewärtigende Einblick in das Walten der göttlichen Vorsehung, als deren »Dienerin und Posaune« ja die Geschichte bezeichnet wurde. Eine zusammenfassende methodische Schrift hat der Wittenberger Reformator allerdings nicht verfaßt, aber eine ſtattliche Reihe deutschproteſtantischer Methodiker bemühte sich, seinen Anregungen feſte Geſtalt zu verleihen, wie ja auch Bodin trotz mancher grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten mit höchſter Anerkennung von ihm redet. Übrigens erwies sich auch für eine reine politisch oder kirchlich orientierte Geschichtstheorie eine genauere Beſtimmung ihres Arbeitsfeldes und ihres Verhältnisses zu den andern »Disziplinen« als durchaus notwendig. Daß die Geschichte ohne Chronologie und Geographie nicht beſtehen könne, lag auf der Hand; schwieriger war es schon, die Art ihrer Beziehung zu ferner liegenden Wissensgebieten herauszubringen, die sich ebenfalls hiſtorischen Materials oder hiſtorischer Darſtellungsform bedienten. Luis Vives, der Freund des Erasmus, der in seinem Werk »De disciplinis« (1531) mit Recht gegen das Einreißen einer willkürlichen Begriffsverschiebung proteſtiert, verfällt doch selbſt in den Fehler, eine tatsächliche Abhängigkeit aller Wissenschaften von der Geschichte zu behaupten, nicht nur der Jurisprudenz, Ethik und Theologie, sondern auch der Medizin. Sein jüngerer Landsmann Fox Morcillo geht sogar so weit, die Mathematik unter den Begriff der »historia« zwingen zu wollen[14]).

Die Vorſtellung von einem lückenlosen Zusammenhang alles menschlichen Erkennens, die einer derartigen Schlußfolgerung zugrunde liegt, hat jedenfalls auf zwei Gebiete unmittelbar befruchtend gewirkt, einmal indem sie aus dem Bedürfnis der Ecclesia militans zunächſt zum Beſten der Theologie die Kirchengeschichte herauswachsen ließ, und sodann durch eine hiſtorische Behandlung der Jurisprudenz, die wieder gerade für die Geschichtsmethodik äußerſt folgenreich werden sollte. Es iſt ein Verdienſt Menke-Glückerts, auf die Bedeutung dieser lebhaften »methodischen Bewegung« in den Kreisen erſt der deutschen und hernach der französischen Rechtsgelehrten aufmerksam gemacht zu haben.[15]) Und es iſt gewiß kein Zufall, daß die Hauptführer der Bewegung in Frankreich entweder dauernd oder vorübergehend, durch ihr Bekenntnis oder durch ihre Sympathien dem Proteſtantismus angehört haben; läßt sich doch auch bei den Deutschen die beſtimmende Anregung Melanchthons nachweisen. Aber bereits Vives, auch hier ein Vorläufer, hatte die Erklärung gewagt: »Jus totum manat ex historia«, noch früher (1519) der Italiener Alciatus das feurige Lob der Geschichte als der Königin aller Wissenschaften verkündigt.[16]) Wie das Verlangen nach einer einfachen und sicheren Methodik,

[13]) Vgl. Theol. Studien und Kritiken 1897, S. 783; G. Kohfeldt, Der akademische Geschichts-Unterricht im Ref.-Zeitalter (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgesch. XII, Berlin 1902).

[14]) Diese Frage iſt öfters eingehend erörtert, vgl. z. B. Rich. Dinothus, Adversaria historica (Basel 1581), S. 3 ff.; J. Bernartius, De utilitate legendae historiae libri II (Antwerpen 1593), S. 76 ff.

[15]) Menke-Glückert, S. 106 ff.

[16]) Vgl. E. von Moeller, Alciat (Berlin 1907), S. 124.



in Deutschland von Melanchthon, in Frankreich von Petrus Ramus wirksam vertreten, zu den Versuchen einer Syſtematisierung zunächſt des römischen Rechtes hingeführt hatte, sollte nun auch die Geschichte zum Rang einer wohlgeordneten »ars« erhoben werden. Gleich jene Dreiteilung in göttliche, menschliche und Naturgeschichte iſt der vorbildlichen Gruppierung des Rechtsſtoffes nachgeahmt. Zugleich empfand man immer lebhafter die innige Zusammengehörigkeit der juriſtischen und der hiſtorischen Geiſtesarbeit. Baudouin, selbſt bereits ein wirklicher Rechtshiſtoriker, schrieb sein kleines, aber gedankenreiches Werk »De institutione historiae universae et eius cum iurisprudentia coniunctione«. Jede Jurisprudenz ohne Geschichtskenntnis wurde als »blind« gebrandmarkt; mit bitterem Spott überschüttet François Hotman die Unwissenheit einer nach alter Mode ſtudierenden Jugend, die auf die Frage nach den vier Weltmonarchien mit der trebellianischen Quart antwortet.[17]) Schon früher hatte ein Staatsmann und Hiſtoriker wie Guillaume du Bellay geradezu die Forderung erhoben, jeder Geschichtsunkundige soll für amtsunfähig gelten und weggejagt werden.[18]) Auf der andern Seite wurde immer gebieterischer dem Geschichtschreiber der Besitz politischer und rechtlicher Schulung zur Pflicht gemacht. Die gegenseitige Durchdringung der beiden Disziplinen läßt sich vielleicht besonders einleuchtend an dem Beispiel Bodins charakterisieren, dessen »Methodus ad facilem historiarum cognitionem« (1566) ganz unmittelbar aus der Vorbereitung für sein Lebenswerk, eine syſtematische und auf hiſtorische Vergleichung begründete Darſtellung des Universalrechts«, hervorgegangen iſt. Von diesem »höheren« Unternehmen sieht er sich »gegen seinen Willen und wider Erwarten« abgelenkt, um erſt über die unentbehrliche hiſtorische Basis mit sich ins Reine zu kommen. Er ſtellt daher die Veröffentlichung eines bereits entworfenen Schemas für die Hauptarbeit zurück, läßt aber keine Unklarheit darüber, daß die Wege seiner Forschung sich ursprünglich ganz auf juriſtischem Boden hingezogen hatten, von dem altmodischen »Bartolismus« seiner anfänglichen Toulouser Studien hinüber zu der neuen Richtung der französischen Rechtswissenschaft. Als ihr erklärter Anhänger und zugleich Adept der modernen ramiſtischen Dialektik geht dann der Advokat am Pariser Parlament daran, jene große Synthese aller rechts- und ſtaatswissenschaftlichen Erkenntnis zu schaffen, bei der es galt, nicht etwa nur mit den rückſtändigen Verteidigern der mittelalterlichen Tradition, sondern auch mit der gleichfalls gefährlichen »grammatikalischen Peſt« der silbenſtechenden Kleinschulmeiſter zu brechen. Er unterscheidet vier Klassen der Rechtsgelehrten: die bloßen Theoretiker, die bloßen Praktiker, ferner diejenigen, die beides zu vereinigen wissen, endlich eine höchſte Schicht derer, die neben der Lehre und Anwendung des Rechts auch den ganzen Umkreis philosophischer und humaniſtischer Bildung beherrschen. Er selbſt gedenkt sich natürlich diesen Auserlesenen an die Seite zu ſtellen; das geht schon aus der Ankündigung hervor, daß er für sein Hauptwerk

[17]) Über die »iurisprudentia coeca« vgl. R. Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft I (München 1880), 359. Die Auslassung Hotmans in seinem »Antitribonian ou Discours sur l'estude des lois« (Paris 1567).

[18]) V. L. Bourilly, Guill. du Bellay, Paris (Thèse) 1904, S. 390.

außer dem römischen Recht die Gesetze der übrigen bedeutenden Nationen und Staaten aller Zeiten heranziehen wolle, sowohl der Ägypter, Hebräer, Perser und Griechen als auch der Spanier, Engländer, Italiener, Deutschen, soweit möglich, auch der Türken; Frankreich versteht sich für ihn von selbst. Dadurch sieht er sich genötigt, »neben den juristischen zugleich historische Gewichte« in die Wagschale zu legen; so gelangt er zur Geschichte, »in welcher der beste Teil des Universalrechts steckt« und deren Hauptaufgabe ebenfalls dem Staat gewidmet ist. Da ihm aber alle bisherigen Versuche einer Geschichtsmethodik so gut wie wertlos erscheinen, übernimmt er es selbst die vorhandene Lücke auszufüllen.

Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang noch die Tatsache berühren, daß der großartige Aufschwung der Jurisprudenz im 16. Jahrhundert nicht bloß auf die Entwicklung der historischen Methodologie Einfluß geübt, sondern überdies der künftigen Geschichtsforschung einen wahren Schatz des wertvollsten Quellenmaterials zugebracht hat. Abgesehen von der vertieften Erfassung des römischen Rechts und seiner Geschichte zwangen doch die praktischen Anforderungen des politischen Lebens und des Alltags selbst eifrige Vertreter der Rezeption zur Beschäftigung mit den nationalen und lokalen Besonderheiten, mit der eigenen Vergangenheit und Gegenwart. Das klassische Land hierfür war damals Frankreich mit seiner weltberühmten Aristokratie des Gerichtstalars; die Kämpfe des werdenden Absolutismus mit der Kurie, mit den Ständen und Parteien des eigenen Landes, mit den Parlamenten drängten ebenso zur Sammlung und Anwendung geschichtlicher Beweismittel wie die Redaktion der Coutumes. Schon durch ihre Berufstätigkeit waren die Männer der administrativen und forensischen Praxis an den Umgang mit dem Dokument, mit Urkunden und Akten gewöhnt, und so bildete sich ein stets wachsender Bestand von unmittelbaren Zeugnissen für die rechtlichen Institutionen und ihr Werden, bis zu deren historischer Verwertung freilich noch eine sehr lange Zeit verstreichen sollte. Aber gewisse Ansätze treten doch bereits im späteren 16. Jahrhundert hervor; die Arbeiten eines du Tillet, Pasquier, P. Pithou, Bodin, Fauchet, Choppin, Coquille u. a. gehen nicht ausschließlich im Sammeln um des Sammelns willen auf, und man darf wohl von der Entstehung einer förmlichen »historischen Schule« am Pariser Parlament sprechen. Unter dem Suchen nach der Herkunft des eigenen Gerichtshofs und der Grundgesetze des Reichs gelangten diese Juristen zuweilen bis zu dem Schluß, daß die ganze Welt des Rechts und der Verfassung eine geschichtlich erwachsene, daß sie nur durch die Zeit geheiligt und ursprünglich »nur auf die Gewalt begründet« sei.[19]) Im ganzen gilt aber für diese Zeit der von Fueter für das 17. Jahrhundert ausgesprochene Satz: »Die gelehrten Laien wurden in Frankreich meist durch rechtshistorische Interessen zur Geschichte geführt und hielten sich an das Muster juristischer Argumentation.«[20])

Der Weg zu einer unbefangenen Behandlung und Scheidung des Quellenmaterials war freilich noch vielfach verlegt und nur mit Mühe gangbar zu machen. Obwohl der Humanismus schon seit Petrarka vereinzelte kritische Vorstöße unternommen

[19]) A. Lemaire, Les lois fondamentales de la monarchie française (Paris 1907), S. 82 ff.
[20]) Fueter S. 309.



und in ſeiner Hiſtoriographie vor allem dem Wunder gegenüber eine tatſächlich, wenn auch nicht theoretiſch ablehnende Haltung beobachtet hatte, war er doch zu ſehr von dem neuen Glauben an die Antike durchdrungen, um nicht geraume Zeit hindurch vor der Unantaſtbarkeit der alten Geſchichtſchreiber Halt zu machen. Lorenzo Vallas Unterfangen, nicht nur an der konſtantiniſchen Schenkung, ſondern auch an der Autorität des vergötterten Livius zu rütteln, fand zunächſt keine Nachfolger[21]; erſt das 16. Jahrhundert trug keine Scheu mehr davor, Herodot als einen »Vater der Lügen« anzugreifen und auch ſonſt die gefeiertſten Namen der griechiſch-römiſchen Geſchichtsliteratur einer ſcharfen Prüfung zu unterziehen. Aber noch immer zogen auch damals die beiden großen Strömungen der äſthetiſchen und der moraliſch-utilitariſchen Intereſſen ſo breit und mächtig einher, daß die hiſtoriſche Praxis und Theorie meiſt vergebens danach rang, ein wirklich ungeſtörtes Fahrwaſſer für ſich zu gewinnen. Indem man nicht davon abließ, die antiken Erörterungen über das erhabene Weſen der Geſchichte und über ihr Verhältnis zur Poeſie und Redekunſt zu wiederholen, empfand man beſonders ihre Verwandtſchaft mit dieſen beiden gefährlichen Rivalinnen als eine ſo enge, daß einzelne Theoretiker ſogar kein Bedenken trugen, ihr gelegentlich einen bewußten Verzicht auf die Wahrhaftigkeit zugunſten der künſtleriſchen oder moraliſchen Wirkung zuzumuten. Es iſt vollkommen begreiflich, daß zumal die Schriften der Italiener ſich oft überwiegend mit der Form der Darſtellung und ihren Feinheiten beſchäftigen, wie es ſchon bei Pontano, dem älteſten mir bekannten Methodiker, geſchehen war. Jene ſubtile Unterſcheidung der »historia verax« und »historia vera«, die einer von ihnen, der Genueſe Uberto Foglietta, vornimmt, eignete ſich um ſo weniger dazu, Klarheit zu ſchaffen, da er ſich mit beißendem Spott über die rigoroſe Wahrheitsſchwärmerei ſeiner Zeitgenoſſen als einen begeiſterten Fürſprecher der erfundenen Reden zu erkennen gibt. Eben dieſer lebhaft geführte Kampf um die Zulaſſung ſolcher Reden, für die ja das Altertum das glänzendſte Vorbild darbot, ſpiegelt beſonders ſcharf den unaufgehobenen Widerſpruch zwiſchen dem Streben nach der »vera narratio« und dem Feſthalten an ihrer unerläßlichen »utilitas« und »iucunditas« (oder »voluptas«).[22] Es iſt eine große Seltenheit, wenn wir bei Bodin auf die völlige Verwerfung dieſes hochgehaltenen rhetoriſchen Beiwerks ſtoßen, denn die Reden bei Guicciardini, die er von ſeinem Verdikt ausnimmt, hat er für authentiſch gehalten.[23] Man wird ſich aber kaum darüber wundern, daß zuweilen die geplagten Methodiker ſelbſt mitten in ihrer Arbeit an der Möglichkeit irgendeiner ſicheren Löſung des Problems verzweifeln wollten und die Geſchichte überhaupt für etwas »Unmethodiſches« erklärten. Schon Cornelius Agrippa und Vives hatten die Unſicherheit der Überlieferung, die Verlogenheit der Geſchichtſchreiber, die Verherrlichung großer Verbrecher wie Alexander und Caeſar als preiswürdiger Helden auf das härteſte gegeißelt. In einer eigenen Schrift ſuchte der Franzoſe Charles de La Ruelle den barocken

[21]) Fueter S. 112 f.

[22]) Vgl. Jacquet S. 29 ff.; E. Gothein, Die Kulturentwicklung Süditaliens (Breslau 1886), S. 562 (über Pontano); Menéndez y Pelayo III², 288. Die Geſchichte wird bald als Zwillingsſchweſter der Poeſie, bald als Tochter der Poeſie oder der Rhetorik bezeichnet.

[23]) Vgl. Renz S. 19 f.

Nachweis für die völlige Wertlosigkeit aller historischen Aufzeichnungen zu erbringen.[24]) Man berief sich wohl auch auf die Autorität des Sextus Empiricus und verstieg sich gelegentlich bis zu der resignierten Ausflucht, es komme im Grund gar nicht darauf an, ob eine historische Erzählung wahr oder falsch sei. Übrigens hängt diese Skepsis doch auch mit jener verschärften Kritik zusammen, die sogar den Größten des Altertums keine geschonte Sonderstellung mehr einräumt. Außerdem ist es z. B. bei einem solchen Kreuzfeuer des Für und Wider, wie es Francesco Patrizzi in seinen fast überlebendigen Dialogen losläßt, keineswegs leicht zu unterscheiden, wo die Ironie aufhört und der Ernst beginnt; nicht immer liegt die Sache so klar wie bei der Klage des berühmten italienischen Philosophen über die Verdummung, die gerade seine Hauptwissenschaft, als eine rechte boshafte Hexe, bei ihm und andern erzeugt habe. Skeptisch nach einer andern Richtung hin zeigt sich der Franzose Voisin de La Popelinière; obwohl er selbst unter die Methodiker ging und seinem großen Überblick der antiken Historiographie (»L'histoire des histoires«, 1599) eine eigene »Idee der vollkommenen Geschichte« beigab, gelangte er hier zu dem Urteil, daß alle bisherigen Bemühungen dieser »historiens contemplatifs«, wie er sie nennt, eigentlich zu nichts Brauchbarem geführt hätten.

Das stets wachsende Bedürfnis des Zeitalters nach historischem Stoff wurde durch solche Regungen des Zweifels ebensowenig berührt wie die rastlose und fruchtbare Tätigkeit der Geschichtschreibung. Thukydides und Polybios, Livius und Tacitus, Commynes, Guicciardini und Sleidan, um nur die Autoritäten allerersten Rangs zu nennen, waren in den Händen aller Gebildeten. Der Hochgenuß, den die Geschichtslektüre zu bieten hatte, wurde in Beispielen ihrer wunderbaren Heilkraft veranschaulicht; waren doch allein durch ihren Reiz und ohne jede Medizin berühmte Herrscher von gefährlichen Krankheiten genesen, König Alfonso durch seinen Livius, König Ferrante durch seinen Curtius, Lorenzo de' Medici sogar nur durch die Erzählung von den Weinsberger Weibern.[25]) Noch viel schwerer fiel freilich ihre Nutzbarkeit ins Gewicht. Geradezu als die »Mutter aller Lebensweisheit« (Prudentia) wurde die Geschichte angesehen.[26]) Der Nutzen, den man aus ihr zu ziehen dachte, war ein doppelter: einmal moralische Förderung durch das vorbildliche oder warnende Schauspiel menschlicher Charaktere, Handlungen und Schicksale, sodann aber die reichste politische Belehrung, die sogar bis zu einer Wahrscheinlichkeitsberechnung der Zukunft gesteigert werden konnte. Dabei ist namentlich das mächtig erstarkte Nationalgefühl nicht zu vergessen, dem sich für die Verherrlichung oder Verteidigung des eigenen Volkes die Schatz- und Rüstkammern seiner Vergangenheit auftun mußten. Erschienen diese Kammern nicht hinreichend gefüllt, so trug man kein Bedenken, das Fehlende aus freier Phantasie zu ergänzen, wie es namentlich in Deutschland und Spanien vielfach geschehen ist. Dies gehört in das merkwürdige Kapitel der humanistischen Fälschungen[27]), deren Großmeister An-

[24]) Ch. de La Ruelle, Succinctz adversaires de l'histoire, Poitiers 1574; vgl. hierzu Villey II, 175 ff.

[25]) Bodin, Methodus, prooemium.

[26]) Vgl. z. B. J. Bernartius a. a. O. S. 17: »Historia etenim sola Prudentiae mater est.«

[27]) Vgl. Fueter S. 135 f.; über die Fälschungen des Abts Trithemius Joachimsen S. 54 ff.



nius von Viterbo sogar durch eine von ihm fabrizierte und ausgegrabene Inschrift den Beweis lieferte, daß seine Vaterstadt über zweitausend Jahre vor Romulus durch Isis und Osiris gegründet worden sei. Man ist wohl berechtigt, hier auch von »idealistischen Motiven« zu sprechen, doch wurde natürlich das Vordringen zu einer sicheren Scheidung des Wahren und Falschen durch solche selbstgeschaffene Hindernisse noch erheblich erschwert. Und eine weitere Begriffsverwirrung mußte die immer wieder erhobene Forderung hervorrufen, der Historiker solle alles weglassen, was mit der Größe seiner Aufgabe oder mit den höheren Interessen der Moral nicht im Einklang stehe. Damit wurde ihm eigentlich nicht nur jedes Eingehen auf die schon von Petrarka verpönten Niederungen des Daseins, auf das Kleine, Alltägliche und Ruhmlose untersagt[28]), sondern auch die Berührung von Tatsachen, die Ärgernis erregen oder böses Beispiel geben konnten[29]). Denn die herrschende Überzeugung ging eben dahin, daß moralische wie politische Belehrung weit eindringlicher durch historische Beispiele gepredigt werde als durch alle abstrakten Klugheits- und Tugendmaximen. Ungezählte Sammlungen denkwürdiger Handlungen und Aussprüche kommen dieser utilitarischen Auffassung zu Hilfe, wobei aber jene Einschränkung auf das sittlich Unanfechtbare sich nicht als allgemeine Norm durchzusetzen vermochte. Man wollte doch auf die abschreckende Wirkung nicht ganz verzichten. Bodin gibt ein besonderes Schema für die Aufstellung solcher »loci«, indem er eine deutliche Bezeichnung des Ehrenhaften, Schimpflichen und Gleichgültigen oder auch des Schimpflichen, Ehrenhaften, Nützlichen und Nutzlosen vorschlägt. Die Buchstaben C. H. sollten z. B. das »consilium honestum«, die Buchstaben C. T. V. des »consilium turpe utile« als solches kenntlich machen[30]). Den höchsten Typus dieses Lernens aus der Geschichte dürfen wir wohl in Montaigne verkörpert sehen, in dem »besten Schüler Plutarchs«, der aber als ein nimmer rastender Leser und Denker neben der Fülle antiker Überlieferung auch die modernen Geschichtschreiber und »Kosmographen« durchsucht und dabei die Methodik nicht vergißt.[31])

Trotz jener oben berührten skeptischen Anwandlungen ließen sich natürlich weder die Theoretiker noch die Historiker von ihrem Bemühen abbringen, dem Geheimnis einer richtigen Abschätzung der Quellen und ihrer Wertunterschiede auf die Spur zu kommen. Mit solchen »Gesetzen« der Geschichte, wie sie schon Pontano und nach ihm andere hatten aufstellen wollen, war herzlich wenig anzufangen; sie blieben entweder zu sehr am Stilistischen hängen oder liefen auf die etwas banale Vorschrift Ciceros hinaus, daß der Historiker nichts Falsches sagen und nichts Wahres ungesagt lassen dürfe.[32]) Dagegen ergab sich manches Greifbare und Entwicklungsfähige schon aus der Feststellung dessen, was unter den Begriff geschichtlicher Zeugnisse zu bringen

[28]) P. de Nolhac, Pétrarque et l'humanisme II (Paris 1907), 10.

[29]) Nach diesem Grundsatz übergeht z. B. Melanchthon in seiner Chronik die Verschwörung des Catilina mit Stillschweigen (Menke-Glückert S. 86).

[30]) Bodin, Methodus, cap. 3.

[31]) Vgl. das oben angeführte Werk von Villey; neuerdings R. Hirzel, Plutarch (Leipzig 1912), S. 123 ff.

[32]) Vgl. Gothein S. 562 ff.; mehrfach solche zwei bis vier »leges« oder »praecepta«; Anton. Riccobonus Rhodiginus, De historia liber (Basel 1579), gibt noch ein paar Gesetze zu.

sei, und weiterhin aus der Notwendigkeit, unter diesen Zeugnissen eine Sonderung nach ihrer größeren oder geringeren Zuverlässigkeit vorzunehmen. Die erste Forderung erwuchs teils aus der zunehmenden Verwertung urkundlichen Materials, teils aus der oben charakterisierten Erweiterung des historischen Gesichtsfelds. Neben einer ganz oder fast ganz überwiegenden Benützung der erzählenden Überlieferung trat allmählich ohne jeden Einfluß einer Theorie die Wichtigkeit des bloßen Dokuments, der Überreste, wie der heutige Sprachgebrauch sie nennt, zutage. Schon seit dem 15. Jahrhundert begannen einzelne Geschichtschreiber mit solchen Quellen zu arbeiten, so der Mailänder Calchi, der Bayer Aventin, der Franzose Guillaume du Bellay, verschiedene Spanier.[33]) Dabei ist die starke Anregung nicht zu übersehen, die nach dieser Richtung hin schon viel früher, zuerst in Italien, durch das humanistische Interesse an den antiken Inschriften, Münzen und Denkmälern erweckt worden war. Die entstehende lEpigraphik erbrachte im gewissen Sinn den ältesten Beweis für die Unentbehrlichkeit nicht historiographischer Zeugnisse, und Peutinger verdient mit der Ausdehnung seines Sammelfleißes auf die Urkunden der deutschen Kaiser in der Tat einen Platz unter den Bahnbrechern der neuen Erkenntnis.[34]) Bei Baudouin finden wir bereits eine vollständige Aufzählung des verschiedenartigsten Quellenmaterials, ohne dessen Heranziehung, wie er an der römischen Geschichte erläutert, jede historische Darstellung »nüchtern und dürr« bleiben müßte. Er verweist nicht nur auf Briefe, Reden und andere literarische Dokumente außerhalb der Geschichtschreibung, sondern will auch die alten Statuen, Gemälde, Münzen, Inschriften, selbst Erzeugnisse der Textilkunst nach ihrem historischen Gehalt befragt sehen[35]), vor allem aber die Ausbeutung so vornehmer Fundstätten zur Pflicht machen, wie sie z. B. die Archive des Königs und des Parlaments in Paris oder die Urkundenschätze des Vatikans darbieten. »Groß und reich sind die Überreste der Vergangenheit, wir müssen sie nur aufsuchen.« Für die mündliche Überlieferung der Urzeit berief man sich freilich immer noch zuweilen auf Adam als ihren ehrwürdigsten Urheber, aber daneben wurden doch auch die Germania des Tacitus und die moderne Literatur über die neue Welt dazu benützt, um die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Lieder der alten Deutschen und der Indianer in Parallele zu setzen[36]). Die Hauptsache war und blieb die von den Geschichtschreibern selbst vorgezeichnete Würdigung des urkundlichen und diplomatischen Materials, wie sie bei Bodin sowohl in grundsätzlichen Äußerungen als in der ausgedehnten Verwertung von Urkunden, Akten, Briefen und Depeschen für seine Bücher vom Staat zum Ausdruck kommt. Schon wird für die Beurteilung der einzelnen Historiker die vorhandene oder fehlende Berücksichtigung der »publica monumenta« zu einem entscheidenden Kriterium, wobei natürlich Livius stark hinter einem

[33]) Vgl. Fueter S. 111; 153; 195; Bourrilly, Guill. du Bellay (Paris 1904), S. 392 ff.; Altamira III, 566.

[34]) Vgl. E. König, Peutingerstudien (Freiburg 1913), S. 49 f.; 63.

[35]) Penus I, 646 f.; vgl. auch Patrizzi, ebd. II, 429.

[36]) Ebd. I, 653: »Ut uno verbo dicam: magnae et uberes sunt reliquiae veteris memoriae, si iis ipsi non defuerimus«, 659; über die amerikanischen Gesänge ebd. 648; La Popelinière S. 28.




Guicciardini oder Sleidan zurückstehen muß.

Damit ist zugleich die Frage nach dem Wertverhältnis der verschiedenen Quellen berührt, mit der sich sämtliche Methodiker befaßt haben, ohne daß jedoch ein ganz befriedigendes Ergebnis erzielt worden wäre. Einmal vermochte jene Einsicht von der Unentbehrlichkeit des Dokuments sich weder zu einer vollen Erkenntnis seiner Eigenart zu verschärfen, noch den weiteren Schritt zur Kritik auch an einem zweifellos echten urkundlichen Zeugnis zu tun[37]). Und auch das eifrigste Abwägen der historischen Aufzeichnungen über eine bestimmte Tatsache führte zwar zu manchem Versuch einer Rangordnung, aber doch nicht zu einer feststehenden Abgrenzung zwischen dem Ursprünglichen und dem Abgeleiteten. Durchweg räumte man wohl dem Berichterstatter, der zugleich Augenzeuge oder gar Mithandelnder der erzählten Begebenheit war, den vornehmsten Platz ein. Aber dieses Ideal eines Zeugen stand nicht immer zur Verfügung; in den meisten Fällen sah man sich auf Berichte der »Zeugen zweiten Ranges«, die nach Hörensagen erzählten, oder auch einer späteren Überlieferung angewiesen. Hier gingen die Meinungen bereits auseinander; neben der vorwiegenden und richtigen Ansicht von dem höheren Wert der gleichzeitigen Quellen will z. B. Bodin im Fall eines Widerspruchs dem späteren Darsteller wegen seiner persönlichen Unbefangenheit und größeren Übersicht den Vorrang zuerkennen[38]). Indem aber trotz aller Anerkennung des Dokuments das stärkste Interesse dieser Methodiker der Persönlichkeit des historischen Berichterstatters, seiner Lebensstellung und Befähigung zum »wahren Erzählen« zugewandt blieb, haben sie doch in der Klarstellung dessen, was wir heute Objektivität nennen, wirklich Bedeutendes geleistet. Man überschaute die lange Reihe der Geschichtschreiber von Moses bis auf die Gegenwart, und man gedachte, abgesehen von dem Ausnahmecharakter, der den historischen Stücken der Schrift zukam, alle mit gleichem Maß zu messen. Sorgfältig stellte man alle Fehlerquellen zusammen, deren restlose Ausschaltung freilich als unerreichbar erscheinen mußte, und auf der anderen Seite die notwendigen oder wünschenswerten Eigenschaften des Historikers. Wenn hier zuweilen, wie bei Fox Morcillo, die Anforderungen an den »Gesetzgeber des Lebens«, an seinen Geist und Charakter wie an die Universalität seines Wissens bis ins Übermenschliche hinaufgetrieben werden[39]), so tritt doch fast überall als etwas Erreichbares die höchste Wichtigkeit politischer Bildung und Erfahrung sehr bestimmt in den Vordergrund. Daß im Lauf des Jahrhunderts innerhalb der römischen Geschichtschreibung der Primat von Livius auf Tacitus übergeht, ist für das mehr und mehr monarchische Zeitalter ebenso bezeichnend, wie der Weg der Staatstheorie von Machiavelli zu Bodin; Tacitus hat sich als der tiefste Kenner der »arcana imperii« ursprünglich trotz seines abschätzig beurteilten Stils durchgesetzt. Unter den Fehlerquellen wird neben den unreinen Motiven des bloßen Strebers oder Parteigängers die religiöse oder nationale Voreingenommenheit be-

[37]) Vgl. Fueter S. 111 f.; 310; Dunin-Borkowski S. 307; Renz S. 18 f.

[38]) Bodin, Methodus cap. IV.; Renz S. 29, A. 6; 34 f.

[39]) Penus I, 812 ff.: 814: »tanquam deum aliquem humana considerantem nec se illis miscentem«; dagegen verwirft Bodin a. a. O. »ideam historici consummati, qualis nemo fuerit unquam nec vero esse possit.«

sonders scharf ins Auge gefaßt. So mahnt Baudouin zu besonderer Vorsicht gegenüber der alten Kirchengeschichte, weil diese in einem ganz außergewöhnlichen Grad mit zahllosen und »wunderbar versteckten« Fabeln durchsetzt sei. Und obwohl Bodin die fast allen Historikern anhaftende Bevorzugung des eigenen Vaterlands selbst auf Kosten der Wahrheit für die am meisten entschuldbare Schwäche erklärt, empfiehlt er doch die Schilderung eines Volks durch fremde Berichterstatter, bei denen die Trübung des Blicks durch nationale Befangenheit wegfällt. Von seiner Bevorzugung eines späteren Zeugnisses vor dem zeitgenössischen war schon oben die Rede. Überhaupt ist er im Zweifel darüber, ob nicht der Historiker am besten dem Leser das Urteil ganz überlassen sollte, anstatt ihn durch ein »praeiudicium« irre zu machen.

Die eigentliche Analyse war eben doch noch keineswegs in festen Umrissen herausgearbeitet, und man wird sich nicht wundern, oft genug auch bei den Theoretikern einem friedlichen Nebeneinander von Unkritik und Kritik, ja sogar Hyperkritik zu begegnen[40]). Für diese unvermeidlichen Begleiterscheinungen einer jungen Reformbewegung ist gerade wieder Bodin ein rechter Kronzeuge, wie ja auch der große Wurf seines geschichtsphilosophischen Denkens besonders stark durch das Schlackenwerk astrologischer und zahlenmystischer Vorstellungen verunziert worden ist. Das seiner Methodus beigegebene und öfters nachgeschriebene Verzeichnis der historischen und geographischen Literatur übertrifft Vorgänger wie Vives und Chytraeus weitaus an Reichhaltigkeit, steht aber in bezug auf kritische Sichtung und Genauigkeit zweifellos hinter ihnen zurück; er trägt kein Bedenken, so verdächtigen und schon mehrfach abgelehnten Gewährsmännern wie Dictys und Dares, Berosus, Hunibald und Turpin Aufnahme zu gewähren, und seine Anführung von Turpin, Einhard und Acciajuoli (1461) als Quellen für das Leben Karls des Großen ist ein klassisches Beispiel des Zusammenwerfens gleichzeitiger und späterer, gefälschter, originaler und abgeleiteter Zeugnisse. Daneben begegnet gelegentlich eine gewisse Hyperkritik, wie sie ihm schon von Montaigne vorgerückt worden ist. Ganz besonders kräftig hat sich der neuerwachte Trieb einer scharfen Prüfung aller Tradition in einem geborenen Kritiker wie Melchior Cano († 1560) verkörpert, dem Dunin-Borkowski meines Erachtens mit Recht »einen der ersten Plätze unter den Methodikern« zuerkennt. Der kühne spanische Dominikaner, einer von den Vätern der Neuscholastik, als grimmiger Feind der Jesuiten bekannt, entfaltet die ganze Lebhaftigkeit seines Geistes und Temperaments in einer Abhandlung über die Geschichte[41]), die er durchaus unter dem Gesichtspunkt ihres anerkannten Nutzens für die Theologie zu würdigen sucht. Indem er die »auctoritas« der geschichtlichen Überlieferung klar abzugrenzen sucht und ausdrücklich gegen jede grundsätzliche Skepsis Verwahrung einlegt, gelangt er zu dem Schluß, daß auch hier in gewissen Fällen über die Wahrscheinlichkeit hinaus volle Gewißheit erreichbar sei. Bedeutsamer aber als die von ihm aufgestellten drei Gesetze ist die nachsichtslose Strenge, womit er seine Scheidung der zuverlässigen und unzuver-

[40]) Vgl. für Spanien Altamira a. a. O.

[41]) Im 11. Buch seines Werks »De locis theologicis«; veröffentlicht nach seinem Tod 1563.



lässigen Berichte auch auf die altchristliche Tradition und die Heiligenlegende anwendet. Er zerpflückt nicht nur die berüchtigten Fabrikate des Annius, sondern scheut nicht vor dem Zugeständnis zurück, auch die Päpste hätten vielfach Fälschungen für echt genommen und in ihren Briefen und Dekreten verwertet. Obwohl er den Streit über die Konstantinische Schenkung und über den angeblichen Aussatz des Kaisers mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt, tritt doch seine eigene negative Ansicht deutlich genug hervor. Er wagt es, freilich »mit Schmerz«, auszusprechen, daß nicht selten die heidnischen Historiker wahrheitsliebender gewesen seien als die christlichen, daß ein Diogenes Laertius oder Sueton ihren Stoff weit gewissenhafter behandelt hätten als die Verfasser der Märtyrergeschichten. Die Auswüchse und Lächerlichkeiten der Legende verurteilt er unbedingt; geradezu unwürdige Einzelzüge habe man z. B. den Heiligen Franziskus und Dominikus angedichtet. Daß gerade der von ihm befehdete Jesuitenorden die von ihm vorgezeichnete Opferung des kritisch Unhaltbaren im großen Stil aufnehmen würde, konnte dieser Vorläufer der Bollandisten natürlich nicht ahnen.

Wir dürfen aber überhaupt von jenen Generationen nicht Dinge erwarten, die sie noch nicht zu bieten vermochten. Es ist gewiß ein bemerkenswertes Zeichen wissenschaftlicher Selbstbesinnung, daß schon damals die Leistungen der jungen Methodik von einzelnen ihrer Vertreter einer abwägenden Kritik unterzogen worden sind, so von Possevino, Voisin de La Popelinière, Keckermann. Zur Begründung einer stichhaltigen Geschichtsmethodologie ist es eigentlich doch erst im 19. Jahrhundert gekommen, seit der Entstehung und Entwicklung der philologisch-kritischen Methode. Die Hauptstärke jener ersten Anläufe und Versuche scheint mir weniger in den Bemühungen um eine regelrechte Analyse und Kritik zu liegen als vielmehr in einer Ausdehnung des Geschichtsinhalts und der Geschichtsbetrachtung, die nach der Charakteristik eines spanischen Forschers so ziemlich alles umfaßt, »was die anspruchsvollsten Methodiker von heute berücksichtigt wissen wollen«. Und auf diesem Gebiet behauptet meines Erachtens nach wie vor der Gedankenreichtum Bodins einen Höhepunkt, mit dem sich die vielfach gequälte Begriffseinschachtelung Keckermanns oder Francis Bacons nicht messen kann. Im übrigen wollte ich nur die eine oder andere Anregung für die noch zu leistende Arbeit geben, für eine Untersuchung und Gliederung dieser umfänglichen Literatur der beginnenden Methodik. Ihre Hauptgruppen und Haupttypen müssen klargelegt, ihre Zusammenhänge nach rückwärts und vorwärts, mit dem Humanismus wie mit der Theologie, Jurisprudenz und Ethik, müssen möglichst vollständig aufgedeckt werden. Auch für ihre oft bestrittene Einwirkung auf die Geschichtschreibung lassen sich doch manche Belege beibringen; ich verweise nur etwa auf Du Bellay, Du Haillant oder Mariana. Der Einfluß der Entdeckungen und ihrer Historiographie, das, was die Franzosen als »exotisme« bezeichnen[42]), darf ebenfalls nicht ganz unbeachtet bleiben, obwohl freilich das nationale Empfinden auf die Theoretiker wie auf die Historiker eine ungleich stärkere Wirkung geübt hat. Endlich bieten sich in der Würdigung der einzelnen Methodiker nicht wenige lohnende Aufgaben; neben Bodin fordern hier Ge-

[42]) Vgl. G. Chinard, L'Exotisme américain dans la littérature française au XVIe siècle. Paris 1911.



ſtalten wie Luis Vives, Baudouin, der sehr verschieden bewertete Fox Morcillo ihr Recht, unter den Italienern so bedeutende Persönlichkeiten wie Foglietta oder Robortello und sein Schüler Patrizzi, der als äſthetischer Kritiker »seiner Zeit um zwei Jahrhunderte voraus« war[43]). Für Deutschland wäre über die Melanchthonschule immer noch manches Ergänzende zu sagen. Ich verzichte darauf, etwa die Versuche einer neuen Periodisierung näher zu berühren oder vollends solche Probleme, die, wie der Kampf der Meinungen um Kreislauf oder Fortschritt, bereits in das hier vermiedene Gebiet der Geschichtsphilosophie hinüberführen. Aber ein künftiges Gesamtbild der hiſtorischen Methodik würde nur Stückwerk bleiben, wenn es sich eine Aufnahme dieser »letzten Dinge« hiſtorischer Geiſtesarbeit versagen wollte.

Die Methoden der Literaturwissenschaft.

Von

Harry Maync.

Es gibt keine Wissenschaft, die mit einer einzelnen und einzigen, allein selig machenden Methode dauernd ihr Leben friſten könnte, mit einer Methode, die a priori vorhanden wäre und für alle Zeiten beſtände und ausreichte. Daß echte Wissenschaft ewig nur werden, nie vollendet sein könne, hat Friedrich Schlegel einmal nachdrücklich betont. Mit den Zielen aber verändern sich ganz naturgemäß auch die Wege, die zu ihnen hinführen, mit den wissenschaftlichen Problemen wandeln sich ganz organisch auch die Möglichkeiten und die technischen Hilfsmittel, an sie heranzukommen und sie im glücklichen Falle zu lösen. Jede Wissenschaft, die allzulange unbedenklich mit einer einzigen überkommenen Methode arbeitet, gerät in Gefahr, die der jeweiligen Gegenwart geſtellten besonderen Aufgaben zu übersehen, in Erſtarrung und Schematismus zu verfallen und damit das eigentlich Schöpferische einzubüßen, mit dem wahre — d. h. lebendige und nicht tote — Wissenschaft ſteht und fällt. Es iſt daher immer ein gutes Zeichen für ein Fach, wenn in ihm ein Methodenſtreit entbrennt; er beweiſt, daß es von Stauung und Versumpfung weit entfernt, vielmehr bemüht iſt, für in Aussicht ſtehende neue Aufgaben das Werkzeug zu vervollkommnen und zu schärfen. Auch in der Wissenschaft gilt das alte Wort des griechischen Weisen, daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, wie es trotz allen theoretischen Friedensbewegungen und Internationalisierungsversuchen für unsere ganze lebensvolle und kampftüchtige Zeit gilt.

Die wissenschaftliche Literaturbetrachtung iſt eins der jüngſten Fächer und ſteht noch mitten in der Entwicklung. Es war daher ganz in der Ordnung, daß man zunächſt nicht sowohl deduktiv als induktiv vorging, sich frisch und eifrig an die reiche Fülle praktischer Arbeit machte und für Theoretisieren wenig Sinn und Zeit übrighatte. Methoden, die etwas wert sind, gehen

---

43) Saintsbury, A history of criticism II (Edinb. 1902), 101.



ja auch der praktiſchen Betätigung nicht vorauf, ſondern bilden ſich erſt in ihr und durch ſie heraus. Erſt nachdem man eine längere Wegſtrecke zurückgelegt hat, ſchaut man zurück und unterrichtet ſich durch die Rückſchau auf das bereits Geleiſtete zugleich über den Weitermarſch.

An einem ſolchen Punkte der Rückſchau, der Selbſtbeſinnung und der Selbſtprüfung iſt mittlerweile nun auch die Literaturwiſſenſchaft angelangt, und auch bei uns ſind ſeit einer Reihe von Jahren die methodologiſchen Erörterungen an der Tagesordnung. Jeder von uns, der es ernſt nimmt mit ſeinem Beruf, richtet wieder und wieder an ſich ſelbſt die Frage: biſt du auch auf dem rechten Wege? ſtiftet deine Arbeit wirklich Nutzen? hilft ſie wirklich, echte Werte für die Allgemeinheit herſtellen? Jeder ehrlich Strebende kennt die peinvoll bangen Stunden des Zweifels an ſich ſelbſt und an ſeiner Wiſſenſchaft. Zumal wir Literarhiſtoriker haben von den draußen Stehenden immer wieder die Behauptung anzuhören, unſere ganze Wiſſenſchaft als ſolche habe abgewirtſchaftet und müſſe ſich bankerott erklären. Neben dem großen Publikum, das die wiſſenſchaftlichen Probleme überhaupt nicht kennt oder nicht erkennt, ſind es vor allem die Dichter ſelbſt, die ſolche Anſicht vertreten; mit beiden habe ich mich jüngſt eingehender auseinanderzuſetzen geſucht in meiner Schrift »Dichtung und Kritik. Eine Rechtfertigung der Literaturwiſſenſchaft« (München 1912). Hier will ich mit einigen ganz allgemeinen Bemerkungen den Streit im eigenen Lager ſtreifen.

Im Anſchluß an Wilhelm Diltheys Meiſterbuch »Das Erlebnis und die Dichtung« habe ich vor ſechs Jahren einmal (in den Teubnerſchen Neuen Jahrbüchern 1907) über »Literaturphilologie—Literaturpſychologie—Literaturgeſchichte« gehandelt und dabei zu dem damals ſchon beſtehenden Methodenſtreit Stellung genommen, der ſich ſeither noch weſentlich verſchärft hat. In wertvollen Darlegungen hat über ihn neuerdings vor allem Oskar Walzel gehandelt, und zwar in den Aufſätzen »Analytiſche und ſynthetiſche Literaturforſchung«, die er 1910 in der Germaniſch-romaniſchen Monatsſchrift veröffentlicht hat, und die neben ſeiner eigenen methodiſchen Entſcheidung eine dankenswerte geſchichtliche Muſterung der methodologiſchen Probleme und Poſtulate bietet.

Als unmittelbarer Abkömmling der klaſſiſchen Philologie arbeitet auch die deutſche Philologie von Anfang an und in erſter Linie mit der philologiſch-hiſtoriſchen Methode, d. h. ſie ſtellt einerſeits und zunächſt die dichteriſchen Kunſtwerke, denen unſere Arbeit gilt, auf textkritiſchem Wege in ihrer vom Dichter gewollten Reinheit her, und ſie erforſcht und ſammelt anderſeits zu deren Erklärung und Erläuterung alle Quellen, alle überlieferten geſchichtlichen Zeugniſſe aus dem Leben des Dichters ſelbſt und aus ſeiner ganzen Zeit, die geeignet ſind, erhellende Schlaglichter auf dieſe Werke zu werfen. Gegen dieſe philologiſch-hiſtoriſche Methode wird heutzutage am häufigſten und am erbittertſten Sturm gelaufen, und zwar da mit vollem Recht, wo ſie mit der bezeichneten Forſchungstätigkeit alles geleiſtet zu haben glaubt, was für ein dichteriſches Kunſtwerk zu leiſten iſt. Zu Recht beſteht in vielen Fällen der Vorwurf, daß dieſer Methode ſchließlich das Leben des Dichters wichtiger werde als ſeine Werke, daß ſie, wie es Richard Muther einmal für ſein verwandtes Fach ausgedrückt hat, mehr Künſtlergeſchichte als Kunſtgeſchichte

darſtelle, daß die dichteriſchen Werke einſeitig vom hiſtoriſchen und nicht vom äſthetiſchen Standpunkt aus betrachtet würden, daß hinter ihrer äußeren Entſtehungsgeschichte die innere zurückſtehen müsse, daß sie im beſten Falle wohl formal ausreichend erklärt, nicht aber nach der inhaltlichen Seite genügend analysiert, erschlossen und gewürdigt würden. Werden solche Fehler auch vielfach begangen, so werden sie doch auch bereits seit langem von den Vertretern der Methode selbſt als solche erkannt, offen zugegeben und abzuſtellen gesucht. Schon 1877 hat Erich Schmidt (Charakteriſtiken I[2] 262) Herman Grimms geiſtreiche Großzügigkeit gegen diejenigen in Schutz genommen, die sich »vom philologisch-hiſtorischen Hochmutsteufel reiten« lassen. Jedenfalls schüttet das Kind mit dem Bade aus, wer nun im Hinblick auf solche Fehler diese ganze Methode, die in den hinter uns liegenden Jahrzehnten die geradezu gegebene war und den Weg bereiten mußte, als von Grund aus verfehlt und überflüssig verwirft. Daß das Laientum die Philologie als die Wissenschaft des Nichtwissenswerten bespöttelt, iſt alter Brauch, über den sich kein Philolog mehr aufregt. Stößt aber ein angeblicher Vertreter der Literaturforschung in dasselbe Horn, so beweiſt er damit nur, daß er der Philologie selbſt nicht mächtig iſt und sich also — unwissenschaftlich genug — damit bescheidet, ihre unentbehrlichen Ergebnisse ungeprüft fertig aus zweiter Hand zu übernehmen. Spricht die Wortphilologie auch nicht das letzte Wort in der Literaturwissenschaft, so spricht sie in ihr doch allezeit das erſte; denn im Anfang war das Wort, und das Wort sie sollen lassen ſtan!

Knüpfte ein Bahnbrecher des jungen Faches wie Wilhelm Scherer einerseits an die klassische Philologie, anderseits an die hiſtorische Schule an, so suchte sich sein Freund Richard Heinzel an der zeitgenössischen Naturforschung zu orientieren. Ängſtlich bedacht, nur ja den Boden der exakten Forschung und der Objektivität nicht zu verlassen, suchte er die rein deskriptive Methode, wie sie die Naturwissenschaften pflegen, auf die Literaturwissenschaft zu übertragen, und beschränkte sich auf eine schablonenhaft-schematische Inventaraufnahme und ſtreng sachliche Beschreibung literarischen Gutes nach seinem Äußeren, ohne je persönlich Stellung zu nehmen oder gar Urteile abzugeben und allgemeine Schlüsse zu ziehen. Er gab dem Leser die Teile in die Hand und überließ es ihm, das geiſtige Band selbſt zu finden. Diese Methode konnte uns wohl für die dichterische Technik Belehrung bringen und allerhand wichtige ſtatiſtische Daten an die Hand geben, aber für alles Höhere blieb sie unfruchtbar. Auch war sie nicht nur unhiſtorisch, denn Heinzel ſtellte durch Jahrhunderte getrennte Erscheinungen unbekümmert dicht nebeneinander, sondern sie war vor allem unkünſtlerisch, denn für die dichterische Persönlichkeit hatte er keinen Sinn. Nach ihm wäre ein möglichſt detaillierter Steckbrief das beſte Porträt. Mit vollem Recht hat Erich Schmidt in seiner Rektoratsrede vom Jahre 1909 gegen seinen ehemaligen Lehrer und späteren Wiener Kollegen die Bedeutung der »literarischen Persönlichkeit« verfochten.

Der Umſtand, daß bei vielen Vertretern der philologisch-hiſtorischen und vollends bei denen der rein deskriptiven Methode der Gedankeninhalt der dichterischen Kunſtwerke über ihren geschichtlichen und formalen Werten





zu kurz kommt, hat die sogenannten Weltanschauungshistoriker auf den Plan gerufen. Ihr Führer ist heute Oskar Walzel, der seinerseits von Rudolf Haym und Wilhelm Dilthey ausgegangen ist. Diese auf das Synthetische gerichtete Methode hat sich die Erforschung der Ideengeschichte zur Aufgabe gesetzt und bebaut in höchst fördernder Weise ein ungebührlich vernachlässigtes Feld. Sie erhebt sich über die Klein- und Einzelanalyse zu den großen geistigen Zusammenhängen und erweitert unseren geschichtlichen Horizont. Aber auch ihr droht die Klippe der Einseitigkeit. Auch sie neigt dazu, den rein künstlerischen Gehalt einer Dichtung über dem rational-geistigen zu vernachlässigen, die dichterische Persönlichkeit aus dem Auge zu verlieren über der historischen geistigen Entwicklung, die durch sie hindurchgegangen ist. Diese ideengeschichtliche Methode geht nicht von der Philologie aus, sondern von der Philosophie; aus dieser gewinnt sie ihre Gesichtspunkte für Dichter und Dichtungen, und zwar nach Maßgabe der gedankenmäßigen Elemente, die sie in ihnen findet. Dichtungen, die solche nicht oder nur wenig enthalten, und es sind das oft ja gerade die reinsten und höchsten, geraten dabei leicht ins Hintertreffen. Diese Weltanschauungshistoriker können schließlich dahin geraten, in der Geschichte der Literatur nur noch praktische Belege zur gleichzeitigen Geschichte der Philosophie zu erblicken oder umgekehrt an der Hand der Gedankendichtung Geschichte der Philosophie zu schreiben. Sie richten ihr Hauptbemühen darauf, den allgemeinen geistesgeschichtlichen Hintergrund auszumalen, von dem die Dichterwerke sich abheben, und lassen sich daran genügen, diese selbst, also den eigentlichen Vordergrund, nur zu skizzieren. Ihnen erscheint leicht der Held weniger wichtig als seine Umwelt, und damit verfallen sie in den Fehler der älteren Kunstgeschichte vom Schlage Lübkes oder Springers. Sie laufen Gefahr, Goethes nachdrückliche Mahnung zu vergessen, daß poetischer Gehalt Gehalt des eigenen Lebens sei, vor dem allgemein-menschlichen Gehalt eines Kunstwerkes seinen ursprünglichsten und urkräftigsten Persönlichkeitsgehalt zu gering zu achten, in dem Werke einer konkreten Individualität nur die Emanation einer abstrakten Weltanschauung zu erblicken.

Wieder andere Betrachter von Dichtwerken bekümmern sich um den großen Hintergrund und die Zusammenhänge grundsätzlich gar nicht, sondern haben es einzig mit dem Vordergrunde, dem Einzelwerk zu tun. Sie lassen das Allgemeine auf sich beruhen und beschränken sich ganz auf die Herausstellung des Besonderen. Es sind das die antigeschichtlich gerichteten Impressionisten, die das einzelne Werk völlig auf sich selbst stellen, es künstlich isolieren und aus allen Zusammenhängen reißen, als sei es ein Meteor, das urplötzlich und unerklärlich vom Himmel fällt, ein unorganisch-wurzelloses und zeitloses Etwas, dessen Herkunft unbekannt ist. Sie beschreiben es, aber nicht mit Heinzelscher Objektivität, sondern mit einem schrankenlosen Subjektivismus, der sich nicht an Methoden, Analogien und Normen wissenschaftlicher Art, sondern einzig an sich selber orientiert. Sie beschreiben den ganz persönlichen einzelnen Eindruck, den sie selbst in einem einzelnen Augenblick von einem Kunstwerk, das sie in sich und für sich nacherleben, haben, ohne dessen Wirkung auf die Dauer und auf die Allgemeinheit abzuschätzen. Für sie ist Wilhelm Schlegels

Wort, daß die Wissenschaft der Kunſt ihre Geschichte sei, nicht gesprochen, für ſie iſt die Literaturgeschichte nichts als eine Reihe zusammenhangloser Augenblicksbilder, mehr oder minder zufälliger Liebhaber-Momentaufnahmen. Auch von den Impressioniſten können wir manches lernen, vor allem sehen lernen, unvoreingenommen sinnliche Eindrücke auf uns wirken lassen; aber gleich dem geschichtlichen Zusammenhang lassen sie auch den geiſtigen Inhalt der einzelnen Dichtung ungewürdigt, und irgendwie verbindliche Normen vermögen sie uns überhaupt nicht zu vermitteln. Letzten Endes kehrt sich bei ihnen das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt geradezu um; sie kommen schließlich dazu, in sich das Übergeordnete, die eigentliche künſtlerische Tätigkeit zu sehen und in den künſtlerischen Objekten lediglich ein Rohmaterial für ihre impressioniſtische Kritik, die sie nicht als eine Wissenschaft, sondern als eine Kunſt auffassen.

Andere Literaturforscher bauen noch weitere Methoden aus, zumeiſt im Anschluß an führende Geiſter in verwandten Fächern. Wie Ernſt Elſter in seinen noch nicht abgeschlossenen »Prinzipien der Literaturwissenschaft« ein Syſtem errichtet, das alle literarischen Probleme auf die Psychologie Wilhelm Wundts zu projizieren sich bemüht, so orientieren sich andere an Taine, Comte oder Lamprecht, am Positivismus und an der Soziologie. Wieder andere — vor allem die Vertreter der Freudschen Schule — treiben Literaturforschung gar vom medizinischen Standpunkt aus und sehen alle Kunſt unter dem engen Gesichtswinkel der Pathologie, der Psychose. Vor Jahren versuchte man ferner, die vergleichende Literaturwissenschaft als neue Methode und eigenes Fach zu erweisen, was Elſter (Archiv für das Studium der neueren Sprachen 107) mit Fug zurückgewiesen hat. Vor allem hat Dilthey neue Wege beschritten, in dessen »Erlebnis«-Methode freilich Simmel (Goethe, S. 16) die alte naturaliſtische Modelltheorie der philologischen Richtung keineswegs grundsätzlich verlassen, sondern nur subjektivisch verfeinert sehen will. Der eine Forscher erblickt das Heil in der Analyse, der andere in der Synthese, und so wären noch mancherlei theoretische Gegensätze zu buchen, ganz abgesehen von Einzelmethoden wie Eduard Sievers' Theorie der Sprachmelodie.

In Wahrheit sind, wie schon im einzelnen angedeutet, alle diese Methoden Einseitigkeiten und tragen die Gefahr in sich, vom Wege abzuführen. Der grundsätzliche Fehler beſteht darin, solche Methoden auf einer einzelnen Hilfswissenschaft (Philologie, Philosophie) oder gar auf einer bloßen wissenschaftlichen Analogie (Naturforschung) aufzubauen. Das Ideal liegt auch für uns in der Harmonie aller Kräfte, in dem Zusammenschluß aller Fähigkeiten, was allerdings selten in einer einzigen Person erreicht wird. Aber ganz einseitig bleibt doch schließlich keine dieser Methoden, sie berühren und schneiden sich immer wieder. Gibt es wirklich einen Analytiker, der nie zur Synthese fortschritte, einen Synthetiker, der nicht auch analytische Arbeit leiſtete? Der Ideenhiſtoriker Haym hat in seiner »Romantischen Schule« auch biographische Kleinarbeit geleiſtet, der Schiller-Biograph Minor gibt zugleich auch Weltanschauungsgeschichte, der Literaturpsycholog Elſter iſt wiederholt warm für die philologische Methode eingetreten; es gibt keinen Impressioniſten, der nicht auch verallgemeinernd urteilte, und es gibt keinen

Vertreter irgendeiner der aufgeführten Methoden, der nicht, gelegentlich wenigstens, behufs wechselseitiger Erhellung (wie es Scherer bezeichnet hat) sich auch der vergleichenden Methode bediente, denn »Charakteristiken von Kunstwerken«, führt Justi im »Winckelmann« aus, »sind von Vergleichungsurteilen abhängig«. Von allen diesen Methoden gilt kein Entweder — Oder, sondern ein Sowohl — Als auch. Ihre Vertreter sind nicht Gegner, sondern Bundesgenossen, die vereint einem großen Ziele zustreben sollen. Je mehr Richtungen in einer Wissenschaft, um so mehr Möglichkeiten, allen Gesichtspunkten gerecht zu werden. Leiste nur jeder an seinem Teil, wozu er sich vorzüglich berufen fühlt, und die Ergebnisse werden sich schon von selbst gegenseitig ergänzen und berichtigen, im Sinne des Goethischen Zahmen Xenions:

> Ein jeder kehre vor seiner Tür,
> Und rein ist jedes Stadtquartier.
> Ein jeder übe sein' Lektion,
> So wird es gut im Rate stohn!

Viele Wege führen nach Rom. Jeder prüfe seine Begabung und gewinne ihr sein Bestes ab. Derjenige, dessen geistiges Auge nicht große Räume zu überspannen vermag, sieht dafür in der Nähe erheblich schärfer als der Weitsichtige, der zwar in größere Fernen reicht, hingegen von den Gegenständen seiner allernächsten Umgebung nur verschwimmende Bilder auffaßt. Der philologisch Geschulte richte sein Hauptaugenmerk auf die Texte und ihre Erklärung, der geborene Historiker gehe den großen zeitlichen Zusammenhängen nach, der philosophisch Durchgebildete betrachte die Einzelerscheinungen sub specie aeterni, der ausgesprochen ästhetisch Gerichtete rücke die spezifisch künstlerischen Werte ins Licht, der Impressionist schärfe die sinnliche Anschauungsfähigkeit u. s. f. Nur sich nicht vorübergehenden Schuldoktrinen zuliebe mit Gewalt Leistungen abzwingen wollen, für die man nicht geeignet ist! So tragen wir alle brauchbare Steine zusammen für den Bau, den die Größten unter uns aufführen, diejenigen, die einmal alle Einzelanalysen zur abschließenden Synthese zusammenfassen. Und vergessen wir auch zweierlei nicht. Erstlich, daß gerade die bedeutendsten Gelehrten viel weniger im bewußten Besitze objektiver Methoden als vermöge angeborener Begabung mit einem sicheren Instinkt und glücklichen Takt auf induktivem Wege ihre Werke schaffen, die uns anderen dann als methodische Muster dienen. Und zweitens, daß das Letzte und Beste in unserem Fache überhaupt nicht mehr wissenschaftlich erfaßbar ist, sondern eine der Kunst verwandte Persönlichkeitsleistung darstellt.

Die „Neue Wirklichkeitslehre" in der amerikanischen Philosophie.

Von
Günther Jacoby.

II.

Evander Bradley Mac Gilvary.

Evander Bradley Mac Gilvary, Professor der Philosophie an der Staatsuniversität von Wisconsin, ist derjenige von allen Vertretern der »Neuen Wirklichkeitslehre«, der diese sachlich am weitesten ausgebaut hat. Seine Philosophie läßt sich an die Bewußtseinslehre von James und Woodbridge anknüpfen. Das Wesen dieser Lehre sieht Mac Gilvary in einer Ausschaltung jener althergebrachten Grundlehre der Philosophie: daß es kein »Subjekt« gäbe ohne »Objekt« und kein »Objekt« ohne »Subjekt« und alles Erkennen in die »Subjekt-Objekt«-Beziehung beschlossen sei. Dieser Grundlage zufolge stände das Bewußtsein als »Subjekt« dem Gegenstande als »Objekt« gegenüber. Das Bewußtsein wäre der eine Beziehungspunkt, der Gegenstand der andere, und als ein Beziehungsgewebe zwischen beiden entspönne sich die Welt der Wahrnehmung, der Erkenntnis.

Mit dieser Auffassung räumt die neue Bewußtseinslehre auf. Denn für James, Woodbridge und Mac Gilvary gibt das Bewußtsein den Anspruch, ein Beziehungspunkt zu sein, auf und wird selber zu einer Beziehung zwischen Beziehungspunkten, welche Beziehungspunkte die wahrgenommenen Gegenstände sind. Und zwar bezieht das Bewußtsein die Gegenstände miteinander in einer »äußerlichen« Weise, womit gesagt werden soll, daß die Gegenstände dadurch, daß sie ins Bewußtsein treten, keine innere Veränderung ihres Wesens erfahren[1]). Auch liegt es in der Eigenschaft des Bewußtseins als Beziehungsweise, daß es nicht etwa schon im voraus bereit stehen kann, um sich der Gegenstände zu bemächtigen, sobald sie »in das Bewußtsein« treten. Eine Beziehungsweise ist nicht vorhanden, bevor das Bezogene da ist. Daher treten die Gegenstände auch nicht »in das Bewußtsein« hinein, sondern umgekehrt: das Bewußtsein entwickelt sich erst an den Gegenständen. Es wird als Beziehung zwischen Gegenständen überhaupt erst möglich, wenn Gegenstände da sind[2]).

Allein zu sagen, daß das Bewußtsein eine Beziehung sei, hat erst dann wirklichen Wert, wenn man feststellt, daß diese Beziehung von ganz bestimmter Art ist[3]). Und hier weicht Mac Gilvary von James und Woodbridge ab. Für ihn ist das Bewußtsein weder die Beziehung eines fortlaufenden Lebenszusammenhanges des von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde Erfahrenen, wie bei James; noch auch die bloße Beziehung des »Bedeutens«, wie bei Woodbridge; noch auch irgendeine der etwa zum Vergleich herangezogenen Beziehungsweisen, wie Raum und Zeit. Alle diese Beziehungen können nicht mit dem Bewußtsein eins gesetzt werden. Einesteils decken sie sich nicht ihrem Umfange nach mit dem Bewußtsein,

[1]) Journal of Philosophy Bd. 8, S. 511, 512.
[2]) Ebd. Bd. 6, S. 229 f.
[3]) Philosophical Review Bd. 21, S. 163 f.



und andernteils sind sie zwar Inhalte des Bewußtseins, nicht aber das Bewußtsein selber, das sie vielmehr umschließt. Daher muß das Bewußtsein eine Beziehung anderer Art sein: nämlich eine Beziehung, die schlechterdings allen Bewußtseinsinhalten gemeinsam ist, und durch die allein diese Inhalte ihre Bewußtseinseigenart erhalten[4]). Von dieser Bewußtseinsbeziehung kann nur so viel gesagt werden, daß sie »ein einzigartiges und nicht weiter zergliederbares Zusammensein aller Gegenstände in dem begrenzten Augenblicksfelde jeder beliebigen Wahrnehmung«, kurzum ein »Erfahrungszusammenhang« sei[5]). Mehr läßt sich über die Eigenart der Bewußtseinsbeziehung nicht sagen. Begrifflich im einzelnen kann man sie nicht bestimmen. Sie ist eine letzte Urtatsache und muß als solche einfach hingenommen werden. Alles, was zu ihrer begrifflichen Bestimmung versuchsweise angeführt werden könnte, setzt das Bewußtsein notwendigerweise schon immer voraus[6]).

Als eine allen Inhalten gemeinsame Beziehungsweise ist für Mac Gilvary das Bewußtsein farblos oder zum mindesten ganz einfarbig. Ob es sich nun um eine Sinnesempfindung, ein Urteil oder eine Gemütsbewegung handle: das Bewußtsein als eigentümlicher Beziehungszusammenhang bleibt stets dasselbe. Unter diesen Umständen muß Mac Gilvary den Begriff von »Zuständen« des Bewußtseins wie Woodbridge ablehnen. Denn dieser Begriff schließt eine Fähigkeit des Bewußtseins zur Buntfarbigkeit ein. Und die gibt es nicht. Das Bewußtsein ist als solches schlechterdings einfarbig. Der Begriff der »Bewußtseinszustände« ist also falsch. Er ist daraus entstanden, daß man nicht richtig zwischen dem Bewußtsein und seinen Gegenständen unterschieden hat. So verschieden auch diese Gegenstände sein mögen: das Bewußtsein als solches ist sich immer gleich. Und so kommt Mac Gilvary zu dem Ergebnis: »es gibt keine Bewußtseinszustände im eigentlichen Sinne dieses Wortes.« Was man gewöhnlich einen »Bewußtseinszustand« nennt, ist in Wirklichkeit ein Bewußtseinsgegenstand oder der Zustand eines solchen Gegenstandes. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß die Bewußtseinsgegenstände notwendigerweise einen Bestand auch außerhalb des Bewußtseins haben müßten. Gedächtnisbilder, Lust und Unlust z. B. sind Gegenstände, die ihr Dasein nur innerhalb der Bewußtseinsbeziehung haben, gehören aber darum noch nicht zum Bewußtsein als solchem und sind nicht »Bewußtseinszustände«[7]).

Diese eigentümliche Lehre Mac Gilvarys erklärt sich daraus, daß er von vornherein, schon in der Begriffsbestimmung des Bewußtseins, von jeder Eigenfarbe des Inhalts absah und Bewußtsein nur dasjenige nannte, was allen Inhalten des Bewußtseins gemeinsam war. Aus dieser Begriffsbestimmung mußte natürlich ein völlig farbloses Merkmal hervorgehen. Bewußtsein ist für Mac Gilvary der übergeordnete Gattungsbegriff, unter den alle Bewußtseinserlebnisse fallen. Es verhält sich daher zu jedem einzelnen Bewußtseinserlebnis wie etwa der Begriff des Rechteckes zu jedem einzelnen einer Reihe von rechteckigen Gemälden. Einzeln sind so viel Rechtecke da wie Gemälde.

[4]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 228 f. Vgl. Bd. 8, S. 517.

[5]) Philosophical Review Bd. 21, S. 152. Vgl Journal of Philosophy Bd. 6, S. 227.

[6]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 227. Vgl. Bd. 8, S. 524.

[7]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 453 f. Vgl. S. 494 f.



Aber das Rechteckhafte ist an allen Gemälden dasselbe. Einzeln sind so viele Bewußtseine da wie Zusammenhänge mit Bewußtseinsinhalten. Aber das Bewußtsein ist an allen Inhalten dasselbe[8]).

Natürlich können solche Inhalte ihrerseits wieder Beziehungen sein, so daß man eine Zweiheit von Beziehungen an dem Bewußtsein unterscheiden muß: Beziehungen, die zum Inhalt des Bewußtseins gehören, und die eine Beziehung, die alle Inhalte umfaßt und das Bewußtsein selbst ausmacht. Diesem übergreifenden Bewußtseinszusammenhange gegenüber spielen die anderen innerhalb des Bewußtseins liegenden Beziehungen nur die Rolle von Beziehungspunkten, die durch das Bewußtsein aufeinander bezogen werden[9]).

Eine ganz eigentümliche Stellung unter diesen Beziehungen innerhalb des Bewußtseins nimmt der Beziehungszusammenhang ein, der als »Mitte« des Bewußtseins bezeichnet werden könnte. Auch andere Zusammenhänge pflegen eine solche »Mitte« zu haben, an der alle Beziehungen zusammenlaufen: man denke an den Mittelpunkt eines Kreises, den Schlußstein eines Bogens, den Häuptling eines Stammes oder den Helden einer Erzählung. Eine solche Mitte bildet im Bewußtsein das, was gewöhnlich als »das Selbst« bezeichnet wird. Insofern das Bewußtsein eine Beziehung von Gegenständen im Raume ist, findet sich das Selbst vertreten durch die Örtlichkeit, die der Leib in diesem Raume einnimmt. Insofern das Bewußtsein eine Beziehung von Gegenständen in der Zeit ist, findet sich das Selbst vertreten durch den Zeitteil, in dem das augenblickliche Bewußtsein und die Wahrnehmung des eigenen Leibes schwebt. Und doch erhält das Selbst seine eigentümliche Mittelstellung weder bloß durch seine räumliche noch bloß durch seine zeitliche Lage, sondern einzig durch seine Lage innerhalb der Bewußtseinsbeziehung als solcher. Es ist ein Mittelpunkt innerhalb der Bewußtseinsbeziehung selber und zu dieser Bewußtseinsbeziehung als solcher gehörend, während Raum- und Zeitmitte Bewußtseinsinhalte sind, aber zum Bewußtsein selber nicht gehören[10]).

Kann dieses Selbst zum Inhalte des Bewußtseins werden? Mac Gilvary bejaht diese Frage, löst sie aber nicht etwa dadurch, daß er zu einem jenseits des Bewußtseins liegenden »Bewußtsein des Bewußtseins« greift, sondern durch eine Erläuterung des Wesens der Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit ist das Hinausragen eines Bewußtseinsinhaltes über andere Inhalte desselben Bewußtseinsfeldes. Ein solcher Inhalt nimmt also unter den anderen Inhalten eine ähnliche Stellung ein wie das »Selbst« innerhalb des Bewußtseins als solchen. Nun können unter den Bewußtseinsinhalten auch Beziehungen in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit treten. Warum also nicht das Bewußtsein selber, welches ja gleichfalls eine Beziehung ist? Es würde das nicht ein Hinausgehen des Bewußtseins über sich selbst bedeuten, sondern lediglich eine Verschiebung der Aufmerksamkeit innerhalb des Bewußtseins. Es würde einfach bedeuten, daß das Bewußtsein über seine Gegenstände in derselben Weise hinausragte wie sonst ein Gegenstand über den andern. Diese Aufmerksamkeitsverschiebung wird selten von uns geübt, ist aber vollziehbar und zwar nicht nur im Hinblick auf die unmittelbar vorangegangenen

[8]) Philosophical Review Bd. 21, S. 165.

[9]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 230 f. Vgl. Bd. 8, S. 519.

[10]) Philosophical Review Bd. 21, S. 163 f.



Erlebnisse, sondern auch im Hinblick auf die unmittelbar gegenwärtigen, und tritt z. B. ein, wenn ich die durch das Bewußtsein hergeſtellte Beziehung vor mir liegender Gegenſtände vergleiche mit der ebenfalls durch das Bewußtsein hergeſtellten Beziehung zwischen einem vor mir liegenden Gegenſtande und dem weit von mir entfernten König Menelik von Abessynien[11]).

Mit der Lehre Mac Gilvarys vom Bewußtsein hängt seine eigentliche »Wirklichkeitsphilosophie« eng zusammen. Iſt das Bewußtsein eine immer gleiche, unveränderliche Beziehungsweise, so iſt die bunte Verschiedenheit und Veränderlichkeit der Sinneswahrnehmungen von dem Bewußtsein unabhängig. Verschiedenheit und Veränderung gehören den Gegenſtänden an, nicht dem Bewußtsein[12]). Daher iſt, was wir vom Gegenſtande wahrnehmen, im Augenblicke der Sinneswahrnehmung selbſt der wirkliche Gegenſtand. Und dieser Gegenſtand kann, genau so wie wir ihn wahrnehmen, auch unabhängig von unserer Wahrnehmung weiter beſtehen[13]).

Mac Gilvary verdeutlicht diese Lehre an einem Beispiele. Zwei Freunde betrachten eine Briefmarke. Der eine wendet darauf den Kopf ab, der andere betrachtet weiter. Für diesen bleibt das Rot der Marke, für jenen schwindet es. Es iſt also zum mindeſten von dem Bewußtsein des einen unabhängig. Jetzt lassen beide von der Betrachtung ab, werfen aber eine halbe Stunde später wiederum einen Blick auf die Marke, und wieder erscheint sie als rot. Was geschah mit dem Rot in der Zwischenzeit? Daß es unabhängig von dem Bewußtsein des einen fortbeſteht, iſt erwiesen worden. Warum sollte es nicht unabhängig sein von dem Bewußtsein beider? Warum nicht von jedem Bewußtsein? Kann es nicht als wirkliches Rot fortbeſtanden haben, auch in der Zwischenzeit, da es keiner betrachtete? Dies in der Tat behauptet Mac Gilvarys »Neue Wirklichkeitslehre«: das Rot der Briefmarke, das wir sehen, iſt kein bloßer »Bewußtseinszuſtand«, sondern eine »wirkliche« beſtändige Eigenschaft der Briefmarke selber[14]).

Eine Seite dieser Lehre muß besonders betont werden: diese nämlich, daß es nicht etwa nur ein genaues Abbild vom Rot der Briefmarke iſt, was wir wahrnehmen, sondern das wirkliche Rot der wirklichen Briefmarke. Wahrnehmung und Wirklichkeit sind sich nicht etwa nur »gleich«, sondern sie sind schlechterdings ein und dasselbe. Damit weicht die neue Wirklichkeitslehre wie bei Woodbridge so bei Mac Gilvary grundsätzlich von der herkömmlichen Philosophie der Wirklichkeit ab. In dieser war die Wahrnehmung nur ein Sendbote des wirklichen Dinges. Das wirkliche Ding selbſt blieb unerkannt. Ding und Wahrnehmung waren zwei. Dagegen iſt in der neuen Wirklichkeitslehre das wirkliche Ding selber das Wahrgenommene. Ding und Wahrnehmung sind eins[15]).

Daraus scheint eine Schwierigkeit hervorzugehen. Denn wenn der wirkliche Gegenſtand selbſt wahrgenommen wird, und ihn mehrere Menschen zu gleicher Zeit sehen, so iſt nunmehr be-

[11]) Philosophical Review Bd. 21, S. 172 f. Vgl. die davon abweichenden früheren Aufſtellungen Mac Gilvarys im Journal of Philosophy Bd. 4, S. 234 f.

[12]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 453.

[13]) Philosophical Review Bd. 21, S. 152.

[14]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 449 f. Vgl. S. 456.

[15]) Philosophical Review Bd. 16, S. 280. Vgl. Journal of Philosophy Bd. 4, S. 452.

hauptet, daß derselbe Gegenſtand gleichzeitig in verschiedenen Bewußtseinen vorhanden sei. Das scheint widersinnig; iſt es aber nur dann, wenn man annimmt, jedes der wahrnehmenden Bewußtseine sei ein fertiger Behälter, der den Gegenſtand in sich aufnimmt. In vielen Behältern freilich kann derselbe Gegenſtand nicht zur gleichen Zeit sein, denn der Fall der »Einschachtelung« eines Behälters in den anderen trifft hier nicht zu. Dagegen verschwindet jeder Widersinn sofort, und es wird ganz natürlich, daß ein Ding gleichzeitig in verschiedenen Bewußtseinen iſt, wenn jedes der Bewußtseine nur eine Beziehungsweise darſtellt. Denn die Zahl der Beziehungszusammenhänge, in die ein und dasselbe Ding treten kann, iſt unbegrenzt. So kann dasselbe Stück Kork in einem Beziehungszusammenhange zu den Baumborken, in einem anderen zu den Gegenſtänden, die leichter sind als Wasser, in einem dritten zu den Flaschenſtöpseln gehören. So kann derselbe Mann gleichzeitig in dem einen Zusammenhange Schmiedemeiſter und in dem anderen Mitglied des Kriegervereins sein. Und so kann jedes Ding gleichzeitig in dem einen Bewußtseinszusammenhange als das Erlebnis des Herrn A. und in dem anderen Bewußtseinszusammenhange als das Erlebnis des Herrn B. ſtehen. Es iſt und bleibt darum doch ein und derselbe Gegenſtand[16]).

Eine andere Schwierigkeit, die aus der Lehre von der unmittelbaren Wahrnehmung des Dinges selbſt erwächſt, beſteht darin, daß dasselbe Ding von demselben Menschen zu verschiedener Zeit und von verschiedenen Menschen zu jeder Zeit verschieden wahrgenommen wird. Hier liegt eine wirkliche Schwierigkeit vor. Es wäre aber verfehlt, aus ihr zu schließen, daß darum unsere Sinneswahrnehmung ihrem ganzen Wesen nach notwendig in die Irre führen müsse. Sachlich näher liegt der andere Schluß, daß zwar einige unserer Sinneswahrnehmungen mehr oder minder abirren, andere aber das Richtige treffen[17]).

Unter diesen Umſtänden wird es notwendig, unterscheidende Merkmale anzugeben, durch die die richtige Wahrnehmung von der falschen gesondert werden kann. Diese Merkmale bemüht sich Mac Gilvary beizubringen. Dabei begegnet es ihm aber, daß sich die Frageſtellung unvermerkt verschiebt, und er, anſtatt eine Antwort auf die Frage zu geben, welche unter verschiedenen Wahrnehmungen eines und desselben Gegenſtandes die richtige sei, vielmehr eine Antwort auf die wesentlich andere Frage gibt: wie man die Unabhängigkeit einer Wahrnehmung feſtſtellen könne. Zur Beantwortung dieser letzteren Frage bringt er vier Merkmale bei, von denen das erſte jedoch keine ausschlaggebende Kraft hat und die drei anderen Unterarten eines einzigen sind. Jenes erſte wäre das bloße Vorhandensein einer Sinneswahrnehmung als solches, welches ſtets die Wahrscheinlichkeit des Zugehörens zu einem vom Wahrnehmenden unabhängigen Gegenſtand bei sich führt: namentlich wenn mehrere Augenzeugen dieselbe Wahrnehmung beſtätigen. Allein angesichts der Möglichkeit, daß sich alle Zeugen täuschen, kann dieses Merkmal nicht entscheiden. Dagegen geben die anderen drei Merkmale den Ausschlag. Sie lassen sich in den einen Grundsatz zusammenfassen: daß die unabhängige Wirklichkeit unserer Wahrnehmungen durch ihren wechselseitigen Zusammenhang verbürgt

[16]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 456.

[17]) Ebd. Bd. 4, S. 684.



wird. Zum Beweise dieses Zusammenhanges kommt als erſtes Merkmal die Einſtimmigkeit zwischen den Wahrnehmungen unserer verschiedenen Sinneswerkzeuge in Frage. Das Gehörte muß gesehen, das Gesehene betaſtet werden können usw. Als zweites Merkmal beweiſt den Zusammenhang die ursächliche Abfolge eines Ereignisses auf das andere. Diese Abfolge bildet den Hauptprüfſtein unserer Wahrnehmungen durch die Wissenschaft. Als drittes Merkmal tritt die von Mac Gilvary so genannte »Verschiedenheitsſtrahlung« hinzu. Wenn ich recht verſtehe, bezeichnet er damit das entscheidende Verhalten von Sinneswahrnehmungen unter besonderen Versuchsumſtänden, welche namentlich zur Schlichtung von Meinungsverschiedenheiten mehrerer Augenzeugen angeſtellt werden können. Dieses letzte Merkmal nähert sich am eheſten einer Antwort auf die ursprüngliche Frage: welche unter verschiedenen Wahrnehmungen desselben Gegenſtandes die richtige sei[18]).

Es bleibt noch der eine Einwand gegen die Wirklichkeitslehre Mac Gilvarys, daß es Nervenvorgänge sind, die uns die Wahrnehmungen übermitteln; daß die Änderung der Wahrnehmungen also von der Änderung der Nervenvorgänge abhinge; daß es überhaupt nur unsere Nervenvorgänge seien, die wir erleben, nicht aber, wie wir zu glauben pflegen, die Dinge; und daß uns die Nerven also fortwährend täuschten.

In Mac Gilvarys Augen ſteht dieser Einwand auf verhältnismäßig schwachen Füßen. Er gründet sich auf die Natur der Nervenvorgänge, um die Unwirklichkeit der sinnlichen Wahrnehmung zu erweisen, beachtet aber nicht, daß die Nervenvorgänge selber sinnliche Wahrnehmung sind. Wie kann man sich auf die Sinneswahrnehmung ſtützen, um der Sinneswahrnehmung die Stütze zu entziehen? Man würde dadurch den Aſt absägen, auf dem man selber sitzt[19]).

Tatsache iſt, daß, wenn die Sinneswahrnehmung an die Nerven gebunden iſt, der Gegenſtand noch keineswegs als dadurch verändert gedacht zu werden braucht. Er geht nur durch eine »Kette neuer Beziehungen« hindurch, bleibt dabei selbſt aber unverändert und tritt mit unmittelbarer Gegenwart als ein und derselbe in diese Beziehungen ein[20]).

Da Bewußtsein eine immer gleiche Beziehungsweise zwischen den Gegenſtänden iſt, so kann es durch die Art der Nervenvorgänge überhaupt nicht inhaltlich beeinflußt werden, sondern iſt durch sie nur in seinem Auftreten oder Verschwinden bedingt. Nur in diesem beschränkten Sinne hängt das Bewußtsein von den Nervenvorgängen ab, die im Falle der Wahrnehmung lediglich die Aufgabe von Zwischenträgern zum Gehirn haben, den Gegenſtand innerhalb des Bewußtseins aber nicht beeinflussen.

Wo aber tatsächliche, offenbare Sinnestäuschungen ſtattfinden, wie im Falle der Farbenblindheit, da pflegt es sich nicht um eine eigentliche Umwandlung der Wahrnehmung zu handeln, sondern um einen teilweisen Ausfall der Wahrnehmung infolge von Mängeln der Sinneswerkzeuge. So fehlt dem Farbenblinden die Aufnahmefähigkeit für Rot und Grün, während er die Helligkeitsunterschiede empfindet. Er sieht weniger als ein Mensch mit vollſtändiger Sehkraft. Aber was er sieht, sieht er eben-

[18]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 685—690.

[19]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 590

[20]) Ebd. S. 593 f.

so. Eine wirkliche Umwandlung findet nicht ſtatt[21]).

Eine solche Umwandlung findet auch nicht ſtatt im Falle der zeitlichen Verschiebung zwischen dem tatsächlichen Auftreten und der Wahrnehmung eines Gegenſtandes. Das vielgenannte Beispiel für diesen Fall iſt der Stern, der im Augenblick der Wahrnehmung längſt nicht mehr an der Stelle iſt, an der wir ihn erblicken. Mac Gilvary löſt die hier liegende Schwierigkeit durch seine Lehre von dem Bewußtsein als Beziehung. Danach bliebe der Stern als Stern ein und derselbe, und nur seine Zeitſtellung hätte sich verändert. Zeitſtellung aber heißt lediglich Stellung in einem Beziehungszusammenhange. Es würde sich demnach darum handeln, daß der Stern innerhalb der Wirklichkeit in dem einen, innerhalb des Bewußtseins in einem anderen Beziehungszusammenhange ſteht, als Stern aber in beiden Fällen derselbe bliebe. Auch in diesem Falle beruht das Versehen, wie bei der Farbenblindheit, nicht auf einer wirklichen Umwandlung des wahrzunehmenden Gegenſtandes, sondern auf einem Mangel im Wahrnehmen. Das Zeitverhältnis des Sterns wird mangels eines dafür geeigneten Sinneswerkzeuges nicht erkannt. Der gesehene Stern aber wird richtig gesehen. Eine wirkliche Umwandlung findet auch hier nicht ſtatt[22]).

Der ſtofflichen Wirklichkeit, die das Bewußtsein durch Vermittlung der Sinneswahrnehmungen in Beziehungszusammenhänge setzt, ſteht eine unſtoffliche Wirklichkeit des Bewußtseins gegenüber. Durch diese eigentümliche Lehre Mac Gilvarys wird der Raum der sogenannten Außenwelt mit dem sogenannten Raume des Bewußtseins in eins gesetzt. Der Raum, den wir sehen, iſt dort, wo wir ihn sehen. Wenn wir in den Spiegel schauen, iſt, was der Spiegel zeigt, hinter dem Spiegel. Es würde eine ungerechtfertigte Verdoppelung sein, hier von zwei Räumen zu sprechen: einem, den wir sehen, und einem, der wirklich da iſt[23]).

Nur dann wäre diese Verdoppelung berechtigt, wenn der Satz von der Undurchdringlichkeit aller Gegenſtände im Raume wahr wäre. Dieser Satz iſt aber eine falsche Verallgemeinerung aus einigen Erfahrungen, denen andere Erfahrungen widersprechen. In Wahrheit heißt der Satz nicht: alle Gegenſtände im Raume sind undurchdringlich, sondern vielmehr: nur einige Gegenſtände im Raume sind undurchdringlich, und zwar auch nur im Verhältnis zu einigen anderen Gegenſtänden. Die Gegenſtände, die wechselseitig undurchdringlich sind, nennt man »ſtofflich«, alle anderen »unſtofflich«. Unſtoffliche Dinge können ſtoffliche ohne weiteres durchdringen und umgekehrt, und beide können außerdem miteinander noch in allerlei anderen Beziehungen wie Vorrang, Ähnlichkeit, Unterschied, Verursachung ſtehen[24]).

Zu diesen Beziehungen zwischen ſtofflichen und unſtofflichen Dingen gehört auch die Bewußtseinsbeziehung, in der unſtoffliche Dinge, wie das Spiegelbild und Schöpfungen der Einbildungskraft, mit den ſtofflichen Gegenſtänden der Außenwelt zu einer Einheit verbunden werden. Auch diese Bewußtseinsbeziehung findet im Raume ſtatt. Jede räumliche Erfahrung iſt als Beziehungsweise innerhalb des Raumes, in dem ihre Gegenſtände sind. Sie iſt aber un-

[21]) Philosophical Review Bd. 21, S. 171.

[22]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 595–597. Vgl. Philosophical Review Bd. 21, S. 168 f.

[23]) Philosophical Review Bd. 21, S. 160 f.

[24]) Ebd. S. 162 f.



stofflich und also durchdringlich. Eben daher können gleichzeitig mehrere Erfahrungen in demselben Raume stattfinden. Zum Beispiel durchdringen sich in derselben auf dem Tische stehenden Lampe die unstofflichen Erfahrungen aller um den Tisch Sitzenden. Die Erfahrungen verschiedener Menschen, so könnte man sagen, haben in demselben Raume gewisse Schnittflächen gemeinsam; sie durchdringen sich teilweise, ohne daß dabei irgendeine der Erfahrungen etwas von ihrer Räumlichkeit einbüßen müßte. Die Welt der neuen Wirklichkeitslehre bei Mac Gilvary setzt sich aus einer Mannigfaltigkeit von ineinander bestehenden Welten mit stofflichen und unstofflichen Bestandteilen zusammen[25]).

In dieser Welt gilt übrigens ebensowenig wie der Satz von der Undurchdringlichkeit des Raumes der entsprechende Satz von der Zeit: daß nichts aus nichts entstehe. Soll dieser Satz die Entstehung des Neuen ausschließen, dann ist er falsch. Fortwährend entsteht neben dem von früher her Dauernden Neues und vergeht Altes. Das gilt von den Eigenschaften der stofflichen Dinge, gilt vor allem von den unstofflichen Dingen Schmerz- und Lustgefühlen, Vorstellungen und Gesichten; und es gilt vom Bewußtsein selber, das aus Nichts entsteht und in Nichts zergeht. Der Mangel an Dauer bei unstofflichen Dingen ist also kein Kennzeichen dafür, daß sie unwirklich sind[26]).

Unter den unstofflichen Dingen, die nichtsdestoweniger auf Räumlichkeit Anspruch haben, nehmen eine besondere Stelle die Gedächtnisbilder ein, insofern sie mit ihrer Unstofflichkeit eine auf stoffliche Gegenstände hinweisende Bedeutung haben können.

[25]) Ebd. S. 163. Vgl. S. 166.
[26]) Ebd. S. 167 f.

Im Gegensatz zu dem Kampfe der gegenwärtigen amerikanischen Philosophie gegen die Lehre von dem geistigen Abbilden der Wirklichkeit tritt Mac Gilvary entschieden dafür ein, daß zum mindesten in vielen hervorragenden Fällen der abwesende Gegenstand durch ein entsprechendes Gedächtnisabbild im Bewußtsein vertreten wird[27]). Während also die unmittelbare Wahrnehmung des Dinges kein Sendbote ist, sondern das wirkliche Ding in eigenster Gegenwart, ist das Gedächtnisbild ein vom menschlichen Geiste beglaubigter Gesandter des Dinges[28]). Daran schließt sich, ebenfalls im Gegensatz gegen die amerikanischen Zeitgenossen Mac Gilvarys Wahrheitsbegriff: demzufolge Gedächtnisbilder wahr sind, wenn sie mit einer vom Bewußtsein unabhängigen Wirklichkeit übereinstimmen: ganz gleich, ob diese Wirklichkeit jemals erfahren wird oder nicht. Und zwar heißt Übereinstimmung in diesem Falle Abbildung: freilich nicht Abbildung aller Einzelheiten, sondern Abbildung derjenigen Einzelheiten, auf die es jeweils ankommt[29]).

Dieser Lehre gibt Mac Gilvary noch eine besondere Fassung durch den Ausbau des bekannten Jamesschen Begriffs der »Bewußtseinsfranse«[30]). James findet den kennzeichnenden Fall für das Auftreten der Bewußtseinsfranse da, wo wir uns vergeblich auf etwas Vergessenes zu besinnen suchen. Wir haben dann das Bewußtsein einer Lücke, das nicht zu verwechseln ist mit einer Lücke des Bewußtseins. Denn hier ist die Lücke nicht tot, sondern tätig. Sie ist ge-

[27]) Philosophical Review Bd. 16, S. 278—280.
[28]) Ebd. S. 282.
[29]) Ebd. S. 283 f.
[30]) »The "Fringe" of William James's Psychology the Basis of Logic.« Philosophical Review Bd. 20, S. 137 ff.

wissermaßen als Lücke bewußt. Ihre Tätigkeit besteht darin, daß sie nur die richtige Erinnerung als richtig annimmt und alle anderen als falsch ablehnt. Eine solche selbsttätige Lücke würde William James zu den »Bewußtseinsfransen« rechnen[31]).

Mac Gilvary mißt dieser Lehre eine größere Tragweite bei, als James selber aus ihr herausgearbeitet hat. Näher zugesehen kann nämlich jeder seelische Inhalt als ein Bewußtseinskern mit einer Franse bezeichnet werden. Der Bewußtseinskern ist das jeweils deutlich Erkannte: eine Sinnesempfindung, ein Gedächtnisbild, ein Wort und dergleichen. Die »Franse« aber liegt in dem Bewußtsein, daß der Gegenstand nicht für sich selbst dasteht, sondern etwas »vertritt«, einen »Sinn«, eine »Bedeutung« hat. Diese Bedeutung kann bezeichnet werden als die »gegenständliche Beziehung« des Bewußtseinskerns, womit gesagt werden soll, daß der Kern zu seiner Vervollständigung einen über ihn hinausliegenden Gegenstand voraussetzt. Und es ist wichtig, zu bemerken, daß diese Voraussetzung in dem Bewußtseinskerne als solchem beschlossen liegt, nicht etwa von dem einzelnen Denker als dem Inhaber des Bewußtseinskernes hinzugetan wird[32]).

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß jeder Gedankeninhalt als solcher eine Ausdehnung der Wirklichkeit jenseits der jeweils augenblicklichen Erfahrung voraussetzt: räumlich und zeitlich. Mit dem Fortschritte der Erfahrung wird diese jenseitige Wirklichkeit erreicht, so daß, was früher Franse war, jetzt selbst zum Bewußtseinskerne wird. So findet ein dauernder Übergang statt von der Welt innerhalb der Erfahrung zu einer darüber hinausliegenden, allmählich in die Erfahrung hineinzuziehenden[33]). Jene frühere Welt weist aber auf diese neue kommende »bedeutend« voraus. Damit erhält Mac Gilvarys Wahrheitslehre eine neue Fassung. Wahr ist ein Bewußtseinskern, wenn sein bedeutendes Vorausweisen mit der Wirklichkeit übereinstimmt, die später in die Erfahrung tritt; falsch, wenn die Wirklichkeit abweicht. Ob aber wahr oder falsch: das Vorhandensein der vorausgesetzten Wirklichkeit bestätigt sich in jedem Falle, selbst dann, wenn die Wirklichkeit völlig anders ist; und gerade darin liegt der Sinn dieser Lehre für die Wirklichkeitsphilosophie[34]).

Der Begriff dieser überragenden, von der jeweiligen Erfahrung unabhängigen Wirklichkeit ist der Hauptbegriff der neuen Philosophie. Als »unabhängig« bezeichnet Mac Gilvary einen Gegenstand, wenn er »auch ohne wahrgenommen zu sein, da ist«[35]). Nach der Lehre der Wirklichkeitsphilosophie eignet diese Art der Unabhängigkeit unseren »Empfindungen«. Empfindung aber hat im Sprachgebrauch eine doppelte Bedeutung. Denn es kann sowohl das Empfinden als auch das Empfundene heißen. Im Empfindungserlebnis ist beides verschmolzen. Aber nur als Empfundenes ist die Empfindung unabhängig, während das Empfinden als solches zu der beziehenden Bewußtseinshandlung gehört.

Als Empfundenes dagegen ist die Empfindung von dem Bewußtsein unabhängig. Fragt man aber, was aus dem Empfundenen jenseits des Bewußtseins wird, so lautet die Antwort: das

---

31) Ebd. S. 139 f.

32) Philosophical Review Bd. 20, S. 145—147.

33) Ebd. S. 150—152.

34) Ebd. S. 155 f. Vgl. Journal of Philosophy Bd. 6, S. 226. Vgl. zu dem ganzen auch Philosophical Review Bd. 16, S. 281—283.

35) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 686.

Empfindbare. Und zwar sieht das Wirkliche als Empfindbares genau ebenso aus wie das Wirkliche als Empfundenes. Es hat sich nicht verändert. Es ist nur aus einem seiner Beziehungszusammenhänge ausgetreten. Es geht ihm genau so wie etwa einer Weihnachtsgabe, die sich auch nicht verändert, wenn sie aus einer schenkbaren vor Weihnachten zu einer geschenkten nach Weihnachten wird[36]).

Anstatt als »empfindbar« hat man die unempfundene Wirklichkeit auch als »mögliche« Wirklichkeit bezeichnet. Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß man mit dieser Bezeichnung den Gegenstand seiner Wahrnehmungseigenschaften oder gar seiner Wirklichkeit entkleidet habe. Der Begriff der »Möglichkeit« sagt überhaupt nichts über den Gegenstand selber, sondern nur über unser eigenes Verhältnis zu ihm und zwar über das Verhältnis unserer Unwissenheit. »Möglich« ist das, für dessen Wirklichkeit gewisse Bedingungen gegeben sind, die übrigen aber unbekannt bleiben. Daher ist Möglichkeit gar keine Eigenschaft von den Dingen, sondern eine Eigenschaft von uns. Das mögliche Ding selbst sieht in seiner »Möglichkeit« genau so aus und ist, falls es überhaupt vorhanden ist, genau so wirklich, wie in seiner »Wirklichkeit«[37]). Ebenso verhält es sich mit der Empfindung. Solange wir nichts von ihr wissen, ist sie mögliche Empfindung, Empfindbares. Aber in diesem Zustande ist sie nicht etwas anders als in dem Augenblick, da wir sie gewahr werden und sie »für uns« wirklich wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus regelt sich die Stellungnahme der neuen Wirklichkeitslehre zur Erkenntnis der Vergangenen. Die Schule der Chicagoer Philosophen war im Unrecht, wenn sie behauptete, das Wirkliche werde erst dadurch, daß wir es erkennen, wirklich. Durch Erkenntnis wird die Welt ebenso wenig wirklich, wie ein Brief dadurch wirklich wird, daß wir ihn abstempeln. Die Chicagoer Schule verwechselt Erfinden und Entdecken. Die Wirklichkeit wird entdeckt, nicht erfunden. Das gilt besonders für die Vergangenheit, die genau so wirklich ist, bevor als nachdem wir sie erkannt haben. Es wäre in der Tat eine merkwürdige »Vergangenheit«, die mit dem Fortschritte unserer Erkenntnis erst »entstände«. Trotz aller Einwände bleibt es bei der alten Wahrheit, daß die Wege der Wirklichkeit von den Wegen des Denkens unabhängig sind, daß die Wirklichkeit älter ist als das Denken, und daß das Denken aus der Wirklichkeit erst hervorgegangen ist: nicht etwa umgekehrt[38]).

Dementsprechend behauptet die neue Wirklichkeitsphilosophie das Dasein einer »wirklichen Welt«, die der Erfahrung offen steht, aber nicht notwendigerweise in allen Teilen erfahren werden muß[39]). Diese Behauptung macht jedoch keineswegs den Anspruch, als schlechthin bewiesen zu gelten. Die Unabhängigkeit des Erfahrenen kann man der Natur der Sache nach jenseits unserer eigenen Erfahrung nicht mehr beweisen. Denn zu einem solchen Beweise würde man stets der eigenen Erfahrung bedürfen. Daher bescheidet sich die Behauptung einer unabhängigen Welt damit, ein »Glaube«, eine »Arbeitsannahme« zu sein. Und so nennt Mac Gilvary seine Philosophie auch nur den »Versuch« einer Wirklichkeitslehre[40]).

36) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 457 f.
37) Ebd. S. 686.

38) Philosophical Review Bd. 16, S. 272—278.
39) Ebd. Bd. 20, S. 158.
40) »Tentative Realism« Journal of Philosophy Bd. 4, S. 449 f. Vgl. S. 690.

An und für sich wäre es ja möglich, daß unsere Empfindungen vom Bewußtsein abhingen. Es wäre das aber nur eine »bloße« Möglichkeit und keine »begründete«. Dagegen iſt der Glaube an das Vorhandensein der unabhängigen Wirklichkeit ein begründeter Glaube, und zwar iſt er »pragmatiſch« begründet. Er iſt eine »Arbeitsannahme«, d. h. er wird für wahr gehalten, weil mit ihm das tatsächliche Verhalten der Erfahrung am beſten erklärt werden kann[41]). Hier gewinnt die neue Wirklichkeitslehre mit dem »Pragmatismus« Fühlung.

Anderseits sucht Mac Gilvary seine Lehre in Verbindung zu bringen mit der in Amerika beliebten Philosophie des Unmittelbaren. Denn es iſt der unmittelbare Erfahrungsſtoff, der als ſelbſtändige Wirklichkeit angesprochen wird[42]). Dieses, das Auftreten der Wirklichkeit ſelbſt im Bewußtseinserlebnis, iſt der echteſte Sinn der Philosophie des Unmittelbaren. Denn die anderen Deutungen, die etwa dem Worte »unmittelbar« noch gegeben werden könnten, treffen auf die eigentümliche Gegenwart des Wirklichen im Erlebnisse nicht zu[43]). Unter diesen Umſtänden faßt Mac Gilvary die Forderungen seiner Wirklichkeitsphilosophie folgendermaßen zusammen: »Jedes Ding iſt, war oder wird dasjenige sein, als was es im Sinne eines Vergangenen, Gegenwärtigen oder Zukünftigen unmittelbar erfahren wird, falls sich diese Erfahrungen pragmatisch beſtätigen und so aneinander angepaßt sind, daß die unabhängigen Wirklichkeiten, die wir auf grund jener Erfahrungen voraussetzen, keine sich widersprechenden Eigenschaften zur gleichen Zeit haben.«[44])

Die Entwicklung der Luftfahrzeuge zum Kriegsmittel.

Von
Karl Bahn.

B. Entwicklung der Flugzeuge.

Dem Schweben und Fliegen des Menschen ſteht die Schwerkraft entgegen. Ihr muß eine größere Kraft entgegenwirken, damit ein dynamischer Flug zuſtande kommt. Diese liefert der Rückſtoß eines nach unten geschleuderten Luftſtromes, den man den Auftrieb nennt. Zur Erzeugung des Auftriebes muß Arbeit geleiſtet werden, deren Größe von dem Gewicht des Flugzeuges und dem Luftwiderſtande abhängt, den es gemäß seiner Geschwindigkeit, seiner Form und seiner Einrichtungen bei der Bewegung hervorruft. Daß sie allemal größer iſt als Menschenkraft, hat H. von Helmholtz auf Grund seiner wissenschaftlichen Untersuchungen bereits 1873 dahin ausgesprochen, daß es als nicht wahrscheinlich zu betrachten sei, daß der Mensch auch durch den allergeschickteſten flügelähnlichen Mechanismus, den er durch seine eigene Muskelkraft zu bewegen hätte, in den Stand gesetzt werden könnte, sein eigenes Gewicht in die Höhe zu heben und dort zu erhalten. Die Erfahrung hat ihm Recht gegeben. Zum Fliegen

[41]) Ebd. S. 690 f.
[42]) Ebd. S. 691.
[43]) Journal of Philosophy Bd. 4, S. 597.
[44]) Ebd. S. 692.



ist sehr bedeutende Maschinenkraft erforderlich, wie die jetzt vorhandenen Flugzeuge mit Motoren bis zu 200 PS beweisen. Da das Flugzeug seinen Motor mit in die Luft nehmen muß, spielt dessen Wirkungsgrad, d. h. das Verhältnis seines Gewichtes zu seiner Leistung eine ausschlaggebende Rolle. Renard berechnete 1884, daß das Gewicht eines Flugzeugmotors für je eine Pferdestärke 7 kg nicht überschreiten dürfe, wenn ein Flug möglich sein solle. Deshalb waren auch alle Flugversuche erfolglos, bevor die Technik genügend leichte Motoren herstellen konnte. Heute, wo das Flugwesen schon auf hoher Stufe steht, ist dieses Verhältnis bei einzelnen Konstruktionen sogar bis auf 1,3 kg hinabgegangen. Die Möglichkeit zu fliegen, war danach ebenso, wie die Lenkbarkeit der Luftschiffe, vorwiegend eine Motorfrage.

Der Auftrieb kann hervorgebracht werden entweder durch Auf- und Niederschlagen von Flügeln nach Art des Vogelfluges oder durch Hubschrauben oder endlich nach Drachenart dadurch, daß der bei der wagerechten Vorwärtsbewegung des Flugzeuges gegen die untere Seite der schrägstehenden Tragfläche wirkende Auftrieb das Flugzeug hebt, bzw. trägt. Danach werden: Schwingen-, Schrauben- und Drachenflugzeuge unterschieden. Es lag nahe, bei den ersten Flugversuchen den Vogelflug nachzuahmen. Die in dieser Richtung geschichtlich mit Leonardo da Vinci einsetzenden und bis Ende vorigen Jahrhunderts fortgesetzten Versuche haben wohl einige Apparate gezeitigt, mit denen es gelang, einzelne Flüge bis 100 m Weite auszuführen, aber einen zu dauerndem Fluge geeigneten oder wenigstens entwicklungsfähigen Typ haben sie selbst bei Verwendung von Maschinenkraft nicht hervorgebracht. Schwingenflugzeuge kommen hier also nicht in Betracht.

Das Schraubenflugzeug, das mittelst einer oder mehrerer um eine senkrechte Achse drehbaren Luftschrauben gehoben wird, hat für eine militärische Verwendung das Verlockende, daß es für Aufstieg und Landen fast gänzlich unabhängig von dem Gelände ist, da es keinen An- und Auslauf braucht. Es vermag sich auch ohne Vorwärtsbewegung in der Luft schwebend zu erhalten, was für Beobachten, Geschoßwerfen und Anzeigen der Lage eines gedeckten Zieles von Wert ist. Durch den Fortfall der Tragflächen ist das Flugzeug als Ziel kleiner und es ist auch stabiler als ein Drachenflugzeug. Da die Möglichkeit gegeben ist, Schraubenflugzeuge herzustellen, so haben Versuche mit solchen unter Benutzung von Maschinenkraft zum Antrieb bis in die Neuzeit ununterbrochen stattgefunden. Als Kraftmaschine wurden, dem Fortschritt der Technik folgend, Dampfmaschinen, Elektromotoren, Gaskraftmaschinen und Benzinmotoren verwendet und immer steigende Leistungen erreicht. Neuerdings hat nun der Ingenieur Baumgärtel ein Schraubenflugzeug herausgebracht, das durch zwei gleichzeitig übereinander laufende Hubschrauben nahezu senkrecht in die Luft gehoben wird, und durch eine geringe Neigung in der senkrechten Ebene mittelst Verlegung seines Schwerpunktes ohne besondere Luftschraube eine sehr schnelle Vorwärtsbewegung haben soll. Bald nach seinem Erscheinen ist dieses Flugzeug, vielleicht aus militärischen Gründen, wieder aus der Öffentlichkeit verschwunden, und dadurch ist nicht bekannt geworden, ob und wieweit es militärisch verwendbar bzw. ausbildungsfähig ist.

So groß auch die Vorzüge eines



Schraubenflugzeuges als Militärflugzeug in mancher Beziehung sein würden, sind sie dem Drahenflugzeug hinsichtlich der Ausnutzung der Motorkraft unterlegen. Letzteres kann bei gleicher Motorleiſtung größere Laſten befördern und größere Geschwindigkeiten erreichen.

Vorläufig kommt für die militärische Verwendung danach nur das Drachenflugzeug in Betracht.

Ein Vorläufer dieses iſt das Gleitflugzeug, das, mit Motor und Luftschraube ausgerüſtet, ein Drachenflugzeug iſt. Der Gleitflug kommt dadurch zuſtande, daß bei einem Abflug des Fliegers von einem hohen Standort die Luft durch die schrägſtehenden Tragflächen des sinkenden Flugzeuges nach vorwärts unten gedrückt wird und ihr Gegendruck das Flugzeug trägt und unter Umſtänden sogar über seine Abflughöhe hebt. — Frühere Flugversuche sind ohne Kenntnis über die Luftſtrömung gegen schräggeſtellte ebene oder gewölbte Flächen rein empirisch ausgeführt worden. Lilienthal war der erſte, der erfolgreiche wissenschaftliche Untersuchungen darüber anſtellte. Durch seine Erkenntnis über die Luftwirkung gegen die Tragflächen eines Gleitflugzeuges errang er seine Erfolge im Gleitfluge. Sein 1895 benutztes zweites Modell war ein Doppeldecker mit 18 qm Tragfläche, der ihn bei einem Abfluge von einem 15 m hohen Standort und 6—7 m Windſtärke wagerecht gegen den Wind trug und ihn bei ſtärkerem Winde sogar über die Höhe seines Abflugortes erhob. Im Jahre 1896 erreichte Lilienthal bei einem Abflug von 80 m Höhe schon eine Flugweite von 250 m. Völlig ausnutzen konnte er seine Erfolge auch durch Übergang zum Motorflugzeug nicht, weil bei seinem Tode die Motoren noch nicht genügend entwickelt waren. Er verunglückte am 12. Auguſt 1896, wahrscheinlich durch seitliches Umkippen seines Flugzeuges. Die Erfolge Lilienthals erregten s. Zt. so bedeutendes Aufsehen, daß sie in Amerika von den Gebrüdern Wright, in Frankreich vom Kapitän Ferber und in Österreich von Dr. Nimführ fortgeführt wurden. Der Unfall Lilienthals wurde die Veranlassung, daß seine Nachfolger der Stabilität der Flugzeuge größere Aufmerksamkeit schenkten. Eine Stabilisierung durch Verlegung des Körpergewichtes wie bisher wurde als nicht ausreichend erfunden und Chanute in Amerika ging als erſter zur Stabilisierung durch Bewegung der Tragflächen über.

Die erfolgreichſten Schüler Lilienthals waren die Gebrüder Wright in Amerika, weil sie als erſte den Motorflug ausübten und so die Begründer der heutigen Drachenflugzeuge wurden. Sie haben in den Jahren 1900—1902 mit drei verschiedenen Modellen von Doppeldeckern über tausend wohlgelungene Gleitflüge ohne jeglichen Unfall ausgeführt. Ihre Flugzeuge wurden durch ein an der Stirn angebrachtes wagerechtes Steuer ſtabilisiert. Dieses Steuer wirkte genügend. Um das Flugzeug zum Fliegen zu bringen, waren mindeſtens 5 m Wind erforderlich. Die größte Flugweite war 189 m in 26 Sekunden Flugzeit, was eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 7 Metersekunden ergibt. Diese Erfolge veranlaßten die Gebrüder W. und O. Wright ihren Gleitflieger mit einem selbſtgebauten 16 PS-Motor von 63 kg Gewicht ausuzrüſten. Am 17. Dezember 1903 gelangen ihnen mit diesem Flugzeuge die erſten vier Flüge, von denen der längſte gegen einen Wind von 10 bis 11 Metersekunden 250 m weit war. Die Flugdauer betrug 59 Sekunden. Dieser denkwürdige Tag und die, mit



jetzigem Maßſtab gemessen, allerdings bescheidenen Ergebnisse müssen feſtgehalten werden, um die großartige Entwicklung des Flugzeugbaues und der Fliegekunſt in dem kurzen Zeitraum von 10 Jahren richtig zu bewerten. Unter dem Einfluß Ferbers kamen die Versuche in Frankreich in lebhaften Gang. 1906 legte wieder Santos Dumont als erſter am 23. Oktober einen freien Flug von 60 m Länge und am 12. November einen solchen von 220 m in 21 Sekunden mit einem 50 PS-Antoinette-Motor zurück. 1908 vollbrachte Farman einen Kreisflug von 1 km Länge. Inzwischen hatten auch die Gebrüder Wright ihr Flugzeug verbessert. W. Wright übertraf mit seinen Vorführungen, die in Frankreich am 21. September 1908 begannen, die französischen Leiſtungen; er legte in $1^1/_2$ Stunden 65 km zurück. Sein Doppeldecker hatte 50 qm Tragfläche, einen 25 PS-Benzinmotor von 90 kg Gewicht, das sind nur noch rund 3,6 kg für die PS.

Es würde zu weit führen, alle Flugzeugtypen, die in diesen 10 Jahren entſtanden sind, der Zeitfolge nach auf ihre schrittweise Verbesserung zu verfolgen. Die Aufgabe muß darauf beschränkt werden, die Vervollkommnung der Hauptteile eines Drachenflugzeuges zu immer zweckdienlicherer Form für die Arbeit des Ganzen bis zu ihrer jetzigen Höhe als ein Erzeugnis der wissenschaftlichen Forschung und der zielbewußten Konſtruktion nachzuweisen.

Der maßgebendſte und darum wichtigſte Teil eines Drachenflugzeuges sind die Tragflächen, weil durch sie der Auftrieb des Flugzeuges hervorgerufen wird. Infolge ihrer schrägen Stellung kommt nur die senkrechte Teilkraft des gegen die Tragfläche gerichteten Luftdruckes als Auftrieb zur Geltung, die wagerechte wirkt als Rückkraft verzögernd auf die Vorwärtsbewegung. Deshalb gilt es, durch geeignete Form der Tragflächen die senkrechte Teilkraft des Luftdruckes möglichſt groß, die wagerechte, sowie den Reibungswiderſtand der Luft möglichſt klein zu machen.

Die Versuche Lilienthals haben feſtgeſtellt, daß gewölbte Tragflächen den ebenen für Ausnutzung des Luftdruckes überlegen sind. Das Verhältnis von Auftrieb zum Vortrieb wird am günſtigſten, wenn die Eintrittstangente des Luftdruckes ſtark abwärts geneigt iſt. Nicht weniger wichtig, als die Form der unteren Seite der Tragflächen iſt auch die der oberen oder Rückseite, damit die Luft leicht abfließen und keine ſtörenden Luftwirbel entſtehen können. Da die Tragflächen eine genügende Widerſtandsfähigkeit gegen den zeitweise sehr ſtarken Druck bei großer Geschwindigkeit des Flugzeuges und bei ſtarkem Sturm haben müssen, so bedürfen sie wenigſtens vorn einer ausreichenden Dicke, die nach der hinteren Kante scharf verlaufen kann und muß. Durch die Dicke der Tragflächen vorn wird, selbſt wenn die Kanten ſtumpf abgerundet sind, ein ſtärkerer Stirnwiderſtand in der Bewegungsrichtung verursacht als bei scharfkantigen Flächen, aber er wird dadurch reichlich aufgewogen, daß die abfließende Luft sich hinter der scharf verlaufenden hinteren Tragflächenkante ſtetig wieder zusammenschließt und dadurch den Vorschub begünſtigt. Aus diesen Bedingungen ergibt sich die Notwendigkeit verschieden ſtarker Wölbung der oberen und unteren Tragflächenseite. An den neueren Flugzeugen sind nur noch gewölbte Tragflächen zu sehen, die ebenen sind verschwunden.

Die Größe des Auftriebes wächst außer mit der Geschwindigkeit des Flugzeuges auch mit der Größe der Tragfläche. Das erste Wrightsche Modell hatte 50 qm Tragfläche. Heute wechselt ihre Größe mit der Geschwindigkeit des Flugzeuges. Z. B. die an dem Zuverlässigkeitsflug am Oberrhein beteiligten deutschen Militärflugzeuge hatten Tragflächen zwischen 22 und 70 qm bei 38,8 bezw. 22 Metersekunden Geschwindigkeit. Große Tragflächen erfordern große Spannweiten oder große Breite. Nach den Versuchen von Maxim und Ahlborn geben breite und kurze Tragflächen eine geringere Wirkung als schmale lange. Die Länge ist durch das zulässige Maß der Spannweite des Flugzeuges begrenzt; werden infolgedessen die Tragflächen zu breit, so werden sie in mehrere schmale geteilt und so angeordnet, daß die vordere Staffel niedriger liegt als die hintere. Der Vorteil dieser Anordnung ist aber nicht erheblich. Deshalb sind die gestaffelten Tragflächen neuerdings nur noch selten zu sehen. Statt dessen werden sehr große Tragflächen in zwei oder mehrere übereinanderliegende Teile zerlegt. Danach werden Eindecker, Einundeinhalbdecker, Doppeldecker und Mehrdecker unterschieden.

Das erste Wrightsche Modell mit 50 qm Fläche war ein Doppeldecker bei 12 m Spannweite und 2 m Tiefe. Die Doppeldecker jener oben erwähnten Militärflugzeuge hatten Tragflächen von 25—70 qm bei 10—20 m Spannweite zu 1,4—1,42 m Tiefe. Um bei einem Doppeldecker die gesamte Tragfläche vollwertig auszunutzen, muß die obere Tragfläche von der unteren einen der Geschwindigkeit des Flugzeuges angepaßten Abstand haben, weil sonst die obere Tragfläche in dem Windschatten der unteren liegt. Je größer die Geschwindigkeit ist, desto geringer darf der Abstand der Tragflächen voneinander sein. Bei dem Wrightflugzeug betrug er infolge der geringen Geschwindigkeit des Flugzeuges 1,8 m; bei dem Militär-Doppeldecker von Otto ist er bei 32 m Geschwindigkeit nur 1,35, bei dem Albatroß-Doppeldecker mit nur 21 m Geschwindigkeit aber 1,9 m. Die Abmessungen der Flächengröße, Spannweite, Tiefe, des Abstandes und der Geschwindigkeit müssen bei jeder einzelnen Konstruktion zueinander abgestimmt werden.

Die Frage, ob der Ein- oder Doppeldecker als Militärflugzeug besser ist, ist bisher nicht entschieden. Auch die zahlreichen Wettbewerbe haben keine völlige Aufklärung darüber gebracht. Nach den Ergebnissen des Wettfliegens in Reims 1910 schien es, als wenn der Eindecker dem Zweidecker an Schnelligkeit und Stabilität grundsätzlich überlegen sei, während letzterer sich durch größere Tragfähigkeit und Flugdauer auszeichne. Seitdem sind aber Konstruktion und Bau dieser letzteren auch fortgeschritten. Für militärische Zwecke wird auf große Tragfähigkeit wegen eines besonderen Beobachters neben dem Führer, wegen eines großen Vorrats an Betriebsstoffen für große Fahrtdauer und wegen Mitnahme großer Munitionsmengen besonderer Wert gelegt. Deshalb finden die Doppeldecker für Militärflugzeuge zurzeit große Beachtung, daneben sind die Eindecker ihrer großen Geschwindigkeit wegen (Rumpler-Eindecker 38,8 M.-Sek.) als Militärflugzeuge auch geschätzt. Die deutsche Militärverwaltung hat beide nebeneinander in Gebrauch.

Damit das Flugzeug aufsteigt, muß der vordere Rand der Tragfläche höher stehen als der hintere, die Tragfläche



also eine Neigung gegen die Wagerechte haben. Andererſeits wächſt aber der Luftwiderſtand in der Bewegungsrichtung mit der Größe des Schrägſtellungswinkels bis 30—40° ziemlich ſtark. Deshalb wird dahin geſtrebt, den Eintrittswinkel des Luftdruckes durch die Wölbung der Fläche möglichſt klein zu halten.

Die Tragflächen haben je nach der Schwere des Flugzeuges, ſeiner Belaſtung und ſeiner Geſchwindigkeit eine große Beanſpruchung auszuhalten, die unter Umſtänden durch ſtarken Wind oder einen ſteilen Gleitflug über das gewöhnliche Maß erheblich geſteigert wird. Dabei ſind ſie aber auch das unentbehrlichſte Element des Flugzeuges, denn durch ihren Zuſammenbruch oder durch ſchwere Verletzung eines Teiles derſelben geht Tragfähigkeit und Gleichgewicht des Flugzeugs verloren und ein Abſturz iſt unvermeidlich. Deshalb wird vielfache (meiſt 6—10fache) Sicherheit gefordert. Die Belaſtung ſoll auch ſo verteilt ſein, daß der Bruch eines Konſtruktionsteiles keine Überlaſtung eines benachbarten Teiles und dadurch deſſen Bruch hervorruft. Sie müſſen ſelbſt gegen elaſtiſche Verbiegungen bei höchſter Beanſpruchung ſtark genug ſein. Deshalb muß ohne ängſtliche Rückſicht auf das Gewicht ſo ſtark konſtruiert und ſo ſorgfältig gebaut werden, daß unbedingte Zuverläſſigkeit erreicht wird.

Neuerdings wird das Holz mehr und mehr durch Stahlrohre als ſichererer Werkſtoff verdrängt. Für Militärflugzeuge iſt dies von beſonderem Wert, weil dieſe im Kriege jedem Wind und Wetter ausgeſetzt ſind und ſich Holz durch wechſelndes Naß- und Trockenwerden bewegt, wirft und reißt, wodurch die Form der Tragflächen Veränderungen erleidet, und ihre urſprüngliche Feſtigkeit ſich vermindert. Der Leichtigkeit halber beſtehen die Tragflächen aus Rahmen, deren Teile gegeneinander verſpannt ſind. Die früher dazu verwendeten vielen einzelnen Drähte werden neuerdings durch wenige Stahldrahtſeile oder Stahlbänder erſetzt. Zur Verminderung des Reibungsluftwiderſtandes wird ſowohl die untere als die obere Tragfläche bekleidet. Die Bekleidung muß dem Luftdruck gewachſen, glatt und eben ſein. Wo beſonders große Beanſpruchung vorliegt, wie z. B. bei dem Bleriotſchen Luftomnibus, wird beſonders hergerichtete Bekleidung verwendet. Bei dieſem Flugzeug beſteht ſie aus 0,4 mm-Aluminiumblech mit eingepreßten Verſteifungsrippen, von dem das Quadratmeter nur 4 kg wiegt und doch einer Belaſtung von 500 kg widerſtehen kann. Sonſt wird Aluminiumblech ſeltener verwendet zugunſten eines waſſerdichten Leinwandüberzuges, der nach dem Aufbringen mit einer Flüſſigkeit »Emaillit« getränkt wird, die ihn völlig waſſerdicht macht und ihm eine glatte Oberfläche gibt, die den Reibungswiderſtand vermindert und die Luftfeuchtigkeit leicht abfließen läßt. Die durch das Tränken naß gewordene Leinwand zieht ſich beim Trocknen zuſammen und bildet dann einen völlig faltenloſen, ſtraff ſitzenden Überzug. Die Tragflächen der Kriegsfahrzeuge werden vielfach lichtgrau geſtrichen, um das Flugzeug weniger leicht ſichtbar zu machen. Neben der Haltbarkeit der Tragflächen iſt ihre Verſpannung mit dem Rumpf und dem Fahrgeſtell von hoher Bedeutung. Reißt die Verſpannung, ſo bricht die Tragfläche ab, und Flieger und Flugzeug ſtürzen nieder. Statt vieler dünner Stahldrähte werden der Sicherheit halber auch hierzu Stahldrahtſeile verwendet, bei denen ein unvorhergeſehener Bruch erfahrungsmäßig

weniger leicht eintritt. Stahldrahtseile oder -bänder werden vielfach doppelt geführt, damit beim Reißen ein Erſatz vorhanden iſt.

Der Rumpf des Flugzeuges iſt beſtimmt, den Flieger, die Fluggäſte, den Motor, den Betriebsſtoff, die militäriſchen Einrichtungen, wie Scheinwerferanlage, Telefunkenapparat, Bombenabwurfvorrichtung, Maſchinengewehre und dergl. aufzunehmen und als Halt für die Anbringung der Schrauben, Steuer und Stabiliſierungsvorrichtungen zu dienen. Die Konſtruktionen der erſten Jahre hatten einen offenen, gitterförmigen Rumpf, an dem das notwendigſte angebracht war. Die einzelnen Konſtruktionsteile des Gitterwerkes gaben großen Luftwiderſtand. Um dieſen zu vermindern, werden jetzt meiſt allſeitig geſchloſſene Rümpfe verwendet. Die Form des Rumpfes iſt ebenfalls mit Rückſicht auf Verminderung des Luftwiderſtandes gewählt. Es gibt Torpedo-, Fiſch- und Bootsformen von rundem, ovalem oder eckigem Querſchnitt. Wenn letzterer ſich techniſch auch leichter herſtellen läßt, ſo iſt doch der Winddruck auf die graden Flächen größer als bei den gewölbten; bei Seitenwind iſt daher die Abtrift von der Richtung größer.

Zum Bau des Rumpfes wird vielfach der beſte Chromnickelſtahl an Stelle von Holz verwendet, das ſich durch Witterungseinflüſſe verzieht und die Unfälle durch Splitterung ſchwerer machen kann. Bekleidet werden die Rümpfe je nach ihrem Verwendungszweck mit waſſerdicht getränkter Leinwand, Holzfournieren, Aluminium oder Stahlblech. Vielfach wird auch nur der vordere Teil des Rumpfes, die Haube, hinter der das Maſchinengewehr und der Motor liegen, mit Stahlblech gepanzert, während der hintere Teil mit Leinwand beſpannt iſt. Eine ſehr weſentliche Frage für ein Militärflugzeug iſt die Anordnung der Sitze. Für den Beobachter iſt unter allen Umſtänden eine große Beobachtungsmöglichkeit zu fordern. Die Ausſicht darf ihm alſo nicht durch Teile des Flugzeugs verdeckt ſein. Hierzu iſt zweckmäßig, wenn beim Doppeldecker der Beobachterſitz vor die Tragflächen gelegt werden kann. Fenſter in die unterliegenden Tragflächen einzubauen, iſt nur ein beſchränkter Notbehelf. Wenn die beiden Sitze für Führer und Beobachter hintereinander angeordnet werden, ſo ſoll der Beobachter vorn ſitzen. Vielfach werden beide Sitze nebeneinander gelegt.

Das Flugzeug muß zum Aufſteigen eine gewiſſe Geſchwindigkeit erreichen, die den nötigen Auftrieb gibt. Nachdem die alte Wrightſche Einrichtung mit Fallgewicht als unpraktiſch verlaſſen iſt, erhalten die Flugzeuge Fahrgeſtelle mit Rädern, die gegen den Rumpf und die Tragflächen gut abgefedert ſein müſſen, damit die unvermeidlichen Stöße beim Landen aufgefangen werden, ehe ſie ſich auf die Tragflächen fortpflanzen. Zum Schutz der Federn ſind hier und da Kufen angebracht, die den Stoß aufnehmen, bevor die Federn überanſtrengt werden. Bei Vordergewicht des Flugzeuges bedarf der vordere Teil des Rumpfes noch einer beſonderen Unterſtützung, um ein Einhauen der Schraube in den Boden oder ein Überſchlagen des Flugzeuges beim Landen zu verhüten. Bei langem Schwanz iſt dieſer gegen Schleifen auf dem Boden durch Rad abgeſtützt. Zur Verminderung des Luftwiderſtandes werden auch die Fahrgeſtelle vielfach verkleidet.

Von Motoren für Flugzeuge wird gefordert: ein hoher Wirkungsgrad, d. h. geringes Gewicht für eine PS;



unbedingte Zuverlässigkeit und geringer Verbrauch von Betriebsstoffen, um bei gleicher Belastung des Flugzeuges lange Flugdauer zu erreichen. Die erste Bedingung ist zurzeit weitgehend erfüllt. Der Wrightsche Motor wog noch 4 kg auf eine PS, die neueren Motoren gehen bis 1,3 kg hinunter. Diese Gewichtsverminderung bot die Möglichkeit, Motoren von hoher Leistung einzubauen. Der erste Wright-Motor hatte 16 PS. Heute werden solche bis zu 200 PS verwendet. Nachdem soweitgehende Gewichtserleichterung erreicht ist, mußte die unbedingte Zuverlässigkeit des Motors selbst unter geringer Erhöhung des Gewichtes in den Vordergrund gestellt werden. Nicht der verhältnismäßig leichteste, sondern der zuverlässigste Motor ist für ein Flugzeug zu wählen, denn mit dem Stillstehen des Motors hört die Schwebekraft des Flugzeuges auf. Der Flieger ist gezwungen, im Gleitfluge niederzugehen. Hat er ein für die Landung geeignetes Gelände unter sich, so braucht die Motorstörung keine Folgen nach sich zu ziehen. Anders wenn der Flieger auf Sumpf, Wasser oder innerhalb einer feindlichen Stellung niedergehen muß. Die Notwendigkeit, die Zuverlässigkeit der Motoren zu erhöhen, hat in Deutschland zu zwei Wettbewerben für Flugzeugmotoren geführt, die außerordentlich günstig gewirkt haben. Eine einheitliche Konstruktion für einen Flugzeugmotor hat sich bisher noch nicht herausgebildet. In Frankreich wird der Gnomemotor besonders bevorzugt, und die meisten der bemerkenswertesten Flüge sind mit Gnomemotoren ausgeführt worden. Er hat geringes Gewicht, rotierende Zylinder, um das Schwungrad zu ersparen, und Luftkühlung; auch Zuverlässigkeit wird ihm von zuständiger Seite nachgerühmt. Andererseits werden die ungünstige Ausnützung des Zylinderraumes, der große Verbrauch an Betriebsstoff, der das geringe Gewicht des Motors aufhebt, geringe Lebensdauer einzelner Teile und der große Luftwiderstand, den der Luftkühler notwendigerweise verursacht, als Nachteile angeführt. In Deutschland zieht man, obwohl es auch deutsche Motoren mit rotierenden Zylindern gibt, feststehende Zylinder und Wasserkühlung vor, und man hat auch mit ihnen hohe Leistungen, geringes Gewicht, sparsamen Verbrauch und Zuverlässigkeit erreicht. Euler hat allerdings bei seinem Militärdoppeldecker einen Gnomemotor verwendet. Der Vorteil, den es für ein Militärflugzeug hat, wenn es zum Beobachten und Zielanzeigen in der Luft halten kann, ist oben bereits besprochen. Bei einem Drachenflieger ist Halten unbedingt ausgeschlossen, man hat diesen Mangel dadurch zu vermindern gesucht, daß man Motoren mit verschiedener Geschwindigkeit von möglichst großer Spannung zwischen der größten und kleinsten baute. Der verstorbene englische Oberst Cody erreichte eine Spannung von 116,4 km.-Std. zu 78; der englische Normaldoppeldecker von Sopwith hat eine solche 119 zu 65 km.-Std.

Der Vorschub des Flugzeuges erfolgt durch die Arbeit der Luftschrauben. Die Konstruktion der Schraube soll eine möglichst hohe Ausnützung der vom Motor gelieferten Kraft gewähren. Querschnittsform der Flügel und deren Zahl sowie Durchmesser der Schrauben, dann ihre Steigung, Umdrehungszahl und Anzahl beeinflussen den Wirkungsgrad. Schrauben von großem Durchmesser mit geringerer Umlaufgeschwindigkeit liefern ein besseres Ergebnis als kleine schnell-

laufende Schrauben. Die Wrightschen Schrauben hatten zwei Flügel von 2,8 m Durchmesser, aber nur 450 Umdrehungen in einer Minute. Die Zahl der Flügel und der Durchmesser der Schrauben sind im allgemeinen beibehalten worden, wenn hin und wieder auch Schrauben mit vier Flügeln und solche mit etwas geringerem Durchmesser im Gebrauch sind. Dagegen herrscht jetzt fast allgemein die Einzelschraube vor, während der Wrightapparat deren zwei hatte. Zwei Schrauben gewähren die Möglichkeit, großen Durchmesser und geringe Umdrehungszahl, also hohen Wirkungsgrad anzuwenden. Zwei Schrauben arbeiten also wirtschaftlicher und gestatten, einen schwächeren Motor zu benutzen. Ferner wird die Flugsicherheit bei starkem Wind dadurch erhöht, daß durch die doppelten Schubkräfte, die an zwei symmetrischen Punkten angreifen, das Flugzeug gleichsam zwei Stützpunkte in der Luft hat, die nicht so leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden können. Die Wrightgesellschaft ist bei zwei Schrauben geblieben, und ihre Flugzeuge haben schwache Motoren und eine große Stabilität gegen Seitenwind. Die Anwendung zweier Schrauben hat sich sonst aber nicht einbürgern können, weil befürchtet wird, daß beim Versagen einer Schraube das Flugzeug umkippen könnte. Nach einem von der Wrightgesellschaft ausgeführten Versuch soll dies indessen nicht der Fall sein; das Flugzeug macht nach dem Stillstehen einer Schraube nur eine Wendung nach der Seite, an der die Schraube stillsteht, wie es in der Natur der Sache liegt. Neben der Wrightgesellschaft verwenden auch noch einige andere Firmen, wie Burgess, de Dion-Bouton, Savary u. a. ebenfalls zwei Schrauben. Die Einzelschrauben erfordern schnellere Umdrehung als zwei Schrauben. Der Militärdoppeldecker der Wrightgesellschaft z. B. macht mit seinen zwei Schrauben 470 Umdrehungen, die Einzelschrauben machen dagegen 1200—1300 Umdrehungen in der Minute. Während bei den Gebr. Wright die Schrauben an der Rückseite des Apparates lagen, sind sie jetzt in der Mehrzahl vorn angebracht, dabei ist aber darauf Rücksicht genommen, daß im Falle eines Schraubenbruches andere Teile des Flugzeuges nicht verletzt werden können. Die Schraubenflügel werden fast ausnahmslos aus Holz gefertigt.

Eine selbsttätige Stabilität des Flugzeuges ist die wesentlichste Bedingung für seine Flugsicherheit. Bevor eine solche nicht unbedingt erreicht ist, hängt die Sicherheit des Fluges von den persönlichen Eigenschaften des Fliegers und seiner Befähigung ab, und die Möglichkeit eines Fluges wird durch die Witterung in dem Maße beschränkt, wie die selbsttätige Stabilisation zu wünschen läßt. Jedes Flugzeug soll in bezug auf seine drei Achsen im Raume im stabilen Gleichgewicht sein, damit die nicht auszuschließenden störenden Einflüsse gedämpft werden und das Flugzeug allmählich wieder in seine ursprüngliche Gleichgewichtslage selbsttätig zurückkehrt. Bei labilem Gleichgewicht würden die Schwingungen nicht gedämpft werden, sondern mehr und mehr anwachsen und zum Kippen des Flugzeuges führen. Ein Flugzeug befindet sich in stabilem Gleichgewicht in bezug auf seine Längsachse, wenn der Schwerpunkt des ganzen Systemes unterhalb des Druckmittelpunktes der Luft liegt. Er muß aber trotzdem dem Druckmittelpunkt möglichst nahe liegen, denn je tiefer er liegt, umso schwieriger wird die Dämpfung der Schwingungen. Liegt der Schwerpunkt in senkrechter Ebene

vor dem Druckmittelpunkt, so ist ein Drehmoment vorhanden, das das Flugzeug vorn nach abwärts zu drehen bestrebt ist. Um das Gleichgewicht herzustellen, muß ein gleich großes Drehmoment entgegenwirken. Dazu kann ein wagrechter Dämpfungsschwanz dienen, wie ihn Pénaud schon 1871 entworfen hat. Charakteristisch für die Wrightflugzeuge ist das Fehlen eines solchen wagerechten Dämpfungsschwanzes. Ein genügender Ausgleich ist durch ein an der Stirn angebrachtes Höhensteuer gefunden worden, das aber den Nachteil hat, daß der Flieger es dauernd betätigen muß. Neuerdings liegt es auch bei den Wrightflugzeugen hinten statt vorn. Andere Ersatzmittel für den Dämpfungsschwanz sind: 1. ein um eine wagerechte Achse drehbarer Führersitz, der mit dem Höhensteuer verbunden ist. Er bleibt beim Stampfen des Flugzeuges senkrecht und bewegt dadurch das Höhensteuer selbsttätig. Nachteilig ist, daß diese Pendelbewegung nur schwer zur Ruhe kommt. 2. Wels-Etrich biegen den hinteren Teil der Tragflächen nach Art des Zanoniasames auf. Die Flügelenden laden weit nach hinten aus und sind ebenfalls aufgebogen gegen Kippen. Dadurch wird auch ohne Dämpfungsschwanz eine genügende Stabilität erreicht.

Ebenso wichtig, wie die Längsstabilität ist die Querstabilität, die das Schwingen des Flugzeuges um die Längsachse soweit regeln soll, daß das Flugzeug möglichst ruhig in der Luft liegt und ein seitliches Umkippen selbst bei starken Winden unter allen Umständen ausgeschlossen ist. Die seitliche Stabilität ist vorhanden, wenn der Schwerpunkt unter dem Druckpunkt und beide in der senkrechten Längsebene liegen. Tritt durch den Wind ein Überdruck auf der einen Hälfte der Tragfläche ein, so wird das Gleichgewicht gestört, der stärker belastete Flügel gehoben und eine Drehbewegung eingeleitet. Als Gegenmittel muß die mehrbelastete Seite vom Überdruck entlastet werden. Dies kann dadurch geschehen, daß die Tragfläche in der Richtung der Querachse des Flugzeuges gebrochen, »gekielt« wird, sodaß die beiden Hälften mit der wagerechten Ebene einen Winkel bilden. Bei gekielter Fläche wird der Überdruck durch Verlegung des Druckmittelpunktes infolge Hebens der einen Hälfte allmählich abgeschwächt und ausgeglichen. Eine scharfe Kielung der Flächen ist aber nicht günstig, weil die Druckkraft und dadurch die Schwebekraft des Flugzeuges vermindert wird. Um diesen Nachteil zu mildern, werden verschiedene Formen der Kielung angewendet. Statt des Scharfkieles mit Schrägstellung der ganzen Flächenhälften werden nur die äußersten Enden aufgebogen und statt des Scharfkieles ein Rundkiel angewendet. Die Wrights erzeugten ungleichmäßigen Auftrieb auf die beiden Tragflächenhälften durch deren Verwindung. Trotz der damit verbundenen unbeabsichtigten gegenteiligen Drehbewegungen, der durch Seitensteuerung entgegengewirkt werden muß, wird sie von verschiedenen Werken angewendet. Um diese Drehbewegung zu vermeiden, werden an Stelle der Verwindung der ganzen Hälften kleinere Zusatzflächen angebracht, die aber nicht so sanft arbeiten wie jene. Etrich-Rumpler erreichen durch elastisches Aufbiegen lappenförmiger nach oben gebogener Enden eine bemerkenswerte Stabilität. Ein anderes Stabilisierungsmittel sind Klappen in beiden Tragflächen, die durch gegensätzliche Betätigung ungleichmäßigen Auftrieb hervorrufen, sodaß ein Drehmoment nicht zu Stande kommt. Je weiter sie an

den Flügelenden liegen, umso wirksamer sind sie. Theoretisch das vorzüglichste Mittel wäre der Kreisel, der bekanntlich auch bei eingleisigen Bahnen zur Erhaltung des Gleichgewichts der Wagen und neuerdings als Ersatz für den Schiffskompaß angewendet wird. Infolge der durch schnelle Umdrehung des Kreisels hervorgerufenen großen lebendigen Kraft gehören auch große Kräfte dazu, die Gleichgewichtslage des Kreisels zu stören. Flugzeuge mit festeingebautem Kreisel würden vollständig selbsttätig stabil sein, aber eben wegen dieser vollständigen Stabilität nicht gesteuert und nicht schräg gestellt werden können. Beides ist aber unerläßlich. Für das Fahren von stark gekrümmten Kreisbögen, z. B. zum Hochschrauben des Flugzeuges, kann ein Schrägstellen als Gegengewicht gegen die Fliegkraft nicht entbehrt werden. Die hier vorliegenden technischen Schwierigkeiten sind so groß, daß die Kreiselstabilisierung noch keine praktische Anwendung gefunden hat.

Um das Flugzeug auch bei starken Widerständen in die beabsichtigte Stellung und Richtung zu zwingen, müssen Steuer vorhanden sein. Sie arbeiten aber nur dann zuverlässig und kräftig, wenn sie sich dauernd in geordneten Luftströmungen befinden. Deshalb werden den rückwärtsliegenden Steuern Leitflächen zur Regelung des Luftstroms vorgesetzt. Trotzdem die Steuer am Kopf energischer wirken als hinten liegende, größere Wendigkeit geben und schärfere Kurven zu fahren gestatten, liegen Höhen- und Seitensteuer heute fast ausnahmslos hinten, weil die Kopfsteuer beim Landen gefährdet sind und das Gesichtsfeld beschränken.

Die vorstehende Besprechung der Konstruktionsentwicklung zeigt, daß es zu einer Vereinheitlichung der Konstruktion des Militärflugzeuges noch nicht gekommen ist. Die vielen verschiedenen Konstruktionen haben, mit einander verglichen, ihre Vorzüge und Nachteile. Nichts desto weniger ist der Fortschritt in den Leistungen sehr bedeutend. Die Gebrüder Wright hatten am 17. Dezember 1903 unter vier Flügen als längsten eine Flugstrecke von 250 m gegen einen Wind von 10—11 Metersekunden in 59 Sekunden zurückgelegt. Die Geschwindigkeit errechnet sich zu rund 4,24 Metersekunden oder rund 15 Kilometerstunden. Belastet war das Flugzeug durch den Motor mit 63 kg und den Flieger mit rund 75 = 138 kg. Dem gegenüber sind die größten Flugstrecken ohne Fluggast in den letzten Jahren z. B.

1911	Paris—Poitiers	293	km
	„ —Angoulême	400	„
1912	Villacoublay—Biarritz	645	„
	Valenciennes—Biarritz	852	„
1913	Paris—Berlin—Warschau	1420	„
	„ —über die Pyrenäen bis an die portugiesische Grenze	1600	„

Diese Flüge sind sämtlich mit Zwischenlandungen ausgeführt worden. Ohne eine solche flog der Franzose Fourny die 1010 km lange Strecke Paris—Stettin in 13 Stunden 18 Minuten, also mit einer Geschwindigkeit von etwa 75 Kilometerstunden und neuerdings der Franzose Seguin die 900 km lange Strecke Paris—Berlin, trotz widriger Winde, in 11 Stunden, also mit einer Geschwindigkeit von rund 82 Kilometerstunden. Die durchschnittliche Geschwindigkeit während so großer Überlandflüge wird natürlich durch Windrichtung und Windstärke beeinflußt. Ohne Wind sind gegenüber der Wrightschen von 15 Kilometerstunden Geschwindigkeiten über 100 Kilometerstunden erreicht worden. Die größte Flughöhe beträgt ohne Fluggast etwa 5000 m, mit einem Fluggast 4000 m und mit zwei Fluggästen 3000 m. Die Zuverlässigkeit von Flugzeug und Motor



beweiſt der Rundflug Brindejoncs, der mit einem und demselben Flugzeug und einem und demselben Motor einen Rundflug von 5000 m durchgeführt hat. Die Tragfähigkeit der Flugzeuge iſt ebenfalls geſtiegen. Blériot hat einen Eindecker für eine Nutzlaſt von über 500 kg gebaut und der Russe Sikorski einen Doppeldecker für 12 bis 15 Personen. Die Stabilität der Flugzeuge iſt heute noch nicht vollkommen selbſttätig, wie die zahlreichen Abſtürze, die auf unvollkommene Stabilität zurückzuführen sind, beweisen. An der Vervollkommnung wird aber fortgesetzt gearbeitet, und es treten von Zeit zu Zeit Konſtruktionen auf, denen unbedingte Stabilität nachgerühmt wird, wie z. B. neuerdings der von Moreau. Dieser flog bei 15 Metersekunden-Wind eine halbe Stunde in 80 m Höhe, ohne die Stabilitätsſteuer zu berühren. Weitere Beſtätigung hierüber iſt abzuwarten. Immerhin iſt aber auch schon jetzt die Stabilisierung derart vervollkommnet, daß der französische Flieger Pégoud mit einem Blériot-Flugzeug desselben Typs, wie ihn das französische Heer besitzt, eine Schleife in senkrechter Ebene fliegen konnte, so daß er ſtreckenweise mit dem Kopf nach unten fuhr. Neben Kühnheit und Geschicklichkeit des Fliegers verlangt dieses Kunſtſtück von dem Flugzeug außerordentliche Stabilität. Diese Steigerung der Geschwindigkeit, der Fahrſtrecken, der ununterbrochenen Fahrzeit, der Steighöhe, Stabilität und Tragfähigkeit beweiſt, wenn die angegebenen Werte zurzeit auch nur ausnahmsweise Höchſtleiſtungen sind, die für die militärische Verwendung kaum in Frage kommen, die Güte der Konſtruktion und des Baues der Flugzeuge, sowie die Ausdauer und Geschicklichkeit der Flieger. Dank der Zuverlässigkeit der Flugzeuge und des Selbſtvertrauens der Flieger iſt die bisher große Abhängigkeit von Wind und Wetter mehr und mehr geschwunden. Während des circuit de l'Est und des Zuverlässigkeitsfluges am Oberrhein iſt gegen Windſtärken von 25 m-Sek. und bei ſtoßweisen ſtarken Böen mit vollem Erfolg geflogen worden, die Flugzeuge haben gehalten, die Flieger ihr Ziel erreicht. Dadurch iſt die Befähigung des Flugzeuges als Kriegsmittel dargetan worden.

Es iſt aber nur ein Kriegsflugzeug über Land und kann auch zum Küſtenschutz verwendet werden mit Flugſtützpunkten an der Küſte, wie wiederholte Flüge über den Kanal, die Oſtsee und das Mittelmeer bewiesen haben. Einer angriffsweis vorgehenden Flotte können Flugzeuge mit Küſtenſtützpunkten schon in Ansehung des geringen Aktionsradius der Flugzeuge nicht genügen. Es schien daher am einfachſten für diesen Zweck, die Kriegsschiffe oder nötigenfalls besonders dazu eingerichtete Begleitschiffe zum Stützpunkt für Landflugzeuge zu machen. In England und Amerika sind Versuche in dieser Richtung ausgeführt worden. Am 14. November 1910 gelang es dem Amerikaner Ely als erſtem mit einem Doppeldecker von einem Kriegsschiff aufzuſteigen, und am 18. Januar 1911 glückte es ihm zum erſtenmal, an Bord eines Kriegsschiffes niederzugehen. Die Schiffe müssen für das Starten der Flugzeuge mit einer Ablaufbahn versehen werden. Bei der englischen Flottenschau 1912 hatte zu diesem Zweck das Schlachtschiff »Hibernia« einen Holzaufbau über dem Vorderdeck. Immerhin bleibt das Abfliegen vom, noch mehr aber das Niedergehen der Flugzeuge an Bord schon bei Friedensübungen eine mißliche Sache, während des Gefechtes, bei Nacht oder sehr hohem Seegang werden

sie kaum gelingen. Deshalb müßten selbst Bordflugzeuge schwimmfähig sein. Ferner sind Aufbauten auf den Kampfschiffen und die Unterbringung der Flugzeuge daselbst ausgeschlossen, so daß Sonderschiffe unumgänglich wären. Der großen Schwierigkeit wegen hat man jetzt fast allgemein von Bordflugzeugen abgesehen und verlangt nach seetüchtigen Wasserflugzeugen. Der erste, dem es gelang, vom Wasser aufzusteigen, war Henry Fabre im Mai 1910. In Amerika machte Curtiss 1911 Flüge mit Wasserflugzeugen, und in England flog Commander Samson am 8. Mai 1912 vom Wasser auf und ging mit Gleitflug wieder auf das Wasser nieder. Die Wasserflugzeuge müssen bei 14 m-Sek.-Wind noch schwimmfähig bleiben, genügende Stabilität gegen Umwerfen und ausreichende Widerstandsfähigkeit gegen Wellenbrecher haben. Sie müssen eine Geschwindigkeit von mindestens 100 km-Std., eine Fahrdauer von 6 Stunden, eine Tragfähigkeit von wenigstens 200 kg neben voller kriegsmäßiger Ausrüstung, große Steiggeschwindigkeit, etwa 500 m in 25 Minuten, besitzen. Motor, Schrauben, Tragflächen und Mannschaft müssen vor Spritzseen geschützt und der Anlauf muß auch bei Windstille möglichst kurz sein. Das Flugzeug muß sowohl vom Wasser wie vom Lande aufsteigen können. Aus diesen Anforderungen geht hervor, daß die Wasserflugzeuge nicht nur stärker, größer und schwerer als Landflugzeuge sein müssen, sondern daß ihre Gesamtanordnung der Forderung nach großer Seetüchtigkeit angepaßt sein muß. Bloße Schwimmfähigkeit genügt nicht. Deshalb konnten auch die ersten Modelle von guten Landflugzeugen, die auf einen oder mehrere Schwimmer gesetzt waren, bei den Wettbewerben nicht genügen, und es besteht auch keine Aussicht, diese »schwimmenden Flugzeuge«, wie sie im Gegensatz zu den »fliegenden Booten« genannt werden, wegen ihrer hohen Schwerpunktslage für die Verwendung auf offenem Meere stabil und stark genug zu machen. Mehr Aussicht haben die »fliegenden Boote«, bei denen ein nach seetechnischen Grundsätzen möglichst leicht gebautes, seetüchtiges Boot als Rumpf des Flugzeuges benutzt wird, an das Tragflächen, Schraube und Motor angebracht werden. Solche »fliegenden Boote« sind von Curtiss, Donnet-Lévèque, Borel, Artois, Farman und Bréquet gebaut und bei den Wettbewerben vorgeführt worden. Die Schwierigkeit, seetüchtige und kriegsbrauchbare Wasserflugzeuge zu bauen, sind groß. Der letzte Wettbewerb in Deauville hat ergeben, daß selbst die Franzosen noch keine befriedigende Lösung der gestellten Aufgaben gefunden haben. Immerhin sind die Fortschritte in den wenigen Jahren ganz erstaunlich und geben begründete Hoffnung, daß auch kriegsbrauchbare Wasserflugzeuge in absehbarer Zeit werden gebaut werden.

Nachrichten und Mitteilungen.

West-östliche Concordia.

Von der weitgehenden Interessengemeinschaft, die Englands und Deutschlands Volk miteinander verbindet, ist ein vieles, wie vormals nie, die Rede, seit das Verhältnis der beiden zu einem unverhehlbar gespannten geworden: seit dem der Austausch der Besuche, bei denen Journalisten, Professoren, Geistliche, Kaufleute von hüben und drüben wechselseitig sich versichern, daß es beides, Torheit und Verbrechen, wäre, wollten die beiden Nationen ernstlich daran denken, Krieg gegeneinander zu sinnen, anstatt in Eintracht ihren Weg zu gehen. Eine ähnliche Spannung, die immer wieder sich zu entladen droht, hauptsächlich herbeigeführt durch die japanische Emigration und die gegen diese getroffenen Maßnahmen, besteht bekanntlich nun schon geraume Zeit zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien, und ein Symptom dieses tatsächlich bestehenden Gegensatzes ist es auch hier, daß die Besonneneren auf beiden Seiten es für ihre Pflicht erachten, mahnend die Stimme zu erheben und der Leidenschaft der Masse durch Geltendmachung der Vernunft einen wehrenden Damm entgegenzusetzen. Eben in diesem Gegensatze wohl hat ihren nächsten Anlaß auch die Gründung, deren in Englisch publizierter erster Jahresbericht vor kurzem in einer kleinen Anzahl von Exemplaren auch zu uns gelangte. Zugegangen ist er hier eigentlich wohl nur einigen ganz wenigen, zumeist hervorragenden Hochschullehrern, bei denen um die Jahreswende 1912/13 einer der Hauptbegründer der Vereinigung, der Präsident der „Frauenuniversität" in Tokio, Herr Jinzo Naruse, persönlich vorgesprochen, um ihnen die neue Bundesidee zu unterbreiten und ihre Ansicht über diese zu erkunden sowie ihre Teilnahme zu erbitten. Herr Naruse hat zu gleichem Zweck Amerika, England und Frankreich bereist, handschriftliche Voten der von ihm besuchten Größen in ein mitgebrachtes Stammbuch sammelnd, die der „First Report" nun wiedergibt. Die Vereinigung, der dieser gilt, nennt sich japanisch K i - i t s u K y o k w a i, ein aus vier chinesischen Schriftzeichen zusammengesetzter Name, auf den sich die Begründer nach langem Überlegen einten. Er besagt, daß die Gesellschaft (K y o k w a i) gegründet ist (k i) auf Einheit (i t s u), ein Verein, dem das Heil liegt in einträchtigem Zusammenstehen und Zusammengehen, „the Association Concordia of Japan". Der von der neuen Körperschaft vertretenen durchaus löblichen Sache glaube ich einen Dienst zu erweisen, indem ich ihren Prospekt in dieser Zeitschrift, der er am besten gleich japanischerseits zur Veröffentlichung übergeben worden wäre, durch eine deutsche Übersetzung allgemein zugänglich mache, um nachher einige Bemerkungen an ihn zu knüpfen.

„Die Zivilisation dieses 20. Jahrhunderts ist daran, die Scheidemauern, die Rassen und Nationalitäten gegeneinander absperren, niederzulegen und die Welt umzugestalten in eine einzige große Körperschaft, nicht bloß auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, sondern ebenso auch auf geistigem Gebiete. Besonders die weltumspannende christliche Missionstätigkeit und die vergleichende Religions-, Sitten- und Literaturforschung, wie überhaupt die Entwicklung der Wissenschaft, sind es, die unablässig das Denken in Regsamkeit halten und allenthalben unter den Völkern sittliche Kräfte in Bewegung setzen.

Die Führerschaft in dieser durchgängigen Bewegung hat die westländische Zivilisation. Hat sie die Kultur und die Überlieferungen von Griechenland und Rom hinter sich, so die Zivilisation des Ostens ihrerseits die Kultur und die Gedankenwelt des Hindu- und Chinesentums, beide also im Besitze eines Erbes, das nicht so leichthin drangegeben werden darf.

Was in den internationalen Beziehungen noch immer Verwicklungen schafft, ist kommerzielles und industrielles Rivalisieren und Reibungen, wie sie das Einwanderungs- und Kolonisationsproblem mit sich bringt. Sind nun aber in alle dem Ursachen der Erbitterung gegeben, die leider nur allzu oft dazu führen, daß nationalen und Rasse-Verschiedenheiten ungebührliche Bedeutung beigemessen und damit der allgemeine Friede und Fortschritt in Gefahr gebracht wird, so ist es eben darum von der allergrößten Wichtigkeit, unter den Nationen, und ganz besonders zwischen den Völkern des Ostens und des Westens, gegenseitige Sympathie und das Gefühl der Interessengemeinschaft zu stärken.

Zu dem Ende müssen beide, der Osten wie der Westen, wechselseitig auf das ernsteste bemüht sein, ein besseres Verständnis ihrer Glaubensüberzeugungen und ihrer Ideale zu gewinnen. Wird gleich, obenhin angesehen, der Verkehr zwischen dem Osten und dem Westen immer inniger und greifen gleich die beiden gemeinsamen Interessen wissenschaftlicher Art immer weiter, so fehlt doch beiderseits leider noch viel daran, daß man auch dem tieferen geistigen Untergrunde, auf dem eines jeden Leben ruht, die rechte Würdigung zuteil werden läßt. Keine Frage, es ist ein Gebot der Pflicht, aus dem Wege zu schaffen,



was in Angelegenheiten politischer und kommerzieller Natur Erbitterung verursachen muß. Nicht weniger dringlich aber ist es (sofern es uns darum zu tun ist, dem internationalen Frieden und guten Einvernehmen sichere Grundlagen zu schaffen), daß zwischen dem Osten und dem Westen ein besseres Verstehen der beiderseitgen Glaubensüberzeugungen und Ideale befördert und gegenseitige Sympathie mit Bezug auf die tieferen geistigen Probleme herbeigeführt wird.

Die moderne Wissenschaft hat die Geheimnisse der Natur erforscht und hat, die so entdeckten Prinzipien praktisch anwendend, nicht nur unser materielles Wohl bedeutend gesteigert, sondern auch einen hellen Lichtschein auf die Solidarität der Menschheit und die fundamentale Einheit unserer geistigen Bestrebungen geworfen. Kein Volk und keine Religion sind hinfüro imstande, sich in ihrem Dasein zu behaupten, wo sie nicht auch an ihrem Teile dem Weltfortschritt sich anbequemen wollten, der kein Stillstehen kennt. Die Zivilisation der Welt wird fortab weitergleiten als ein einziger mächtiger Strom. Natürlich, daß jede einzelne Nation und jede einzelne Religion die gerade ihr eigentümlichen Sondervorzüge zur Ausprägung zu bringen und so ihren Beitrag zu der allgemeinen Zivilisation zu leisten hat. Letzten Endes aber wird sie doch immer in Harmonie mit der großen Symphonie des Weltideals sich setzen müssen.

Stößt ja doch auch jede einzelne Nation, wie sie von der Strömung moderner Zivilisation vorwärtsgetrieben wird, trotz ihrer eigenen Geschichte und Sonderart vielfach auf ganz die gleichen Probleme und die gleichen Schwierigkeiten. Der Konflikt zwischen Individualismus und Imperalismus, der Mangel an Übereinstimmung zwischen überlieferten Glaubensvorstellungen und Ideen einerseits und den verschiedenen sozialen und ökonomischen Theorien, die der industriellen Umwälzung des 18. und 19. Jahrhunderts entsprangen, andererseits; die offensichtliche Feindschaft zwischen der durch das Aufblühen moderner Wissenschaft herbeigeführten positivistischen Richtung und dem idealistischen Prinzip religiösen Glaubens; der Gegensatz zwischen praktischer Moral und Erziehung auf der einen und metaphysischem Denken auf der andern Seite: das sind so Probleme, die neben vielen anderen der Lösung durch uns harren.

Ist es nicht, um dieser großen Probleme Herr zu werden, dem Osten wie dem Westen gleicherweise Pflicht, sich auf das äußerste anzustrengen, ein jeder auf seine Art, immer doch aber im Geiste freundlichen Zusammenwirkens? An eine wirklich befriedigende Lösung ist ohne ein allseitiges Zusammenstehen gar nicht zu denken.

Daher denn erachten wir es für notwendig, eine Vereinigung zu bilden zu dem Zweck, das Studium dieser und anderer für den Weltfortschritt wichtiger Fragen zu fördern. Diese Vereinigung soll nicht ein Organ für die Verbreitung irgendwelcher persönlicher Prinzipien oder Lehren sein; worauf es mit ihr einzig abgesehen ist, das ist, in aufrichtigem und ehrlichem Sinne das Denken der Welt, es sei die Welt des Altertums oder der Gegenwart, die des Ostens oder des Westens, zu erforschen und solcherweise tiefere gegenseitige Teilnahme und Achtung bei den Vertretern der zwei großen Zivilisationen zu erwecken, die, wie gesagt, bestimmt sind, zusammen als ein einziger mächtiger Strom dahinzufließen. So soll es denn einem jeden Angehörigen dieser Vereinigung freistehen, kundzugeben, was er als Wahrheit ansieht und dem Zweck der Vereinigung diensam erachtet, und soll ein jeder tolerant gegenüber den Ansichten des anderen sein.

Das erste Unternehmen der Vereinigung wird die Veröffentlichung einer periodischen, etwa vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift sein, die der Erörterung der mannigfachen Probleme auf dem Gebiete der Religion, Philosophie, Ethik, Soziologie, Erziehung, Literatur usw. gewidmet sein soll. Auch historische Untersuchungen, Kritiken zeitgenössischer Denkrichtungen und gelegentliche Leitessays werden darin einen Platz finden.

Späterhin kann man dann zusehen, wie sich etwa Vorlesungskurse einrichten und Literaturwerke verschiedener Art veröffentlichen lassen, wie man einen Besuchsaustausch von hervorragenden Gelehrten, die als die wahren Geistesrepräsentanten des Ostens und des Westens gelten können, anbahnt und internationale Kongresse zustande bringt. Diese Vereinigung wird auch mit den verschiedenen internationalen Körperschaften ähnlicher Art zusammenwirken, indem sie Untersuchungen erleichtert, freundlichen Verkehr unter den Völkern fördert und überhaupt unternimmt, was ihrem allgemeinen Zwecke dienlich zu sein verspricht; oder aber sie kann solche Arbeit aus sich selbst in Angriff nehmen.

Kurz, die Absicht der Vereinigung geht dahin, durch internationales Zusammenwirken den Fortschritt der Zivilisation zu fördern, wobei besondere Aufmerksamkeit auf die Lösung der verschiedenen geistigen Probleme, mit denen die Zivilisation konfrontiert ist, gerichtet sein soll. Jedermann, der mit diesem Programm einverstanden ist, sei er nun Lehrer oder Staatsmann oder Praktiker, ist eingeladen, sich uns zuzugesellen und zur Lösung der uns allen gemeinsamen Probleme beizusteuern, was er aus seiner besonderen Erfahrung und von seinem Gesichtspunkte aus beizusteuern in der Lage sein mag." —

So weit der Wortlaut des Prospektes. Bei genauerem Betrachten kann man ihn nicht wohl für etwas anderes ansehen als für eine



Allokution an die Völker Europas. Hieße es ja doch offene Türen einrennen und Laufende spornen, wollte Japan sich selbst aufrufen, westländischer Kultur sich unvoreingenommen zu erschließen. Denn ist gleich der ersten, etwa von 1870 bis 1885 reichenden Periode seiner neuesten Geschichte, in der das nach Jahrhunderte dauernder Absperrung wieder mit der Außenwelt in Kontakt gebrachte Volk von abendländischer Bildung wie berauscht gewesen, eine Periode der Reaktion gefolgt, in der es sich auf sich selbst und seine nationalen Eigenwerte besann, um endlich in der dritten mehr und mehr den rechten Ausgleich zu finden: im ganzen ist die gesamte Ära Meiji doch erfüllt von dem Adoptionsprozeß durchgängiger Europäisierung oder Okzidentalisierung. Japan war all diese Zeit der geistige Zögling des Abendlandes, wie es einst der geistige Zögling des Chinesentums gewesen. Jetzt fühlt es mählich der Schule sich entwachsen, und nicht nur das; mit dem Schulsack des Westens ausgerüstet, glaubt es nun nimmer Scheu tragen zu müssen, seinem Lehrmeister zu bedenken zu geben, daß auch er seinerseits etwas von ihm möge zu lernen haben; daß, wie Japan sich darum bemüht habe, in das Verständnis okzidentalen Geisteslebens einzudringen, nun auch wir Okzidentalen uns bequemen dürften, der andersgearteten orientalischen Kultur ernsteres Interesse zuzuwenden. Eine vertiefte Kenntnis des Ostasiatentums muß, davon ist man überzeugt, bei den Okzidentalen auch erhöhte Achtung vor diesem erzeugen und deren Furcht vor der „gelben Gefahr" verscheuchen, die bereits zur Fassung von Maßnahmen geführt hat, die Japans materiellem Interesse abträglich und seinem nationalen Selbstbewußtsein kränkend sind, und deren weiterem Umsichgreifen vorzubeugen man deshalb für dringend notwendig erachtet. Sie wird, meint man, zu der Einsicht führen, daß die Rassenverschiedenheit, die tatsächlich vorhandene, keineswegs zu einem Rassenkampf dränge; daß dem Votum:

> **„Ja, Ost bleibt Ost, und West bleibt West,**
> **Und sie werden nimmer vereint,**
> **Bis Himmel und Erd' und das Weltenall**
> **Vor Gottes Richtstuhl erscheint",**

diesem Votum des Nobelpreisträgers Rudyard Kipling, das in seiner Prägnanz recht wohl das Credo der Soziologenschule abgeben könnte, nach deren Anschauung der psychische Charakter eines Volkes nicht weniger ein Stabiles, ein für allemal Gesetztes ist, als seine physiologische Eigenart, wirkliche Wahrheit nicht innewohne, daß vielmehr die natürlichste Folge des Weltverkehrs, in den die Rassen miteinander getreten, eben das Finden der gemeinsamen Basis, die Herausgestaltung einer einheitlichen Kultur sei. Das ist eine Überzeugung, die in Japan von Anfang an ihre Verfechter in allen dort wirkenden Missionaren des christlichen Abendlandes gehabt hat. Und zu eben dieser Überzeugung haben sich auch ausnahmslos alle die westländischen Koryphäen bekannt, deren Äußerungen Naruse gesammelt. „Die Hauptprobleme des Lebens", schreibt Eucken ihm, „sind heute allen Kulturvölkern gemeinsam, aber in der subjektiven Gesinnung stehen diese sich leider oft wie Feinde gegenüber. So ist es von besonderem Wert, jene Gemeinschaft stärker zur Geltung zu bringen und den tatsächlich vorhandenen Zusammenhang mehr in die Gesinnung und Überzeugung aufzunehmen" — Worte des Jenenser Metaphysikers, Dualisten und Teleologen, denen sein philosophischer Antipode Haeckel, der „Physiker, Monist und Mechaniker", durchaus beistimmt. Findet der Theologe Weinel nichts menschlicher und nichts mehr im Geiste dessen, dessen Jünger die Menschen zu einer Herde unter einem Hirten werden sahen, als Eintracht unter den Menschen, die „guten Willens" sind, so polemisiert zwar offensichtlich eben dagegen Lamprecht, wenn er die Eintragung macht: „Kann das Ideal wirklich ein Hirt und eine Herde sein? Zu apokalyptischen Zeiten: ja. Für die höchste denkbare Kultur schwerlich: in der Welt der einen Herde würde es recht langweilig sein. Die Mannigfaltigkeit der Menschenwelt muß erhalten bleiben"; und auch ein Wundt bezeichnet es als nicht wünschenswert, daß Unterschiede nivelliert werden, die das geistige Leben bei den Völkern des Ostens und Westens für das Ganze nur um so reicher gestalten. Aber in einem internationalen Geistesverkehr zwischen Osten und Westen erblicken doch auch sie für beide Teile einen Gewinn und erachten eine west-östliche Concordia für sehr wohl möglich. Die für eine Wiedergabe hier zu umfangreichen Sätze aber, in denen G. Kerschensteiner seine Meinung kundgibt, sind, wie sie mit denen eines auch in Japan hochverehrten konfuzianischen Traktats, des konfuzianischen Ta-hioh, zusammenstimmen, als wären sie nur eine freie Reproduktion dieses chinesischen Textes, an sich schon ein Zeugnis dafür, daß jedenfalls ethische Normen im Osten wie im Westen starke Verwandschaftszüge tragen. Mehr als eine Stimme (Nr. 12, Nr. 66, Nr. 137) kehrt sich denn auch direkt gegen das oben angeführte Wort von Rudyard Kipling, und eine von ihnen geht selbst so weit, zu dekretieren: „One of the worst falsehoods of the past century is Kipling's „East is East and West is West". Haben sich ja doch auch in Wirklichkeit Ost und West schon in der Vergangenheit getroffen, wie sie es wieder tun in der Gegenwart, und, so schreibt E. Bertin (Paris), „mieux les hommes se connaissent, mieux ils peuvent s'apprécier, et mieux ils aperçoivent qu'entre eux les différences ne sont que de surface."

Mit den schriftlichen Äußerungen der westländischen Stimmführer — es sind ihrer an die zweihundert, die er gesammelt hat — kann Herr Naruse sehr wohl zufrieden sein: sie applaudieren ausnahmslos, die einen in enthusiastischer Weise, die andern mehr nüchtern, den von ihm vertretenen Einigungsbestrebungen. Das aber war ja wohl von vornherein nicht anders zu erwarten. Einer der von Naruse Besuchten hat seinem Votum den Wunsch hinzugefügt, daß es doch nicht bloß bei all den schönen Worten bleiben, sondern daß diesen auch Taten folgen möchten. Worin werden diese Taten bei uns zu bestehen haben? Der Japaner nächstes Hauptabsehen scheint darauf gerichtet zu sein, die Gründung von Zweigvereinen der japanischen „Concordia" außerhalb Japans zu veranlassen. In Amerika ist es zu einer solchen bereits gekommen, und der First Report, veröffentlicht im Juni dieses Jahres (1913), hat schon von dem Besuche eines Delegierten dieser amerikanischen Schwester. Concordia — es war Dr. Peabody, der als solcher nach Tokio kam — zu berichten. Ob man es bei uns in Deutschland so eilig haben wird, dem Beispiel von Amerika zu folgen? Man ist ihm, darf gesagt werden, sogar zuvorgekommen.

Es ist Hermann von Staden, der vor kurzem einen Aufruf zur Bildung einer „Deutschen Gesellschaft für Asienkunde" hat ausgehen lassen, einer Gesellschaft, die keinerlei politische oder religiöse Tendenz verfolgen, sondern lediglich die Aufgabe haben soll, die weitesten Kreise mit den Asiaten bekannt zu machen. Geschehen soll dies außer durch populäre Vorträge und durch Beeinflussung der Tagespresse hauptsächlich durch Verbreitung einer seit April von von Staden herausgegebenen Monatsschrift „Geist des Ostens". Der Gedanke, diese Zeitschrift zu begründen, ist in ihrem Herausgeber entstanden, ohne daß er irgendwelche Wissenschaft von der japanischen Bewegung hatte. Noch das erst vor einigen Wochen von ihm versandte Zirkular, in dem er die Werbetrommel für seine „Deutsche Gesellschaft für Asienkunde" rührt, verrät keine Bekanntschaft mit Naruses Plänen. Wie sehr aber diese und die von Staden verfolgten zusammenstimmen, können schon die ersten Sätze zeigen, mit denen die neue Monatsschrift für asiatische Völkerpsychologie, wie der „Geist des Ostens" sich ursprünglich zubenannte, oder Monatsschrift für volkstümliche Asiatenkunde, wie jetzt auf dem Kopf des Blattes zu lesen steht, sich eingeführt: „Die Menschen wollen eine Menschheit werden. Genauer gesprochen: sie fangen an, es zu wollen. Der triebmäßige Drang nach Zusammenschluß, der schon in den Horden der Urzeit wirksam war, wird immer mehr zum bewußten Streben nach vernünftiger Organisation, zum Zweck der Beherrschung der Natur und der Verteilung der Erde. Diesen Vorgang nennen wir Kulturbewegung. ... Wie kennen die ersten weithin leuchtenden Höhenpunkte der menschlichen Kulturbewegung. Sie liegen im Osten des alten Kontinents. Das Euphratland, Ägypten, China, Palästina, Indien haben die ersten historisch beglaubigten Werke planmäßiger Kulturarbeit geschaffen, deren Wirkungen in der beginnenden Weltkultur der Gegenwart deutlich zu erkennen sind. Darum ist das Wort berechtigt: „Ex Oriente lux", das heißt, aus dem Osten kam das Licht. . . . Europa folgte nach, erreichte im alten Griechenland, in Rom und im mittelalterlichen Westeuropa ähnliche Höhenpunkte wie die asiatischen Kulturvölker, gewann dann aber in den letzten Jahrhunderten vor jenen einen weiten Vorsprung, dessen äußere Ursache in der exakten Erforschung und besseren Beherrschung der Naturkräfte zu erblicken ist. Die Folge war, daß zur Anbahnung einer Weltkultur nunmehr die westlichen Kulturvölker die Initiative ergriffen haben. . . . Aber die Völker Asiens sind so zahlreich, ihre Kulturen größtenteils so hochentwickelt und in sich geschlossen, daß eine Weltkultur nur dann ohne die allerschwersten Konflikte angestrebt werden kann, wenn die Völker Asiens zu dieser Bewegung ihre Einwilligung geben und ihren Beitrag liefern. Mit andern Worten: die Arbeit, die eine Weltkultur zum Ziele hat, muß von Westen und Osten gemeinsam geleistet werden. Zu diesem Zweck muß der Westen den Osten, der Osten den Westen kennen. Unsere, der Westländer, Aufgabe ist es, die 850 Millionen Menschen des Ostens immer besser kennen zu lernen. Dieser Aufgabe soll die Monatsschrift „Geist des Ostens" dienen. Sie soll eine Zeitschrift für asiatische Völkerpsychologie sein, das heißt, die Erforschung und Kenntnis der Denkart, des Empfindungslebens und des Strebens der Völker Asiens in Vergangenheit und Gegenwart fördern helfen."

Muß es den beiden, Naruse und von Staden, wenn sie voneinander hören, nicht zumute sein wie den Arbeitern, die, von entgegengesetzten Seiten her einen Tunnel bohrend, sich erstlich vernehmlich nahe gekommen? Ein Prioritätsstreit wird sich zwischen dem Japaner und dem Deutschen wohl nicht entspinnen. Wem des ersteren Concordia-Bestrebungen sympathisch sind, der sehe zu, ob er ihnen an seinem Teil nicht am besten dient, indem er des letzteren Pläne fördern hilft. Die Gründung Hermann von Stadens wird die beste Antwort Deutschlands auf die von Japan gegebene Anregung sein. Ich meine, sie ist es wert, begrüßt und unterstützt zu werden. Sie ist geeignet, eine



Atmosphäre bei uns zu schaffen, in der noch manches mehr gedeihen kann als das, was sie selbst zunächst erstrebt, oder, wenn das nicht, die doch zum mindesten manches unmöglich macht, was dermalen noch bei uns möglich ist und doch länger nicht möglich sein sollte. Unsere Wissenschaft hat sich in Ansehung der Gedankenwelt des Ostens großer, kaum zu entschuldigender Versäumnisse zu zeihen. In seiner drastischen Weise hat auf sie schon der Sinologe Ernst Faber aufmerksam gemacht. Man lese die Einleitung zu seinem „Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius" und vergleiche, was ein ganzes Menschenalter später noch O. Franke (Hamburg) in seinem Werk „Ostasiatische Neubildungen" über deutsche Rückständigkeit auf dem Gebiete sinologischer Studien zu klagen hat. Es war ein Novum, wenn Deußen in seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie" der Darstellung der west-asiatisch-europäischen Philosophie die der ostasiatischen gegenüberstellte. Sonst glaubt man noch immer tun zu dürfen, als wäre auf der ganzen östlichen Erdenhälfte über philosophische Probleme niemals nachgedacht worden. Es erscheinen zwanzigbändige Theologische Enzyklopädien, in denen man vergebens nach einem Artikel über Buddha, Buddhismus oder Konfuzius sucht. Seit einem halben Jahrhundert nun entsenden Amerika und Europa Heerscharen von Christentumsverkündigern zu einem Kulturvolk, wie es das japanische ist, und einer der Allertüchtigsten von ihnen, der Amerikaner Gulick, muß gestehen, daß er nach Japan gekommen, ohne irgend Bescheid um die Religionen des Landes, Shinto, Konfuzianismus und Buddhismus, zu wissen. Eine deutsche Zeitschrift wie die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, die vor allem der Erforschung ostasiatischen Geisteslebens dient, hat es, nun im 28. Jahrgang stehend, noch nicht dahin zu bringen vermocht, eine genügende Zahl Abonnenten zu finden, um sich selber zu erhalten. Dem seit dreißig Jahren in China und in Japan wirkenden Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein ist bis heute die Gefolgschaft eben der Kreise versagt geblieben, auf deren Verständnis für seine großzügige und weitherzige Weise er doch mit Fug meinen konnte, sicher rechnen zu dürfen. Und wie ist es, um nur noch an dies eine zu erinnern, um unsere Bibliotheken bestellt! Ein Wiener Gymnasialprofessor Landwehr von Pragenau, der nach dem kompetenten Urteil des Japanhistorikers Nachod den ersten kurzgefaßten, dem heutigen Stand der Forschung wirklich entsprechenden Leitfaden der Geschichte Japans bearbeitet, muß bekennen, daß ihm selbst die Transactions der „Asiatic Society of Japan" unzugänglich geblieben seien, und daß er nur aus zweiter Hand aus dieser Hauptfundgrube habe schöpfen können. Ein Lied von „erschwerenden und entmutigenden Zeitverhältnissen" hat erst vor kurzem auch Julius Grill in der Vorrede zu seiner Laotse-Übersetzung gesungen. Als ein Symptom dafür, daß auch der seit 1870 eingetretene weltgeschichtliche Wandel der Dinge und im besonderen die Tatsache, daß über einem Stück chinesischer Erde die Flagge des Deutschen Reiches weht, für die Würdigung der chinesischen Geisteswelt keine neue Ära heraufgeführt hat, führt er an, daß es der ausgezeichneten Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München für die 1830 von dem Orientalisten und Geschichtsschreiber Karl Friedr. Neumann in China erworbene, hernach dem bayerischen Staat unentgeltlich überlassene, alle Fächer der Literatur umfassende, ungefähr 10,000 Bände starke chinesische Büchersammlung noch heute (1910) an einem Katalog fehle. „Man wird mir," sagt er, „nachdem ich gerade in dieser Schatzkammer vergeblich für die eigene Arbeit Hilfsmittel gesucht habe, das Geständnis nicht verübeln, daß ich niemals eine bedeutende Bibliothek mit gleich schmerzlicher Enttäuschung verlassen habe." Die Direktion der Münchener Bibliothek hat die Beseitigung des beklagenswerten Mangels auf Grills Monierung hin ins Auge gefaßt. Möchte allerwärts bei uns solche Geneigtheit zu finden sein, Versäumtes nachzuholen.

Mit Japan, mit dem Orient überhaupt — lassen wir uns das von einem unserer angesehensten Orientalisten sagen! — werden wir jetzt fort und fort zu rechnen haben. Die Orientalistik wird noch eine praktische Wissenschaft, nicht mehr wie bisher die ängstlich gemiedene Domäne verstaubter Pedanten. Man wird bald Katheder der Japanologie entstehen sehen. Doch Katheder sind nicht das Einzige — sie sind auch nicht das Wichtigste auf der Welt. In hundert und tausend geistigen Kanälen strömt das Lebensblut der Völker hin und her. Fortan wird es zwischen Orient und Okzident ganz anders kräftig pulsieren, sie werden zusammen leben, sich zu verstehen suchen, Gedanken und Empfindungen fort und fort austauschen, und gewiß wird nicht nur der Okzident auf den Orient, sondern auch der Orient auf den Okzident wirken. (S. Leopold von Schroeder, Reden und Aufsätze vornehmlich über Indiens Literatur und Kultur. Leipzig 1913, S. 237.)

Jena. H. Haas.

Britische Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften.

Die British Association, die seit ihrer Gründung im Jahre 1831 einen gewaltigen Einfluß auf die Entwicklung naturwissenschaftlicher

Forschung im britischen Weltreich geübt hat, hielt vom 10.—17. September in Birmingham ihre Jahresversammlung, die einen ungewöhnlich glänzenden und wirkungsvollen Verlauf genommen hat. Gegen dreitausend Mitglieder waren aus allen Teilen des Landes zusammengeströmt, und die Gegenwart zahlreicher hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft — darunter Männer wie Lord Rayleigh, Sir J. J. Thomson, Sir Joseph Larmor, Professoren Lorentz und Arrhenius und Frauen wie Mme. Curie — aus allen Teilen der Welt beweist, daß die Gesellschaft nach wie vor den Zielen nachstrebt, die ihr einst von ihren Gründern gesetzt wurden. Sie sollte wissenschaftlicher Forschung einen stärkeren Anstoß und mehr systematische Richtung geben; sie sollte den Verkehr zwischen den Vertretern der Wissenschaft im In- und Auslande fördern; sie sollte die Anteilnahme des Volkes für die Wissenschaft gewinnen und Hemmnisse öffentlicher Art, die ihren Fortschritt hindern, aus dem Wege räumen. Gerade in einem Lande wie England, wo Handel und Industrie das Leben beherrschen und wissenschaftliche Forschung nur mit Mühe die ihr gebührende Anerkennung findet, ist eine Gesellschaft wie die British Association von höchster Wichtigkeit, und sie hat sich um den Fortschritt der Wissenschaft in England unvergängliche Verdienste erworben.

Die Gesellschaft gliedert sich in zwölf Abteilungen, in denen fast jedes Gebiet der naturwissenschaftlichen Tätigkeit unserer Tage eine Heimstätte findet. Die zwölf Abteilungen sind in offizieller Reihenfolge — die für die Systemlosigkeit des englischen Geistes charakteristisch ist — Mathematik und Physik, Chemie, Geologie, Zoologie, Geographie, Volkswirtschaft, Technik, Anthropologie, Physiologie, Botanik, Pädagogik, Landwirtschaft. Der Physiologie wurde in diesem Jahre zum ersten Male eine Unterabteilung für Psychologie angegliedert. An der Spitze jeder Abteilung steht ein Präsident, der mit Vizepräsidenten und Sekretären den Vorstand bildet und das Programm festsetzt. Denn jede Abteilung hält im Laufe der Tagungswoche bald allein, bald im Verein mit verwandten Abteilungen täglich Sitzungen ab.

Außerdem werden gewöhnlich zwei gemeinsame Abendsitzungen gehalten, in denen Gegenstände von allgemeinwissenschaftlichem Interesse zur Besprechung gelangen, und es wird versucht, durch eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen den Sinn der Bürger für die Bestrebungen wissenschaftlicher Forschung zu gewinnen. Der Einfluß der Gesellschaft reicht bis in alle Teile und alle Kreise des Volkes, da ihr mehr als 120 korrespondierende Gesellschaften, die über das ganze Land zerstreut liegen, angegliedert sind. Manche naturwissenschaftliche Einzeluntersuchung ist durch die Gesellschaft zuerst angeregt, mancher mühsam strebende Forscher durch sie gefördert und tatkräftig unterstützt worden. Es ist unmöglich, an dieser Stelle die von der Gesellschaft während der diesjährigen Tagung geleistete Arbeit im einzelnen zu schildern, es muß genügen, ein Gesamtbild zu geben und die wichtigsten Züge besonders hervorzuheben.

Der diesjährige Präsident Sir Oliver Lodge, der bekannte Physiker und ständige Rektor der Universität Birmingham, eröffnete die Versammlung mit einem Vortrage über den Zusammenhang des Weltganzen, worin er auf die Grundfragen einging, die heute in Wissenschaft und Philosophie die Geister scheiden, wie die Atomlehre in der Chemie, der Vitalismus in der Physiologie, die Vererbung in der Biologie. Sir Oliver bekannte sich als einen Vertreter gemäßigter konservativer Anschauungen und warnte vor der zu weitgehenden Zweifelsucht im Lager der modernen Naturwissenschaft. Alle Einwendungen, die bisher gegen das Dasein des Raumäthers erhoben worden sind, haben seinen Glauben an ein raumerfüllendes, kontinuierliches Medium nicht erschüttert. Er benutzte die Gelegenheit, um seiner Überzeugung von der Fortdauer des Individuums über den Tod hinaus und von der Notwendigkeit, rätselhafte psychische Erscheinungen wissenschaftlich zu untersuchen, einen feierlichen Ausdruck zu geben.

Hatten auf der vorjährigen Versammlung Fragen über die Natur des Lebens im Vordergrund gestanden, so wandte sich diesmal das Hauptinteresse der Anwesenden der Abteilung für Mathematik und Physik zu, wo Verhandlungen über die Natur der Röntgenstrahlen, über den Bau des Atoms, das Wesen der Energie, das Dasein des Äthers, das Wesen der Strahlung, neugefundene Elemente in der atmosphärischen Luft auf der Tagesordnung standen. Wenn die Verhandlungen ein getreues Bild von den in Naturforscherkreisen tatsächlich herrschenden Anschauungen geben, so scheint die bisherige Lehre von der kontinuierlichen Übertragung der Energie durch Wellen stark erschüttert zu sein, während Plancks Quantentheorie mehr und mehr an Boden gewinnt.

In der chemischen Abteilung beschäftigte man sich mehr mit praktischen als theoretischen Fragen, vor allen Dingen mit der Verwendung der Kohle. Es wurden Vorschläge gemacht, wie der hoffnungslosen Verschwendung der Kohle ein Ende zu machen sei. Man sollte alle Kohlenvorräte des Landes verstaatlichen, alle direkte Verbrennung von Kohle in Haus und Fabrik verbieten und die Verwendung der Kohle nur noch in Gestalt von Gas oder Koks gestatten. Mehrere Vorträge über Metallurgie beschäftigten sich ebenfalls mit lokalen praktischen Fragen, aber daneben berührte man auch Fragen theoretischer Art, wie die Stellung der radioaktiven



Elemente im periodischen System, das Wesen optischer Tätigkeit in Beziehung auf den inneren Bau des Moleküls usw.

In der geologischen Abteilung gab man durch zahlreiche Vorträge und Ausflüge den Teilnehmern ein eingehendes Bild von der geologischen Geschichte der näheren Umgebung Birminghams.

In der zoologischen Abteilung sprach der Präsident Dr. H. F. Gadow über alte und neue Ziele und Methoden der Morphologie mit besonderer Beziehung auf Ähnlichkeiten in Funktion und Bau der Organe im Tierreich.

Großes Aufsehen erregten die durch Lichtbilder erläuterten Darlegungen von Professor Braus-Heidelberg über die Bewegung und das Wachstum des Herzens im Embryo, und in einer gemeinschaftlichen Sitzung mit der botanischen und physiologischen Abteilung gab Professor Benjamin Moore interessante Aufschlüsse über die Synthese organischer Materie aus unorganischen komplexen Molekülen und behauptete, daß sich der Übergang vom Unorganischen zum Organischen experimentell beweisen lasse. Seine Ausführungen wurden lebhaft bekämpft von Sir Oliver Lodge und anderen Vertretern der Wissenschaft, die an dem Vorhandensein einer besonderen Lebenskraft festhalten.

Eine Reihe von Vorträgen beschäftigte sich mit der Paläontologie, und D. M. S. Watson gab interessante Aufschlüsse über die frühe Entwicklung der Amphibien, Professor E. A. Minchin schlug in einem Vortrage über die Schlafkrankheit zwei neue Mittel zu ihrer Bekämpfung vor: 1. die Einführung fremder Hühnervögel, z. B. des indischen Dschungelhuhns, und die Vermehrung des Hausgeflügels überall, wo sich die Tsetsefliege findet, 2. das Teeren von Bäumen in der Nähe von Dörfern und menschlichen Siedlungen. Das erste Mittel richtet sich auf die Vernichtung von G. palpalis, deren Larven sich im Boden in der Nähe des Wassers finden, das zweite auf die Vernichtung von G. morsitans, deren Brut sich in Baumlöchern und an geschützten Stellen ähnlicher Art aufhält.

In der geographischen Abteilung besprach Professor H. N. Dixon die Veränderungen, denen die Nahrungs- und Kraftvorräte der Erde unterworfen sind, und welchen Einfluß diese Veränderungen auf die Verteilung der Bevölkerung haben werden. Er behauptete, daß die Aufschließung entfernter Gebiete, in denen eine dünne Bevölkerung große Nahrungsmengen weit über den eigenen Bedarf hinaus erzeugte, ein Kennzeichen unserer Zeit gewesen sei. In Zukunft müsse man damit rechnen, daß sich eine Bevölkerung von mäßiger Dichte gleichförmig über weite Gebiete ausbreiten und sich wenigstens in bezug auf Kornfrucht selbständig machen werde.

Verschiedene Redner schilderten die geographischen Bedingungen Birminghams und seiner näheren Umgebung, und mehrere Ausflüge trugen dazu bei, das Bild zu beleben. Von den bekannten Forschungsreisenden war niemand anwesend, doch bewies ein Vortrag von T. N. Dracopoli über Jubaland, daß die Zeit für interessante Forschungsreisen noch nicht vorüber ist.

Dr. W. S. Bruce gab einen Bericht über Vermessungen und ökonomische und politische Verhältnisse auf Spitzbergen und stellte im Laufe seines Vortrages die kühne Behauptung auf, daß für Großbritannien die Zeit gekommen sei, von dem Lande Besitz zu ergreifen.

Andere Vorträge beschäftigten sich mit der Vermessung Ägyptens, die sich aber vorläufig nur auf die bebauten Teile des Niltales erstreckt. Die Vermessung der Wüste ist bisher immer an der Kostenfrage gescheitert, und es dürfte noch eine Reihe von Jahren dauern, ehe der für geodätische Zwecke so wichtige transkontinentale Bogen zur vollendeten Tatsache wird.

In der volkswirtschaftlichen Abteilung gab es drei Besprechungen von Wichtigkeit, eine über Gewerkschaften und Kapitalbeteiligung der Arbeiter, eine zweite über die Verbesserung und Vereinheitlichung des englischen Wasserstraßensystems und eine dritte über Preise und die Kosten des Lebensunterhaltes.

In der ersten Besprechung, an der sich auch mehrere Großindustrielle beteiligten, platzten die Meinungen am heftigsten aufeinander. Es wurde der Vorschlag gemacht, die Arbeiter in der Weise am Kapital zu beteiligen, daß ihnen alljährlich ein Teil ihres Lohnes in Aktien ausgezahlt werde. Eine solche Einrichtung wäre für England durchführbar, weil hier der Grundwert der Aktien gewöhnlich 20 Mark beträgt; für Deutschland wäre sie unmöglich, solange der Grundwert der Aktien mindestens 1000 Mark beträgt. Die Verteidiger dieses Vorschlags behaupteten, daß Kapitalbeteiligung den Arbeitern Vorteile sichere, die ihnen auch ein gemeinsames Vorgehen im gewerkschaftlichen Verband niemals gewähren könne. Dies wurde von den Vertretern der Gewerkschaften aufs heftigste bestritten und darauf hingewiesen, daß Kapitalbeteiligung die Solidarität der Arbeitergenossenschaften gefährde, indem die Arbeiter der Betriebe, in denen Kapitalbeteiligung herrsche, in einen Gegensatz zu den übrigen, gewerkschaftlich organisierten Arbeitern gebracht würden.

In bezug auf das Kanalsystem, das in England sehr im argen liegt, weil die Eisenbahngesellschaften fast alle Kanäle aufgekauft und zum Teil haben verfallen lassen, um ihren lästigen Wettbewerb loszuwerden, herrschte größere Einmütigkeit der Anschauungen. Die meisten Redner waren darüber einig, daß die Wasserstraßen des Reiches verbessert und erweitert werden müßten, und daß vor allen

Dingen ein Hauptamt für die Verwaltung des gesamten Kanalwesens zu gründen sei. Nur die Vertreter der Eisenbahnen, die sich mit Recht oder Unrecht durch solche Vorschläge in ihren Interessen bedroht fühlen, machten geltend, daß der Ausbau der Wasserstraßen auf öffentliche Kosten nicht dem Gesamtvolk, sondern nur einzelnen Klassen zugute komme, weil der Gütertransport mit der Eisenbahn dem Transport auf Kanälen unter sonst gleichen Bedingungen überlegen sei.

Die Besprechung über Lebensmittelpreise gab lehrreiche Aufschlüsse über die Ernährung des englischen Arbeiters, doch wurde der eigentlichen Frage nach dem Grunde des dauernden Steigens aller Preise nicht nähergetreten. Die Zuverlässigkeit und der Wert nationalökonomischer Statistiken wurden verschiedentlich angezweifelt, und mehr als einmal wurde darauf hingewiesen, daß unter allen Wissenschaften, welche in der British Association vertreten seien, die Nationalökonomie eine Ausnahmestelle einnehme, indem weder ihre Methoden noch ihre Ergebnisse jene allgemeine Anerkennung fänden, die bei allen anderen Wissenschaften selbstverständlich sei.

Die Abteilung für Ingenieurwissenschaften tagte unter dem Vorsitz von Professor Gisbert Kapp, der seine Tätigkeit von Charlottenburg nach Birmingham verlegt hat und in seinem Vortrage einer weiteren Verwendung der Elektrizität im Eisenbahnbetriebe das Wort redete, wobei er die verschiedenen Systeme der elektrischen Kraftübertragung eingehend würdigte. Auch die anderen in dieser Abteilung gehaltenen Vorträge führten mitten in die Probleme der modernen Technik. Sie behandelten die Ursachen der Gleichgewichtsstörungen in Flugzeugen, die Theorie des Kreiselrads, den Dampfmaschinenbau, die Verwendung von Verbrennungsmotoren für Lokomotiven, die Herstellung von Banknoten, den Einfluß der See auf die Küsten, die technischen Probleme des Panamakanals, die Theorie und Praxis der drahtlosen Telegraphie usw. Von besonderer Wichtigkeit waren zwei Berichte, in denen zwei von der Abteilung für Forschungszwecke eingesetzte Ausschüsse die vorläufigen Ergebnisse ihrer Untersuchungen vorlegten. Der eine befaßte sich mit den Explosionen gasförmiger Körper, der andere mit der Untersuchung komplizierter Druck- und Spannungswirkungen in technischen Konstruktionen.

Auch in der Abteilung für Anthropologie spielten praktische Fragen eine Rolle. Es wurde vorgeschlagen, die Anthropologie zu einem Lehrgegenstand der Universitäten zu machen, damit die künftigen Verwaltungsbeamten, durch anthropologische Methoden geschult, ihre schweren Aufgaben bei halbzivilisierten Völkern mit Verständnis und Liebe erfüllen können. In einer Anzahl von Vorträgen wurden interessante Volkssitten und Gebräuche geschildert, wie das seltsame Hakenschwingen in Indien, Gebräuche beim Wechsel der Jahreszeiten in verschiedenen Teilen der Welt, Megalithe und Sonnenverehrung in Ozeanien usw.

Professor J. L. Myers lieferte einen wichtigen Beitrag zur Archäologie der Insel Cypern, und zwei Vorträge über die Verbreitung der Geräte im Bronzezeitalter warfen neues Licht auf die Verhältnisse des vorgeschichtlichen Handels und Verkehrs. Professor Petrie berichtete über frühägyptische Skelette, die er bei seinen Ausgrabungen entdeckt hat, während Professor H. J. Fleure und T. C. James die Rasseneigentümlichkeiten und den Ursprung der Bewohner des walisischen Grenzlandes zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten.

Ein Ausflug nach Wroxeter, dem alten Viriconium, brachte die Mitglieder dieser Abteilung in direkte Berührung mit den archäologischen Schätzen Großbritanniens. Viriconium, das im 1. Jahrhundert n. Chr. der Sitz der 14. römischen Legion war und bis um das Jahr 400 eine wichtige Verkehrsstadt blieb, verspricht eine reiche Fundstätte für den Archäologen zu werden. Unter der sachverständigen Leitung von B. J. Bushe-Fox hat man seit zwei Jahren rüstig gegraben und nicht nur eine Reihe von Häusern und Brunnen und die Fundamente eines Tempels bloßgelegt, sondern auch zahlreiche Gegenstände, Hausgeräte und Münzen aller Art gefunden, die älteste aus dem Jahre 30 v. Chr., die jüngste aus den Zeiten des Kaisers Theodosius I. Im Laufe der nächsten Jahre hofft man solche Fortschritte zu machen, daß Viriconium mit Pompeji an Interesse wird wetteifern können.

Unter den in der physiologischen Abteilung gehaltenen Vorträgen waren mehrere von besonderem Interesse. Dr. Dawson Turner sprach von den Vorzügen der Radiumstrahlen vor den Röntgenstrahlen in der Behandlung der Hypersekretion der Schilddrüse und Professor Macallum-Toronto über eine neue Substanz in Nervenzellen. Die Natur dieses neuen Stoffes, der sich hauptsächlich in den frischen Zellen des sympathischen Nervensystems findet, ist noch nicht völlig bestimmt, doch scheint sich aus ihm das Adrenalin zu entwickeln, das für die Erhaltung des Blutdrucks in den Arterien von hoher Wichtigkeit ist. Die Beobachtungen Macallums weisen darauf hin, daß wir in den Nervenzellen sekretive Organe besitzen.

Dr. Doncaster-Cambridge behandelte die Physiologie der Geschlechtsbestimmung. Seine auf zahlreichen Versuchen beruhenden Beobachtungen führten ihn zu der Annahme, daß jedes Individuum, sei es im Pflanzenreich oder im Tierreich, ursprünglich die Anlage zu beiden Geschlechtern besitze, daß aber ein



Teil der Individuen durch Vererbung einen geschlechtsbestimmenden Faktor erhalte, der andere Teil dagegen nicht. Zugleich sei es wahrscheinlich, daß das Geschlecht noch im Embryo und zuweilen selbst noch im späteren Lebensalter durch Einflüsse aus der Umgebung geändert werden könne.

Von praktischer Bedeutung war der von dieser Abteilung ausgehende Vorschlag, daß die Anwendung anästhetischer Mittel in Zukunft nur noch medizinisch ausgebildeten Personen gestattet sein soll, und in einer Besprechung über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit bei Rindern kamen mancherlei Dinge zur Sprache, die für die englische Viehzucht von Bedeutung werden können.

Der neueingerichteten Unterabteilung der Physiologie, der Psychologie, wandte sich das allgemeine Interesse in hohem Grade zu. Fast alle britischen Psychologen von Ruf waren anwesend, und die gehaltenen Vorträge gaben ein ziemlich vollständiges Bild von der neuerwachenden Tätigkeit auf diesem Gebiete in England.

McDougall stellte eine neue Theorie über das Lachen auf, indem er behauptete, es sei ein natürlicher Schutz gegen unnötiges und nutzloses Mitleid. Andere Vorträge behandelten die Lokalisierung der Töne, Ermüdungserscheinungen, verschiedene psychophysische Probleme usw. In einer gemeinsamen Sitzung mit der pädagogischen Abteilung beschäftigte man sich mit Problemen, die auf der Grenze beider Gebiete liegen. Man wies darauf hin, wie wichtig es auch für den Elementarlehrer sei, in den Geist der Forschung eingeführt zu werden. Man behauptete, daß die größten Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern nicht so sehr auf der Verstandes- wie auf der Gemütsseite lägen, und man besprach die psychologischen Wirkungen verschiedener Lehrmethoden. In anderen Sitzungen dieser Unterabteilung kamen verschiedene Methoden, die zur Feststellung der Denkfähigkeit und geistigen Begabung von Schulkindern angewandt werden, zur Besprechung. Die Ergebnisse verschiedener Prüfungsmethoden wurden vorgelegt und kritisiert, und es trat die interessante Tatsache ans Licht, daß dieselben Prüfungen auf Kinder aus verschiedenen sozialen Schichten oder aus verschiedenen Völkern angewandt, zu verschiedenen Ergebnissen führten. Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß systematische und umfassende Prüfungen dieser Art an Stelle der heutigen unzuverlässigen und unmethodischen Schulprüfungen treten möchten. Zwei Vorträge über Traumanalyse in Beziehung zu den Theorien von Freund (Wien) übten eine große Anziehungskraft auf das Publikum. Übereinstimmend mit Freud behauptete T. Hatherley Pear, daß Träume auf demselben Mechanismus beruhten wie geistige Funktionsstörungen und deshalb ein wichtiges Mittel zum Studium abnormer geistiger Prozesse bildeten. Der Zweck der Träume sei nicht, den Schläfer zu stören, sondern jene unbewußten Triebe zu beruhigen, die während des Traumes in Tätigkeit treten und den Schläfer stören würden, wenn der Traum sie nicht kontrollierte. Auch würden Träume nicht, wie bisher fast allgemein angenommen, immer durch körperliche Reize, wie Kälte, Wärme, Druck usw., hervorgerufen, sondern durch Sorge, Hunger, Durst, Ehrgeiz und andere Triebe. Endlich wiesen neuere Untersuchungen darauf hin, daß die Durchschnittsdauer eines Traumes etwa 10 Minuten betrage. In ihrer Schlußsitzung beschäftigte sich die psychologische Unterabteilung mit der Psychologie normaler und schwachsinniger Schulkinder.

Die Sitzungen der botanischen Abteilung waren dadurch ausgezeichnet, daß hier zum ersten Male seit dem Bestehen der British Association eine Dame, Miß Ethel Sargant, den Vorsitz führte. Sie eröffnete die Verhandlungen mit einem Vortrage über die Fortschritte der Pflanzenembryologie seit dem Jahre 1870, woran sich eine Diskussion über die Natur des Lebens schloß, die Professor Reinke (Kiel) einleitete, und an der sich andere bekannte Botaniker beteiligten. Doch wurden kaum neue Gesichtspunkte zutage gefördert. Bemerkenswert dagegen war ein Vortrag von Dr. G. H. Scott über devonische Pflanzen mit erkennbarer Struktur. Es handelt sich um die ältesten bekannten Pflanzen, bei denen eine Struktur zu erkennen ist. Das Material für den Vortrag war von Professor E. C. Jeffrey von der Harvard-Universität gesammelt worden. Andere wichtige Gegenstände, die zur Verhandlung kamen, waren die Ernährung der Pflanzen und die Bedeutung von Kiesbänken zum Schutze der Küsten. Auch wurden Vorschläge gemacht zur Gründung von Naturparks zur besseren Erhaltung des britischen Pflanzenlebens, und in Verbindung mit der landwirtschaftlichen Abteilung wurden Maßnahmen zur Förderung des Gerstenbaues in Großbritannien besprochen. Mehrere Ausflüge in die Umgebung der Stadt vervollständigten das Programm dieser Abteilung.

In der pädagogischen Abteilung eröffnete Professor E. H. Griffiths, der Universitätsrektor in Cardiff, die Verhandlungen mit einem Vortrage über die allgemeinen Zustände im Erziehungswesen. Der Grundton seiner Ausführungen war ein pessimistischer. Er behauptete, man gebe in England jährlich etwa 680 Millionen Mark für das Erziehungswesen aus, ohne daß man einen wirklichen Gegenwert an Kenntnissen, Charakter und geistiger Tüchtigkeit erhalte. Es herrsche allgemeine Unzufriedenheit mit den Ergebnissen des vor 40 Jahren eingeführten Schulzwanges; die Schuld liege nicht an den Eltern, sondern daran, daß das ganze Erziehungssystem sich auf falschem Wege befinde. Man lege zu viel



Gewicht auf die Erwerbung von Kenntnissen und zu wenig auf die Charakterbildung. Emersons Wort: „Die beste Erziehung ist jene, die übrigbleibt, wenn man alles vergessen hat, was man in der Schule lernte," sei immer noch wahr. Man verwechsle andauernd Kenntnisse mit Erziehung; nicht auf den Besitz von Kenntnissen komme es an, sondern darauf, daß der Jugend der rechte Wissensdurst eingeflößt werde, dann käme das Wissen im späteren Leben von selbst. Vor allem liege das höhere Schulwesen im argen. Während der Staat zur Ausbildung der Volksschullehrer jährlich etwa 14 Millionen Mark beitrage, verwende er auf die Ausbildung der höheren Lehrer nur 100 000 Mark. Wie könne man da erwarten, daß sich wirklich begabte Leute dem höheren Lehrberuf zuwenden, einem Berufe, der ihnen weder Sicherheit der Stellung noch Aussicht auf Beförderung und Ruhegehalt gewähre? Es sei höchste Zeit, daß der Staat die Organisierung des höheren Schulwesens endlich in die Hand nehme. Auch die Universitäten, die vom Staate jährlich etwa 3 Millionen Mark erhielten, hätten ein Anrecht auf viel größere Beihilfen, und zwar müßten diese Beihilfen geleistet werden im Interesse der Wissenschaft, ohne daß der Staat ein größeres Aufsichtsrecht für sich in Anspruch nehme als bisher.

In einer gemeinsamen Sitzung mit der anthropologischen Abteilung wurde der erzieherische Wert von naturwissenschaftlichen Museen besprochen. Dr. J. A. Clubb (Liverpool) behauptete, der bisherige geringe Wert naturwissenschaftlicher Sammlungen für die Erziehung rühre daher, daß man es nicht verstanden habe, Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften in richtiger Weise zu verbinden. In Liverpool gehe man jetzt daran, in der Haupthalle des naturwissenschaftlichen Museums eine Sammlung aufzustellen, die ein zusammenhängendes Bild von der Welt geben solle, in der wir leben. Durch Modelle, Zeichnungen und auf jede andere mögliche Weise solle die Entwicklung unserer Welt zur Darstellung kommen, und zwar 1. die Erde in ihrer Beziehung zum Sonnensystem, 2. die Oberfläche der Erde vom physikalischen und geographischen Standpunkte, 3. die Erdkruste vom geologischen Standpunkte, 4. das Leben auf der Erde vom biologischen Standpunkte, 5. die Naturgeschichte des Menschen, 6. die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Auch sei es von großer Wichtigkeit, daß in Zukunft ausgebildete Führer für die Sammlungen angestellt würden. A. R. Horwood forderte eine engere Verbindung zwischen Schule und Museen aller Art, woraus dem Unterricht auf den verschiedensten Gebieten bedeutende Vorteile erwachsen würden.

In einer anderen Sitzung wurden die Funktionen der modernen Universität im Staate besprochen. Es dürfte den Lesern dieser Zeitschrift bekannt sein, daß im Laufe der letzten 12 Jahre eine Reihe von modernen Universitäten in England gegründet worden ist. Sie unterscheiden sich von den alten Universitäten Oxford und Cambridge, ganz abgesehen von Organisation und Lehrbetrieb, schon dadurch, daß sie sich in volkreichen Städten befinden und einen mehr demokratischen Charakter haben. Sir Alfred Hopkinson, der Rektor der Victoria-Universität in Manchester, führte nun in seinem Vortrage aus, daß diese neuen Universitäten die dreifache Aufgabe hätten: eine genügende Anzahl Männer für den Dienst in Staat und Kirche auszubilden, die Ideale der Universität im Volke zu verbreiten und in der Jugend ein Gemeinsamkeitsgefühl in Arbeit und Anschauungen zu wecken. Durch ihre Leistungen hätten sie ein Anrecht auf ausreichende und wachsende staatliche Unterstützung, und damit sie ihren Aufgaben gerecht werden könnten, müßte die vollkommene Freiheit der Lehre und der Organisation, die sie bisher besessen hätten, auch in Zukunft gewahrt bleiben. In der sich anschließenden Diskussion fielen warme Worte für die hohe Wichtigkeit der Forschung, die an englischen Universitäten, namentlich in den Geisteswissenschaften, noch immer nicht die ihr gebührende Anerkennung gefunden hat.

Auch die seit langem in Zeitschriften geforderte Reform der englischen Orthographie fand in der pädagogischen Abteilung eine eingehende Besprechung, doch dürfte es noch lange währen, ehe sich das englische Volk zu einer gründlichen Änderung der Schreibweise entschließt, die den Lautwerten der modernen Sprache gerecht wird.

In der landwirtschaftlichen Abteilung gab Professor T. B. Wood einen Überblick über die Fortschritte der Wissenschaft auf diesem Gebiete in den letzten 25 Jahren und wies im einzelnen nach, wie Versuche und Methoden geändert werden müssen, wenn das landwirtschaftliche Problem unserer Zeit eine befriedigende Lösung finden soll. Im übrigen wurde eine Reihe von Vorträgen gehalten, die sich mit praktischen Fragen beschäftigten, mit Pflanzenkrankheiten und ihrer Verhütung, mit dem Einfluß der Fütterung auf den Dünger, mit künstlicher Ausbrütung von Hühnereiern, mit der Verwendung städtischer Abfuhr in landwirtschaftlichen Betrieben, mit der Behandlung des Bodens durch Kalk, mit dem Einfluß des Stickstoffs auf Weideland usw. Sir Richard Page machte Vorschläge, durch die die Grundbesitzer und Pächter in engere Beziehungen als bisher gebracht werden sollten, und Professor Sörensen berichtete über seine berühmten Versuche in Dänemark.

In der ersten der oben erwähnten Abendsitzungen, die allen Bürgern offen stehen, sprach H. Cunningham über Explosionen in



Bergwerken und die Mittel zu ihrer Verhütung, in der zweiten Dr. E. Smith-Woodward über fehlende Glieder zwischen ausgestorbenen Tieren. Er wies auf die Bedeutung des in Sussex gefundenen Piltdownschädels hin, den er neu konstruiert hat, und an dessen hohem Alter er festhält. In diesem Jahre hatte man diese sozusagen öffentliche Tätigkeit der Gesellschaft bedeutend erweitert und außer den beiden Abendsitzungen fünf Bürgervorträge eingeführt, in denen folgende Gegenstände in allgemeinverständlicher Weise behandelt wurden: 1. die dekorative Kunst der Wilden, 2. der Panamakanal, 3. neue Vererbungstheorien und ihre Anwendung auf den Menschen, 4. Metalle unter dem Mikroskop, 5. die Entwicklung der Materie. Sämtliche Vorträge erfreuten sich eines äußerst zahlreichen Besuches, und da bekannte Naturwissenschaftler als Redner gewonnen waren, standen die Darlegungen auf der Höhe der Zeit.

Stadt und Universität wetteiferten miteinander, um den Gästen einen glänzenden Empfang zu bereiten, und die British Association darf mit voller Befriedigung auf die diesjährige Tagung zurückblicken. Die nächste Versammlung (1914) findet in Melbourne in Australien statt.

Birmingham. E. Wichmann.

Zur heutigen italienischen Literatur.

Giovanni Pascoli: „Poesie varie"; „I poemi del risorgimento". — Gabriele D'Annunzio: „Canzoni della gesta di oltremare"; Vita di Cola di Rienzi"; „Contemplazione della morte". — Der Tod Arturo Grafs.

Als Giovanni Pascoli im April des vergangenen Jahres durch den Tod uns entrissen wurde, da war für ihn seine dichterische Laufbahn noch längst nicht beendet. Wie in jedem lebendigen, mit offenen Sinnen begabten Dichtergeist arbeiteten in ihm noch Entwürfe zu neuen Werken, die er mit sich ins Grab nehmen oder nur als Fragmente zurücklassen sollte. Auch von diesen letzten Früchten seiner Poesie eine Anschauung zu erhalten, ist sicherlich für den Literaturforscher, der den Dichter ganz kennen zu lernen verlangt, von großem Wert Dies unser Verlangen, erfüllt jetzt die eigene Schwester, die gute Maria, die liebevolle Gefährtin seines schlichten Lebens. Mit pietätvoller Liebe und einsichtsvoll, hat sie die Papiere des Bruders durchforscht und veröffentlicht, was er in der letzten Zeit zur Herausgabe vorbereitete. Eine schwierige Arbeit, unter den Manuskripten und vielerlei Notizen, unter den mannigfachen Fassungen im einzelnen, über die der Dichter selbst noch unentschieden war, das Rechte auszuwählen. Und dessen war sich die Herausgeberin auch wohl bewußt. „Die Papiere", so sagt sie, „sind bedeckt mit Notizen und Entwürfen. Für ihn handelte es sich nur noch um etwas freie, ruhige Zeit. Aber als er nun hoffte, sie gefunden zu haben, da war seine schnelle, sichere Hand im Tode erstarrt. Und alle diese Blättchen, unwissend, was geschehen, scheinen noch immer auf sie zu warten! Hier findet sich das Arbeitspensum für einen Monat, weiterhin für die Woche, ja selbst oft für einen Tag." Aber Maria Pascoli ließ sich durch die Schwierigkeiten ihrer Arbeit nicht abschrecken, und im vergangenen Jahre schon gab sie einen Band „Vermischte Gedichte" heraus, in dem sie eine Handvoll noch nicht veröffentlichter lyrischer Gedichte gesammelt hatte. Das Buch besteht aus zwei verschiedenen Teilen. Der erste beginnt mit den frühesten Versuchen, mit denen Pascoli seinen Freunden zuerst sich offenbarte, bevor die Herausgabe der Myricae ihn berühmt machte, und endet mit dem Jahre 1895. Er ist vor allem deshalb wertvoll, weil wir hier die Entwicklung von Pascolis Kunst und Weltanschauung verfolgen können, wie er nach mancherlei Schwanken und Tasten seinen Weg fand. Mit dem zweiten Teil gelangen wir im Sprunge zu den letzten Lebensjahren des Dichters; er umfaßt lyrische Dichtungen seiner letzten Kunstform, die mit den gewohnten Mängeln Pascolis, Gesuchtheit und Preziosität, seine gewohnten Vorzüge, Innigkeit des Gefühls und Originalität der Anschauung, verbinden. Es seien hier so ganz vortreffliche Gedichte, wie San Michele, Di là, I due vicini, La notte di Natale hervorgehoben. Eine zweite etwas veränderte Auflage des Buches ist kürzlich erschienen.

Diesem ersten Nachlaßbande folgt jetzt ein zweiter, der ebenfalls Maria Pascoli zu danken ist: die Poemi del Risorgimento, welche uns den Dichter von einer größtenteils neuen Seite darstellen. Der wunderbare Aufschwung des Nationalgefühls vor und mit dem Zuge nach Tripolis ließ auch Pascoli nicht unberührt. Wie jeden Italiener, erfüllten die Geschicke des neuen Italiens auch ihn, dessen Geist doch allem Waffengeräusch so abhold zu sein, nur für Frieden und sanfte Gefühle zu schwelgen schien. Schon in dem der fünfzigjährigen Erinnerung an die Proklamation der Einheit Italiens geweihten Jahre 1911, besang er die Ruhmestaten Roms und Turins; jetzt, in seiner letzten Zeit, nahm er noch ein langes Werk epischen Charakters in Angriff, worin er, wie er selber sagte, „dem Vaterland und den Heroen, wie den Märtyrern unserer Wiedererhebung seinen lautesten Dank aussprechen würde". Das Werk sollte, wie er es geplant hatte, aus mindestens drei Bänden bestehen, der erste bis 1848 reichend; für diesen ersten Band eben waren die jetzt erschienenen Gedichte



bestimmt. Aber nicht nur fehlen neben ihnen, wie die Aufzeichnungen des Dichters ergeben, verschiedene andere — so hatte er wenige Tage vor seinem Tode noch begeistert den Entwurf zur „Trikolore" niedergeschrieben — auch die veröffentlichten sind größtenteils unvollendet und ohne die letzte Feile geblieben. Hierdurch wird unser Urteil etwas erschwert; immerhin läßt sich erkennen, was Pascoli als Sänger unseres nationalen Heldenkampfes gewesen wäre. Das Werk wird eingeleitet mit dem Gedicht Napoleone, in welchem der Held symbolisch dargestellt ist, so, wie er auch nach seinem tiefen Falle noch vor der von seiner Größe und seinen blutigen Taten schreckerfüllten Phantasie der Menschheit stehenblieb: erhaben und furchtbar selbst in der Verbannung, ja, erhabener noch in seiner Einsamkeit, kein Mensch mehr, sondern ein übermenschliches Wesen, eine herrschende und vernichtende Erdenkraft. Auf dieses Gedicht folgt ein anderes von packender Wirkung: „Il re dei Carbonari". Hier weiß der Dichter meisterhaft den Leser das Dunkel und Geheimnis nachfühlen zu lassen, worin unsere Verschwörer die Liebe zum Vaterlande zu stärken wußten und für ihren Aufstand die Schwerter schliffen. Die übrigen Gedichte sind alle Garibaldi und Mazzini gewidmet; auch sie sind Fragmente zweier großer Zyklen. Als besonders schön sind hier hervorzuheben: „Garibaldi fanciullo in Roma" in dem Rom und vor den Villen, die auf sein heroisches Unternehmen, das sie unvergeßlich machen soll, zu warten scheinen; das kleine Gedicht: „A Taganrock", wo die Verbannten beim Namen Italiens sich umarmen und sie alle Garibaldis Feuer, Mazzinis Glaube entzündet; Viaggio a Escotar, ein Fragment des Zyklus Garibaldi in America, der kaum über den Anfang hinaus gedieh; La tempesta del dubbio, die völlige Verzweiflung und Verlassenheit Mazzinis nach dem unglücklichen Ausgang der ersten von ihm angestifteten Aufstände darstellend, damals als das Volk und die Mütter ihn anklagten, daß er ihre Söhne zur Schlachtbank schicke. Verse, ganz erfüllt von patriotischer Glut, in denen Pascoli bekannte Gestalten und Ereignisse neu vor uns aufleben läßt, sie mehr in ihrem inneren Sinn und Wesen als in ihrer äußeren Erscheinung erfassend, oft symbolisch umkleidet, und auch sehr wirkungsvoll bisweilen; bisweilen aber auch gesucht und fast unverständlich.

Freilich ist uns Pascoli lieber, wenn er das unschuldige häusliche Leben in den Myricae besingt, oder das schlichte heroische in den Poemi conviviali, aber auch diese Poemi del risorgimento, unvollendet wie sie sind, geben dem Dichter ein Anrecht auf unsere Bewunderung.

Derselbe Band enthält noch, in ihrer italienischen Form, die beiden Hymnen auf Rom und auf Turin, die mit ihrer Tendenz, die italienischen Ruhmestaten zu feiern, gut zu den vorhergehenden Gedichten passen. In ihrer lateinischen Form werden sie in der Sammlung der lateinischen Werke Pascolis erscheinen, die des Dichters Freund E. Pistelli vorbereitet. Den Band der Poemi del risorgimento schmücken vier prächtige bildliche Darstellungen des Malers Plinio Nomellini.

* * *

In eine ganz andere Welt versetzt uns Gabriele D'Annunzio in seinen Canzoni della gesta di oltremare, in denen er die Taten der Italiener in Tripolis feiert. Bei Pascoli war alles innerlich, alles Gefühl; hier haben wir das Außenleben in lebendiger plastischer Darstellung. D'Annunzio zeigt sich auch hier wieder, wie in seinen neuesten Werken, auf die wir weiterhin zu sprechen kommen, als der Dichter der vielfarbigen, äußeren Wirklichkeit, des Reichs der Sinne und der Instinkte. Auch er ist von patriotischem Schwunge fortgerissen; aber mit Pascoli gemein hat er nur den Glauben an die Bestimmung des neuen Italiens; im übrigen ist sein Patriotismus von ganz anderer Art. Denn während Pascoli von einem tiefen, idealen Menschheitsgefühl erfüllt ist, finden wir bei D'Annunzio nur die imperialistische Begeisterung für Kraft- und Machtentfaltung. An seiner wahren Empfindung ist trotzdem nicht zu zweifeln, ebenso wenig wie wir bei Pascoli daran gezweifelt haben. Doch sind solche Zweifel D'Annunzio gegenüber allerdings manch einem aufgestiegen, der in diesen Kanzonen nur eine neue, äußerlich angenommene Form seines vielgestaltigen Talentes sah. Der Zug nach Tripolis war das größte Ereignis des Tages für uns; also machte sich — so sagte man — D'Annunzio auch daran, es zu besingen, die Begeisterung des Volkes auszubeuten, um für sich einen leichten Lorbeer zu gewinnen. Aber sie vergaßen hierbei, daß der Traum eines großen, reichen und machtvollen Italiens doch fast durch seine ganze Dichtung geht, von den Odi Navali und vom zweiten Buch der Laudi, „vor einem Jahrzehnt," wie der Dichter selbstgefällig sagt, „nicht nutzlos veröffentlicht", bis zur Nave. Sie vergaßen seinen Aufruf: Alla Nazione eletta, Verse, die er jetzt als Motto über sein neues Buch setzen kann: „Italia, Italia — sacra alla nuova aurora — con l'aratro e la prora." In dem Zuge nach Tripolis sieht D'Annunzio nur die Erfüllung seines Wunsches: das Erwachen Italiens, das Aufgeben der alten Sentimentalität, die uns so sehr geschadet hat, den wieder erwachten Sinn für die Wirklichkeit, die Rückkehr

Italiens zu seiner imperialistischen Tradition. Und in der Tat, wie in seinen früheren Werken so wird auch in allen diesen Kanzonen die Macht Roms und mehr noch Venedigs Kühnheit und Tapferkeit gefeiert, und auch die Neigung zu gelehrten Reminiszenzen, die D'Annunzio von Carducci übernommen und noch weiter ausgebildet hat, tritt stark hervor. Die Canzone di Oltremare ist der Weckgesang. In der Canzone del Sangue und der Canzone del Sacramento wird die Vereinigung der Herzen Italiens in dem neuen Unternehmen, und der Glaube an unsere Kraft und unsere Zukunft gepriesen. In den Kanzonen dei Trofei, della Diana, di Mario Bianco erscheint eine Folge von Kriegsszenen, während die Canzone di Elena di Francia die Frömmigkeit verherrlicht, welche den Kämpfenden in den Stunden des Leidens helfend zur Seite bleibt. In der Canzone dei Dardanelli feuert er Italien an, unbekümmert um alle Opposition den Feind ins Herz zu treffen, und in der Canzone a Umberto Cagni und in der Ultima canzone preist er die handelnde Kraft, mit der er selber begabt zu sein sich schmeichelt, während er zur „ignavia delle vane carte" verdammt ist. Im ganzen kann man diesen Gedichten Kraft und Begeisterung nicht absprechen. Die Unternehmung des neuesten Tages findet in ihnen sogleich ihre poetische Verherrlichung, und der Dichter weiß ihr zugleich ihren eigentümlichen Charakter zu wahren. Seine Helden treten in ihrer Größe hervor, ohne in den Spuren der klassischen Vorbilder zu gehen; es sind vielmehr überall unsere heutigen Soldaten. Denn obwohl der Dichter in seinen Kanzonen zu viel Gelehrsamkeit häuft, ist er doch, wo er vom heutigen Tage spricht, ganz modern geblieben. Die Wildheit des Krieges ist lebendig wiedergegeben, mit dem unerbittlichen Realismus, der D'Annunzio kennzeichnet; die realistischen Beschreibungen vor allem geben dieser Poesie ihre Größe. D'Annunzio ist ein außerordentlich aufmerksamer Beobachter, nichts entgeht seinem forschenden Blicke. Dazu hat er alle Ausdrucksmittel völlig in seiner Gewalt, so daß er, was er will, auch zu sagen vermag; eine Fähigkeit, die ihn allerdings häufig auch zu bloß virtuosenhafter Technik verleitet. So erhalten wir lebendige Bilder der vom Einschiffungslärm erfüllten Häfen, dann der Landung und der Mühsal der Soldaten in den unbekannten Landstrichen, der ersten Zusammentreffen und der arabischen Verräterei. Dann wieder der Tod des Soldaten Pietro Ari in der Oase, der heilige Ludwig zwischen den wimmernden Verwundeten und den verwesenden Leichen im Lager von Mansura die Comunione del mare der Pisaner vor dem Angriff auf Temim: das sind mit so sicherer Kunst gezeichnete Szenen, daß sie sich der Phantasie des Lesers unauslöschlich einprägen. Auch Mängel, und empfindliche, fehlen ja nicht: Steigern der Rede bis zur hyperbolischen Deklamation; ermüdende Weitschweifigkeit. Auch läßt sich nicht leugnen, daß durch die Überladung mit gelehrtem Beiwerk der Dichter seine Verse bisweilen schwerfällig und dunkel macht. —

Die ihm eigene Gewandtheit in der Beschreibung ist D'Annunzio in dem Leben Colas di Rienzi ganz besonders zugute gekommen. Es ist kein neues Werk, denn es erschien bereits vor einigen Jahren in der Zeitschrift Il Rinascimento als Probe und Ankündigung eines Buches, das von D'Annunzio dann aber nicht geschrieben wurde: Lebensbeschreibungen berühmter und unberühmter Männer. Er gedachte hier Bildnisse zu zeichnen mit einer ebenso fleißigen und sorgfältigen Kunst, wie Holbein die seinigen zeichnete, und wollte so die vernachlässigte biographische Kunst zu neuem Leben erwecken. D'Annunzio glaubte in unserer Literaturgeschichte Vorgänger zu finden und nannte hier vor allem Machiavelli. Aber er selber steht doch Machiavelli und unseren Chronisten und Historikern ziemlich fern; denn so sehr er sich auch bemüht, ganz Handlung zu sein, ergeht er sich zu gern in Beschreibungen und kommt daher wirklich mit seiner sorgfältigen Beobachtung im einzelnen, mehr als der gehaltvollen Knappheit jener der Malerei Holbeins nahe. Colas Gestalt jedenfalls tritt lebendig und in festem Umriß hervor. Die Handlung entwickelt sich leicht und ohne Aufenthalt, und es stört auch gar nicht eine gewisse Ironie, die sich oft zwischen den Zeilen durchfühlen läßt und an die Person des Erzählers erinnert. Die Sprache, die D'Annunzio unseren großen Biographen nachbildet, hat etwas Archaisches an sich — obwohl seine viel mannigfaltigere Kunst auch einen viel reicheren Wortschatz erfordert — und ist im ganzen wirkungsvoll, wenn auch nicht selten eine Dissonanz fühlbar wird, besonders mit seinem ganz modernen Empfinden. Zu den wirksamsten Szenen gehört der Sturm der Colonnesen auf Rom, die Niedermetzelung von Gianni und Stefano Colonna, das Ende Colas. Es ist hier nicht der Ort, die historische Treue dieser Biographie zu kritisieren; zudem glaube ich auch nicht, daß es D'Annunzio zunächst um solche Treue zu tun war.

Noch charakteristischer erscheint sein Talent für Betrachtung und Schilderung der Außenwelt in dem kleinen Bande La Contemplazione della morte. Der Tod Giovanni Pascolis, den er persönlich kannte, und das langsame und gottergebene Hinsterben seines gastlichen Freundes Adolphe Bre-

mond erweckten in ihm den Gedanken an das Ende, das Nichts. Pascoli, obwohl so verschieden von ihm, war ihm wert gewesen als Kunstgenosse, und Bremond, ein von starkem religiösen Bedürfnis erfülltes Gemüt, hatte ihm sein eigenes gastliches Haus am waldigen Strande von Arcachon geöffnet. Oft kam er zu dem Dichter hinein, während dieser an seinem „Mysterium des heiligen Sebastian" arbeitete und hörte ihn die zuletzt niedergeschriebenen Szenen vorlesen, mit derselben frommen Andacht, mit der er am Gottesdienst teilnahm. Diese beiden Männer nun verschwinden aus der Welt. und der Dichter wird daran erinnert, daß diese Welt, in der er lebt, eine Grenze hat, er fühlt sich von dem dunkeln Geheimnis berührt und vermeint in sich das Bedürfnis zu empfinden, dieses Dunkel mit seinem Blicke zu durchdringen, es licht zu machen. „Jetzt ist jeder meiner Gedanken mit einem anderen, dunklen Gedanken gepaart. So sind nachts in den Kathedralen die Säulen nur an der einen Seite erhellt, weil die heilige Lampe nur in einem Schiffe brennt. Ich muß auf der anderen Seite auch eine Lampe anzünden, jedoch ohne die erste auszulöschen. Ich fürchte mich, sie auszulöschen. Sollte diese Furcht überhandnehmen? Aber wer verbürgt mir, daß ich dadurch stärker werde? Wenn ich statt dessen mit schwächeren Kräften in stärkeres Dunkel geriete?" Er täuscht sich mit seinem Bedürfnis, die Schranken seiner Welt zu übersteigen und den Blick fest ins Unbekannte hinaus zu richten, wenn er zugleich doch noch so furchtsam zögert. Und er täuscht sich ebenso, obwohl nur kurze Zeit, wenn er an seine Aussöhnung mit dem Gedanken des Todes glaubt, ja ihn beinahe verherrlicht. Vor ihm liegt sein Freund Bremond im ruhigen Todesschlummer. Aus seinen Zügen ist jeder Schmerz, jedes Zeichen der Vergänglichkeit verschwunden; ein Hauch der Ewigkeit ruht über ihnen und verklärt sie: es dünkt den Dichter, als erschließe sich jetzt das Geheimnis vor ihm, als vertiefe, dehne sich ihm die Endlichkeit in das Unendliche aus. „Der Rhythmus der Auferstehung bewegte die Erde. Ich fühlte meine Kniee nicht mehr, war mit meinem leiblichen Wesen nicht mehr auf einen engen Raum beschränkt. Ich war eine aufsteigende und vervielfachte Kraft, eine erneute Substanz, die zukünftige Gottheit zu nähren. Noch unbekannte Dinge, unbekannte Wesen wären alsbald mit dem ersten Ton meiner nächsten Rede erstanden. Nicht mehr war Dunkel oder Furcht vor dem Tode in mir, aber auch nicht Friedensverlangen, Hoffnung auf Frieden. „Ich will nicht den Frieden; mitten in Leidenschaft und Kampf will ich sterben, und mein Tod soll der schönste meiner Siege sein." Ich hatte eine neue Lampe entzündet, aber auch die alte von neuem und voller mit Öl versorgt, daß sie sich heller entzünde." Nein, er hat keine neue Lampe angezündet, für ihn brennt noch immer nur die eine, die vorher schon brannte: die auf die Welt der Erscheinungen, auf unsere wirkliche, sinnlich wahrnehmbare Welt gerichtete. Das wahre Mysterium des Todes ist ihm verborgen geblieben; der Dichter hat sich mit ihm ebensowenig ausgesöhnt, wie ihm die zarte Mystik. der inbrünstige Glaube, von denen die letzten Stunden G. Pascolis und A. Bremonds durchleuchtet waren, fremd geblieben sind. Der Anblick des elenden Verendens von ein paar jungen Hunden genügt, um ihn den Tod wieder wie vorher nur als die Zersetzung und Verwesung der organischen Stoffe ansehen zu lassen. Seine Betrachtung des Todes bleibt trotz aller Bemühung und Einbildung im Grunde noch immer eine bloße Betrachtung seines physischen Entsetzens. Er martert sich nicht ab mit Gedanken über das Jenseits, der Tod eröffnet seinem Blick nicht andere Horizonte, die Ewigkeit bleibt für ihn ein bloßes Wort. Pascoli und Bremond bringen uns dagegen in dieser Schrift nur die Beschwerlichkeit des sich auflösenden Körpers und ihre Wunden vor Augen; und schauerlich leibhaft kommt plötzlich dem Dichter der Anblick eines Ertrunkenen in Erinnerung, und er beschreibt mit unerbittlicher Kunst die vom Meer auf eine Sandbank ausgeworfene geschwollene und schon in Verwesung übergegangene Leiche. Und so spricht aus dem ganzen kleinen Essay allein wirksam und überzeugend nur die Furcht vor dem Tode und seinem Schrecken. „Ich empfand die physische Furcht vor dem Tode, als wenn beide Freunde mich im Scheiden näher dem Grabe zu hinunter gedrückt hätten, hinunter zu Fäulnis, Moder und Totengebein. Die Krankheit streifte mit ihren unsichtbaren Fingern mir Nacken, Kehle. Herz und Nieren. Ich schritt mühsam vorwärts, mir war, als hätte ich plötzlich die Beine mit Blei beschwert oder von einer dumpfen, weichen Schlaffheit erfüllt. Ich sah den Arzt über mich gebeugt horchend und tastend." Fäulnis, Moder und Totengebein, das bleibt im Wesen der Tod für ihn, auch nachdem er sich einen Augenblick für den „Tod inmitten von Leidenschaft und Kampf" begeistert hat — eine Begeisterung, die ich als Selbsttäuschung bezeichnen will, die andere vielleicht Pose nennen — und nur wenn er ihn so beschreibt, mit seinem Realismus, ist seine Kunst scharf und wirksam. Nur was er sehen, hören, berühren, riechen kann, nur diese Welt der Sinne ist die Welt D'Annunzios. Und was anders konnte er sehen vom Tode als Auflösung und Verwesung?

Von dem letzten Drama des Dichters, seiner Pisanella, französisch geschrieben und jetzt von E. Janni in italienische Verse übertragen, brauche ich hier nicht zu sprechen; es ist davon schon übergenug, auch in Deutschland, die Rede gewesen. Und andererseits spreche ich noch nicht von seinen Faville del maglio und von seiner Leda senza il cigno, die jetzt im Corriere della Sera veröffentlicht werden. Auf sie werde ich vielleicht späterhin zurückkommen.

* * *

Am 30. Mai ist in Turin 65jährig Arturo Graf gestorben. Ein Dichter von Geschmack, wenn auch vom Publikum leider wenig beachtet, hat er doch mehrere Bände mit mancherlei, was wertvoll bleibt, hinterlassen, so Medusa, Le Danaidi, I poemi della Selva; dazu noch kleine dramatische Gedichte und einen Roman. Ein gelehrter Forscher, half er mit, das Giornale Storico della letteratura italiana begründen und schrieb gewichtige kritische Werke, so Attraverso il 500 („Aus dem sechzehnten Jahrhundert"), Miti e leggende e superstizioni nel medio Evo; Roma nella memoria e nell' imaginazione del medio Evo; Foscolo, Manzoni e Leopardi und kürzlich noch L'anglomania e l'influsso inglese in Italia. Er hatte in Turin zuerst den Lehrstuhl für romanische Literaturen, dann den für die italienische inne, ein feingebildeter Lehrer mit sehr gewandtem Vortrag. Ich würde mich hier eingehender über ihn äußern, der bei uns wie auch im Ausland bekannter zu sein verdiente; aber noch lieber mache ich die Mitteilung, daß über ihn sein Kollege und Freund Arturo Farinelli in dieser Zeitschrift handeln wird.

Turin-München. G. A. Alfero.

Die Hauptversammlung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft fand in Anwesenheit des Kaisers am 28. Oktober statt. Der Präsident Wirkl. Geh. Rat Prof. Harnack eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache. Die Gesellschaft sei ein echtes Produkt des Zeitalters des Kaisers. Die Zahl der Mitglieder gehe schon über 200. Es sei erfreulich, daß innerhalb der Gesellschaft Frieden herrscht und ebenso ein gutes Verhältnis zu den Akademien und Universitäten besteht. An dreizehn verschiedenen Stellen seien Arbeiten der Gesellschaft ausgeführt worden, und schon habe man eine Reihe bedeutsamer Erfolge erzielt. Hier würden der wissenschaftlichen Forschung die besten Bedingungen geschaffen. Wer der Wissenschaft helfen wolle, müsse ihr die nötigen Mittel schaffen. — Den Kassenbericht erstattete der Schatzmeister Franz von Mendelssohn. Die Einnahmen betrugen im vorigen Jahre über 1½ Millionen Mark, aber die Ziele der Gesellschaft sind so weit gesteckt, daß sie immer weiterer Mittel bedarf. — Hierauf folgte der Festvortrag von Geh. Hofrat Prof. Richard von Hertwig, den wir an der Spitze dieser Nummer veröffentlichen.

Der Versammlung war die Einweihung des Instituts für experimentelle Therapie und eine Besichtigung des Instituts für physikalische Chemie vorangegangen. Hier zeigte der Direktor Prof. Haber den von ihm und Dr. Leiser erfundenen Apparat zur Feststellung von Grubenschlagwettern.

In einer Ansprache am Schlusse der Hauptversammlung sprach der Kaiser der Gesellschaft seine Anerkennung für die von ihr erreichten Erfolge aus und gab der Hoffnung Ausdruck, daß sie den Zweck erfüllen werde, den er von ihr erwarte: ein Segen für die Menschheit zu werden.



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 4
Januar 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Das Preußische Historische Institut in Rom und die deutsche Geschichtswissenschaft.

Von
Dietrich Schäfer.

Im Novemberheft dieser Zeitschrift bespricht anläßlich des 25jährigen Beſtehens P. Kehr die Entwicklung des von ihm geleiteten Preußischen Hiſtoriſchen Inſtituts in Rom. Seine Darlegungen sind nicht so eingehend wie die, welche 1903 Friedensburg in den Abhandlungen der Berliner Akademie über die Zeit bis zu seinem Abgange (1901) gab. Besonders über die dann folgenden Hergänge, aus denen das Inſtitut in seiner jetzigen Geſtalt hervorging, hätte man gern noch weitere Aufklärung gehabt. Sie haben ja ihr Interesse noch heute nicht verloren, und Kehr, der selbſt von sich sagt, daß er damals »in vorderſter Linie ſtand«, iſt gewiß in der Lage, nähere Mitteilungen über sie zu machen. Was er sonſt in seinem jetzigen Aufsatze gibt, soll darum aber nicht herabgesetzt werden. Es iſt erwünscht und verdient Dank.

Aber in der Arbeit ſteckt eine Tendenz, und es iſt ihr ein Schluß angehängt, der zu Mißverſtändnissen Anlaß geben könnte; Folgerungen sind gezogen, die zur Erörterung und auch zum Widerspruch herausfordern.

Kehr kommt gegen Ende auf die Angliederung einer kunſtgeschichtlichen Abteilung an das Hiſtorische Inſtitut zu sprechen. Er vertritt ihre Berechtigung und verweiſt auf Erfahrungen, die sie erwiesen haben. Er fügt dann hinzu: »Je mehr Spezialinſtitute wir im Auslande unterhalten, um so größer wird die Kollisionsgefahr. In der Art, wie wir Deutschen nun einmal heute unsere Wissenschaften betreiben, ſteckt eine leider uns angeborene oder anerzogene Ressortenge, eine Leidenschaft des Spezialiſtentums, ein Fanatismus des Sichabschließens, die gewiß vortreffliche und technisch vollkommene Leiſtungen hervorbringen, aber zugleich eine wissenschaftliche und auch menschliche Beschränktheit zur Folge haben, von der die Nationen älterer Kultur sich frei zu halten gewußt haben, und die sie auch nicht begreifen.«

Man sieht nicht recht Ziel und Zweck dieser Bemerkungen. Gegen die preu-



ßische Verwaltung können sie nicht gerichtet sein; denn Kehr kann nur Erfreuliches melden über die Förderung, die er durch sie erfuhr, auch in der Frage der Angliederung der Kunstgeschichte. Es ist ihm auch in diesem Bestreben meines Wissens von seiten der deutschen Gelehrten kein nennenswerter Widerstand entgegengesetzt worden. So kann man diesen Ausfall nur als gegen den heimischen Betrieb der Wissenschaft gerichtet ansehen. Da aber muß er als unberechtigt zurückgewiesen werden.

Der Unterricht an den deutschen Hochschulen ist nach Fächern geordnet und gesondert, und die nötigen Institute und Sammlungen sind in diese Ordnung eingegliedert. Ich glaube, die wissenschaftliche Welt ist einig darüber, daß das recht, daß es nicht anders zu machen ist, die wissenschaftliche Welt innerhalb und außerhalb Deutschlands. Daß die Hochschulen deutscher Zunge von sich sagen können, sie hätten es in dieser Organisation besonders weit gebracht, sie brauchten in wenigen Punkten den Vergleich mit dem Auslande zu scheuen, das ist mit Recht ihr Stolz und ihr Ruhm, der ihre und der ihrer Regierungen. Man vergleiche nur, was der englische Staat für die Wissenschaft tut! Wenn aber Kehr glauben sollte, aus solcher Gliederung müßten sich mit Notwendigkeit Einseitigkeit und Engherzigkeit ergeben, so ist das ein Irrtum. Er möge die Reihen unserer Universitäts- und insbesondere der Geschichtslehrer durchmustern und sich die Frage vorlegen, wie viele von ihnen denn im Spezialistentum befangen und verstrickt sind; er wird nicht allzu viele nachweisen können. Es gibt ihrer, aber wo in der Welt wären sie nicht zu finden! Es ist das ehrliche Bestreben aller unserer einigermaßen namhaften Geschichtsprofessoren, enge Fühlung mit den Nachbargebieten zu bewahren, ihr ehrliches und ihr erfolgreiches Bestreben. Denn die Bildung, die unsere Studierenden von der Universität mit hinwegnehmen, kann man nicht als Spezialistentum charakterisieren. Das Spezialwissen, das ihnen übermittelt wird, hält sich innerhalb der Grenzen, die erreicht werden müssen, wenn Fühlung mit wissenschaftlicher Arbeits- und Betrachtungsweise gewonnen werden soll. Das Kennzeichnende und Auszeichnende unseres Universitätsbetriebes ist seit langem, daß es solche Arbeits- und Betrachtungsweise einem möglichst großen Kreise der Studierenden nahezubringen sucht, was völlig unmöglich ist ohne eine gewisse Allgemeinbildung, ohne Niederreißung der Schranken, die ein Fach lehrplanmäßig von seiner Nachbarschaft trennen. Höchstens die Richtung, die Kehr in seiner früheren akademischen Tätigkeit selbst vertrat, kann in den Verdacht kommen, »technisch vollkommene Leistungen« über Gebühr einzuschätzen, »eine Leidenschaft des Spezialistentums, einen Fanatismus des Sichabschließens« zu begünstigen.

Kehr beruft sich auf »die Nationen älterer Kultur«, die uns »nicht begreifen«. Es wäre auch hier gut gewesen, wenn Kehr sich deutlicher ausgedrückt, Zeugnisse beigebracht hätte. Unter den »Nationen älterer Kultur« können doch nur Franzosen und Italiener verstanden werden, denn bei den Engländern kann von »älterer« Kultur kaum die Rede sein und erst recht nicht bei den Spaniern. Kann aber der wissenschaftliche Geschichtsbetrieb der Franzosen und Italiener (und gar erst der Engländer!) mit dem der Deutschen in Parallele gestellt werden?

Früher gewiß, aber im letzten Jahrhundert? Haben wir ihnen nicht auf wichtigen und wichtigsten Arbeitsgebieten in neuerer Zeit die Wege gewiesen? Verfügen sie über ein gleich dichtes Netz von leistungsfähigen, landschaftlichen Organisationen, wie sie sich bei uns entwickelt haben? Und kann man diesen Organisationen »angeborene oder anerzogene Ressortenge« nachsagen? Man braucht ja bloß die Mitgliederliste ihrer Vorstände und die Reihe ihrer Unternehmungen durchzusehen, um vor diesem Unrecht bewahrt zu bleiben. Daß die Förderung der Kunstgeschichte, die Veröffentlichung von Kunstdenkmälern, vielfach gesondert geschieht, liegt in der Natur der Sache, in »des Faches Bedarf«; die beteiligten Personen halten durchweg gute Fühlung mit einander. Wenn die »Sociétés d'émulation« des französischen Sprachgebiets allerlei veröffentlichen, was Eindruck macht, Beifall findet, was wir aber nicht so haben, so kann ich darin einen Vorsprung nicht erblicken. Wir wollen Kenntnisse, Wissen, nicht Schaustücke, zunächst wenigstens nicht.

Es sei eine Einzelheit herausgehoben, die schlagend die Überlegenheit deutscher Geschichtsarbeit und deutschen Geschichtsinteresses ins Licht setzt. 1888 erschien G. Monods »Bibliographie de l'histoire de France«; sie war eine Nachahmung von Dahlmann-Waitz' »Quellenkunde der deutschen Geschichte« und hatte gegenüber dieser, wie vom Autor zu erwarten war, ihre Vorzüge in Anlage und Durchführung, wenn sie auch nur bis 1789 reichte! Sie enthielt auf 372 Seiten 4542 Nummern.*) Eine zweite Auflage der Bibliographie ist nicht erschienen; man darf daraus wohl schließen, daß ein Bedarf dafür nicht empfunden wurde. Moliniers und seiner Fortsetzer »Sources« können hier nicht in Betracht kommen. An die Stelle der 5. Auflage unserer Quellenkunde, die 1888 vorlag, ist vor zwei Jahren die 8. getreten. Die 5. Auflage (1883 erschienen) zählt auf 341 Seiten 3753 Nummern, die 8. deren auf 979 Seiten 13380 bei vielfach kleinerem und engerem Satz und bei ausgedehnter Einschachtelung weniger bedeutender Schriften unter laufende Nummern! Pirenne's »Bibliographie de l'Histoire de Belgique«, die 1893 erschien, hat 1902 auch eine neue Auflage erfahren. Beide Männer, Führer ihrer Wissenschaft in ihrer Heimat, haben übrigens deutsche Schule genossen. Gabriel Monod hat Zeit seines Lebens dankbar seines Lehrers Georg Waitz gedacht, und Henri Pirenne, einer der Geistreichsten und Vielseitigsten unter den Lebenden, macht kein Hehl daraus, daß es Deutschland war, das ihn entscheidend beeinflußte. England und Italien besitzen überhaupt keine historischen »Bibliographien«, denn Gardiners und Mullingers Introduction kann man nicht so nennen, und des Amerikaners Charles Gross »Sources and Literature of English History« schließen mit den Plantagenets ab. Außer den genannten besitzt überhaupt kein europäisches Volk eine Bibliographie, denn was Allen seinem »Haandbog i Fædrelandets historie« vorausschickt und Bestuschews »Quellen und Literatur zur russischen Geschichte« können in diesem Zusammenhange nicht herangezogen werden.*) Man könnte sagen, damit seien ja nur quantitative Unterschiede markiert. Aber jeder, der

*) Auch die von Monod und Fagniez 1876 begründete »Revue Historique« ist angeregt worden durch unsere »Historische Zeitschrift«.

*) Ich weiß nicht, ob Zibrts tschechische und Finkels polnische »Bibliographie« hier genannt werden müßten, da ich diese Bücher der Sprache wegen nicht kennen lernen konnte.



sich nur einigermaßen in diese Bücher vertieft, wird nicht lange im unklaren bleiben, wo die größere Vielseitigkeit, der weitere Blick, das größere Bedürfnis nach allgemeiner Orientierung zu finden sind.

Aber diese Ausführungen Kehrs sind nur Einleitung zu einer Schlußforderung. Nachdem er auseinandergesetzt hat, wie umfassende und vielseitige Aufgaben das Institut in die Hand genommen hat, fährt er fort: »So große Aufgaben aber ließen und lassen sich nicht lösen bloß mit reicheren Mitteln; es gehören dazu in erster Linie die rechten Mitarbeiter. Für ein Institut ist die richtige und glückliche Ergänzung seiner Mitarbeiter eine Lebensfrage. Wir haben ausgezeichnete Kräfte gehabt und hoffen, sie immer zu finden; allein, wenigstens auf den historischen Gebieten, die Ergänzung ist schwerer denn je. Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich mit dem, was ich hier ausführe, mich in vollem Gegensatz zu der Mehrzahl meiner Fachgenossen befinde; aber die Erfahrungen von mehr als zehn Jahren machen es mir zur Pflicht, mich einmal offen über sie auszusprechen. Unsere jungen Historiker verlassen die Universität fast ausnahmslos in absolut unzureichender Vorbildung für wissenschaftliche Forschung. Wohl ist der reiche Individualismus unserer Professoren unser Stolz und unser Ruhm, aber er darf doch nicht zur Folge haben, daß ihre Schüler vor der Zeit Spezialisten werden, die außer ihrem engen Gebiet von Gott und der Welt nichts wissen. Noch schlimmer ist der häufige Mangel an allen elementaren Fertigkeiten, die Unkenntnis des Handwerks, ich meine die ganz ungenügende Ausbildung in den historischen Hilfswissenschaften, vor allem in Paläographie und Handschriftenkunde und den verwandten Disziplinen. Ganz unerträglich endlich ist die Spezialisierung auf die neuere und neueste Geschichte hin mit bewußter Abkehrung von der Geschichte des Mittelalters und ihren Hilfsdisziplinen; mit solcher für Mädchenlyzeen passenden Ausbildung läßt sich keine gelehrte Forschung größeren Stiles treiben. Man wolle mich nicht mißverstehen; jene Dinge sollen nicht, wie es wohl anderwärts geschieht, um ihrer selbst willen getrieben werden; aber wer sich auf das Handwerk nicht versteht, wird nimmermehr ein Meister. Es ist ein Vorzug der Franzosen und Österreicher, daß sie in der École des chartes und im Institut für österreichische Geschichtsforschung höhere Schulen besitzen, in denen die jungen Historiker mit der vollen Technik der Forschung ausgerüstet und für Arbeiten, wie wir sie treiben, tüchtig gemacht werden, und auch neuere Historiker mit stark publizistischer Tendenz wie etwa Heinrich Friedjung haben mir mehrfach bezeugt, wieviel sie z. B. der strengen und methodischen Schule Sickels verdanken. Was sollen wir am Institut mit den jungen Herren anfangen, die nicht lesen und schreiben können, und die man nur mit Angst und Sorge in die Archive ziehen sieht? Ist es wirklich nicht möglich, in den historischen Studiengang Ordnung und System zu bringen und zu erreichen, daß die Anfänger mit den Elementen beginnen und Schritt für Schritt fortschreiten? Daß die, welche sich der gelehrten Forschung zuwenden wollen, end-

lich irgendwo, wie die Franzosen in Paris, die Öfterreicher in Wien, einen Mittelpunkt, eine Schule, ein Inftitut finden, wo sie alles, was sie für jene brauchen, gründlicher als jetzt möglich ift, erlernen können? Diese ungleichartige Ausbildung unserer jungen Volontäre zwingt uns, oft mit Zeitverluft und manchem Verdruß, am Inftitut nachzuholen, was an der Universität versäumt worden ift, bis sie so weit gebracht sind, daß sie, ohne Schaden anzurichten, in die Archive eingeführt werden können. Sind sie nun zu fleißigen, exakten, gewissenhaften Arbeitern ausgebildet, so gedeihen wohl die mechanischen Arbeiten, aber das Letzte und Höchfte, was ein Inftitut erreichen soll, selbftändige Gelehrte und Forscher heranzubilden, fteht noch aus. Das vermag auch die virtuosefte Schulung in den Hilfsdisziplinen nicht zu bewirken. Sie müssen das Zeug zu selbftändigen Forschern, die Leidenschaft zur Wissenschaft und den Drang zur Forschung haben, geborene Gelehrte sein, nicht bloß Schrittmacher, sondern Selbftfahrer. Also gilt es, ihnen neben den mehr mechanischen Arbeiten in den Archiven, die sie für die Publikationen des Inftituts zu machen von Amts wegen gehalten sind, die Möglichkeit zu eigenen und selbftändigen Arbeiten zu verschaffen. So schwierig dieses ift, es ift doch gelungen, ohne daß die Inftitutsarbeiten dabei zu Schaden gekommen wären, und ich darf hier auf diese selbftändige, in der ‚Bibliothek des Hiftorischen Inftituts' oder in unseren ‚Quellen und Forschungen' erschienenen Arbeiten, von denen einige zu größeren Darftellungen und sogar zu umfangreicheren Werken ausgewachsen sind, besonders hinweisen.«

Es folgt dann eine Aufzählung der in den genannten Publikationen schon erschienenen und der noch im Werden begriffenen Arbeiten von E. Göller, L. Cardauns, A. O. Meyer, F. Schneider, Ph. Hiltebrandt, E. Sthamer, Kalkoff, Scholz, Haller, Hofmann, Piur und Schellhaß, die mit den Worten schließt: »Sie umfassen, wie man sieht, das ganze Gebiet der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Kirchengeschichte und Kanonisches Recht, Politik, Recht und Verfassung, Reformationsgeschichte, Literargeschichte, und sie greifen über Rom und Italien, über Deutschland und Preußen hinaus nach Frankreich, England und Spanien hinüber.«

Wer diese Ausführungen als geschichtswissenschaftlicher Laie lieft und nicht »a Zorn kriegt« auf die deutschen Geschichtsprofessoren, der muß über ein gelassenes Temperament verfügen. Er wird alsbald ein Inftitut nach Wiener oder Pariser Mufter herbeiwünschen, um solchen bösen Übelftänden abzuhelfen. Der Geschichtsunterricht an der Universität muß doch über eine »für Mädchenlyzeen passende Ausbildung« hinauskommen. Wie fteht es aber mit der Berechtigung dieser Vorwürfe?

Es soll nicht versucht werden, an der glänzenden Bilanz, die Kehr zusammenftellt, irgendwelche Abftriche zu machen. Das wäre kleinlich. Es soll voll anerkannt werden, daß Leiter und Mitarbeiter das Königlich Preußische Inftitut in Rom zu Ehren gebracht haben; daran freut sich jeder Deutsche. Es soll auch noch besonders anerkannt werden, daß der Leiter seinen Mitarbeitern in weitherziger Weise wissenschaftliche Bewegungsfreiheit ließ, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß das ohne die besondere Munifizenz der Regierung gegen das Inftitut und ohne



die eigenartigen römischen Archivverhältnisse in der erreichten Ausdehnung nicht möglich gewesen wäre. Aber gegen die Folgerungen, die Kehr aus dem entworfenen Bilde zieht, und gegen das helle Licht, das er auf der einen Seite erstrahlen läßt, gegen den dunklen Schatten, den er der andern gibt, muß doch entschieden Einspruch erhoben werden.

Kehr sieht die Erlösung von den Übeln, die er findet, in der Errichtung eines deutschen (preußischen?) Instituts, wie es Frankreich in der École des chartes, Österreich im Institut für österreichische Geschichtsforschung besitzt. Da erhebt sich doch sofort die Frage: Ja, sind denn Franzosen und Österreicher in Rom besser daran? Jene haben dort ihre École de Rome, diese auch ein Historisches Institut. Haben diese Institute nur Alumnen, die von vornherein allen Anforderungen der Leiter genügen? Kehr steht den Verhältnissen ja nahe genug, um diese Frage beantworten zu können. In den bisherigen Leistungen der drei Institute ist jedenfalls eine Rückständigkeit der Deutschen nicht zu erkennen.

Vielleicht kann Kehr diese Frage rundweg bejahen. Aber das würde noch lange nicht für seine Auffassung entscheiden. Denn ebenso unmittelbar wie jene erste drängt sich eine zweite, viel umfassendere und wichtigere Frage auf: Hat der deutsche wissenschaftliche Geschichtsbetrieb irgend welchen wesentlichen Nachteil davon gespürt, daß er sich auf ein Institut wie die beiden genannten bisher nicht stützen konnte? Das österreichische Institut besteht seit 1854, die École des chartes in ihrer vollkommeneren Gestalt sogar seit 1847; die Zeit genügt also vollauf, um eine bestimmte Antwort geben zu können. Sie kann nur lauten: »Nein!«

Alle drei Länder brauchen Historiker, wie Kehr sie zu erziehen wünscht, Männer, die vollwertige Editionen und Textbearbeitungen jeder Art zu machen imstande sind, die aber auch genügend historischen Sinn, Weite des Blickes und Sprachtalent besitzen, um der Welt ausgereifte Darstellungen schenken zu können. Jedermann weiß, daß nicht alle Geschichtsbeflissenen Fähigkeit und Neigung besitzen, beides zu leisten. Man ist gewohnt, und wie mir scheint, nicht mit Unrecht, Kehr selbst zu der ersteren Gruppe zu rechnen. Die darstellenden Arbeiten des Instituts, die Kehr aufzählt, belegen, daß ihm das höchste Lob gebührt, das einem Lehrer zuteil werden kann, nämlich das, daß seine Schüler ihn übertreffen. Dieser Erfolg hat ihn wohl selbst überzeugt, daß »vortreffliche und technisch vollkommene Leistungen«, wie sie auch nach seiner Meinung das »Spezialistentum« der Deutschen hervorbringt, nicht notwendig »wissenschaftliche und auch menschliche Beschränktheit zur Folge haben«. Nach Kehrs Auffassung müßten Arbeiten beider Art in den Ländern mit besonderen Vorbildungs-Instituten, also auf österreichischem und französischem Boden, wesentlich besser gedeihen. Wie verhält es sich damit?

Es erfordert einen gewissen Überblick, ist aber doch nicht so übermäßig schwer, einen Vergleich anzustellen. Das Ergebnis ist zunächst auf dem Gebiete der Quellenpublikationen und Materialsammlungen, daß wir an Zahl und Umfang der in den beiden letzten Menschenaltern erschienenen Werke den beiden Nachbarländern ganz erheblich überlegen sind, und nicht nur an Zahl und Umfang, sondern auch an Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der gestellten Aufgaben. Da ist in Deutschland nicht so sehr viel von »Ressortenge« zu spüren,



jedenfalls nicht mehr als auswärts auch. Es würde zu weit führen, das hier mit Einzelangaben zu belegen; sollte Kehr versuchen, ziffernmäßig das Gegenteil zu erweisen, so ist dazu ja immer noch Zeit. Sollte gesagt werden, daß es die Masse nicht bringe, so ist nachdrücklich zu betonen, daß auch in der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der Werke keinerlei Rückständigkeit der Deutschen zu beobachten ist. Mißratene Versuche sind bei uns, sind anderwärts zu verzeichnen, wo mehr, bleibe zunächst außer Diskussion. Es sei aber in Betreff der Bedeutung einer historischen Lehranstalt bemerkt, daß der hochverdiente, langjährige Leiter und Förderer des österreichischen Instituts, Kehrs mit Recht hochverehrter Lehrer Sickel, in der von ihm, man kann ja wohl sagen, erst geschaffenen Abteilung »Diplomata« der »Monumenta« das historische Moment so sehr hinter dem rein diplomatischen verschwinden ließ, daß es gegenüber schon vorhandenen deutschen Quellenpublikationen geradezu einen Rückschritt bedeutete. Erst die Fortsetzer seiner Arbeit haben sie in dieser Beziehung auf die in Deutschland übliche Höhe gebracht. Daß wir die zur Zeit brauchbarste und umfassendste wissenschaftliche Urkundenlehre einem deutschen Gelehrten verdanken, der selbstständig neben den vorschwebenden Musterinstituten steht, ist doch auch beachtenswert. Auch Breßlaus Vorgänger, in dessen Fußtapfen er trat, der westfälisch-österreichische Ficker, hat mit dem Wiener Institut nichts zu schaffen.

Aber es soll ja nicht allein zu »vortrefflichen und technisch vollkommenen Leistungen«, unter denen ja doch in der Hauptsache nur Editionen verstanden werden können, sondern auch zu »eigenen und selbständigen Arbeiten«, d. h. doch zu solchen, in denen zugleich der Forscher, der Urteiler, der Darsteller sich betätigt, erzogen werden. Daß solche Arbeiten mehr auf dem Gebiete der neueren Geschichte als auf dem der mittelalterlichen entstehen, ist weltbekannt, ist natürlich, ist überall so. Kehr verweist auf Friedjung, den anerkannten Darsteller moderner und modernster Geschichte, der mit anderen »stark publizistischer Tendenz bezeugt hat, wie viel sie der strengen und methodischen Schule Sickels verdanken«. Wie mancher Gelehrte, ich möchte sagen, jeder einzelne von uns, erinnert sich nicht mit Dankbarkeit anregender Lehrer, deren Unterricht er auf Wissensgebieten genoß, die später nicht das Feld der eigenen Betätigung wurden. Haben die von Kehr angezogenen Männer mit ihren Äußerungen ausdrücken wollen, daß sie ihre tüchtigen darstellenden Leistungen zur neueren Geschichte der Unterweisung im Wiener Institut verdanken? Das Institut in Ehren, aber daß es eine besonders ergiebige Pflanzschule von Geschichtschreibern geworden wäre, wird doch wohl niemand behaupten wollen. Die Entwicklung der Geschichtschreibung wird stark beeinflußt von politischen und nationalen Verhältnissen, die in Deutschland und Österreich so sehr verschieden liegen. Ein Vergleich hat daher seine Schwierigkeiten. Aber daß Deutschland, das kein Institut besitzt, einen solchen zu scheuen hätte, das wollen wir einstweilen auch nicht als Kehrs Meinung annehmen.

So vermögen wir es nicht als berechtigt anzuerkennen, daß man sich von der Errichtung eines deutschen Instituts nach Wiener und Pariser Muster irgend einen erheblichen Vorteil für unseren wissenschaftlichen Geschichtsbetrieb verspricht. Ich habe beim Lesen von Kehrs Äußerungen die Empfindung, daß er von einem Institut



Dinge erwartet, bzw. verlangt, die es nicht leisten kann, die auch Wien und Paris nicht leisten.

Kehr beklagt sich über »die jungen Herren, die nicht lesen und schreiben können, und die man nur mit Angst und Sorge in die Archive ziehen sieht«. Er sieht sich »gezwungen, oft mit Zeitverlust und manchem Verdruß, am Institut nachzuholen, was an der Universität versäumt worden ist, bis die jungen Volontäre so weit gebracht sind, daß sie ohne Schaden anzurichten in die Archive eingeführt werden können«.

Die jungen Leute können nicht schreiben. Man versteht nicht recht, was Kehr damit meint. Ich denke mir, daß er doch nicht sagen will, daß sie nicht verstehen, Deutsch zu schreiben, etwas klar und richtig darzustellen. Über derartige Mängel müßte ja ihre Dissertation einigermaßen Auskunft geben. So kann ich die Äußerung nur so auffassen, daß gesagt werden soll, sie können kein für Editionszwecke brauchbares Manuskript herstellen, Handschriftliches nicht so abschreiben und mit eigenen Zusätzen, Erläuterungen, Anmerkungen usw. versehen, daß es unbedenklich in die Druckerei geschickt werden kann. Es versteht sich von selbst, daß das von der allergrößten Wichtigkeit ist. Wird dieser Forderung nicht genügt, so können bösartige Korrekturkosten entstehen; die tadellose Drucklegung ist überhaupt in Frage gestellt. Kann aber irgendein Institut, irgendeine Vorbildung junge Leute zur Verfügung stellen, die das für jedes Erfordernis können? Ich vermag diese Frage nur mit nein zu beantworten, es sei denn, daß ein Institut ganz speziell auf Aufgaben vorbereitet, die an ganz bestimmter Stelle, etwa in Rom, zu lösen sind. Geschieht das nicht, so ist eine allgemein gültige Vorbildung ausgeschlossen. Denn jedes Publikationsinstitut, oder richtiger jede Publikationsaufgabe, hat ihr besonderes Verfahren, muß das haben, denn es gilt, sich anzupassen an das zu bearbeitende Material und die gewählte Publikationsform. Sie bestimmen die Einzelgestaltung des zum Druck zu befördernden Manuskripts, das für die Typenverwendung des Setzers ein untrüglicher Wegweiser sein soll. Das aber kann nur an Ort und Stelle gelernt werden, nicht in einem allgemein bildenden Institut. Kehr wird nicht der Meinung sein, daß die von ihm ausgebildeten und gut befundenen jungen Leute nun ohne weiteres in jede andere Editionsaufgabe übergeführt werden könnten. Das wäre ein großer Irrtum. Sie müssen auch dort wieder »schreiben« lernen, werden es allerdings leichter lernen als völlige Neulinge.

Und nicht anders steht es mit dem Lesen. Kehr wird mit mir der Meinung sein, daß jeder, der behaupten wollte, er könne jede ihm vorgelegte Schrift (natürlich innerhalb des Bereichs der abendländischen Sprachen) alsbald bequem und sicher lesen, damit wissenschaftlich oder sagen wir paläographisch abgetan ist. Auch der geübteste und erfahrenste Leser stößt auf Schwierigkeiten, die er erst nach tage-, ja wochenlangem Kopfzerbrechen überwältigt oder auch nicht überwältigt. Auch Kehr weiß, daß es bändefüllende Aufzeichnungen gibt, in deren Zusammenhang und sicheres Einzelverstehen auch der gute Leser erst nach langem, hartem Mühen eindringt. Von einem Neuling am römischen Institut kann vernünftigerweise nicht mehr erwartet werden, als daß er Schriftstücke aus der Zeit bis zum 14. Jahrhundert, sofern sie nicht besondere Schwierigkeiten bieten, ohne erhebliche Anstöße sicher und geläufig lesen kann und darüber hinaus noch

mit dieſem oder jenem Handſchriftlichen bekannt geworden und vor allem angehalten und gewöhnt worden iſt, keine Schwierigkeit ſtecken zu laſſen, über keine hinwegzuleſen. Solche Volontäre aber vermögen ihm die deutſchen Univerſitäten ſo gut wie die Lehrinſtitute zu liefern. Sollte er andere erwiſchen, ſo kann er ſie getroſt wieder heimſchicken; er wird Erſatz finden.

Denn die Schilderung, die er von dem Geſchichtsunterricht auf deutſchen Univerſitäten entwirft, iſt ein Zerrbild, das nur in ſeiner Phantaſie exiſtiert. Spezialiſtentum war im letzten Menſchenalter, ja länger, an deutſchen Univerſitäten (an den ausländiſchen, die dem Zuge der Zeit folgten, übrigens auch) weit verbreitet, und auch die Geſchichtswiſſenſchaft hat daran ihren Teil gehabt und hat ihn. Einer der beſten unter unſeren Jüngeren hat kürzlich die Meinung ausgeſprochen, daß dieſe Bewegung ihren Höhepunkt überſchritten habe, und ich könnte dem beipflichten. Aber iſt unſer geſchichtlicher Wiſſenſchaftsbetrieb wirklich in Spezialiſtentum erſtarrt? Sehen wir nicht ſtolz und hoffnungsvoll auf eine ganze Reihe von Jüngeren, die ernſtlich und mit Erfolg Fühlung mit dem Allgemeinen, mit größeren Entwicklungsreihen ſuchen? Iſt denn das römiſche Inſtitut genötigt, ſeine Adepten unter den »Spezialiſten« zu ſuchen, »die außer ihrem engen Gebiet von Gott und der Welt nichts wiſſen«? Hat es das getan? Kehr berichtet von den ſelbſtändigen Arbeiten, die Angehörige des Inſtituts geleiſtet haben, und hebt hervor, daß ihnen dazu »das Zeug zu ſelbſtändigen Forſchern, die Leidenſchaft zur Wiſſenſchaft, der Drang zur Forſchung« nötig ſind, daß ſie »geborene Gelehrte, nicht bloß Schrittmacher, ſondern Selbſtfahrer« ſein müſſen. Wie ſind denn die »geborenen« Gelehrten unter die Spezialiſten geraten, die außer ihrem engen Gebiet von Gott und der Welt nichts wiſſen? Mir ſind frühere und gegenwärtige Mitarbeiter des Inſtituts bekannt; ich kann ihnen Mann für Mann nur das Zeugnis geben, daß ſie »Leidenſchaft zur Wiſſenſchaft und Drang zur Forſchung« von der Univerſität mitbrachten, von der deutſchen Univerſität, die nach Kehrs Meinung Gefahr läuft, in Spezialiſtentum zu verſinken. Und in demſelben Atem, wo Kehr über Spezialiſtentum klagt, ſchilt er über »die ganz ungenügende Ausbildung in den hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften, vor allem in Paläographie und Handſchriftenkunde und den verwandten Disziplinen«. Iſt es denn Kehr unbekannt geblieben, daß gerade die ſogenannten Hilfswiſſenſchaften ein recht ergiebiger Nährboden für Spezialiſtentum ſind? Es iſt nicht ſo leicht, ſich aus ihnen zu geſchichtlicher Auffaſſung und Darſtellung zu erheben; Kehr ſelbſt hat dieſen Schritt bisher nicht vollzogen. Ich bin durchaus der Meinung, daß die Stellung, welche die hiſtoriſchen Hilfswiſſenſchaften zurzeit im Lehrbetriebe unſerer Univerſitäten einnehmen, in der Hauptſache das Wünſchenswerte darſtellen. Wer dem Spezialiſtentum entgegenarbeiten will, kann ihre weitere Stärkung zunächſt kaum wünſchen.

»Unerträglich« erſcheint Kehr »die Spezialiſierung auf die neuere und neueſte Geſchichte hin mit bewußter Abkehrung von der Geſchichte des Mittelalters und ihren Hilfsdiſziplinen; mit ſolcher für Mädchenlyzeen paſſenden Ausbildung läßt ſich keine gelehrte Forſchung größeren Stiles treiben.«

Es würde auch hier gut geweſen ſein, wenn Kehr etwas genauer angegeben hätte, woran er im einzelnen denkt. Äußerlich iſt von einer Zurückſetzung des Mittelalters gegenüber der neueren Geſchichte auf unſeren Univerſitäten



nicht allzuviel zu entdecken. Sie sind bis auf drei sämtlich mit Vertretern beider Gebiete besetzt, und an diesen dreien ist die allein vorhandene ordentliche Professur im Besitz von solchen des Mittelalters; auch an den doppelt besetzten möchten die Mittelalterlichen im Übergewicht sein, da man die Inhaber der hilfswissenschaftlichen Professuren doch ihnen zuzählen muß. Und wenn es wirklich anders wäre, so könnte man darin einen Fehler nicht erblicken. Der hohe, auf anderen Gebieten nicht leicht zu erreichende methodische Wert des mittelalterlichen Geschichtsunterrichts kann ja nicht leicht überschätzt werden; aber wenn ein entweder — oder vorläge, müßte man sich für neuere Geschichte entscheiden; ihre gründliche Erfassung ist doch das wichtigere Ziel. Und hat Kehr einmal die Persönlichkeiten unserer neuzeitlichen Geschichtslehrer an seinem Auge vorübergehen lassen? Es gibt unter ihnen solche, die sicher ein ähnliches Zeugnis wie Friedjung ablegen würden, aber es gibt auch unter ihnen, die solche Schule nicht für nötig gehalten haben, und auf die Kehr wohl selbst kaum sein Sprüchlein anwenden würde: »Wer sich auf das Handwerk nicht versteht, wird nimmermehr ein Meister.« Von den sämtlichen Koryphäen der Geschichtschreibung aller Nationen hat kaum einer dieses Handwerk fachmäßig erlernt, obgleich sie ihr Material in weitestem Umfange aus dem Staub der Archive hervorsuchten. Historische Hilfswissenschaften und neuzeitliche Geschichtschreibung stehen nicht zu einander in dem Verhältnis von Handwerk und Kunstübung. Es ist eine »Ressortenge«, wenn man die neuzeitlichen Historiker ihren Bildungsgang nicht nehmen läßt, wie ihr Geist sie treibt.

Kehr ist aber überhaupt auf die heimischen Geschichtslehrer nicht besonders gut zu sprechen. Wo er (Sp. 158) von der Aussicht redet, die sich den jüngeren Institutsmitgliedern »eröffne, durch Forschungsreisen über das ganze schöne Land hin bis in die entlegensten Orte den Gesichtskreis zu erweitern, Land und Leute kennen zu lernen, sich des unerschöpflichen Reichtums dieser Überlieferung zu bemächtigen, mit einem Worte zu lernen und zu wachsen«, fügt er hinzu: »Nicht so leicht, wie die Herren hinter ihren Büchern und am komfortablen Schreibtisch vielleicht denken, sind diese archivalischen Forschungen in ungeordneten oder ganz anders, als wir es gewohnt sind, eingerichteten und oft schwer zugänglichen Archiven; nicht nur Sicherheit in der Technik der Forschung erfordern sie, auch Sprachkenntnisse, geistige Beweglichkeit, zuweilen auch die Fähigkeit zu entbehren.«

Man reibt sich verwundert die Augen, wenn man diesen Satz liest, und fragt sich: Wie konnte der Leiter des römischen Instituts etwas derartiges niederschreiben?

Mit den »Herren hinter ihren Büchern und am komfortablen Schreibtisch« können doch nur die deutschen Professoren gemeint sein. Kennt Kehr denn die nur in dieser Situation? Weiß er nicht, daß es ihr höchster Ehrgeiz ist, für ihre Studien neues Material zu gewinnen? Weiß er nicht, daß es unter ihnen Leute gibt, die ebenso viel, ja mehr bisher Ungedrucktes und Unbekanntes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben, als er selbst sich dessen zu rühmen vermag? Gibt es unter ihnen eine nennenswerte Zahl, von denen man sagen kann, daß sie mit Archivstudien nicht wohl vertraut sind? Hat ihnen dafür etwa die nötige »geistige Beweglichkeit« gefehlt, oder braucht



man dieselbe außerhalb Italiens etwa weniger als drüben, kann man diesseits der Alpen ohne »Sicherheit in der Technik der Forschuug« mit Erfolg Archive benutzen? Und Sprachkenntnisse? Der Arbeiter des Instituts kommt doch mit Latein und Italienisch so ziemlich aus; ein deutscher Geschichtsprofessor auch? Unter ihnen gibt es, die in sämtlichen germanischen und romanischen Sprachen gesattelt sind, nicht nur in deren gegenwärtiger, sondern auch zum Teil in deren früherer Gestalt. Und die Archive? Hat denn Kehr diesseits der Alpen nur in Staatsarchiven gearbeitet? Gibt es nicht auch außerhalb Italiens Archive, die »ungeordnet« sind, völlig ungeordnet, oder »ganz anders, als wir es (nach Kehrs Vorstellung!) gewohnt sind«, nicht auch solche, deren Schätze man in ungeheizten Räumen benutzen muß oder in Geschäftszimmern, die sich eines regen Passantenverkehrs erfreuen, oder deren beschränkte Zugänglichkeit den eifrigen Arbeiter veranlaßt, das Mittagbrot durch eine Semmel oder einige Stücke Schokolade zu ersetzen, anderer »Entbehrungen« zu geschweigen? Vor allem aber: Sind denn wirklich für die Aufgaben des Instituts so besondere archivalische Schwierigkeiten zu überwinden? Die großen Hauptwerke, Nuntiaturberichte und Repertorium Germanicum, haben es doch fast allein mit dem Vatikan zu tun; Sthamer arbeitet in Neapel. Auch Schneiders beide Bände der Regesta chartarum Italiae entstammen ganz überwiegend geordneten Archiven und haben Hindernisse besonderer Art nach dem Vorbericht nicht zu überwinden gehabt.*) Vielleicht entstehen die weiteren Bände der Regesta chartarum, die den Deutschen zufallen, unter größeren Schwierigkeiten, und Schweizer ist nach Simancas geschickt, wo es schwer sein soll, ein brauchbares Unterkommen zu finden und Benutzer wohl alltäglich von Valladolid herüber und hinüber fahren. Aber waren dort nicht schon zahlreiche Gelehrte vor ihm tätig und darunter nicht wenige Deutsche? Die Bände der »Bibliothek« und die der übrigens schon von Friedensburg begründeten und bis zum 5. Bande fortgeführten »Quellen und Forschungen« verwenden ein weitschichtigeres und gelegentlich auch nicht bequem zugängliches Material; aber ist das bei ähnlichen deutschen Publikationen, von denen wir ja aus dem gleichen Zeitraum nicht nur Dutzende, sondern Hunderte besitzen, etwa nicht der Fall? Sind nicht auch dort zahlreiche Arbeiten entstanden, die auf zum Teil außerordentlich mühsam zu bewältigendem, handschriftlichem Material beruhen? Ist Kehr wirklich mit dem, was diesseits der Alpen geschieht, so wenig vertraut, daß er das nicht weiß? Es beschleicht einen die Empfindung, daß, als er die fraglichen Zeilen niederschrieb, ihm die »Regesta Pontificum Romanorum« vorschwebten, deren Leitung in Personalunion mit dem Institut verbunden ist, und deren sechs Bände »Italia Pontificia« in der Tat besondere — doch nicht dem Institut anzurechnende — archivalische Mühewaltung erforderten. Übrigens auch ein Beispiel, diese Italia pontificia, für die »uns Deutschen angeborene oder anerzogene Ressortenge«. Kehr gibt die Regesta jubente regia societate Gottingensi heraus; die Gesellschaft hindert nicht, daß Kehr einen Weg

*) Beiläufig, die paläographisch schwierigste Aufgabe, die Schneider gestellt war, die Entzifferung der Handschrift des Johann von Viktring, löste er, ehe er nach Rom kam, fußend auf den Kenntnissen und Anregungen, die er aus dem Berliner Historischen Seminar mitnahm.



einschlägt, der zu einem papst- und universalgeschichtlichen Ziele, das doch bei dem Gesamtunternehmen zu oberst in Frage kommt, zu seinen Lebzeiten schwerlich noch führen wird. Es soll hier keine Kritik geübt werden. Für das Verfahren lassen sich Gründe, gute Gründe anführen; aber es ist doch angezeigt, darauf hinzuweisen, welch rühmliche Weitherzigkeit eine deutsche Gesellschaft der Wissenschaften beweist. Sie hat nichts dagegen, daß auf ihre Kosten schon ganz Mittel- und einem großen Teile von Oberitalien die prächtigsten Übersichten über ihre lokalen Beziehungen zum Papsttum in den Schoß gelegt sind. Haben die »Fremden, die uns nicht begreifen«, uns je etwas Ähnliches geschenkt? Auf Huillard-Bréholles darf als Antwort nicht verwiesen werden.

Als Abschluß seines Aufsatzes hebt Kehr einen Unterschied zwischen den Assistenten in der ersten Periode des Instituts und denen aus seiner Leitungszeit hervor. Jene sind in den Archivdienst gegangen, diese haben »mehr ihre Hoffnungen auf das Katheder des Universitätslehrers gerichtet«; er nennt sieben Herren, die jetzt schon dozieren. Von ihnen ist zunächst der an der Spitze stehende Haller zu streichen. Er arbeitete 1892—1897 in Rom; als er zu Kehrs Zeit noch einmal dorthin zurückkehrte, war er schon zum ordentlichen Professor in Marburg ernannt. Von den übrigen Herren bekleidet E. Göller ein Ordinariat in der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau, A. O. Meyer eine etatmäßige außerordentliche Professur in Rostock, die andern sind Privatdozenten. Hat sich Kehr nicht einmal die Frage vorgelegt, ob andere Publikationsinstitute nicht auch auf solche Geschehnisse hinweisen können, ob sie nicht auch »selbständige Gelehrte und Forscher heranbildeten«? Es gibt deren, die ihre Mitarbeiter so gut wie ausnahmslos zu anerkannten Universitätslehrern sich haben entwickeln sehen. Darin, daß von den nahezu hundert Privatdozenten, die sich im letzten Jahrzehnt an deutschen Universitäten für geschichtliche Fächer habilitierten, sechs am Institut in Rom beschäftigt waren, liegt wirklich nichts Auszeichnendes.

Das ist nun aber die Tendenz, die Kehrs ganzen Aufsatz durchzieht, daß das Preußische Historische Institut in Rom unter den deutschen Publikationsinstituten auf Grund seiner Leistungen einen ganz besonderen Platz beanspruchen dürfe. Wie steht es damit?

Das Preußische Historische Institut in Rom genießt Vorteile, die keine andere ähnliche Einrichtung mit ihm teilt. Rom und Italien üben naturgemäß auf unsere geschichtsfreudige Jugend eine nicht auszugleichende Anziehungskraft. Das Institut kann unter den Besten wählen. Dazu war es im letzten Jahrzehnt das Schoßkind unserer finanzkräftigsten Regierung. Kehr gibt selbst den Etat für 1913 auf 80100 Mark an. Die Zentraldirektion der »Monumenta Germaniae Historica« verfügt, den österreichischen Zuschuß eingerechnet, noch nicht über 60000 Mark. Von den historischen Kommissionen und Vereinen der deutschen Einzelstaaten und Landschaften hat nicht eine einzige einen Etat von 30000 Mark, nur bei zweien, der Münchener und der Königlich Sächsischen, übersteigt er 20000, bei jener wenig, bei dieser mehr. Alle anderen, auch die größeren Publikationsinstitute, bleiben wesentlich hinter dieser Summe zurück. Und nun gebe Kehr sich die Mühe, was ihm ja bei der trefflichen Institutsbibliothek leicht möglich sein wird, oder lasse einen seiner Assistenten



oder Volontäre sich dieser Mühe unterziehen, nachzuforſchen, ob diese mit so sehr viel geringeren Summen ausgeſtatteten Körperschaften in dem Umfange ihrer Publikationen hinter dem römischen Inſtitut wesentlich zurückblieben, ob sie es nicht etwa gar übertrafen. Erſt wenn er einen solchen Vergleich durchgeführt hat, wird er richtig einschätzen können. Ich kann mich hier zunächſt weiterer Darlegungen enthalten.

Nun könnte aber, wenn der Vergleich dahin ausfallen sollte, daß ein entscheidender Unterschied nicht beſteht, oder gar, daß das römische Inſtitut keineswegs an der Spitze marschiert, vielleicht gesagt werden, daß man derartige Leiſtungen nicht wiegen oder mit der Schnur messen könne, daß es sich im römischen Inſtitut doch um viel wichtigere Stoffe handele. Nach meiner Überzeugung müßte ein solcher Einwand rundweg abgelehnt werden. Die Kernaufgabe des Inſtituts iſt und bleibt das Repertorium Germanicum. Seine Vollendung iſt hochwichtig, liegt zunächſt aber noch in weitem Felde. Doch auch in Deutschland sind hochwichtige Dinge in Arbeit; das weiß Kehr auch. Bei den Nuntiaturberichten ſteht die Sache schon anders. Es sind unter ihnen Bände, an deren Inhalt man eine rechte Freude hat wegen des Neuen, das sie bieten; aber es gibt unter ihnen auch solche, die geradezu enttäuschen. Und das kann niemanden überraschen, der Gelegenheit gehabt hat, mit dem Agentenwesen des 16. Jahrhunderts etwas näher bekannt zu werden. Auch die Nuntien haben nicht vermieden und kaum vermeiden können, Unwichtiges und Nichtssagendes in beträchtlichem Umfange zu berichten. Auch sie waren vom Verſtändnis der Dinge manchmal recht weit entfernt. Daß keineswegs immer Rom die Schlüssel zu neuer Erkenntnis birgt, das beweiſt mit unverkennbarer Deutlichkeit der Band »Preußen und die römische Kurie«. Er verschwindet doch vollſtändig neben den betreffenden Bänden Max Lehmanns. Das iſt gewiß nicht Schuld des trefflichen Bearbeiters. Trotz der Öffnung des Archivs der Propaganda hatte eben Rom außer einigen wichtigen Stücken kaum etwas zu bieten, und es iſt abzuwarten, ob das für die Zeit von 1740—1807 wesentlich anders wird. Daß die übrigen Publikationen des Inſtituts die der heimischen Kommissionen, die man mit ihnen in Parallele ſtellen kann, an Wichtigkeit des Inhalts irgendwie überträfen, dürfte wohl niemand behaupten wollen. Indem das feſtgeſtellt wird, soll keinerlei Kritik geübt werden an den Unternehmungen des Inſtituts und der Art ihrer Durchführung; die sind anerkennens- und dankenswert. Kein Besonnener wird dem Inſtitut und seinen Leitern den Vorwurf machen, daß auch Minderwertiges zu Tage gefördert werde; das liegt in der Natur der Sache. Aber daß hier etwas ganz Besonderes geleiſtet, daß vor allem hier wissenschaftlich gearbeitet, hier besonders wissenschaftlich geschult werde, das muß mit Entschiedenheit in Abrede geſtellt werden.

Und nun liegt noch etwas anderes so nahe, daß es in diesem Zusammenhange gar nicht unausgesprochen bleiben kann.

Als Leo XIII. das Vatikanische Archiv öffnete, eilte alles herbei, die Gelegenheit zu benutzen. Man rechnete mit der Möglichkeit, daß sie nicht dauern werde. Das befürchtet heute kaum irgend jemand mehr. Damit aber rückt das Vatikanische Archiv, und mit ihm die italienischen Archive überhaupt,



denen man im Anschluß an seine Öffnung vermehrte Tätigkeit zugewandt hat, ordnungsmäßig in die Reihe aller übrigen geschichtswissenschaftlichen Fundstätten.

Und da muß nun doch gesagt werden, daß es einen durchaus überragenden Rang nicht beanspruchen kann. Über seine Bedeutung können gar keine Zweifel bestehen. Überwältigend ist sie, soweit Erschließung neuer Quellen in Frage kommt, aber nur für eine kurze Spanne Zeit. Auch in diesem Zusammenhang betrachtet ist die Förderung des Repertorium Germanicum die weitaus wichtigste Aufgabe, die das Institut zu lösen hat. Für die Nuntiaturberichte fängt es ja schon an, Ergänzung des vatikanischen Materials in fremden, nicht italienischen Archiven zu suchen, ein Vorgehen, das übrigens die allergrößten Bedenken rein wissenschaftlicher Art erregen muß. Die Nuntiaturberichte sind weit, sehr weit davon entfernt, die wichtigste Quelle für unsere Geschichte im 16. Jahrhundert zu sein. Es ist nun einmal eine Tatsache, daß Deutschland und seine Kultur, alles in allem betrachtet, mehr mit dem Westen als mit dem Süden zusammenhängen. Das Christentum haben wir von dorther erhalten, staatliche Ordnung auch, fast das ganze Mittelalter hindurch tiefgreifende Einflüsse auf die verschiedensten Seiten unseres Lebens erfahren. Und erst später! Mit der Zeit sind auch England, die Niederlande, Spanien für uns bedeutend geworden, bedeutender als gleichzeitig Rom und Italien. Das römische Institut blüht und soll weiter blühen. Aber wozu uns seine Tätigkeit anregt, das ist nicht die Errichtung einer Lehranstalt nach dem Muster von Wien und Paris (ein solcher Schritt wäre einfach ein Anachronismus), sondern die Begründung eines ähnlichen Instituts, wie wir es in Rom haben, zunächst in Paris und weiter — nach Maßgabe der Mittel — in London, im Haag, vielleicht noch an anderen Orten. Das wäre auch der richtige Weg, Spaniens Schätzen beizukommen, nicht der über Rom. Die Aufgaben, die solchen Instituten zu überweisen wären, strömen ja nur so zu. Was die deutsche Geschichtswissenschaft braucht, das sind neue, starke Forschungs-, nicht Lehrinstitute. Was diese leisten könnten, leisten unsere Universitäten vollauf.

Die hier gegebenen Ausführungen sind zum Teil scharf ausgefallen, ich meine, nicht zu scharf, denn es handelt sich um eine notwendige Abwehr. In einer Zeitschrift, die sich international nennt, sind schwere Vorwürfe gegen den deutschen geschichtlichen Wissenschaftsbetrieb erhoben, spöttische und geringschätzige Redewendungen nicht vermieden worden. Das Ausland müßte ja zweifeln, ob den deutschen Geschichtsbeflissenen Ehrgefühl innewohne, wenn nicht Widerspruch, entschiedener Widerspruch erhoben würde. Es ist tief bedauerlich, daß er notwendig wurde durch das Vorgehen des Leiters unseres bestausgestatteten, am freigebigsten geförderten Forschungsinstituts.

Steglitz, den 23. November 1913.



Geschichtsstudium und Historisches Institut.

Eine Erwiderung an Dietrich Schäfer.

Von

P. Kehr.

I.

Ich bin der Redaktion dankbar, daß sie mir Gelegenheit gibt, zu den Ausführungen von Dietrich Schäfer einige Bemerkungen hinzuzufügen. Nicht um mich gegen den von ihm erhobenen Tadel über meine »tief bedauerliche« Tat zu verteidigen. Das allerdings tut mir aufrichtig leid, daß ich gerade Dietrich Schäfer so in Harnisch gebracht habe, an den ich bei meinen kritischen Bemerkungen über das historische Studium in Deutschland gar nicht gedacht hatte (wie mir überhaupt jede persönliche Beziehung ganz ferne gelegen hat), und den ich wie alle Fachgenossen verehre. Ich glaube auch nicht, daß es den Lesern dieser Zeitschrift Vergnügen machen würde, wenn ich das Soll und Haben der deutschen Geschichtswissenschaft, des Historischen Instituts in Rom und der anderen in deutschen Landen blühenden oder auch absterbenden Organisationen in der Art meines verehrten Vorredners mit dem Stift des Präceptors buchen oder gar die Leistungen unserer Historiker, der Geschichtschreiber wie der Antiquare, der Forscher wie der Lehrer, hier erörtern wollte — es scheint doch richtiger, wir überlassen die Regesta Pontificum Romanorum, die Publikationen des Instituts und die der anderen den einzigen kompetenten Richtern, nämlich denen, die nach uns kommen. Es widersteht mir auch, auf die vielen irrtümlichen oder schiefen Angaben und die, wie mir scheint, insgesamt auf einem einzigen Mißverständnis beruhenden Ausführungen Schäfers einzugehen — wohin sollte schließlich eine Polemik solcher Art führen? Wogegen ich mich aber mit aller Entschiedenheit verwahren will und muß, ist, daß Schäfer meinem Aufsatz, der eine kurze Orientierung über das Historische Institut in Rom, seine Geschichte und seine Tätigkeit geben wollte, eine Tendenz unterschiebt. Er klagt mich an, daß ich auf die eine Seite helles Licht erstrahlen lasse (nämlich auf mich und das Historische Institut in Rom), der andern (nämlich den verkannten Kollegen in Deutschland) dunklen Schatten gäbe: ich bestreite das; jedenfalls war es nicht meine Absicht.

Es ist wahr, ich habe am Ende meines Aufsatzes über unseren Nachwuchs lebhaft geklagt. Es macht mir kein Vergnügen, diese Klage zu wiederholen. Aber es ist und bleibt eine Tatsache, daß es trotz der massenhaften Produktion von jungen Historikern immer Ausnahmen waren, wenn sich unter ihnen jüngere Gelehrte fanden, die sich für die Arbeiten des Instituts geeignet erwiesen; gerade die Begabteren waren bereits fertige Spezialisten, d. h. sie waren einseitig vorgebildet, als sie an das Institut kamen, und darum außerhalb ihres engen Dominiums schwer



zu verwenden; die meisten entbehrten durchaus der elementaren Fertigkeiten, die für archivalische Arbeiten nun einmal nötig sind; diejenigen aber, die als eigentliche neuere Historiker zu uns kamen, standen dem Mittelalter so fremd gegenüber wie etwa der alten Geschichte. Das ist das Spezialistentum der Jungen, über das ich klagte, nicht das Spezialistentum, das Schäfer konstant damit verwechselt, jenes nämlich, das das Wesen jeder wissenschaftlichen Arbeit ist. Wenn ein junger historischer Doktor mit Urkunden des 12. Jahrhunderts umzugehen gelernt hat, aber Akten aus der Reformationszeit hilflos gegenübersteht oder umgekehrt, so sehe ich darin allerdings einen Mangel der Ausbildung. Wir haben aber von Amts wegen viele Recherchen zu erledigen, Anfragen von deutschen Gelehrten, die sich auf alle Bestände des Vatikanischen Archivs und der Vatikanischen Bibliothek wie der anderen römischen Archive und Bibliotheken beziehen über Themata vom ältesten Mittelalter bis zu den neuesten Zeiten: wie oft haben wir Älteren sie besorgen müssen, weil die Kompetenz unserer jungen Herren sich gerade auf das betreffende Gebiet nicht erstreckte. Was aber die mangelhafte Ausbildung in palaeographicis anlangt, so habe ich leider öfter erleben müssen, daß die Vorsteher der großen römischen Bibliotheken sich bei mir darüber beschwerten, daß gerade unsere jungen Doktoren so ungeschickt im Umgang mit Handschriften und Urkunden seien, und daß ihre palaeographische Ausrüstung dürftiger sei als die der anderen. Ich kann das beinahe jeden Tag selbst feststellen. Ich sehe mir auch unsere Doktordissertationen an und denke mir bei recht vielen meinen Teil. Ich beobachte weiter die Tatsache, die sonst wohl in keiner Wissenschaft statthat, daß unsere jungen Historiker — nicht nur die beim Institut eintreten wollen, es kommen ja auch noch viele andere zum Studium nach Rom — so ganz verschieden ausgebildet sind, daß ein jeder, ich möchte fast sagen, eine andere Sprache spricht. Ich bitte nochmals: man wolle mich nicht mißverstehen und nicht aus der Feststellung einfacher Tatsachen eine Anklage gegen Kollegen konstruieren, unter denen viele sind, die ich nicht nur persönlich verehre, sondern auch als Gelehrte und Forscher hochschätze. Es sind Tatsachen, um die kein noch so geschicktes Herumargumentieren herumkommt.

Tatsachen, die auch andere beobachtet haben. Ich habe ja mehr als ein anderer Gelegenheit, mit alten und jungen Fachgenossen aus allen Teilen Deutschlands zu sprechen, nicht nur mit Historikern strenger Observanz, Geschichtsschreibern und Forschern, sondern auch mit Vertretern benachbarter Fächer: sie klagen alle, ich glaube sagen zu können, alle ohne Ausnahme über den Rückgang in unserm gelehrten Nachwuchs, über die wachsende Schwierigkeit des Ersatzes bei gelehrten Unternehmungen, und vorzüglich über das Schwinden philologischer Schulung. Auch jetzt haben mir Kollegen geschrieben und von sich aus was ich hier in Rom alle die Jahre hindurch beobachtet habe, bestätigt.

II.

Das Interesse, das meine Ausführungen erregt haben, wird, wie ich hoffe, dazu führen, daß dieser Streit zwischen zwei in Anschauungen, Zielen, Methoden und Temperament sehr verschiedenen Fachgenossen zu einer allgemeineren, aber um so rfuchtbareren und objek-

tiveren Diskussion über das historische Studium in Deutschland sich erheben werde, die den Gründen, welche zu jenen Erscheinungen geführt haben, nachgehen und die die Mittel zu ihrer Beseitigung erörtern möge. Da ich gerade das Wort habe, so sei mir gestattet, trotz meiner geringen akademischen Erfahrung meine Ansicht auszusprechen.

Es scheint mir, daß in den letzten zehn Jahren — deshalb schon darf man nicht, wie Schäfer tut, Gabriel Monod und Henri Pirenne, die Zeugen von gestern, zu Zeugen von heute aufrufen — an den deutschen Universitäten, besonders an den großen, Veränderungen, um nicht zu sagen Umwälzungen eingetreten sind, die, aus einer gewissen Distanz angesehen, wahrlich gewaltige sind. Die Wirkungen der Schulreformen und der neuen Berechtigungen und die Zulassung der Frauen haben zu einem Andrang zu den Universitäten geführt, wie man ihn früher nicht kannte; er stellt den akademischen Lehrer, auch den Historiker, ganz neuen Aufgaben gegenüber.

Die älteren Generationen der Historiker hatten dieselbe einheitliche, humanistische Vorbildung, diejenige Schulbildung, die nach meiner Meinung wenigstens die für Historiker allein mögliche, durch keine Surrogate zu ersetzende ist. Die jetzige Generation setzt sich aus Abiturienten aller berechtigten höheren Schulen zusammen, aus Leuten also von ganz verschiedener Vorbildung. »Der Dozent von heute«, so schreibt mir ein preußischer Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte, »muß seine Kraft mit solch elementaren Dingen vergeuden, daß er wissenschaftliche Forscher gar nicht mehr heranbilden kann.« Was man da von dem Rückgang der Kenntnisse im Latein hört, das für uns nun einmal unentbehrlich ist, kann einem angst und bange machen.

Einst waren die historischen Seminare Vereinigungen — in Göttingen hießen sie »Sozietäten« —, in denen die Studierenden zu gelehrter Forschung angeregt wurden oder ausgebildet werden sollten. Ein kleiner Kreis sammelte sich um den Meister, der so die Möglichkeit der Auswahl und stärkerer persönlicher Einwirkung besaß. Aber die größeren, vom allgemeinen Interesse aus wichtigeren Bedürfnisse des akademischen Unterrichts haben den Betrieb in den Seminaren wohl fast überall verändert; sie sind jetzt mehr eine notwendige Ergänzung der akademischen Vorträge geworden, die auch von solchen Studierenden, die gar nicht Historiker im eigentlichen Sinne werden wollen, aufgesucht werden. Es ist auch nicht mehr ein kleiner, sondern ein großer, hier und da recht großer Kreis, der jene persönliche Einwirkung des Lehrers wenn nicht illusorisch macht, so doch sehr erschwert. Es sind erstaunliche Zahlen, die man von dem Besuch der Kollegien und Übungen unserer namhafteren Geschichtslehrer besonders an den großen Universitäten hört; sind sie richtig, so müßten unsere Historiker mehr als gottbegnadete Pädagogen sein, wenn es ihnen gelingen soll, diese vielen, noch dazu ganz ungleich vorgebildeten jungen Historiker in ein paar Seminarsemestern zu ausgebildeten Forschern zu erziehen. Die einen versuchen der Flut durch den numerus clausus Herr zu werden, andere durch eine Art Vorprüfung; in großen Universitäten hat man wohl, um der Not zu steuern, neben den Seminarien Proseminare eingerichtet — ist das aber nicht bereits ein erster, weiterer Ausbildung fähiger Versuch nach dem Ziele hin, um das ich mich nicht etwa erst



heute, sondern schon vor Jahr und Tag bemüht habe, daß in den historischen Studiengang Ordnung und System komme, indem die Anfänger mit den Elementen beginnen und Schritt für Schritt fortschreiten? Aber weder sind solche Einrichtungen überall möglich, noch beseitigen sie die Hauptschwierigkeit, die Ungleichartigkeit und die Zufälligkeit der Ausbildung, und auch so kommen wir nicht zu der gründlicheren Ausbildung in philologicis und technicis, die mir wenigstens unentbehrlich scheint. Schäfer freilich findet die historischen Hilfswissenschaften hinreichend vertreten; da steht nun Ansicht gegen Ansicht. Wessen Meinung die kompetentere und wessen Erfahrung die größere ist, haben andere zu entscheiden. Ich aber halte den Betrieb der historischen Hilfswissenschaften — immer in jenem weiteren Sinne genommen — so wie er jetzt an den deutschen Universitäten herrscht, für ganz ungenügend und geradezu unnütz; an den kleinen Universitäten ist er überhaupt überflüssig, an den größeren aber bedarf er erheblicher Verstärkung. So sehr ich mich bemühe, meines Gegners Gedankengängen zu folgen, ich sehe nach wie vor keinen anderen Weg, um zu einer nach meinen Erfahrungen durchaus notwendigen, gleichmäßigeren und gründlicheren Ausbildung in den historischen Hilfswissenschaften, in mittellateinischer Philologie, in Quellenkritik, also in jenen Disziplinen, die ich kurz die technischen Fertigkeiten des Historikers genannt habe, zu gelangen als den Ausbau eines historischen Instituts in Berlin oder in Göttingen, wo ältere Traditionen dazu einladen, ausgezeichnete Lehrer wirken, stattliche Materialsammlungen vorhanden sind und die großen Bibliotheken den nötigen literarischen Hintergrund bieten: mit verhältnismäßig geringen Mitteln ließe sich das erreichen. Ein Institut, nicht — ich hab's schon einmal stark unterstrichen — um hilfswissenschaftliche Spezialisten zu züchten, sondern um die jungen Gelehrten, die sich historischen Forschungen widmen, nicht solche, die blos den Doktor bauen wollen, mit den dazu erforderlichen Fertigkeiten auszurüsten. Wenn wir bereits in Rom Schwierigkeiten haben, geeigneten Ersatz zu finden, wie viel größer würden diese werden, wenn Schäfers Wunsch nach neuen Forschungsinstituten in Paris*) und London einmal erfüllt werden sollte: dann brauchen wir erst recht ein Lehrinstitut jener Art als Vorstufe für jene Forschungsinstitute. Wir erleben es vielleicht nicht mehr, aber es wird kommen, denn, wenn es jetzt noch nicht sein sollte, so wird es sehr bald sein — eine Notwendigkeit.

*) Der Gedanke ist nicht neu, aber vortrefflich. Ich melde mich gleich für Paris.

Giambattista Vicos Stellung in der Geschichte der europäischen Philosophie.

Von

Giovanni Gentile.

Die Philosophie Giambattista Vicos ist nicht nur eine der hervorragendsten Gestaltungen des rein italienischen Geistes, eine der stärksten eingeborenen Kräfte, die innerhalb der geschichtlichen Entwicklung Italiens erwachsen sind; sie läßt sich zugleich, wenn man sorgfältig ihren tiefsten idealen Wurzeln nachspürt, als ein Spiegel der Grundprinzipien der modernen Philosophie Europas, der französischen wie der englischen und deutschen, betrachten. Wie es den stärksten Offenbarungen des menschlichen Geistes eigen zu sein pflegt, so verbindet auch sie in lebensvoller Ausprägung mit der deutlichsten Bestimmtheit des historisch Wirklichen die weiteste Universalität der Idee. Durch die übliche Anschauung der Philosophie Vicos jedoch wurde das volle Verständnis seiner historischen Individualität gerade darum so sehr erschwert, weil man sie immer nur von der einen oder der anderen Seite ansah. Und ebenso ergab sich notwendig hieraus jenes seltsame historische Schicksal des Schriftstellers, das vielleicht in keiner anderen Literatur ein Seitenstück findet. Auch dieses Schicksal hat ein Doppelantlitz. Hier der »berühmte Unbekannte«, ein großer, ja allergrößter Philosoph für die Italiener; seit anderthalb Jahrhunderten nennen sie seinen Namen nur erfüllt von den Gefühlen zugleich der Bewunderung und Verehrung als einen der größten Genien ihres Stammes, einen der Schutzgeister im Heiligtum der Erinnerungen des Volkes. Und von der andern Seite angesehen der Philosoph einer im Bereich der internationalen Kultur unbekannt gebliebenen Philosophie trotz vereinzelter Sympathiebezeigungen, Lobsprüche, Entlehnungen. Dieser Kontrast erscheint um so auffälliger, wenn man bedenkt, daß die allgemeine und unbegrenzte Bewunderung Vicos in Italien durchaus nicht den Gefühlen und Stimmungen eines eifrigen Nationalgefühls entsprang, denn Vico kam ja innerhalb einer ganz von auswärtigen, besonders französischen Einflüssen erfüllten Kulturströmung empor, und sein Nachruhm erblüht und wächst gerade jenes ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, in welchem Italiens Bemühen nur darauf ausgeht, sich mit der Philosophie des Auslands vertraut zu machen, von Galluppi, der sein Lebelang die französische und die deutsche Philosophie Kants studierte, bis zu dem Hegelianer Bertrando Spaventa



und Roberto Ardigò, der den Positivismus Frankreichs und Englands nach Italien übertragen hat. Und andrerseits waren dieselben Ausländer, die den Wert eines Philosophen von Vicos Stärke verkannten, sogleich bereit, andere unter den größten Vertretern des italienischen Geiſtes zu beachten und nach Verdienſt zu schätzen. Es genügt hier an Goethe zu erinnern, den Gaetano Filangieri vergebens auf die S c i e n z a N u o v a hinwies, und der doch so willig war, Giordano Bruno zum Beispiel und Manzoni zu erfassen und zu genießen. Hieraus ergibt sich klar, daß das Haupthindernis für das Verſtändnis Vicos außerhalb Italiens nicht sozusagen sein generisches, sondern sein partikulares Italienertum war, ein seinen eigenen Volksgenossen fremd gewordenes Italienertum, da ihr Augenmerk vor allem den Formen sich zugewendet hatte, in denen sich dieselben Probleme wie bei Vico in der ausländischen Philosophie darboten, d. h. eben in der Philosophie, die ihre bevorzugte Geiſtesnahrung bisher gewesen war.

Einer der an Vicos Italienertum am ſtärkſten hervortretenden Züge iſt seine negative und polemische Haltung der Kultur seiner Zeit gegenüber, in der der italienische Geiſt sich der ausländischen Kultur unterworfen hatte, passiv die jenseits der Alpen, besonders die in Frankreich — in der Philosophie in den beiden Formen des Gassendischen Atomismus und des mathematischen Cartesianismus — herrschenden Ideen aufnahm. Vico ſtellt der naturaliſtischen Anschauung des Atomismus die idealiſtische und humaniſtische Auffassung der Geschichte entgegen und der abſtrakten Betrachtung der klaren und beſtimmten Ideen, die das Objekt mathematischer Intuition und Deduktion sind, den autogenetischen Entwicklungsgang der Menschheit, die sich ihre Welt und in dieser Welt sich selber erschafft. Die Betrachtung der Menschheitsgeschichte vor Vico und zu Vicos Zeit um ihn her in Italien wie außerhalb Italiens war gelehrt oder philologisch, mit Vicos eigenem Ausdruck, mehr bedacht, die äußeren Dokumente der menschlichen Geiſtestätigkeit zu sammeln, als in sie einzudringen und sich ihrer zu bedienen, um ihre eigene innere Entwicklung zu verſtehen. Eine Bewegung, sicherlich sehr beachtenswert, ja innerhalb der Geschichte des italienischen Geiſtes, in der L. A. Muratori einen hervorragenden Platz einnimmt, von der größten Bedeutung. Ihre spekulative Voraussetzung aber hatte wirklich den Mangel, auf den Vico hinwies: daß sie sich mit dem äußeren Anblick jener Wirklichkeit, die der Verlauf der Geschichte darſtellt, begnügte; einen Mangel, dem Vico mit tiefem Blick durch seine Verbindung von Philologie und Philosophie abhelfen wollte. Auch diese Geiſtesſtrömung in Italien aber kam, wie man heute weiß, aus Frankreich herüber.

Vico erkannte mit sicherem Blick die fremde Herkunft dieser Bildung, der jedermann damals anhing, und rühmte sich im Gegensatz zu ihr ein »Autodidascalo« zu sein, für sich allein zu ſtehen, und die italienische Tradition der Philosophen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, der Ficino, Pico, Patrizzi, Mazzoni, Stenco wiederaufzunehmen. Und in der Tat wird Vicos Mentalität in ihrer Entwicklung deutlicher, wenn man sie mit der Geiſtesarbeit der Renaissance in Italien, nicht mit der seiner Zeitgenossen in Beziehung setzt; jene wirft helleres Licht darauf als diese. So würde man z. B. nie begreifen, weshalb Vico sich so beharrlich einen Platoniker nennt, während er doch der Urheber einer Philosophie iſt, die dem Platonismus widerſtrebt wie wenige



andere, achtete man nicht auf die platonischen Reste in seiner Gedankenwelt, die hier aus dem Studium der mehr oder weniger ernsthaften neuplatonischen Philosophen Italiens im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zurückgeblieben sind.

Aber auch ein anderer ganz besonders charakteristischer Zug an Vicos Philosophie, der nicht am wenigsten schuld daran ist, daß sie in der internationalen Geschichte des spekulativen Denkens so geringes Glück gemacht hat, läßt sich nur aus dieser nahen italienischen Verwandtschaft der vichianischen Geistesanlage begreifen: ich meine die gänzlich unzureichende Form seiner Schriften. Daher kann man keine einzige unter ihnen als eine völlig angemessene, treffende Darlegung seiner Lehre bezeichnen, wie man das bei Descartes, Spinoza, Leibniz, bei Locke und Hume und bei so vielen anderen Philosophen aus Vicos eigener Zeit zu tun pflegt. Vico hingegen will niemals deutlich und geradeswegs das Problem behandeln, das er wirklich in seinen Gedanken bewegt, und das hier auch eine Lösung erhält. Aus Gründen, die mit seiner inneren logischen Struktur nichts zu tun haben, wird uns Vicos philosophischer Fundamentalsatz in einer Form geboten, die mehr geeignet ist die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, als sie fest darauf zu konzentrieren; in einer Form, die der Verfasser ihm gewaltsam aufgezwängt hat in dem offenbaren Bestreben, sie, die doch äußerlich und willkürlich ist, mehr hervortreten zu lassen als die wahre innere Substanz seiner Gedanken. Vicos Hauptwerke sind das 1710 erschienene: »De antiquissima Italorum sapientia ex linguae latinae originibus eruenda« und die »Principii d'una scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni« 1725 zuerst, dann 1730 und 1744 in 2. und 3. Auflage erschienen. Im ersten hat der Verfasser, dem Titel zufolge, doch vor, zu zeigen, welche Philosophie als Lehre der ältesten Weisen Italiens den Anfängen der lateinischen Sprache entnommen werden kann und muß. Und im zweiten wird als Hauptthema der Untersuchung eine neue Wissenschaft von der Natur der menschlichen Gesellschaft — wie sie sich im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung darstellt — angekündigt. Nun hat aber die Kritik gezeigt, daß die Probleme, an denen sich Vicos Denkarbeit in diesen Werken abmüht, in keinem von beiden von den eben bezeichneten sind, auf die doch zugleich ohne Frage Vico geflissentlich reiche Schätze seiner Gelehrsamkeit und seines Geistes in bewußtem Schaffen verwendet hat, besonders in der Scienza Nuova. Wer das Buch »De antiquissima Italorum sapientia« recht verstehen will, muß Titel und Einleitung außer acht lassen, ebenso wie alle die wiederkehrenden haltlosen Untersuchungen des verborgenen Sinnes, den nach Vico manche lateinischen Wörter einschließen sollen, um einzig und allein die Lehre zu betrachten, die er angeblich aus dem uralten Schatze italienischen Denkens wieder ans Licht hebt, und die doch eine Lehre ist, so neu und modern sie Vico im Jahre 1710 eben geben konnte. Und ebenso wer in den neuen Gedanken eindringen will, der den eigentlichen Kern der Scienza Nuova bildet, darf nicht bei den mühsamen Anstrengungen verweilen, mit denen Vico an dem Nachweise sich abquält, daß tatsächlich die Kulturmenschheit in ihrem zeitlichen Dasein eine ewig unabänderliche ideale Geschichte durchläuft, mit andern Worten, daß der Verlauf der Menschheitsgeschichte einem



festen der Natur des menschlichen Geistes immanenten Gesetze gehorcht: das Thema also jenes strittigen philosophischen Problems, das später »Philosophie der Geschichte« hieß. Man muß schärfer zusehen in diesem Werke, und sein Augenmerk auf jene tiefe Spekulation richten, mit der überhaupt Vicos Gedanken unablässig beschäftigt sind: zu erkennen, was das Wesen des menschlichen Geistes sei. Hiervon in der Tat entdeckt er eine »neue Wissenschaft«, die aber in Wahrheit eine neue Philosophie, d. h. ein neues philosophisches System ist. So ist Vicos Grundgedanke wie ein von starker Schale umschlossener Kern, und wer diese Schale nicht zu brechen vermag, kann auch nichts von dem Kerne kosten.

Solche Geistesbetätigung, wie gesagt, würde für uns unerklärlich bleiben ohne die Kenntnis von Vicos geistiger Bildung; eine Bildung anachronistisch allerdings, aber doch italienisch. Jene nutzlose Mühe, die er in »De antiquissima Italorum sapientia« aufwendet, den Sinn mancher lateinischen Worte zu pressen, um sie zu Zeugnissen einer uralten italienischen Gedankenwelt zu machen, die sich auf dem Wege wahrscheinlicher Vermutungen bis auf die Philosophie der Ägypter zurückführen lasse, erinnert allerdings an Platos Kratylos, aber viel enger noch knüpft sie sich an die Methode der italienischen Neuplatoniker der Renaissance, die im 15. und 16. Jahrhundert ganz berechtigt war, im 18. aber zu einer bloßen literarischen Manier wird, obwohl Anlaß und Anregung, sich ihrer zu bedienen, Vico auch von seinen literarischen Zeitgenossen erhalten haben kann. Auch der italienische Neuplatonismus des Quattrocento ging über Plato, Philolaos, Pythagoras, Aglaophamos, Orpheus, Merkurios und Trismegistos bis auf die geheime und fabelhafte Weisheit der Ägypter zurück; und so pflegten auch alle platonisierenden Philosophen ihre eigenen Gedanken als Lehre der berühmtesten alten Philosophen und Weisen, die freilich niemals gelebt hatten, darzubieten. Vor allem bezeichnend in dieser Hinsicht ist der Synkretismus in dem Buche »De perenni philosophia« von Agostino Steuco (1540), den Vico unter den von ihm am höchsten geschätzten Philosophen nennt.

Für die Scienza Nuova scheint es mir unmöglich, die Genesis des Problems darzulegen, in der Form in der es der Autor sich stellt, ohne auf Plato zurückzugehn, der Vicos Nachdenken zugleich mit den geliebten Philosophen des Rinascimento so lange beschäftigte und ihm in der Folge dann stets für den besten Führer zum wahren Philosophieren galt, trotzdem, wie schon angedeutet, die philosophische Konzeption, die sich in der Scienza Nuova ausgeprägt hat, den wesentlichen Prinzipien des Platonismus so ganz entgegengesetzt ist. In der Tat ist ja Platos Staat nur eine Art idealer, ewig wiederkehrender Geschichte der Entwicklung der Völker, deduziert aus der Spekulation über die Natur des menschlichen Geistes. Wie aus dieser Geschichte eine ideale Staatsform sich ergibt als Ausgangs- und Zielpunkt der einzelnen zyklischen Perioden der stetigen Wechselfolge des Weltalls, so ist sie selber in ihrem Werden doch nur zu verstehen aus der natürlichen Bewegung der Gefühle und Gedanken der Menschen. In der ersten Ausgabe der Scienza Nuova spricht Vico davon, wie außerordentlich schwer es ist für den, der die vermutlichen ersten Anfänge der Menschheit erforschen will, sich von den uns »geläufigen und

eingewohnten Voraussetzungen« zu befreien und in jenen »Zustand größter Unwissenheit« zurückzuversetzen, auf den man sich doch notwendig stellen müsse, wenn man dem ersten Erwachen »jedes Menschheitsgefühls« anwohnen wolle. Dann aber fährt er fort: »Alle diese Bedenken zusammengenommen, können uns doch keinesfalls die einzige Wahrheit, die die erste einer solchen Wissenschaft sein muß, zweifelhaft machen, denn dieser kleine Lichtstrahl durchbricht doch die so lange Nacht dichten Dunkels: daß die Menschenwelt der Nationen ganz gewiß durch die Menschen zustande gekommen ist — weshalb in jenem ungeheuren Ozean des Zweifels auch diese kleine Erde allein dem Fuß einen festen Halt bietet — und daß ihre Grundlagen sich in der Natur unseres Menschengeistes und in der Kraft unseres Denkvermögens wiederfinden müssen.« Und Plato hatte gesagt, »soviele Staatsformen es gibt, ebensoviele Seelenkräfte müsse es geben« (Staat 445 C), dort fünf und hier fünf; denn es sei doch klar, wie es bei ihm an anderer Stelle (544 D—E) heißt, daß die politischen Formen nicht von der Eiche und dem Haustein herkommen, sondern aus den Sitten der Völker, welche, wie sie sich wandeln, zugleich alles andere mitverändern. Der Unterschied zwischen der platonischen und der vichianischen Forschung ist sicher sehr groß infolge des verschiedenen Geschichts- oder Menschheitsbegriffs, von dem beide ausgehen. Dennoch, ohne von den im einzelnen vorhandenen Analogien zu sprechen, genügt es hier, den ihnen ganz deutlichen gemeinsamen Charakter doppelsinniger und vermittelnder spekulativer Betrachtung näher ins Auge zu fassen, die bald einer idealen, bald der empirischen, in der Zeit verlaufenden Geschichte gilt.

So ist in der Scienza Nuova wie im Staat jene Anlage untersuchender Forschung eine Superfötation, von der absehen muß, wer zu dem philosophischen Kern in beiden Werken gelangen will. Die Ideenlehre und die Ethik des Staats hat in Wahrheit nichts mit den schwachen politischen Spekulationen zu tun, die vom Verfasser daraufgepfropft sind; und ebenso sind die Lehren über die Welt des Geistes, die Vico in der Scienza Nuova entwickelt, durch kein inneres Band mit der Geschichtsphilosophie der corsi und ricorsi verknüpft. Und wie es dem antiken Philosophen in seiner Untersuchung der idealen Folge der Formen der Staatsleitung angemessener weil einleuchtender dünkte (ὡς ἐναργέστερον), aus dem Charakter der Staaten die Anlage der sie gründenden Menschen herzuleiten, statt umgekehrt jene aus dieser, und also nicht die Natur des Geistes an sich in ihren sich ewig gleich bleibenden Grundzügen, sondern in ihrer geschichtlichen Ausprägung zu betrachten, so verliert sich der moderne Vico in eine ungeheuerliche Bemühung, um die logische und also inadaequate Wiedergestaltung des geschichtlichen Stoffes, um jenen Organismus geistiger Kategorien daraus zu gewinnen, die der eigentliche Gegenstand seiner Spekulation sind.

Hierauf ist ein Grundfehler seiner Konstruktion zurückzuführen, der in Hegels Philosophie der Geschichte dann wiederkehrte, und der sich als Reflex jenes Dualismus bezeichnen läßt, durch den von dem Zeitlosen das Zeitliche geschieden und so innerhalb des zweiten die Forschung nach Spuren des ersten ermöglicht wird. Denn Vicos ganzes Denken ist ja der



idealen, zeitlosen Geschichte zugewendet, die, weil sie zeitlos ift, eben nicht in der Zeit sein und also auch hier nicht sich darftellen und in absurden Gegenftücken nachweisen lassen kann. Das Zeitlose ift die Auflösung der Zeit, und eine zeitlose Wahrheit kann also nur sein was sie an sich ift. Und wenn wir nach dem Begriff einer zeitlosen noch den einer zeitlichen Wirklichkeit uns bilden, so lassen wir eben neben dem zweiten den erften außer Betracht. Und die gewaltsame dualiftische Vermengung der spekulativen Betrachtung (sub specie aeterni) der Geschichte mit der empirischen (sub specie temporis), zu welcher Vico nach Platos Vorgang sich verleiten läßt, hat aus der Scienza Nuova eine Philosophie der Geschichte gemacht, während sie, wie nach ihrem Inhalt und eigentlichen Werte, so auch in der Form als eine Philosophie des Geiftes, als eine Metaphysik der spiritualiftisch verftandenen Wirklichkeit hätte erscheinen sollen.

Aber auch außerhalb Italiens, muß man sagen, hat Vico nur als Vertreter der Geschichtsphilosophie einen breiteren Ruf erlangt. Freilich konnte er auch als solcher, abgesehen von glücklichen Einzelheiten wie seiner berühmten homerischen Theorie — die übrigens wieder, weil tief in seiner Spekulation überhaupt wurzelnd, nicht glücklich waren — keine jener erften Stellen in der allgemeinen Geschichte der Philosophie erlangen, auf die er doch ohne Zweifel Anspruch hat. Die so schwer zu zerbrechende Schale verbarg den koftbaren Kern.

Um das Jahr 1860 aber las Bertrando Spaventa aufs neue und sorgfältig Vicos Hauptwerk, ein Denker, geübt wie wenige in der Erkenntnis der entscheidenden Gedanken, auf denen die moderne Philosophie beruht, einer der größten Philosophen Italiens; auch er aber aus demselben Grunde wie Vico, weil durch und durch italienisch, außerhalb seines Landes wenig bekannt. Jetzt endlich wurde die Schale zerbrochen und begann unter dem Geschichtsphilosophen der eigentliche, völlig originale Philosoph sichtbar zu werden. Diesen hat unlängft Benedetto Croce nach einer umfassenden syftematischen Analyse neukonftruiert, meifterhaft darlegend, was man die Entdeckungen des berühmten neapolitanischen Denkers nennen kann, und ebenso in beredter Ausführung die Gründe der hohen Schätzung aufzeigend, auf die Vico in der Universalgeschichte Anspruch hat.

II.

An dieser Stelle möchte ich jetzt aber nicht auf Vicos Originalität, sondern vorzüglich auf die weitreichende Wirkung hinweisen, welche die Grundgedanken seiner Philosophie in Europa gehabt haben, und somit dartun, daß diese Philosophie nicht eine unzeitgemäße Frucht gewesen ift, sondern einer der ftärkften Brennpunkte, in denen sich die Spekulation im achtzehnten Jahrhundert konzentrierte, derart, daß sie nicht nur die reichfte Erbschaft aus der Vergangenheit sich zueignete, sondern auch die gewichtigften Erwerbungen der Zukunft vorausnahm.

Sowie Vicos Philosophie ihre erfte Phase der Vorbereitung und Orientierung hinter sich hatte, in der sie unter dem Einfluß des Neuplatonismus bleibt und noch nach einem eigenen feften Gesichtspunkt sucht, sowie sie also ihre Autonomie erlangt hatte, lassen sich an ihr zwei Hauptentwicklungsftufen deutlich unterscheiden, mag auch die zweite im Grunde nur die Weiterbildung der erften sein. Diese erfte erscheint in der Rede De nostri temporis studiorum



ratione (1708) und in dem Buche De antiquissima Italorum sapientia, die zweite im Diritto universale (1720 und 1721) und in der Scienza Nuova. Dort findet man die Grundzüge einer Kantianischen Philosophie zugleich mit einigen der Grundmotive der Philosophie, von der Kant ausging; hier sind schon die Prinzipien des deutschen nachkantischen Idealismus festgelegt. In der Tat entspricht der Übergang von dort nach hier ganz dem, der von dem subjektiven Idealismus der Kritik der reinen Vernunft zu Hegels absolutem Idealismus führt. Wie in der Kantischen Philosophie die Metaphysik des Leibnizischen Rationalismus und die Skeptik des englischen Empirismus sich verbinden, so erscheint auch in jener ersten Philosophie Vicos das Kantische Prinzip der konstruktiven Synthese des menschlichen Wissens als die harmonische Vereinigung eines Skeptizismus, der sich vielfach mit dem um dreißig Jahre späteren David Humes berührt, und einer Metaphysik, die seltsame Ähnlichkeiten mit der Leibnizschen aufweist, von der die vichianische tatsächlich doch unabhängig ist.

Vico geht eben auf denselben Wegen, die einerseits der englische Empirismus und andrerseits der französische und deutsche Idealismus gingen; aber indem er beide eng verband, konnte er aus ihnen zu Folgerungen kommen, welche die tiefsten Einsichten des Kritizismus um wenigstens sechzig Jahre vorwegnehmen. Er erkennt wie Baco, aber schärfer als Baco, den Wert des Experiments, wonach der Naturforscher von der Natur nur das weiß, was ihm davon nachzumachen gelingt (utpote id pro vero in natura habeamus, cuius quid simile per experimenta facimus). Und er hält sich hierbei in denselben Grenzen wie Bacos Lehre, denn mit der empiristischen Voraussetzung, welche die Natur dem Geist entgegenstellt, kann er der Tätigkeit des Geistes keine in Wirklichkeit schaffende Kraft zuerkennen; also kann auch das Experiment die wirkliche Natur nicht machen, sondern nur nachmachen oder ein quid simile von ihr machen.

Vicos Theorie vom Experiment setzt, wie bei Baco und bei Galilei, auch bei ihm die Theorie von der sinnlichen Erfahrung als dem einzigen Mittel direkter Erkenntnis der natürlichen Wirklichkeit voraus. Konsequenter aber als Galilei unterliegt Vico nicht der Illusion einer objektiven Geometrie oder mathematischen Regelhaftigkeit der Natur und bekämpft er die geometrische Methode Descartes' und seiner Schüler wie überhaupt die rationalistische Auffassung der Wirklichkeit mit einem empirischen Nominalismus, der zu der historischen Grundanschauung seiner zweiten Philosophie überleitet. Und daher trifft er mit Hume zusammen, der dann ebenfalls die Erkenntnis der Natur von der mathematischen Erkenntnis unterschied und beide einander entgegenstellte, insofern es die eine mit objektiver Wahrheit, die andere nur mit Relationen von Ideen zu tun hat. Darum überließ ja auch Hume jener die Aufgabe, die man dieser vernünftigerweise nicht geben könnte, obschon allerdings auch jene sie nicht zu lösen vermag: die Enthüllung der Ursache nicht als empirisches Antecedens der Wirkung, sondern als Potenz oder hervorbringende Kraft, wodurch allein es möglich wird, wie Hume bemerkt, die kausale Beziehung als eine notwendige Verknüpfung aufzufassen. Der Grund, aus dem Hume der Mathematik die Fähigkeit abspricht, ihren eigenen Charakter einer rationalen und aprioristischen Wissenschaft auch der Naturerkenntnis mitzuteilen, ist der-



selbe wie bei Vico: der absolute Gegensatz von Geist und Natur. Die Entwicklung der Natur ist ein innerlicher Vorgang, verschieden von dem des Geistes und ihm unzugänglich; er kann nur in der Erfahrung den einfachen, sinnlich wahrnehmbaren äußeren Vorgängen in ihrer zufälligen Aufeinanderfolge nachgehen.

In dieser ersten Phase der vichianischen Philosophie bleibt also die Wirklichkeit ganz außerhalb des menschlichen Geistes. Und darum gesellt sich Vico auch zu den Gegnern der Scholastik und der syllogistischen Logik und der angeborenen Ideen und rationalistischen Abstraktionen Descartes'. Er verwirft Aristoteles, der »die Metaphysik gradeswegs in die Physik eingeführt hat und daher bei physischen Dingen metaphysisch von Kräften und Fähigkeiten spricht«, überzeugt, daß es »unangemessen ist, die Erscheinungen der schon gegebenen Natur durch Kraft und Potenz zu erklären«. Und er sieht mit Genugtuung, daß »dank den besseren Naturforschern jene Neigungen und Abneigungen der Natur, ihre als verborgene Eigenschaften (qualitates occultae) bezeichneten geheimen Absichten« in der naturwissenschaftlichen Erörterung schon aufgegeben sind. Er lobt Descartes, »der das eigene Bewußtsein zum Maßstab des Wahren machen wollte, da die knechtische Abhängigkeit von der Autorität allein gar zu schimpflich war«; und der ein geordnetes Denken schaffen wollte, da man mit jenen so häufigen, unter sich so zusammenhangslosen objicies primo, objicies secundo doch gar zu liederlich dachte. Andrerseits aber gesellt er sich zu Baco gegen den Syllogismus und jene analytische Deduktion Descartes', die er mit dem Sorites, dem Häufelschluß der Stoiker, vergleicht und mit derselben Hartnäckigkeit und denselben Gründen bekämpft, mit denen im Altertum gegen die Logik des Chrysippus die Akademiker angingen. Mit dieser war Vico wohl vertraut durch Ciceros Academica, die er ausdrücklich zitiert und die ὑποτυπώσεις des Sextus Empiricus, die er zum mindesten aus dem »Examen vanitatis doctrinae gentium et veritatis christianae disciplinare« von Giovan Francesco Pico della Mirandola näher kennen gelernt haben muß.

Auch für Vico ist die deduktive Methode unfruchtbar; sie setzt die Wissenschaft schon voraus, statt sie zu begründen: non tam utilis est ut nova inveniamus quam ut ordine disponamus inventa. Daher vergleicht er die alten Naturforscher, die sich mit ihrer rationalen Naturkunde so gänzlich begnügen — einer Kenntnis, die in ein statisches System wohl geordneter, aber außer Beziehung zur veränderlichen Natur stehender Ideen gebracht ist — mit Leuten, die von ihren Eltern ein völlig und mit aller Pracht eingerichtetes Haus überkommen haben; so können sie nur noch das reiche Gerät, bald hier- bald dorthin, umstellen oder oberflächlich nach der jeweiligen Mode auszieren.« Diese Leute, bemerkt Vico einsichtig, verwandeln durch ihre naturwissenschaftliche Betrachtung die Natur — sie setzen ja in der Tat ihre klaren und deutlichen Vorstellungen als die zu erforschende Wirklichkeit oder Wahrheit selber — so daß man sich eigentlich bei ihnen bedanken sollte, weil sie uns durch ihre Wissenschaft die Unbequemlichkeit weiteren Studiums der Natur ersparen (nos tanto negotio naturae ultro contemplandae liberarunt). Es ist die denkbar wirksamste Kritik des alten



Apriorismus im Namen der Rechte der Erfahrung.

Durch den Empirismus nun, wie schon angedeutet, wird Vico auch zu seinen nominaliſtischen Konsequenzen geführt, dem letzten Fundament seiner Kritik des abſtrakten Rationalismus. Ausdrücklich bekämpft er die Anwendung des Sorites (der deduktiven Methode) auf die Medizin mit dem Bemerken, daß man in der Deduktion nicht von einer alten zu einer neuen Wahrheit weiterschreitet, sondern nur das Unentwickelte entwickelt, d. h. nur im Besitz derselben Wahrheit bleibt. »*Nun aber sind die Krankheiten immer neue und andere, ebenso wie die Kranken immer andere sind. Auch ich bin ja nicht mehr derselbe, der ich eben noch war, als ich von den Kranken sprach; unzählige Zeitteilchen meines Lebens sind schon vorübergegangen, unzählige Bewegungen gemacht, die mich dem letzten Tage näher bringen.*«

Und hieraus schließt er, daß die Definition des Allgemeinbegriffes nicht das den einzelnen Vorgängen Eigentümliche erfaßt; darum iſt es ratsamer, das Konkrete zu betrachten (*ut particularia consectemur*) und an die Induktion sich zu halten.

Warum, so fragt er an anderer Stelle, iſt heute die ariſtotelische Physik in so ſtarken Mißkredit gekommen? Weil sie zu allgemein iſt, wohingegen die Experimente der modernen Physik beſtimmte und besondere Phänomene reproduzieren. So beſteht auch bei der Jurisprudenz die Kunſt nicht darin, daß man das *summum et generale regularum* besitzt, sondern daß man die nächſten Einzelumſtände sieht, auf die sich die allgemeinen gesetzlichen Beſtimmungen nicht immer anwenden lassen. Die beſten Redner sind nicht die, die sich in Gemeinplätzen bewegen, sondern die, welche, wie Cicero sagt, *haerent in propriis*. Weder die Hiſtoriker können sich damit begnügen, die Tatsachen nur in großen Zügen zu erzählen, auf allgemeine Ursachen sie zurückführend, noch kann die Lebensklugheit sich mit abſtrakten Maximen behelfen. Denn der Lebenskluge soll in jedem einzelnen Falle ein Kluger sein und sich nicht wie die Doktrinäre (thematici) auf die Syſteme verlassen, weil die Wirklichkeit immer neu iſt; »*aber das Neue, Unerwartete eben wird in jenen allgemeinen Anschauungen nicht vorgesehen.*« Und so muß auch in der Rede jedes Wort eigentümlich und dem, was man jedesmal sagen will, angepaßt sein; »*denn nur in allgemeinen Ausdrücken zu sprechen iſt doch die Weise von Kindern oder Barbaren.*«

Und hiermit kündigt sich eine Lehre an von großem Werte dann für die zweite Form der Vicoschen Philosophie: die Lehre von der Gewißheit.

III.

Das Gewisse iſt in Vicos Gedankenwelt das Beſtimmte, das Positive, das Wirkliche oder Konkrete, außer welchem wir keine Wirklichkeit, sondern nur Abſtraktion haben; eine Lehre einerseits mit der Theorie von der Induktion zusammenhängend, auf der andern mit der von der sinnlichen Wahrnehmung. An vielen Stellen in *De nostri temporis studiorum ratione* und *De antiquissima Italorum sapientia* und vor allem in der Polemik, die dieses Buch veranlaßte, empfiehlt Vico die baconianische Induktion als das eigentliche Organ einer Wissenschaft, die die Wahrheit auf dem Fundament der Gewißheit aufbauen will. Aber in einem Paragraphen von



De antiquissima (VII, 4) entwickelt er eine Erkenntnistheorie, die noch weit über Baco hinausgeht.

Er schreibt dem Verstande dreierlei Tätigkeit zu: Wahrnehmung, Urteil, Schluß. Hieraus ergeben sich für die Praxis: die Logik oder die Kunst des Findens, die Kritik, oder die Kunst des Urteilens, und die Methode oder die Kunst der vernunftgemäßen Anordnung der Stoffe. Die wesentlichen unter ihnen aber sind die beiden ersten: die Logik und die Kritik, also die Funktionen der Wahrnehmung und des Urteils. Und von diesen wiederum ist die, die das Gebiet des Wissens feststellt und erweitert, die propria sciendi facultas, die Funktion der Wahrnehmung, die Vico gern Ingenium nennt. Sie ist etwas Analoges, aber noch etwas viel Besseres als Kants Erfahrung oder sinnliche Anschauung. Auch Kants berühmten Satz, daß die Anschauung ohne den Begriff blind und daß der Begriff ohne Anschauung leer ist, deutet Vico schon an, wenn er in seiner Sprache sagt: neque inventio sine judicio, neque judicium sine inventione certum esse potest. Das Urteil bei Vico ist aber das, was bei Kant der reine Begriff ist, wenn es sich mit der Erfindung oder Wahrnehmung verbindet. Es wird dagegen zu einer Idee a priori, zu einer dogmatischen πρόληψις wie bei den Stoikern oder zu einer angeborenen Idee wie bei Descartes, wenn es sich von der Wahrnehmung löst. Diese aber als die eigentliche Tätigkeit des Genies ist nicht nur die Anschauung des Gegebenen d. h. des Neuen, des Besonderen oder Einzelnen, des Wirklichen, wodurch das Gebiet des Erkennens erweitert und also erst im eigentlichen Sinne gewußt wird. Somit ist Ingenium die geistige Kraft des Erforschers von zuvor unentdeckten Landstrichen im Reich der Natur; es ist andrerseits aber auch die Kraft des Dichters in seinem originalen Schaffen und des Mannes der Wissenschaft, der nicht mehr wahrgenommene Ideenbeziehungen aufdeckt. Hiermit geht Vicos Lehre vom Ingenium über den Begriff der kantischen Anschauung hinaus und weist auf die Lehre vom Genie bei den deutschen Romantikern hin.

Kurz, Vicos Wahrnehmung ist nicht sowohl die passive Erfahrung Kants, eine Basis für die aktive Haltung des Geistes, als vielmehr selber reine geistige Aktion, schaffend und aufbauend, durch die nicht ein bereits erworbener Inhalt ausgearbeitet, sondern der Inhalt selber erworben oder hergestellt wird; mit der man also nicht im schon Bekannten verbleibt, sondern über seine Grenzen hinaus schreitet, non analytica via, sed synthetica, um Vicos eigene Worte zu gebrauchen, mit denen er die berühmte Unterscheidung der Kritik der reinen Vernunft vorausnimmt.

»Die Akademiker überließen sich ganz der Kunst des Erfindens, die Stoiker ganz der des Urteilens, mit Unrecht jene wie diese«, sagt Vico. Denn die Akademiker waren für ihn die Philosophen, die nicht mit der Vernunft auf der Erfahrung weitergebaut, sondern die sich darauf beschränkt hatten, die Sinneswahrnehmungen und die faktischen Daten zusammenzufassen, ohne sie auch zum Zweck der Annahme oder Ablehnung zu beurteilen, die reinen Empiristen also. Wohingegen die von den Akademikern heftig bekämpften Stoiker als die Rationalisten sich versteift hatten, mit ihrer vermeintlich natürlichen Wissenschaft von der Natur zu dogmatisieren. Daher soll den entgegengesetzten Mängeln beider abzuhelfen für Vico ebenso das Programm sein, wie es in den ersten Worten von

Kants Kritik ausgesprochen ist: »Daß aber unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfange, daran ist gar kein Zweifel«. . . . trotzdem »entspringt sie darum doch nicht eben aus der Erfahrung« — die Überwindung und Vermittelung des reinen Empirismus und der rationalisti- Metaphysik.

Aber wie Kant immer eine offenbare Neigung für die Empiristen gegen die Metaphysiker behält, ebenso könnte man auch von Vico sagen, daß er eine besondere Sympathie für seine Akademiker habe. Er sammelt alle seine Pfeile für die Stoiker (lies: Descartes), wie Kant sein Werk Kritik der reinen Vernunft betitelt, das er umgekehrt auch »Kritik der reinen Erfahrung« hätte betiteln können. Aus dieser seiner Sympathie für die Akademiker heraus betont Vico einerseits den Skeptizismus seiner empirischen These, andererseits empfindet er weit stärker als einige Jahrzehnte darauf David Hume, der sich bekanntlich gleichfalls aufs neue an der Philosophie der Akademie inspiriert hat, ihr humanistisch-sokratisches Element und bahnt sich so den Weg von dem Skeptizismus in De antiquissima Italorum scientia zu der positiven Philosophie der Scienza Nuova.

Dem cartesianischen Dogmatismus, der in Vicos Augen den stoischen erneuerte, setzte er den Probabilismus des Karneades entgegen, wie Hume die Mathematik davon ausnehmend. Diese ist eine Wissenschaft des Wahren, aber eines Wahren ohne die Gewißheit der Erfahrung; wie das Gewisse des Probabilismus ohne Wahrheit ist.

Selbst das cartesianische cogito wird in Vicos Augen zu dem, was es in den Augen eines jeden Empiristen und Skeptikers wird: ein Faktum, ein certum, wie er sagt, eine Erfahrungsgewißheit. Die Akademiker hätten es ein probabile genannt, etwas, das Gegenstand der conscientia, nicht der scientia ist, also ohne die zweifelsfreie Gewißheit im cartesianischen Sinne. Um wahr, nicht nur probabel zu sein, müßte die Existenz des denkenden Ich sich ebenso beweisen lassen wie der Satz, daß die Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind.

Worin besteht nun aber die Beweisführung des Mathematikers? Das heißt worin besteht die Wahrheit seines Wissens? Während die wissenschaftliche Naturkenntnis durch die nicht zu überwindende Unkenntnis der inneren Naturvorgänge verdunkelt bleibt, so daß die Kausalität den Charakter einer notwendigen Verknüpfung, eines systematisch geordneten Verständnisses der Naturvorgänge verliert, muß der Mathematik das zukommen, was der Naturwissenschaft fehlt: die Erkenntnis des Prozesses, aus dem die Zahlen und Figuren — diese Wirklichkeitswelt des Mathematikers — hervorgehen. Und während jener Prozeß für die Naturvorgänge für uns verborgen bleibt, weil die Natur eine dem sie erkennenden Geiste entgegengesetzte Wirklichkeit ist, so wird der schaffende Prozeß der mathematischen Wirklichkeit, um erkennbar zu sein, mit dem Erkenntnisprozeß zusammengehen müssen, und die Erkenntnis zugleich die ursächliche Begründung sein. Daher die vichianische Formel verum et factum convertuntur.

Zu dieser Auffassung der Mathematik im Gegensatz zu seiner Auffassung der Naturwissenschaft, welche übrigens noch unausgereift mit Galilei und seiner Schule in tastenden Anfängen sich bewegte, kam Vico sowohl durch sein Studium der Neuplatoniker (da er bei



Ficino, Theol. plat. IV, 1 etwas Ähnliches gelesen hatte) wie durch das Zusammentreffen der neuen Erkenntnistheorie der Mathematik, des Empirismus seiner akademisierenden Skepsis und der alten platonischen und scholaſtischen Begriffe von der Beziehung Gottes zur Welt. Nimmt man also den Charakter mathematischer Wahrheit, wie ihn die ganze Philosophie seit der Renaissance auffaßte; ferner den Skeptizismus als die Negation kausaler Erkenntnis der Natur in ihrer Wirklichkeit außerhalb des Menschengeiſtes; die Natur dann als Verkörperung des Gottesgedankens, wie sie alle Scholaſtiker auffaßten, und von den Neuplatonikern die, an die Vico mit Vorliebe anknüpfte — so mußte allerdings der mathematische Dogmatismus als die Kehrseite des naturwissenschaftlichen Skeptizismus erscheinen.

Und so kam Vico dahin, sein großes Prinzip vom *verum factum* zu entdecken, dem zufolge es eine Wissenschaft nur von dem gibt, was sich bildet, geſtaltet. Es iſt derselbe Begriff, auf den Kant lange nachher den Wert der Wissenschaft gründen sollte: als Erkenntnis nicht eines Objekts, das völlig geſtaltet bereits dem menschlichen Geiſte sich darbietet, sondern eines, das eben durch den Akt des Erkennens selber erſt aufgebaut wird.

Die Wissenschaft, für die zuerſt in *De antiquissima Italorum scientia* die neue vichianische Erkenntnistheorie gegeben, iſt übrigens eine rein formale Wissenschaft, voll Wahrheit, aber ohne Gewißheit (der Erfahrung). Sie iſt ohne diese Gewißheit, weil die Wirklichkeit für den Vico der *antiquissima scientia* noch die Natur (das Werk Gottes) iſt: dieselbe Natur, wie die der Empiriſten, aber neuplatonisch oder (was hier dasselbe bedeutet) spinoziſtisch betrachtet, d. h. überwunden; nicht jedoch mit dem mechanischen Monismus des Philosophen von Amſterdam, sondern mit einer Art von dynamischem Pluralismus, der an den Leibnizischen erinnert.

Wie Spinoza setzt Vico eine ausgedehnte, für den Geiſt nicht auflösbare Natur voraus; aber durch seinen Skeptizismus überwindet er Spinoza, wie ihn auch Hume überwindet. Er vermischt eben nicht die rationale Kausalität (die Erkenntnisweise der Mathematik oder der Wahrheit ohne Erfahrungsgewißheit) mit der wirklichen Kausalität der Natur, hält das Reich der faktischen und das der Vernunftwahrheit scharf voneinander getrennt. Spinoza löst seine körperhafte Natur und die unendliche Vielheit der Modi der Ausdehnung auf in die Einheit der ausgedehnten Subſtanz, die in ihrer Einheit die Negation des Körpers und der Bewegung iſt; aber die Subſtanz entledigt sich für Spinoza niemals und kann sich gar nicht der Ausdehnung entledigen, denn diese iſt ein in andre Attribute nicht aufzulösendes Attribut. Für Vico dagegen wie für Leibniz hat das Ausgedehnte seinen Ursprung im Unausgedehnten, so daß die Subſtanz auch selbſt der körperlichen Modi unausgedehnt iſt. Und auch die Bewegung löſt sich nicht wie in dem Determinismus Spinozas in den Mechanismus des Stoßes eines Körpers auf einen andern auf, sondern in den eigenen *Drang* der Subſtanz, in der der Körper gegründet iſt.

Das Unausgedehnte iſt der metaphysische Punkt, der in der Metaphysik Vicos bald als *Vielheit* bald als *Einheit* erscheint, eine Unsicherheit, die sich ja bei Leibniz keinesfalls findet, die aber doch für den größeren Scharfblick Vicos zeugen mag. Denn die Vielheit iſt einer der phantaſtischen

Züge der Leibnizischen Monade, die als Prinzip des Zusammengesetzten, also des Vielfachen, die Vielheit unbedingt ausschließen sollte.

Die Wissenschaft von dem metaphysischen Punkt wird für Vico zu einer Art Geometrie des Göttlichen, durch die wir allerdings nicht in die Wirklichkeit oder die gegebene Gewißheit der Natur (den Gegenstand der Naturwissenschaft) eindringen werden. Denn die soll für uns immerdar ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben, so daß, wie Vico unbedenklich ausspricht, wenn auch Gott selber uns dartun wollte, wie das Unendliche (die Substanz) in diese endlichen Dinge herabgestiegen sei, wir das nicht begreifen könnten, weil dieses Wissen das besondere Wissen Gottes ist, der aus dem Unendlichen das Endliche schafft.

Erinnern wir uns hier der »gelehrten Unwissenheit« oder der negativen Erkenntnis des Nikolaus Cusanus, den Vico, wie es scheint, nicht gekannt hat, aus dessen direkten oder indirekten Quellen aber auch er schöpfte. Indessen auch ohne den Umkreis der formalen Kenntnis zu verlassen, die allein dem Menschen gegeben ist, kann man eine Metaphysik sich denken in einem Sinne analog dem, in welchem Kant, ohne die von der Kritik vorgezeichneten Grenzen zu verlassen, den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft nachforschen kann. Es ist eine Metaphysik ganz ähnlich dem Geiste des bescheidenen Agnostizismus der Religion, aber in den Formeln der Geometrie sich ausdrückend, einer Geometrie, die die Erfahrungstatsachen denkbar machen kann, indem sie die Welt außerhalb des menschlichen Geistes durch die andere innerhalb zu erklären unternimmt, wie das wohl auch die Pythagoräer haben tun wollen, als sie das Prinzip aller Dinge in der Zahl suchten. Die Physik gibt uns tatsächlich doch nur Körper und Bewegung. Nun kann man aber diese wie jene nicht denken, ohne über das hiermit Gegebene hinauszugehen; denn die Substanz des Körpers, das was wir denken indem wir Körper sagen, ist nichts Ausgedehntes und Teilbares wie die Körper, sondern etwas Unausgedehntes und Unteilbares. Und auch die Substanz der Bewegung bewegt sich nicht, muß also etwas sein, was außerhalb der Bewegung ist. Wenn jedoch nun der Körper die eigene Substanz realisiert, so haben wir ein Unausgedehntes, das sich ausdehnt, und wenn die Bewegung ihre Substanz realisiert, so ist auch diese nicht die absolute Ruhe, sondern das Prinzip der Bewegung in fieri. Das Unausgedehnte als Substanz des Ausgedehnten ist der Punkt, mit dem in der Tat die Geometrie die Linien, Figuren und überhaupt das Ausgedehnte konstruiert, und wenn das Ausgedehnte nun sich bewegt, so wird sein Prinzip noch ein Bewegungs- neben einem Ausdehnungsprinzip sein, ein Drang. Der metaphysische Punkt — begrifflich dasselbe wie der mathematische Punkt, als Real- nicht als Nominaldefinition — und der Drang sind die beiden Begriffe, die nach Vico das physische Dasein, wie es dem Menschengeiste erscheint, begreiflich machen.

Weiter nun aber kann die Metaphysik nicht gehen; sie kann nicht sagen, wie und warum die unausgedehnte, einzige, unendliche Substanz in ihrer Kraftbetätigung sich ausdehnt, vervielfältigt, bestimmt und begrenzt, sich bewegt und die Natur herstellt, die ein Werk Gottes und ihm allein bekannt ist. Doch auch dieser einfache Blick schon mit seinem negativen Ergebnis, den wir in das Geheimnis der Natur werfen, genügt, um uns die ganze Mechanik des Determinismus

als ein sich selbst widersprechendes Scheingebilde erkennen zu lassen. Wie Leibniz kann Vico weder die absolute Ruhe noch die Mitteilung der Bewegung begreifen. Er übernimmt von Malebranche den Okkasionalismus und schreibt wie dieser alle Aktivität Gott allein zu: »Die Kraft des Universums, die jedes kleinste Körperchen trägt . . . ist weder die Ausdehnung des Körperchens noch die Ausdehnung des Universums. Es ist Gottes Geist, der frei von jeder Körperlichkeit das Ganze treibt und bewegt.« Und wie zu den Körpern verhält Gott sich auch zu den Geistern, in denen Vico, Malebranches neuplatonische Anschauung kühn zur festesten Kohärenz verdichtend, nur finden will, was in ihnen Gott denkt »omnium motuum, sive corporum sive animorum primus auctor«.

So spiegelt der Dynamismus Vicos in De antiquissima Italorum scientia jene innere Kritik des kartesianischen Mechanismus wieder, die bei Leibniz auf dem Wege über Geulincx und Malebranche zur Überwindung der Physik als Wissenschaft von den Erscheinungen (den gestalteten Körpern, sagt Vico) führt in der Spekulation von den metaphysischen Punkten, die bekanntlich für die erste Phase der Leibnizischen Philosophie charakteristisch ist. Doch bis zu dem Begriff der Monade dringt Vico nicht vor. Denn so sehr er sich auch müht, in seine eigene Emanationsanschauung den Begriff der Freiheit des Geistes (dieses innerste Merkmal der Monaden) fest einzuführen, dieser Begriff bleibt trotzdem außerhalb seines Gedankenkreises, und sein metaphysischer Punkt als Drang schwankt ständig zwischen dem Begriff des göttlichen Geistes allein (der das einzige wirkliche Zentrum dieser Welt ist) und dem Begriff der vielen individuellen Kraftzentren.

IV.

Indessen wurde in der weiteren Entwicklung der vichianischen Gedankenwelt der Begriff der Geistigkeit und Freiheit des Wirklichen sehr viel fester gegründet als in der leibnizschen Monadologie. Der Blick, den Vico auf die Metaphysik der Natur warf und sein negatives Ergebnis ist nur eine Etappe in seiner Spekulation; eine Etappe, in der Vico sich von dem Mechanismus losgemacht und sich wieder in seiner jugendlichen Anschauung von Gottes Immanenz in der Wirklichkeit und so auch im Menschengeiste befestigt hat. Von diesem aber, dem menschlichen Geiste, hatte er inzwischen das innere Gesetz entdeckt: daß er sich seine Welt selber schafft, und daß es unmöglich ist, in den Zusammenhang einer Welt einzudringen, die nicht aus der Tätigkeit des Geistes entspringt.

Diese Entdeckung, zu der das Durchdenken des antiken Skeptizismus Vico geführt hatte, war noch einer außerordentlichen Erweiterung fähig, wofern er nur auf einen anderen wichtigen Gedanken aufmerksam wurde, den unausgesprochen einer der Hauptgrundsätze des akademischen Mystizismus enthielt: ich meine den sokratischen Begriff der Abwendung der spekulativen Forschung von den natürlichen oder göttlichen zu den menschlichen Dingen. Das ist ja der Zentralbegriff in der akademischen Philosophie, der daher von manchen ihrer Anhänger und ihrer Historiker gleichwie eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Ausgangspunkt der platonischen Philosophie, zu Sokrates aufgefaßt wird.

Aus der Rede De nostri temporis studiorum ratione (§ 7) sowie aus der zweiten Antwort an das Giornale dei Letterati (1712, § 4) ergibt sich deutlich, wie ganz bereit Vicos Geist



schon zur Zeit seiner negativen Metaphysik war, jene verhüllte Andeutung aufzunehmen und in sich zu befruchten. In der Tat beklagt er in der ersten Schrift als schweren Schaden, den die in der gleichzeitigen Kultur vorherrschende dogmatische und wissenschaftliche Methode gebracht habe, daß sie sich auf das Studium der Naturwissenschaften beschränkt und die Natur als den einzig möglichen Gegenstand der Wissenschaft d. h. universaler und unbedingter Kenntnis betrachtet, alle Morallehre aber vernachlässigt, weil hominum natura est ab arbitrio incertissima. Gewiß geht die aprioristische Methode irre in den menschlichen Dingen, wo Wechsel der Veranlassungen und Wahl das nicht Vorherzusehende hervorbringen. Aber der praktische Sinn (prudentia civilis vitae) gibt sich nicht mit der Suche nach der (abstrakten) Wahrheit ab, und die menschlichen Taten lassen sich nicht abschätzen ex ista mentis regula quae rigida est; vielmehr müssen sie an jener dehnbaren lesbischen Norm gemessen werden, die sich den Körpern, nicht die Körper sich anpaßt, das will sagen mit einer Kenntnisnahme, die nicht die Gipfel der Wissenschaft, sondern die kleinsten Eigentümlichkeiten der für sich bestehenden Dinge betrachtet und der Wirklichkeit (der faktischen Gewißheit) in allen ihren veränderlichen Einzelfällen nachgeht dank dem gesunden Menschenverstand, der statt des Wahren mit dem Wahrscheinlichen sich begnügt und abfindet. Und in der polemischen Schrift gegen die cartesianische mathematische Auffassung, versichert Vico, daß die »Republik der Wissenschaften« zuerst so eingerichtet wurde, daß die Philosophen sich mit dem Wahrscheinlichen zu begnügen hätten und den Mathematikern überlassen würde, von dem Wahren zu handeln. Solange diese Einrichtung in der uns bekannten Welt bestand, lieferte Griechenland alle Grundlagen der Wissenschaften und Künste, und jene einzig glücklichen Zeiten waren erfüllt mit unerreichbaren Staaten, Unternehmungen, Arbeiten, mit großen Worten und Taten, und die von den Griechen gebildete Menschheit erfreute sich vor den Barbaren aller Vorteile und Freuden des Lebens. Da aber trat die stoische Sekte auf. Anmaßend wollte sie die bestehenden Ordnungen verkehren, mit jenem ihrem hochtrabenden Ausspruch sapientem nihil opinari die Stelle der Mathematiker einnehmen, und alsbald brachte die Republik der Wissenschaften nichts Wertvolleres mehr hervor. Wer hiergegen einigermaßen über die Lehre des Karneades unterrichtet ist, kann nicht verkennen, daß dessen Probabilismus im Dienst der φρόνησις steht, die dasselbe ist wie Vicos prudentia; und ebenso ist es unmöglich, die Verwandtschaft der vichianischen Kritik der stoischen und jansenistischen Moral mit der antichrysippischen Polemik des Karneades zu übersehen.

So wurde für Vico wie für Karneades und die gesamte akademische Tradition Sokrates zum Ideal des Philosophen. Auch Vico schien er primus a rebus ossutis et ab ipsa natura involutis, in quibus omnes ante eum philosophi occupatti fuerunt, avocavisse philosophiam et ad vitam communem attulisse, ut de virtutibus et vitiis, omninoque de bonis rebus et malis quaereret. (Cic. Ac. I, 15.) »Sokrates warnte vor der Spekulation über die himmlischen Dinge und darüber, wie die Gottheit eine jede dieser Erscheinungen hervorbringe«, um nicht »in Faseleien zu geraten, ebenso absurd wie die, in die Anaxagoras geraten war, jener Anaxagoras, der so sehr damit

geprahlt hatte, daß er die von den Göttern angewandten Kunstgriffe darzulegen wisse.« Sokrates, seinerseits ganz dem Studium des Menschen hingegeben, »fragte, ob, wie die Erforscher menschlicher Dinge sich imstande glauben, das was sie kennen gelernt haben ins Werk zu setzen, in derselben Weise auch die, welche den göttlichen Dingen nachforschen, der Meinung seien, sie könnten, sowie sie die Ursachen einer Erscheinung erkundet hätten, sie auch, wenn sie wollten, hervorbringen und nötigenfalls Winde, Regen, die Jahreszeiten und alles andere derart erzeugen.« (Xenophon, Memor. IV, 7, 6 und I, 1, 15). Und ein fernes Echo dieser Sätze meint man in den Worten zu vernehmen, mit denen Vico seine reifere Auffassung des Problems der Wissenschaft zugleich ankündigt und erläutert: »Diese Kulturwelt ist sicherlich von den Menschen geschaffen worden; daher können, ja müssen ihre Grundbedingungen sich in den besonderen Formen unseres eigenen menschlichen Verstandes finden lassen. Deshalb muß jeder, der dies bedenkt, sich wundern, wie alle Philosophen sich ernstlich bemüht haben, zu einer Wissenschaft jener Naturwelt zu gelangen, während doch Gott, da er sie gemacht hat, auch allein die Wissenschaft davon besitzt, und dagegen versäumten, über die Welt der Völker, die Kulturwelt nachzudenken, von der, weil von den Menschen gemacht, diese auch die Wissenschaft sich erwerben konnten.«

Aber wenn so diese Auffassung der Philosophie in einem historischen Zusammenhang, den man nicht unberücksichtigt lassen kann, mit Ideen der sokratischen und akademischen Philosophie steht, so ist sie doch offenbar in ihrer eigentlichen Bedeutung durchaus original. Ebenso ist ja der Skeptizismus von De antiquissinea Italisum scientia, trotz der augenscheinlichen akademischen Einflüsse in ihm mit seinem kantischen Begriff der formalen mathematischen Wissenschaften moderner als selbst Humes Skeptizismus. Und wie in De antiquissima Vico Kant vorwegnahm, so nimmt er hier in der Scienza Nuova geradezu Hegel voraus. Dort wurde der menschliche Verstand als Schöpfer einer abstrakten Welt angesehen, die daher eine Giltigkeit nur für das Subjekt hat, das sie aufbaut, während neben ihr die Wirklichkeit, das Werk Gottes, besteht; und der geometrische Geist war so der Gott einer Figurenwelt, wie Gott der Geometer einer Welt der Wirklichkeit heißen könnte. Hier dagegen erscheint der Geist als Schöpfer einer dauerhaften und in sich vollkommenen Welt, wie es die Welt der Nationen, die Kultur, die Geschischte ist. Das eingehende Nachdenken über diese menschliche Wirklichkeit, auf das sein Skeptizismus ihn zurückführte, hat dann in dieser Wirklichkeit den in De antiquissima allein mit dem Anblick des von Gott gegründeten natürlichen Seins beschäftigten Verfasser ein ihm zuvor noch unbekanntes Sein entdecken lassen.

Der blinde Drang der metaphysischen Punkte, der sich in der Kraftentfaltung des Universums und also in deren Urheber, Gott, auflöst, wird jetzt zu dem »dem menschlichen Willen eigentümlichen Drang, die vom Körper auf den Geist gewirkten Bewegungen in Schranken zu halten, ein Ergebnis des freien menschlichen Entscheidungsvermögens und so des freien Willens, der die Stätte und der Wohnort aller Tugenden ist«. So wird der metaphysische Punkt zur Monade, ja auch noch zu viel mehr.

Denn die Leibnizische Monade behält in ihrem Begriff etwas von dem Begriff



der Ausdehnung, über den sie hinaus-will, da jede Monade als Bildungs-element des Zusammengesetzten neben sich so viele andere Monaden hat, so-daß sie allerdings Geist, aber begrenzter und gesonderter Geist ist. Sie ist ein Individuum, aber von einer Indivi-dualität, die noch nicht die Universalität mit einschließt; ohne innere Universalität aber gibt es keinen Geist. Vicos Mo-nade ist die Weiterbildung des meta-physischen Punktes, wie er ihn auffaßte, dahin strebend, sich mit Gott selbst, dem einzigen Geiste, zu identifizieren; der Einheit, die keine andere außer sich hat, also wahre, absolute Einheit ist. Das willkürliche menschliche Streben, (der Drang der Scienza Nuova), ist de-terminiert (accertato in Vicos Sprache) durch den Gemeinverstand der Menschen, und dieser Gemeinverstand wird definiert als »ein Urteil ohne irgend-welches Nachdenken, wie es gemeinsam von einem ganzen Stande, einer ganzen Bevölkerung, einer ganzen Nation und dem ganzen Menschengeschlecht gefühlt wird«; das große Kriterium, »das die göttliche Vorsehung den Völkern ge-geben hat, um das Feststehende im na-türlichen Recht der Völker zu definieren«, diesen Aufzug im ganzen Gewebe der Ge-schichte. So wird der Geist nicht mehr aufgefaßt werden als individuell mit dem Universalen außer ihm, noch als universal mit dem Individuellen außer ihm, sondern vielmehr als individuell und universal zugleich, gemäß dem von Vico allerdings jetzt reifer ausgebildeten Begriff, der schon in der Lehre über die Einheit von Wahrnehmung und Urteil sich andeutet.

»Das gesetzlich Bestimmte«, sagt er jetzt, »ist eine einzig durch die Autorität gestützte Verdunkelung des Vernünftigen, weshalb wir die Gesetze bei ihrer praktischen Erprobung als hart empfinden, und wir sind doch genötigt, sie praktisch zu verwenden wegen ihrer Bestimmtheit (certo), deutlicher: ihrer Besonderheit oder wie die Schulen sagen: Indivi-dualisierung, wobei certum und commune mit allzu lateinischer Eleganz als Gegensätze erscheinen«. »Allzu«, weil nach Vico das Allgemeine im Be-stimmten wohl verdunkelt sein — wie wenn man im Recht nur das Positive, Gewaltsame sieht — aber nicht gänzlich fehlen kann. Und in einem anderen Fundamentalsatz heißt es: »Die Philo-sophie betrachtet die Vernunft, und das ergibt die Wahrheitswissenschaft; die Philologie beobachtet die Herrschaft der menschlichen Willkür, und das ergibt die Kenntnis des erfahrungsmäßig Ge-wissen«. Die Wahrheitswissenschaft ist die der Stoiker, die kartesianische und Humes Wissenschaft der Vernunft-wahrheiten; sie ist der Dogmatismus des abstrakten Universalen. Die Kenntnis des erfahrungsmäßig Gewissen ist die Tatsächlichkeit der Erscheinung, von der Vico in der schon berührten Kritik Descartes' sagt, daß selbst die Skeptiker sie nicht leugneten, Humes Wahrheit des Faktums. Der Mathematik in De antiquissima fehlte die Erkenntnis des Erfahrungsgewissen, wie der Naturfor-schung die Wahrheitswissenschaft fehlte. Die Scienza Nuova nun aber über-windet die abstrakte Einseitigkeit jener beiden Wissenschaften durch den Begriff der Geschichte, in welchem eben die Wahrheit und die Gewißheit der Er-fahrung zusammenfallen. Daher sagt Vico in den eben angezogenen Sätzen weiter, diese Lehre beweise, »daß so-wohl die Philosophen wie die Philo-logen zur Hälfte fehlgegangen seien; jene, weil sie ihren Quellen nicht durch das Zeugnis der Philologen die er-fahrungssichere Gewißheit gaben, diese, weil sie nicht daran dachten, ihre

Zeugnisse durch philosophische Begründung zu wissenschaftlicher Wahrheit zu erheben. Denn wenn sie das getan hätten, . . . würden sie schon vor uns diese Wissenschaft hier erdacht haben«, in welcher Philologie und Philosophie zusammenfallen sollen. In der erfahrungsgewissen Wahrheit erscheinen Vernunft und Tatsache im engſten Verein, weil sie eben die durch den Willen, die menschliche Entscheidung sich offenbarende Vernunft iſt; sie iſt nicht bloße Spekulation über das fremde Faktum, sie iſt verum factum, iſt selber die Realisierung des Geiſtes.

Die Wirklichkeit der Scienza Nuova iſt nicht nur Geiſt, sondern Geiſt als Selbſtbewußtsein; nicht abſtrakte Universalität (Ideen, intelligible Welt, Transzendenz Gottes), als welche der Geiſt, wenn als sein eigenes Objekt betrachtet, sich selber erscheint, sondern jene konkrete Universalität des für sich selber beſtehenden und in der Anschauung des Selbſtbewußtseins sich verwirklichenden Subjekts. Kurz, es iſt der in der Geschichte sich realisierende Geiſt: denn »die Natur der Dinge iſt nichts anderes als ihr Entſtehen zu beſtimmten Zeiten und in beſtimmten Geſtalten«; und der Geiſt zeigt oder vielmehr entwickelt seine Natur im Verlauf der Geschichte. Das iſt der Begriff des Geiſtes oder der absoluten Idee, wie ihn Hegel dann auszudenken bemüht war.

Hier kann ich nicht näher untersuchen, bis zu welchem Grade es Vico gelungen iſt, einen solchen Begriff zu entwickeln. Vicos größter Mangel iſt der, daß er von der Transzendenz und dem Dualismus sich nicht völlig frei gemacht hat, neben der neuen von ihm entdeckten Wirklichkeit (die doch nichts neben sich duldet) jene alte aus De antiquissima Italorum scientia: die Natur als Werk Gottes, beſtehen läßt und dann die Geschichte, das Objekt der Scienza Nuova, als etwas für sich beſtehendes (eine andere Form der Natur) gegenüber der Wissenschaft ansieht, gleichsam eine von dem Geschichtschreiber neu zu schaffende Geschichte. Es iſt ein Dualismus durchaus analog jenem anderen, mit dem Vico sich das Werk des seine Experimente ausführenden Naturforschers im Vergleich zu dem unabhängigen Werke der Natur vorſtellte. Aber diese ſtarken Überreſte der alten dualiſtischen Auffassung sind, wie man jetzt nachweiſt, auch in Hegels absolutem Idealismus zurückgeblieben; Vicos Werk aber geht Hegel faſt um hundert Jahre voraus.

Formen des Tragischen.

Eine Vorſtudie von O. Walzel.

Dringender und dringender tut sich das Bedürfnis kund, bei der Betrachtung dichterischer Kunſtwerke ihre Form zu erfassen und zu würdigen. Das künſtlerische Schaffen der Gegenwart beginnt der Form ein besseres Recht zuzuerkennen, als ihr in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts zugebilligt worden war. Die Wissenschaft will nicht zurückbleiben und erkennt allmählich, daß sie angesichts einer Kunſt, die vor allem das Leben wiederspiegeln wollte und seinem Reichtum gern die Formung preisgab, im

Stofflichen steckengeblieben und zuweilen noch da, wo sie der Form nachzugehen glaubte, über Stoffliches nicht hinausgelangt ist. Bestenfalls begnügte sich die Forschung, Formelemente von so geringer Spannweite festzustellen, daß die Formanalyse den eigentlichen künstlerischen Grundzug eines Kunstwerks leicht aus dem Auge verlor.

Widerfuhr solches Mißgeschick zumeist der geschichtlichen Betrachtung, so ließ es doch auch die Ästhetik an Fingerzeigen fehlen, die dem Wesen künstlerischer Form und seiner Ergründung gedient hätten. Eher erklang Warnung vor einseitiger Betrachtung der Form. Beinahe wie eine Warnung dieser Art erscheint, was Lipps über das Verhältnis von Inhalt und Form im Kunstwerk vorträgt.[1]) Ihm ist künstlerische Form nichts anderes als die Daseinsweise des Inhaltes, durch die dieser eben zum Inhalt wird. Beide seien derart im Kunstwerk eins, daß es nicht möglich wäre, in irgendeinem Kunstwerke die Form auch nur im geringsten zu ändern, ohne daß an der geänderten Stelle das Kunstwerk einen anderen Inhalt gewänne. Daher könne man gar nicht von einem künstlerischen Inhalt reden, ohne von der bestimmten Form mitzureden, durch die er zu einem Inhalt und zu diesem Inhalt wird. Ebensowenig könne von einer künstlerischen Form die Rede sein, ohne daß zugleich der Inhalt mitgemeint werde, dessen Daseinsweise diese Form sei. Inhalt und Form seien korrelate Begriffe. Wer indes Lipps' Worte gegen eine Betrachtung und Würdigung der Form verwerten wollte, ginge gänzlich fehl. Lipps bestreitet in ihnen nur einem völligen Formalismus das Lebensrecht, bestreitet nur die Annahme, daß im Kunstwerk alles auf die Form und gar nichts auf den Inhalt ankomme. Gewiß kann als höchstes Ziel künstlerischen Schaffens eine so innige Durchdringung von Inhalt und Form gelten, wie sie von Lipps ausgesprochen wird. Wie wenig jedoch Lipps geneigt ist, der Form zugunsten des Stoffes enge Grenzen zu ziehen, wird durch den ergänzenden Zusatz bezeugt, daß ihm Inhalt nicht zusammenfalle mit den Begriffen Vorwurf, Sujet, Idee oder Stoff. Inhalt ist ihm schon künstlerisch geformter Stoff. Stoff im Sinne von Vorwurf mache hingegen so wenig den Wert des Kunstwerks aus, daß er vielmehr, soweit er nicht geformt sei, für das Kunstwerk in gar keiner Weise bestehe, sondern völlig jenseits des Kunstwerks liege.

So richtig diese Erwägungen sind, so wenig sie gegen Formanalyse ausgespielt werden können, sie fördern freilich kaum auf dem Wege zu einer vertieften Ergründung künstlerischer Form. Der Begriff der Formung, den Lipps entwickelt, entspricht dem Vorgang, in dem geformter Inhalt, also ein Kunstwerk, entsteht, und faßt alles in sich zusammen, was der Künstler an dem Stoff vornimmt, der ihm vorliegt, und aus dem er ein Kunstwerk gestaltet. Sondernde Betrachtung wird indes in diesem Vorgang der Formung verschiedene, ja gegensätzliche Richtungen zu unterscheiden haben, mag auch vielfach der Prozeß künstlerischen Gestaltens gleichzeitig nach diesen verschiedenen Richtungen verlaufen. Eine dieser Richtungen führt zu der Oberflächenerscheinung des Kunstwerks, um einen Ausdruck Volkelts[2]) zu verwerten. In ganz anderer Richtung muß sich bewegen,

[1]) Theodor Lipps, Ästhetik, Psychologie des Schönen und der Kunst. Hamburg und Leipzig 1903 ff., II, S. 95 f.

[2]) Johannes Volkelt, System der Ästhetik. München 1905 ff. I, S. 392.

was zuletzt als nacherlebbarer Gehalt im Kunſtwerk enthalten iſt.

Saubere Sonderung dieser Richtungen iſt vor allem vonnöten, wenn das Problem des Tragischen zur Erörterung gelangt. Die Frage nach dem Wesen des Tragischen beantworten zu wollen, heißt einen gefährlichen und trügerischen Boden betreten. Weit einfacher iſt, tragische Form in ihren bezeichnenden Zügen zu erfassen. Das Tragische, das der einzelne Dramatiker in ein Kunſtwerk einſtrömen läßt, hängt faſt immer mit seiner Art, die Welt zu betrachten, aufs engſte zusammen. Spricht er sich selbſt über das Wesen des Tragischen aus, so entwickelt er den Begriff meiſt im Sinn seiner Weltanschauung. So verband Schiller seinen Begriff des Tragischen mit der Vorſtellung von Schicksal, die ihm sein Denken geschenkt hatte und die er in der antiken Tragödie wiederzufinden glaubte. Wilamowitz aber kann über diese Deutung der antiken Tragik und über Schillers Schicksalsbegriff nur lächeln. Bei Hebbel verbindet sich das Tragische eng mit einer geschichtsphilosophischen Dialektik, die Zug um Zug an Hegel gemahnt. Verfallen Schiller und Hebbel, indem sie das Tragische nach Maßgabe ihrer Weltanschauung umschreiben, in Einseitigkeit, so lassen die französischen Tragiker in den Vorreden zu ihren Schöpfungen das Tragische völlig im Moralischen ertrinken. Ein dramatischer Formkünſtler von Racines Rang erweckt in der Vorrede zu seiner »Phèdre« den Eindruck, als wolle er tiefere tragische Wirkung durch ein paar Griffe erzielen, die den Menschen des Euripides da oder dort ein wohlwollenderes wechselseitiges Verhalten schenken. Er veredelt sie nur im Sinne chriſtlicher Weltanschauung.

Vielleicht wäre es möglich, das Tragische auch in einem allgemeineren, minder von einer beſtimmten Weltanschauung abhängigen Sinn zu fassen. Doch dann müßte von dem Bedürfnis des Zuschauers ausgegangen werden. Diesem Bedürfnis jedoch entspricht in erſter Linie die tragische Technik, entspricht ihm in so hohem Grade, daß Paul Ernſt schlechtweg Bedürfnis des Zuschauers und Technik der Tragödie zwei Namen für eine Sache nennen kann.[3]) Er möchte in ihnen das eigentlich Unwandelbare, das Bleibende und Durchgehende aller tragischen Kunſt erblicken.

Warnend erhebt gegen eine reine und bloße Betrachtung der technischen Form der Tragödie Volkelt seine Stimme.[4]) Er macht dem Verfasser der bekannteſten »Technik des Dramas« den Vorwurf, daß er den Verlauf der dramatischen Handlung vorwiegend nach formalen Gesichtspunkten einteile und dabei völlig ausscheide, was durch die Entwicklung des Gehaltes geboten werde. Daher leide Freytags Einteilung an Äußerlichkeit und Vieldeutigkeit. Auch erblickt Volkelt in dem »tragischen Moment«, das Freytag zwischen Höhepunkt und fallende Handlung einfügt, einen Gesichtspunkt, der dem Inhalt entnommen sei und daher der formalen Einteilung widerspreche, die von Freytag im übrigen durchgeführt wird.

Gleich anderen bekämpfte auch ich einſt Freytags Buch. Noch heute bin ich weit davon entfernt, es zu überschätzen. Die Hilfe indes, die es jetzt leiſten kann, möchte ich nicht verschmähen. Mir iſt es gerade wegen der ſtarken Berücksichtigung, die es der Form schenkt, in einem Augenblick wichtig, da sich Erforschung der Form

[3]) Paul Ernſt, Der Weg zur Form. Leipzig o. J., S. 109.

[4]) Johannes Volkelt, Äſthetik des Tragischen. 2. Aufl., München 1906, S. 390 f

als nächſte und wichtigſte Aufgabe der literarhiſtoriſchen Wiſſenſchaft auftut. Nur etwas weniger ſchematiſch, lange nicht ſo verſtandesmäßig, muß vorgegangen werden. Beſonders aber gilt es, die Gefahr zu meiden, der Freytag ſeine gläubigen Nachfolger ausgeſetzt hat: die Neigung, vielgeſtaltige Kunſt in eine Schablone preſſen zu wollen und in dem einzelnen Kunſtwerk nur noch nach den verſtandesmäßig beſtimmten Haltepunkten zu ſuchen, die es auf ſeiner Bahn berührt oder berühren ſoll.

Der hohe Wert von Freytags Buch ruht in der Tatſache, daß es von einem guten Kenner der lebendigen Bühne geſchrieben iſt und zugleich von einem Gelehrten, für den ſich Ariſtoteles und deſſen Gefolge nicht umſonſt gemüht hatten. So paradox es ſcheinen mag, möchte ich behaupten, daß neben dieſer Tatſache nur noch wenig Freytags Dichterberuf ins Gewicht falle. Denn der Künſtler entbehrt leicht der Fähigkeit, Fragen der Kunſt vom Standpunkte des Schaffens ſeiner Genoſſen zu betrachten. Er iſt einſeitig und ſoll einſeitig ſein. Allſeitiges Verſtändnis iſt ihm nicht zuzumuten; ja es könnte ſeine ſchöpferiſche Tätigkeit völlig lähmen. Ferner iſt dichteriſche Begabung allein noch lange kein hinreichender Grund zur Beherrſchung dramatiſcher Kunſt. Der Dichter, dem die Bühne ganz fremd iſt, ſteht den Fragen der dramatiſchen Form hilflos gegenüber.

Denn das iſt und bleibt ja das Eigentümlichſte und Beſonderſte des Dramas, daß ihm ſeine volle Verwirklichung nur unter Umſtänden zuteil wird, die bei keiner anderen Dichtungsform gelten, daß ihm durch die Bedingungen der Bühnendarſtellung Bande angelegt werden, von denen der Lyriker oder der Erzähler nie etwas zu verſpüren hat. Hier ruhen die großen Schwierigkeiten, die der Dramatiker überwinden muß; von hier aus ergeben ſich jedoch auch dem Erforſcher der dramatiſchen Form Hinweiſe in Fülle, das Weſen dramatiſcher Kunſt weit genauer und ſchärfer zu umſchreiben, als das Weſen jeder anderen Art von Dichtung je umſchrieben werden könnte.

Ein Meiſtergriff Goethes war ſein Einfall, den Gegenſatz von Epos und Drama durch die Gegenüberſtellung des Rhapſoden und des Mimen und ihrer beiderſeitigen Zuhörer näher zu beſtimmen.[5]) Mindeſtens für das Drama iſt da außerordentlich viel zu gewinnen. Dem Weſen der Erzählung kommen wir nur wenig näher, wenn wir uns den Rhapſoden vergegenwärtigen, der einen epiſchen Bericht ſeinen Zuhörern vorträgt. Die Geſtalt des epiſchen Rhapſoden iſt für uns, wenn nicht in tiefes Dunkel gehüllt, ſo doch etwas Fremdes und Ungewohntes. Wir genießen epiſche Darſtellung heute unter völlig verſchiedenen Begleitumſtänden, meiſt im ſtillen Leſen; wohl leſen wir auch Dramen ſtill vor uns hin, doch mit vollem Bewußtſein, daß dieſes ſtille Leſen von Dramen nur einen Notbehelf darſtelle und daß das Drama nur auf der Bühne zu wahrem Leben erwache. Dem ſtillen Leſen ſind Formwünſche ſchwer abzufragen, ſein wichtigſtes Merkmal iſt die Möglichkeit, jederzeit es unterbrechen zu können. Dieſes Merkmal eröffnet weitgehende Freiheiten der Geſtaltung, es gibt jedoch keine Beſtimmungen, wie geſtaltet werden ſoll. Ganz anders die mimiſche Darſtellung auf der Bühne! Aus ihr leiten ſich Bedingungen der Formung in Menge ab, ſie ſchränkt den Dichter auf ein enges Gebiet von Möglichkeiten ein.

[5]) Goethe, Über epiſche und dramatiſche Dichtung. Jubiläumsausgabe Bd. 36, S. 149 f.



Beglückt schrieb Schiller am 26. Dezember 1797 an Goethe: sein Gedanke reiche allein hin, einen groben Mißgriff in der Wahl des Stoffs für die Dichtart oder der Dichtart für den Stoff unmöglich zu machen. »Ich wüßte nicht,« setzte er hinzu, »was einen bei einer dramatischen Ausarbeitung so streng in den Grenzen der Dichtart hielt', und wenn man daraus getreten, so sicher darein zurückführte, als eine möglichst lebhafte Vorstellung der wirklichen Repräsentation der Bretter, eines angefüllten und bunt gemischten Hauses, wodurch die affektvolle unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens einem nahe gebracht wird.« Das schrieb Schiller, der eben noch aus den Höhen der Elementarästhetik — wie er es nannte — hinabgestiegen war zur Erwägung der technischen Bedingungen dramatischer Kunst. Auch er war sich bewußt geworden, daß dem schaffenden Dichter mit einer Bestimmung des Tragischen nicht viel geholfen sei, die aus den Tiefen einer Weltanschauung geholt war. Der Kunstgriff des dichterischen Handwerks, das Mittel, eine bestimmte Form zu gestalten: das war ihm jetzt wichtiger als spekulative Ableitung des Tragischen. Und er wußte, daß dieser Kunstgriff am besten zu lernen, dieses Mittel am leichtesten zu finden war, wenn das Auge sich auf die unnachsichtlichen Bedingungen der Bühnendarstellung richtete.

Seltsam, daß Goethes Vorgang so lange keine Nachfolge gefunden hat! Nur in jüngster Zeit schickte man sich an, den glücklichen Gedanken weiterzudenken. Besonders nachdrücklich[6]) führte vor kurzem Richard Müller-Freienfels ihn durch. Er reihte die Folgerungen aneinander, die sich notwendig aus der mimischen Darbietung des Dramas für dessen Gestaltung ergeben, und ebenso die Eigenheiten, die einer dichterischen Leistung anhaften, wenn sie für eine lauschende und zuschauende Menge berechnet ist. Schon die äußere Länge des Dramas bewegt sich naturgemäß innerhalb verhältnismäßig enger Grenzen. Ebenso wie die Forderung strenger innerer Gliederung ruht sie auf dem Umfang physischer und psychischer Aufnahmefähigkeit der Menschen. Das Drama tritt als Ganzes vor uns hin; mag es auch in einzelne Akte zerfallen, so wollen diese einzelnen Aufzüge doch in ihrer Gesamtheit genossen werden. Kontinuität herrscht in ihnen und drängt zu Vereinheitlichung der Handlung. Alles wirkt ebenso auf das Auge wie auf das Ohr. Die Gebärde des Schauspielers ergänzt das gesprochene Wort. Wohl darf Julius Bab in dem richtigen Verhältnis von Sprechen und Handeln, von Wort und Gebärde ein Merkmal feststellen, das von dem Buchdrama das Bühnendrama unterscheidet.[7]) Die Geste kann überdies symbolische Wirkung gewinnen, ein Vorfall, der nur dem Auge und gar nicht dem Ohr zugänglich ist, mindestens völlig auf das Wort verzichtet, kann den ganzen Bühnenvorgang in ein einziges Bild zusammenfassen. Ein unversehens zerschellendes Glas, ein Mordwerkzeug, das von der Wand fällt, kann zum Sinnbild werden. Alle solche Wirkungen, oder fast alle, sind, sieht man von seltenen Ausnahmefällen ab, einer Dichtung versagt, die nicht für die Bühne bestimmt ist. Nur die Bühne

[6]) Richard Müller-Freienfels, Über die Formen der dramatischen und epischen Dichtung, Zeitschr. f. Ästhetik und allg. Kunstwiss. VIII, S. 177 ff.

[7]) Julius Bab, Kritik der Bühne. Berlin 1908, S. 81 f.



wendet sich immer unmittelbar an eine große Menge, die gekommen ist, um zu hören und zu schauen. Die Menge wiederum hat ihre eigene Psychologie. Minder hochgespannt ist ihre Geistigkeit als die des einzelnen. Ihre Gefühle sind leichter zu erregen und zu größerer Stärke hinaufzutreiben. Lebhafter wirkt jeder Reiz.

Schon Schiller war von der affektvollen unruhigen Erwartung des angefüllten und bunt gemischten Hauses zu der Forderung anspannenden und rastlosen Fortschreitens weitergegangen. Unschwer ließe sich an dieser Stelle aus den Formeigenheiten der Bühnendichtung deren inneres Wesen ableiten. Auch Müller-Freienfels betritt diesen Weg, wenn er bemerkt, daß die Menge durch nichts stärker angezogen wird als durch einen Kampf, den sie erblickt und dem sie zuschauen kann. Darum sei Kampf das Wesen des Dramas. Doch hier ist von der Form allein die Rede. Darum verzichte ich auf den Versuch, die besondere Art von Kampf und Gegensatz nachzuweisen, die von der Bühne herab auf ein Publikum von seelischer Bildung am mächtigsten wirkt. So verlockend es wäre, die Frage nach dem Hauptmerkmal der Tragik von hier aus, losgelöst von allen Sonderwünschen einer Weltanschauung, zu beantworten, so verzichte ich diesmal auf dieses kühne Wagnis, um nur und um so eifriger der tragischen Form nachspüren zu können.

Diese Form wird schon bedingt durch die Neigung, Kampf und Gegensatz auf die Bühne zu bringen. Denn selbstverständlich meint auch Müller-Freienfels nicht, daß alles auf den Augenblick des Aneinanderprallens der Gegenmächte ankomme. Sondern der Weg, der zu dem Aneinanderprallen leitet, der Weg, auf dem sich der Kampf mit allen seinen Vorbereitungen abspielt, das Zickzack der Entwicklung, daß wir mit den Bühnengestalten durchlaufen, ehe es zum Zusammenstoß gelangt und bis der Zusammenstoß sein entscheidendes Ende erreicht: das ist das Grundproblem dramatischer Kunst, und in ihm eröffnet sich eine Aufgabe formaler Art. Dieses charakteristische Nacheinander, die Linie, in der ein tragischer Ablauf sich vollzieht, gibt der Form des Dramas ihren Eigenwert.

Diese Linie wollte schon Aristoteles bestimmen. Er beschrieb eine Form, indem er stoffliche Eigenheiten des Vorgangs, den sie bezeichnet, heranzog, wie die Peripetie der Handlung, den Glückswechsel; auch die Anagnorisis, die Wiedererkennung, fand sich im griechischen Drama häufig genug, um in dem induktiven Büchlein des Stagiriten neben dem Glückswechsel, der einer tragischen Handlung naturgemäß näher anhaftet, als Kennzeichen von verwandtem Wert zu erscheinen. Freytag nahm diese Begriffe auf, als er sich anschickte, die Halteplätze der tragischen Entwicklung zu bestimmen. Im Zusammenhang mit der Frage nach der Form der tragischen Handlung steht auch der Gegensatz von analytischer und synthetischer Tragik, der in dem dramaturgischen Gedankenaustausch Goethes und Schillers zum erstenmal eine bedeutsame Rolle spielt. An gleicher Stelle wird auch ein Begriff des Aristoteles verwertet, der besondere Beachtung verdient, wo von dramatischer Form die Rede ist; ich meine die »synthesis« der »pragmata«.

Im 6. Kapitel der Poetik ist der Begriff der »synthesis« oder »systasis« der »pragmata« entwickelt. Der Aufbau oder die Verknüpfung der Begebenheiten, so ließen sich die Worte übertragen, ist für Aristoteles der wichtigste



Beſtandteil der Tragödie. Ausdrücklich kehrt er sich gegen die Annahme, daß die Bühnenfiguren vor allem Charaktere darzuſtellen hätten; sie nähmen vielmehr die Charaktere nur um der Handlung willen in Kauf. Ganz wie Ariſtoteles das Formproblem der Tragik in den Vordergrund schiebt und das Stoffliche nur als unumgängliche Begleiterscheinung faßt, ſtellt Lessing im 38. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« mit ausdrücklichem Bezug auf den Begriff der »synthesis« nicht Sitten, Gesinnungen und Ausdruck, also Charakteriſtik, als Hauptziel tragischer Kunſt hin, sondern die »gute Abfassung der Fabel« und als deren Voraussetzung die Verknüpfung der Begebenheiten. Den Begriff des Ariſtoteles übernimmt ferner Schiller in dem Brief an Goethe vom 5. Mai 1797, erklärt, es heiße recht den Nagel auf den Kopf getroffen, daß Ariſtoteles bei der Tragödie das Hauptgewicht auf die Verknüpfung der Begebenheiten lege, und preiſt zugleich die Strenge, mit der Ariſtoteles aus der Natur des Trauerspiels dessen unverrückbare Form ableite.

Auch jüngſte Äſthetik des Tragischen gelangt an die gleiche Stelle, ohne Ariſtoteles zu nennen, vielleicht ganz unabhängig von den Erwägungen des Griechen, Lessings und Schillers. Bab erkennt das Ziel der Tragödie nicht in der runden Fülle des Lebens, vielmehr in dem Fühlbarmachen der Notwendigkeit des unbegrifflichen, übersinnlichen Zusammenhanges alles Geschehens.[8]) Er fügt noch die Betrachtung an: »Daß der dramatischen Kunſt das ſtark bewegte Leben an sich so wenig Selbſtzweck iſt, daß es seiner Fülle sich nur gleich einer Brücke vom Myſterium der Schöpferseele zum Myſterium der Weltseele bedient, das macht uns noch verſtändlicher, warum den großen Dramatiker die Komposition neuer Schicksalsabläufe so selten gereizt hat, warum er ſtets in der Neuausdeutung überlieferter Geschichten sein Größtes geleiſtet hat.« Also das Formen eines ſtrengen Zusammenhanges, nicht das Erfinden eines Vorganges iſt für Bab die lockende Aufgabe großer Dramatik.

Oder deute ich in die Äußerungen der Dramaturgen von Ariſtoteles bis Bab zuviel Absicht reiner Formgeſtaltung hinein? Der Einwand iſt zu gewärtigen, daß sie alle an einen logischen inneren Zusammenhang gedacht haben, nicht aber an eine Technik, in der die Form das entscheidende Wort zu sprechen hätte. Meint vielleicht Ariſtoteles mit dem Wort »synthesis« der »pragmata« nur einen ſtrengen Kausalnexus von Ursache und Wirkung? Schiller erklärt zu einer Zeit, da er auf den Begriff der »synthesis« losſteuerte, in dem Brief an Goethe vom 4. April 1797, der »ganze cardo rei« liege in der Kunſt, »eine poetische Fabel zu erfinden«. Am 28. November nennt er Shakespeares »Richard III.« eine der erhabenſten Tragödien, die er kenne, es sei gleichsam die reine Form des tragisch Furchtbaren, was man genieße; denn »die großen Schicksale, angesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendigt.« All das könnte im Sinne logischen Zusammenhanges und nicht einer kunſtvollen Geſtaltung der Form gemeint sein. Vollends dürfte der Dichter der »Emilia« mit dem Wort »synthesis« nur innere gedankliche Verknüpfung gemeint haben. Doch gerade an der »Emilia« ließe sich leicht darlegen, wie wenig eine ſtrenge Logik allein den künſtlerischen Gesamteindruck einer Tragödie fördert. Oft genug wurde der »Emilia«

[8]) Ebenda S. 63 f.

ihre allzu deutliche »dramatische Algebra« vorgehalten. Ein »Meisterstück des reinen Verstandes«, verzichtet sie mit Unrecht auf die Mittel künstlerischen Scheines, die noch da wirken, wo Logik allein zum Widerspruch reizt. So streng die Form der »Emilia« ist, so wenig glücklich beleuchtet sie den Begriff tragischer Form, auf den ich es abgesehen habe. Immer wieder könnte sie verlocken, logische Bindung mit Formkunst zu verwechseln.

Formale Synthese verträgt sich sehr gut mit einem Begriff, den zu besserem künstlerischen Verständnis des »Faust« erfolgreich Minor ins Feld geführt hat: mit dramatischer Perspektive. Wie der Maler den Hintergrund seiner Bilder nur andeutet, auch wenn er den Vordergrund sorgfältig ausmalt und dadurch für den Verstand rechtfertigt, ebenso kann der Dramatiker Vorgänge, die nicht im Mittelpunkt des dramatischen Interesses stehen, freier gestalten und ihr künstlerisches Schicksal der Phantasie des Zuschauers überlassen. Logische Widersprüche, die dem Bereich des Hintergrundes angehören, fallen nur dem verstandesmäßig Nachprüfenden, nicht dem künstlerisch Genießenden auf. Lessing verzichtet in der »Emilia« auf die Vorteile, die von perspektivischer Technik geboten werden. Mathematisch genau rechnet er die Abfolge der Begebenheiten aus; und gerade deshalb übt der künstlerisch gesinnte und künstlerisch empfängliche Zuschauer das Amt des kritischen Nachprüfers schon im Augenblick des Miterlebens, nicht nur nachträglich aus. Die allzudeutliche Logik der »Emilia« steht den Wirkungen ihrer künstlerischen Form im Wege.

Versagt indes schon der eine Anwalt der »synthesis«, wo es gilt, sie als ein Kennzeichen der dramatischen Form zu erweisen, so möchte ich auch Aristoteles und Schiller nicht um jeden Preis und durch eine vielleicht gewaltsame Deutung für meine Absichten ins Feld führen. Ich gebe sogar zu, daß Babs Wort von dem Fühlbarmachen der Notwendigkeit noch immer mehr auf das Logische als auf das Formale gehen kann. Vielleicht dämmert nur im Hintergrunde aller angeführten Äußerungen über dramatische Verknüpfung der Begebenheiten die Ahnung, daß neben aller inneren Synthese auch noch die rein formalen Eigenheiten einer kunstvoll gezeichneten Linie für die Bühnenwirkung von Bedeutung sind.

Um volle Klarheit zu schaffen, suche ich zum weiteren Nachweis meiner Behauptung neue und eigene Wege zu gehen. Nicht als Umweg möge indes erscheinen, was ich zur Stützung meiner Ansicht bisher aus anderen angeführt habe. Sie halfen zum mindesten, den Boden vorbereiten, auf dem das folgende sich bewegen soll. Dann aber bleibe ich immer gern im Zusammenhang mit der Forschung, die vor mir sich auf gleichem Feld betätigt hat. Wissenschaft ist Weiterdenken und Ausgestalten der Entdeckungen älterer Generationen. Gern überlasse ich anderen den Brauch, ihre scheinbaren Neuentdeckungen so vorzutragen, als hätte nie ältere Forschung diese Entdeckungen zum besten Teil vorweggenommen. Die Scheingewinne der guten Leute, die so tun, als finge mit ihnen alle rechte Weisheit an, entpuppen sich rasch als ganz kleine, oft ganz geringfügige Erweiterungen unserer Erkenntnis. Ich selbst nenne nach Kräften meine Vorarbeiter und vermeide nicht, das wenige Neue, das ich zu sagen habe, sauber von dem Längsterbrachten zu sondern. Dem Fortschritt der Wissenschaft glaube ich so besser zu dienen, als wenn ich mich in den geborgten



Mantel des Verkündigers ungeahnter Weisheit hüllte.

Der Begriff von Form, den ich im Auge habe, ift genauer zu beftimmen, die »Oberflächenerscheinung« also, die von Volkelt dem Gehalt, der ihm mit der erlebten Bedeutung der Gegenftände zusammenfällt, entgegengeftellt wird. Vom Subjekt und nicht vom Objekt gehe ich aus. Paul Ernfts obenangeführte Gleichung von dramatischer Technik und Bedürfnis des Zuschauers ift, so seltsam sie auf den erften Blick erscheint, mindeftens für die Forschung ein wertvoller Wink. Längft haben wir uns abgewöhnt, Tatsachen der Erkenntnis aus dem Gegenftande abzuleiten; wir halten uns heute an den Betrachter und an dessen Erlebnisse. Die Psychologie diene mir zur Stütze. Die Gefühle, die in dem Betrachter herrschen können, sagen uns, welche Bedürfnisse ihm innewohnen. Denn wo ein Gefühl angeregt werden kann, verlangt es auch nach Befriedigung. Wo ein Gefühl sitzt, da waltet auch ein Bedürfnis.

Vielfach zusammengesetzt sind die höheren äfthetischen Gefühle. Wundt unterscheidet innerhalb ihres Umkreises scharf die intellektuellen Gefühle von den äfthetischen Elementargefühlen und sondert von beiden Gruppen die einfachen sinnlichen Gefühle und Affekte, die das Kunftwerk wachrufen kann.[9]) Die intellektuellen Gefühle können logischer, ethischer oder religiöser Art sein. Die äfthetischen Elementargefühle trennt Wundt in intensive und extensive. Als intensive erscheinen bei ihm die Harmoniegefühle, als extensive die Proportionalgefühle. Jene werden von der Harmonie der Farben und der Klänge wachgerufen, diese als Geftaltgefühle oder rhythmische Gefühle erlebt.

Jede Kunftform wendet sich an eine beftimmte Gefühlsform. Musik erweckt durch Klangharmonie und Rhythmus Affekte, zielt aber auch auf logische, ethische und religiöse, also auf intellektuelle Gefühle. Die Architektur legt es auf einfache Geftaltsgefühle an, auf Wirkungen der Symmetrie und der proportionalen Gliederung. Aber auch ihr ift es um logische und religiöse Gefühle zu tun. Mehr als Musik und Architektur sind Malerei und Plaftik an die Erscheinungen der äußeren Natur gebunden; das Gebiet der Gefühle, das von beiden begangen wird, deckt sich im übrigen mit dem Gebiet der Architektur. Gemeinsam ift allen genannten Künften, daß sie nicht unmittelbar auf intellektuelle Gefühle zielen. Wohl kann dies die Dichtkunft tun. Allein sie bleibt bei den intellektuellen Gefühlen nicht ftehen. Auch die Dichtkunft bewirkt äfthetische Elementargefühle. Wie die Musik arbeitet sie mit Rhythmus und Klangharmonie, wie die Architektur löft sie Geftaltgefühle aus, kennt sie Symmetrie und proportionale Gliederung. Stärker als Wundt möchte ich die Fähigkeit der Dichtkunft betonen, auf dem Gebiet der äfthetischen Elementargefühle mit Musik und Architektur in Wettbewerb zu treten.

Durch den Wortinhalt erzielt die Dichtkunft die intellektuellen Gefühle unmittelbar; bei den anderen Künften ftellen sie sich nur mittelbar und nachträglich ein, und zwar im Gefolge der äfthetischen Elementargefühle, die als erfte Wirkung aus den Schöpfungen dieser Künfte auftreten. Doch auch die Dichtkunft kennt neben den intellektuellen Gefühlen, die von ihr unmittelbar erweckt werden, intellektuelle Gefühle, die nachträglich im Gefolge

[9]) Wilhelm Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. 6. Aufl. Leipzig 1908 bis 1911, III S. 601 ff.

ästhetischer Elementargefühle sich ergeben. Rhythmus kann intellektuell wirken, weil er dem Verlauf der Affekte entspricht. Gleiche Kraft wohnt dem Harmoniegefühl ein, weil es die qualitativen Formen der Affekte spiegelt. In solcher Weise betätigt sich der Rhythmus und die Harmonie ganz so innerhalb der Dichtkunst wie innerhalb der Musik oder der Architektur. Da wie dort ergeben sich aus Rhythmus und Harmonie die intellektuellen Gefühle der Übereinstimmung und Billigung. Oder sie stellen sich da wie dort nicht ein, wenn Rhythmus und Harmonie fehlen. Wenn der Dichter das Gegenteil von Ubereinstimmung und Billigung erzielen will, kann er seine Absicht ebenso wie der Musiker oder der Architekt durch absichtliche Störung von Rhythmus und Harmonie erreichen.

Das intellektuelle Gefühl steht mithin am Anfang und am Ende der Wirkungen, die der Dichtkunst angemessen sind. Zwischen den beiden Erscheinungen der intellektuellen Gefühle treten in der Poesie die ästhetischen Elementargefühle auf, die der Musik und der Architektur eigentümlich sind. Und was im Felde der Poesie auf ästhetische Elementargefühle zielt, kann als deren Form bezeichnet werden. Ebenso ist in den anderen Künsten die Form Voraussetzung der ästhetischen Elementargefühle. Form hat die Dichtkunst, soweit ihr Eigenheiten der Musik und der Architektur angeboren sind. Das musikalische der Wortsprache und die Architektur des Aufbaus bedingen diese Form. Kraft dieser Züge kann die Dichtkunst mit Harmonie und Rhythmus arbeiten, kann sie Gestaltgefühle wachrufen. Die erste und unmittelbare Erweckung der intellektuellen Gefühle bleibt in der Poesie unabhängig von ihrer Form. Aber durch ihre Form führt die Poesie zu ästhetischen Elementargefühlen und des weiteren zu neuen intellektuellen Gefühlen, ganz wie Musik und Architektur.

Als eigentlich künstlerische Wirkung der Poesie können wohl nur diese Formwirkungen gelten, die sie mit anderen Künsten gemein hat. Die unmittelbare Auslösung von intellektuellen Gefühlen gehört nicht in das Gebiet der Kunst: denn sie kann auch dort stattfinden, wo von Kunstabsichten gar keine Rede ist.

Mit voller Absicht verwerte ich nur die Verwandtschaft, die zwischen der Dichtung einerseits und der Musik und Architektur andererseits besteht. Natürlich ist vieles, das Dichtung und Architektur verknüpft, auch in Malerei und Bildhauerkunst anzutreffen. An diese gemeinsamen Züge der Künste, die dem Gesichtssinn sich darbieten, mag im folgenden immer gedacht werden. Dagegen schalte ich mit Bewußtsein den Wettbewerb aus, in den mit Malerei und Bildhauerei die Poesie durch die Erweckung bildhafter Vorstellungen tritt. Gewiß ist es ein hervorragendes Kennzeichen dichterischer Sprache, an die Vorstellungen anzuknüpfen, die uns der Gesichtssinn vermittelt. Allein gewarnt durch Th. A. Meyers scharfsinnige Nachprüfung von Lessings »Laokoon«[10]), bin ich weit entfernt, der Poesie eine unmittelbare Wirkung auf den Gesichtssinn zuzuschreiben. Die Bilder, die der Poet durch das Wort wachruft, die Formen, Farben, Beleuchtungen, die er uns vorzaubert, gelangen nur auf dem Umweg durch die reichen Vorräte unseres Vorstellungslebens in unser Bewußtsein. Dagegen wirkt Dichtung durch ihren Klang unmittelbar auf unsere Sinne, ganz wie Musik. Und

[10]) Theodor A. Meyer: Das Stilgesetz der Poesie, Leipzig 1901.

auch die äſthetiſchen Elementargefühle, die dem Gebiet des Rhythmus und der Symmetrie angehören, werden unmittelbar und nicht auf dem Umweg über Vorſtellungen in uns wachgerufen.

Aufs engſte berühre ich mich mit den feinſinnigen Erwägungen, die Bernhard Seuffert anſtellte, um dem Weſen dichteriſcher Kompoſitionen nahezukommen.[11]) Wohl umſchreibt er viel weitere Kreiſe und forſcht auch gleich nach dem geheimnisvollen Zuſammenhang von Form und Inhalt, während ich mit Willen mich auf die Betrachtung der Form, der »Oberflächenerſcheinung«, beſchränke. Doch auch Seuffert will »redende Kunſt wie bildende behandeln«, »überzeugt von der Einheit des Grundweſens der Künſte«. Sehr richtig bemerkt er, daß in ſeiner Betrachtung die Dichtung, ſoweit ſie Symmetrie und Parallelismus weiſt, nicht als ein Nacheinander, ſondern als ein Ganzes von koexiſtierenden Beſtandteilen beſchaut werden muß, ebenſo wie ein Werk der Geſichtskunſt. Ich bekenne gern, daß die Geſtaltgefühle, die in mir von Dichtungen erweckt werden, nicht im Nacheinander des Miterlebens der Dichtungen eintreten, ſondern bei nachträglicher, das Ganze überſchauender Betrachtung. Mindeſtens kommen ſie dann zu vollerem Bewußtſein, während ſie im Verlauf des Mit- und Nacherlebens dem Geſamteindruck nur einen beſonderen Ton leihen. Um über dieſen Ton, der halb unbewußt mitgenommen wird, ſich Rechenſchaft zu geben, bedarf es rückblickender Betrachtung des koexiſtenten Ganzen einer Dichtung.

Mit Wundts Mitteln ging ich über Wundt hinaus und ſuchte ich einen Begriff der Form, der Oberflächenerſcheinung, abzuleiten, der den Bedürfniſſen des menſchlichen Gefühlslebens entſpricht und zugleich das Verhältnis der Dichtkunſt zu ihren Schweſterkünſten genau beſtimmt. Dieſer Formbegriff gilt für alle Poeſie, alſo auch für das Drama. Selbſtverſtändlich erweckt aber das Drama, ſoweit es auf Bühnendarſtellung ausgeht, noch in ganz anderem Sinn die äſthetiſchen Elementargefühle, die den viſuellen Künſten eingeboren ſind. Jedoch dieſe Verwandtſchaft der Bühnenkunſt mit Architektur, Plaſtik und Malerei bleibe hier aus dem Spiel. Der Formbegrift, den ich aufſtelle, würde nur von neuem getrübt, wollte ich einbeziehen, wieweit das Drama im Gegenſatz zu anderen Dichtungsgattungen auch auf das Auge rechnet und daher Gefühle anregt, die der Kunſt des Sichtbaren angehören. Wenig mag es uns auch auf unſerem Pfad fördern, die Harmonie- und Symmetriegefühle zu prüfen, die durch die Geſtaltung des Bühnenbildes oder durch das Gebärdenſpiel des Darſtellers wachgerufen werden.

Anders ſchon verhält es ſich, wenn die Bühne mit ihren ſichtbaren Mitteln die Formgeſtaltung des Dramas zum Ausdruck bringen will, wenn ſie die Architektonik und den Rhythmus des Dramas in eine Folge von Farben- und Lichtſtimmungen umſetzt. So verſucht Edward Gordon Craigh die Szenenfolge des »Fauſt« in die Sprache der Malerei zu übertragen. Graf Keſſler deutet Craighs Abſichten[12]): die bedrückende Enge der Kerkermauern gebe das Grundthema für Gretchen; dann ſuche Craigh Farbenakkorde, deren Stimmung er, der Dichtung folgend, variieren könne, dunkle Trauertöne,

[11]) Bernhard Seuffert: Beobachtungen über dichteriſche Kompoſition, Germaniſch-Romaniſche Monatſchrift, I, S. 599 ff., III, S. 569 ff., 617 ff., insbeſ. S. 632.

[12]) Vgl. Max Littmann, Das Münchener Künſtler-Theater. München 1906, S. 14 f.

Braun, Purpur, Schwarz im Hintergrunde, von zarten Freudenfarben überſtrahlt; dann komme das Dunkle vor, in das Lichte und Helle eindringend; und plötzlich, bei der Kataſtrophe, töne der Akkord ins Gegenteil, schwer laſtend, unheilvoll, von Moll in Dur übergeführt.

(Schluß folgt)

Sir Frederick Pollock
in seinem Vortragszyklus über
The Genius of Common Law.

Von

Rudolf Leonhard.

Die Rechtswissenschaft iſt bodenſtändig und schweift nicht gern in die Ferne. Doch kann sie ihr Auge den neuerdings veränderten Aufgaben Deutschlands nicht verschließen. Unser Verkehrsleben ſteckt seine Fühler in Gebiete hinein, die unter fremdem Rechte ſtehen. Das Recht Englands und Amerikas iſt uns durch unsere Handelsbeziehungen vor allem nahegerückt worden, wenn auch dem bekannten Vorschlag des Frankfurter Oberbürgermeiſters, unsere Rechtspflege nach englischem Muſter umzubilden, allgemeine Zurückhaltung entgegentrat.

Immerhin iſt es nicht überflüssig von der Insel, deren Dichtung und Politik dem Kontinent so viele Vorbilder geschenkt hat, auch eine rechtsvergleichende Einsicht auf dem Gebiete des Privatrechts zu gewinnen. Mich zwang eine Austauschprofessur zu solchem Streben und dem verdanke ich es auch, daß ich aus den Drucksachen der Columbia Universität von dem Buche Kenntnis gewann, auf dessen Inhalt ich die Aufmerksamkeit des Lesers hinzulenken wage.

Als mildernder Umſtand für diesen Seitensprung über den Kanal mag der gute Klang dienen, den der Name des Barriſters und früheren Professors Sir Frederick Pollock hat. Nicht bloß in seinem Vaterlande rechnet man ihn zu den erſten unseres Berufes. Die große Rechtsgeschichte, die er mit Maitland verfaßt hat, hat ihn in der ganzen Welt bekannt gemacht. Bei zwei Kongressen von internationalem Charakter hatte ich Gelegenheit, die Anerkennung zu beobachten, die er allenthalben genießt. Aus der Feder eines solchen Gewährsmannes geflossen, schien mir eine Schrift über den Genius of the common law besonders begehrenswert. Der Name Genius erinnerte an Montesquieus Esprit des lois und an Iherings Geiſt des römischen Rechts, und ich glaubte hier eine kurze Darſtellung der charakteriſtischen Grundzüge des englischen Rechts zu finden, wie ich sie selbſt so eifrig suche, um sie meinen Zuhörern mitteilen zu können.

Darin habe ich mich geirrt. Der Spirit des englischen Rechts, ein Ausdruck den Pollock selbſt gelegentlich braucht (vgl. S. 85), iſt nicht das, was er Genius nennt. Dieser letztere hängt mit einer eigentümlichen Darſtellungsweise zusammen, die Pollock dem Rechte widmet und die wir in unserem Vaterlande nicht verwöhnt sind. Wir pflegen die nüchterne Rechtswissenschaft von der Poesie gründlich zu sondern und haben eine ſtarke Abneigung gegen



phantastische Zutaten zu rein sachlichen Rechtsausführungen. Die Landsleute Shakespeares empfinden dagegen, wie dieses Buch beweist, anders. Sehr mit Unrecht bezeichnet man sie zuweilen als ein Krämervolk. Ihre handelspolitische Klarheit paart sich mit einer starken Dosis romantischer Neigungen und ritterlicher Anschauungen. Der bekannte Gegensatz: bürgerlich und romantisch spielt bei ihnen keine Rolle; denn sie sind beides zugleich. Wer Pollocks strenge, beinahe starre Haltung kennen gelernt hat, wird zunächst nicht erwarten, daß er juristische Ausführungen für Kenner des Rechtes in ein phantastisches Gewand kleiden werde. Und doch ist dies der Fall. Vor einem amerikanischen Hörerkreis, also vor einem Volke, das mit den englischen Stammesvettern mit gutem Rechte um die Palme der Sachlichkeit und Nüchternheit ringt, gibt er ein Bild des beiden Volkskreisen gemeinsamen Rechts in einer überaus dichterischen Form in einer Reihe von Vorträgen, die als Buch in New York veröffentlicht sind. Das heimatliche Recht personifiziert er durchweg als ein weibliches Wesen, eine Dame, der die Juristen als ihre Ritter dienen. Durchweg heißt es »our lady«, man möchte beinahe übersetzen: »unsere liebe Frau«. Über dieser holden Dame schwebt nun ein geheimnisvoller Genius, der ihr die eigentliche Lebenskraft verleiht. Der Ausdruck paßt sich der antik-heidnischen Auffassung an, nach der man beim Genius des Kaisers die gerichtlichen Eide leistete. Diese idealpoetische Auffassung vertritt der Verfasser. Mit Verachtung verwirft er einen veralteten Gedanken, der im Rechte nur die Willkür des Richters, nicht aber statt dessen einen Ausdruck der »Vernunft« sieht. Die Poesie des Mittelalters schwebt vielmehr über einer Rechtserzeugungs-Periode, deren Gegner vom Teufel besessen seien, zwar nicht vom altmodischen Teufel, sondern von einem romanisierenden Teufel der Renaissance, mit dem die Dame in einem abenteuerlichen Kampfe liege, der an die Schicksale der irrenden Ritter erinnere. Darum gibt er dem ersten Kapitel die Überschrift: Our Lady and her knights, d. s. die englischen Juristen. Vor allem dürfe man an der Persönlichkeit dieser von Rittern verteidigten Dame nicht zweifeln, ebensowenig wie an der wahren Lebensfähigkeit der juristischen Personen, für die der Verfasser hiermit ähnliche Anschauungen vertritt, wie sie bekanntlich Gierke bei der Behandlung der Genossenschaften für Deutschland verfochten hat. Will man den menschlichen Einrichtungen nicht auch ein Leben und eine Seele zuschreiben, so sinkt nach Pollocks Auffassung die Geschichte zur bloßen Raritätensammlung herab. Vor den nüchternen Definitionen wird der Jurist mit Recht gewarnt. Er brauche vor allem ein Symbol. Und dies biete sich in dem Genius dar, dessen Wesen die Antike erfaßte, dem Natale comes qui temperat astra. Der Genius ist also etwas Höchstpersönliches. Durch die Eigenart der Charaktere bestimmt er den Verlauf der Dinge. Selbst der Determinismus widerstrebt dem nicht; denn auch wenn der Mensch im Zwange der edlen Natur handelt, so ist er doch berechenbar und zugleich frei. Ebenso der in der englischen Entwicklung tätige Genius. Man könnte ihn in nüchterner Redeweise »die wirksame Individualität der englischen Rechtsentwicklung« nennen. Pollock gibt zu, daß sein Stoff sehr gewaltig ist. Er will sich darauf beschränken, nur einige seltsame Abenteuer im Leben der Dame, der er dient, hervorzuheben.



Diese ganze zauberhafte Romantik, in der politische und soziale Ereignisreihen von dem Reiz des Ewigweiblichen zu einer Frauengeſtalt emporgehoben werden, iſt schließlich nur ein blendender Schleier, durch den man den eigentlichen nüchternen Inhalt leicht erkennen und in unsere philiſtrösen Darſtellungsformen übersetzen kann.

So betrachtet, bietet das Werk zwar nicht eine Darſtellung der Grundzüge des geltenden englischen Rechts, wohl aber seiner Entwicklung. Pollock iſt ein Vorkämpfer der hiſtorischen Schule, die in England nicht eigentlich gegen ungeschichtliche Rechtsauffassungen zu kämpfen braucht, denn die Natur des Rechts als einer Überlieferung iſt dort unangefochten. Er kehrt sich nur gegen solche geschichtliche Erläuterungen, die zu kurze Entwicklungsreihen beachten, d. h. sich nur auf das letzte halbe Jahrhundert beschränken, nicht aber auf die Anfänge der Nation zurückgreifen, wie er es tut und wie wir es bei uns zu tun gewohnt sind. So gibt er eine lehrhafte Grundlage für eine Rechts-geschichtsvergleichung, nicht für eine Vergleichung der beiden geltenden Rechtssyſteme. Ich sage: eine Grundlage, nicht aber etwa eine Vergleichung selber. Von dieser iſt bei ihm keine Rede.

Ein Ritter, der die Dame seines Herzens mit andern in einzelnen Punkten zu vergleichen unternähme, würde deren Beifall kaum finden. Dem echten Engländer ſteht die eigene Art viel zu hoch, als daß er es liebte, sie neben eine andere als deren Seitenſtück zu ſtellen. Er ſtudiert sie, aber er kritisiert sie nicht. Darin iſt Pollock ein getreuer Sohn seines Eilands. Die Liebe zur eigenen Art sucht er zu pflegen und zu feſtigen.

Zu ihrem besseren Verſtändnis ſtütze ich mich auf das Werk von O. W. Holmes, einem hervorragenden Mitgliede des höchſten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten: The common Law, das ich übersetzt und bei Duncker & Humblot 1912 veröffentlicht habe.

Den Ausgangspunkt der englischen Rechtsentwicklung sieht Pollock in der Zeit, in der englische Eingeborene mit römischen Legionen zusammenſtießen. Allein weder von keltischen Rechtsgedanken noch von Überreſten der Zeit, in der England eine römische Provinz war, weiß er uns zu berichten. Uns iſt aus seinem größeren Geschichtswerke bekannt, daß nach seiner Auffassung die germanischen Eroberer mit allen Einrichtungen, die sie vorfanden und nicht mitbrachten, reinen Tisch machten, wie mit der chriſtlichen Religion, die zunächſt beseitigt und erſt später wiedergewonnen wurde. Die eigentliche Grundlage der englischen Entwicklung iſt nach Pollock das Ideal der teutonischen Rechtsordnung, wie es uns aus Tacitus' Germania entgegentritt. Nicht alle ſtehen diesem bedeutenden Werke neuerdings so anerkennend gegenüber. So machte Theodor Roosevelt in einer mir unvergeßlichen Unterredung die eigenartige Bemerkung, Tacitus habe die alten Germanen aus Unkenntnis ebenso idealisiert, wie Pope und Rousseau die Indianer. Allein gerade die älteſte englisch-germanische Geschichte, wie sie Phillips aus angelsächsischen Quellen aufgezeichnet hat*), beweiſt, daß die ſtaatsrechtlichen Berichte des Tacitus durchaus der geschichtlichen Wahrheit entsprechen. Viele Grundzüge des bleibenden englischen Rechts werden von Pollock als Erbſtücke erwähnt, die den heidnischen

*) Versuch einer Darſtellung der Geschichte des Angelsächsischen Rechts. Göttingen 1825.

Vorfahren zu verdanken sind. Er nennt hier namentlich den sehr schönen Zug der angelsächsischen Achtung vor den Frauen, der neuerdings von den Suffragetten auf eine sehr harte Probe geſtellt wird. Sehr sympathisch wirkt Pollocks Zugeſtändnis, daß auch andere Völker als die Teutonen ähnliche Tugenden aufweisen, wie diese. Aber er glaubt an ein Naturrecht und meint, daß die Germanen von diesem Naturrechte reinere Anschauungen bewahrten, als andere Völker. Was aber die Angelsachsen im Verhältnis zu ihren kontinentalen Vettern betrifft, so spricht er ihnen zwar kein Vorrecht der Rasse zu, wohl aber das besondere Glück ihrer splendid isolation, auf die er eine größere Reinheit der altgermanischen Überlieferungen zurückführt. Diese geschont und verſtanden zu haben, war in seinen Augen ein Vorzug der Tudors vor den Stuarts. Den Freiheitssinn und die Achtung vor dem Volkswillen sowie eine ſtarke Abneigung gegen unnatürliche Laſter, die das antike Römertum in der Zeit seiner Korruption verunzierten, führt Pollock auf die altgermanische Gesinnung zurück.

Die weitere Entwicklung habe dann das Übermaß an Freiheitssinn beschränkt und zwar vornehmlich durch den Formalismus, der mit den religiösen Anschauungen der älteſten Zeit eng verknüpft war. Dieser Bändigung der alten Kraftmenschen durch altertümliche religiöse Anschauungen entſtammt die Überschrift des zweiten Kapitels, die an romantischer Färbung hinter derjenigen des erſten nicht zurückbleibt. Sie lautet: The Giants and the Gods, Die Riesen und die Götter. Man wird an Wagners Rheingold erinnert. In der Tat will Pollock sein Bild so verſtanden haben; denn er spricht davon, daß die Riesen der Urzeit den heidnischen Göttern eine Walhalla erbaut haben, nämlich ein Reich des von religiösen Vorſtellungen beeinflußten Formalismus. Der Formalismus erscheint ihm als Gegenſtand von höchſter Wichtigkeit, auf den er oft zurückkommt. Ihn gilt es aus seinen geschichtlichen Quellen zu erläutern und seine Gefahren teils als beseitigt, teils als der Beseitigung fähig hinzuſtellen. Offenbar leitet Pollock das richtige Gefühl, daß gerade der Formalismus des englischen Rechts auf Unbefangene befremdlich wirken kann.

Pollocks Ausführungen über den altgermanischen Formalismus reichen über das englische Recht hinaus.

Er schließt sich an Jherings berühmten Ausspruch an, daß die Form die Feindin der Willkür und die Gewähr der Freiheit iſt. Aber neben dieser rationalen Wurzel hat sie nach seiner Meinung noch eine zweite, den Glauben an magische Zauberkräfte gesprochener Worte. Darauf führt er sogar die bekannte Formenſtrenge des altrömischen Legisaktionenprozesses zurück, die aber auch sehr wohl rein praktische Gründe gehabt haben kann, wie etwa auch unsere ſtrenge Anlehnung an den Wortlaut der feſtgesetzten Eidesnormen. Die Formenſtrenge des altgermanischen Eidesverfahrens wird übrigens auch von Pollock näher beleuchtet.

Wir sehen dabei, daß er Richard Wagners Dichtungen vom Standpunkte der rechtsgeschichtlichen Genauigkeit aus einer ernſt gemeinten Kritik unterwirft. In der Götterdämmerung sucht Brunhilde den Eid des Siegfried zu entkräften, nachdem er bereits geleiſtet iſt. Dies mußte aber vor der Ableiſtung geschehen. Doch entschuldigt Pollock diese poetische Lizenz als ein Recht des Dichters auf Ungenauigkeit bei der Vorführung von Prozeßformen. Er

erinnert an Shakespeares Kaufmann von Venedig, in dem sich ein Zivilprozeß ohne jede Erhebung einer Anklage in einen Strafprozeß verwandelt. So etwas kommt also in den besten Dichtungen vor.

Pollock weist hierbei darauf hin, daß der altgermanische Grundsatz, nach dem der Richter Beweisrechte gibt, aber nicht Beweispflichten, bei den Zweikämpfen und, wie er sagt, auch bei den anderen Gottesgerichten nicht zutreffe. Er zählt also (anders als Felix Dahn) die Zweikämpfe den Gottesgerichten zu. Zweifel erweckt die Auffassung mit der er dieser Erscheinung einen auch dem modernen Empfinden zusagenden Sinn unterschiebt. Nur dann sollen die Gottesgerichte als ein letzter Versuch des Angeklagten, sich rein zu brennen, gewährt worden sein, wenn seine Sache ohnehin verloren war, und es sei daher kaum von ihnen Gebrauch gemacht worden. Auch den gerichtlichen Zweikampf sucht Pollock den neueren Anschauungen gegenüber gewissermaßen zu entschuldigen, indem er berichtet, wie dieses Institut mehr und mehr zu einer bloßen Förmlichkeit verblaßte, hinter der sich in der Regel ein Vergleich der Parteien verbarg.

Den Formalismus, den die Riesen für ihre Götter schufen, habe aber die Dame des gemeinen Rechts schließlich als lästige Bevormundung empfunden. Eine Befreiung kam nicht bloß von seiten der Kirche, sondern auch von den Königen und ihren Gerichten, die zunächst als Wanderrichter (in the eyre), später als seßhafte Assisen wirksam wurden, so daß auch hier, wie in der römischen Kaiserprovinz, der wandernde conventus dem festen Bezirksgerichte wich.

Aber auch im Königsgerichte entwickelte sich ein subtiler Formalismus zugleich mit einer Kunst des Plädierens in strenge vorgeschriebenen Formen. Diese gingen nach Amerika hinüber. Was ich drüben an Prozessen gesehen habe, war in der Tat erstaunlich kunstvoll. Es erinnerte an die strengen Regeln der Meistersinger, die einen juristischen Walther von Stolzing abstoßen müssen. Deutsche Einwanderer klagten mir, daß sie sich mit diesem Verfahren nicht zurechtfinden könnten. Es ist sicher der Mühe wert, nachzuforschen, woher dieser dem kontinentalen Recht fremde kunstvolle Bau stammt. Ich glaube, daß er nicht allein, wie Pollock hervorhebt, aus der altheidnischen Formenstrenge herausgewachsen ist, die, wie es heißt, von den Königen nur durch eine Schramme verletzt, nicht aber getötet worden sei (only scrotched, but not killed). Ich sehe in ihm vielmehr in Anlehnung an Brunners bekannte Forschungen einen normannischen Importartikel und habe in Rouen*) als Gast der Tausendjahrfeier der Normandie die These verfochten, daß der normannische Zivilprozeß die Quelle der eigenartigen englischen Rechtsbegriffe war, ebenso wie der freilich anders geartete römische Formularprozeß dem Kontinente seine hiervon verschiedenen Begriffe gab. Dies hing aber mit der imperatorischen Gewalt des Normannenkönigs zusammen, die in England nicht bodenständig war, sondern erst mit den Eroberern eindrang und von den Franken herstammte, bei denen wiederum oströmische Imperatorengedanken siegreich geworden waren. Von den nicht bodenständigen Einflüssen in England hält aber Pollock überhaupt nicht viel.

*) Rudolf Leonhard, les additions du coutumier de Normandie de Guillaume Le Rouillé d'Alençon en tant qu'elles touchent au droit Romain in den Verhandlungen des Congrès du Millénaire normand. Rouen 1911

Sein beredtes Schweigen über besondere normannische Rechtsgedanken ist hierfür überaus kennzeichnend.

Im nächsten Kapitel schildert der Verfasser Absonderlichkeiten des englischen Formalismus, der erst 1852 in einer Prozeßreform eine Vereinfachung erfuhr, weil er schließlich einen dämonischen Höhegrad erlangt hatte. Da dies Kapitel nur durch eine lange gründliche Ausführung über die eigentümlichen Formen des englischen Verfahrens würde völlig verständlich werden können, so muß ich mich hier darauf beschränken, die unendliche Feinheit seiner Ausführungen durch einige derb gezeichnete Grundstriche zu ersetzen. Kopfzerbrechen macht schon die Überschrift Surrebutter Castle. Das heißt auf deutsch: Die feste Burg der Quintuplik. Die Quintuplik ist hier offenbar nur ein Name für den Formalismus überhaupt. Man nennt so bekanntlich die fünfte Gegenerklärung hinter der Einrede in dem Hin und Her von Einreden und Erwiderungen, die ihnen nachfolgen. Doch ist von einer Quintuplik bei Pollock an dieser Stelle eigentlich nicht die Rede, sondern ihr Name ist nur verwendet, um mit einer seltenen Erscheinung, die besonders verwickelten Sachen eigen ist, eine erdichtete Person in charakteristischer Weise zu bezeichnen, nämlich den zu seinen Lebzeiten hochangesehenen Lord Parke, einen Freund des alten, förmlichen Verfahrens. Pollock ist hier übrigens nur Berichterstatter über ein satirisches Werk des berühmten Juristen Hayes, der im Jahre 1850 vor der Prozeßreform eine Schrift veröffentlicht hatte mit dem Titel »Crogates Case«. Das war ein berühmter Rechtsfall, in dem es besonders formalistisch zugegangen war. Der Titel lautete weiterhin: »Ein Zwiegespräch im Schattenreich über die Reformen der special pleadings«, d. h. der Anlehnung der Gerichtsvorträge an bestimmte, streng klassifizierte Formen. Das Zwiegespräch des Lords mit Herrn Crogate geschieht in der Unterwelt. Derartige juristische Höllenfahrten, bei denen dämonische Geister zu juristischen Zwecken vorgeführt werden, finden sich mehrfach. Im Mittelalter gab es Formularbücher, in denen alle möglichen Zivilrechtsstreitigkeiten als Prozesse zwischen dem Satan und der Jungfrau Maria geschildert werden. Auch Jherings Eintritt in den bekannten Begriffshimmel in seinem berühmten Aufsatz über Begriffsjurisprudenz erinnert an die Wanderungen Dantes an der Hand Vergils durch die Hölle. Auch in der von Pollock berichteten Satire trifft der Lord Surrebutter im Reiche der Schatten den durch seinen Prozeß berühmt gewordenen Crogate und erzählt, wie es ihm im Gerichtshofe des Rhadamantus ergangen ist, wobei technische englische Ausdrücke in Fülle verwendet werden. Zuerst war ihm der Höllenhund Cerberus mit einer schlimmen Einrede entgegengetreten, dem habe er dann eine Replik in den Rachen geworfen, die das Tier nicht verdauen konnte, so daß er ihm entwischte. Darauf wurde er aber wegen frivoler Verwendung technischer Förmlichkeiten angeklagt, namentlich wegen seines Systems der special pleadings, wir könnten beinahe sagen, seines Systems der strengen Substantiierung der verschiedenen Prozeßvorträge. Seine Einreden wurden verworfen. Daher wurde er verurteilt. Betrübt sucht er dem Mr. Crogate gegenüber trotzdem das ihm vorgeworfene formalistische Verfahren zu rechtfertigen. Schließlich versteift sich der formalistische Lord auf eine Spezialität, nämlich eine Replik, die den Namen de injuria führte. Hier wird

er nun in der Erwägung aller Möglichkeiten so genau, daß Mr. Crogate, dadurch beängstigt, fortläuft, während Surrebutter mit dem Versprechen schließt, diese Sache später noch weiter zu erörtern.

Aus diesem unterirdischen Dialoge sei noch eine ironische Bemerkung erwähnt, die in England viel Eindruck gemacht zu haben scheint. Es handelt sich um die in der Weltgeschichte oft gehörte Behauptung, daß allzu große Freiheit des richterlichen Ermessens nicht guttut. So hatte einmal ein Beklagter eingewandt, daß er kein Vermögen besitze; der Kläger entgegnete darauf, daß sein Gegner eine reiche Tante habe. Hierauf wurde diese Tante verurteilt, und dies Beispiel allzu genialer Rechtspflege wurde dann zu einem sprichwörtlichen Namen als der »Tantenfall«, wörtlich My aunts case. Diese Verspottung erinnert an die modernen Verteidigungen der Rechtssicherheitsinteressen gegenüber den Ausschreitungen unserer neueren Freirechtsschule.

Pollock ergänzt den Bericht über die satirische Schrift von Hayes durch einige geschichtliche Bemerkungen und wendet sich dann zu einer der interessantesten und bekanntesten Eigentümlichkeiten des englischen Rechts, nämlich zu dem Dualismus zwischen dem eigentlichen Common Law und der davon verschiedenen Equity, einer freieren Rechtshandhabung, die ein Vorrecht der courts of chancery und of admiralty war. Beides, Common Law und Equity, wurden als zwei Massen von Rechtssätzen scharf geschieden. Jeder der parallelen Zweige hat seine besondere Literatur, sogar eigene Professoren. In New York lehrte ich neben einem Kollegen, der amtlich Professor der Equity hieß. Ohne Zweifel neigte sich dieses Recht, das man neuerdings mit dem Common Law zu verschmelzen beginnt, zu den Idealen der Freirechtsschule hin. Es ist beachtenswert, daß Pollock der equity, die neben seiner lady herrschte, wenig Sympathie entgegenbringt. Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit der Entscheidungen wirft er ihr vor; demgegenüber genießen offenbar die Überreste des altertümlichen Formalismus wegen ihrer autoritativen Sicherheit seine Sympathie.

Freilich gibt er zu, daß seine Lady allerdings unwürdige Diener nicht brauchen könne, d. h. der Formalismus richtig behandelt werden müsse.

Offenbar steht er der Aussicht einer völligen Verschmelzung des unnatürlichen Doppelrechts nicht ohne Besorgnis gegenüber, weil er mit Recht befürchtet, die eigentümlichen Grundzüge seines Nationalrechts dabei verwischt zu sehen.

Hier tritt zuerst hervor, daß seine Ausführungen mehr sind als geschichtliche Schilderungen und die Natur der Abwehr haben. Er fühlt als Ritter seiner Dame deren Herrschaft gefährdet. Ich halte es für keinen Zufall, daß diese Vorträge gerade in Amerika gehalten worden sind. Ich erinnere mich auch noch einer wahrhaft glänzenden Rede, die der englische Botschafter in Amerika, **Bryce**, in einer großen Juristenversammlung in Maine hielt, in der er ein Loblied des englischen Common Law gegenüber den europäischen Kontinentalrechten mit großem Erfolg sang.

Aus der Schulzeit ist uns allen die uralte Anekdote bekannt, daß jemand eine Verherrlichung des Herkules schreiben wollte und ein anderer ihn fragte: »Wer tadelt ihn denn?« In der Regel haben Verherrlichungen nur da einen rechten Zweck, wo ein Tadel befürchtet wird, ebenso wie Rüstungen

nur da, wo man einen Feind erwartet. Pollock sieht aber solche Feinde der Dame, der er dient, tatsächlich in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Das zeigt schon die Überschrift des nächsten Kapitels: Enemies in the gate — Feinde im eigenen Hause, wörtlich innerhalb der Tore der Festung. Gemeint sind hier Mächte, die sich gegen die Herrschaft des common Law in seinem Gebiete auflehnten. Dahin gehörten die feudalen Gerichtshöfe aus der Zeit der Fehden und die außerordentlichen Gerichtshöfe unter den Tudors. In Anlehnung an Maitlands Schrift »English Law and the Renaissance« schildert er weiterhin den Kampf zwischen den romanisierenden Vorkämpfern der Zentralgewalt und den Verteidigern des altertümlichen nationalen Rechts, die es durch gelehrte Forschungen und durch die Sammlung von Urteilen (namentlich in den berühmten Jahrbüchern) festigten. Im Privatrecht zeigte sich hier ein Seitenstück des bekannten Kampfes zwischen Königtum und Parlament. Auch hier hatte der König für seine Starchamber, wie früher für die Chancery, eine erhöhte diskretionäre Gewalt beansprucht. Von der andern Seite wurde vielfach unter dem Vorwande eines Kampfes um persönliche Freiheiten für Sonderinteressen gekämpft, die Unabhängigkeit der Gerichte gegenüber dem König behauptet und die Verantwortlichkeit des Sherifs für Gesetzwidrigkeiten auch dann angenommen, wenn er sich mit einem Befehl des Königs decken konnte.

Daß hierbei in England die volle Unabhängigkeit der Gerichte erlangt wurde, ebenso wie später auf dem Kontinent, ist bekannt. Die älteren Feinde des common Law waren somit aus dem Felde geschlagen.

Doch schafft die neue Zeit dem englischen Rechtssystem neue Feinde. Sehr geringschätzig denkt Pollock über solche Kritiker, die die unvermeidlichen Nachteile jeder Jurisprudenz schelten und dabei übersehen, daß immer eine Partei den Streit verlieren muß, und daß bei Umwälzungen der sozialen und ökonomischen Ziele die Richter naturgemäß den älteren Anschauungen und Idealen zu dienen pflegen.

Einen Hauptgegner des guten alten Rechts sieht Pollock in der Gesetzgebung. Diese Denkweise ist gut englisch. Auch Bryce konnte in dem von mir gehörten Vortrage in Portland-Maine die englische Kodifikationsfreiheit gegenüber den europäischen Gesetzbüchern nicht genug rühmen, ein Punkt, über den ich mich dreimal in Maine, in New York und zuletzt als sein Gast in der englischen Botschaft in Washington mit ihm herumstritt, nicht ohne von dem außerordentlichen Manne viel zu lernen. Köstlich war seine Rede in New York, in der er der ziellosen Gesetzgebungsmacherei der amerikanischen Einzelstaaten gehörig die Wahrheit sagte, bis an die Grenze dessen, was drüben in unfreundlicher Aufrichtigkeit gewagt werden kann. Nun fürchten aber die Anhänger des alten englischen Rechts weniger planlose Gesetze als große systematische Gesetzbücher in der Art unseres Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Ein gemeinsames Werk dieser Art ist zwar für die Vereinigten Staaten nach ihrer unantastbaren Verfassung nicht möglich. Wohl haben aber einzelne Staaten, wie New York und Californien, sich bereits zu bürgerlichen Gesetzbüchern aufgeschwungen, aus denen schließlich ein gemeinsames Nationalwerk herauswachsen könnte. Es würde dies etwa in derselben Art Geltung zu erlangen vermögen, wie sie einst das deutsche



Handelsgesetzbuch für unser Vaterland bekommen hat, nämlich durch Annahme in sämtlichen Einzelstaaten. Eine solche Entwicklung würde das Ende des berühmten common Law für Amerika bedeuten. Instinktiv bestehen daher starke Gegenströmungen gegen Kodifikationsgedanken. Einer der tätigsten Anwälte in Boston sagte mir einmal in echt amerikanischem Humor: »Meine Kollegen in New York füllen ihre Zeit damit aus, daß sie teils ihre Berufsarbeiten erledigen, teils auf ihr Gesetzbuch schimpfen.« Man machte mich drüben sogleich auf eine interessante Schrift von Carter aufmerksam, die sich gegen Privatrechtskodifikationen wendet und in einer Art von Begriffsjurisprudenz ausführt, daß dieser Rechtszweig überhaupt sich nicht dazu eigne, aufgezeichnet zu werden.*) Es verwundert mich daher nicht, daß auch Pollock den Namen Carter mit unverkennbarer Sympathie nennt und darauf hinweist, daß dieser Mann die Ansichten eines hochberühmten englischen Juristen, des Sir Edward Coke, wiederholt hat. Wie wenig auch Pollock von Gesetzen hält, geht daraus hervor, daß er aus der Fülle englischer Schöpfungen dieser Art nur zwei berühmte Vorschriften als wertvoll gelten lassen will, die mit der Stärkung der Zentralgewalt und der Zerstückelung der königlichen Feudalmacht zusammenhängen. Andere von ihm genannte grundlegende Spezialgesetze sind nach seiner Meinung eine Quelle von Schwierigkeiten geworden.

Unter den Gegnern des common Law werden begreiflicher Weise auch die Sozialisten und Utopisten genannt, namentlich die monarchistischen Utopisten. Pollock sieht übrigens in diesen Strömungen keineswegs einen scharfen Gegensatz zu seinem Nationalrecht. Dieses ist vielmehr nach seiner Meinung ebensowohl individualistisch wie sozialistisch. Niemals habe in England unbegrenzte Vertragsfreiheit gegolten, niemals eine Gleichgültigkeit der Gesamtheit gegen das Familienleben. Ob man nicht Ähnliches auch von unserm Rechte sagen kann, lasse ich dahingestellt.

Von der Neuzeit springt die Ausführung in das Mittelalter zurück zu den Feinden des gemeinen Rechts, die im Dienst der Religion standen, den Kanonisten, die sich aber nur um die Grenzen ihres Machtgebietes neben dem weltlichen Richter stritten. Als ein überraschendes Seitenstück nennt er die Quäker und Puritaner, protestantische Gegner des weltlichen gemeinen Rechtes, zu denen die Pilgrimfathers gehören, die die ersten Keime der später vereinigten Staaten einpflanzten. Sie schufen, wie er behauptet, unter dem Namen von Gottes Wort ein modernisiertes mosaisches Recht, das dem common Law widersprach. Erst die amerikanische Konstitution habe, als man den Bund der Vereinigten Staaten schloß, das englische gemeine Recht zum Rechte dieser Staaten gemacht.

Die Richtigkeit dieser Behauptung vermag ich nicht nachzuprüfen. Jedenfalls ist ihr Inhalt geeignet, in der Denkweise des gegenwärtigen Amerikanertums die Sympathie für das gemeine englische Recht zu erhöhen; denn die Verfassung geht dem Bürger der Union über alles, und Roosevelt hat seine außerordentliche Macht durch nichts so gefährdet, als durch Angriffe auf verfassungsmäßige Grundlagen der Union. Auch würde es für Englands Recht ruhmvoller sein, wenn man es

*) Näher ausgeführt sind diese Gedanken in dem größeren Werke: James Coolidge Carter, Law, Its Origin, Growth and Function. G. P. Putnam's Sons, New York and London 1907.

nicht blos nach dem Beharrungsgesetze der Trägheit beibehalten, sondern zielbewußt aus Hochschätzung seines Wertes eingeführt hätte.

An die Schilderung der Feinde innerhalb der Tore des Hauses schließt sich eine neue phantastische Kapitelüberschrift: »Erlösung und Lösegeld«, Rescue and Ransom. Die Erlösung betrifft die Gefahren für die Herrschaft des gemeinen Rechts, das Lösegeld die Opfer, die zu diesem Zwecke gebracht werden mußten.

Daß im englischen althergebrachten Recht eine Gefahr der Stagnation vorlag, wird zugegeben, die Schuld wird aber nicht den Juristen, sondern den Laien zugesprochen, die aus Furcht der Gefährdung ihrer Privatvorteile sich Reformen widersetzten, schon seit dem 13. Jahrhundert, als man es den Königen verwehrte, neue Prozeßformulare die sogenannten writs, und damit neue Anspruchsformen herzustellen. Noch im 18. Jahrhundert fand der geniale Jurist Lord Mansfield bei seinen Neuerungsbestrebungen einen Gegner in dem bekannten Verfasser der Juniusbriefe, der diese Änderungen als Gefahren der Freiheit brandmarkte. Als Lösegeld für die Errettung des englischen Rechts aus der Erstarrungsgefahr mußte man außerordentliche Gerichtshöfe oder Analogien in Fiktionsform zulassen. Zu den letzteren gehörte in England wie in Amerika eine Erscheinung, die eine merkwürdige Familienähnlichkeit mit den römischen prätorischen actiones in factum hat, die actions on the case. Sie dehnten eine ältere Anspruchsart auf einen neuen Fall aus, auf den er sich nicht bezog, eine Erscheinung, die namentlich Holmes trefflich schildert. Wenig sei für die Verbesserung des englischen Rechts durch einzelne Gesetze geleistet worden, und von einer größeren Reform erwartet Pollock nicht viel. Er vermißt in der Hinsicht für derartige Reformen die Teilnahme der Volksmassen, denen der Juristenberuf zum Geheimnis geworden sei, ein mystery in doppeltem Sinn, nämlich ein besonderes ministerium, das zugleich mysterium geworden sei. Tout comme chez nous.

Dieser etwas wehmütig ausklingenden Bemerkung schließt sich nun ein triumphierendes Kapitel an, ein Loblied der Dame des common Law, das ihre Macht preist, ihre Bundesgenossen und ihre Eroberungen aufzählt: Alliance and conquest.

Die Bundesgenossen sind fremde Gedankenkreise, die römischen wie die lehnsrechtlichen. Beide veranschlagt Pollock in ihrem Einflusse auffallender Weise gering. Holmes gibt hinsichtlich des römischen Rechts ein ganz anderes Bild, und was die Einflüsse des Feudalrechts betrifft, so darf hervorgehoben werden, daß selbst der Name des freien Eigentums fee simple von feudum abgeleitet ist. Dies sogar in Amerika, das angeblich keine Spuren des Feudalismus zeigt. Pollock bedauert, daß die Begründer des common Law, namentlich Coke, nicht bereits die erst in Deutschland zur Geltung gekommene historische Schule gehabt haben, offenbar, weil dann fremde geistige Hilfe entbehrlich gewesen sein würde. Daß England im Recht und in der Sprache fremde Elemente aufnahm, hat ihm aber seine Eigenartigkeit nicht geraubt. Als ein etwas fernliegendes Seitenstück wird die neupersische Sprache erwähnt. Übrigens geht das nationale Selbstbewußtsein Pollocks nicht so weit, daß er andern Staaten ähnliche Erfolge abspräche. Immerhin habe das englische Recht im Wettlaufe der Völker einen besonders guten Start gehabt, sowohl



im Königsgericht, wie im Verfahren der Kirche, die viele weltliche, d. h. nationale Rechts-Elemente pflegte.

Hier wird noch einmal die Equity neben dem common Law genannt, aber dieses Mal nicht als ihr Gegensatz, sondern als eine Hilfskraft. Unter Hinweis auf ältere Forschungen und auf einen Vortrag des Oxforder Professors Vinigradoff auf dem Historikertage in Berlin wird der Zusammenhang dargetan, den diese Equity mit dem Naturrecht in seiner mittelalterlichen Gestalt hatte, mit den sogenannten principles of reasonableness, einer Erscheinung, die an Stammlers richtiges Recht erinnert. Die wertvollste Frucht dieser Strömung war das englische Handelsrecht, das zunächst mehr Handelssitte als Recht war, aber bereits schon von Blackstone im 17. Jahrhundert als Zweig des common Law anerkannt wurde. Es war ein Ersatz für die zusammenbrechenden Gildengerichte, entsprungen daraus, daß man das Naturrecht vor der Chancery anrief. So blieb es in England ein Zweig des bürgerlichen Rechts und wurde nicht, wie in Frankreich und Deutschland, in eine abgesonderte Stellung gebracht, deren Bedenklichkeit ich vor einigen Jahren in Breslau in einem Vortrage in der Börse zu betonen mir gestattete, freilich nicht ohne Widerstand zu finden.

Mit Hilfe so glänzender Bundesgenossen wurden vom englischen Rechte gewaltige überseeische Eroberungen gemacht; alle schottischen Kolonien und Schiffsleute stehen unter englischem Recht. Wo die englische Flagge weht, verbreitet es sich, namentlich als Straf-, Verfassungs- und Handelsrecht, weniger als Sachen-, Familien- und Erbrecht. Dies sei um so rühmlicher, als seine Fassung vielfach recht zweifelhaft ist, so daß Pollock z. B. nur einen einzigen Juristen kennt, den Sir B. S. Wright, der das Recht des Diebstahls versteht, (eine Einsicht, die wir von jedem Prüfungskandidaten verlangen). Ein besonderes indisches Strafgesetzbuch entstand 1860 und wurde in andern englischen Kolonien an die Stelle des älteren römisch-holländischen Rechts gesetzt, auch in Canada entstand ein Strafgesetzbuch. In manchen Gegenden trat das englische Recht neben andere Rechte, so in Mauritius und in Trinidad. Das Recht der Schwurgerichte hat jedenfalls das Gebiet des englischen Privatrechts weit überflügelt. Auch neben dem römischen Recht hat das englische vorsichtig Terrain erobert. Von dem erfolgreichen Widerstand, den das Vordringen des englischen Rechts in Louisiana gefunden hat, ist nicht die Rede.

Alle diese Ruhmestitel erinnern an die Jahrhundertfeier des code civil im Jahre 1903, der ich als Gast beiwohnen durfte. Dort fiel eine ähnliche Übersicht über den Siegeszug des französischen Rechts durch die Welt deshalb noch glänzender aus, weil er sich nicht zugleich mit der Verbreitung der politischen Herrschaft Frankreichs vollzog, sondern — man denke nur an Japan — zum Teil ganz unabhängig davon war. Solche Triumphe, die lediglich auf dem sachlichen Werte des siegreichen Rechts beruhen, vermag Sir Pollock für das common Law schließlich doch nicht nachzuweisen.

Bei der französischen Feier konnte man bemerken, daß Frankreichs Revue über die geistig eroberten Völker deshalb besonders eindrucksvoll war, weil man fühlte, daß in dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch dem französischen ein unbequemer Wettbewerber um die Gunst der Völker erwachsen war. Pollock nimmt das Gleiche nun keineswegs hinsichtlich des common

Law an, aber es ist auffallend, daß er gerade im Anschluß an die englischen Eroberungen auf dem Rechtsgebiete ein — übrigens sehr wohlwollendes — Urteil über unser Deutsches Gesetzbuch fällt, dessen Hauptvorzug er in der wissenschaftlichen Systematik, die es vorbereitete, richtig erkennt.

Im vorletzten Kapitel wendet der Verfasser sich den besonderen Gefahren zu, die dem common Law von seiten des Handelsverkehrs her drohen, den perils of the market place. Dahin rechnet er den Streit zwischen Freihandel und staatlicher Handelsbevormundung. Ihn führt er auf den mittelalterlichen Gegensatz zwischen den gewährten Freibriefen und den von ihm gemißbilligten Monopolen zurück. Indem der Staat die älteren Schranken des Wettbewerbes aufhob, rief er sozialistische Wünsche hervor, die für viele vom Wettbewerb erdrückten Existenzen Hilfe begehrten. Der bekannte Kampf gegen die Trusts wird hier nicht genannt, aber doch wohl auch in das Auge gefaßt. Scharf wird betont, daß diese Frage den Staat eigentlich nichts angehe, und das englische Recht über den Gegensatz von Verkehrsfreiheit und Bevormundung ebenso erhaben sei wie über die Verschiedenheit der politischen Staatsform. Den Schutz gegen den unlauteren Wettbewerb hat die Praxis ohne Hilfe der Gesetzgebung in England aus sich heraus im 19. Jahrhundert geschaffen, während bei uns deshalb bekanntlich auf die Klinke der Gesetzgebung gedrückt werden mußte. Auch für die Schranken in der Ausübung des Eigentums genügt nach Pollock der germanische Grundsatz des Handelns auf eigene Gefahr. Dagegen vermochte die Praxis nicht aus sich heraus das erforderliche Expropriationsrecht zu entwickeln, sondern es bedurfte dazu besonderer Statuten. Den strafrechtlichen Kampf gegen die Streiks mißbilligt Pollock, ebenso tadelt er einige neuere Strömungen, die mit der Haftpflicht der Arbeitgeber zusammenhängen. Die Wünsche eines erneuten Eingreifens des Staats in die Regelung der Arbeitsgelegenheiten lassen auch Pollock eine Schädigung der rein juristischen Natur der Rechtspflege befürchten. Auch fordern sie die Tätigkeit der Gesetzgebung heraus, eine Gefahr, die Pollock, wie wir sahen, besonders fürchtet.

Daß das englische gemeine Recht aus sich selbst heraus für Verkehrsbedürfnisse zu sorgen die Kraft habe, wird aus zwei besonders gelungenen Rechtsinstituten gefolgert, die es schuf, der englischen Vollmachtslehre und dem für uns sehr schwer verständlichen Rechtsbegriffe des Estoppel, einer Erscheinung, die der exceptio doli ähnlich, wenn auch keineswegs gleich ist.

Den Abschluß des Ganzen bildet: das »rastlose Suchen«, the perpetual quest, d. h. das unermüdliche Forschen und Arbeiten des englischen Juristen nach dem Rechte, das Stammler das richtige nennen würde. Es ist dies eine romantische Bemäntelung einer unzulänglichen Festigkeit des Rechts. Das Erfordernis der geschichtlichen Vorbildung und Forschung wird in einer für uns selbstverständlichen Weise sehr anschaulich dargelegt. In Amerika ist seine Anerkennung allerdings erst jüngeren Datums. Die Gefahren der der englischen Praxis eigentümlichen Anklammerung an Vorentscheidungen bespricht Pollock mit viel Einsicht.

Vor allem warnt er aber vor der Überschätzung ausländischer Muster. In einem anschaulichen Beispiel tadelt er mit Recht die Neigung, aus fremden



Systemen einzelne Sätze als lobenswert herauszureißen, die nur als Glied des Ganzen gewürdigt werden können.

Von besonderer Bedeutung ist es, daß er das römische Recht zwar als Gegenstand des Studiums empfiehlt, aber mit Entschiedenheit betont, daß es dem englischen Rechte an sachlichem Werte nicht überlegen sei. Er wählt dazu dasselbe Beispiel, das auch O.W. Holmes anführt, um den Wert des englischen Rechts gegenüber dem gemeinen deutschen Rechte herauszustreichen: die Besitzlehre. Pollock gibt den Auszug eines von ihm verfaßten Werkes über Besitz, das auch in Amerika besonders geschätzt ist. Mir will es scheinen, daß Rechtsschöpfungen, die unter ganz verschiedenen Daseinsbedingungen entstanden sind, sich einer bewertenden Vergleichung nur schwer fügen, sofern nicht die Verschiedenheit der Entstehungsbedingungen klar gelegt wird.

Besonders interessant ist aber die Betonung des Wertes des englischen Rechts gegenüber dem römischen oder richtiger, den an der Hand der römischen Quellen entwickelten Grundsätzen der europäischen Kontinentalrechtssysteme. Sie geschieht nicht zwecklos. Ein bedeutendes Werk von Taylor,*) einem früheren amerikanischen Gesandten in Spanien, spricht von einem durch Amerika anzubahnenden allgemeinen Weltrechte, bei dem das öffentliche Recht auf englischer, das private auf römischer Grundlage stehen müssen. Aus zahllosen Unterredungen, die ich über diesen Punkt mit Juristen und Nichtjuristen, darunter auch mit Cleveland und Theodor Roosevelt hatte, weiß ich, daß in den Vereinigten Staaten starke Strömungen bestehen, die nach europäisch-kontinentalem Muster Kodifikationen anstreben. Während ich in Portland-Maine in einer im wesentlichen englisch-amerikanischen Juristenversammlung darum bat, in der weiteren Rechtsentwicklung Deutschland nicht gänzlich zu vergessen, möchte ich jetzt umgekehrt hier hervorheben, daß die englische Entwicklung unmöglich in ihrer privatrechtlichen Eigenart verschwinden darf und auch in Deutschland eine erhöhte Pflege verdient. Das römische Recht muß hierbei die gemeinsame Grundlage für das Studium des kontinentalen und des englisch-amerikanischen Rechts sein, nicht aber kann es als Endziel des Rechtsaustausches in Frage kommen (vgl. des Verfassers Aufsatz: The Vocation of America for the science of Roman Law in der Harvard Law Review, March 1913. S. 389 ff.). In diesem Punkte muß also der unbefangene Kontinentaljurist Pollock beistimmen, dessen begeisterte Lobeshymnen auf die Leistungen seines Rechts nicht übertrieben sind.

Was Amerika und der neuen Weltrechtswissenschaft nottut, ist eine Entwicklung in der Richtung, in der Eugen Huber für die Schweiz Unvergängliches geleistet hat, indem er eine Vereinigung französischen und deutschen Rechts schuf. So muß die Zukunft dahin streben, das europäische Kontinentalrecht mit dem englisch-amerikanischen Rechte zu einer höheren Einheit zu verbinden. Dies ist aber nur möglich, wenn die wissenschaftliche Kontinentalsperre auf rechtswissenschaftlichem Gebiete wegfällt, d. h. kontinentale und englisch-amerikanische Juristen zu gegenseitigem Verständnisse und Gedankenaustausche zusammenwirken.

Vor nicht allzulanger Zeit war der Nationalismus ein Gegengewicht gegen die Kleinstaaten, heutzutage steht er bereits dem Zug zum Übernationalen als

*) The Science of Jurisprudence. New York, The Macmillan Company 1908. Preface besonders XIII und XIV.

Partikularismus gegenüber. Bei dem Fortschritt zur Weltwissenschaft des Privatrechts in der durch die neue Weltwirtschaft vorgezeichneten Richtung, wird aber das vortreffliche Werk Pollocks als Wegweiser von bleibendem Wert sein.

Nachrichten und Mitteilungen.

Leonardo als Techniker.

In dem Schreiben, mit dem sich Leonardo selbst im Jahre 1481 dem mailändischen Herzog Lodovico Sforza empfahl, wies er nicht nur auf seine künstlerische Begabung hin, sondern betonte fast noch stärker seine Kenntnisse und Fähigkeiten als Techniker. In einer Zeit, in der noch so viele Probleme der Technik und Naturwissenschaft ungelöst waren, mußten Leonardos Worte geradezu als prahlerische Übertreibungen angesehen werden. Aber heute wissen wir, daß es dem Künstler ernst war mit seiner Anzeige, und die genaue Durchforschung und Publikation seiner zahlreichen und viefach zerstreuten Manuskripte zeigt uns immer deutlicher, wie weit Leonardo nicht nur als Künstler, sondern auch als Techniker seiner Zeit vorausgeeilt war.

Aus der Fülle des fast unübersehbaren Materials hat Franz M. Feldhaus*) jetzt eine geschickte Auswahl veröffentlicht, die uns wenigstens einen Begriff zu geben vermag von der unendlichen Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit von Leonardos Beschäftigung. Ist es schon erstaunlich genug, wie tief der Meister neben seiner rein künstlerischen Tätigkeit in das Wesen der Natur eingedrungen ist und ihre Geheimnisse entdeckt hat, so vermögen wir kaum zu glauben, daß in diesem gleichen Geist noch Raum war für die Hunderte von Erfindungen auf dem Gebiet der reinen Technik. Wie rastlos müssen seine Gedanken tätig gewesen sein, um alle diese Materien zu umspannen! Wo er ansetzt, da zeigen sich ihm sogleich völlig neue, bisher ganz unbekannte Mittel zur Konstruktion oder Verbesserung seiner Apparate. So ist er in vielen Fällen auf Entdeckungen gekommen, die erst weit spätere Zeiten wieder gemacht und als Wunder gepriesen haben.

Da hören wir bei seinen kühnen Kanalprojekten, durch die er alle Städte Toskanas untereinander und mit dem Meer verbinden wollte, von Baggermaschinen, deren Grundzüge noch heute wirksam sind. Ein Erdbohrer wird auf dem richtigen Prinzip des Korkziehers aufgebaut. Eine Bohrmaschine für Baumstämme zeigt Vorrichtungen zur sichern Zentrierung, die erst wieder Jahrhunderte später in ähnlicher Weise auftauchten.

Als Freund der Musik beschäftigt sich Leonardo lebhaft mit mechanischen Musikinstrumenten und konstruiert ein mechanisches Geigenklavier, wie es etwa hundert Jahre nach ihm in Nürnberg als neue Erfindung aufkam. Bei einer Buchdruckpresse bringt er einen auf schiefer Ebene beweglichen Preßtisch an. Ein mechanischer Münzapparat soll die sichere Prägung von Geldstücken ermöglichen. Mit einer Maschine will er 480,000 Nadeln täglich herstellen und berechnet den jährlichen Gewinn auf 60,000 Dukaten. Nur daß diese Summe leider auf dem Papier stehen blieb und der große Meister mehr als einmal in die dürftigsten Verhältnisse, ja in Not geriet. Aber der kühne Flug seiner Gedanken wurde dadurch nicht gestört. Als Erster benutzt er Linsen für ein Fernrohr zur Betrachtung des Mondes und hängt er einen Kompaß in einem Ringgehäuse auf, damit dieser bei allen Schiffsschwankungen die horizontale Lage behält. Mit einem Hörrohr verstärkt er das Vernehmen von Geräuschen auf dem Land und dem Wasser, und in geheimnisvollen Worten spricht er von Schwimmgürteln und einer Taucherweste. Nach Art unserer noch heute gebräuchlichen Schusterlampen benutzt er das Wasser zur Verstärkung des Lichtstrahls und hat dabei vielleicht schon den erst im 18. Jahrhundert bekannt gewordenen Lampenzylinder entdeckt.

Zur Herstellung der seiner Zeit noch großes Kopfzerbrechen verursachenden Schraubengewinde erfindet der Künstler ein Schneidezeug. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt er die mannigfachen Möglichkeiten des Ineinandergreifens der Zahnräder und baut auf ihnen seine Wegmesser und Schrittzähler auf. Die Zahnräder dienen ihm dann auch zur Übertragung der menschlichen Kraft auf allerlei Mechanismen. Besonders interessant hierunter ist die Vorwärtsbewegung von Schiffen mittels Schaufelräder. Auch die Wasser- und ebenso die Luftschraube hat Leonardo zuerst gekannt. Der Pendel dient

*) Franz M. Feldhaus, Leonardo. der Techniker und Erfinder. Eugen Diederichs, Jena 1913.



ihm zur Regulierung von Maschinenbewegungen, vielleicht auch schon eines Uhrwerks. Bei einer Kreiselstudie macht er wichtige Beobachtungen über den Reibungswiderstand in den Lagern, was erst das 19. Jahrhundert wiederaufgenommen und weitergebildet hat. Vor den Holländern erfand er die Windmühle mit drehbarem Dach und feststehendem Haus. Die Bandbremse, Gelenkkette (1832 wiedererfunden), Riemenspannvorrichtung, Drahtseile, die erst Ende des 18. Jahrhunderts in England wieder auftauchen, sind ihm nichts Fremdes.

Wo die menschliche Kraft nicht ausreicht, da bedient sich Leonardo des Dampfes, über den er wichtige und fundamentale Entdeckungen macht. So erfindet er einen Apparat zur Messung von Dampfmengen, hebt mittels einer atmosphärischen Feuermaschine mit Zylinder, Kolben und Ventil große Lasten und fördert mit einem Feuertopf Wasser aus Brunnen.

Wie er als Festungsbaumeister grundlegende Neuerungen entdeckt, die ihm vielleicht seine Berufung zu Cesare Borgia und Anstellung als Inspizient sämtlicher Festungen in der Romagna eingetragen haben, so erfindet er als erster das Gewehr mit Feuerstein und dem durch eine Feder getriebenen Radschloß. Zu leichtbeweglichen Feldgeschützen gesellt sich die Totenorgel, in der er bis 72 Röhren miteinander verbindet und durch eine originelle Vorrichtung entzündet. Auch den Wasserdampf benutzt er zum Schleudern von Geschossen und konstruiert an dem sogenannten Archimedischen Geschütz eine Zielvorrichtung. Vier große Armbrüste läßt er durch ein von zehn Menschen bewegtes Tretrad spannen und abwechselnd vor den an einer Schießscharte sitzenden Schützen bewegen, wodurch eine bedeutende Schnelligkeit im Schießen erzielt wird. Sogenannte Rebhuhngeschoße zerstreuen ihre Kugeln, am Aufschlagorte angelangt, nach allen Seiten.

Daß dieser kühne, mit den Geheimnissen der Natur so vertraute Geist vor nichts zurückschreckte, läßt sich begreifen. Er beobachtet den Flug der Vögel, um aus ihm zur Konstruktion seiner Flugmaschine zu gelangen. Die Flügel der Fledermaus sind ihm in richtiger Erkenntnis die einzig maßgebenden, da sie eine zusammenhängende Fläche bilden. Er erkennt die Prinzipien des Luftwiderstandes und weiß, daß zum Antrieb der Maschine starke Kräfte — er sucht die Beinmuskeln dafür zu verwenden — notwendig sind. Die Gefährlichkeit der Wolken und der in gebirgigen Gegenden vorhandenen Wirbelströmungen in der Luft hat er als Erster richtig betont und den Flieger davor gewarnt. Auch gegen das dem Flugzeug so gefährliche Umstürzen in der Luft scheint er Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Schon sieht er im Geiste seinen kühnen Vogel zum Staunen aller durch die Lüfte gleiten.

Aber dieser Traum Leonardos sollte sich nicht erfüllen. Ebenso sicher werden wir annehmen können, daß manche seiner Maschinen über die Idee und Zeichnung oder höchstens ein kleines Modell nicht hinausgekommen sein werden. Der Stoff war zu reich und mannigfach und seine Zeit für viele seiner Erfindungen noch nicht reif. Aber immer aufs neue müssen wir bewundern, wie viel von dem, was teilweise erst unsere Zeit entdeckt hat, schon vor Leonardos Geist klar und offen lag. Die Eigenart, ja das Rätselhafte seines Wesens werden wir nie völlig zu ergründen vermögen. Aber stets werden wir uns, angezogen von allen Geheimnissen, deren Schlüssel er besaß, gerade auch mit dieser Seite seines Schaffens gern befassen.

Denn auch hieraus wird uns der originale Wert der Renaissancekultur deutlich. Wie sie auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften Gedanken erschloß, die als neue treibende Kräfte das Leben bereicherten und bis in unsere Zeit wirksam geblieben sind, so ist sie auch auf dem Gebiet der Technik und Naturwissenschaft eigene und selbständige Wege gegangen. Die alten Fesseln waren gesprengt und der Geist begann sich frei zu bewegen. Daß er nicht mit einem Schlag alles Alte überwinden konnte, versteht sich von selbst. Auch Leonardo haftete mit manchen seiner Vorstellungen über die Natur und ihre Kräfte in mittelalterlichen Anschauungen. Aber das Entscheidende bleibt doch, daß er als erster exakter Forscher und Experimentator auftrat. Damit hat er moderne Bahnen eingeschlagen, und dadurch gelangte er zu den Entdeckungen, die erst die hochentwickelte Technik des 19. Jahrhunderts bekräftigt und weiter verfolgt hat. So dankt auch sie jener Kultur manche Grundlage. Dies führt uns immer wieder zu der Erkenntnis, wie umfassend jene neue Geistesrichtung, die im 15. Jahrhundert in Italien aufblühte, gewesen ist und wie mannigfach, trotz aller gerade in unserer Zeit erhobenen Einsprüche, die Fäden sind, die die Gegenwart mit ihr verknüpfen.

Berlin. Val. Scherer.

Die Ausstellung von Neuerwerbungen deutscher Plastik im Kaiser-Friedrich-Museum.

Als vor neun Jahren das Kaiser-Friedrich-Museum eröffnet wurde, stand es vom ersten Tage an fest, daß für die gewaltig angewachsenen Sammlungen auch dieses neue Haus auf die Dauer nicht Raum genug biete. Im Erdgeschoß, das noch die Schausammlung des Münzkabinetts aufnehmen mußte, drängten sich verschiedene Abteilungen zusammen, die, alle in lebhaf-



tester Entwicklung begriffen, mit ihren Ansprüchen an Licht und Raum hart aufeinanderstoßen mußten. Die Sammlung der „Bildwerke der christlichen Epochen" zerfällt, wie dies auch in der wissenschaftlichen Katalogisierung hervortritt, längst in drei geschlossene Sondergruppen mit eigener Entwicklung und eigenen Zielen: eine altchristliche, eine italienische und eine deutsche. Zu ihnen gesellte sich noch die neugegründete, kraftvoll aufstrebende islamische Kunstabteilung. So kommt es, daß die für Lehrzwecke und für eine Ergänzung der Originale so wichtigen Gipsabgüsse von Anfang an nur teilweise und in drangvoller Enge ausgestellt werden konnten; und als vor Jahresfrist wenigstens die Abgüsse nach italienischen Werken ans Licht gezogen und sachgemäß in den Sälen gegen den Kupfergraben gruppiert wurden, da wurde diese Maßregel mit einer starken Zusammendrängung der Originale im Obergeschoß erkauft. Bei der deutschen Plastik vollends mußte von Anfang an auf eine Aufstellung verzichtet werden, die der Bedeutung der Sammlung gerecht geworden wäre. Die wenigen, mäßig großen Räume, in denen sie sich ausbreiten durfte, liegen an den Innenhöfen und haben zum Teil das gefürchtete diffuse Licht von zwei Seiten her. Viele Behangflächen mußten erst durch Scherwände hergestellt und der so geschaffene Raum aufs äußerste ausgenutzt werden, um wenigstens den schon vorhandenen Besitz zur Schau zu stellen.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Zustand nur als ein Provisorium sich rechtfertigen läßt. Wenn irgendeine Sammlung ein neues Haus von der Fürsorge des Staates erwarten mußte, so war es die der alten deutschen Kunst. Daß sie sich tatsächlich auf dieses zukünftige neue Haus einrichten darf, verdankt sie dem großartigen Organisationsplan für die Königlichen Museen, die der jetzige Generaldirektor beim Beginn seiner Tätigkeit aufgestellt und bei den maßgebenden Stellen durchgesetzt hat.

Aus den geschilderten Verhältnissen ist es zu verstehen, wenn die planmäßige Arrondierung des Besitzes an deutscher Kunst, die erst im neuen Haus zur rechten Geltung kommen wird, in den letzten Jahren fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit sich vollzog. Was an größeren Stücken erworben wurde, wanderte ausnahmslos ins Magazin. Aber diese Übung brachte je länger, je mehr Unzuträglichkeiten mit sich. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Sammlung deutscher Plastik, die ohnehin in der Ausstellung stiefmütterlich bedacht war, auf den Besucher des Museums den Eindruck des Stillstandes machen und an dem Interesse weiter Kreise einbüßen mußte, auf das gerade sie bei ihrer nationalen Bedeutung den größten Anspruch hat. Dazu kam, daß die Neubauten der Museumsinsel durch ungeahnte Schwierigkeiten verzögert wurden. So schien es an der Zeit, von der Ernte der letzten Jahre wenigstens einen Teil — nämlich die Stücke, die auch in kleinerem Raume zur Wirkung kommen können — öffentlich zugänglich zu machen. In dem Durchgang, der das vordere Treppenhaus des Kaiser-Friedrich-Museums mit der „Basilika" verbindet, wurde durch zwei lange Scherwände ein Ausstellungsraum gewonnen, der zwar architektonisch und museumstechnisch keine ideale Kunststätte bedeutet, aber doch den nicht zu unterschätzenden Vorzug hat, daß man schwer an ihm vorübergehen kann.

Die Werke, die dort in den „Mittelpunkt des Interesses" gerückt sind, ergeben naturgemäß ein etwas buntes Gesamtbild. Eine genaue Abgrenzung der Zeiten oder gar der Schulen darf man hier nicht erwarten. Immerhin bietet das nahe Beieinander so vieler disparater Stile und Empfindungsweisen Gelegenheit zu lehrreichen Vergleichen. Mancher Besucher wird sich zum Beispiel wundern, wie gut die oft verkannte und noch öfter u n g e k a n n t e Plastik der Spätzeit, also des 18. Jahrhunderts, hier im Rahmen des Ganzen abschneidet.

Bei der G r o ß p l a s t i k, die zusammen mit einigen Möbelstücken an den Wänden Platz gefunden hat, handelt es sich fast durchweg um Statuen und Gruppen, die einst in A l t a r s c h r e i n e n gestanden und dort im Glanz einer unverblichenen Farbenherrlichkeit ihre volle dekorative Wirkung entfaltet haben. Aber sie sind dieser ihrer Heimat längst, viele wohl seit Jahrhunderten, entfremdet, und die Zeit hat gerade ihrem Farbenkleid oft übel mitgespielt. Ihre unverwüstliche Lebenskraft zeigt sich gerade da, wo noch ein Rest der alten Bemalung erhalten ist und die einzelnen Farbflecken zu einem neuen leiseren Akkort als einst zusammengehen. Wie zart schimmern die Reste der Vergoldung auf dem Gewand der südbayerischen Madonna von 1400. Wie fein mischt sich das Gold mit der Untermalung auf dem reichlich hundert Jahre jüngeren Stephanus aus der Gegend von Eichstätt, oder bei dem Mittelstück des Raumes, der „Madonna von Dangolsheim". Gewiß sind wir heute auf dem richtigen Weg, wenn wir die Spuren der alten Farbe nicht entfernen, noch ersetzen, sondern lediglich, was möglich ist, zu retten, zu sichern und — freizulegen versuchen.

Die erste Blütezeit der deutschen Bildnerei, aus der naturgemäß nur selten museumswürdige Stücke in den Handel kommen, ist (wenigstens mit Werken großen Maßstabs) in der Ausstellung nicht vertreten. Desto mehr die zweite, die sich von den Anfängen schärferer Naturbeobachtung im frühen 15. Jahrhundert bis zu dem Nachlassen schöpferischer



Kraft im späteren sechzehnten verfolgen läßt. Wer genauer zusieht, dem erschließt sich auch an unsern vereinzelten Proben der Reichtum der nach Landschaft und Stammesart so verschiedenen Ausprägungen dieser Stilperiode. Wie immer hebt sich der Niederrhein zusammen mit Westfalen als eine besondere Provinz mit leicht kenntlicher Eigenart heraus. Neben den typischen Erscheinungen der unbemalten Eichenholzarbeiten (die flämische Gruppe der Vermählung Mariae, die reizvolle Agnesstatue!) zeigt sich auch ein edles niederländisches Schnitzwerk, ein Kreuzigungs-Fragment, im schönsten Schmuck alter Polychromie. Der gehaltene Schmerz dieser drei Gestalten, die klare, höchst überlegte Gruppierung weisen deutlich genug auf eine künstlerisch hochkultivierte Heimat. Es ist die Malerei eines Gerard David oder eines Geertgen, die auf den Bildhauer gewirkt haben. Niederländische Einflüsse, ja die Wirkung ganz bestimmter Bewegungsmotive aus den Bildern der großen Altniederländer, verspüren wir auch in drei (jetzt farblosen) sicher süddeutschen Kreuzigungsreliefs, die sich noch keiner bestimmten Werkstatt zuteilen lassen.

Den Reichtum der schwäbischen Kunst, die am Bodensee und in Ulm, in Augsburg und dem Allgäu und ebenso im Norden gegen Franken hin selbständige Schulen hervorbrachte, können nur die süddeutschen Museen in seiner Fülle darstellen. Berlin hat früh begonnen, sich Ulmer und Augsburger Werke zu sichern, die neben der Stammeseigentümlichkeit noch das persönliche Gepräge überragender Künstler, eines Multscher, eines Gregor Erhart, trugen. Joerg Lederer, der Meister von Kaufbeuren, dem die neu hinzugekommene Gruppe der Krönung Mariae zuzuschreiben ist, gehört schon zu der Generation, die um 1520 ihre besten Werke schuf. In eigentümlicher Weise treffen hier zwei Richtungen der Zeit zusammen, der fast barocke Drang nach malerischer Bewegtheit der Gewänder in den Gestalten von Gott-Vater und -Sohn und eine idyllische Anmut in der Schilderung der entzückenden Engelgruppe zu beiden Seiten der knienden Maria. Nach Augsburg führt das hübsche, etwas derbere Altärchen mit der Verkündigung, in seine Umgebung die große „Himmelfahrt Mariae", die den gefeierten Stiftergruppen des Germanischen Museums zwar nicht ebenbürtig, aber stilistisch verwandt erscheint.

Der Oberrhein, das Gebiet von Straßburg und Freiburg, war nicht bloß in der hochgotischen Zeit, sondern ebenso um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert eine Stätte ausgebreiteter und selbständiger bildnerischer Tätigkeit. Hier gelang es in den letzten Jahren, bedeutende Lücken der Sammlung glücklich zu füllen. Der Meister der Reliefgruppe ‚Die Geburt Christi', der noch vor 1450 im Elsaß gewirkt hat, überrascht ebenso durch seinen frischen Wirklichkeitssinn, wie durch die sinnige, gemütvolle Schilderung des Familienglücks. In der zwei Generationen jüngeren „Madonna von Dangolsheim", der heißumstrittenen Perle der Sammlung Oertel, die im letzten Frühjahr einen der Rekordpreise des Kunstmarktes erzielte, ist die Empfindung nicht mehr so tief und innig, aber die Eigenart des Motivs, die ungewöhnliche Grazie dieser Erscheinung und die glanzvolle Sicherheit der Technik sichern dem Werk einen Ehrenplatz nicht bloß in der Berliner Sammlung. Auf das feine Relief aus Colmar, den schlafenden Einsiedler (oder Krämer?) in einer reichen Landschaft, das gegenständlich noch nicht sicher erklärt ist, sei nur im Vorübergehen hingewiesen.

Altbayern gehört zu den Landstrichen, deren Bildwerke allzulange hinter den berühmteren fränkischen Stücken zurückstehen mußten. Das Museum besitzt jetzt in dem H. König aus Tegernsee ein monumentales Stück von so urkräftigem Schlag, daß man das Fehlen des sanfteren „Blutenburger Meisters" eher verschmerzen kann. Innerlich bedeutsamer noch ist die Kunst des in Landshut tätigen Hans Leinberger, von dem Berlin schon bisher hervorragende kleinplastische Stücke besaß. Das Relief der „Kreuzabnahme" aus der Sammlung Lanna, das mit verwandten Arbeiten zusammen ausgestellt ist, bildet die Krone dieser Erwerbungen. In den knappen, mit Ausdruck gesättigten Linienzügen dieses Kleinods deutscher Kunst lebt ein leidenschaftliches Pathos, das in der Tat an Grünewald erinnert. Die Freude über den einzigartigen Besitz eines solchen Stückes, das aus der Schatzkammer eines Privatsammlers hervorgeholt und ins Licht der Öffentlichkeit gerückt ist, rechtfertigt gewiß die außerordentlichen Aufwendungen, die dafür gemacht werden mußten. An solchen Werken wird sich das Interesse für die deutsche Bildnerei immer wieder neu entzünden können.

Lange genug hat die Kunsterziehung der natürlichen Wertschätzung deutscher Kunst bei der großen Menge unserer Gebildeten im Wege gestanden. Die Ausstellung, von der hier nur auf einige Proben hingewiesen wurde, mag in manchem den Eindruck erwecken, daß die Kenntnis unserer künstlerischen Vergangenheit nicht bloß eine nationale, sondern ebensosehr eine Forderung der Gerechtigkeit ist.

Berlin. Theodor Demmler.

Neue koptische Apokryphen. Wallis Budge, der Vorstand der ägyptischen



und assyrischen Altertümersammlungen im British Museum, hat kürzlich im Auftrag der Trustees des genannten Museums eine hochinteressante Publikation herausgegeben, die auch weiteren Kreisen als den professionellen Gelehrten und Studierenden der Bibelwissenschaft Anregung geben wird. Das Buch enthält die koptischen Texte mit englischen Übersetzungen einer wichtigen Reihe von Apokryphen, ferner die Lebensbeschreibung des Pisentius, Bischofs von Koptos im 7. Jahrhundert, eine Lobschrift auf Johannes den Täufer und eine Reihe von Instruktionen, die Pachomius der Archimandrit gegeben hat. Alle diese Texte sind im oberägyptischen Dialekt geschrieben und zum erstenmal jetzt publiziert. Wir entnehmen darüber „The Times" folgendes: „Das größte und vielleicht interessanteste Apokryphon, welches Budge veröffentlicht hat, ist das „Buch der Auferstehung", das dem Apostel Bartholomeus zugeschrieben wird. Es beschreibt den Niederstieg unseres Herrn in die Hölle, den Sieg über den Tod und seine Söhne, die Niederlage des Teufels, die Zerstörung der Tore, Baren und Schlösser der Hölle, das Auslöschen ihrer Feuer, die Vernichtung ihrer glühenden Kohlen, die Befreiung von Adam und Eva und allen Menschenkindern, und endlich die Verdammung des Judas Ischariot. Dann folgt der Aufstieg unseres Herrn aus der Hölle, seine Auferstehung, seine Erscheinung vor den Aposteln, seine Throneinsetzung zur Rechten des Vaters in seinem Lichttabernakel im 7. Himmel und die Wiederaussöhnung Gottes mit Adam und seinen Söhnen in der Gegenwart von Myriaden von Cherubim, Seraphim, Erzengeln, Engeln, Fürsten, Mächten und allen Himmelsbewohnern. Das ganze Apokryphon läßt starken gnostisch-ägyptischen Einfluß erkennen und gibt vor, die wirklichen Worte der göttlichen unbekannten Sprache wiederzugeben, in der unser Herr und die Jungfrau Maria zueinander sprachen. Das Manuskript, welches dem herausgegebenen Text zugrunde liegt, war höchst wahrscheinlich im 10. oder 11. Jahrhundert nach Christus niedergeschrieben. Zwei weitere der Apokryphen handeln von dem Apostel Johannes. Gemäß einem derselben sandte der Herr einen Nebel in alle Teile der Welt, in welche die Apostel gehüllt wurden, damit der Nebel sie zu Christus auf den Ölberg bringe. Nachdem alle Apostel dort angekommen waren, bat Johannes den Herrn, daß er ihm die Mysterien des Himmels aufdecke und die Gesetze erkläre, welche den Tau und Regenfall und andere Naturphänomene regulieren. Der Herr ließ einen Cherubim (es steht die Pluralform bei „einem") kommen und übergab Johannes dessen Fürsorge, damit er alle seine Fragen beantworte. Der Engel nahm nun Johannes auf seine Lichtschwingen und brachte ihn durch die sieben Himmel, wobei er ihm deren Aufbau beschrieb. Der Engel prägte Johannes die Heiligkeit der Eide ein, welche bei Wasser und bei Brotfrucht (Weizen) geschworen werden, weil das Wasser existiert hatte, ehe Himmel und Erde geschaffen waren, und weil der Weizen aus Teilen des unsichtbaren Körpers Gottes, des Körpers seines Sohnes, geschaffen war. Nachher brachte der Engel den Apostel Johannes wieder hinab zur Erde zu den Jüngern, die auf dem Ölberg auf ihn gewartet hatten. — Das letzte Apokryphon in dem Band betrifft Johannes den Täufer, und wird als ein Encomium (eine Lobpreisung dieses Heiligen) angesehen, die dem heiligen Johannes Chrisostomus zuzuschreiben ist. Die koptischen Texte in dem Band sind von hohem linguistischen Wert und wichtig für das Studium des ägyptischen Christentums. Drei oder vier der Manuskripte sind datiert, und von ihnen aus lassen sich auch die undatierten Manuskripte ungefähr datieren. Der von der Oxford University Preß herausgegebene prächtig gelungene Band enthält auf 58 Tafeln Faksimiles der Manuskripttexte.

Ist diese Publikation von Wallis Budge wichtig für die koptische Sprache und für frühchristliche Religionsgeschichte, so ist eine soeben erschienene syrische Publikation des gleichen Autors von hoher Bedeutung für die syrische Sprache, namentlich die syrische medizinische Nomenclatur, und für die Geschichte der Medizin und der Folkloristik. Unter anderem sind ungefähr 400 syrischen einheimischen Rezepten zahlreiche Legenden und Volksglauben über Vögel, Tiere, Zauberwurzeln angefügt. die zweifellos altbabylonisch-assyrisches Folklore sind. Wallis Budges: „The Syriac book of medicines: Syrian Anatomy, Pathology, Therapeutics; or the book of Medicines (Oxford University Preß 1913)" ist von einer syrischen Handschrift aus dem 11. Jahrhundert, die sich zu Alkôsch, ungefähr 45 Kilometer von Môsul entfernt in Privatbesitz befindet, kopiert. -M.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich **3 Mark**; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs **4 Mark**. Einzelnummern kosten **1 Mark**.

8. Jahrgang, Nr. 5
Februar 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — **Insertionspreis** für die zweigespaltene Nonpareillezeile **75 Pf.**

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Der Deutsche Staat des Mittelalters.

Von

G. v. Below.

Zu den uns geläufigften Bezeichnungen ftaatsrechtlicher Verhältnisse gehört der Ausdruck Patrimonialftaat. Jeder glaubt zu wissen, was er bedeutet, und niemand zweifelt daran, daß es Patrimonialftaaten gegeben hat. Der Begriff Patrimonialftaat erscheint so selbftverftändlich, daß man nie gefragt hat, seit wann er nachweisbar ift und wer ihn aufgeftellt hat. Eben wegen seiner Selbftverftändlichkeit hat man wohl immer angenommen, daß er eine einfache, ganz naheliegende, sich jedem gleichsam von selbft aufdrängende Abftraktion tatsächlicher Verfassungszuftände ift.

Und doch sind Wort und Begriff Patrimonialftaat nichts weniger als etwas Selbftverftändliches, am wenigften selbftverftändlich vielleicht von allen ftaatsrechtlichen Termini und Vorftellungen. Um es sogleich zu sagen, sie sind eine Erfindung aus der Reftaurationszeit, und zwar eine tendenziöse Erfindung, und es läßt sich nirgends eine Verfassung entdecken, von der der Terminus Patrimonialftaat auf leidlich objektive Weise abftrahiert werden könnte. Der Erfinder des Wortes Patrimonialftaat ift C. L. v. Haller mit seiner »Reftauration der Staatswissenschaft«, (2. Aufl. 1820 ff.). Haller beftritt schlechthin die Exiftenz und Berechtigung eines öffentlichen Rechts. Die Verfassung der Völker hat nach ihm nur privatrechtliche Grundlagen. Dieser Satz war ihm ebensowohl Erfahrungssatz wie Ideal. Einen im eigentlichen Sinn politischen Verband gibt es nach Haller nicht. Alle Gemeinschafts- und Abhängigkeitsbeziehungen haben nur privatrechtlichen Charakter. Der Staat — ftreng genommen darf man in Hallers Sinn von einem Staat, einem politischen Gemeinwesen freilich nicht sprechen — setzt sich aus einer Mehrzahl von Grundherren zusammen, die in ihrer rechtlichen Stellung einander prinzipiell gleichftehen. Republiken, Städte sind kollektive Grundherren. Die Rechte der einzelnen unterscheiden sich lediglich durch das Maß des Grundbesitzes. Der Herrscher ift derjenige, welcher den



größten Grundbesitz hat und darum über die größte Macht und persönliche Unabhängigkeit verfügt. Eigentliche Hoheitsrechte gibt es nicht. Der Herrscher besitzt nur Domänen. Soweit man in Hallers Sinn überhaupt von Hoheitsrechten sprechen kann, sind sie Annex des Grundbesitzes. Eine größere Leiſtung, eine Leiſtung für die Gesamtheit (die sich wiederum nur als eine Mehrzahl von Atomen darſtellt) wird durch Vertrag, durch privatrechtlichen Vertrag aufgebracht. Der Vertrag iſt der einzige Modus der Zusammenfassung der an sich isolierten berechtigten Stellen. Niemand iſt zur Steuerzahlung verpflichtet. Hat der Herrscher etwas wie Steuern nötig, so kann er sie nur durch den freien Willen der Zahlenden, durch einen Vertrag mit ihnen erhalten.

Die Konservativen in Hallers Zeit begrüßten sein Syſtem, weil es den beſtehenden Gewalten einen feſten Grund zu geben schien. Während die Revolution und vor ihr schon der Absolutismus vom Gesichtspunkt des öffentlichen Rechts, des allgemeinen Wohls den Anspruch erhoben, die Verfassung beliebig zu ändern, sprach Haller der Verfassung die Feſtigkeit zu, die man im Privatrecht sah. Freilich bekannten sich die Konservativen keineswegs schlechthin zu Hallers Syſtem. In den Kreisen der Gebrüder Gerlach, H. Leos und Stahls wurde mancherlei Kritik an ihm geübt. Es ſteckte ein gutes Stück Naturrecht, Rationalismus in Hallers Syſtem, und damit konnten sich die Romantiker natürlich nicht befreunden. Sowohl hiſtorisch als auch programmatisch entfernten sie sich von seiner Starrheit. Stahl nannte Hallers Schilderung der mittelalterlichen Verfassung eine Karikatur. Schon hieraus ergibt sich, daß auch die hiſtorische Rechtsschule, die ja aus der romantischen Bewegung hervorgeht, sich in ihrer Auffassung mit Haller nicht decken konnte. Gleichwohl iſt es auf konservativer Seite zu einer umfassenden Kritik seiner Geschichtskonſtruktion nicht gekommen.

Die Liberalen verdammten die Forderungen Hallers für die Gegenwart. Dagegen fanden sie sich mit seiner Schilderung der Vergangenheit gut ab. Wenn er den alten Staat als ein rein privatrechtliches Gebilde vorführte, so waren sie damit im allgemeinen einverſtanden. Die alte Zeit ſtand bei ihnen nicht in gutem Ruf. Sie waren nicht daran interessiert, ihre erfreulichen Züge hervorzusuchen. Der von Haller geschilderte alte Staat diente ihnen als Folie gegenüber dem von ihnen gezeichneten modernen, von dem sie hervorhoben, wie er ganz von öffentlich-rechtlichen Gesichtspunkten erfüllt sei. Ein Liberaler wie Mohl spendete Hallers hiſtorischer Darſtellung hohes Lob. So haben gerade die heftigſten politischen Gegner Hallers dafür gesorgt, daß seiner Geschichtskonſtruktion Glauben beigemessen wurde.

Die Auffassung Hallers wurde ferner durch eine beſtimmte wissenschaftliche Theorie, die sog. hofrechtliche oder grundherrliche Theorie, geſtützt. Nach dieser hat im Mittelalter im Wirtschafts- wie im Rechtsleben die Grundherrschaft eine überragende Bedeutung gehabt. Der Grundherr und das Recht seines Fronhofs drängen die Gemeinfreiheit und den Staat weit zurück. Die grundherrliche Theorie iſt älter als Hallers Lehre vom Patrimonialſtaat. Sie ergibt sich und scheint zuzutreffen, wenn man gewisse Erscheinungen auf den erſten Anblick hin zusammenfaßt. Hallers Schilderung konnte um so mehr Eindruck machen, als sie Anschauungen, wie sie durch

die grundherrliche Theorie ausgedrückt sind, schon vorfand. Nachträglich iſt dann seine Lehre auch der Verbreitung der Ansicht von der überragenden Bedeutung der Grundherrschaft zuſtatten gekommen. Beide haben sich gegenseitig gefördert.

Aus den angedeuteten Gründen erklärt es sich, daß Haller mit seiner Schilderung der alten Zeit einen großen Einfluß ausgeübt hat. Er übt ihn noch heute aus. Noch heute kann man unendlich oft Schilderungen des Mittelalters lesen, die auf seinen Gedanken ruhen. Es wird uns gesagt: das Mittelalter kannte kein öffentliches Recht; es gab keinen Unterschied zwischen ſtaatlichen und privaten Befugnissen; oder vielmehr: alle Abhängigkeits- und Gemeinschaftsbeziehungen sind nur privater Natur. Ein jüngerer juriſtischer Dozent gibt z. B. folgende Schilderung: »Wehrpflicht und Steuerpflicht erscheinen dem mittelalterlichen Staat nicht als schon durch die Untertaneneigenschaft, sondern als nur durch besondere Übernahme seitens des Verpflichteten begründet . . . Statt öffentlich-rechtlicher Gebundenheit herrschte privatrechtliches Belieben.« Um das Verhältnis etwas zu erläutern: es gab keine Abgabe von ſteuerlichem Charakter, die der Insasse des Landes als Untertan zahlt; sondern, wenn Steuern gezahlt werden, so geschieht es aus freiem Belieben.

Haller bezeichnet den alten Staat als Patrimonialſtaat. Diese seine Terminologie iſt heute ebenfalls noch, wie schon bemerkt, weit verbreitet. Man wendet den Ausdruck Patrimonialſtaat auf das Mittelalter an, aber auch auf den abſolutiſtischen Staat. Es glauben viele sehr ernſte Forscher, einem echten Patrimonialſtaat in der Geschichte begegnet zu sein. Man meint tatsächlich, daß in der älteren Zeit die ſtaatlichen Verhältnisse — soweit man ihr solche zuschreiben darf — ganz nach Analogie der Grundbesitzverhältnisse beurteilt worden seien, daß also z. B. der fränkische König sein Reich wie ein großes Landgut ansah, und daß es diesen Charakter auch besaß, daß demgemäß das Verhältnis des Königs zu den Insassen seines Reichs so reguliert war wie das Verhältnis eines Grundherrn zu den privatrechtlich von ihm abhängigen Leuten.

Haller spricht vom Patrimonialſtaat. Andere nennen die mittelalterliche Verfassung Lehnsſtaat oder Feudalſtaat.

Wenn man sich einen Lehnsſtaat vorſtellt, als idealen Begriff konſtruiert, so würden in ihm die Abhängigkeitsverhältnisse durch den Lehnsnexus beſtimmt werden. Während z. B. in einem rein ſtaatlichen Gemeinwesen der Untertan als Untertan Kriegsdienſt tut und Steuer zahlt, tut im Lehnsſtaat nicht der Untertan als Untertan Kriegsdienſt, sondern der Lehnsmann als Lehnsmann, und zwar nur deshalb, weil er ein Lehen vom Herrn erhalten hat. Wie man sieht, beſteht eine ſtarke Übereinſtimmung zwischen dem Patrimonialſtaat und dem Lehnsſtaat: hier wie da ſteht an der Stelle des ſtaatsrechtlichen Verhältnisses das private; hier wie da können Leiſtungen für den Verband nur auf privatem Wege bewirkt werden. Einen solchen Lehnsſtaat schreibt man nun zwar dem Mittelalter nicht in vollkommener Ausprägung zu; aber man sieht in der mittelalterlichen Verfassung wesentliche Züge des Lehnsſtaats verwirklicht.

Das Wort Feudalſtaat bedeutet sprachlich dasselbe wie Lehnsſtaat. Wir haben uns indessen daran gewöhnt, das Wort Feudalſtaat in einem weiteren Sinn zu verſtehen: wir rechnen zu den Einrichtungen des Feudalſtaats nicht



blos solche Verhältnisse, die auf dem speziellen Lehnsnexus beruhen; wir rechnen dazu auch z. B. die Immunitäten der kirchlichen Besitzungen und die Privilegien der alten Städte und der alten Zünfte. Will man das, was uns bei dem Wort Feudalismus vorschwebt, zusammenfassen, so wird man etwa sagen: die Durchbrechung des ſtaatlichen Verbandes durch ein Privilegienſyſtem. Die Privilegierung der lokalen Gewalten, die Zerlegung der allgemeinen Staatsgewalt in ſelbſtändige Stellen iſt das Kennzeichen des Feudalſtaats. Diese Privilegierung aber beruht zum großen oder größern Teil auf der Veräußerung ſtaatlicher Rechte. Durch Veräußerung kommen die ſtaatlichen Rechte in andere Hand. Damit scheinen wiederum die ſtaatlichen Beziehungen gelöſt und durch private ersetzt zu sein. Wenn aber ſtaatliche Rechte Gegenſtand privaten Besitzes werden und da, wo uns ſonſt allgemeine ſtaatliche Rechte und Pflichten begegnen, das Privilegium ſteht, so scheint sich uns von neuem ein Bild zu ergeben, das in wesentlichen Zügen mit Hallers Patrimonialſtaat übereinſtimmt.

Ich erwähne noch eine vierte Auffassung von der mittelalterlichen Verfassung. Nach ihr fehlen dieser nicht geradezu öffentliche Rechte; aber sie treten nicht rein hervor. Öffentliche und private Rechte sind miteinander vermischt, ungeschieden. Die öffentlichen Rechte haben sich noch nicht als etwas Besonderes losgelöſt. Der mittelalterliche Mensch hatte nicht die Vorſtellung, daß öffentliche Berechtigungen etwas anderes seien als private. Ihm waren z. B. alle Abgaben etwas Gleichartiges, mochte es sich um Zins, der an den Grundherrn zu zahlen war, oder um die Steuer handeln, die der Landesherr forderte.

Diese Auffassung von der Ungeschiedenheit der öffentlichen und privaten Rechte im Mittelalter hat namentlich v. Gierke vertreten in seinem großen »Genossenschaftsrecht«, einem Werk, das über das Wesen des mittelalterlichen Staats die eingehendſten Erörterungen enthält und das, wie man sich auch zu seinen einzelnen Thesen ſtellen mag, bleibende Verdienſte besitzt. Gierke ſteht nicht allein mit seiner Meinung: sie wird von weiten Kreisen geteilt. Anlaß zur Ausbildung dieser Theorie gab zunächſt der Umſtand, daß öffentliche Rechte im Mittelalter in größter Zahl veräußert wurden und in private Hand kamen, also durchaus das Schicksal der privaten Rechte zu teilen schienen. Indessen Gierke behauptet nicht bloß im Hinblick darauf die Ungeschiedenheit der Rechte; er spricht ihr vielmehr allgemeine Bedeutung für das mittelalterliche Recht zu. Die Verwandtschaft, die Gierkes Theorie mit den Lehren vom Patrimonial-, Lehns- und Feudalſtaat hat, leuchtet auf den erſten Blick ein. Auch für Gierke, der die öffentlichen Rechte des Mittelalters nicht als besondere Rechte gelten läßt, beſteht kein Hindernis, dem fränkischen König die Vorſtellung zuzuschreiben, daß er in seinem Reich ein großes Landgut verwalte.

Ich möchte mir nun die Aufgabe setzen,*) eine Prüfung der Anschauungen zu unternehmen, wie sie Haller und nach ihm so viele namhafte Forscher vorgetragen haben, Anschauungen,

*) Ich vermag in dieser Abhandlung natürlich nur die allgemeinſten Gesichtspunkte zu bieten, die für die Beurteilung des in Rede ſtehenden Problems in Betracht kommen. Für alle näheren Darlegungen verweise ich auf mein Buch: »Der deutsche Staat des Mittelalters«, dessen erſter Band in kurzem im Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig erscheint.

die uns auf Schritt und Tritt in unserer Literatur begegnen. Wenn ich als Thema meiner Darlegungen angegeben habe: »Der deutsche Staat des Mittelalters«, so möchte ich eben erweisen, daß der mittelalterlichen Verfassung das Prädikat einer staatlichen Verfassung zukommt, daß, entgegen jenen Anschauungen, auch im Mittelalter die öffentlichen Rechte eine Sonderexistenz gehabt haben.

Von vornherein ist freilich zuzugeben, daß die erwähnten Bezeichnungen der mittelalterlichen Verfassung wahre Elemente enthalten; auch Haller hat manches scharf und richtig beobachtet. Es verhält sich in der Tat so, daß das Lehnsband staatsrechtliche Beziehungen (nur nicht: die staatsrechtlichen Beziehungen) ersetzt hat; daß die lokalen Gewalten Privilegien genießen, welche den Staat wichtiger Rechte beraubt haben; daß überhaupt eine umfangreiche Veräußerung staatlicher Rechte stattgefunden hat. Auch von speziell patrimonialen Beziehungen findet sich etwas; obwohl — um dies sogleich zu sagen — der Ausdruck Patrimonialstaat doch am wenigsten zutrifft.

Wir haben also die Tatsache zuzugeben, daß staatliche Rechte veräußert werden, in den Privatrechtsverkehr kommen. Wir fügen hinzu, daß die Veräußerung auch in den Formen des Privatrechtsverkehrs stattfindet. Wenn das aber der Fall ist, so scheint ja in der Tat kein Unterschied zwischen öffentlichen und privaten Rechten zu bestehen.

Heute hält der Staat seine Hoheitsrechte eifersüchtig fest. Er veräußert wohl private Rechte: eine Domäne, ein Bergwerk. Aber einen Gerichtsbezirk nie, und nie das Recht auf die Militärpflicht. Dagegen im Mittelalter wurden auch solche Rechte veräußert, ganz wie Grundbesitz. Gerichtsbezirke wurden in Mengen zu Lehen gegeben oder verpfändet. Kaum ein Titel der Krone oder Besitztum des Königs ist nicht wenigstens vorübergehend einmal veräußert worden. Es ist eine gar nicht auffällige Erscheinung, daß die mittelalterlichen Herrscher jeden Augenblick bereit sind, je nach der Situation im vollen Ornat ihrer staatlichen Rechte aufzutreten oder durch ihre Veräußerung aus ihnen Nutzen zu ziehen. Als den englischen König Eduard III. seine Kriege auf den Kontinent führten, nahm er seine Kroninsignien — denen die Anschauung jener Zeit erhöhte Bedeutung zuschrieb, die sie als Symbole der von ihrem persönlichen Träger unabhängigen staatlichen Gewalt ansah — mit, zur Entfaltung der vollen königlichen Pracht wie zum finanziellen Rückhalt. Er sah sich denn auch gezwungen, seine Krone dem Erzbischof von Trier, die Krone seiner Gemahlin sowie eine kleinere Krone nebst anderen Kleinodien einer Gruppe von Kölner Kapitalisten zu verpfänden. Der Erzbischof vollzog darauf eine politische Schwenkung von der englischen auf die französische Seite; es bestand die Gefahr, daß die verpfändete Krone noch einen weiteren Weg der Veräußerung nahm. Nur mit Hilfe hansischer Kaufleute gelang es dem König, das äußerste abzuwenden. Der Lohn, den sie dafür erhielten, bestand dann wiederum in einer Opferung staatlicher Rechte, in einer Privilegierung der Hanseaten in England.

Das Verfahren Eduards III. kennzeichnet die ganze Behandlung der öffentlichen Rechte im Mittelalter. Die Veräußerung der Hoheitsrechte war ein direktes Mittel der Führung der Regierung: sie stand der Verwendung der ordentlichen Einkünfte fast parallel.

Die ſtaatlichen Rechte haben beinahe den Nebenzweck, veräußert zu werden. Es iſt ferner bezeichnend, daß es privilegia de non alienando de imperio gab: die Reichsſtädte erhielten solche Verbriefungen; es galt eben als Vorrecht, als Ausnahme, von dem Schicksal der Veräußerung verschont zu werden.

Die Formen der Veräußerung waren sodann, wie schon bemerkt, die des privatrechtlichen Verkehrs, und zwar, lange Zeit hindurch, die des Immobiliarverkehrs. Die Veräußerung öffentlicher Rechte vollzieht sich zunächſt in feudalrechtlichen und eben damit immobiliarrechtlichen Geschäftsformen. Das Urobjekt der Belehnung iſt das Grundſtück, und die Formen der Veräußerung öffentlicher Rechte sind denn auch die lehnrechtlichen Formen. Neben die Verlehnung tritt allmählich der Verkauf oder, was das häufigere iſt, die Verpfändung von Hoheitsrechten. Gelegentlich kaufen die Bürger einer Stadt sie in regelrechtem Kaufvertrag dem bisherigen Stadtherrn ab. Wenn die Übergabe einer Stadt und ihrer Bürger an das Reich erfolgt, so vollzieht sie sich ganz in den Formen einer privatrechtlichen Grundſtücksauflassung. Die Formen für die Verpfändung von Hoheitsrechten entnimmt man wiederum dem Liegenschaftspfandrecht. Wir müssen allerdings die Einschränkung machen, daß nicht lediglich in den dem Immobiliarverkehr entlehnten Formen Veräußerungen von Hoheitsrechten erfolgten: das Privileg, insbesondere das Immunitätsprivileg, ſtellt eine andere Form dar. Allein breiteſte Anwendung fanden jedenfalls die immobiliarrechtlichen Formen. Und es iſt ferner zu beachten, daß die öffentlichen Gerichtsbezirke ebenso wie Grundbesitz vielfach geteilt und daß von ihnen wie vom Grundbesitz Stücke abgesplittert wurden.

Diesen unbeſtreitbaren Tatsachen ſtellen wir nun aber andere ebenso unbeſtreitbare Tatsachen gegenüber.

Es läßt sich der zwingende Beweis erbringen, daß unser mittelalterliches Reich Gemeinschaftszwecke gehabt hat, daß der König sich mit Bewußtsein in den Dienſt der Allgemeinheit geſtellt hat. Dasselbe Reich, in dem die königlichen, die Reichsrechte nur die Natur von privaten Rechten zu haben scheinen, hat seine Exiſtenzberechtigung darin gesehen, daß es der Allgemeinheit diente, also spezifisch öffentliche Zwecke verfolgte. Wenn sich aber bei dem mittelalterlichen Reich Gemeinschaftszwecke nachweisen lassen, so ſtellt es einen Staat dar. Das Dasein von Gemeinschaftszwecken iſt das den Staat charakterisierende Merkmal.

Als Zweck des mittelalterlichen Staats treten deutlich folgende hervor. Zunächſt die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung. Der Herrscher sorgt für den Frieden im Reich. Er sieht es als seine Obliegenheit an, seinen Untertanen zu ihrem Recht zu verhelfen. Das Verbrechen sucht er niederzuhalten. In dem Schwur, den er bei der Krönung ablegt, verspricht er, das Recht zu ſtärken, das Unrecht zu kränken. Die Zwecksetzung der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung iſt schlechterdings unentbehrlich für die Exiſtenz eines Staats. Wollte sich der Herrscher dieser Aufgabe nicht widmen, so würde sie sofort eine andere Inſtanz an sich reißen, und damit würde die letztere die Herrschgewalt in ihre Hand bringen, wie wir dann im Mittelalter selbſt Beobachtungen darüber machen können. Zu dem Zweck der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung gesellt sich die Sicherung des Landes durch das Heerführeramt des Königs. Mit ihm iſt zugleich das ganze internationale Verhältnis, die

Entscheidung über Krieg und Frieden, die Vertretung nach außen gegeben. Die Sicherung schließt auch die Stärkung des Reichs und Volks nach außen ein. Als dritter Zweck des mittelalterlichen Reichs tritt die Förderung der religiös-kirchlichen Angelegenheiten hervor. In jenem Schwur, den der König bei der Krönung leistet, verspricht er auch, den rechten Glauben zu bewahren und zu betätigen, den heiligen Kirchen und ihren Dienern ein Schützer und Verteidiger zu sein. Mit den weltlichen Pflichten übernimmt der König auch kirchlich-religiöse. Die Durchführung der sittlichen Anforderungen des Christentums sieht der Herrscher als seine selbständige Obliegenheit an, nicht etwa bloß als etwas, was ihm die Hierarchie auferlegte. Klassischer Repräsentant dieses religiös-weltlichen Königstums ist neben Karl d. Gr. Kaiser Heinrich III., und die glänzendste Ausprägung findet diese seine Tätigkeit auf den großen Versammlungen von Konstanz und Trier in den Reden, durch die er die Bewahrung des Friedens als Christenpflicht verkündete und forderte und die Pflicht der Verzeihung für sich ebenso wie für das Volk aussprach.

Das Gebiet der inneren Verwaltung im modernen Sinn zog das mittelalterliche Reich im allgemeinen nicht in seinen Tätigkeitskreis; das haben zuerst in der deutschen Geschichte die mittelalterlichen Städte und dann, ihnen folgend, die Territorien getan. Wegen jener Beschränkung der Zwecke, aber auch wegen des Ernstes, den der mittelalterliche Staat der Durchführung der Rechtsordnung widmete, kann man ihn als Rechtsstaat bezeichnen. Doch darf man damit nicht die Vorstellung von einem atomistischen Staatswesen verbinden, wie sie in der Zeit des manchesterlichen Rechtsstaats hervorgetreten ist. Dagegen spricht schon die Förderung der kirchlich-religiösen Angelegenheiten, die das mittelalterliche Reich zu einem der Ziele seiner Tätigkeit macht. Im übrigen genügen jene drei Zwecke vollauf, um einem Verband, der sie verfolgt, staatlichen Charakter zuzusprechen.

Zu diesem Beweis für die Existenz eines Staats im Mittelalter treten noch andere hinzu. Im Gegensatz zu Haller und den zahlreichen Autoren nach ihm, die alle Abhängigkeits- und Gemeinschaftsbeziehungen des Mittelalters für private Beziehungen erklären, sind wir in der Lage darzutun, daß sich tatsächlich nicht alle Abhängigkeits- und Gemeinschaftsbeziehungen auf private Beziehungen reduzieren lassen. Greifen wir ein paar Beispiele heraus. Bei der Verfolgung des Verbrechers müssen sämtliche Insassen des betreffenden Bezirks helfen, ohne Rücksicht auf ihre private Stellung: die Unfreien eines privaten Grundherrn ebenso wie die Freien oder wie die Unfreien des Herrschers. Eine private Begründung der Folgepflicht ist hier schlechterdings nicht zu entdecken. Ein anderes Beispiel: im Fall der Landesverteidigung, wenn ein Feind ins Land einfällt, sind sämtliche Insassen des Landes verpflichtet, Kriegsdienste zu leisten, wiederum ohne Rücksicht auf ihre besondere Stellung, ohne Rücksicht darauf, ob sie Lehnsleute sind oder nicht und wessen Lehnsleute sie sind.

Dieser Umstand, daß die vorhandenen Verpflichtungen nicht sämtlich auf private Beziehungen zurückgeführt werden können, zeigt doch, daß außer den privaten Beziehungen noch andere Beziehungen bestanden haben, und das können dann eben nur öffentliche sein. Die hiermit festgestellte Nichtreduzierbarkeit steht natürlich in innerem Zu-



sammenhang mit der Exiſtenz jener Gemeinschaftszwecke. Der mittelalterliche Staat verlangte von seinen sämtlichen Insassen beſtimmte Leiſtungen, weil er ohne sie seine Gemeinschaftszwecke nicht erfüllen konnte. Er verlangte den Polizeidienſt der Untertanen, weil er ohne ihn seinem Zweck, der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung, nicht nachzukommen vermochte. Er verlangte den Dienſt für die Landesverteidigung, weil es ihm sonſt nicht möglich war, den Staat nach außen hin zu schützen.

Hiernach sind wir gewiss vollkommen berechtigt, die Behauptung, daß das Mittelalter keinen Staat gehabt habe, bei Seite zu schieben. Indessen unsere Beweise sind noch keineswegs erschöpft.

Wir sprachen vorhin von der mittelalterlichen Veräußerung ſtaatlicher Rechte. Das iſt nicht so zu verſtehen, als ob die Veräußerung von jeher üblich gewesen sei. Vielmehr sind erſt von einem beſtimmten Zeitpunkt an ſtaatliche Rechte veräußert worden. In der deutschen Urzeit noch nicht: da läßt sich noch kein Beispiel einer Veräußerung nachweisen. Erſt in der fränkischen Zeit kommt es dazu, und zwar auch jetzt nur sehr allmählich. Die erſte Veräußerung ſtaatlicher Rechte beſteht in den Immunitätsverleihungen. Anfangs sind diese noch recht bescheidener Natur; es dauert längere Zeit, bis der Staat mit ihnen erheblichere gerichtsherrliche Rechte aus der Hand gibt. Die nächſten Veräußerungen, die uns begegnen, sind diejenigen, die das Eindringen des Lehnswesens in den Aemterorganismus zur Folge hat: das Grafenamt wird Lehen. Jetzt erhält der, der das Grafenamt empfängt, einen privatrechtlichen Anspruch auf das Amt. Bald wird das Grafenamt, das zu Lehen gegeben iſt, auch erbliches Lehen. So kommt dies Amt, das wichtigſte Amt jener Zeit, dem Staat aus der Hand. Damit werden die Insassen der Grafschaft allmählich dem Reich enfremdet; sie werden zu Mediatuntertanen.

Allein die Verwandlung der Grafenämter in Lehen findet erſt seit dem neunten Jahrhundert ſtatt. Bis dahin war die einzige Art der Veräußerung von ſtaatlichen Rechten die Immunitätsverleihung, die, wie erwähnt, zunächſt noch nicht so sehr tief griff. Bis zum neunten Jahrhundert hat also die Veräußerung von Hoheitsrechten noch keinen beträchtlichen Raum eingenommen. Bis dahin müßte also der alten Verfassung noch wesentlich ein ſtaatlicher Charakter zugesprochen werden.

In unserer rechtsgeschichtlichen Literatur iſt denn auch von mehreren Seiten nachdrücklich betont worden, daß man mindeſtens bis zum Ende der fränkischen Zeit der alten Verfassung den ſtaatlichen Charakter zusprechen müsse. Hier sind vor allem die tiefgrabenden Werke von Roth und Sohn zu nennen, welche für das Fränkische Reich nachwiesen, daß es noch durchaus auf dem Untertanenverbande, auf einem echt ſtaatlichen Untertanenverbande beruhe.

Aber seltsam: derselbe Roth, der so energisch für den ſtaatlichen Charakter des Fränkischen Reichs eintrat, läßt die ſtaatlichen Beziehungen mit dem Ende der karolingischen Zeit so sehr vom Lehnrecht durchdrungen werden, daß für ein wirkliches Staatswesen kein Raum mehr übrig bleibt. Er, der als Entdecker des älteren Deutschen Staats so viel gefeiert worden iſt und für die Erforschung der fränkischen Zeit auch diesen Ruhm verdient, ſtellt die Verfassung des Mittelalters im Sinne Hallers dar. Sohm ferner behauptet für die nachfränkische Zeit wenigſtens nicht

in demselben Maß wie für die fränkische die Exiſtenz eines Staates. Für diese Periode iſt also der Kampf noch immer zu führen. Zuzugeſtehen bleibt ja, daß die Veräußerungen jetzt überaus zahlreich werden und die Verfassung tatsächlich in umfassender Weise ergreifen. Es werden jetzt, wie bemerkt, die Grafschaften, d. h. die öffentlichen Gerichtsbezirke, veräußert. Teils werden ganze Grafschaften veräußert; teils werden aus den Grafschaften Stücke eximiert und dann diese eximierten Stücke einer dritten Stelle, etwa einem kirchlichen Inſtitut, einem Bistum oder Kloſter, übertragen. Auf die Veräußerungen anderer Art und anderen Inhalts gehen wir hier nicht ein. Genug, daß Veräußerungen öffentlicher Rechte im eigentlichen Mittelalter ganz an der Tagesordnung sind.

Kommt aber nun den Veräußerungen die Bedeutung zu, daß sie die eigentlich ſtaatliche Verfassung beseitigen? Geht mit der Verlehnung, Verpfändung, Teilung der Inhalt der Befugnisse verloren? Wir dürfen mit voller Beſtimmtheit antworten: der Inhalt der Befugnisse verschwindet nicht; die Materie des öffentlichen Rechts bleibt dieselbe. Der ſtaatliche Charakter bleibt an den veräußerten Rechten haften. Die gleichmäßige Behandlung von Hoheitsrechten und grundherrlichen Rechten erſtreckt sich nur bis zu einem gewissen Grade; lediglich in der Form ſtimmen Veräußerung von Hoheitsrechten und Veräußerung von privaten Rechten überein. Die Veräußerung allein für sich raubt dem Hoheitsrecht noch nicht seinen ſtaatlichen Charakter. Ein Mittel, wie wir uns dies Verhältnis zu veranschaulichen haben, liefert uns unsere Kolonie Kiautschau. Das Deutsche Reich hat Kiautschau von China gepachtet: die Geschäftsform der Landpacht (in Nachahmung einer englischen privatrechtlichen Form) wird verwendet für den Erwerb der öffentlichen Herrschaft, der öffentlichen Gewalt über das gepachtete Gebiet. Die Form iſt anwendbar, weil das moderne China so wenig wie unser mittelalterliches Reich den Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Hoheitsrechte hat. Ebensowenig aber, wie in Kiautschau mit der Verpachtung das öffentliche Recht beseitigt wird, ebensowenig ſtarb es in den mittelalterlichen Gerichtsbezirken, die in privatrechtlichen Formen an eine neue Hand kamen; ebensowenig hörten sie auf, ſtaatliche Gerichtsbezirke zu sein. Der veräußerte öffentliche Gerichtsbezirk verlieh vielmehr demjenigen, der ihn erhielt, eine ſtaatliche Stellung.

Gerichtsbesitz adelt. Wo die veräußerten Hoheitsrechte hinkommen, schaffen sie ſtaatliche oder ſtaatsähnliche Gebilde. Im fränkischen Reich hatte der Eintritt in den königlichen Dienſt, insbesondere auch die Übernahme des Grafenamts, eine Verdreifachung des Wergeldes zur Folge. Eine Standeserhöhung erfährt jetzt ebenso derjenige, der einen öffentlichen Gerichtsbezirk erwirbt und so die Verwaltung eines öffentlichen Amts übernimmt. Seit etwa dem 13. Jahrhundert iſt es nicht mehr der Königsdienſt, der in den höheren Stand versetzt, sondern der Erwerb eines öffentlichen Gerichtsbezirks überhaupt. Es gibt Landesherren (Grafen), welche gar keine Gerichtsbarkeit vom König haben und doch zum hohen Adel gehören. Der Erwerb eines öffentlichen Gerichtsbezirks übt eine so ſtarke Wirkung, daß auch ein unfreier Erwerber dadurch in einen höheren Stand versetzt wird: die Vorfahren der heutigen Fürſten von Reuß waren unfreie Ritter, Miniſterialen, die eben auf diesem Wege dem Stand

der Landesherren und damit des hohen Adels eingegliedert wurden.

Eine wunderbare Kraft ist dem Besitz eines öffentlichen Gerichtsbezirks eigen. Der Übergang eines solchen an einen Privaten hebt diesen sofort aus der Sphäre der privaten Verhältnisse heraus, macht ihn zur staatlichen Person. Nicht nur für die inneren Verhältnisse des Gerichtsbezirks, die Verhältnisse der Insassen zu dem Erwerber, gilt dies, sondern auch gegenüber dem Reich kommt er nicht mehr als Privater in Betracht. Privater war er für das Reich nur insofern, als es an ihn den Gerichtsbezirk verlor, und in dem Augenblick des Verlustes. Aber seitdem ist er staatliche Person.

Die Tatsache, daß die öffentlichen Gerichtsbezirke mit dem Recht auf die Untertanen zwar das Subjekt wechseln, ihren staatlichen Charakter aber behaupten, liefert eine feste Grundlage für die Beurteilung der mittelalterlichen Verfassung. An ihr scheitert jeder Versuch, sie als staatlos zu deuten. Die Veräußerung der öffentlichen Gerichtsbezirke, der Verlust der Reichsuntertanen ist keineswegs mit der Auflösung des staatlichen Verbandes überhaupt identisch.

Die Tatsachen, die wir eben geltend gemacht haben, reichen ferner bereits zur Widerlegung der Theorie von der Ungeschiedenheit, der Vermischung der öffentlichen und privaten Rechte im Mittelalter hin. Wir sehen aber den Einwand voraus, daß es doch zweifelhaft sei, ob der mittelalterliche Mensch auch ein Bewußtsein von dem Unterschied öffentlicher und privater Berechtigungen gehabt habe. Man wird einwenden, daß für das mittelalterliche Denken der unmittelbare Staatsverband kaum einen anderen Charakter gehabt haben als der Lehnsverband. Es wird also darauf ankommen, zu ermitteln, ob das Mittelalter irgendwie die verschiedenen Verbände als verschiedenartig empfunden hat.

Gierke meint, die Begriffe für öffentliches und privates Recht fehlten im Mittelalter so gut, wie die Worte dafür fehlten. Allein die Worte fehlten keineswegs. Uns steht im Gegenteil eine ganze Anzahl von technischen Ausdrücken zur Verfügung, die lediglich, ausschließlich zur Bezeichnung öffentlich-rechtlicher Verhältnisse angewandt werden. Einige Beispiele mögen herausgegriffen werden. Überaus lehrreich ist der Gebrauch unterscheidender Ausdrücke für öffentliche und private Abgaben. Für Steuer haben wir im Mittelalter hauptsächlich die Ausdrücke Steuer und Bede. Steuer ist ein oberdeutsches Wort, das erst ziemlich spät seinen Einzug in Niederdeutschland gehalten hat. Hier war das heimische Wort Bede, das übrigens, teilweise in entsprechender dialektischer Form, auch in Oberdeutschland vorkommt. Diese beiden Ausdrücke werden nun mit bemerkenswerter Konsequenz auf öffentliche Abgaben, auf wahre Steuern beschränkt. Nur in äußerst seltenen Fällen mag eine Abweichung vorgekommen sein. Zum mindesten ist eine starke Tendenz zur Unterscheidung der Ausdrücke unverkennbar. In Pachtbriefen der Bauern des 13. Jahrhunderts wird scharf zwischen der Bade, die dem Staat, dem Landesherrn zufällt, und dem Zins oder der Pacht, die der private Grundherr erhält, unterschieden. Wir erwähnen weiter, daß es keinen Ausdruck gibt, der den Landesherrn und den Grundherrn übereinstimmend bezeichnet. Man müßte dies doch erwarten, wenn wirklich die Befugnisse des einen wie des andern als etwas gleichartiges empfunden worden wären.

Es wird indessen der Ausdruck dominus terrae, Landesherr auf den Inhaber öffentlicher Gerichtsbezirke regelmäßig beschränkt. Mit diesem Terminus hängt eine Gruppe weiterer technischer Ausdrücke zusammen. Eine darüber sehr unterrichtende Abhandlung hat Prof. Richard Schröder aus Anlaß eines neueren großen Rechtsſtreits verfaßt, der gerade lehrt, wie wichtig die Fragen sind, die uns hier beschäftigen. In dem vielgenannten Kieler Hafenprozeß zwischen dem preußischen Fiskus und der Stadt Kiel, in dem es sich wesentlich um die Auslegung einer Urkunde von 1334 handelte, hatte der preußische Staat als rechtshiſtorischen Sachverſtändigen O. v. Gierke, die Stadt Kiel R. Schröder beſtellt. Das Gutachten des Sachverſtändigen des Staats fiel zugunſten der Stadt aus, das Gutachten des Sachverſtändigen der Stadt zugunſten des Staats; nebenbei bemerkt, ein schönes Zeichen für die Unabhängigkeit des deutschen Gelehrtenſtandes. Das Gericht entschied nach dem Gutachten **Schröders**. In dem Streitfall spielt nun die Hauptrolle die Interpretation des Worts dominium, und Schröder sucht in eingehender Untersuchung den Sinn dieses und verwandter Ausdrücke zu ermitteln. Gierke geht bei seiner Interpretation der Urkunde von 1334 von der **Ungeschiedenheit** der öffentlichen und privaten Rechte aus. Schröder zeigt, daß man eine Scheidung gekannt hat, daß man sogar eine höchſt spezialisierte Terminologie gehabt hat. Die Terminologie wechselt wohl landschaftlich. Aber überall bekundet sich ein Bewußtsein für Unterschiede. Kleine Abweichungen können, wie schon bemerkt, nicht in Betracht kommen; sie finden sich auch in unserm heutigen Sprachgebrauch. Das entscheidende iſt die konsequente Neigung, Unterschiede zu machen. Eine Sitte, die sich für den Niederrhein nachweisen läßt, mag hier noch erwähnt werden: Conradus dominus de Heinsberg bedeutet hier den Landesherrn von Heinsberg; dagegen dominus Conradus de Heinsberg bedeutet einen bloßen Ritter von Heinsberg, einen Mann ohne Landeshoheit.

Im Vorbeigehen mag noch eines anderen bedeutsamen Rechtsſtreits aus der jüngſten Zeit gedacht werden, der ebenfalls beweiſt, daß die Orientierung über das Wesen des alten Staats keine müßige Spielerei iſt. Sie iſt es ja schon darum nicht, weil sie uns die Kenntnis von den Grundlagen des politischen Denkens unserer Vorfahren vermittelt. Aber sie iſt uns auch deshalb unentbehrlich, weil nur mit ihrer Hilfe wichtige praktische Fragen der Gegenwart zutreffend beurteilt werden können. Jener Rechtsſtreit, den ich hier heranziehen möchte, iſt der Streit um die Auslegung der brandenburgischen Konſiſtorialordnung von 1573. Es handelt sich bei ihr um die Frage, ob beim Unvermögen der Kirchenkasse die politische Gemeinde verpflichtet sei, die vorhandenen Kirchen zu reparieren und auch etwa erforderlich werdende neue zu erbauen, falls nicht etwa ein Patron dazu einen Beitrag zu leiſten verbunden sei. Es bedarf keiner näheren Darlegung, von welcher außerordentlichen praktischen, finanziellen Bedeutung die richtige Beantwortung der Frage sein muß. Das Kammergericht hat sie durch Urteil vom 12. März 1903 verneint, und Kammergerichtsrat Holtze hat in den Schriften des Vereins für d. Gesch. Berlins (Heft 39) dies Urteil mit ausführlicher Begründung verteidigt. Sein Hauptargument iſt folgendes: wo die Konſiſtorialordnung von einer »Gemeine« spricht, hat sie nicht die ſtädtische Kommune, sondern eine davon ver-

schiedene, selbſtändige Kirchengemeinde im Auge. Die Worte »Rat und Gemeine« werden nach dem Sprachgebrauch damaliger Zeit nicht zur Bezeichnung der ſtädtiſchen Kommune gebraucht; diese soll vielmehr ſtets mit den Worten »Rat, Verordnete aus den vier Gewerken und ganze Gemeinde« bezeichnet worden sein (S. 67). Das Wort »Gemeine« sei also auf eine besondere Kirchengemeinde zu deuten. Im Gegensatz zu Holtze hebt dagegen der Jenaer Professor Niedner (Die Entwicklung des ſtädtiſchen Patronats in der Mark Brandenburg, 1911, S. 88ff.) hervor, daß mit »Rat und Gemeine« die ganze Kommune in dem Sinn bezeichnet wird, daß das Wort »Gemeine« die Kommune im ganzen bedeutet, und der Rat dabei nur als ihr Vertreter besonders hervorgehoben wird. Zweifellos hat Niedner recht. Die politische Gemeinde hat die Baupflicht. In unserm Zusammenhang iſt es wichtig zu betonen, daß die alte Stadtgemeinde ganz parallel dem alten Staat die Fürsorge für die religiös-kirchlichen Angelegenheiten zu ihren Gemeinschaftszwecken rechnet.*)

Die vorhin besprochenen technischen Bezeichnungen für die Steuer und die landesherrliche Gewalt haben uns gelehrt, daß das Mittelalter mit Bewußtsein Unterschiede in der Benennung der verschiedenen Berechtigungen machte, daß es eine Empfindung für den Unterschied von öffentlichen und privaten Rechten besaß. Eine andere Frage iſt es freilich, ob die mittelalterlichen Menschen die Fähigkeit gehabt haben, das, was sie empfanden, auch klar zu definieren. Diese Forderung wird man aber nicht als Bedingung ſtellen dürfen, wenn man den Nachweis einer mittelalterlichen Unterscheidung von öffentlichem und privatem Recht verlangt. Wie ſteht es denn heute mit der Fähigkeit zu solchen Definitionen? Wie groß iſt heute die Zahl derjenigen, die den Begriff Staat erläutern und den Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht begründen können? Die Juriſten vermögen es wohl, und wir wollen gar nicht beſtreiten, daß ihr ernſtes Bemühen, den Kern der Sache herauszuschälen, Erfolge gehabt hat. Aber sie sind sich in ihren Definitionen nicht einig. Tritt der eine mit einer Theorie hervor, so klagen ihn andere an, daß er das Wesen des Unterschieds nicht erkannt habe. Verlangen wir also vom Mittelalter nicht etwas, was zu bieten uns noch heute versagt bleibt. Es muß genügen, wenn für das Mittelalter der Nachweis erbracht wird, daß es eine Empfindung für die Unterscheidung von öffentlichem und privatem Recht gehabt hat.

Es kann also kein Zweifel darüber beſtehen, daß ſtaatliche Elemente im Mittelalter vorhanden gewesen und als solche empfunden worden sind. Unterrichten wir uns nun noch kurz über das Verhältnis, in dem die spezifisch ſtaatlichen Beziehungen zu den privaten innerhalb der Verfassung ſtehen.

In der Reichsverfassung iſt es das Gerichtswesen, welches die ſtaatlichen Beziehungen am kräftigſten feſthält. Alle Gerichtsbarkeit geht vom König aus, und er hat die Stellung als oberſter Richter unabhängig vom Lehnsnexus.

*) Holtze a. a. O. S. 71 behauptet, die Ansicht von Maurer, daß sich »auf Grund der alten Markgenossenschaften freie Bauerschaften entwickelt hätten«, sei »von gewichtiger Seite bereits erfolgreich angegriffen«. Er zitiert dafür das Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 51. Jahrgang, S. 29 ff., woselbſt sich meine Kritik der Theorie vom Gemeineigentum als allgemeinem Ureigentum findet. Allein diese meine Kritik wendet sich gar nicht gegen jene Ansicht Maurers.

Zwar sind dem Reich weitaus die meiſten Gerichtsbezirke durch Verlehnung, Immunitätsverleihung und Exemtionen aus der Hand gekommen. Umsomehr aber verdient es Beachtung, daß die Gerichtsorganisation im engeren Sinn dadurch keine Veränderung erfahren hat. Die Landesherren, welche die Gerichtsbezirke in ihren Besitz gebracht haben, ernten davon finanziellen Gewinn, politische Macht und Ansehen. Allein ihre Gerichtsbezirke unterſtehen unmittelbar dem König; für den Rechtszug iſt es gleichgültig, ob ein Gericht unmittelbares königliches Lehen oder von einem Fürſten einem Dritten zu Lehen gegeben iſt; von allen ordentlichen öffentlichen Gerichten geht der Rechtszug gleichmäßig an das königliche Hofgericht. Die Vorſtellung von dem Amtscharakter des Gerichts kommt ferner darin zum Ausdruck, daß (wenigſtens bis zum 13. Jahrhundert) jeder Richter, der höhere Gerichtsbarkeit ausüben will, sich vom König den Königsbann holen muß.

Die Reichsheerverfassung iſt das klassische Gebiet des Lehnswesens. Im fränkischen Reich ergab sich die Notwendigkeit, Reiterheere ins Feld zu ſtellen. Da aber der alte Heerbann, das Aufgebot kraft öffentlichen Rechts, im wesentlichen nur Fußtruppen verfügbar machte, so mußte man auf privatem Wege die erforderlichen Reiter aufbringen. Die Lehnsleute, die als Entgelt für das ihnen gewährte Lehen den Kriegsdienſt zu Roß leiſten, sind eine private Truppe. Dabei verzichtet der Staat freilich nicht auf das alte Recht des Heerbanns; neben der privaten Truppe verlangt er auch noch das ſtaatliche Aufgebot. Immerhin iſt die private Truppe materiell die ungleich wichtigere. Insofern darf man sagen, daß das Reichsheer des Mittelalters überwiegend privates Heer war. Allein es iſt sehr bemerkenswert, daß die private Organisation im Interesse des Reichs, also vom öffentlich-rechtlichen Gesichtspunkt aus, reguliert wird. Des Lehnsmanns Pflichten beſtimmen sich nicht nach den beliebigen privaten Wünschen seines Herrn, sondern das Lehnrecht kennt prinzipiell nur die Herrschaft zum beſten des Reichs. Und auch der privateſte Kreis, den das mittelalterliche Heerwesen kennt, die Miniſterialität, der Kreis der unfreien Ritter, wird von öffentlich-rechtlichem Gesichtspunkt aus reguliert: nicht jedem erkennt das Reich das Recht zu, Miniſteriale zu halten; es zieht vielmehr das öffentliche Amt eine Grenze.

Das Steuerwesen des Reichs bleibt zunächſt unausgebildet. Im mittelalterlichen England, vom normannischen Königtum wurde das Lehnswesen zu einer ergiebigen Finanzquelle gemacht; auch Lehnsſteuern gab es hier. Im deutschen Reich lieferte das Lehnswesen einen höchſt bescheidenen finanziellen Ertrag. Als es dann am Ende des Mittelalters zu Reichsſteuern kommt, ruhen diese auf ſtaatsrechtlicher Grundlage.

Für die Territorialverfassung iſt das Lehnswesen ein Hauptmittel ihrer Begründung gewesen, indem diejenigen, denen die Grafschaften zu Lehen gegeben wurden, damit ein feſtes Recht an ihnen erhielten. Sowie aber die Landesherren sich in dem Besitz ihrer Gerichtsbezirke mittels des Lehnsnexus befeſtigt hatten, eröffneten sie einen Kampf gegen das Lehnswesen, sowohl gegenüber dem König, dessen Lehnsherrschaft sie zu lockern suchten, als auch im Innern des Territoriums, indem sie hier das Lehnsamt durch das reine Amt ersetzten. Sie ließen sich die Beobachtung, daß das Reich durch die



Verlehnung seine Gerichtsbezirke verlor, eine Lehre sein. Schon sehr früh begegnen wir dieser Tendenz. Als Bischof Meinwerk von Paderborn von Kaiser Heinrich II. einige Grafschaften erhielt, wurde ihm zugesichert, daß er sie nach Belieben entweder zu Lehen geben oder adminiſtrieren lassen dürfe. Das letztere zogen die Landesherren im Lauf der Zeit in ſteigendem Maß vor. Sie sind damit die Schöpfer des deutschen Beamtentums geworden. Freilich unter heftigem Kampf hat sich diese Entwicklung vollzogen. Es iſt ein oft begegnendes Schauspiel, daß ein geiſtlicher Landesherr von weltlichen Nachbarn beſtürmt wird, ihnen Gerichtsbezirke zu Lehen zu geben. Nicht immer hat er zu widerſtehen vermocht. Etwa am Ende des 13. Jahrhunderts iſt jedoch das Lehnsamt aus dem Territorium im allgemeinen verschwunden. Es folgt dann noch die schwere Zeit der Verpfändung territorialer Amtsbezirke. Doch auch von dieser sich loszumachen gelang schließlich den Landesherren. Das Gesagte iſt allerdings insofern einzuschränken, als die grundherrlichen Gerichte, die bis in die fränkische Zeit zurückreichen, in den Territorien im allgemeinen erhalten bleiben. Diese Gerichte der von einem Grundherrn abhängigen Leute hat man seit alters als Patrimonialgerichte bezeichnet, und sie sind in der Tat im wesentlichen Annex des Grundbesitzes. Auf sie paßt der Ausdruck Patrimonialſtaat; aber eben hauptsächlich auch nur auf diesen Teil der alten Verfassung. Es war der große Fehler Hallers, daß er die ganze alte Verfassung nach diesem einen Teil derselben charakterisierte. Sein Terminus paßt um so weniger, als den grundherrlichen Gerichten die Kompetenz für schwerere Eälle meiſtens fehlt.

Für die territoriale Heeresverfassung hat das Lehnswesen zunächſt ebenso wie für die des Reichs große Bedeutung. Im Territorium wird jedoch noch ſtärker als im Reich neben der lehnsrechtlichen Pflicht die ſtaatsrechtliche, sog. landrechtliche, geltend gemacht: Ritterschaft, Städte und Bauern sind neben der Lehnsritterschaft pflichtig. Kam der Lehnsritterschaft materiell die weitaus größere Wichtigkeit zu, so hat das Söldnerwesen, welches am Ende des Mittelalters in den Vordergrund tritt, mit dem Lehnswesen nichts mehr zu tun.

In der Steuerverfassung zeigt das Territorium von Anfang an öffentlichrechtliche Verhältnisse. Die Bede, deren wir schon gedacht haben, iſt so alt wie das Territorium selbſt und wird auf Grund der öffentlichen Gewalt erhoben. An ihr läßt sich die Eigenart des alten Staats am erfolgreichſten veranschaulichen, mit dem, was ihn von dem heutigen Staat unterscheidet, aber auch mit dem, was er mit ihm gemein hat, und gemeinsam hat der alte Territorialſtaat mit dem modernen, daß er seine ſtaatliche Gewalt zur Hebung seiner Finanzen zu verwerten gewußt hat. Dadurch erlangte der alte Territorialſtaat ein großes Übergewicht über das Reich: in der Tatsache, daß nicht zuerſt dieses, sondern das Territorium eine Steuer eingeführt hat, wird uns die ganze deutsche Verfassungsgeschichte in nuce vorgeführt. Es begreift sich hiernach, daß diese landesherrliche Bede einen Eckſtein der Forschung bildet. Sie spielt in dem Kampf um die Frage, ob die alte Verfassung ſtaatlichen Charakter gehabt hat, eine große Rolle. Manche Autoren, so namentlich der Hiſtoriker Lamprecht, wollten die Bede als private, grundherrliche Abgabe ansehen. Wenn sie so zu deuten wäre, so würde unser Urteil über die mittelalterliche Ver-

fassung allerdings erheblich anders lauten. Aber die grundherrliche Theorie wird heute kaum noch von jemand vertreten.

Wenden wir uns von diesem Kampf der neueren Literatur zu dem Kampf zurück, der in den mittelalterlichen Territorien um das Lehnrecht geführt wurde, so mag er noch an dem Beispiel der landesherrlichen Hofämter erläutert werden. Die alten Hofämter, das des Truchsessen, Marschalls, Kämmerers, Schenken, zeigten eine Tendenz, sich in erbliche Lehen zu verwandeln. Sowie jedoch diese Tendenz sich in ſtärkerem Maß zu verwirklichen beginnt, schafft der Landesherr neben dem Amt, das Lehen geworden iſt, ein neues, von ihm nach freiem Ermessen zu besetzendes Amt und überträgt ihm die materiell wichtigen Funktionen des Ressorts. Hier haben wir wiederum einen völlig bewußten Kampf des Staats gegen das Lehnrecht.

Das Resultat dieser summarischen Betrachtungen dürfen wir wohl dahin zusammenfassen, daß der Lehnsnexus nicht so sehr die alte Verfassung beherrscht, daß zu ihrer Kennzeichnung der Ausdruck Lehnsſtaat sich empfehlen könnte. Noch weniger aber iſt, wie wir gesehen, das Wort Patrimonialſtaat am Platz. Dagegen wird es gerechtfertigt sein, den mittelalterlichen Staat als Feudalſtaat zu bezeichnen, wenn wir den Ausdruck in dem weiteren Sinn anwenden, in dem er herkömmlich gebraucht wird, und neben den Lehnsbeziehungen namentlich auf das umfassende Privilegienſyſtem des Mittelalters hinweisen wollen.

Was ich im vorſtehenden geboten habe, iſt nur eine Skizze; den Anspruch auf eine irgendwie allseitige Schilderung vermag ich nicht zu erheben. Für eine leidlich vollſtändige Darſtellung wäre es vor allem noch erforderlich, des Verhältnisses des mittelalterlichen Staats zur Kirche und zur Gemeinde zu gedenken. Um hierüber wenigſtens ein Wort hinzuzufügen, so wird der Staat des Mittelalters durch die Kirche wohl eingeschränkt, aber nicht in seiner Exiſtenz beſtritten. Die Gemeinde sodann iſt nicht Glied des Staats, gehört der Staatsverfassung nicht an. Eine Tatsache, der vor allem zwei Konsequenzen entspringen: ihre Verfassung erhält die Gemeinde nicht vom Staat; er überträgt ferner dem Gemeindevorſteher nicht die Gemeindegewalt, beſtätigt ihn nicht. Zum erſten Male verbindet sich die Gemeinde mit der ſtaatlichen Organisation in der Stadt: diese iſt (seit dem 12. Jahrhundert) Gemeinde und Gerichtsbezirk zugleich. Die Stadtgemeinde wird politischer Körper. Die Landgemeinden treten in Zusammenhang mit dem ſtaatlichen Organismus auf dem Wege der Steuerverfassung: der Staat legt der Gemeinde als einem ganzen eine Steuersumme auf; die Gemeinde wird dafür haftbar gemacht. Das iſt der Anfang der Einverleibung der Landgemeinde in den Staat.

Nach diesen und anderen Richtungen hin ließe sich das Bild, das wir von der mittelalterlichen Verfassung entworfen haben, noch vervollſtändigen. Aber es verlohnt auch schon die Mühe, die eine Frage zu ſtellen, ob ihr das Prädikat Staat zuerkannt werden darf. Es iſt die Einschätzung großer Stücke der mittelalterlichen Kultur, die hier zur Diskussion ſteht.

Man hat das Mittelalter rechtfertigen zu können geglaubt, indem man die mittelalterliche Zügellosigkeit, die man noch dazu übertrieb, als etwas Schönes und Edles darſtellte und die Tätigkeit der nichtſtaatlichen Gewalten idealisierte.



Wir leugnen gar nicht, daß hier eine Rechtfertigung möglich und innerhalb gewisser Grenzen auch erreicht worden ist. Aber die starken Übertreibungen und unhistorischen Idealisierungen, deren man sich schuldig gemacht hat, sind heute eben als das erkannt, was sie sind, nämlich als Entstellungen. Und es dürfte ferner unbestreitbar sein, daß alle Rechtfertigungen und Rettungen dieser Art doch nicht ausreichen, um ein recht erfreuliches Bild vom Mittelalter zu geben. Erfolgreicher wird man eine Rechtfertigung unternehmen, wenn man sein Augenmerk mehr darauf richtet, daß das Mittelalter der Ordnung fähig war, den staatlichen Rahmen kannte, staatliche Einrichtungen ausbildete und von ihnen Gebrauch machte.

Die Reform des Promotionswesens der deutschen Universitäten.

Von

Gustav Cohn.

I.

In einem früheren Aufsatze (»Internationale Wochenschrift« 13. Mai 1911: »Stiftungsuniversitäten und Staatsuniversitäten«) bin ich mit wenigen Worten auf das Thema eingegangen, das ich im folgenden etwas näher erörtern möchte.

Damals kam die Anregung zu Reformen des Promotionswesens von fremden Gedanken, die sich an die neuen Hochschulpläne, insbesondere an die Frankfurter Universität, knüpften. Es wurde durch jene der Hoffnung Ausdruck gegeben, die neue Universität werde im großen Stile eingerichtet, sie werde frei von mancherlei Zopftum sein, das sich an die alten Universitäten gehängt habe. Als Beispiel des Zopftums wurde das heutige Promotionswesen bezeichnet und manches hievon sogar als Krebsschaden. Meine eigenen Bemerkungen gingen ein wenig auf die Einzelheiten ein, leugneten nicht, daß darunter sich manches fände, was einen so harten Namen verdiente, betonten dabei aber, daß andere Mißstände von minder greller Art ebenfalls der Reform bedürften. Im ganzen suchten sie den Schwerpunkt der Besserung auf dem Gebiete der vorhandenen Universitäten und gaben sich nicht der Hoffnung hin, das freie Beispiel einer etwaigen zopflosen Musteruniversität werde die Mißbräuche der alten Fakultäten aufhören lassen. Auch abgesehen davon, daß aus den alten Ursachen der Zopf auch an der neuen Universität wachsen werde.

Zu diesem Zwecke nehme ich heute den Faden wieder auf und glaube mit einer Betrachtung der Bedürfnisse beginnen zu sollen, denen das Promotionswesen gegenwärtig dient.

Bei dem Ansehen, dessen sich die Universitäten Deutschlands erfreuen, und zumal in dem eigenen Vaterlande, ist es leicht verständlich, daß ein Abzeichen der Universitätsstudien, das sich an den Namen heftet, einen leuchtenden Strahl auf das Leben und die Laufbahn des studierten Mannes fallen läßt. Es wird so oft von der Titelsucht der



Deutschen geſprochen. Es iſt aber bemerkenswert, daß eben bei dem Volke, das scheinbar frei davon iſt, die Neigung zu jenen akademischen Abzeichen viel verbreiteter iſt als bei uns. Nach mittelalterlicher Weise iſt für die Engländer die Universität in erſter Reihe eine Inſtitution zur Erlangung eines akademischen Grades auf Grund schulmäßigen Lernens. Dieser Grad entſpricht der Reifeprüfung unserer Gymnaſien und dient in vielen Tausenden von Fällen dazu, mit den zwei Buchſtaben, die dies bezeichnen (B. A., das iſt: Baccalaureus Artium), den Namen des Graduierten zu schmücken. Wir sind nicht so anspruchslos. Bei uns iſt die Reifeprüfung die Vorſtufe, deren Überwindung erſt die Universität (in unserem Sinne) eröffnet, für den Beginn dessen, was wir Studium nennen. Erst nach dem Abschluß des Studiums in einer der Fakultäten winkt die Palme eines akademischen Grades, der in den meiſten Fällen den Doktortitel mit sich führt. Wenn wir von Promotion reden, meinen wir regelmäßig die Verleihung der Doktorwürde.

Über den bloßen Schimmer dieses Titels hinaus geht die praktische Bedeutung, die er in einer Reihe von Berufsarten hat als Ausweis über die dafür erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinweg diente das Doktordiplom der medizinischen und der juriſtischen Fakultät, mindeſtens in gewissen Ausläufern, als Vorbedingung für die Ausübung der medizinischen oder juriſtischen Praxis. Je länger, je mehr wurde diese Qualität den Diplomen entzogen durch die Ansprüche des modernen Staates, der seine eigenen Prüfungen an die Stelle der Fakultätsprüfungen setzte, jedoch mit großen Verschiedenheiten im einzelnen — Verschiedenheiten nicht nur der Staaten, sondern auch der Berufsarten. Je mehr der Staat mit den Staatsprüfungen seine eigenen Wege ging, deſto mehr schied sich das Doktordiplom davon ab, teils als eine Dekoration, die der alten Sitte entsprach, teils als ein eigenartiges Zeugnis über wissenschaftliche Leiſtungen, die in den Schranken der Staatsprüfung nicht gefordert werden durften. Das Mehr oder Minder der Anforderungen jener ſtaatlichen Ausweise wurde obenein beſtimmt durch die Zusammensetzung der Prüfungskörperschaften, sei es aus Staatsbeamten, sei es aus Gelehrten der Universitäten.

So iſt es gekommen, daß nach grundsätzlicher Durchführung des Staatsexamens für den ärztlichen Beruf, unter ausschließlicher Beteiligung der Universitätsprofessoren, die Promotion der Mediziner eine dekorative Ergänzung des Staatsexamens geworden iſt, die der Sitte entspricht, dem jungen Arzte den Titel zu geben, den er mehr als andere ſtudierte Berufsarten für die Praxis des Lebens braucht, so sehr braucht, daß er Gefahr laufen würde, in der Volksmeinung herabgesetzt zu werden, wenn er diesen Titel nicht führte. Woher er — selbſt bei dürftigen Vermögensumſtänden — das verhältnismäßig große Opfer für seine Dekoration darzubringen sich genötigt sieht.

Es iſt keineswegs ausgeschlossen, daß die Doktorschrift des jungen Arztes einen wesentlich ernſteren Inhalt hat, als den einer dekorativen Ergänzung der im Staatsexamen dargelegten Kenntnisse. Indessen die Zahl solcher Fälle iſt wohl nicht gar zu groß im Verhältnis zu der Gesamtheit der medizinischen Promotionen.

Ziemlich verschieden sieht es mit den juriſtischen Promotionen aus. Bei ihnen iſt von einer Volkssitte oder Volks-

meinung im Sinne des medizinischen Doktortitels keine Rede. Nur etwa, wo sich verhältnismäßig lange in die neueste Zeit hinein die Geltung des juristischen Doktordiploms als Ersatz der Staatsprüfung erhalten hat, wie zumal in den Hansestädten, hat der Doktortitel für den Advokaten eine ähnliche Geltung im Volksmunde behalten wie der Doktortitel des Arztes. Weit überwiegend ist das aber anders. Hier hat das staatliche Prüfungswesen, und dieses vorzugsweise gestützt auf richterliche Beamte, die eigentliche Kraft des Ausweises über die Befähigung für das Amt an sich gezogen — auch in der Meinung des Publikums. Vollends die zeitliche Trennung des Hauptexamens von den Universitätsjahren durch eine Reihe von Jahren der praktischen Einübung zeigt deutlich, an welcher Stelle die Kraft der Ausbildung für die Juristen liegt.

Der Rechtsanwalt in preußischen Landen bedarf nicht, wie der Arzt, des Doktortitels. Die Masse der Klienten begnügt sich durchaus mit dem ihm vom Staate verliehenen Titel, der sich auf das Assessorexamen stützt. Und die wirksame Erhöhung des Titels liegt weit mehr in dem staatlichen Titel eines »Justizrats« als in der Dekoration eines »Doktor der Rechte«.

Es ist nicht ein vom Volksmunde und der Volkssitte geforderter Titel, der aus solchem Grunde auf alte Zeiten zurückweist, sondern eine neue Sitte, und zwar eine neue Sitte, die sich auf gewähltere Schichten beschränkt. Das Volk fragt nicht danach, ob ein Regierungsrat oder Landrat den Doktortitel führt, wie denn das Volk nicht nach Visitenkarten fragt. Aber in der Welt der Visitenkarten ist die Welt des Doktors der Rechte und in der Erweiterung dieser Welt durch die neueste Aera hat sich die neue Sitte entfaltet.

Dazu gehört nun, daß diese Welt, wie gewählt im übrigen ihre Bräuche sein mögen, der akademischen Welt so weit abgerückt ist, daß eben dasselbe in ihr als der Abglanz einer gelehrten Würde erscheint, was für die Kreise der Universität nur ausnahmsweise solchen Abglanz besitzt. Dazu gehört ferner, daß an der Ausbreitung des Titels der neue Wohlstand beteiligt ist. Die großen Zahlen der juristischen Promotionen, die wir kennen lernen werden, die bemerkenswerte Anschwellung der Zahlen bei gewissen Fakultäten samt der Höhe der Gebühren, die ganz kleinen Zahlen bei anderen und gerade den frequentesten Juristenfakultäten — das deutet auf die Mitwirkung des finanziellen Moments und zwar in einem Grade, wie es nur mit Hilfe des neuen Wohlstandes möglich geworden ist.

Dürfen wir hierin die Ansprüche des neuen Luxus sehen, so fällt ein Teil ähnlicher oder gleichartiger Promotionen unter den Gesichtspunkt produktiver Zwecke. Sie liegen in jenen Sphären, die aus der Folge der neuen Entwicklung unserer Volkswirtschaft das Promotionswesen ausgebreitet haben, nicht für Zwecke der Konsumtion, sondern für Zwecke der Produktion.

In den Fällen der beiden alten Fakultäten, die wir betrachtet haben, ist der moderne Staat mit seinem Prüfungswesen für seine Zwecke an die Stelle der Fakultäten und ihrer Diplome getreten. Für andere Gebiete und Berufsarten, die aus der neuen Zeit entsprungen sind, ist der Staat im Rückstande geblieben mit seinem Prüfungswesen, und die Doktordiplome sind in die Lücke getreten. Dieses gilt zumal von der Vorbildung der Chemiker für die technischen Berufsarten, die gerade in Deutschland eine so große praktische Bedeutung erlangt haben. Es ist lehr-

reich, daß die technischen Hochschulen, die ihrer Idee nach in erster Reihe für diesen Zweck bestimmt sind, trotz ihrer großen Fortschritte den chemischen Laboratorien der Universitäten den Vorrang noch nicht haben abgewinnen können. Und es scheint das Promotionswesen der Fakultäten auch für diesen praktischen Zweck sich vollauf zu behaupten.

In solchem Falle kann man nicht von einer bloßen Volkssitte oder Volksmeinung reden. Hier ist ein objektives Bedürfnis vorhanden, das Befriedigung verlangt und diese in den Formen erhält, die zur Verfügung stehen. Erst wenn eine Staatsprüfung nach Art der ärztlichen eingeführt sein wird, dürfte in eine solche der Schwerpunkt fallen. Aber inzwischen hat sich auch auf diesem Gebiete die Sitte des Doktortitels so festgesetzt, daß sie wahrscheinlich eine ähnliche Zähigkeit geltend machen wird wie der medizinische Doktortitel.

Dieser Kategorie verwandt ist jene neuerdings sich ausbreitende Fülle von anderen Berufsarten, die gleichfalls nicht im Staatsdienste verlaufen. Je weniger daher für solche Zwecke irgendwelche Staatsprüfungen die Vorbedingung bilden, desto leichter sind auch für sie die Promotionsprüfungen in die Lücke getreten: juristische, staatswissenschaftliche usw. Wir denken an die seit einigen Jahrzehnten so sehr vermehrten Stellen für studierte Kräfte im Dienste von Handelskammern, Landwirtschaftskammern, von Banken, Versicherungsanstalten, statistischen Ämtern, Interessenverbänden, für Journalistik u. dgl. m.

Sie haben alle miteinander, gleich dem Studium der Chemie und den dafür erteilten Fakultätsdiplomen, das ernsthafte Bedürfnis nach einem abschließenden Studienzeugnis für den Ausweis im praktischen Leben. Sie sind nicht in eine Reihe zu stellen mit den mehr oder weniger überflüssigen Ergänzungen von Staatsprüfungen, die an sich das Erforderliche leisten. Hier fehlen Staatsprüfungen, und sie treten dafür ein.

II.

Wenn in dem Voraufgehenden die Bedürfnisse des praktischen Lebens kurz erörtert sind, die sich auf die Diplome der Fakultäten richten, Bedürfnisse von mehr oder weniger ernster Art — so bleibt freilich ein qualitativ sehr erheblicher Kreis übrig, dem sich jetzt unsere Blicke zuwenden. Es wäre traurig um unsere Fakultäten bestellt, wenn jene Bedürfnisse und ihre Befriedigung die wesentliche Aufgabe für sie bildeten. Die Fakultäten sind für die wissenschaftliche Erziehung da und für die Anleitung zur wissenschaftlichen Arbeit, die womöglich auf die Fortbildung der Wissenschaft gerichtet sein soll.

Daß eine Referendar-Arbeit auf die Fortbildung der Rechtswissenschaft gerichtet sein soll oder daß sie gar ein solches Ziel erreicht, wird in der Mehrzahl der Fälle wohl nicht behauptet werden. Anders sieht es schon bei den medizinischen Doktorschriften oder gar den naturwissenschaftlichen Arbeiten aus, die in den Instituten der Universitäten hergestellt werden. Bei diesen wird meistens die Arbeit der einzelnen Kandidaten planmäßig für einen gemeinsamen wissenschaftlichen Zweck angeleitet, den der Direktor des Instituts im Auge hat. Und so mag selber die an sich kleine Leistung ein Körnlein zur Förderung der Wissenschaft beitragen. Ähnlich wird es mit den historischen, philologischen, nationalökonomischen Anfängerarbeiten stehen, die für den Zweck der Promotion hergestellt werden.

Freilich im Lichte einer Prüfungsarbeit darf man nicht übersehen, daß öfters gerade die besten Doktorschriften die mehr oder weniger deutlichen Spuren der Arbeit eines Höheren tragen. Die Fragestellung und die Durchführung kommt von ihm. Der wissenschaftliche Wert der Dissertation kann dann im umgekehrten Verhältnis zu dem Wert der Leistung des Kandidaten stehen. Aber jeder Mißbrauch, der in dieser Richtung geht, ist einer Universität und ihrer Lehreinrichtungen würdiger als die Mißbräuche, die auf dem entgegengesetzten Ende liegen — daß nämlich die schriftlichen Arbeiten wegen ihrer Geringfügigkeit das Licht der Öffentlichkeit scheuen und daß man die naheliegende Konsequenz zieht, die Öffentlichkeit ganz und gar fortfallen zu lassen.

Es ist kein Zufall, daß häufig der Grad der Wissenschaftlichkeit der Promotionen von einem entsprechenden Grade ihrer Fiskalität begleitet ist. Entsprechend — in dem Sinne, daß, je niedriger der wissenschaftliche Charakter der Promotionen steht, desto größer die Gebühren und der Multiplikator der Zahl promovierter Kandidaten sind. Der geschäftsmäßige Charakter eines derartigen Betriebes drückt sich vollends darin aus, daß der Zusammenhang zwischen akademischem Lehrbetrieb und Erteilung der akademischen Würden zerrissen ist. Eine kürzlich hergestellte Statistik beleuchtet das mit unangenehmer Deutlichkeit. Hier mögen einige Zahlen daraus sprechen.

In folgenden Juristenfakultäten des Deutschen Reiches war während der Studienjahre 1910—11 und 1911—12 nicht nur die Zahl der Promovierten erstaunlich groß; auch die Zahl derjenigen unter diesen Promovierten, die dort nicht studiert hatten, war erschreckend. Allen voran steht Heidelberg, über dessen juristische Promotionen eine einstmalige Zierde der Fakultät sagt, seit Menschengedenken hätte jedermann das juristische Doktorexamen in Heidelberg bestanden, und so gewissenhafte Männer, wie von Vangerow und Mittermaier, hätten sich gegen alle Versuche, einen schärferen Maßstab anzulegen, mit äußerster Energie gewehrt (L. Goldschmidt, Rechtsstudium und Prüfungsordnung. Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte. Stuttgart 1887, p. 271).

Es wurden 1910—11 promoviert in Heidelberg 234, von denen 135 in Heidelberg nicht studiert hatten. Im folgenden Jahre war die Zahl der Promovierten gefallen (auf 183), aber der Anteil derer, die dort nicht studiert hatten, war gestiegen (auf 116).

Es folgt Leipzig. Hier ist die Zahl der Promovierten im Jahre 1910—11 194, davon hatten in Leipzig nicht studiert 46. Eine Abnahme trat im folgenden Jahre ein, auf die immer noch enorme Zahl von 141 Promovierten, worunter 33, die in Leipzig nicht studiert hatten.

Dann Erlangen mit 123 Promotionen, worunter 65 von auswärts, und, im Gegensatze zu Heidelberg und Leipzig, mit einer starken Steigerung im folgenden Jahre, auf 177 Promovierte, wovon 109 dort nicht studiert hatten. Die Steigerung war wohl die Folge gewisser kleiner Verschärfungen der Prüfung bei den beiden anderen Fakultäten, die den Überfluß von ihnen zu einer der mindestfordernden getrieben hatten.

Ähnlich wie Erlangen scheint vollends die Fakultät Rostock die Geringfügigkeit der Frequenz an Studierenden durch Entgegenkommen für die Promotionen haben gutmachen zu wollen. Hier sind 88 promoviert, wovon 73 in Rostock nicht studiert hatten, und damit bei



der kleinsten Juristenfakultät die deutlichste Enthüllung des Charakters der uristischen Promotion.

Auch Würzburg ist bemerkenswert — mit 93 Promovierten, wovon 56 von auswärts. Im folgenden Jahre ähnlich: 96, wovon 58 von auswärts.

Jena hat 49 bzw. 71 Promotionen, davon 20 bzw. 33 auswärtige.

Unter den preußischen Universitäten ragt Breslau hervor mit 103 bzw. 85 Promotionen, wovon freilich nur 5 bzw. 4 auswärtige.

Es folgt Greifswald mit 56 bzw. 72 Promotionen mit 19 bzw. 33 auswärtigen.

Ganz anders Berlin, Bonn, Kiel, Königsberg, Halle, mit einer kleinen Zahl. Berlin nur 2 bzw. 4 Promotionen. Ähnlich München.

Von anderen Fakultäten, als der juristischen, steht aus den obenerwähnten Gründen dieser am nächsten die medizinische Fakultät. Die Zahl derer, die am Orte der Promotion nicht studiert haben, ist aber mit seltenen Ausnahmen (Leipzig) unbedeutend. Wohl aus dem Grunde, daß die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Anforderungen eine derartige Verschiebung in der Zahl der Promotionen von Fakultät zu Fakultät nicht veranlaßt. Vielmehr laufen die Zahlen der Promovierten fast jeder medizinischen Fakultät ungefähr parallel mit der Zahl ihrer Frequenz an Studierenden.

Die philosophischen Fakultäten haben mit den medizinischen Fakultäten gemein, daß bei ihnen die Zahl der Auswärtigen durchgehend ganz klein ist (nur mit Ausnahme von Erlangen, wo ein Drittel der Promovierten dort nicht studiert hat). Ein auffallender Kontrast der Zahl der Promovierten zur Frequenz an Studierenden ist etwa nur in Rostock zu bemerken (48, gegen 96 in München, 83 in Göttingen).

Keine Zahlen haben wir von den theologischen Fakultäten. Es bedarf derselben nicht, ja, es sind kaum welche vorhanden. Denn die Mißstände des Promotionswesens fehlen hier mit den Promotionen selber. Wir haben bei gegenwärtigem Anlaß keine historischen Betrachtungen zu versuchen über die Entwicklung der Fakultäten und ihres Promotionswesens. Wir deuten nur an, daß die Verschiedenheit der sozialen Bedingungen des geistlichen Berufes und die Traditionen der theologischen Fakultäten dem Einreißen ähnlicher Mißstände gewehrt haben. Die Erteilung ihrer akademischen Grade beschränkt sich auf eine engere Sphäre im Sinne dessen, was hochgespannten Idealen einer Reform des Doktorgrades der anderen Fakultäten etwa vorschwebt. Ja, das in dem theologischen Promotionswesen sich findende Vorbild schmückt sich nicht einmal mit dem Doktortitel. Es ist der bescheidenere Titel des Lizentiaten der Theologie, der inhaltlich den üblichen Doktorgrad aller anderen Fakultäten (auch der neuen Bildungen) um so viel überragt, daß er die akademische Laufbahn eröffnet, wie es bei den andern erst die weit über die Promotionsleistungen hinausgehenden Anforderungen für die Habilitation gewähren.

Die theologische Doktorwürde wird in eine vornehme Höhe erhoben dadurch, daß sie regelmäßig überhaupt nicht nach der Weise der akademischen Grade erworben, sondern honoris causa verliehen wird. Dieses dann allerdings mit etwas freigebigerer Hand, als womit die anderen Fakultäten ihre Ehrenpromotionen vorzunehmen pflegen, indem gleichsam dasjenige gutgemacht wird für die geistlichen Kreise, was ihnen im Unterschiede von den Studierten der übrigen Fakultäten fehlt. Doch mit weiser Beschränkung auf eine



gewisse Höhe der Lebensjahre und der Stellung. Während es dem Ehrgeize der jüngeren Theologen überlassen bleibt, sich inzwischen mit einem philosophischen Doktorgrade auszurüſten.

III.

Die Erörterungen über die Abſtellung der Mißbräuche, an denen das Promotionswesen deutscher Fakultäten leidet, reichen weit zurück. Manche dieser Mißbräuche sind abgeſtellt, oder zum mindeſten einer derselben — die Promotion in absentia, die mit der so viel größeren Gefahr einer Täuschung der beteiligten Fakultäten behaftet war. Dafür hatte die alte Zeit mancherlei versöhnende Züge an ihren Mißbräuchen. Die Zahl der Promotionen war meiſt recht bescheiden, verglichen mit der heutigen Zahl. Das lag teils an der so viel kleineren Frequenz der Universitäten, teils an der Ärmlichkeit der Verhältnisse. Der heutige Doktor der Rechte, gerade in der Art eines Massenbetriebes zur Bedienung zugereiſter Reflektanten, wie wir ihn in den obigen Zahlen kennen gelernt haben, iſt vorzugsweise für Persönlichkeiten beſtimmt, die einerseits vorher wie nachher der Wissenschaft (im ſtrengeren Sinne) so fern wie möglich ſtehen, andererseits sich mit allen denjenigen Ausrüſtungsgegenſtänden versehen, die einem bemittelten jungen Manne der gebildeten Klassen heute als Attribute seiner Karriere dienlich scheinen.

Im preußischen Abgeordnetenhause sind zur Zeit Windhorſts durch diesen ziemlich alljährlich bei der zweiten Lesung des Etats der Universitäten Debatten hervorgerufen worden, die neben anderen Mißbräuchen des Studiums und zumal des Rechtsſtudiums gelegentlich auf den Punkt sich richteten, der uns beschäftigt. Am 7. März 1888 wendet sich Windhorſt dagegen, daß auf Grund der Referendararbeiten der juriſtische Doktortitel erworben werde. Er tut das bei der Beratung des Etats für die Universität Göttingen. Ihm antwortet der Unterrichtsminiſter mit folgenden Worten: »Ich bin eingeschritten in Göttingen und habe es durchgesetzt, daß sich die Promotion der Göttinger Juriſten unter denselben Formen abspielt wie in den altpreußischen Provinzen. Im Jahre 1886—87 entfallen von 99 Promotionen in den juriſtischen Fakultäten Preußens allein 89 auf Göttingen. Vom 1. April 1887 ab hat sich die Sache außerordentlich geändert, und das iſt auf Grund der einfachen Anordnung geschehen, daß keine Doktordissertation zugelassen werden dürfe, welche nicht in gedruckter Form die Basis der Promotion bildet. Es iſt auf diese Weise erzielt worden, daß die Unsitte — denn anders kann ich es nicht nennen — wenn an der Hand von Referendararbeiten der Doktortitel erworben wird, beseitigt worden iſt. Ich habe es immer als ein Unglück betrachtet, wenn jemand auf solche Referendararbeit, die vielleicht mit ein bißchen gelehrtem Putz versehen iſt, den Doktortitel erhält. Ich bin aus voller Überzeugung dagegen eingetreten.«

Hierauf bemerkt der Abgeordnete für Göttingen, daß zwar an den preußischen Universitäten, durch die neue Maßregel für die Göttinger Juriſtenfakultät, jetzt allgemein der Druck der Doktorschrift vorgeschrieben sei. Doch auf anderen deutschen Universitäten sei diese Vorschrift noch nicht allgemein durchgeführt. Daher gehen jetzt die Kandidaten nach Leipzig oder einer andern nichtpreußischen Fakultät. Vielleicht wäre es dem Einfluß des Miniſters möglich, in ganz Deutschland jene Vorschrift zur Durchführung zu bringen



Darüber iſt mehr als ein Vierteljahr⸗hundert verfloſſen. Dem Einfluß der preußiſchen Unterrichtsminiſter iſt es bis jetzt nicht gelungen, ein ſolches Ziel zu erreichen. Aus einfachen Gründen. In Dingen des Unterrichts⸗weſens, zumal der Univerſitäten, gibt es keine Kompetenz, ſei es des Reiches, noch weniger eines einzelnen Staates, eine Einwirkung auf die Regierungen der anderen deutſchen Staaten aus⸗zuüben. Verſuche der Art, die von Preußen ausgingen und zunächſt nur die Rückſtändigkeit einzelner Staaten in den Anforderungen gewiſſer Fakul⸗täten hinſichtlich der Reifezeugniſſe als Vorbedingungen der Promotion be⸗ſeitigen wollten, ſind mehr oder weniger im Sande verlaufen. Aus dem ein⸗fachen Grunde, weil eine rechtliche Kompetenz fehlte, und weil ohne dieſe der vermeintliche Erfolg ein Trugbild geblieben iſt. Man hatte kein Mittel, aus dem Scheine von bundesfreund⸗lichen Verſprechungen Ernſt zu machen.

Dagegen hat die Blüte der deutſchen Volkswirtſchaft die Fülle der alſo wuchernden Mißbräuche vergrößert. Und eben dieſes iſt der Punkt, auf den die ſchreiendſten Übelſtände weiſen — der finanzielle.

Das Wort vom Doktorhandel iſt ja ein altes böſes Wort, das ſich an die deutſchen Univerſitäten ſeit langer Zeit heftete. Es waren Urſachen dabei be⸗teiligt, die heute noch fortwirken. Der Partikularismus des deutſchen Staaten⸗weſens, die internationale Zuſammen⸗ſetzung der Studentenſchaft, die aka⸗demiſche Freiheit auch in dieſem Sinne, da ſie einen Wetteifer begünſtigte, der das Gegenteil war von jeder ſtraffen Zentraliſation und einheitlichen Dis⸗ziplin. Doch war noch anderes dabei beteiligt, was der alten Zeit eigentüm⸗lich war und heute überwunden iſt — die vorwaltende Ärmlichkeit der Ein⸗richtungen und der Lehrerſchaft. Bis weit über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren Profeſſorengehälter nicht ſelten, die hinter den heutigen Stipendien der Privatdozenten zurück⸗bleiben. Bei einer der kleinen Uni⸗verſitäten friſtete noch bis gegen das letzte Drittel des Jahrhunderts hin ein Meiſter der Sprachwiſſenſchaft ſein Leben als Extraordinarius mit einem Gehalte von 400 Talern. Statt etwaiger Kolleggelder, die dem Fache fehlten, mußte Gartenbau für den Markt der Stadt Ergänzung leiſten. Vollends weiter zurück in der Zeit waren mancherlei andere Erwerbsquellen üblich. Selbſt der Stolz der Göttinger Hofräte ver⸗ſchmähte es nicht, mit der Bürgerſchaft der Stadt im Zimmervermieten zu wett⸗eifern. In ſüddeutſchen Städten kam Weinausſchank dazu. Dem entſprach es, daß in dem Zeitalter, da die Uni⸗verſität Göttingen in gewiſſem Sinne allen anderen Univerſitäten voranſtand, in der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften unter deren Sternen ſich ein Streit entzündete um die Re⸗daktion der Gelehrten Anzeigen, nicht zum wenigſten um die winzige Zahl der Goldſtücke, die ſie einbrachte. (Heute übt ein mehrfaches des einſt⸗maligen Betrages einen ſo geringen Reiz, daß ſich ſeit langen Jahren im Kreiſe der gelehrten Geſellſchaft regelmäßig niemand findet, der die Redaktion zu führen bereit iſt.)

In der Umgebung jener Ärmlichkeit und Kleinlichkeit der alten Zeit verſteht man es und verzeiht man es vielleicht, wenn die Privilegien der Fakultäten ihrerſeits als eine Erwerbsart oder ein Finanzregal aufgefaßt und ausgebeutet wurden. Die große Zahl der hierbei wetteifernden Fakultäten und die kleine Zahl der Studierenden hielt von ſelber



die Mißbräuche in den Schranken ärmlicher Bescheidenheit.

Das eben iſt heute ganz anders geworden. Der neue Reichtum, der unſerem Nachdenken so manche Nachtseiten vorlegt, hat nicht nur das Ärgernis im quantitativen Sinne vergrößert. Er hat auch das Versöhnende, die milde Nachsicht, die man der Armut gewährt, hinweggenommen. Statt der Armut iſt teilweise der Überfluß, ſtatt der Genügsamkeit iſt der Luxus eingezogen. Und hier abermals derart geſteigert, daß — laut dem Zeugnis der voraufgehenden Statiſtik — nicht nur die Roſtocker Juriſtenfakultät ihr Finanzregal ausbeutet, um sich aus eigener Machtvollkommenheit eine Ergänzung der bescheidenen Kolleggelder zu votieren, die viel reichlicher fließt, als der Blumenhandel jenes Sprachforschers von Jena; sondern gerade solche Juriſtenfakultäten, die durch ihre Frequenz und den Umfang der Kolleggelder hervorragen, haben sich einen Namen in Deutschland erworben durch die Art, wie ihre Promotionen den Reichtum des neuen Deutschland aus einer zweiten oder dritten Quelle haben fließen lassen.

Diese Tatsachen sind solche, deren Charakter niemand verkennt, wenn er außerhalb der beteiligten Interessen lebt. Und wenn es einmal auf dem einen oder anderen Wege gelungen iſt, ihrer Herr zu werden, so wagt schon nach kurzer Zeit niemand mehr, sie zu verteidigen.

Schwieriger iſt es, die Mittel zu entdecken, durch die man zum Ziele gelangt. Wie groß die Schwierigkeit iſt, hat sich letzthin offenbart, da der »Hochschullehrerverein« für seine Versammlung in Straßburg »die Reform des Promotionswesens« (13. Oktober 1913) auf die Tagesordnung gesetzt hatte und alsbald nach Referat und kurzer Debatte sich die Notwendigkeit zeigte, die Fülle der Reformvorschläge erſt für die nächſte Versammlung eingehender vorzubereiten durch eine Kommission und die an sie gerichteten Gutachten. Von vornherein ergab sich, wie weit die Ansichten in diesem Kreise auseinandergingen, an dem bedeutsamen Kontraſte des energischen Referenten aus der Juriſtenfakultät von München und des Vorsitzenden aus der Juriſtenfakultät von Leipzig.

Die beiden Pole der Reform wurden hier erwähnt: Gemeinschaft einer neuen Ordnung der Promotionen und Autonomie der Fakultäten. Eben in diesem Gegensatze iſt die ganze Schwierigkeit ausgedrückt. Was iſt Autonomie der Fakultäten, wenn man damit einen Fortschritt zum Besseren erreichen will, als ein freiwilliges Sichaufraffen aus alten Mißbräuchen? Da bei solchen Beſtrebungen die wirkliche Autonomie sich etwa nur in dem Willen einzelner zeigt, denen es selten gelingt, durchzudringen, so iſt die Autonomie der Gegensatz zur Reform. Die Göttinger Juriſtenfakultät hat erſt jenes zentraliſtischen Zwanges durch das vorgesetzte Miniſterium bedurft, um im Jahre 1887 endlich den Druck ihrer Dissertationen einzuführen. In der benachbarten philosophischen Fakultät iſt freilich einige Jahre zuvor eine Reform zuſtande gekommen aus der Initiative ihrer Mitglieder und durch freien Verzicht.

IV.

Das Prüfungswesen iſt ein notwendiges Übel. Es iſt notwendig, weil es objektiver Normen bedarf, um über die Befähigung gewisser Kategorien von Kräften zu entscheiden, um einen Widerſtand zu üben gegen subjektive Einflüsse, gegen Mächte, die aus dem ſtändischen



Staate in den Rechtsſtaat hineinragen, gegen Beſtrebungen, die immer wieder aufs neue solche Einflüsse erzeugen aus der Machtfülle der herrschenden Klassen. Daher der Haß der alten Stände gegen die ſtaatlichen Prüfungen, daher der Zynismus, mit dem ein Vertreter des alten und befeſtigten Grundbesitzes und Kurator einer Ritterakademie noch vor wenigen Jahren im preußischen Herrenhause erklären konnte, es verſtände sich von selbſt, daß ein Maturitätsexamen ohne unerlaubte Mittel nicht beſtanden werden könne.

Und dennoch iſt das Prüfungswesen in einer großen Zahl von Fällen ein Übel, zumal in den Gebieten, die sich an den Unterricht der Universitäten knüpfen. Nicht nur, daß diese Prüfungen sich wie ein Bleigewicht und wie ein läſtiger Widerspruch an die Berufspflichten der akademischen Lehrer hängen, da sie nach allen großen Worten von akademischer Freiheit und von der Wissenschaft um ihrer selbſt willen, die Wirksamkeit des Unterrichts so ziemlich in allen Fächern und Fakultäten auf ihre Hilfe ſtellen. Sie sind auch oft nur ein notdürftiger Ersatz für eingehende und dauernde Bekanntschaft der Lehrer mit dem Kandidaten. Der an Tag und Stunde gebundene Charakter des mündlichen Examens, das doch wiederum nicht zu entbehren iſt, bringt ein Element des Zufalls und der Stimmung hinein, das von selber eine Aussöhnung in vorwaltender Milde und Nachsicht der Prüfenden sucht. Derartiges erwäge man, um zu begreifen, was es bedeutet, wenn zu alledem eine Prämie von ansehnlicher Höhe in einer Art von Submissionsverfahren der Fakultäten den wissenschaftlich Mindeſtfordernden zuteil wird.

Es iſt doch nicht ernſt zu nehmen, vom Standpunkte eines heutigen Kulturſtaates und seiner Hochschulen, daß die Lücken der Frequenz einer Fakultät durch solche Mittel in ihrer finanziellen Wirkung ausgefüllt werden sollen. Wenn die vorgesetzte Staatsregierung so etwas duldet, so iſt das eben ein naiver Reſt vergangener Zeitalter. Und es iſt bezeichnend, daß die preußische Unterrichtsverwaltung damit längſt aufgeräumt hatte, als sie nach einer gewissen Schonzeit auch für die Göttinger Juriſtenfakultät dem Mißbrauch ein Ziel setzte.

Um so schlimmer dort, wo jenes scheinbar sentimentale Moment fortfällt und sich die alten Mißbräuche an Fakultäten von großer Frequenz knüpfen.

Im übrigen hat es den Anschein, daß der Druck der Dissertationen allein nicht ganz jenen Ernſt der Promotionen verbürgt, den man wünschen sollte. Das zeigt sich darin, daß trotz desselben eine Anzahl von Auswärtigen bei preußischen und anderen Fakultäten promoviert wird. Man pflegt anzunehmen, daß der Druck der Doktorschrift eine Kontrolle der Öffentlichkeit bedeutet, die einen angemessenen Ernſt für die Beurteilung und Genehmigung derselben durch die Fakultät verbürgt. Hier scheint aber die Erfahrung einen Gegensatz zu der Annahme zu zeigen. Ein ferneres Eingreifen des vorgesetzten Miniſteriums läßt sich, mangels zureichender Handhaben, nicht wohl denken. Am wenigſten aber ein Zwang, der von auswärts sich in das einzelne Staatswesen hinein richtet.

Und hier betreten wir einen andern Boden, auf dem erſt eine gründliche Besserung entsprießen kann. Es iſt nicht der Boden alten und neuen Rechts, nicht der Boden der Experimente mit miniſteriellen Vorschriften, sondern es iſt die Welt einer andersartigen Gesinnung. In dieser Welt iſt die privatrechtlich-fiskalische Auffassung von dem Privileg der Fakultäten

als eines Stückes des alten Staates überwunden. Hier herrscht eine andere Gesinnung in dem Verhalten zu dem Sportelwesen überhaupt. Die Promotionen haben den finanziellen Charakter in so geringem Grade, daß die Gebühren verschwindend klein sind und am besten ganz fortfallen könnten, um der umgebenden Welt ein gutes Beispiel zu geben.

Ich denke hier an das, was ich so viele Jahre in der philosophischen Fakultät von Göttingen erlebt und teilweise gefördert habe.

Jene statistische Übersicht der Promotionen, von der wir oben einige Beispiele kennen gelernt haben, zeigt für die Jahre 1910-11 und 1911-12, daß diese philosophische Fakultät mit einer Zahl der Studierenden von 1511 bzw. 1641 auf 83 Promotionen im ersteren Jahre 1 Auswärtigen promoviert hat, im zweiten Jahre auf 90 Promotionen keinen Auswärtigen. Im übrigen fallen etwa zwei Drittel der Promotionen auf die naturwissenschaftlich-mathematische Abteilung, ein Drittel auf die historisch-philologische Abteilung. Der Schwerpunkt der Vorarbeiten für die Promotion liegt in den eigenen Instituten und Seminarien der Universität und zwar regelmäßig während der Dauer von einigen Jahren oder doch mehreren Semestern. Die Doktorschrift ist die Frucht, die aus diesen Arbeiten hervorgeht und tatsächlich das Hauptstück der Leistungen bildet, die zur Promotion verlangt werden.

Sicherlich ist mancherlei hier verbesserungsfähig. Aber man bewegt sich mit den dahinzielenden Wünschen in der reinen Luft wissenschaftlicher Erörterungen. Hier ist von dem »maudit argent« nicht die Rede. Darüber ist man hinaus. Unleugbar besteht in Hinsicht der Anforderungen an die wissenschaftlichen Leistungen Verschiedenheit zwischen den Disziplinen und ihren Vertretern. Öfter sind gerade bedeutende Fachmänner von weitgehender Milde beseelt. Im Ganzen wird man vielleicht sagen dürfen, daß die Fruchtbarkeit an Dissertationen in manchen Fächern reichlich groß ist und erheblich kleiner sein könnte.

Das über Göttingen Gesagte gilt wohl ähnlich von mehreren andern der philosophischen Fakultäten. Doch die Schwierigkeit einer Reform ist desto größer, weil die Gründe des gegenwärtigen Zustandes so viel weniger faßbar sind. Das Beste kann schon heute geschehen und geschieht heute schon — daß einzelne Fachmänner sprödere Ansichten über die Qualität der Kandidaten und das Niveau der Promotionsleistungen hegen als andere. Ein gemeinsamer Schritt aber, der dies herbeiführt, und nicht bloß für eine Fakultät, sondern für eine Gesamtheit von Fakultäten, wird schwer zu finden sein.

In der Straßburger Tagung des Hochschulvereins ist durch den Referenten eine Reihe von Thesen zur Reform der Promotionen aufgestellt worden, deren dritte lautete:

»Die notwendigste Reform sind gesteigerte Anforderungen an die Dissertation. Daher muß verlangt werden, a) daß die Dissertation als Förderung der Wissenschaft beachtenswert sei, daß sie also kein bloßes Referat mit oder ohne fördernde Kritik, auch keine bloße Materialsammlung sei; b) daß sie den Beleg liefere für die Fähigkeit des Kandidaten selbständig und methodisch wissenschaftlich zu arbeiten. Deswegen sind bloße Referendararbeiten, der Regel nach auch bloße Seminarübungsarbeiten abzulehnen, ebenso solche Arbeiten, die in wesentlichen Stücken nur mit fremder Beihilfe zustande gebracht wurden.«

Diese Vorschriften sollen ergänzt werden durch eine Verschärfung der mündlichen Prüfung, zumal durch Einführung von Klausurarbeiten, und durch mehreres andere.

Angenommen, es gelänge, diese Thesen der Promotionsordnung einer Fakultät einzufügen — ich denke hier nur an eine philosophische Fakultät, vor allem an eine philosophisch-historische Abteilung derselben — so würde der Erfolg für den neuen Zustand der Dinge, vorausgesetzt, daß die Vorschriften ernsthaft durchgeführt würden, lediglich der sein, daß die eine Fakultät oder die eine Abteilung in einsamer Größe sich des Stolzes auf ihren Mangel an Promotionen erfreuen dürfte. Vielleicht folgte diesem Beispiel die eine oder andere Fakultät. Die große Mehrzahl derselben würde in dem alten Zustande beharren, ob sie nun die Buchstaben der neuen Ordnung angenommen oder abgelehnt hätte, und sie würde vielleicht um eben so viel mehr Promotionen vornehmen als die musterhaften Ausnahmen weniger haben würden.

Wie wollte man aber die Gesamtheit unter das Joch dieser neuen Bestimmungen bringen, und nicht bloß die Gesamtheit im Deutschen Reiche, sondern auch die in Österreich und der Schweiz dazu genommen, wie der Referent es verlangt? Wie sollte das mit Wahrung der »Autonomie« möglich sein? Und wenn die Autonomie dazu nicht genüge, wo sollte der Zwang herkommen? Wie sollte der aussehen? Wie sollte er wirken?

Da stellt sich nun der Antrag des Vorsitzenden der Straßburger Versammlung ein, welcher lautet: »Die Grundsätze über die Doktorprüfung sollen an allen Hochschulen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz unter Wahrung der Autonomie möglichst einander genähert werden.«

Die ferneren Debatten, sei es im Schoße des Hochschullehrervereins, sei es außerhalb desselben, werden vielleicht dazu dienen, die Frage im Flusse zu erhalten. Es wird sich dabei zeigen, ob die energischen Bemühungen um eine Reform der Mißbräuche ersten, zweiten und dritten Ranges die Oberhand gewinnen sollen, oder aber das milde Wohlwollen für eine »möglichste Annäherung der Grundsätze über die Doktorprüfung«. Von letzteren, wenn sie einander genähert werden sollen, ist nicht einmal deutlich, um wieviel die bestehenden Grundsätze der mit den ärgsten Mißbräuchen behafteten Fakultäten in die Annäherung abgeben sollen, oder ob eine gemeinsame Annäherung in der Richtung auf ein höheres Ziel gemeint ist.

Vermutlich wird der Weg lang sein durch diese Debatten hindurch zu greifbaren Ergebnissen. Und wenn sie endlich eine positivrechtliche Gestalt erhalten sollten, wird es eine gute Weile dauern, bis sie in Fleisch und Blut übergehen. Alte Sitten sind gegenüber neuen Ordnungen immer die stärkeren, zumal dann, wenn die Handhaben der neuen Ordnung in denselben Händen liegen, welche die Träger der alten Sitte sind.

Das sage ich nicht, weil ich an eine Besserung der vorhandenen Schäden des Promotionswesens nicht glaube. Wäre das so, dann hätte ich das Wort nicht ergriffen. Ich glaube nach manchen Erfahrungen nur, daß man sich mit großer Beharrlichkeit wird waffnen müssen, um vorwärts zu kommen.

Und dann noch Eins. Die wenigsten Hoffnungen darf man auf eine Abnahme der Titelsucht setzen, also auf



ein Zurückgehen der Nachfrage nach dem Doktortitel. Solch eine Erwartung iſt dem Zuge des Zeitalters geradezu entgegengesetzt. Wohl läßt sich bemerken, daß in gewissen Bezirken der Zauber des Doktortitels sich erschöpft hat, derart, daß durch einen vom Staate verliehenen Professortitel die Dosis erhöht werden muß. Eine seltsame Anomalie. Denn wenn der Doktortitel nur den Abschluß der Universitätsſtudien andeutet, so iſt der Professortitel die übliche Bezeichnung für ein Lehramt an der Universität. Weil aber diese Lehrſtellen, trotz großer Vermehrung des Angebots, nicht genügen, und nicht für die Nachfrage derer geschaffen werden, die den Titel begehren, ohne für das Amt brauchbar zu sein — so hat der pure Professortitel in die Lücke treten müssen.

Um nichts weniger hat in der Breite des Publikums der Doktortitel sein Ansehen behalten, trotz aller Mißbräuche des Promotionswesens. Und die Mißbräuche sind es, die dazu beitragen, ihn in so breite Schichten zu führen. Denn für das Ansehen eines Titels kommt es (auch viel höher hinauf) nicht darauf an, was irgend ein Cato oder Brutus darüber denkt. Und wenn Cato und Brutus ihn verachten, so iſt es sehr zweifelhaft, ob nicht Frau und Tochter anders darüber denken.

Alles Titelwesen leidet an Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen. Aber jedes Land und jedes Volk hat dafür seine eigenen Sitten, von denen aus man meiſt die fremden Sitten gar zu hart beurteilt. Es ruht auf Gründen, die nicht an die edelſten Inſtinkte des Menschen hinanreichen, und die dennoch unzerſtörbar sind, weil sie der Selbſtliebe in der Geltung des Menschen nach außen entgegenkommen. Nicht von oben her muß man diese Auszeichnungen betrachten, sondern von unten her. Man muß die große anonyme Masse der Millionenſtadt zum Ausgangspunkt nehmen, um zu verſtehen, was ein Doktortitel und noch viel Geringeres in dieser Welt bedeuten kann.

Ein Rückgang des Titelwesens mag sich daher in einzelnen Oasen der Gesellschaft bemerkbar machen, nicht aber in der Mehrzahl der Gesellschaft. Hier vielmehr iſt ein beſtändiges Wachstum das Naturgemäße oder doch das Verſtändlichere. Hierin eben liegt die Gefahr, daß die Mißbräuche, die wir beklagen, sich selber überlassen, immer weiter wachsen ſtatt zurückzugehen.

V.

Natürlich wird durch die vorliegende Reformfrage die allgemeine Frage nach dem grundsätzlichen Verhältnis der akademischen Selbſtverwaltung zur Staatsverwaltung berührt. Ich habe in dem früheren Aufsatze, den ich oben erwähnte, mit meiner vorwaltenden Betonung der Selbſtverwaltung nicht zurückgehalten. Aber weder dort noch hier bin ich so weit gegangen, daraus ein Dogma zu machen, für dessen Unantaſtbarkeit die Fakultäten oder ihre Mitglieder einzutreten hätten, gleichviel zu welchen Folgen diese Unantaſtbarkeit im einzelnen geführt hat. Am wenigſten gibt es eine Solidarität der Fakultäten für die Mißbräuche, die irgendwo in einzelnen derselben entſtanden oder eingerissen sind. Und ebensowenig gibt es eine Pflicht der einzelnen Universitätsprofessoren nach außen hin über solche Mißſtände zu schweigen, die anderswo und im Gegensatze zu den Sitten ihrer eigenen Fakultät vorhanden sind. Nimmt man eine Pflicht derart für die einzelnen Fakultätsmitglieder gegenüber ihrer

eigenen Fakultät an, soweit die Kritik an die Öffentlichkeit hinaustritt (was nicht zu bestreiten ist), so beruht die Hoffnung auf eine Reform desto mehr in den Stimmen und Überzeugungen der anderen Fakultäten oder Fakultätsmitglieder. In jedem Falle dürfte das Wort »Autonomie« ein gar zu volltönender Ausdruck für die Instanz sein, auf die es hier ankommt. Wenn so starke Mißbräuche vorliegen in einer Anzahl von Fakultäten, dann ist es nicht zu empfehlen, (auch nicht juristisch zutreffend), ein Selbstverwaltungsorgan des heutigen Staates als autonom zu bezeichnen. Dieses Wort würde eher für den Zustand der mittelalterlichen Universitäten passen, deren Mißbräuche in das neunzehnte Jahrhundert hineinragten und uns u. a. von Robert von Mohl in seinen Lebenserinnerungen (an Tübingen) beschrieben sind. Der Staat der Gegenwart darf aus seinem Wesen eine solche Autonomie nicht anerkennen, und wir haben gesehen, wie das Noblesse oblige des größten deutschen Staates in unserer Frage davor nicht Halt gemacht hat. Das erkenne ich an, nicht obwohl, sondern weil ich Professor bin.

Es ist für die Aufgaben der Reform der größten Mißbräuche im Promotionswesen der deutschen Universitäten nur dann eine Aussicht vorhanden, wenn in den übrigen deutschen Staaten dieses Vorbild Preußens befolgt wird. Von der Leistungsfähigkeit der »Autonomie« allein kann nicht die Lösung jener Aufgaben abhängig gemacht werden, nachdem sie solche Beweise ihrer Lückenhaftigkeit geliefert hat. Es müssen die deutschen Staatsregierungen die ergänzende Funktion üben, die sie längst hätten üben sollen. Denn alle Streitfragen über die Formen der öffentlichen Verwaltung, über Zwang und Freiwilligkeit, über Staatsverwaltung und Selbstverwaltung, sind nicht durch die Vorliebe für das eine oder das andere zu lösen, sondern nach dem Maße ihrer beiderseitigen Leistungsfähigkeit für den gegebenen Zweck. Wer sich für die Rechte der Fakultäten begeistert, der soll sich vor allen Dingen dafür begeistern, daß von diesen Rechten ein angemessener Gebrauch gemacht wird. Wir leben in einem Zeitalter, das sein Licht in alle Winkel wirft, und wir sollen uns dessen bewußt sein, daß mit dem hohen Ansehen der deutschen Universitäten in der Öffentlichkeit ein lauerndes Mißtrauen der Öffentlichkeit Hand in Hand geht, das geneigt ist, selbst solche Mißbräuche zu sehen, die nicht vorhanden sind. Sorgen wir dafür, daß die wirklichen Mißbräuche entfernt werden, um unsere Schuldigkeit zu tun.

Alles das sagt ein alter Universitätslehrer, der, so sehr wie einer, von der Würde der deutschen Universitäten erfüllt ist und obenein von dem Ehrgeize, den Einfluß ihrer Körperschaften im Zusammenwirken oder im Gegensatze mit den Staatsbehörden zu steigern. Aber solch ein Ehrgeiz kann nur dann befriedigt werden, wenn er nicht belastet ist mit der Schuld allzu großer Menschlichkeiten.

Was die Behandlung unserer Reformfrage durch den letzten Hochschullehrertag betrifft, so war hier in der Wurzel ein verhängnisvoller Widerspruch im Wege. Geschaffen ist dieser Verein vorzugsweise als Schutzverband für die »Autonomie« der Universitäten im Gegensatze zu den Staatsverwaltungen und zumal zu der preußischen. Man hat dem Verein daher von Anfang den Namen der »Professorengewerkschaft« gegeben. Nun fügte es sich seltsam genug, daß der Referent der Straßburger Versammlung nicht nur einen



energischen Anlauf zur Reform des Promotionswesens nahm, sondern zugleich so sehr wie irgend ein Mitglied des Vereins den Grundsatz jener »Autonomie« betonte. Es fügte sich seltsam um dessentwillen, weil die »Autonomie« es gewesen ist, die am meisten verantwortlich ist für die Mißbräuche des Promotionswesens und gerade für die ärgsten Mißbräuche. Ja, die Unterrichtsverwaltung des preußischen Staates, gegen welche sich der Hochschullehrer-Verein in erster Reihe gekehrt hat, ist eben die gewesen, die zur Beseitigung der Mißbräuche herkömmlich mehr getan hat als die Unterrichtsverwaltungen der andern deutschen Staaten.

Der Fortschritt auf dem Wege der fraglichen Reform wird daher in erster Reihe von den Unterrichtsverwaltungen der andern deutschen Staaten zu erwarten sein. Wollen die ihnen untergebenen Fakultäten über sie triumphieren, so können sie es nur dadurch tun, daß sie kraft ihrer »Autonomie« ein Größeres leisten für die Reform als die Staatsverwaltungen.

Das Voraufgehende war von mir niedergeschrieben, als ich den Aufsatz des einstmaligen Universitätsreferenten im Königlich Sächsischen Kultusministerium, Dr. H. Waentig, im »Tag« (13. November 1913) las. Er sagt über das Referat des Hochschullehrertages folgendes: »Das Bild, das dieser Vortrag, auf Grund der von der Münchener Ortsgruppe des Vereins deutscher Hochschullehrer veranstalteten Erhebungen, von dem Zustande des Promotionswesens auf den Universitäten deutscher Zunge entwirft, ist kein sehr erfreuliches. Ja, es gestaltet sich in einzelnen Zügen zu einer schweren Anklage gegen manche der Stellen, von denen die Verleihung akademischer Grade ausgeht.«

Er hebt ferner hervor, daß der Vortrag des Referenten den teilweisen Mißerfolg beklagt, den die Enquete des Vereins deutscher Hochschullehrer über den Stand des Promotionswesens gehabt habe. Dies lasse die Schwierigkeit erkennen, die sich bereits für derartige vorbereitende Maßnahmen ergebe, wenn man dabei lediglich auf die freiwillige Mitwirkung autonomer Organe ohne die Hilfe amtlicher Stellen angewiesen ist. Daß sich ähnliche Schwierigkeiten auch bei der künftigen Durchführung der vom Hochschullehrertag für die Reform zu fassenden Beschlüsse ergeben werden, falls sie nur auf dem Wege der Autonomie erfolgen sollen, sei bereits aus der Mitte der Straßburger Versammlung geltend gemacht worden. Einen Vorgeschmack der Hindernisse habe der Verlauf der Verhandlungen selber gegeben. Sei doch die endgültige Entschließung über die Reformvorschläge des Referenten in der Hauptsache vertagt und die Vorbereitung der künftigen Beschlussfassung einer Kommission überwiesen worden — eine Beschlußform, die mitunter ein ehrenvolles Begräbnis bedeute.

Formen des Tragischen.

Eine Vorstudie von O. Walzel.

(Schluß)

Das Bedeutsame an Craighs Versuch ist, daß ihm ein scharfbestimmtes Gefühl zugrunde liegt von der Gestalt, in der die Stimmungsabfolge der Faustdichtung sich dem feinfühligen Beobachter zeigt. Ein erweiterter Begriff von Rhythmus stellt sich da ein, von einem Rhythmus, der nicht auf metrische Eigenheiten sich beschränkt. Ein Formbegriff also von größerer Spannweite, als ihn die Metrik darbietet! Die Linien der Architektonik eines dramatischen Kunstwerks lösen Gestaltgefühle aus, für die uns die Fachausdrücke fehlen. Wir sind gewohnt, nur die Linien niederen Grades zu bestimmen, die Linien, die ins Gebiet des Metrischen und Rhetorischen oder Stilistischen gehören. Schon die Linien, die durch das Nacheinander von Szenen verschiedener Stimmung entstehen, wissen wir kaum eindeutig zu benennen. Wir benötigen dringend neuer Mittel, solche Linien höheren Grades zu berechnen.

Auf diesem mühsamen Wege fördert schon weiter Rudolf Lehmanns Versuch, im Anschluß an Fechner die Prinzipien der Komposition festzulegen[12]). Die Worte Einheit, Kontrast, Steigerung, Abschluß, die von Lehmann angewandt werden, bringen uns den Gestaltgefühlen näher und erleichtern eine begriffliche Verdeutlichung der Architektonik einer Dichtung. Wiederum dienen sie aller Poesie, sind indes vorzüglich wichtig für die Tragödie, deren Architektonik weit schärfer berechnet zu sein pflegt, als die Gestalt lyrischer oder gar epischer Kunstwerke.

Doch liegen auch längst Begriffe vor, die ausdrücklich die Gestaltgefühle der Tragödie betreffen und einer Rhythmik entsprechen, von der die Metrik nichts zu verkünden weiß. Abermals gehe ich nicht darauf aus, führerlos neue Bahnen eröffnen zu wollen, sondern spähe nach dem Bewährten, das längst seine Proben durchgemacht hat; nur daß es bisher nicht grundsätzlich als Mittel näherer Bestimmung tragischer Form oder tragischer Gestaltgefühle ausgegeben worden ist.

An einer bemerkenswerten, mir seit langem wichtigen und eindrucksvollen Stelle seines Werkes über Schiller weist Minor dem Dichter »tragisches Pathos« in einer Anwendung des Wortes nach, die für unsere Zwecke von unschätzbarem Wert ist[13]). Er beobachtet in der Komposition und im Dialog der »Räuber« eine stärkere Konzentration, einen einheitlicheren Zug als in den Dramen der Lenz und Klinger. Wohl beginne auch Schiller mit einem Forte oder auch mit einem Fortissimo. Aber er besitze die Kunst, innerhalb der einzelnen Reden, Szenen und Akte wie innerhalb des ganzen Stückes auch wiederum abzutönen und zu steigern. »In vollem und breiten Strome rollt der Ausdruck der Leidenschaft bei Schiller dahin; die Rede gliedert sich von selbst in Absätzen, schwillt an und nimmt wieder ab, wächst bis ins Maß-

[12]) Rudolf Lehmann, Deutsche Poetik. München 1908, S. 108 ff.

[13]) J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1890 ff., I, S. 352 f.

lose und tönt voll aus. Mit einem Worte: Schiller besitzt tragisches Pathos, seine Vorgänger besitzen es nicht.« Minor nennt den Fluch Karl Moors vom Ende des vierten Aufzugs und erläutert, was er meint, besonders an der Wutrede gegen die Menschen im ersten Aufzug: »Karl Moor beginnt im Fortissimo; aber bald dämpft er seine Wut durch die Erinnerung an seine rührende Bitte, an seine kindliche Liebe zum Vater; diese Erinnerung stachelt seinen Ingrimm neuerdings bis auf das Äußerste, nun erst tobt er gleich den Helden der Lenz und Klinger gegen die »Otterbrut«, welche er nicht wie diese einfach »zusammenwettern«, sondern in dreifacher Steigerung »erzielen, zermalmen, vernichten« möchte. Und wie glücklich nun vor dem entscheidenden Entschlusse das volle Austönen seiner Wut, welches den anderen ihre Einrede endlich so leicht macht: »Wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäb' . . . Er sei mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!« «

Diese Verdeutlichung eines Begriffes von tragischem Pathos, der durchaus der Ergründung tragischer Architektonik dient, läßt abermals schmerzlich bedauern, daß Minor eine beabsichtigte Poetik nicht geschrieben hat. Der Begriff selbst hängt zusammen mit einer Beobachtung, die schon ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor Minors Schiller von Johann Elias Schlegel bei der Vergleichung von Shakespeare und Andreas Gryphius angestellt worden war.[14]) Schlegel spricht von der Ähnlichkeit beider in der Sprache der Leidenschaft, fügt indes die Einschränkung an, daß Shakespeare zwischen den Gemütsbewegungen einigen Raum lasse, während Gryphius alles zu Gemütsbewegungen mache. Dadurch verfalle er, wenn die Materie dazu zu schwach sei, »in etwas Übersteigendes und Lächerliches«. Schon bei Schlegel herrscht das Gefühl für die Notwendigkeit eines Auf- und Absteigens des Affekts, also einer Rhythmik der Stimmungen. Minor vertieft die Beobachtung durch seine Analyse von Schillers »tragischem Pathos«. Schiller selbst kam spät, aber in bedeutsamem Zusammenhang auf diese Eigenheit tragischer Form zu sprechen. Unter den Gründen, die Schiller anläßlich der »Braut von Messina« für den Chor geltend macht,[15]) gehört einer in den Umkreis tragischer Formgestaltung. Der Chor verhindere, meint Schiller, daß die Schläge, mit denen die Tragödie unser Herz treffe, ohne Unterbrechung aufeinanderfolgen. Der Chor halte die Teile auseinander und trete mit seiner beruhigenden Betrachtung zwischen die Passionen. Abermals eröffnet sich in Schillers Bemerkung die Notwendigkeit eines Auf- und Abstimmens, einer rhythmisch verlaufenden Linie der Stimmungen. Schiller selbst begründet diese Eigentümlichkeit der tragischen Form freilich auf sittliche Erwägungen. Unsere Freiheit ginge verloren, blieben wir dauernd dem Sturm der Affekte ausgesetzt. Der Chor gebe uns die Freiheit zurück. Allein da Schiller selbst in dem ungezügelten Walten der tragischen Affekte nur ein Mittel erblickt, auf der Bühne die Illusion der Wirklichkeit zu erwecken, dem Chor mithin die Aufgabe zuweist, diese Täuschung, die Schiller unkünstlerisch fand, wieder aufzuheben, so ersteht hinter den sittlichen Erwägungen und Begründungen doch wieder als letzter Grund ein Form-

[14]) Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften. Heilbronn 1887, S. 91. Vgl. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft Bd. 48, 272.

[15]) Säkular-Ausgabe Bd. 16, 126 f.



wille. Dieser Formwille widersprach von vornherein einer Kunſt, die nur Wirklichkeit vortäuschen will.

Denn allenthalben liegt ein inneres Bedürfnis nach Formgeſtaltung vor, wo gegen Illusion auf dem Felde der Kunſt gekämpft wird. Zwei Wege ſtehen jedem Künſtler offen: der eine leitet zu getreuer Wiedergabe des Lebens, der andere zu einer Kunſt, die einen größeren oder geringeren Abſtand vom Leben wahrt. Auf dem einen erscheint als höchſte Aufgabe, das Abbild der Wirklichkeit zu treffen, auf dem anderen erſteht eine Leiſtung, die neben der Wirklichkeit ihr eigenes Lebensrecht hat. Die zweite Art von Kunſt, die Kunſt, die nicht Wirklichkeit vortäuschen, nicht Illusion erwecken, sondern — wie es einſt hieß — ein »Ideal« schaffen will, wurde früher meiſt mit metaphysischen Gründen gerechtfertigt; Schiller und die Romantik bezeugen das, nur kam bei Schiller noch die Neigung zu sittlicher Metaphysik hinzu. Wer auf Metaphysik verzichtet, wer psychologische Voraussetzungen für künſtlerische Tatsachen sucht, der trifft in der Forderung, Täuschung zu vermeiden, das Bedürfnis nach Form an. Der Wunsch, die ästhetischen Elementargefühle erweckt zu wissen, iſt die Voraussetzung nicht-illusioniſtischer Kunſt, und er gibt solcher Kunſt ihr Lebensrecht. Uns scheint heute diese Begründung sogenannter »idealiſtischer« Kunſt ſtichhaltiger als der Versuch, aus dem Gegensatz einer Scheinwelt und einer wahren Welt oder aus dem Imperativ sittlicher Freiheit das Recht einer Kunſt abzuleiten, die auf Vortäuschung der Wirklichkeit verzichtet.

Schillers Wunsch, Szenen der Leidenschaft und Szenen der Beruhigung aufeinanderfolgen zu lassen, wurzelt in seinem Bedürfnis, auf der Bühne eine Form verwirklicht, also ästhetische Elementargefühle angeregt zu sehen. Doch auch vom Standpunkt der tragischen Formkunſt wäre es ganz einseitig, wollte man dem dramatischen Verlauf einzig und allein den Weg vorschreiben, den Schiller vor- und einschlägt. Auch an dieser Stelle eröffnet sich eine zweifache Möglichkeit. Zwei Typen tragischer Form lassen sich feſtſtellen; jedem von beiden iſt seine besondere Wirkung eigen und diese Wirkungen ſtehen sich gegensätzlich gegenüber. Schon Volkelt unterscheidet die beiden Arten tragischen Aufbaues.[16]) Er beobachtet richtig, daß der tragische Vorgang wesentlich anders berühre, je nachdem die bösen Mächte hart aufeinanderfolgend und mit blitzartigem Anwachsen ins Ungeheure, mit einer Plötzlichkeit wie aus dem Nichts heraus sich entladen oder aber dem Zuschauer längere Pausen ängſtlicher Spannung, vielleicht auch verhältnismäßiger Ruhe lassen und erſt nach allmählicher Vorbereitung und langsamem Anwachsen vernichtend hereinbrechen. Er fügt die Bemerkung an, es sei keineswegs nötig, daß das gemessene Fortschreiten und das allmähliche Vorbereiten einen matten, lahmen Eindruck hervorbringe. Gewaltige Wucht könne auch auf diesem Wege dem entscheidenden Ereignisse erteilt werden. Beide Arten dramatischer Handlungsführung bewirken durch die ihnen eigentümliche Form völlig entgegengesetzte intellektuelle Gefühle; Volkelt ſtellt feſt, daß dort, wo die erschütternden Ereignisse in gemessenem Gange und nach längerer Vorbereitung eintreten, die Schicksalsmächte im ganzen als geordneter, klarer und rationaler erscheinen, während das Tragische der dahinſtürmenden, plötzlichen, jähen Art dem Schicksal mehr

[16]) Äſthetik des Tragischen S. 398 f. 401 ff.

den Charakter des Wilden, Unheimlichen, Abgrundartigen und Irrationalen gibt. Er ergänzt seine Beobachtung durch den Hinweis auf die gegensätzlichen Gestalten, die der Kontrast in den beiden Formen tragischen Fortschreitens gewinnt. Das Tragische der raschen und jähen Art führe zu hartem Aneinanderrücken der Kontraste, das Tragische der vorbereitenden und vermittelnden Art lasse die Kontraste milder und ausgeglichener erscheinen.

Volkelt steuert nicht auf den Zielbegriff einer besten Tragödie los, sondern bannt die Fülle der Möglichkeiten in zwei gegensätzliche Typen. Ein schaffender Dichter hingegen ist meist geneigter, Rezepte für das beste Kunstwerk zu geben. Schon ließ sich auf unserem Pfade diese Neigung an Schiller beobachten. Auch Schillers Gegner Otto Ludwig gibt ungern zwei gleichberechtigte Möglichkeiten zu, sondern nimmt lieber Partei für eine von beiden. Darum erscheint ihm der Wechsel von Bewegung und Ruhe notwendig[17]), ganz wie schon Schiller es gesehen hatte. Ludwig bezeichnet als ein Grundgesetz, daß, wo die Handlung oder der Affekt gewaltsam weiterstrebe, der Dialog retardieren, wo sich beides zu versumpfen drohe, der Dialog lebhafter fortstreben müsse. Sein Gewährsmann ist auch in diesem Falle Shakespeare. Bei Shakespeare sei immer Gleichgewicht. Der Bösewicht spreche Moral, der Narr Weisheit, der Altkluge Narrheit. »Seine Welt ist weder eine abstrakte des Ernsten, noch des Komischen, er läßt Leidenschaften mit plastischer Ruhe zusammensein; nie schleicht, nie übereilt sich der Vorgang; nie ist er zu leicht, nie zu schwer zu durchschauen, der Schwache ist gut, der Böse ist stark. Neben der ungeheuern Ausnahme der Leidenschaft geht die Regel des Schicksals einher . . . Wie in der Schöpfung und der großen Existenz der Welt binden sich die Gegensätze in seinen Werken; nie zerfällt seine kleine Welt auch nur auf Momente in ihre Elemente zurück.«

Berührt Ludwig sich in der Forderung des Wechsels von Ruhe und Bewegung mit Schiller, so gehen beide angesichts einer anderen, ja vielleicht der wichtigsten Formfrage des Dramas durchaus entgegengesetzte Wege. Vielleicht ist es der entscheidende Gegensatz von Schillers und Ludwigs Kunst und Kunstanschauung, der nunmehr in den Kreis meiner Betrachtung tritt.

Die Form des Tragischen soll hier ergründet werden. Dem Begriff Form gab ich eine Umschreibung, die ihn aufs engste mit den ästhetischen Wirkungen der Sprache verknüpft. Die Frage liegt nahe, wieweit der Dichter die Formwirkung der Sprache treiben kann, ohne der intellektuellen Wirkung der Tragödie ein Hemmnis in den Weg zu legen. Die Formkunst von Schillers Sprache wagt sich ungemein weit vor. Zu weit, meint Ludwig. Ludwig scheut nicht den Anschein, als ob er der dramatischen Sprache alle besondere Formkunst verbieten wolle. Die Sprache der Tragödie müsse durchaus Nebensache sein, nichts sein wollen, als bloßes Darstellungsmittel.[18]) Schon minder scharf klingt die Forderung, die Sprache dürfe nicht so selbständig werden, daß sie dem Gegenstand als Ding für sich entgegenstehe. Ludwig nennt es unendlich schwer, die Sprache als bloßes Darstellungsmittel anzuwenden. Aber er ist ebenso überzeugt, daß das Streben nach Glanz und Gehalt der Sprache

[17]) Otto Ludwigs Gesammelte Schriften. Leipzig 1891, V, 472 f.

[18]) Ebenda S. 517 ff.

alle naive Darſtellung zerſtöre. »Rhetorische, lyrisch-glänzende Sprache iſt wie ein ins Traben gekommnes Roß, schwer aufzuhalten im Augenblicke, wo es nötig; man muß breite Übergänge machen, die zuviel Zeit und Raum einnehmen; den feinern Zügen iſt sie gar nicht anpassend zu machen, und gelänge es, so würden sie ihre Bescheidenheit und das Ganze der Momente die notwendige Perspektive verlieren. Mit solcher Sprache tritt alles gleichmäßig in den Vordergrund, es iſt kein Gespräch mehr, das gelehrig den Biegungen des Weges durch die Momente folgt, sondern eine große Kunſtrede aus kleinern zusammengesetzt oder in sie gegliedert.«

Das geht natürlich Zug um Zug gegen Schiller. Ja es scheint allem zu widersprechen, was hier von der Formkunſt der Tragödie gesagt worden iſt. Mindeſtens schränkt es den Versuch, Wirkungen rhythmischer und architektonischer Art durch die Sprachgeſtaltung der Tragödie zu erzielen, auf engſte Grenzen ein. Gleichwohl kann auch Ludwig uns auf dem betretenen Pfade weiterführen, wenigſtens neue Mittel uns leihen, das Problem noch schärfer zu erfassen und die Formkunſt der Tragik noch genauer zu beſtimmen.

Mit den Einwänden, die Ludwig gegen eine rhetorische oder lyrische Geſtaltung der dramatischen Sprache erhebt, hängt ein Begriffspaar zusammen, das er mehrfach verwertet: der Gegensatz dramatischer und lyrischer Steigerung.[19]) In der lyrischen Steigerung, sagt er einmal, herrscht das Gefühl so vor, daß Charakteriſtisches, Exponierendes, Motivierendes daneben geradezu ſtörend wirke. »Bei der lyrischen Behandlung iſt ein ſtetes gewaltsames Anspannen und Zurücksinken des Affektes des Zuschauers; gegen das Ende des Aktes wird er immer ſtärker gepackt, am Ende iſt er am aufgeregteſten. Nun beginnt der nächſte Akt wieder in einer gewissen Nüchternheit, bis das Kunſtſtück wieder beginnt.« Die lyrische Weise hebe Stetigkeit und Ganzheit des Interesses auf, behauptet Ludwig. Stetigkeit und Ganzheit des Interesses aber seien die Hauptbedingungen des dramatischen Interesses. Bei Shakespeare hindere keine lyrische Steigerung dem heiteren Humor den Zutritt. Probe des Echttragischen sei, daß noch da, wo die Spannung am höchſten sich erhebe, ausgesponnene Scherze Platz fänden. So geschehe es in der Gerichtsszene des »Kaufmanns von Venedig«. Weil auch in den pathetischeſten Szenen Shakespeares der Narr parodierend dreinreden könne, ohne das Pathos lächerlich zu machen, erscheine Shakespeares Poesie so notwendig, so heiter, selbſt im schrecklichſten Vorgange alles Peinliche entfernend; das mache ihr möglich, so gehaltvoll zu sein, so reich an Gedanken.

Abermals ein Pfeil, entsandt gegen die Vertreter reicher Formkunſt der Bühnensprache! Abermals denkt Ludwig an Schiller, trifft indes noch weit ſtärker die französische Bühnensprache. Klarer noch enthüllt sich, was Ludwig meint, wenn eine Äußerung Babs über die doppelte Rolle, die dem gesprochenen Wort auf der Bühne zufällt, herangezogen wird.[20]) Die Worte seien einerseits nach Grundsätzen der Wirklichkeit geordnet, um den Eindruck eines wirklichen Vorganges zu wecken. Anderseits seien sie Selbſtzweck als äſthetische Elemente. Noch anders ließe sich der Gegensatz verdeutlichen: die Worte der Bühne entsprechen der Situation und

[19]) Ebenda S. 103 f.; vgl. 435 ff.

[20]) Kritik der Bühne S. 40.

werden aus ihr heraus gesagt; und zugleich entwickeln sie alle Eigenheiten, die der Sprache sich ergeben, soweit sie ästhetische Elementargefühle erregen kann. Auch jetzt tut sich wieder der doppelte Weg aller Kunst auf: das Leben wird treffend wiedergegeben oder aber eine Form von ästhetischem Charakter wird gestaltet, ohne daß der Abstand vom Leben und von der Wirklichkeit als Einbuße gilt. Bezeichnen indes diese beiden Möglichkeiten der Kunst zwei gegensätzliche Typen, so dürfen auch Dramen von lyrischer Steigerung den Dramen der dramatischen Steigerung wie Typus dem Typus entgegengestellt werden. Jeder der beiden Typen hat sein Lebensrecht, ganz wie der Typus des Tragischen von gemessenem Gang gleichberechtigt dem Typus des Tragischen plötzlicher und jäher Art ist.

Daß lyrische neben dramatischer Steigerung bestehen darf, bezeugt nicht nur der Literarhistoriker, dem Schiller so wenig wie die französische Tragödie wegen der Neigung zur lyrischen Steigerung entwertet erscheinen. Schon die Tatsache, daß dramatische Steigerung ebenso wie lyrische ins Einseitige getrieben werden kann, spricht für das Lebensrecht der lyrischen und gegen die ausschließliche Zulassung der dramatischen Steigerung. Nochmals sei Bab der Gewährsmann. Er findet auf der Bühne eine schnelle Folge von starken Taten, die nicht durch langsam einstimmende und lang nachklingende Dialoge verbunden sind, grotesk.[21]) Wedekind nennt er als Vertreter solcher brüsker Handlungsketten. Auch der Sturm und Drang huldigte ihnen. An diesen brüsken Handlungsketten läßt sich beobachten, wie notwendig dem Drama eine Formkunst der Sprache ist, die vorbereitet und austönen läßt.

»Hier liegt die Gefahr aller im Kerne unlyrischen, nichts als »dramatischen« Bühnendichter«, sagt Bab. Die Wendung beweist — wenn anders es noch nötig scheint —, daß die Art Wedekinds und der Stürmer und Dränger nur eine Übertreibung der dramatischen Steigerung Ludwigs, dann auch seiner Abneigung gegen lyrische Steigerung bedeute.

Am Eingang meiner Betrachtungen sprach ich von der Einseitigkeit des schaffenden Künstlers. Ludwig ist einseitig. Aber auch von der Einseitigkeit des echten Künstlers kann die Kunstwissenschaft lernen. Wiederholt im Verlauf meiner Ausführungen leitete das Wort eines Dichters, das auf ein bestes Drama ausging, zur Annahme von zweifachen Typen künstlerischer Gestaltung. Geschichtlicher Betrachtung und Bewertung dürfte bestens dienen, dergleichen Typenpaare dort einzusetzen, wo der schaffende Künstler für eine einzige Möglichkeit kämpft und kämpfen muß. Ich wage das Wort, daß jeder Versuch echter Künstler, ein Ideal künstlerischen Schaffens aufzustellen, zu der Festlegung zweier gegensätzlicher, doch gleichberechtigter Typen künstlerischer Arbeit verwertet werden kann. Es gilt nur das Gegenteil des Ideals zu suchen; dieses Gegenteil wird in manchen Fällen ganz wie in dem Falle Ludwigs an der Stelle zu finden sein, gegen die sich der Künstler selbst am schärfsten ausspricht. Tatsächlich ist, was von dem Künstler verworfen wird, meist nur ein anderes Ideal von gleichem Lebensrecht.

Mit anderen Worten: die Ästhetik des Künstlers sucht nach einem einzigen Zielbegriff, die Kunstwissenschaft setzt an die Stelle dieses Zielbegriffs zwei

[21]) Ebenda S. 82 f.



Ordnungsbegriffe. Mindeftens soweit sie geschichtlich zu bleiben gedenkt. Sehr glücklich arbeitete in jüngfter Zeit mit dem gleichen Gedanken und nach der gleichen Methode die Kunftgeschichte.

Daß da mehr als ein scholaftisches Begriffsspiel vor sich geht, daß bedeutsame Ergebnisse sich gewinnen lassen, wird erhärtet durch die Verwendbarkeit und Fruchtbarkeit des Begriffspaares, das Ludwig uns darbietet. Die beiden Typen von Tragödien, den Typus der dramatischen und den Typus der lyrischen Steigerung, im weiten Bereich der Weltliteratur zu verfolgen, dürfte der Mühe lohnen. In dem Typenpaare gipfelt die Betrachtung tragischer Form, die ich versucht habe. Der eine Typus läßt sich von dem Erfordernis des szenischen Augenblicks leiten, der andere gibt der Wortkunft freiere Bahn, hinaus über das Erfordernis der Situation. Stärker auf das intellektuelle Gefühl wirkt der erfte; die äfthetischen Elementargefühle des Rhythmischen und Symmetrischen werden im zweiten lebhafter erregt. Dort können Werke dramatischer Logik erftehen, wie »Emilia Galotti«, hier entfaltet die Wortkunft der Franzosen und Schillers sich in reich bewegten und kühn geschwungenen Linien.

Architektonik und Symmetrie kann natürlich da wie dort herrschen. In ftarker, nicht bloß gedanklicher Antithese setzt Racines »Phèdre« ein: zuerft die Tatenluft Hippolytes, dann die verzweifelnde Liebe Phèdres; als kräftiger Aktschluß die Nachricht von Theseus' Tod. Ebenso bei Lessing die Contiszene mit allen Hoffnungen, die sie dem liebenden Prinzen eröffnet, dann die Marinelliszene mit ihren bitteren Enttäuschungen; als Abschluß des Aktes das Epigramm Rotas. Allein nur bei Racine und nicht bei Lessing fteigert sich die Antithese zu den Wortkunftwerken, die von Hippolyte und Phèdre vorgetragen werden. Von Waffen rasselt es in den Reden des jungen Helden, ftilisierter Sehnsuchtsschrei ift dem Weibe zugewiesen. Wie in einem Musikftück ift die Wirkung der gegensätzlichen Stimmungen auf das Ohr berechnet und geftaltet.

Noch viel feinere Gegensätze lassen sich mit Hilfe unserer beiden Typen beobachten. Goethes »Tasso« mag vielen als ein Werk der Wortkunft gelten. Lyrische Steigerung möchte man ihm leicht zutrauen. Ganz im Gegenteil. Vor kurzem saß ich im »Deutschen Theater« zu Berlin und folgte der Darftellung von Goethes Dichtung, die von Reinhardt geboten wird. Die äfthetische Wirkung, die von der Sprache des »Tasso« ausgehen kann, schien mir nicht völlig erreicht, ja mit Absicht vermieden zu sein. Indes verspürte ich um so deutlicher, wie wenig Goethe sein Werk nur auf Formwirkungen der Sprache angelegt hat. Faft jedes Wort des »Tasso« ift unmittelbar dem Erfordernis des szenischen Augenblicks entnommen. Nur die Neigung, von dem Gefühl, das der Situation entkeimt, zu dessen sententiöser Verdichtung weiterzuschreiten, erinnert an den Brauch der klassischen Tragödie Frankreichs, aber auch der Antike, neben dem Erfordernis des Augenblicks jederzeit der Sprache auch noch kunftvolle Formung von Denksprüchen auzuvertrauen. Allein ganz die gleiche Aufgabe ftellt Lessing auch der Sprache seiner »Emilia«. Zwei dramatische Kunftwerke, die dem eiligen Betrachter künftlerische Gegensätze zu bedeuten scheinen, offenbaren eine Verwandtschaft des formenden Willens, die überrascht. Beide zusammen enthüllen

sich als Schöpfungen einer künſtleriſchen Art, die der Tragik Frankreichs und Schillers widerspricht. Sie ſtreben nach dramatiſcher, nicht nach lyriſcher Steigerung.

Allerdings mit verſchiedenen Mitteln und mit verſchiedenem Erfolg! Schon der Vers des »Taſſo« widerſpricht bloßer dramatiſcher Steigerung. Auch die Probe, die von Ludwig gefordert wird, ob mitten in der Tragik noch das Komiſche rechten Platz finden kann, beſteht »Emilia« beſſer als »Taſſo«. In der ſtrengeren Vereinheitlichung der Stimmung bewährt »Taſſo« ſich als ein Kunſtwerk, das die Geſtaltung einer harmoniſchen Form neben dem Erfordernis der tragiſchen Lage im Auge behält.

Gustav Schmoller in seinen Charakterbildern.

Von

Robert Michels.

I.

Es iſt eine merkwürdige Tatſache, auf die meines Wiſſens noch niemand nachdrücklich aufmerkſam gemacht hat: Preußen gegenüber iſt noch kein denkender Kopf, keine ausgeprägte Individualität gleichgültig geblieben. Preußen beſitzt nur begeiſterte Freunde oder erbitterte Feinde. Es übt eine unüberwindliche Anziehungskraft auf die einen, eine ebenſo ſtarke Repulſionskraft auf die anderen aus. Es iſt unmöglich, Preußen zu betrachten, ohne daß Empfindungen in uns erwachen, Werturteile ſich auf unſere Lippen drängen. Man muß, in welcher Form immer, zu ihm Stellung nehmen. Dieſen Vorzug teilt Preußen mit allen großen geſchichtlichen Phänomenen, die der Welt Achtung abzwingen und dadurch jeden einzelnen zu glatter Stellungnahme ſozuſagen intellektuell verpflichten: auch England und Japan ſowie in früheren Zeiten die Monarchie Ludwigs XIV., die Revolution der Sansculotten und das Kaiſerreich Napoleons I., Bismarck und Garibaldi haben die Mitwelt in zwei ſcharf voneinander getrennte Lager, in denen es nur ein Hüben oder ein Drüben gab, geſchieden: hie Welf — hie Waiblingen!

Preußen hat nun das große Glück gehabt, Männer für ſich zu gewinnen und innerlich für ſich zu packen, deren Lauterkeit der Geſinnung und Größe der geiſtigen Qualitäten über jeden Zweifel erhaben ſind. Hellas hat ſeinen Homer gehabt. Zum Lobe preußiſchen Weſens und preußiſcher Einrichtungen haben Perſönlichkeiten wie Carlyle, Stahl, Sybel, Treitſchke, H. St. Chamberlain in die Harfe gegriffen, außergewöhnliche Männer, die, wie immer man ſie politiſch beurteilen mag, Außergewöhnliches geleiſtet haben. Es iſt indes eine eigentümliche Wahrnehmung, daß die Anziehungskraft Preußens beſonders auf heterogene Elemente gewirkt hat. In der Tat ſind die großen Lobredner Preußens faſt durchgehend Nichtpreußen geweſen. Julius Stahl, der theoretiſche Gründer des preußiſchen

---

Gelegentlich der Veröffentlichung des Bandes »Charakterbilder« von Guſtav Schmoller (Verlag Duncker u. Humblot, München-Leipzig [illegible]

Konservativismus, war ein Bayer, noch dazu jüdischen Stammes. Treitschke war ein königlicher Sachse, und Sybel war zwar ein preußischer Untertan, aber doch ein Rheinländer, also ein »Mußpreuße«, einem Landesteil entstammend, wo in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Sympathie mit Preußen zu den absoluten Ausnahmen, die Antipathie zur Regel zählte. Houston Stewart Chamberlain gar ist ein Stockengländer, der Sohn eines britischen Admirals und nach eigenen Angaben erst als Dreiunddreißigjähriger fähig geworden, einen Artikel in deutscher Sprache abzufassen.

Auch die Geschichte anderer Staaten weist analoge Fälle auf. Um die These nur an zwei Beispielen zu erläutern: Napoleon I. hat keinen leidenschaftlicheren Verteidiger gefunden als den deutschen Juden Heinrich Heine; die Jungfrau von Orléans keinen verständnisvolleren dramatischen Bearbeiter ihres Lebensganges als Friedrich Schiller. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Der italienische Historiker Guglielmo Ferrero hat seinerzeit ein historisch-psychologisches Gesetz, das er la Legge della Singolarità, das Gesetz der Besonderheit, nannte, aufgestellt. Dieses Gesetz läuft darauf hinaus, daß als Politiker solche Männer am leichtesten in ihrem Staate Einfluß zu gewinnen, ja sich an seine Spitze zu stellen vermögen, in deren Adern fremdes Blut fließt*). Ferrero hat ausgeführt, daß, wenn Cesare Borgia als der typischste Fürst des italienischen Rinascimento gelten müsse, dies daran liege, daß er von Geblüt Spanier war; daß die Italiener Mazarin, Napoleon und Gambetta sich zu Herren Frankreichs aufgeschwungen hätten nicht obgleich, sondern umgekehrt, gerade weil sie keine Franzosen, sondern wesensfremde Ausländer gewesen seien. Auch Bismarck, Disraeli, Cavour, Parnell haben zu der großen Bedeutung, die sie in ihrem Volke gewonnen haben, nur kraft der fremdartigen Elemente ihrer ethnischen Abstammung zu steigen vermocht; Bismarck, weil er doch wohl auch slawischer, Cavour, weil er französischer, Disraeli, weil er jüdischer, Parnell, weil er nicht irisch-keltischer, sondern irisch-englischer Art war. Die Ursache für die historisch allerdings leicht durch eine große Anzahl weiterer augenfälliger Beispiele zu stützende empirische Tatsache, daß die Führer großer Völker in bewegten Zeiten meist gar nicht oder doch wenigstens nicht völlig der ethnischen Sphäre des betreffenden Volkes entsprungen sind, sieht Ferrero in einer psychologischen Ergänzung: Der Erfolg ist ihmzufolge ein Resultat der Verschiedenheit des Charakters, welcher jenen Männern im Vergleich zu den von ihnen beherrschten Massen eigen ist. Wenn erstere im Besitz wertvoller Eigenschaften sind, die letzteren fehlen, dagegen deren Fehler nicht aufweisen — beides eben infolge ihrer ethnischen Verschiedenheit — so gelten sie dem Volke, unter dem sie leben, als einzig dastehende Männer und fordern die Bewunderung, die Hingabe, die Gefolgschaft der Massen heraus.

Ohne uns an dieser Stelle auf eine Untersuchung darüber einzulassen, ob und inwieweit »das Gesetz der Eigenartigkeit« in der Wissenschaft Bürgerrecht beanspruchen darf, möchten wir nur darauf hinweisen, daß die zweifellos bestehende Anziehungskraft, die der Fremde — natürlich soweit er nicht als Fremder empfunden wird, sondern durch Erziehung, Sprache und Gewohn-

*) Guglielmo Ferrero: L'Europa Giovane. Studi e Viaggi nei Paesi del Nord. Milano, Treves, 1897. S. 7—14.

heiten wenigſtens äußerlich dem Milieu sich völlig assimiliert hat — auf die Massen ausübt, ein Gegenſtück in der weiteren Beobachtung aufweiſt, daß fremde Staatswesen oft die größte Anziehungskraft auf heterogene Geiſter besitzen. Und dieser letzteren Erscheinung haben wir ja eben eingangs Erwähnung getan. Es iſt kein Zweifel möglich, daß beide Erscheinungen psychologisch auf die gleichen Wurzeln zurückzuführen sind.

II.

Zu den großen Lobsängern Preußens und preußischen Wesens, vornehmlich aber des preußischen Staatslebens, von denen wir in den vorhergehenden Zeilen gesprochen haben, gehört auch Guſtav Schmoller. Was der preußische Staat diesem seinem unermüdlichen, überzeugten Herold schuldig iſt, weiß jeder; das weiß sogar dieser Staat selbſt und hat es dadurch bewiesen, daß er den Berliner Professor mit allen den Ehren überhäuft hat, die er zu vergeben vermag. Auch auf Schmoller trifft das Charakteriſtikum zu, von dem wir sagten, daß es alle die großen für Preußen Begeiſterten auszeichnet: er iſt ein Nichtpreuße. Geboren im Jahre 1838 in Heilbronn, iſt Schmoller nach Geburt, Abſtammung und Art seinem äußeren wie seinem ganzen inneren Wesen nach ein unverfälschter Schwabe.

Das Preußentum Schmollers äußert sich in seinem letzten Werke, dem er den Titel »Charakterbilder« gegeben hat, in der Auswahl und Behandlung des Stoffes mit der gleichen Augenscheinlichkeit. Faſt das gesamte interessante Buch iſt preußischen Männern gewidmet: Friedrich Wilhelm I., der die Basis zu Preußens militärischer und adminiſtrativer Größe schuf; Bismarck, dem Gründer des Deutschen Reiches; Wilhelm I., dem erſten Deutschen Kaiser; Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke, den Boileaus der neudeutschen Gloire, Karl Geibel, dem Verleger der großen preußischen Staatsmänner. Auch einige hohe Bureaukraten, die in Preußen und für Preußen geschafft haben, der Finanzminiſter von Miquel, der Miniſterialdirektor Hugo Thiel, der Miniſterialdirektor Althoff, ziehen an unserem Auge vorüber — alle von Schmoller reich mit Anerkennung beladen und mit jener innerlichen und gemütvollen Art behandelt, die nur dann anwendbar iſt, wenn der Schriftſteller sich mit den beschriebenen Persönlichkeiten, einerlei, ob er sie persönlich gekannt und geschätzt, oder nur liebevoll im Raum der Zeiten verfolgt hat, durch ein wahlverwandschaftliches Gefühl der Solidarität verbunden weiß. Wer sonſt die Aufmerksamkeit Schmollers noch auf sich gelenkt hat, ſteht außer dem großen Schotten Adam Smith, aus dem 18. Jahrhundert, mit der modernen preußischen Geschichte nicht nur in Verbindung, sondern in (in etymologischem Sinne des Wortes) sympatischer Verbindung: der Rheinländer Mevissen, und vor allem eine Reihe von Landsleuten Schmollers, die Schwaben Guſtav Rümelin, Adolf Wagner und der in Württemberg geborene Jude Kilian Steiner. Und hier iſt es überaus charakteriſtisch, daß, was Schmoller an diesen Nichtpreußen zu rühmen weiß, ihre Preußenfreundlichkeit iſt. Von Rümelin sagt er, die Hauptleiſtung seines Lebens habe darin beſtanden, daß er 1848—1849 faſt allein in Süddeutschland und von allen Seiten darob geschmäht, im preußischen Erbkaisertum die politische Zukunft Deutschlands erkannte*). Von Steiner heißt es lobend,

*) S. 151.



er sei, obgleich Süddeutscher, schon zu Beginn der sechziger Jahre für die Führung Preußens in Deutschland eingetreten*). Selbst der längst vergessene Bogumil Goltz wird wieder ans Licht gezogen, und dabei fällt für seine Landsleute scharfer Tadel ab, daß sie Fremdes, Norddeutsches, nicht verstanden oder doch dazu geneigt hätten, darüber abzusprechen**).

Schmoller glaubt fest an eine historische Mission des Preußentums, insbesondere des preußischen Königtums, Er tritt in dem vorliegenden Werke, welches einige belangreiche Kapitel über die Sozialpolitik Bismarcks sowie das Lebenswerk des Jenenser Abbe enthält, doch im wesentlichen als Historiker auf; er nennt sich gelegentlich selber einen »preußischen Historiker«. Friedrich von Raumer, dessen Tradition Schmoller reservatis reservandis im wesentlichen fortsetzt, schrieb 1830 aus Paris, wo die Julirevolution entbrannt war, einen begeisterten Hymnus auf die preußische Royauté: Daß König und Volk zu einem und demselben Dasein verwachsen könne, daß freie Gaben und Opfer mehr seien als negative Opposition und zu dem Schutzpfahl des Rechtes die befruchtende Sonne der Liebe hinzukommen könne und müsse, erscheine nur den Franzosen unglaublich und unmöglich. »Da steht das Dasein und Leben des Königs und Volkes in unserem Vaterlande eigentlich doch in einer höheren und heiligeren Region, und Könige und Bürger fragen, gleich Ehegatten, Eltern, Kinder und Geschwister nicht nach dem Rechte, wo Liebe und Vertrauen herrscht***).

*) S. 236.
**) S. 139.
***) Bericht aus Paris und Frankreich im Jahre 1830 von F. v. Raumer. Leipzig 1831. Bd. 2, S. 265.

Schmoller, der das Aufkommen des vierten Standes erlebt und die harten Gegensätze, die es auch innerhalb des Preußenvolkes hervorgerufen, verfolgt hat, würde derartige Sätze nicht mehr niederschreiben können. Aber seinem Ideal entsprechen sie, und wäre er statt Raumer 1830 in Paris gewesen, er hätte zweifellos ganz ähnlichen Gedanken Ausdruck verliehen. Sein politisches Ideal ist eben, was er die Objektivität, das heißt das die Gegensätze aussöhnende Element der Monarchie nennt, und er hegt ferner das feste Vertrauen, daß keine Herrscherfamilie dieses Ideal besser in die Welt der Tatsachen einzuführen vermöge, als die Hohenzollern. Ja, Preußen gibt Schmoller zufolge den Dynasten auf allen Thronen geradezu das Vorbild eines untadeligen Fürstenhauses*).

III.

Die gemeinsame Liebe zu Preußen ist es denn wohl auch, die Schmoller der freilich auch besonders zu Treitschke nähere persönliche Beziehungen unterhalten hatte**), zu den Koryphäen der neupreußischen Historikerschule in das Verhältnis des glühenden Bewunderers und überzeugten Verteidigers treten läßt. Denn wenn je Menschen durch Temperament, Methode und Auffassung vom Wesen der Wissenschaft getrennt waren, so der schwäbische Nationalökonom und die Barden von 1866 und 1870. Ebenso abwägend und auf die möglichste Neutralität und Vorurteilslosigkeit der Wissenschaft bedacht, wie Schmoller Zeit seines Lebens gewesen ist — geht sein Streben doch im Grunde genommen auf eine Versöhnung der Gegensätze — ebenso subjektiv bewußt waren die Treitschke, Sybel und Häußer,

*) Schmoller, vgl. S. 16.
**) idem, S. 910.



denen er zujubelt. Sicherlich, die Qualitäten mancher dieser Hiſtoriographen waren im hohen Grade achtunggebietend und anziehend. Aber es kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß, von dem künſtlerischen Moment in ihnen abgesehen, die bisweilen etwas zurechtgeſtutzten, häufig kein Helldunkel kennenden, ſtets aber ſtark national gefärbten Schriften der deutschen Hiſtoriker der siebziger und achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, ein patriotisches Publikum voraussetzen. Es weht in ihnen ein Wind, der keine Pflanze, die nicht autochthoner Herkunft iſt, aufkommen läßt. So echt französisch und national die Thiers und Lavisse auch sein mögen, mit objektivem Maße gemessen erscheinen uns ihre Schriften im Vergleich mit den preußischen Dithyramben Treitschkes, mit den fortlaufenden Donnerworten, denen die Engländer und Polen, Russen und Juden, Franzosen und Tschechen gleichermaßen in ihnen ausgesetzt sind, noch beinahe als von internationalem brüderlichen Geiſt getragen. Ich möchte es so sagen: Im Grunde sind natürlich die Lavisse und Genossen ebenso französisch gesinnt wie die Sybel und Treitschke deutsch. Aber sie machen fortwährende, wenn auch häufig vergebliche Anſtrengungen in ihren hiſtorischen Schriften, das eigene nationale Herz möglichſt zum Schweigen zu bringen und methodisch international zu scheinen. Treitschke hingegen war bewußt und offenkundig in jedem Worte deutscher Hiſtoriker, wobei das Wort Deutsch Hauptwort iſt. Schmoller seinerseits folgt als Wissenschaftler eher der französischen Schule.

Wie dem aber auch sei, die etwa 40 Seiten, die Schmoller dem Andenken Treitschkes widmet, möchte niemand missen, der sie gelesen, niemand zumal, der Treitschke noch im Leben gekannt und die unwiderſtehliche Anziehungskraft dieses Feuergeiſtes an sich selbſt erprobt hat. Sie sind ein schönes, vornehmes, herzenswarm gehaltenes, der menschlichen und künſtlerischen Größe des Mannes würdiges Denkmal, das den Gewürdigten und den Denkmalssetzer gleichmäßig ehrt.

Freilich, was war Heinrich v. Treitschke auch für ein Mann! Noch ſteht er im Geiſte klar vor mir, dieses Prachtexemplar des Homo sapiens, dem die Treue und Begeiſterungsfähigkeit aus den Augen leuchtete, der Hüne mit dem markanten Kopf, dem freien Gang, der vorspringenden Eroberernase, der weiten Stirn, den langen, schlichten, zurückgekämmten Haaren, der klaren, vollen Stimme und dem Kinderlachen. Halb Götterriese, halb noch Knabe. Und wie verſtand er zu erzählen und zu dozieren, mit großer, mächtiger sonorer Stimme, wenn man ihm, dem Tauben, bei Tische auf einem Stückchen Papier Fragen vorlegte. Wie verſtand er zu grollen und zu toben, wenn ich mit ihm an den Waldabhängen des Hainſteins bei Eisenach, wohin er sich im Sommer 1891 zur Kur begeben hatte, wandelte, rückhaltslos, wie es einem selbſtsicheren und lauteren Charakter geziemt, der nichts zu fürchten, nichts zu hoffen und alles zu bekennen hat. Da machte der innerlich von ſtarken und großen Gedanken bewegte Mensch seinem gedrückten Herzen Luft. Ungeschminkt kam da seine Abneigung gegen den neuen Kurs zum Ausdruck. Besondes empört war er über die damaligen Versuche des Kaisers, England für sich zu gewinnen. »Das iſt eine ganz falsche Politik,« sagte er zu mir, »wer auf England baut, iſt verloren«. Dagegen war er Frankreich an sich nicht abgeneigt. Ich, der schon da-

mals von großer Vorliebe für Frankreich erfüllt war, war innerlich hochbefriedigt, als er mir einmal ein unbeschadet aller Kritik im ganzen glänzendes Bild vom Wesen des französischen Volkscharakters entwarf und bei der Gelegenheit sich prinzipiell für eine Verständigung mit Frankreich — freilich auf Grund einer definitiven Verzichtleistung der Franzosen auf die Reichslande, ohne welche ein freundschaftliches Zusammenarbeiten beider Nationen ausgeschlossen sei — aussprach, als wirksamstes Mittel, den kontinentalen Intrigen der »perfiden Inselländer« entgegenzutreten. Und über welche pädagogischen Mittel verfügte der lebensvolle Mann nicht! Wie verstand er es, den Jüngling zu packen, wenn er ihn ermunterte, seine jungen historischen Kenntnisse und Liebhabereien entdeckend, sich doch der Geschichtswissenschaft zu widmen. Wie wußte er, der große gefeierte Mann, sich kameradschaftlich, ja, gleichsam inter pares zu geben, wenn er dem fünzehnjährigen Gymnasiasten zu Weihnachten unverhofft ein Geibelsches Werk nach Köln sandte, mit der Widmung: »Robert Michels mit freundlichem Gruß Heinrich von Treitschke«!

IV.

Immerhin hat aber Schmoller bei aller Verschiedenheit doch einen wichtigen Punkt mit Treitschke gemeinsam: auch Gustav Schmoller ist, wenn man seine Weltanschauung als Ganzes betrachtet, nur aus den Verhältnissen Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts zu verstehen. Schmoller ist gewiß der deutscheste unter den lebenden deutschen Nationalökonomen größeren Stils. Bei Lexis tritt das Deutschtum hinter der Wissenschaft, die ihrer Natur nach international ist, mehr zurück; er ist vollendeter Volkswirtschaftslehrer und Mathematiker, aber nicht auch Historiker, Kritiker, Propagandist wie Schmoller, womit seine Größe und seine Beschränkung angedeutet ist; Conrads Lebenswerk ist mehr auf die Ausarbeitung innerer Probleme, die die deutsche Volkswirtschaft bewegen, aber doch letzten Grundes nicht von der Volkswirtschaft anderer Länder sondern, theoretisch zugespitzt; Brentano ist leidenschaftlicher Freihändler und Liberaler; Sombart gar ist in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern wie endlich in der Auswahl einer großen Zahl seiner Stoffgebiete durch und durch romanisch. Schmoller hingegen ist urdeutsch. Nicht nur weil, trotz und unbeschadet seines stark entwickelten internationalen Gerechtigkeitssinnes — sein Nationalismus äußert sich, und darin unterscheidet er sich wesentlich und vorteilhaft von dem der genannten Historiker, mehr im Lobspenden dem eigenen Volke gegenüber denn in Ausfällen auf die Nachbarvölker — seine konstante Sorge in dem brennenden Wunsch der Größe des deutschen Vaterlandes verankert liegt, nicht nur weil Schmoller, wie alle Teleologen, sich bei jeder einzelnen Betrachtung, sei es, daß diese sich auf eine Sache oder daß sie sich auf eine Person bezieht, die Frage vorlegt: Germaniae bono? und nach der Beantwortung, die er sich auf seine Frage erteilt, wennschon vielleicht mehr unbewußt als bewußt, die Höhe seiner Sympathie und seines Urteils einrichtet. Nein, auch die Basis seiner Weltauffassung selbst liegt auf diesem Mutterboden. Ein patriotischer Zug, der bisweilen selbst bis zum Superlativen geht, durchzieht, wie sein ganzes Lebens-

werk, auch die vorliegende Sammlung. Dazu kommt, daß eine Auffassung vom Wesen, den Pflichten und den Rechten des Staates durchaus preußische Ätiologie trägt. Es erhellt, daß Schmoller, wie jeder wissenschaftliche Schriftsteller, der Bodenfärbung hat — beim Künstler und beim Literaten liegen die Verhältnisse anders — infolge seines prägnanten Deutschtums, mehr noch infolge seines prägnanten Preußentums, seinen großen zentripetalen Einfluß ganz überwiegend auf die Sphäre des Deutschtums selber ausübt.

Gustav Schmoller nimmt auch im Ausland in den Augen der akademischen Welt einen sehr bedeutenden Rang ein. Seine Werke sind in viele Sprachen übersetzt; eine große Zahl von Akademien und gelehrten Gesellschaften haben ihm ihre Ehrenmitgliedschaft angetragen. Wo immer man daran denkt, die deutsche Volkswirtschaftslehre in einem ihrer hervorragendsten Vertreter zu ehren, wird stets in erster Linie der Name Gustav Schmollers genannt. Von den Nationalökonomen der älteren Generation ist er zweifellos der im Auslande bekannteste; von denen der jüngeren tritt ihm in dieser Hinsicht nur noch Werner Sombart ebenbürtig zur Seite; zumal Italien ist mit dem letzteren durch besonders feste Bande verknüpft. Indes der Bewunderung, die jedermann dem bedeutenden Gelehrten zollt, entspricht nicht immer das innere Verständnis für sein Leben und seine Wirksamkeit. Auch in Deutschland hat Schmoller seine wissenschaftlichen und politischen Gegner. Aber seine heftigsten, zum Teil allerdings auch sachlichsten, Gegner hat der große preußische Schwabe zweifellos doch im Auslande gefunden. In Italien hat besonders Achille Loria sich in einem sehr beachtenswerten eingehenden Artikel mit Schmoller auseinandergesetzt.*) Für Loria ist der Wirtschaftshistoriker Schmoller nur der äußere Exponent der politisch zurückgebliebenen deutschen Zustände, die, dem Wissenschaftler keine fruchtbare Beschäftigung mit den gegenwärtigen Verhältnissen der Volkswirtschaft gestattend, ihn mit aller Gewalt dazu drängen, sich im Gegensatz zu der dem vollen frischen Leben zugewandten Ökonomie der Engländer, in den Trauermantel der Erudition zu hüllen und phantastische Fahrten nach den öden Gestaden der Vergangenheit zu unternehmen. Auch macht sich Loria über den preußisch-deutschen leicht theologisch gefärbten Ethizismus Schmollers lustig und meint scherzweise, Schmoller könne zwar nicht umhin, die Maschine als Instrument moderner Wirtschaft anzuerkennen, aber erachte es doch für notwendig, sie mit heiligem Öl zu salben. Loria gesteht dem deutschen Nationalökonom gerne zu, daß er, wenn er auch zur Lösung der besonderen Fragen der Jetztzeit keine neuen Elemente beigetragen habe, so doch das Diapason der deutschen Volkswirtschaftslehre durch seine Zielsetzung und seine Sprache veredelt habe, aber meint andererseits, das Ideal Schmollers bestehe doch schlechterdings nur in einer höchstens etwas verbesserten Auflage des Deutschland von heute. In einem bedeutenden französischen Werke zweier Autoren, deren einer den Namen Gide trägt, wird Schmoller sogar auf Grund einer wohl mißverstandenen Rektoratsrede der Unduldsamkeit und des Ostrazismus geziehen.**) Dabei ist so viel richtig, daß seine Vorliebe für Preußen Schmoller freilich bisweilen über die Grenze des Möglichen

*) Achille Loria: Verso la Giustizia Sociale. 2. A. Mailand 1908, S. 182—194.

**) Charles Gide et Charles Rist: Histoire des Doctrines Économiques, Paris 1909, p. 737.



hinüberreißt. Wenn Schmoller z. B. Kaiser Wilhelm I. gelegentlich »der Größten einer unter den Fürften aller Zeiten« genannt hat*), so ift das doch wohl eine Hyperbel, von welcher die künftige Geschichtschreibung einiges abftreichen wird. Ebenso scheint es uns zum mindeften fraglich, ob die Niederlage der Preußen im Jahre 1806, wie Schmoller meint, einem Verlassen der friderizianischen Methode**) und nicht vielmehr, wie neuere Studien dartun, der bedingungslosen, mit der Zeit nicht mehr vereinbaren Befolgung und Weiteranwendung dieser zuzuschreiben war. Richtig ift ferner, daß Schmollers große Objektivität und sein kritisches Sehvermögen einerseits und seine Begeifterung für Preußen und dessen Helden andererseits, den Hiftoriker manchmal in ftarke Dilemmen führen, welche seinen Urteilen dann bisweilen etwas Vages, ja Widerspruchsvolles verleihen.***) Endlich ift es auch niemand — Ausländer wie Inländer — zu verargen, wenn ihm Meinungsäußerungen wie die, daß ein späteres Geschlecht an den Kämpfen zwischen Bismarck und seinem Kaiser und der Art, wie sie verliefen, »nur sein patriotisches und monarchisches Gefühl ftärken« könne†), in Form und Ausdruck seltsam erscheinen. Aber, auf dergleichen und ähnliche Aussprüche Schmollers geftützt, ein Urteil zu fällen und ihn als den Exponenten des »preußischen Polizeiftaates« darzuftellen, wäre unzutreffend. Darum werden ihm auch die meiften ausländischen Beurteiler nicht gerecht, weil sie sich gerade an dem ftoßen, was Schmoller mit so viel Geschick und aus großer persönlicher Überzeugung verteidigt, und darüber die Gesamtleiftung des deutschen Nationalökonomen aus den Augen verlieren.

*) S. 24.
**) S. 27.
***) Vgl. insbesondere die Seiten 33 ff., 46 ff. und 54 ff.
†) S. 38.

V.

Gelegentlich der Besprechung eines Naumannschen Buches hat Schmoller kürzlich seine politischen Grundsätze einmal wieder folgendermaßen zusammengefaßt: Das soziale Ideal Deutschlands dürfe nicht in der demokratischen Form liegen, sondern in der wirtschaftlichen und geiftig-moralischen Hebung seiner unteren Klassen; wozu zwar ein gewisses Mindeftmaß von demokratischen Einrichtungen nötig sei, die jedoch keineswegs als die Hauptsache für Deutschlands Größe angesehen werden können. Das Wichtigere sei, daß Königtum und Beamtentum als das ftarke Rückgrat des Staates die Leitung behalten uns nach Außen zum Ziele führen und nach Innen den Frieden zwischen Kapital und Arbeit, kartelliertem Unternehmertum und Gewerkvereinen, wiederherftellen und das Wiederhergeftellte erhalten. Die einseitige politische Herrschaft der organisierten Induftriearbeiter wäre ein noch größeres Unglück als die der kartellierten Unternehmer. Beides aber würde Klassensieg und Klassenherrschaft bedeuten. Als mögliches durchführbares Ziel, des Schweißes der Edelften wert, dünkt Schmoller, daß »die heutigen Arbeitermassen, gerecht von oben behandelt, vom Königtum und Beamtentum und allen übrigen idealen Elementen gegen Ausbeutung geschützt, für ihre Interessen richtig organisiert, autokratische und beamtete Führer bekommen, welchen sie als ihren gewählten Mandatären gehorchen.«*)

*) Jahrbuch für Gesetzgebung, XXXVI. Jahrg., S. 346—47.

Immer wieder kommt Schmoller auf die Größe und Bedeutung des preu-ßischen Beamtenftandes zurück. Ihn nicht gebührend gewertet zu haben, ift einer der ernfteften Vorwürfe, die er zu machen weiß. Und er macht ihn häufig genug. Bismarck gegenüber*) wie Naumann, von welch letzterem er meint, es fehle ihm bei allen seinen Verdienften doch an Vertiefung in das Wesen des Staates.**) Die Vorzüge des deutschen Beamtenftaates wird jeder billig denkende Auslanddeutsche bereit-willig zugeben. Der Bureaukratismus im Deutschen Reiche mag sich manch-mal in etwas autoritären, beengenden, drückenden Formen offenbaren. Er mag freie Geifter abftoßen, von ihnen als menschenunwürdig und infolgedessen hassenswert empfunden werden. Wer den Bureaukratismus in anderen, politisch freieren Ländern — Frankreich, Italien, England, Holland — kennt, wird der deutschen Bureaukratie aber doch wenigftens das eine zubilligen müssen, daß sie ausgezeichnet funktioniert. Alles in ihr ift Genauigkeit, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, basiert auf einem ausgeprägten Pflichtgefühl. Auch ift, was immer man sagen mag, der Ton der mittleren, durchschnittlichen Be-amten im Verkehr mit dem Publikum in Deutschland liebenswürdiger als in der großen Mehrzahl der anderen Länder. Gewiß haften dem deutschen Beamten Fehler an, die aus der Ent-wicklung Deutschlands selber erklärlich sind: er ift nur allzu sehr geneigt, zwischen dem Publikum höherer und dem niederer Gattung — den Herren und den Arbeitern — einen Unterschied zu machen, und dementsprechend auch sein Benehmen über Gebühr zu diffe-renzieren, sich überhaupt nicht immer als Diener, sondern als — sei es auch seinerseits im Dienft einer höheren Idee ftehender — Beherrscher der Massen zu fühlen. Es gibt im Ausland einen Beamtentypus, der an Urbanität, for-maler und wohl auch innerer Liebens-würdigkeit alle formalen wie inneren Liebenswürdigkeitsmöglichkeiten des deutschen, insbesondere preußischen Beamten noch übertrifft. Indes, es exiftiert im Auslande auch eine andere Species Beamter, Menschen, die nur dann arbeiten und zu Dienften des Publikums ftehen, wenn es ihnen und ihren privaten Sonderinteressen beliebt, die pflicht-vergessen die wertvollften ihnen an-vertrauten Dokumente verlieren, ver-legen oder auch beiseite schaffen, die das Publikum grundsätzlich nachlässig und grob behandeln; Madame de Girardin hat von Frankreich einmal ge-sagt, es gäbe dort eine ganze Kategorie von Beamten, von denen jeder einzelne dächte, etwas Besseres zu tun zu haben, als seine Pflicht zu erfüllen. Diese Species Beamten ift in Deutsch-land schlechterdings kaum anzutreffen. Deutschland kann auf die moralische und intellektuelle Qualität seiner Be-amten ftolz sein. Das heißt aber noch nicht, daß der Beamtenftand, einem höheren Prinzip folgend, losgelöft sei von dem gesellschaftlichen Beziehungskomplex aus dem sein Menschenmaterial und sein Anschauungskreis ftammen. Wer an-nimmt, daß der höhere Beamtenftand in Preußen der gegebene Vermittler zwischen der Induftrie und dem Acker-bau, Arbeitern und Grundherren zu sein vermöchte, der vergißt, welche be-sonders intimen Beziehungen teils hifto-risch-traditioneller, teils blutsmäßiger Art zwischen der Beamtenschaft und einer dieser Erwerbsklassen obwalten. Insofern leidet die Auffassung Schmollers

*) Charakterbilder, S. 33.
**) S. 345.

an einem Sehfehler. In Wirklichkeit iſt die schroffe Trennung von Beamtentum und Landadel, die Schmoller vornimmt, unnatürlich, ja, ich möchte beinahe sagen, unhiſtorisch. In der Tat übersieht Schmoller, wenn er der preußischen Beamtenschaft die Hut der idealen Potenzen eines abseits des verwirrenden Einflusses von Klasseninteressen, über den Klassen ſtehenden Staates von den Egoismen von rechts und links, von Agrariern und Arbeitern, anvertraut, daß die entscheidende Oberschicht des preußischen Beamtentums selbſt nicht so sehr eine Klasse bildet, sondern zumal in ihren überwiegenden ariſtokratischen Beſtandteilen einer beſtimmten Klasse angehört. Der preußische Beamtenſtand iſt gesellschaftlich, intellektuell und moralisch betrachtet ein Anhängsel des Landadels, mit dem er aufs engſte verwandt und verschwägert iſt. Wer wollte leugnen, daß die preußische Beamtenschaft kraft ihrer Tätigkeit Beamtenluft atmet und von Beamtengeiſt durchdrungen iſt? Aber wer wollte andererseits leugnen, daß sie in ihrem ganzen Denken, Fühlen und Empfinden, soweit sich dieses irgendwie mit den beruflichen Anschauungen und Pflichten in Einklang bringen läßt, feudaliſtisch gefärbt iſt?

Freilich zur definitiven Beurteilung der Frage von den Grenzen der Zusammengehörigkeit und Interessengemeinschaft zwischen dem Grundbesitz und der höheren Beamtenschaft wäre die Beantwortung folgender, mit den heutigen Mitteln der Statiſtik leider nicht lösbarer Einzelfragen vonnöten:

1. Aus welchen Kreisen ſtammen die (höheren) Beamten in Preußen (Beruf des Vaters)?

2. Inwieweit sind sie selbſt an landwirtschaftlichen, kommerziellen, induſtriellen und anderen geldwirtschaftlichen Unternehmungen beteiligt?

3. Beruf des Schwiegervaters?

4. Beruf der Söhne?

Erſt die Beantwortung dieser Fragen würde, meine ich, wissenschaftlich unanfechtbare Anhaltepunkte darüber geben, inwieweit eine Unabhängigkeit des Beamtenſtandes exiſtiert bzw. möglich iſt.

Im allgemeinen kann man sagen, daß zwischen Beamtentum und agrarischem Grundbesitz eine enge Legierung beſteht. Erleichtert wird diese Legierung überdies durch das Nichtvorhandensein ausgeprägter Antagonismen zwischen den feudalen Schichten und dem noch ſtark ſtändisches Gepräge tragenden Staat, einem Staate, in welchem die oberſten Stellen in Heer und Verwaltung immer noch gewohnheitsmäßig mit Adligen besetzt werden und in dem die aufkommende bürgerliche Neuariſtokratie des Handels und der Induſtrie keinen höheren Ehrgeiz kennt, als von den alten Herrscherschichten aufgesogen zu werden. Die Antinomie, die dem Deutschland nach 1870 anhaftet, iſt doch die die unbedingte Richtigkeit des hiſtorischen Materialismus korrigierende Tatsache des Widerspruchs zwischen ökonomischer und politischer Macht. Nach Marxschen Sätzen müßte die große Kapitalkraft Deutschland beherrschen. In Wirklichkeit hat diese Herrschaft aber relativ enge, durch die Geschichte des Landes gezogene Grenzen. Nicht die legitimen Repräsentanten der heutigen induſtriell kapitaliſtischen Wirtschaftsordnung, die »Bourgeoisie«, sondern die legitimen Repräsentanten eines im wesentlichen überwundenen Wirtschaftssyſtems, des Feudalismus, geben der Richtung der Reichspolitik nach außen sowohl als auch, und vor allem, nach innen Ziel und Richtung. Wir sind die letzten, welche die demokratische These von der physischen,



moralischen und zumal finanziellen Dekadenz des Adels unterschreiben möchten. Sie iſt, so generell ausgedrückt, ein Ammenmärchen*). Aber auf der andern Seite scheint es doch ausgemachte Sache, daß die ökonomische Macht der alten Schichten, obgleich immer noch in bedeutendem Maße vorhanden und durch häufige Ehen mit reichen Bürgertöchtern ſtändig ergänzt, doch der Potentialität nach von der modernen Induſtrierherrschaft weit überholt worden iſt. Wenn wir dessenungeachtet sehen, daß diese jenen an politischer Schwerkraft im Reiche nachſteht, so iſt dies ein typisches Beispiel für die nachwirkende Kraft geschichtlicher Vergangenheit oder, anders ausgedrückt, ein Beispiel dafür, daß die Beziehungen zwischen Politik und Wirtschaft nicht immer so intimer Art sind, wie man allgemein anzunehmen pflegt, insbesondere daß eine mit ſtarken angeborenen und anerzogenen Herrscherinſtinkten und Herrscherqualitäten ausgeſtattete kleine Bevölkerungsschicht, auch wenn sie ökonomisch nicht mehr die erſte im Staate iſt, dennoch bisweilen so viel politische Unentbehrlichkeit aufzuweisen vermag, daß ein konservativ gerichteter Staat schlechterdings nicht ohne sie auskommen kann.

VI.

Trotz seiner ungemessenen Achtung vor der Macht und dem wohltuenden Einfluß eines gut eingerichteten, durch eine treu ergebene Beamtenschaft gut bedienten Staates iſt die Weltanschauung Schmollers im letzten Grunde durch den Glauben an die Macht und umgeſtaltende Wirksamkeit der Persönlichkeit bedingt. Nicht, als ob sich Schmoller ausgesprochenermaßen zur sogenannten Großen-Männer-Theorie bekenne. Aber bei der Lektüre des neueſten Werkes, daß ja überdies den charakteriſtischen Titel »Charakterbilder« trägt, geht doch dem aufmerksamen Leser sozusagen auf Schritt und Tritt die Erkenntnis auf, wie nachhaltig Schmoller bei alledem das persönliche Element betont. So, wenn er mit einem Stich ins Verächtliche meint, der Kern der Persönlichkeit König Friedrich Wilhelm I von Preußen vermöchte durch die kleinen Künſte der heute üblichen Ableitung des Charakters aus dem Milieu in keiner Weise erschöpfend erfaßt und verſtanden zu werden*). So, wenn er sagt, nur ein Mann wie König Friedrich Wilhelm I. habe Preußen vor der Klassenherrschaft des Landadels zu retten vermocht**). Schmoller glaubt auch, daß das bereits von Adam Smith vertretene Prinzip der freieſten Konkurrenz so lange gute Früchte tragen konnte, als alle Individuen fromme Puritaner und Presbyterianer waren, wie die Schotten in Smith' Tagen***). Indes, nicht persönliche Anschauungen, sondern Klasseninteressen und Klassenbedürfnisse entscheiden in letzter Linie über die Stellungnahme großer Erwerbsgruppen zu den Fragen der Zeit. Elisabeth von Richthofen hat in einer leider faſt unbeachtet gebliebenen kleinen Arbeit†) die Umwandlung der Konservativen von Arbeiterfreunden zu einer Partei, die in der inneren Reformpolitik

*) Vgl. meine eingehenderen Ausführungen im Kapitel über die zeitliche Widerſtandsfähigkeit des Adels in meinem Werke: »Probleme der Sozialphilosophie«. Leipzig-Berlin 1914. S. 132-158.

*) S. 2.

**) S. 15.

***) S. 134.

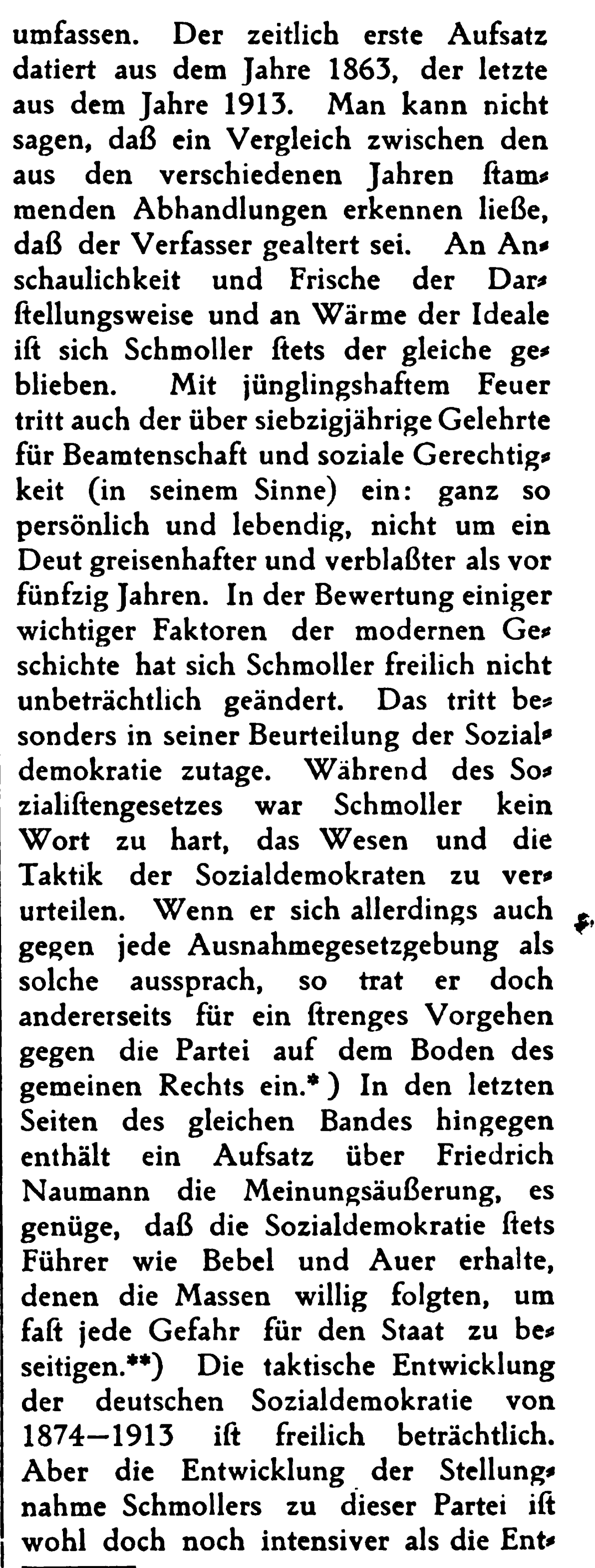
†) Elisabeth von Richthofen: Über die hiſtorische Wandlung in der Stellung der autoritären Parteien zur Arbeiterschutzgesetzgebung und die Motive dieser Wandlung. Heidelberg. Rössler. 1901. S. 72.

auf jegliche Initiative verzichtet und sich auf den Standpunkt einer rein agrarischen Interessenpolitik zurückgezogen hat, beschrieben, eine Umwandlung, welche überwiegend als Wirkung der Leutenot, welche den Konservativen jegliche Sozialpolitik als ihren Interessen entgegenlaufend erscheinen ließ, zu betrachten iſt. Und ein anderer Analytiker der konservativen Partei hat uns dargetan, daß die theoretische Entwicklung der Konservativen vom Freihandel zum Schutzzoll in den oekonomischen Bedürfnissen der Grundbesitzerklasse, die sich durch die Eröffnung des großen Getreidemarktes in Amerika und den Uebergang Deutschlands als eines Getreide exportierenden in ein Getreide importierendes Land in ihren vitalſten Interessen bedroht sah, ihre Ursache hatte*). Schmoller sieht dagegen den Schlüssel für Bismarcks staatswissenschaftliche Ansichten und Taten in seiner Persönlichkeit**). Er ſträubt sich, bis zu einem gewissen Grade mit Recht, gegen jede Geschichtserklärung auf Grund mechanischer Prozesse. Das Vorhandensein eines ökonomischen Subſtratum hiſtorischen Geschehens gibt Schmoller gern zu. Er spottet höchlichst über die eifrigen Versuche einiger Phantaſten oder Interessierten, die Exiſtenz von Klassen und Klassengegensätzen schlankweg zu leugnen. Aber er glaubt doch, dem die Beobachtung hinzufügen zu müssen, daß die Ethik jene wirtschaftlich entsprossenen Kämpfe zwar nicht aus der Welt schaffen, wohl aber doch zu mildern und zu veredeln vermöge. Ethik aber iſt Persönlichkeit.

VII.

Der Band enthält Artikel, die eine lange Zeitspanne, ein halbes Jahrhundert,

*) Oskar Stillich, Die Konservativen. Leipzig 1908. Klinkhardt.
**) Schmoller, S. 28.



umfassen. Der zeitlich erste Aufsatz datiert aus dem Jahre 1863, der letzte aus dem Jahre 1913. Man kann nicht sagen, daß ein Vergleich zwischen den aus den verschiedenen Jahren ſtammenden Abhandlungen erkennen ließe, daß der Verfasser gealtert sei. An Anschaulichkeit und Frische der Darſtellungsweise und an Wärme der Ideale iſt sich Schmoller ſtets der gleiche geblieben. Mit jünglingshaftem Feuer tritt auch der über siebzigjährige Gelehrte für Beamtenschaft und soziale Gerechtigkeit (in seinem Sinne) ein: ganz so persönlich und lebendig, nicht um ein Deut greisenhafter und verblaßter als vor fünfzig Jahren. In der Bewertung einiger wichtiger Faktoren der modernen Geschichte hat sich Schmoller freilich nicht unbeträchtlich geändert. Das tritt besonders in seiner Beurteilung der Sozialdemokratie zutage. Während des Sozialiſtengesetzes war Schmoller kein Wort zu hart, das Wesen und die Taktik der Sozialdemokraten zu verurteilen. Wenn er sich allerdings auch gegen jede Ausnahmegesetzgebung als solche aussprach, so trat er doch andererseits für ein ſtrenges Vorgehen gegen die Partei auf dem Boden des gemeinen Rechts ein.*) In den letzten Seiten des gleichen Bandes hingegen enthält ein Aufsatz über Friedrich Naumann die Meinungsäußerung, es genüge, daß die Sozialdemokratie ſtets Führer wie Bebel und Auer erhalte, denen die Massen willig folgten, um faſt jede Gefahr für den Staat zu beseitigen.**) Die taktische Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie von 1874–1913 iſt freilich beträchtlich. Aber die Entwicklung der Stellungnahme Schmollers zu dieser Partei iſt wohl doch noch intensiver als die Ent-

*) So noch 1898, vgl. S. 53.
**) S. 302.

wicklung der Sozialdemokratie ſelbſt. Das dürfte vor allen Dingen daran liegen, daß Schmoller erſt ſpäter die jedem gut organisierten Parteiwesen zugrunde liegenden evolutioniſtischen, ja misoneiſtischen Tendenzen erkannt hat, welche die allmähliche Neutraliſierung auch der revolutionärſten Sekte durch ihre Verſteinerung zum Selbſtzweck bewirken.

Wir haben eingangs unseres Artikels nachdrücklich darauf hingewiesen, welche Bedeutung Schmoller für Preußen und seine gesammelten »Charakterbilder« für die preußische Geschichtsschreibung besitzen. Aber es iſt doch außer der preußischen noch eine zweite Note, die faſt aus jeder Zeile des Bandes hervorklingt und deren Erwähnung angebracht iſt: die persönliche. Schmoller hat uns in seinem neueſten Bande nicht nur einige Schätze seiner reichen Lebensgeschichte mit ihren Erkenntnissen und Erfahrungen zu geben beabsichtigt. Er hat uns auch einen wertvollen Teil seines eigenen Innern erschlossen. Kein billig denkender Mensch wird, was immer seine Weltanschauung von der Schmollers trennen möge, das Buch aus der Hand legen, ohne sich bei einem Gefühl der Wahlverwandtschaft mit dem Verfasser betroffen zu haben. Die Freunde werden aus den »Charakterbildern« neuen Stolz schöpfen, diesem Manne in Freundschaft verbunden zu sein; die Fernerſtehenden werden sich einen Freund wünschen, der ihm gleicht. Denn aus dem Buche spricht der treue Kamerad, ſtets bereit, unglücklichen oder verdächtigen Freunden vor der Öffentlichkeit beizuspringen. Eine vornehme Denkungsart, ein auf hohe Ziele gerichteter Sinn, nach Gerechtigkeit suchend, unabhängig nach oben wie nach unten, ein ganzer Mensch und ein ganzer Charakter. Wer ihm vorgeworfen hat, daß er so »lammfromm« sei, daß er sein Leben lang mit den Behörden in Frieden gelebt und zur Zielscheibe aller offiziellen Ehrungen von der Verleihung des Adels und der Berufung ins Herrenhaus bis zur Erhebung zur Exzellenz geworden sei, der bedenkt nicht, daß es doch am Ende keine Pflicht zur Opposition gegen die Regierung gibt, und daß auch der einen aufrechten Gang bewahren kann, der gelegentlich zu Hofe geht. Mannesmut wohnt nicht nur in revolutionären Seelen. Kein Zweifel, daß Schmoller, wenn seine Überzeugungen ihn ins, sagen wir, sozialdemokratische Lager getrieben hätten, mit Unerschrockenheit seinen Mann geſtellt haben würde. Nun, da sein Charakter, seine Erziehung, seine Neigungen, seine Studien, und nicht zuletzt die geschichtlichen Ereignisse, die sich in der Zeit seiner Entwicklung zur Reife abspielten, zum Sozialkonservativen, zum Monarchisten, zum Preußen machten, lag kein Grund für ihn vor, Rebellenmut zu zeigen. In der Krise des sog. Falles Arons 1893 und bei manchen anderen Gelegenheiten mehr, auf welche er an einzelnen Stellen seines Bandes anspielt, hat Schmoller bewiesen, daß er furchtlos und Mannes genug iſt, seine Meinung zu sagen und zu verteidigen. Die ſtolze Unabhängigkeit des »Vereins für Sozialpolitik«, dem er mehr wie jeder andere Richtung gibt, liefert den beſten Beweis dafür, welches die wissenschaftilche Methode iſt, die Schmoller ersprießlich für geiſtige Arbeit ansieht.

Neue Marie Antoinette-Briefe.

Von

H. Glagau.

I.

Dem schwedischen Kammerherrn, Herrn O.-G. von Heidenstam, ist kürzlich ein überraschender Fund geglückt: er hat in dem alten, romantisch gelegenen Schlosse zu Löfstad im östlichen Gothland eine stattliche Anzahl bisher unbekannter Briefe Marie Antoinettes, Fersens und Barnaves entdeckt. Und der glückliche Finder hat nicht lange damit gesäumt, diesen kostbaren Schatz vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Schon im Jahre 1912 hat er eine Auswahl aus den Briefen in der »Revue de Paris« erscheinen lassen, um etwa ein Jahr später im Verlage von Calmann-Lévy eine vollständige Ausgabe in Buchform unter dem Titel: »Marie Antoinette, Fersen et Barnave, leur correspondance« zu veranstalten. Herr von Heidenstam ist ein guter Kenner der französischen Sprache. Das zeigen uns die Einleitung, die er den Briefen vorausgeschickt, sowie die oft sehr ausgedehnten erklärenden historischen Exkurse, die er an vielen Stellen eingestreut hat, um auch dem weniger unterrichteten Leser den Genuß der Lektüre in möglichst bequemer und anmutiger Form zu bieten. Man darf dem Verfasser nachrühmen, daß er sich dieser Aufgabe mit einer für einen Ausländer geradezu bewunderungswürdigen Gewandtheit entledigt hat. Wenn wir dieses Talent des Herausgebers ausdrücklich feststellen, so geschieht das, wie der Fortgang unserer Untersuchung lehren wird, nicht ohne triftigen Grund.

Wie hat sich diese wichtige Korrespondenz in einen so entlegenen Erdenwinkel verirren, wie hat sie den forschenden Späheraugen der unzähligen Marie Antoinette-Biographen so lange entzogen bleiben können? Herr von Heidenstam gibt darüber folgende Aufklärung: Es handelt sich um einen Bruchteil des politischen Schriftwechsels Marie Antoinettes, der ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, um Briefe, die die Königin nach dem mißglückten Fluchtversuch im Juni des Jahres 1791 mit den Häuptern der Nationalversammlung, den sogenannten Feuillants, unter diesen namentlich mit Barnave, im tiefsten Geheimnis ausgetauscht hat, um sich mit ihnen über alle wichtigen politischen Fragen zu verständigen. Diese Korrespondenzen hat die Königin einst sorgfältig gesammelt. Denn sie wollte sie dem Grafen Axel von Fersen, einem schwedischen Edelmann, der ihr mit aufopfernder Treue anhing, später zeigen. Fersen hatte die Flucht des Königspaares bewerkstelligen helfen, hatte aber nach dem Mißgeschick von Varennes im Auslande bleiben müssen, da er als Anstifter der Evasion galt. Trotzdem wagte er sich im Februar 1792 von Brüssel nach Paris, um Ludwig XVI. im Auftrage des Königs von Schweden zu einem neuen Fluchtversuch zu überreden, ein Vorschlag, den der König aber diesmal entschieden zurückwies, weil er ihn bei der strengen Überwachung, der der Hof jetzt unterlag, für unausführbar hielt. Beim Abschiede hat Marie Antoinette, wie uns Herr von Heidenstam mitteilt (S. 301), dem schwedischen Grafen ihre frühere Korrespondenz mit Barnave überreicht mit der Bitte, die Briefe nach Brüssel



mitzunehmen und dort sorgfältig für sie aufzubewahren. Konnte man doch nicht wissen, in wessen Hände sie fallen würden, wenn die Königin sie in dem königlichen Palaſt behielt. Fersen hat dem Wunsche seiner hohen Freundin entsprochen und die Briefschaften an sich genommen. Nach dem Tode der unglücklichen Königin aber hat er ihre Korrespondenz mit Barnave seiner Lieblingsschweſter Sophie, die als Gemahlin des schwedischen Kammerherrn Grafen Adolf Piper auf dem Schloß zu Löfſtad lebte, zur Bewahrung anvertraut, wo sie bis zu dem Tage geruht hat, an welchem sie die jetzige Besitzerin des Schlosses, Frau Gräfin Emilie Piper, Herrn von Heidenſtam zur Veröffentlichung überließ.

Wir müssen hervorheben, daß diese Angaben über die Herkunft und weiteren Schicksale der Korrespondenz allein von Herrn von Heidenſtam herrühren: er teilt sie mehr beiläufig (S. 301) ohne irgendwelche authentische Belege mit. Auffällig iſt es, daß der um die Marie Antoinette-Forschung hochverdiente Herausgeber der Papiere Fersens, der Baron von Klinckowſtröm, ein Großneffe des schwedischen Grafen, von dem im Schlosse zu Löfſtad schlummernden Schätzen trotz seiner nahen Verwandtschaft mit den Besitzern nichts geahnt hat, und noch auffälliger iſt der Umſtand, daß Fersen in seinem Tagebuch, wo er ausführlich über den Verlauf der gefahrvollen Reise 1792 und über seine politischen Unterhaltungen mit dem Königspaare berichtet, einer so wichtigen Tatsache, wie es doch die Übergabe der Geheimen Korrespondenz der Königin mit Barnave sicherlich war, mit keiner Silbe gedenkt, obwohl er dort ausdrücklich notiert, daß Marie Antoinette sich ihm gegenüber sehr eingehend über ihre Beziehungen zu den Feuillants geäußert hat (Klinckowstroem, Le comte de Fersen et la cour de France II, 5 ff.)

Sicher bezeugt iſt für uns nur die Tatsache, daß ein Briefwechsel zwischen Marie Antoinette und den Führern der Feuillants beſtanden, und daß die Königin ihn in der Absicht gesammelt und aufbewahrt hat, um ihn eines Tages dem schwedischen Freunde zur Einsichtnahme vorlegen zu können. In diesem Sinn schrieb sie am 7. Dezember 1791 an Fersen: »Je vous garde pour le temps heureux où nous nous reverrons, un volume de correspondance très-curieuse, et d'autant plus curieuse qu'il faut rendre justice à ceux qui y ont pris part; personne au monde ne s'en doute«.

Man hat bisher angenommen, daß die Königin diese Briefschaften im März 1792 verbrannt hat, als sie sich nach dem Sturz der Feuillants gezwungen sah, alle Papiere zu vernichten, die sie oder den König hätten bloßſtellen können. Denn damals drohten ihr die Jakobiner von der Rednertribüne der Nationalversammlung mit einer Anklage auf Hochverrat und wiesen dabei auf die engen Beziehungen der Königin zu den verhaßten Führern der Feuillants hin, die sie ebenso wie Marie Antoinette des Einverſtändnisses mit dem Auslande zum Zwecke einer gewaltsamen Gegenrevolution bezichtigten.

»Dans cette extrémité«, so erzählt Fersen seinem Herrn, König Guſtav III. von Schweden, in einem Briefe vom 24. März 1792 (Feuillet le Conches V, 361) »le Roi et la Reine ont pris toutes les mesures possibles; ils ont brûlé et détruit tous leurs papiers: ceux qu'ils ont voulu absolument conserver sont en sûreté.«

Was von dem Autodafé absichtlich ausgeschlossen blieb, wurde wahrscheinlich in dem eisernen Geheimschrank



aufbewahrt, den Ludwig XVI. für diesen Zweck in den Tuilerien hatte einbauen lassen, und dessen verräterischer Inhalt sowohl dem Königspaare wie allen, die in geheimen politischen Beziehungen zu ihm gestanden hatten, sehr bald verhängnisvoll werden sollte.

Jedenfalls hat sich in diesem Geheimschrank der Briefwechsel der Königin mit Barnave nicht befunden. Sonst hätten ihn die Jakobiner als eine hochwillkommene Bestätigung ihrer früheren Anklagen gegen den Hof und die Feuillants mit den übrigen Stücken, die sie damals veröffentlichten, frohlockend dem Drucke übergeben. Man würde also annehmen müssen, daß Marie Antoinette, als sie sich im März 1792 eben wegen ihrer Beziehungen zu den Feuillants bedroht sah, gerade diese sie schwer belastende Korrespondenz mit Barnave zuerst den Flammen übergeben hätte, um ihren Gegnern keine Handhabe zu bieten — — wenn nicht Herr von Heidenstam diese verloren geglaubte Quelle vor kuzem in einem weitentlegenen schwedischen Schlosse ans Tageslicht gezogen hätte. Wie sie in diesen verborgenen Schlupfwinkel gerettet wurde und wie sie dort so lange unentdeckt bleiben konnte, das hat uns Herr von Heidenstam nicht in einwandfreier Weise erklären können, und darum ist es für den kritisch gestimmten Historiker eine notwendige Pflicht, zu untersuchen, ob der Löfstader Fund einer vergleichenden Prüfung mit den uns seit längerer Zeit bekannten und vertrauten Quellen standhält.

II.

Die Nachricht von der Auffindung des brieflichen Verkehrs Marie Antoinettes mit den Feuillants ist an sich wenig geeignet, bei dem Historiker, der den unfruchtbaren Charakter der Beziehungen zwischen der Königin und dem sogenannten Triumvirat Alexander Lameth, Barnave und Duport aus dem Briefwechsel mit Fersen und Mercy kennt, ein besonders lebhaftes Interesse hervorzurufen. Denn wieder und wieder hat Marie Antoinette ja denjenigen, die ihr Vertrauen wirklich besaßen, beteuert, daß sie sich Ende Juni 1791 nur unter dem Drucke der Not den Führern der Nationalversammlung genähert habe, daß sie nur zum Schein mit ihnen unterhandele und im Grunde die Männer verachte, die in früherer Zeit als Leiter des Jakobinerklubs alles getan hätten, um die königliche Macht zu schwächen.

Marie Antoinette sah aber ein, daß ihr zunächst wenigstens nichts anderes übrig blieb, als in die dargebotene Hand einzuschlagen und mit den Häuptern der Konstituante, die sich von ihrer früheren Schöpfung, dem Jakobinerklub, losgesagt und den neuen Klub der Feuillants gegründet hatten, einen Pakt zu schließen, der recht drückende Bedingungen enthielt. Denn das Triumvirat forderte nichts Geringeres, als daß der König sich in der Leitung der innern und der auswärtigen Politik nach den Ratschlägen der Feuillants richten und das Ministerium mit ihren Kreaturen besetzen sollte. Insgeheim aber hielt der Hof an seinem alten Kurse fest: mit Hilfe der fremden Mächte hoffte er die neue Verfassung zu zertrümmern und das alte Regime wiederherzustellen. Hatte es den Anschein, als wollte sich das Königspaar in die neue Ordnung der Dinge schicken, so verbarg es hinter dieser Maske sorgfältig seine wahren Gesinnungen, um die Feuillants zunächst zu täuschen und zur Unterstützung des Hofes willfährig zu machen: »Il ne s'agit pour nous que



de les (d. h. die Feuillants) endormir et de leur donner confiance en nous, pour les mieux déjouer après«. So schreibt die Königin Ende August 1791 an den Grafen Mercy.

Herr von Heidenstam vertritt die Ansicht, daß die von ihm aufgefundenen Briefe Marie Antoinettes und Barnaves das Bild, das wir uns auf Grund der bisherigen Quellen von der Politik des französischen Hofes machten, stark veränderten, da aus ihnen hervorgehe, daß die Königin aufrichtig sich bestrebt zeige, sich der neuen Ordnung anzubequemen und im Sinne der Verfassung zu regieren: »L'opinion très répandue« schreibt Herr von Heidenstam (S. 332), »que les relations de Marie Antoinette avec le parti constitutionnel ne furent qu'une comédie jouée pour cacher les intrigues de la Cour avec les émigrés et l'étranger ne résiste pas à l'évidence que nous apportent ces lettres. Elles portent l'empreinte de la bonne foi et de la sincérité«.

Wie gerade Herr von Heidenstam eine solche Anschauung vertreten kann, ist schwer zu begreifen. Weiß er doch nur zu genau, daß niemand über Marie Antoinettes politische Ansichten besser unterrichtet war als Graf Fersen. Und wie oft hat dieser unter eingehender Darlegung der schwierigen Lage, in der sich der französische Hof seit dem Fluchtversuch befand, aufs nachdrücklichste betont, daß seine hohe Freundin den Ratschlagen der Feuillants nur zum Schein und unter dem Druck der Not gefolgt sei, daß sie von den konstitutionellen Ideen des Triumvirates nicht das mindeste halte und alles Heil für den französischen Hof von einer mit Hilfe des Auslandes zu bewerkstelligenden Gegenrevolution erwarte. Davon hatten Fersen vor allem die mündlichen Unterredungen überzeugt, die er mit dem Königspaar bei seinem letzten Aufenthalt in Paris gehabt hatte, und deren Ergebnis er sowohl in seinem Tagebuch als auch in einer Reihe von Briefen an seinen Freund, den Baron Taube, und an seinen Herrn, den König von Schweden, niedergelegt hat. (Vgl. Klinckowstroem II, 6 ff., 176 f., 179 ff., 211 ff., 215 ff.) Hätte also Fersen, wie Heidenstam annehmen möchte, die Korrespondenz Barnaves im Februar 1792 von der Königin erhalten, so zeigen seine späteren Briefe aufs deutlichste, daß der Inhalt jener Dokumente nicht im mindesten geeignet war, die Auffassung zu erschüttern, die er sich von den politischen Anschauungen Marie Antoinettes gebildet hatte. Gab sich auch die Königin in dem Briefwechsel mit Barnave den Anschein, als ob sie auf die konstitutionellen Ideen der Feuillants einging, so war das nur eine Maske, hinter der sie ihre wahre politische Meinung sorgsam verbarg.

Freilich hätte eines bei der Lektüre dieser Korrespondenz Marie Antoinettes mit Barnave, wie sie uns Herr von Heidenstam vorlegt, Fersen sicherlich stutzig machen müssen, und dieses Moment läßt auch in uns heute schwere Bedenken aufsteigen. Die Königin hat sich nicht damit begnügt, Fersen nur den Briefwechsel zu übergeben, sondern hat ihn auch mit erklärenden Randbemerkungen begleitet, die für die Augen des Freundes allein bestimmt sein sollten (z. B. S. 52, 54 f., 59 f. 62, 64 f. usw.). Diese Randbemerkungen aber stehen in auffälligem Widerspruch mit der Art und Weise, in der sich Marie Antoinette in ihren Briefen und in der mündlichen Februar-Unterredung Fersen gegenüber auf Rechnung der Feuillants zu äußern pflegte. Man könnte aus ihnen wohl den Schluß ziehen, daß die Königin es mit den

Feuillants aufrichtig gemeint habe, daß sie mit vollem Ernst, ja mit regem Eifer auf eine Verständigung mit ihnen hingearbeitet habe. Da aber bei der Fülle der entgegengesetzten über jeden Zweifel erhabenen Nachrichten davon keine Rede sein kann, so stehen wir vor einem unlösbaren Rätsel. Warum, fragt man sich, schlägt die Königin in ihren Randbemerkungen einen andern Ton an als in den Schreiben an Fersen und an Mercy? Warum bekennt sie hier nicht ebenso wie dort ihren Freunden gegenüber offen Farbe? Wir können uns des Zweifels, ob die Löfstader Papiere echt sind, kaum erwehren und finden für unsern Argwohn um so mehr Anhaltspunkte, je weiter wir in der Prüfung des Heidenstamschen Fundes vordringen.

Da stellt das Triumvirat in einem Briefe vom 25. September 1791 (S. 174) und ebenso die Königin in einem Schreiben vom 10. Oktober (S. 186) die Behauptung auf, daß es Sache des Königs sei, den Gouverneursposten von Paris zu besetzen, und daß dieses Recht nicht der Nationalversammlung zustehe. Wir wissen aber genau, daß es die Stellung eines Gouverneurs von Paris in jener Zeit überhaupt nicht gegeben hat, daß also Barnave und Marie Antoinette sich über die Frage der Besetzung dieses Postens gar nicht unterhalten konnten. Folglich sind Briefe, in denen ein so imaginärer Gegenstand behandelt wird, ohne Zweifel unecht.

Nicht anders verhält es sich mit einer Reihe von Schreiben, in denen von der ministeriellen Kandidatur des Grafen Ségur die Rede ist. Es ist bekannt, daß der Hof und die Feuillants diesen Diplomaten an die Spitze des Ministeriums des Auswärtigen zu bringen wünschten, daß Ségur auch anfangs zur Übernahme des Postens bereit war, dann aber ablehnte, weil er erkannte, daß er das Vertrauen des Königspaares nicht besitzen würde. Diese Beobachtung war durchaus richtig und findet in den Briefen Marie Antoinettes an Fersen ihre volle Bestätigung. Denn die Königin verabscheute Ségur wegen seiner liberalen Gesinnung, die er von dem Beginn der Revolution an offen gezeigt hatte. Sie drängte aber diese Empfindung auf den Wunsch der Feuillants zurück, die Ségur als populären Minister dringend empfahlen*). In den Löfstader Papieren wird aber für Ségurs Verzicht auf den ihm angetragenen Ministerposten sowohl in den Schreiben Marie Antoinettes als auch Barnaves ein ganz anderer Beweggund angegeben. Hier wird behauptet, daß Ségur infolge einer starken Mißfallenskundgebung der Nationalversammlung gegen seine bevorstehende Ernennung — denn sie habe ihn als Höfling und Aristokraten verabscheut — von der Kandidatur zurückgetreten sei (Heidenstam S. 193f., 234f.). Der Sachverhalt wird also hier in der widersinnigsten Weise auf den Kopf gestellt. Nirgends finden wir in unsern Quellen den geringsten Anhaltspunkt für ein solches Betragen der Legislative, deren überwiegender Mehrheit Ségurs Ernennung nur willkommen gewesen wäre; begrüßte sie doch bald darauf die Ernennung eines anderen liberalen Adligen, des Grafen Narbonne, zum Kriegsminister mit den lebhaftesten Beifallsbezeigungen. Weder Marie Antoinette noch Barnave hätten den wirklichen Sachverhalt in der oben angegebenen Weise entstellen können, weil sie mit den herrschenden Verhältnissen zu wohl vertraut waren. Das

*) Vgl. des Verfassers Arbeit: »Die französische Legislative und der Ursprung der Revolutionskriege« (Berlin 1896), S. 36f.

blieb einem Fälscher vorbehalten, der dadurch seine historische Unkenntnis verriet.

Wir wenden uns zu einem andern unerklärlichen Mißverständnis. Barnave macht Marie Antoinette in einem Schreiben vom 5. November 1791 darauf aufmerksam, sie sollte mit etwaigen abfälligen Aeußerungen über den General Lafayette gegenüber Narbonne und Frau von Staël in Zukunft zurückhalten, da diese beiden gern davon Gebrauch machen würden, weil sie Lafayette haßten (S. 234). Jeder, der nur einigermaßen in den damaligen Parteiverhältnissen Bescheid weiß, wird über Barnaves Begründung staunen; denn gerade das Gegenteil ist der Fall. Lafayette war mit Narbonne und Frau von Staël aufs engste befreundet, und seinem Einfluß war es mit zu danken, wenn Narbonne wenige Wochen später zum Kriegsminister ernannt wurde. Ein solcher Irrtum ist namentlich auf seiten Barnaves gänzlich ausgeschlossen, nur ein sehr mangelhaft unterrichteter Fälscher konnte ihn begehen.

Ferner ist es höchst überraschend, wenn Marie Antoinette in einem Billet vom 18. November (S. 240) an Barnave von La Fayette als Generalkommandanten der Nationalgarde spricht und verheißt, daß ihn der Hof in dieser Eigenschaft auch in Zukunft nachdrücklich unterstützen würde. Hatte doch La Fayette schon am 8. Oktober, also seit sechs Wochen, das Kommando über die Nationalgarde niedergelegt, eine Tatsache, die der Königin unmöglich entgangen sein konnte, da sie unter der scharfen Überwachung, die La Fayette seit dem Fluchtversuch über den Hof verhängt hatte, schwer gelitten hatte.

In einem Schreiben vom »12. Dezember 5 Uhr abends« schildert Barnave der Königin den Eindruck, den die Mitteilung, daß der König das Gesetz gegen die eidweigernden Priester mit dem Veto belegt habe, auf die Legislative gemacht habe, und ergänzt in einem Briefe vom 13. Dezember die Nachrichten vom Tage vorher (S. 254 ff.). Wie können wir diese Äußerungen mit der Tatsache zusammenreimen, daß der Großsiegelbewahrer nicht schon am 12., sondern erst am 19. Dezember der Nationalversammlung das königliche Veto zur Kenntnis brachte? Wie konnte also Barnave über einen Vorfall sprechen, der sich eine Woche später zutrug?

In demselben Briefe vom 13. Dezember mahnt Barnave die Königin: »Il n'y a pas de temps à perdre pour nommer les ministres. . . . Je persiste à croire, que le choix de M. de Lessart aux Affaires étrangères, de M. Garnier à l'Intérieur et de M. de Narbonne à la Guerre mettra chacun à la place qui lui convient et formera un ministère parfaitement homogène etc.« Marie Antoinette müßte beim Empfange dieses Schreibens sich an den Kopf gefaßt haben mit der bangen Frage, ob Barnave das Gedächtnis oder gar seinen Verstand verloren habe. Waren doch diese Posten bereits für mehrere Wochen ganz nach dem Wunsche der Feuillants besetzt worden: am 29. November war Delessart zum Minister des Auswärtigen, am 3. Dezember freilich nicht Garnier, sondern Cahier de Gerville zum Minister des Innern und am 6. Dezember Graf Narbonne zum Kriegsminister ernannt worden.

Der gute Barnave aber bleibt in den Briefen, die uns Herr von Heidenstam beschert hat, weiter in seinen Phantasien befangen. Dem Augenschein zum Trotz spricht er noch in einem späteren Brief an die Königin statt Cahier de Gerville Garnier als Minister

des Innern an! (S. 257). So schwere Verstöße können natürlich Zeitgenossen, die diesen Personalfragen so nahe standen wie Barnave und Marie Antoinette, nicht begegnen, sondern nur einem Fälscher, der unsicher in dem Halbdunkel einer ihm nicht genügend vertrauten Epoche herumtappt.

Wir wenden uns schließlich zu einer Denkschrift, die die Feuillants durch Vermittlung der Königin an Kaiser Leopold II. Mitte Dezember 1791 gerichtet haben sollen (S. 273 ff.). Es sei ausdrücklich bemerkt, daß es sich nicht um das seit langem bekannte umfangreiche Schriftstück handelt, das das Triumvirat wenige Wochen später nämlich Anfang Januar 1792, an dieselbe Adresse sandte. (S. den Abdruck bei Arneth S. 269—281). Herr von Heidenstam hat den Ehrgeiz, seinen Lesern etwas Neues zu bieten; freilich werden diese bald enttäuscht, wenn sie beide Denkschriften mit einander vergleichen. Wiederholt doch die Heidenstamsche Veröffentlichung im wesentlichen nur die Gedankengänge und Forderungen, die wir aus dem Abdruck bei Arneth längst kennen; sie liest sich wie ein schlechter Auszug aus der Januar-Denkschrift und scheint uns deswegen vollkommen überflüssig zu sein.

Nur in einer Wendung enthält die Heidenstamsche Denkschrift ein uns bisher unbekanntes Argument. Die Feuillants weisen hier den Kaiser sehr nachdrücklich auf die gefährliche Rolle hin, die der Herzog von Orléans, der Vetter des Königs, bald in der Hauptstadt und im Reiche spielen würde, wenn die beiden Brüder des Königs noch länger im Auslande verweilen würden. Denn in diesem Falle würden die Brüder Ludwigs XVI., der Graf von Provence und der Graf von Artois, jedes Anrecht auf den französchen Thron verlieren und dem Herzog von Orléans der »droit de régence« zufallen: »pour faire constater son droit il [Orléans] sort de France, mais il y rentre sur la réquisition, il y rentre avec toute la popularité formée de la haine que se seront attirée les frères du Roi; il n'y aura plus que la personne du Roi entre lui et le trône.«

Diese Einschätzung der politischen Bedeutung des Herzogs von Orléans steht aber in schärfstem Widerspruch mit der Beurteilung, die der Vetter Ludwigs XVI. wenige Tage später in der Januar-Denkschrift (Arneth S. 277) erfährt. Hier warnen dieselben Feuillants den Kaiser davor, Orléans' Rolle im Sinne der Emigranten zu hoch anzuschlagen; denn im Grunde sei der Herzog eine politische Null: »Quant à ce qu'ils (die Emigranten) veulent insinuer sur M. d'Orléans, il ne faut qu'avoir passé trois jours à Paris pour savoir dans quel mépris il y est tombé; personne ne pense à en faire quelque chose.« Es ist keine Frage, daß diese grundverschiedene Wertung Orléans' nicht von denselben Verfassern herrühren kann, daß also die von Heidenstam mitgeteilte Denkschrift ein apokryphes Machwerk ist.

III.

Wir könnten in unserer Kritik noch lange fortfahren, halten aber hier ein, da schon jetzt für jeden Einsichtigen das Ergebnis feststehen wird: der Löfstader Fund hat einer vergleichenden Prüfung mit den authentischen Quellen nicht standgehalten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich um eine Fälschung handelt, eine Fälschung, die trotz allen Raffinements des Verfertigers unschwer aufzudecken ist, da dieser mit dem in Betracht kommenden historischen Stoff nur ungenügend vertraut



ist. Das ergibt sich nicht allein aus den argen Mißgriffen, die uns in den angeblichen Briefen Marie Antoinettes und Barnaves auffielen, sondern auch aus zahlreichen groben historischen Schnitzern, die in dem erklärenden Beiwerk auftreten. Wie wenig müssen dem Verfasser — um nur ein Beispiel anzuführen — die französischen Parteiverhältnisse jener Epoche bekannt sein, wenn er die Behauptung (S. 206) aufstellen kann, daß Barnave, Lameth und Duport »le ministère des Girondins, dit ministère des Feuillants« leiten!

Herr von Heidenstam will übrigens in der Bibliothek des Löfstader Schlosses noch einen andern Fund gemacht haben, nämlich eine größere Anzahl von Briefen, die Graf Fersen an seine Schwester in Schweden, die Gräfin Sophie Piper, gerichtet hat, und in denen er mit ihr »à cœur ouvert de son amour pour Marie Antoinette« redet. Diese Briefe sind außerordentlich phrasenhaft und inhaltsarm und erwecken schon durch diesen Mangel an Charakter unsern Verdacht, namentlich wenn wir sie mit den andern Korrespondenzen Fersens vergleichen, die sich durch einen kräftig männlichen Stil und eine Fülle von interessanten Tatsachen auszeichnen. Daß auch diese Quelle apokrypher Herkunft ist, wird noch leichter als bei der Korrespondenz Marie Antoinettes mit Barnave zu erweisen sein.

Heidenstam veröffentlicht S. 324f. einen Brief, den Fersen nach der Hinrichtung der unglücklichen Königin an die Gräfin Sophie Piper gerichtet haben soll, um ihr seinen tiefen Schmerz über das furchtbare Ende seiner angebeteten Freundin zu klagen. Vergleichen wir nun den Abdruck dieses Schreibens in dem Buche (S. 324 f.) mit dem frühern, in der Revue de Paris (Heft 11, S. 492) veranstalteten, so nehmen wir zu unserm größten Erstaunen wahr, daß Heidenstam inzwischen nicht unwesentliche Korrekturen vorgenommen hat; er hat nicht nur einzelne Worte, sondern ganze Phrasen verändert, ja Sätze hinzugefügt, andere wieder weggelassen, kurz ein Verfahren angewendet, das klärlich zeigt, wie er sich selbst im geheimen — und sicherlich mit vollem Recht! — das Urheberrecht an den Briefen zuschreibt, die er — freilich in diesem Falle nicht mit Recht — unter fremder Flagge in die Welt hinaussegeln läßt. Da der Beweis, daß es sich bei der Heidenstamschen Veröffentlichung um eine unechte Quelle handelt, nicht augenscheinlicher als durch einen möglichst anschaulichen Vergleich erbracht werden kann, setze ich die beiden Fortsetzungen des oben angezogenen Schreibens hierher:

Revue de Paris (1912):	Marie Antoinette (1913):
Ma chère et bonne Sophie,	Ma tendre et bonne Sophie,
Plaignez-moi, plaignez-moi! L'état dans lequel je suis ne peut se concevoir que par vous. J'ai tout perdu dans ce monde. Vous seule me restez. Celle qui faisait mon bonheur, celle pour laquelle je vivais, n'est plus. Oui, ma tendre Sophie, je n'ai jamais cessé de l'aimer, ce sentiment me dominait, il était le tout du tout en moi Je lui aurais sacrifié ma vie avec joie, j'aurais donné mille vies pour elle si je les avais Elle n'est plus et je vis encore. Mon Dieu, pourquoi m'accabler ainsi! En quoi ai-je mérité ta colère? Elle est montée	Ah! plaignez-moi, plaignez-moi. L'état où je suis ne se peut concevoir que par vous. J'ai donc tout perdu dans le monde. Vous seule me restez. Ah! ne m'abandonnez pas. Celle qui faisait mon bonheur, celle pour laquelle je vivais, oui, ma tendre Sophie, car je n'ai jamais cessé de l'aimer, non je ne le pouvais, jamais un instant je n'ai cessé de l'aimer et tout du tout je lui aurais sacrifié; je le sens bien en ce moment. Celle que j'aimais tant, pour qui j'aurais donné mille vies, n'est plus! Ah, mon

au ciel et je suis encore sur terre. Ma coupe est comble et je ne sais comment je puis vivre et supporter ma douleur.	Dieu; pourquoi m'accabler ainsi, par quoi ai-je mérité ta colère? Elle ne vit plus! Ma douleur est à son comble, et je ne sais comment je puis vivre et supporter ma douleur.

Jeder weitere Kommentar ist wohl überflüssig! Auch an anderen Stellen hat Heidenstam ganz nach Willkür in der Buchausgabe Aenderungen vorgenommen. Nicht selten hat er den in der »Revue de Paris« wiedergegebenen Text verbessert oder erweitert. Auffällig ist namentlich, daß er mitunter sogar die angeblich von Marie Antoinette stammenden Nummern der Briefe nachträglich geändert oder gar das Datum weggelassen hat. Warum wohl? Vermutlich weil er sich in der Chronologie der historischen Tatsachen selbst nicht sicher fühlte und sich durch die Datierung zu verraten fürchtete. Für gewöhnlich bedrückt diese Sorge Herrn von Heidenstam nicht allzusehr. Er scheint vielmehr auf unkritische Leser zu rechnen, die seinen Märchen geneigtes Gehör schenken. So mischt er unter seine Fabrikate auch zwei echte Stücke, die schon von Arneth im Jahre 1866 veröffentlicht worden sind, den bekannten Brief, den Marie Antoinette auf Wunsch der Feuillants am 30. Juli 1791 an ihren Bruder Leopold richtete, um ihm von jeder Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs abzuraten, und die Antwort des Kaisers darauf vom 17. August (S. 74ff.).

Bei dem Briefe der Königin vom 30. Juli sucht Heidenstam den Leser glauben zu machen, daß er den Entwurf, den die Feuillants Marie Antoinette als Vorlage zu dem Schreiben an ihren Bruder übergeben hätten, in den Löfstader Papieren vorgefunden habe. Diesen Entwurf hätte die Königin stark verbessert, um nach dem Wunsche Barnaves dem Schreiben den Stempel ihrer Eigenart, ihres Stiles aufzuprägen. Wir aber wissen aus Aeußerungen Marie Antoinettes an den Grafen Mercy, daß sie die Vorlage der Feuillants wahrscheinlich nur mit geringen Aenderungen abgeschrieben hat. Wünschte sie doch um keinen Preis, daß ihr Bruder diesen Brief als ihr geistiges Eigentum betrachtete, da er politische Ideen enthielt, die sie insgeheim entschieden von sich wies und bekämpfte. Vielmehr gab sie sich der bestimmten Hoffnung hin, daß ihr Bruder sofort erkennen würde, daß jener Brief nicht ihren Stil trage. Hätte sie wohl darauf rechnen können, wenn sie, wie Heidenstam will, die Vorlage der Feuillants stark überarbeitet hätte?

Wir sind am Ende unserer Untersuchung. Es hat sich uns als zweifellos ergeben, daß es sich bei dem Löfstader Fund um eine umfangreiche Fälschung handelt. Kein Stück der Heidenstamschen Sammlung wird man nach unsern Beobachtungen hinfort als echt ansprechen dürfen — mit Ausnahme der beiden oben angeführten Briefe aus dem Sommer 1791, die schon lange bekannt sind.*)

*) Heidenstam hat, wie ich nicht verschweigen darf, schon einmal gezeigt, daß er in literarischen Angelegenheiten ein sehr weites Gewissen besitzt. Er ließ im Jahre 1897 in Paris im Verlage von Plon eine Biographie der Schwester Friedrichs des Großen Luise Ulrike, Königin von Schweden, erscheinen. Sehr bald wurde gegen Heidenstam der wohlbegründete Vorwurf erhoben, daß er hier an den Arbeiten zweier angesehener deutscher Geschichtsforscher, der Herren Reinhold Koser und Fritz Arnheim, ein umfangreiches Plagiat begangen hatte, ohne diese Quellen auch nur mit einem Worte in seiner Biographie zu erwähnen. Vgl. Arnheims Ausführungen in der Deutschen Literaturzeitung vom 17. September 1898, Spalte 1429—1433.

Nachrichten und Mitteilungen.

Neuerwerbungen der Gemäldegalerie des Kaiser-Friedrich-Museums.

(Juli—Dezember 1913.)

Es ist hier nicht der Ort, über die hinlänglich bekanntgewordenen Kämpfe um die Ausfuhr der vom Kaiser-Friedrich-Museum vor etwa vier Jahren erworbenen „Anbetung der Könige" des Hugo van der Goes aus dem spanischen Kloster Monforte nochmals zu berichten. Als das Bild in den letzten Weihnachtstagen endlich in Berlin eintraf, war man zunächst gespannt, ob es den während der vier Jahre allmählich sehr hoch gestiegenen Erwartungen entsprechen würde. Man wurde angenehm überrascht, das Gemälde erwies sich in mancher Beziehung sogar dem Portinari-Altar überlegen. Das Kolorit ist dem kühlen und hellen Florentiner Altarwerk gegenüber wärmer, tiefer und von stärkerer Kraft; wo dort die Zeichnung teilweise schärfer und kleinlicher ist, erscheint sie hier großzügig und frei, und die Komposition der innig zueinander in Beziehung gesetzten Gestalten wirkt konzentrierter. Die linke Seite nimmt die Gruppe der Madonna mit dem Kinde und des knienden Joseph ein; von rechts her sind die Könige mit ihrem Gefolge, das zwanglos über das ganze Bild verteilt ist, herangetreten. Durch eine Fensteröffnung in der Mitte erblickt man in der Ferne die Hirten bei der Herde; ein zweiter Durchblick am linken Bildrande eröffnet die Aussicht auf ein vlämisches Dorf, an dessen Rande die Pferde der Könige von den Knechten getummelt werden. Das Bild, das durch keine Urkunde und keine literarische Ueberlieferung als Werk des Hugo van der Goes beglaubigt ist, erweist sich durch seinen bedeutenden künstlerischen Gehalt und durch stilistische Einzelheiten als zweifellose und sehr charakteristische Schöpfung des Meisters. Die Eigenschaften, die man von seinen anderen Bildern her kennt, die Meisterschaft in der Schilderung der Stoffe, des Brokates, der Metalle und des Pelzwerks, das Streben nach seelischer Vertiefung im Ausdruck der Gestalten und dergleichen mehr, findet man in der „Anbetung der Könige" in vollendeter Form wieder. In so vollkommener Form, daß dieses abgeklärte Gemälde als das reifste und letzte der bekannten Werke des Hugo van der Goes anzusehen ist. Ueberraschend wirken das Kolorit und die monumentale Größe der Erscheinungen. Bei aller detaillierten zeichnerischen Behandlung der Gesichter findet man eine Reihe groß geschauter Charakterköpfe. Besonders eindrucksvoll und monumental wirkt der stehende jugendliche Mohrenkönig, hinter dem ein porträtmäßig aufgefaßter Kopf eines Mannes mit blauer Kappe aus dem Bilde heraussieht, in dem vielleicht ein Selbstbildnis des Malers erblickt werden darf. Das Kolorit ist so tief und warm, so leuchtend und reich, daß die Vermutung ausgesprochen werden konnte, Hugo van der Goes sei vor der Entstehung dieses Altarwerkes in Italien gewesen. Diese Mutmaßung entbehrt zwingender Gründe. Um so mehr, als schließlich alle künstlerischen Elemente des Monfortebildes — auch das Streben nach voller, starker Farbigkeit — in früheren Werken des Meisters im Keime enthalten sind, und als sich Hugo van der Goes bald nach der etwa 1476 vollendeten Arbeit am Portinari-Altar in das Roode-Kloster bei Soignies zurückzieht, wo er bekanntlich seine künstlerische Tätigkeit fortsetzt. Die starkfarbigen Gewänder, unter denen der rote Mantel des knienden Königs und das blaue Manteltuch der Madonna dominieren, das schimmernde Weiß am Kopftuch der Maria sowie das frische Hellgrün der Landschaft, werden vom Licht harmonisch zusamengehalten, das an der rechten Bildseite vom Schatten verdrängt wird, so daß hier eine Halbdunkelwirkung entsteht, die erstaunlich luftig und durchsichtig wiedergegeben ist. Die Erhaltung der Tafel, die noch den Originalrahmen besitzt, ist vorzüglich. Scharniere, die an beiden Seiten des profilierten goldenen Rahmens angebracht sind, weisen darauf hin, daß das Bild ursprünglich Flügel besaß, auf denen wahrscheinlich die Stifter dargestellt waren. Alte niederländische Kopien belehren uns ferner, daß ursprünglich oben in der Mitte ein Aufsatz über den Rahmen hinausragte — ähnlich wie an Rogiers „Kreuzabnahme" im Escorial —, der schwebende Engel zeigte. Diese von Max J. Friedländer in Antwerpen und Wien nachgewiesenen freien niederländischen Kopien vom Anfange des 16. Jahrhunderts sowie eine Zeichnung des älteren Holbein in Basel, auf die in diesem Zusammenhange zuerst Curt Glaser aufmerksam machte, deuten darauf hin, daß im Gegensatz zu dem Portinari-Altar die „Anbetung der Könige" zunächst nicht für das Ausland bestimmt gewesen ist, daß sie, wie so viele andere niederländische Gemälde, erst im Laufe des 16. Jahrhunderts nach Spanien übergeführt wurde. Auch das zweite Bild, das die Berliner Galerie von Hugo van der Goes besitzt, die „Anbetung der Hirten", kommt ja aus Spanien, wo es 1903 in Madrid erworben worden ist. In dieser „Anbetung der Hirten" erscheint das Kolorit blasser und kühler, und die Zeichnung und Auffassung der Gestalten wirken relativ befangen und unfrei. Immerhin zeigte eine vorgenommene Zusammenstellung beider Ta-

feln, daß sich auch das ältere Gemälde neben dem Monfortealtar als bedeutende und selbständige Leistung überraschend gut behauptet, und daß man in der Freude über die kostbare Neuerwerbung dieses ältere Bild nicht unterschätzen darf.

Erhielt durch die Erwerbung des Monfortealtars die in ihrer Qualität und Vielseitigkeit unerreicht dastehende Sammlung altniederländischer Gemälde ihre Krönung, so wurde kurz vorher die letzte empfindliche Lücke, das Fehlen eines Werkes von Peter Bruegel d. Ä., in glänzender Weise ausgefüllt. Die bekannten Gemälde des älteren Peter Bruegel sind alle in festen Händen, so daß die Hoffnung, ein Bild seiner Hand zu erlangen, ziemlich aussichtslos erschien. Da tauchte im vorigen Sommer in England ein bisher nur durch Kopien des jüngeren Peter Bruegel (in Haarlem und Antwerpen) bekanntes Originalwerk Peter Bruegels d. Ä. auf, die große Darstellung der „Niederländischen Sprichwörter". (Zeitschrift f. bild. Kunst, N. F. XXV S. 9 ff.) Das Museum sicherte sich das Bild, so daß die ausgestellte Tafel nach den in nächster Zeit zum Abschluß kommenden Verkaufsverhandlungen definitiver Museumsbesitz wird.

Das Bild ist bezeichnet und 1559 datiert, steht also am Anfang jener stolzen Reihe großer Werke, die Bruegel in dem Jahrzehnt bis zu seinem 1569 erfolgten Tode schuf. Das tadellos erhaltene Gemälde, das im Format den großen Wiener Bildern entspricht, zeigt inmitten einer vlämischen Dorfanlage ein Gewimmel von Einzelfiguren und kleinen Gruppen, die niederländische Sprichwörter oder vielmehr Redensarten bildlich zum Ausdruck bringen. Die Darstellung hat etwas vom Geist modernen exzentrischen Humors, wenn man sieht, wie ein Mann sich „zwischen zwei Stühle setzt" oder „mit dem Kopfe gegen die Wand rennt"; der Sinn des Künstlers für das Groteske kommt zum Durchbruch, wenn er etwa einen Menschen malt, der den „Mantel nach dem Winde hängt" oder „Rosen vor die Ferkel streut". So ist das ganze Bild bis zum Horizonte hin, wo sich die Meeresfläche ausbreitet, mit annähernd hundert solchen Gruppen angefüllt, von denen über die Hälfte gedeutet werden konnte. Inhaltlich ist das Bild dem Gemälde Bruegels in der Antwerpener Sammlung Meyer van den Bergh, den „12 vlämischen Sprichwörtern" verwandt, von dem es in der Form jedoch erheblich abweicht. Bruegel bringt dort zwölf Rundbilder mit Einzelfiguren auf neutralem Grunde und mit erklärenden Unterschriften. Das Berliner Bild steht in der Komposition dem 1559 datierten „Streit des Faschings mit dem Fasten" und den „Spielenden Kindern" vom Jahre 1560 im Wiener Hofmuseum am nächsten. Alle drei Gemälde sind mit Figuren überfüllt, die sich zwischen ländlichen Gebäuden bewegen. Aber während in den beiden Wiener Bildern alle Gestalten zu einer Gesamtidee in Beziehung gesetzt sind, sind hier die bunt aneinandergereihten Szenen nicht einer Hauptaktion untergeordnet. Dies trägt dazu bei, daß für den ersten Moment das Bild ein wenig unharmonisch und unruhig wirkt, zumal Bruegel hier noch nicht die Schilderung der atmosphärischen Erscheinungen so vollkommen beherrscht wie in seinen letzten Wiener Bildern. Stellt man aber den Blick so ein, wie der Künstler, als er das Bild malte und sah, dann gewahrt man alle die genialen Fähigkeiten dieses größten niederländischen Malers im 16. Jahrhundert. Man bewundert im Hintergrunde seine intime, zarte Kunst der Landschaftsdarstellung, man gewahrt auch an diesem Bilde seinen hochentwickelten Sinn für aparte farbige Effekte, seinen sicheren Blick für charakteristische Volkstypen, seinen überlegenen Humor, der nur scheinbar so naiver Art ist, und die Fähigkeit, die Stimmung eines dämmrigen Interieurs mit den vollendeten Mitteln wiedergeben zu können, über die erst im 17. Jahrhundert wieder Brouwer und Ostade verfügen.

Eine sehr reizvolle kleine Madonna trägt weiter zur Vervollständigung des Überblicks über die frühniederländische Malerei bei. Dieses um 1520 entstandene Bild, das niederländischen oder vielleicht nordfranzösischen Ursprungs ist, zeigt vor dunklem Grunde das Brustbild der Madonna, die das nackte Christuskind in den Armen hält, das zugleich in halb liegender Stellung auf einer teppichbedeckten Balustrade ruht. Mit der Linken greift das Kind nach dem Kinn der Mutter, in der Rechten hält es einen Vogel. Das frische Rot am Mantel der Madonna und das Weiß ihres feingefältelten Kopftuches, unter dem gescheiteltes, langes, blondes Haar hervorquillt, bilden einen lebhaften Gegensatz zu der sammetartigen Schwärze des Grundes. Die unmittelbar anziehende Wirkung, die von der Madonnengestalt ausgeht, beruht nicht zuletzt darin, daß der Maler sein Modell unbefangen und mit allen Zufälligkeiten wiedergegeben hat und dem munteren Gesicht keine idealisierenden Züge verlieh. Wie genau er sich an die Natur hielt, zeigt ein zweites Werk seiner Hand, das zuerst von Max J. Friedländer mit dem vorliegenden Gemälde in Verbindung gebracht wurde. Es ist das „Bildnis einer jungen Frau" im Wiener Hofmuseum, das lange Zeit als ein Werk in der Art des jüngeren Holbein galt, und das unverkennbar dieselbe Frau in der gleichen Auffassung und in fast gleicher Haltung darstellt. Hier wie dort fällt die kecke Stumpfnase und ein leichter Ansatz zum Doppelkinn auf. Der Heiligenschein, der sich auf dem Wiener Porträt

befindet, dürfte eine spätere Zutat sein. Ein Stifterbildnis gleichen Formates wie die Berliner Madonna, das unlängst im spanischen Kunsthandel auftauchte, weist auf einer Rampe in gleicher Höhe die genau passende Fortsetzung des Teppichs von dem Madonnenbild auf. Diese Äußerlichkeiten legen die Vermutung nahe, daß der Stifter zu dem Berliner Bild gehört, wenn auch die minutiösere Ausführung des Kopfes von dem Stil der flüssiger gemalten und ziemlich kräftig modellierten Bilder in Wien und Berlin abweicht.

Die Kunst des Antwerpener Porträtisten Adriaen Thomas Key wird neuerdings durch das Brustbild eines älteren bärtigen Herrn in betender Haltung repräsentiert. Der Dargestellte, der sich dreiviertel nach rechts wendet und den Blick auf den Beschauer richtet, ist jener Gillis de Smidt, der zusammen mit sieben Kindern auf einem 1575 datierten Stifterbild des Adr. Th. Key in der Antwerpener Galerie in ganzer Figur porträtiert ist. Das Berliner Porträt, das mit den entsprechenden Partien des Gemäldes in Antwerpen fast gänzlich übereinstimmt, ist von so guter Qualität und so frisch und lebendig in der Auffassung, daß es zweifellos eine von Key selbst herrührende Wiederholung ist.

Die niederländische Kunst des 17. Jahrhunderts wird unter den Neuerwerbungen durch das Gemälde eines selten vorkommenden holländischen Malers vertreten, von dem man nur den Namen kennt: J. Mancadan. Erst in neuerer Zeit hat die Forschung Mancadan größere Aufmerksamkeit zugewandt, ohne jedoch mehr über ihn in Erfahrung bringen zu können, als aus seinen Bildern ersichtlich ist. Diese Gemälde stellen zum weitaus größten Teil Landschaften dar, die erkennen lassen, daß der Künstler im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts tätig gewesen ist, und daß er Italien gesehen haben muß. Es sind italienische Hirtenszenen in bergigem Gelände und einfache Naturausschnitte aus Holland. Mancadan sah die italienische Natur mit unverbildeten Augen an; zu der idealisierenden Landschaftskunst der Italienfahrer Both und Berchem hat er keine Beziehungen. Einige seiner Werke, besonders eine mythologisch aufgeputzte Hirtenszene in der Brüsseler Galerie, deuten darauf hin, daß Mancadan wahrscheinlich aus dem Kreise Moeyaerts und Uytenbroecks hervorgegangen ist, ohne daß er diesen Künstlern allzu viel zu verdanken hat. Sein gesunder Realismus weist ihn immer wieder auf die Natur hin, so daß er stets originell gesehene, geschickt gewählte und gut komponierte Naturausschnitte bringt, für deren Staffagefiguren er einen derben, fast plumpen Typ bevorzugt. Die Landschaft im Kaiser-Friedrich-Museum, die einen bewachsenen, steinigen Abhang mit einer Mauer zeigt, unter der sich zwei Hirten mit ihrer Herde befinden, und die ein lichter Himmel überspannt, muß in Italien entstanden sein. Die effektvolle Komposition, die sehr bestimmte, scharfe Ausführung des Gesteins und der Vegetation, das kräftige hellbraune und grüne Kolorit und die Typen der Hirten sind für den Künstler sehr charakteristisch. —

Von italienischen Gemälden ist zunächst eine „Judith" des Sebastiano del Piombo zu nennen, die ebenso wie die angeführte niederländische Madonna Eigentum des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins ist. Zeigt des Meisters berühmtes Berliner Bildnis einer jungen Römerin, das bald nach seiner 1511 erfolgten Übersiedelung nach Rom entstanden ist, seine Kunst noch vollkommen unter dem Einfluß der venezianischen Schule, so ist die „Judith" ein bedeutendes Werk der späten römischen Zeit. Die Auffassung der Judith ist durchaus porträtmäßig. Es ist das Bildnis einer jungen Römerin in halber Figur, die beide Hände seitwärts auf das Haupt des Holofernes legt und den Kopf scharf nach rechts wendet. Man gewahrt, wie unter dem Einflusse Michelangelos die Formengebung plastischer, großzügiger und freier geworden ist, wie dem Kolorit nicht mehr die Glut und Kraft venezianischer Farben innewohnt. Unter dem Schein des fahlen Lichtes, das von rechts oben einfällt, nehmen das mit breiten Strichen hingemalte mattrote Kostüm und die weiße Haube einen blassen Ton an.

Von Giov. Antonio Guardi, dem älteren Bruder Francescos und Mitbegründer der 1755 errichteten venezianischen Akademie, gelangte das einzige bekannte Werk in den Besitz der Galerie. Das schmale Hochbild, das voll signiert ist, stellt den sterbenden hl. Joseph dar, der zwischen Christus und Maria auf dem Totenbett ruht und den Blick zum Himmel richtet, der sich öffnet, und in dessen Glanz Engel schweben. Das flott gemalte Bild, das Einflüsse Tiepolos erkennen läßt, zeigt wieder, wie entwickelt die malerische Kultur und der Sinn für das Dekorative selbst bei kleineren venezianischen Malern des 18. Jahrhunderts war.

Von einem österreichischen Barockmaler kam die Ölskizze zu einem dekorativen Altargemälde, die eine Himmelfahrt darstellt, in den Besitz der Galerie. Der Entwurf weist nicht mehr jene Überfülle der Erscheinungen auf, wie sie am Beginn des 18. Jahrhunderts Rottmayr und ihm verwandte Künstler in ihren Werken anbringen, und enthält noch nicht die klassizistischen Elemente, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts von Mengs über Rom her in die dekorative österreichische Malerei ein-

dringen. Stilistisch steht die Skizze jenen Werken aus dem Kreise Daniel Grans nahe, in denen sich ein Streben nach übersichtlicher Klarheit und Einschränkung der figürlichen Bestandteile offenbart. Als Entstehungszeit kann 1740—1750 angenommen werden.

Berlin. E. Plietzsch.

Die botanische Sektion der British Association.

Die letzte Jahresversammlung der britischen Naturforscher fand in Birmingham statt. Die eigentlichen Sitzungen begannen erst mit dem Abend des 10. September 1913. Am Abend des 9. traten aber die Mitglieder der noch nicht einjährigen British Ecological Association zu einer kurzen Sitzung zusammen. Die botanische Sektion hatte dieses Jahr zum erstenmal eine Frau zur Präsidentin, Miß Ethel Sargent. Als Thema für ihre Eröffnungsrede hatte sie die Entwicklung der Pflanzenembryologie seit dem Jahre 1870 gewählt. An den folgenden Tagen wurden von Mitgliedern kürzere Vorträge gehalten, von denen nur einige von allgemeinem Interesse hier besonders Erwähnung finden mögen. Gleich am ersten Tage hielt Professor Reinke (Kiel) einen Vortrag über die Natur des Lebens. Er sieht in den lebenden Organismen Erscheinungen, die alle auf „Elementarprozessen" beruhen, die der organischen und der anorganischen Welt gemeinsam sind. In den lebenden Wesen wird jedoch diese Sammlung von Elementarprozessen zusammengehalten durch eine unsichtbare Kette, die unter diesen Prozessen erst die organisierte Ordnung schafft. Diese unsichtbare Kette nennt Reinke „das Lebensprinzip." Die elementaren Prozesse können wir analysieren, nicht so das Lebensprinzip. In derselben Sektion sprach Dr. Moore (Liverpool) über die Synthese organischer Stoffe durch Sonnenlicht in Beziehung zum Ursprung des Lebens. Es gelang ihm, aus Kohlensäure und Wasser in Gegenwart anorganischer Kolloide Formaldehyd zu gewinnen, indem diese Kolloide die Lichtenergie von der Sonne in chemische Energie umsetzen. Auf diese Weise haben sich vielleicht die ersten organischen Verbindungen gebildet. Die Bildung organischer Stoffe ist an sich aber noch lange nicht gleich der Bildung eines wenn auch noch so einfach gebauten Lebewesens.

Von ganz hervorragendem Interesse war ferner ein Vortrag von Dr. Scott, dem bekannten Paläontologen, der Pflanzenreste aus dem oberen Devon in Kentucky beschrieb. Es sind dies die ältesten fossilen Pflanzen, deren Struktur gut erhalten ist. Die meisten Arten gehören schon bekannten Gattungen an. Die Organisation dieser Pflanzen ist sehr hoch, was um so auffallender ist, als unsere Kenntnisse von der Organisation der höheren Tiere dieser Periode ganz minimal sind. Es findet sich z. B. unter diesen neuen Devonresten ein Fruchtzapfen von einem Lepidostrobus (devonicus), von dem mehrere Arten in weit jüngeren Schichten vorkommen. — In England wird mit jedem Jahre die Frage dringlicher: Wie können die jetzt noch allgemeinen, verbreiteten Pflanzen, die allmählich durch Rauch und Stadtluft vertrieben werden, gerettet werden? Es ist außerdem noch der Hausierer, der durch Feilbieten von seltenen Pflanzen mit zu deren Ausrottung beiträgt. Mr. Harwood versuchte in dieser Sache Interesse zu erregen. Durch Trockenlegung der Niedermoore bei Cambridge ist z. B. ein Vegetationstypus fast ganz verschwunden, nämlich der Typus der „Fen"-Vegetation. Gegen Rauch und Stadtluft läßt sich nicht viel machen, wohl aber gegen solche Menschen, die Pflanzen ruchlos ausrotten, um irgendwelche seltene Arten zu sammeln. Die Schwierigkeit bei allen solchen Dingen in England ist aber der Umstand, daß fast gar kein Land dem Staate gehört. Kleinere Gebiete hier und dort sind wohl Staatseigentum, aber sonst ist alles Land in Privatbesitz. Verschiedene historisch oder anderweitig interessante Punkte sind an verschiedenen Stellen durch öffentliche Sammlung angekauft worden, um dann unter die Obhut des Staates gestellt zu werden, dadurch wird dem Verschwinden von einzelnen Pflanzenarten oder Vegetationstypen nur ein sehr geringer Einhalt geboten. Solche Schutzmaßregel kann eigentlich nur in angemessenem Maßstabe vom Staate selber getroffen werden. In England ist es aber eine Privat-Gesellschaft, die Selborne Society, die sich die Konservierung von Naturdenkmälern angelegen sein läßt. Mr. Harwood gelang es nicht, bei den Mitgliedern der British Association sehr großes Interesse zu erregen.

Einen recht interessanten Beitrag zur Pflanzenpathologie gab Mr. Wiltshire, der die Ursache des Krebses beim Apfelbaum besonders studiert hatte, den Pilz Nectria ditissima. Es gelang ihm, die Lebensgeschichte des schon ziemlich gut bekannten Pilzes genau zu untersuchen. Der Pilz ist im Stamme des Apfelbaumes auf ein nur ganz kleines Gebiet lokalisiert. Er verbreitet sich nicht von da aus durch Wachstum im Stamminnern. Er wird aber sehr schnell verbreitet, wenn infolge von Verwundung durch Frost Öffnungen in den äußeren Rindenschichten entstehen. Die kleinen Sporen gelangen dann leicht ins Innere, und die Erkrankung ist da. Noch gefährlicher aber sind die kleinen Aphiden. Diese bohren sich kleine Löcher durch die Rinde, um sich Nahrung zu holen. Sporen

können auf diese Weise leicht eine Pflanze infizieren. Die Krebsgeschwülste werden zum Teil allein durch solche Aphiden eingeleitet, und der Pilz ist nur eine sekundäre Erscheinung. Noch ganz dunkel ist es, warum einige Apfelsorten dieser Krankheit gegenüber immun oder ziemlich immun sind, andre nicht. Wahrscheinlich ist der Grund für diese Immunität ein physiologischer. Mit der Struktur scheint er nicht zusammenzuhängen. Eine andere kleine Untersuchung über Pilze lieferte Miß Baden. Die Schwierigkeit, mit der allein einige Pilzsporen zum Keimen zu bringen sind, ist sattsam bekannt. Einige lassen sich gar nicht künstlich zum Keimen bringen. Miß Baden hatte erst lange Zeit mit einem koprophilen Pilz (Coprinus sterculinus) Keimungsversuche gemacht, aber ohne Erfolg. Sie machte eine Reinkultur nach der anderen in allen möglichen Medien. Endlich gelang eine Kultur, die durch einen Bazillus verunreinigt war. Es stellte sich dann heraus, daß die Pilzsporen nur dann zur Keimung zu bringen sind, wenn in derselben Kultur auch eine bestimmte Art von Bazillus zugegen ist. Eine reine Sporenkultur liefert keine Resultate. Wird sie jedoch mit der besonderen Art von Bazillus beschickt, so findet sofort Keimung statt. Diese Methode wird sich ohne Zweifel auf viele andere Fälle mit Erfolg anwenden lassen.

An drei Tagen der Woche unternahm die ganze Sektion Ausflüge, um besonders interessante Vegetationstypen zu besichtigen. Im Jahr 1914 tagt die British Association in Australien. Zu diesem Zwecke hat die australische Regierung etwa ein hundert britische Naturforscher eingeladen, ihnen freie Reise hin und zurück gewährt und in Australien freie Reise und freie Beköstigung. Glücklich der, dem es gelingt, auf diese Weise einen neuen Kontinent kennen zu lernen.

Bristol.

Otto Vernon Darbishire.

Lebensmittelbeschaffung im großen für die minderbemittelten Volksschichten.

Die Lebensmittelteuerung ist eine internationale Erscheinung. Die im Reichsamt des Innern[1]) jüngst zusammengestellten „Berichte über Handel und Industrie" lassen darüber keinen Zweifel, daß das Ansteigen der Lebensmittelpreise nicht nur in Deutschland sich fühlbar macht, sondern ebensosehr in allen Nachbarländern, und gerade auch in solchen mit wesentlich anderen Wirtschaftssystemen und Lebensbedingungen der Volkswirtschaft. Die erwähnten Berichte, mit zahlreichen Tabellen versehen, geben ein anschauliches Bild über die allmähliche Preissteigerung nahezu aller wichtigen Lebensmittel in den europäischen Ländern, eine Steigerung, die zum Teil die Aufwärtsbewegung der Preise in Deutschland weit übertrifft. Sie sind dadurch gleichzeitig ein wertvoller Beitrag zum internationalen Studium der Lebensmittelpreise geworden, welche gleichsam als eine mathematische Funktion der Lebenshaltung angesehen werden können, und denen aus mannigfachen Gründen von Ärzten und Sozialpolitikern seit einer Reihe von Jahren erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt wird. Sind doch die Lebensmittelpreise von ausschlaggebendem Einfluß auf die gesamte Lebenshaltung.

Nach den im Jahre 1907 vom Kaiserlichen Statistischen Amte vorgenommenen Erhebungen über die Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien zeigte sich, daß der Anteil der Ausgaben für Nahrung an dem Gesamtbetrage des Aufwandes der Haushaltung sich bei den beobachteten Familien im Durchschnitt auf 45.6 v. H. stellte.[2]) In weitem Abstande erst folgen die Ausgaben für Wohnung einschließlich Heizung und Beleuchtung mit 22.0 v. H. Die Ausgaben für Nahrungsmittel stellen also die wirtschaftlich wichtigste Gruppe im Haushalt dar.

Die gebesserten wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die Erhöhung des Einkommens sind auf die Lebenshaltung aller Erwerbstätigen, vor allem auch der Lohnarbeiter, nicht ohne günstigen Einfluß geblieben; sie haben insbesondere auch zu einer Steigerung des Aufwands, in erster Reihe des Fleischverbrauchs, geführt. „Lohnsteigerung und Aufwandssteigerung sind also gegenseitig bald Ursache bald Wirkung."

Betrachtet man eine längere Reihe von Jahren, so ist fraglos der Lohn erheblich stärker gestiegen als die Lebensmittelpreise.

Die allerletzten Jahre haben nun in dieser Entwicklungstendenz eine Unterbrechung gebracht: Die allgemeine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse wurde durch die ungünstige Gestaltung des Lebensmittelmarktes wesentlich beeinflußt.

Die Gründe der schlechten wirtschaftlichen Lage sind mannigfachster Art, und es ist begreiflich, daß die Ansichten hierüber selten übereinstimmen, da die Teuerung, wie der französische Bericht mit Recht hervorhebt, „manchen Kreisen die nicht unwillkommene Gelegenheit bietet, die Störung des Wirtschaftslebens für die Propaganda ihrer Ideen,

[1]) Berichte über Handel und Gewerbe, zusammengestellt im Reichsamt des Innern. Bd. XIX. Heft 1. Berlin, den 22. Februar 1913.

Über die Lebensmittelteuerung im Auslande haben in diesem Bande berichtet: Großbritannien, Niederlande, Belgien, Frankreich, Schweiz, Ungarn, Rußland, Schweden und Dänemark.

[2]) Zweites Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatt: Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien im Deutschen Reiche, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amte 1909. S. 19 ff.

wie Aufhebung der Schutzzölle, Beschränkung des Exports, Einschränkung der sozialen Reformen usw. zu verwerten." Unter manchem anderen wird als Ursache der Lebensmittelteuerung angeführt: Steigerung der Produktionskosten durch das Anwachsen der Löhne, Anwachsen des Verbrauchs, und zwar nicht nur der Menge, sondern auch der beanspruchten Qualität nach, Arbeiterunruhen, Einwirkung des Welthandels, ferner politische Beunruhigungen Europas usw. In jedem Falle haben die hauptsächlichsten Nahrungsmittel steigende Tendenz, dafür sei nur ein Beispiel angeführt: die Steigerung der Fleischpreise in Deutschland in den letzten Jahren.

Eine umfassende Durchschnittsberechnung, die sich (nach der Statistischen Korrespondenz des Preußischen Statistischen Landesamts) auf 50 preußische Berichtsorte bezieht, gibt für die Kleinhandelspreise der wichtigsten Fleischsorten für die Jahre 1910 bis 1912 folgendes Bild.[3])

Preise für 1 kg im Jahresdurchschnitt:

Preise für 1 kg		Rindfleisch	Kalbfleisch	Hammelfleisch	Schweinefleisch	Roßfleisch
		Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.
im Jahresdurchschnitt	1910	161	182	172	163	76
	1911	168	187	177	149	78
	1912	181	197	186	167	82

Abgesehen vom Schweinefleisch zeigt die Übersicht eine stetige Steigerung der Preise aller Fleischarten. Aber diese Fleischart ist 1910 gegenüber auch wieder gestiegen.

Für den Kopf der Bevölkerung berechnet Silbergleit[4]) die Verteuerung für das Jahr 1912 gegenüber dem Vorjahre für Rindfleisch auf 1.74 M., für Kalbfleisch auf 0.30 M., für Hammelfleisch auf 0.06 M., für Schweinefleisch auf 4.80 M., das ist zusammen 6.8083 M.

Auch die Preise für andere wichtige Lebensmittel wie Roggenbrot, Kartoffeln, Butter, Eier usw. sind in zahlreichen Großstädten beträchtlich in die Höhe gegangen.

Durch die Steigerung der Lebensmittelpreise wird fraglos die Haushaltung der arbeitenden Klassen am empfindlichsten getroffen.

Es ist daher wichtig, zu erfahren, in welcher Weise versucht worden ist, die Wirkungen der Lebensmittelteuerung zu mildern, was vor allem von seiten der Betriebsunternehmer und Stadtverwaltungen, welche sich zum Teil ganz neuen Aufgaben gegenübergestellt sahen, in dieser Beziehung geschaffen ist.[5])

Hierüber unterrichten uns die Berichte der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten für 1912 in recht interessanter Weise. Den Beamten war nämlich u. a. aufgetragen worden, Erhebungen über die Beschaffung von Lebensmitteln im großen anzustellen und zu berichten, was von seiten der Betriebsunternehmer und Stadtverwaltungen geschehen ist, um den Arbeiterfamilien die Bedürfnisse der Lebenshaltung möglichst preiswert zu befriedigen.

Ergänzend mag auch der Selbsthilfe der Arbeiterkreise — erhöhten Beitritt in die Konsumvereine — gedacht werden. Die Unternehmer vieler größerer Werke sind schon seit einer Reihe von Jahren mit der Beschaffung von Lebensmitteln und Kohlen im großen für den Bedarf ihrer Arbeiterschaft vorgegangen. Im Regierungsbezirk Liegnitz haben auf dem Lande zahlreiche Arbeitgeber Lebensmittel für ihre Arbeiter im großen bezogen, und „infolge der immer mehr zunehmenden Preissteigerung aller Lebensmittel hat sich die Zahl dieser Fabriken vermehrt". Im Königsberger Bezirk werden auf dem Lande in abgelegenen Betrieben, z. B. in vielen Sägewerken, für die Arbeiter Kantinen eingerichtet, in denen eine Beköstigung zum Selbstkostenpreise geliefert wird.

Der Beamte für den Landespolizeibezirk Berlin weist darauf hin, daß sich der Beschaffung von Nahrungsmitteln im großen in Berlin besondere Schwierigkeiten entgegenstellen, weil die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hier im allgemeinen nur auf die Arbeitsstätte beschränkt sind. „Besonders hindernd ist der Umstand, daß die Arbeiter meist weit entfernt von der Betriebsstätte und in voneinander getrennten Stadtvierteln wohnen. So fehlt der Zusammenhang zwischen den in Fragen des Haushalts entscheidend bestimmenden Arbeiterfrauen. Gelegentlich macht sich bei den Arbeitern auch die Abneigung bemerkbar, an den guten Absichten der Arbeitgeber mitzuwirken. Es ist auch vorgekommen, daß der gute Wille des Arbeitgebers eine glatte Ablehnung erfuhr."

Im Breslauer Regierungsbezirk beschränkte sich in der Hauptsache die Unterstützung wieder auf den Ankauf von Kartoffeln, Kohl und Kohlen. Dabei wurden recht beträchtliche Verbilligungen gegenüber den Marktpreisen erzielt.

[3]) Vergl. Reichs-Arbeitsblatt 1912, S. 209 sowie 1913, S. 213.

[4]) Vergl. Silbergleit: Ergebnisse der bisherigen Versuche kommunaler Fleischversorgung in den größeren deutschen Städten. Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Nr. III. Berlin 1913 S. 9.

[5]) Vergl. auch: Zahn und Kleindienst: Die Bekämpfung der sozialen Krankheitsursachen durch den Staat. S. 665. (Sonderdruck aus Krankheit und Soziale Lage.) J. F. Lehmanns Verlag, München 1913.

Im Bezirk Oppeln verschaffen fast alle größeren Werke ihren Arbeitern billige und gute Lebensmittel. „Den Arbeitern wird auf diese Weise die Lebenshaltung beträchtlich erleichtert."

Auch im Regierungsbezirk Schleswig und Düsseldorf sind die Bestrebungen von Arbeitgebern, ihrer Arbeiterschaft wirtschaftliche Vorteile durch die Beschaffung von preiswerten Lebensmitteln zuzuwenden, zahlreich und nicht selten schon älteren Datums. Recht verbreitet scheint der Brauch zu sein, durch gelegentliche, den jeweiligen Bedürfnissen angepaßte Bezüge von Kartoffeln, Kohl, frischen und konservierten Fischen, Fleisch- und Wurstwaren, Tabak, Kohlen, Hülsenfrüchten usw. die Haushaltungskosten der Arbeiterfamilie zu verringern. „Ausschlaggebend für die rege Beteiligung der Arbeiter an solchen Veranstaltungen ist der Umstand, daß die Waren vom Arbeitgeber nicht nur zum Selbstkostenpreise oder darunter abgegeben werden, sondern daß auch die Bezahlung in bequemen, langfristigen Teilbeträgen erfolgen darf."

Ohne Frage: das liest man aus den Berichten heraus, daß im allgemeinen die Erfahrungen, welche die Unternehmer mit der Beschaffung von Lebensmitteln im großen gemacht haben, recht zufriedenstellend gewesen sind. Die bezogenen Waren wurden meist gern genommen — allerdings mit einer Ausnahme. Diese Ausnahme betrifft die Seefische: Zur Abnahme dieser waren die Arbeiter häufig schwer zu bewegen, obgleich gerade die Seefische als billiges und äußerst wertvolles Nahrungsmittel zu bezeichnen sind. Darauf wird auch in anderen Ländern hingewiesen. Für die Konsumenten wird empfohlen, heißt es auch in dem Bericht des belgischen Generalkonsuls in Antwerpen[6]), „die Bevölkerung durch Belehrung darüber aufzuklären, daß der höhere Nährwert der auch von minderbemittelten Klassen ganz ungerechtfertigt bevorzugten besseren Teile des geschlachteten Viehes nicht im Verhältnis zu dem höheren Preise stehe, wie überhaupt, daß die teuere Ernährung durch Fleisch zum großen Teil ohne jeden gesundheitlichen Nachteil durch die billigere Ernährung durch Fisch und Gemüse ersetzt werden könne".

Leider jedoch haben Unternehmer — und wie später gezeigt werden wird, auch die Gemeinden — zum Teil beim Verkauf von Fischen wenig günstige Erfahrungen gesammelt. So berichtet z. B. der Beamte für den Regierungsbezirk Stettin und Stralsund folgendermaßen darüber:

„Im Berichtsjahre haben mehrere Firmen Seefische für ihre Arbeiter im großen bezogen. Doch ist es bei den Versuchen geblieben; die Arbeiter haben wenig Neigung zum Ankauf der Fische gezeigt, nach eigener Angabe einiger Leute, weil ihre Frauen nicht verstanden, schmackhafte Gerichte von den Fischen zu bereiten. Ein Eisenwerk hat bereits 1904 den Versuch gemacht, Fische als billiges Nahrungsmittel bei den Arbeitern einzuführen. Anfangs wurden wöchentlich 100 kg verschiedener Seefische bezogen, die zum Selbstkostenpreise von 12—20 Pf. für das Pfund abgegeben wurden. Die Arbeiterschaft hat sich jedoch immer weniger an den Einkäufen beteiligt; obwohl gute Kochrezepte verteilt wurden, kochten die Arbeiterfrauen die Fische erst und brieten sie dann. Durch den hierdurch erforderlichen großen Fettzusatz wurden die Fischgerichte zu teuer. Jetzt werden Fische nur noch in geringen Mengen für die Beamten bezogen und von diesen gern abgenommen." Ähnlich lauten die Berichte aus Potsdam, Köln usw. „Die Abneigung gegen die Seefische wird mehrfach aus der Ursache hergeleitet, daß die Arbeiterfrauen in der schmackhaften Zubereitung der Fische nicht genügend erfahren seien."

Eine große Anzahl von Arbeiterfrauen befindet sich fraglos über die richtige und schmackhafte Zubereitung von Fischen im unklaren. Durch Kurse, in denen die Zubereitung von Seefischen gelehrt wird, sucht man diesem Übelstand abzuhelfen, z. B. im Bezirk Oppeln, in Gumbinnen, Breslau, Brieg usw. Die Beteiligung war zumeist recht lebhaft.

Weit umfassender sind die Maßnahmen, welche die Kommunen getroffen haben, um die herrschende Teuerung der Lebensmittel, vor allem die Fleischteuerung, zu mildern. Von diesen haben breitere Volksschichten Nutzen gezogen.

Großberlin nebst den meisten Vorortgemeinden haben Ende 1911 einen Antrag an den Herrn Reichskanzler gestellt, betreffend Maßnahmen zur Behebung der Lebensmittelteuerung.[7]) Die Preis- und Teuerungsverhältnisse für Brotgetreide und Brot, Futtermittel, Kartoffeln, Gemüse und Hülsenfrüchte, Vieh und Fleisch, Speck, Schweineschmalz und Butter werden in dem Antrag ausführlich dargestellt.

In Berlin selbst leitete man zunächst die Beschaffung eines nahrhaften und gesunden Ersatzes für Fleisch durch den Bezug von Seefischen ein. Diese wurden durch einen geeigneten Vermittler aus Geestemünde bezogen und nach Prüfung an etwa 60 Fischhändler verteilt. Die Verkäufer waren an besondere Vorschriften gebunden, deren Erfüllung durch städtische Beamte genau kontrolliert wurde.

[6]) Vergl. Berichte über Handel und Industrie usw. S. 58.

[7]) Vergl. Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages, Bd. III, Nr. 12, vom 12. Februar 1912. S. 319.



Im Laufe des Jahres 1912 hat die Stadt Berlin an 81 Tagen im ganzen 9696 Zentner Fische bezogen. Unverkauft blieben etwa 7.5 v. H. der Zufuhr. Ähnlich sind Wilmersdorf, Schöneberg und Charlottenburg vorgegangen.

Nachdem die Steigerung der Fleischpreise im Sommer 1912 wesentlich leichtere Bestimmungen für die Einfuhr von ausländischem Fleische veranlaßt hatte, schloß Berlin mit einem Unternehmer einen Vertrag ab, der ihn verpflichtete, wöchentlich 3000 Zentner Fleisch auf dem Berliner Zentralviehhof unter Zollverschluß für Berlin und 28 Vororte anzuliefern. Ein Drittel der angelieferten Menge entfiel auf die Vororte, von denen jeder für sich den Vertrieb im kleinen regelte. Das Fleisch wurde teils durch städtische Beamte, teils durch am Orte ansässige Schlächter zu einem Preise verkauft, der erheblich geringer als der Marktpreis war.[8])

In Berlin war der Verkauf an bestimmte Vorschriften gebunden. Es durfte z. B. nicht zu höheren als von der Stadt festgesetzten Preisen abgegeben werden; die Verkaufspreise mußten an jedem mietfrei überwiesenen Verkaufsstand ausgehängt sein usw.

Es ist erfreulich, aus den Berichten auch zu erfahren, daß das Fleisch meist den ärmeren Klassen zugute gekommen ist. Eine Zusammenstellung der Stadt Potsdam zeigt z. B. daß 70 v. H. des beschafften Fleisches in kleineren Mengen für Einzelbeträge bis zu 2 M., 18 v. H. für Beträge von 2—3 M. und nur 12 v. H. für solche über 3 M. verkauft worden sind.

Die Stadt Königsberg bezog im Herbst und Winter 1912 russisches Rind- und Schweinefleisch im großen, und gab dasselbe zu bestimmten Tagen und Stunden durch einheimische Fleischer zu etwas niedrigeren als den Marktpreisen ab. Von vier weiteren Stadtverwaltungen im Regierungsbezirk wurden Seefische im großen bezogen und zum Selbstkostenpreise von 20—26 Pf. verkauft.

Auch Danzig und Elbing haben neben dem seit einigen Jahren eingeführten Verkauf frischer Nordseefische russisches Schweinefleisch bezogen, welches gern gekauft wurde. „Es stellte sich etwas billiger als das einheimische Fleisch, und hat vielleicht einer weiteren Preissteigerung entgegengewirkt." Posen ließ gleichfalls russisches Fleisch verkaufen, während Tilsit sich damit begnügte, für etwa 100 Arbeiterfrauen einen Kochkursus einzurichten, in welchem ihnen beigebracht wurde, mit geringen Mitteln nahrhafte Gerichte herzustellen.

Im Regierungsbezirk Bromberg gingen neben größeren auch kleinere Gemeinden dazu über, Lebensmittel im großen zu beschaffen, um den Lebensunterhalt der Arbeiterbevölkerung nach Möglichkeit zu verbilligen.

Dieselben Maßnahmen finden wir in der Rheinprovinz. Im Bezirk Düsseldorf wurden die Fleischpreise durch die bedeutenden Mengen von Fleisch, welche fast von allen größeren Gemeinden bezogen wurden, zeitweise um durchschnittlich 15—20 Pf. für das Pfund ermäßigt. — Aber auch hier waren die Bemühungen der Stadtverwaltungen, durch billige Abgabe von frischen Seefischen der Bevölkerung einen vollwertigen Ersatz für das teure Fleisch zu bieten, wenig erfolgreich, obgleich man gleichzeitig allerorts bestrebt war, durch Verteilung von Fischkochbüchern und Abhaltung von Fischkochkursen das häufig fehlende Verständnis für die Zubereitung schmackhafter und abwechslungsreicher Fischkost zu wecken. Die zuerst auch hier stark einsetzende Nachfrage ließ sehr bald nach, so daß die Gemeinden vielfach um den Absatz der beschafften Vorräte verlegen waren, wesentliche Verluste erlitten und endlich den Fischverkauf zumeist wieder einstellten. Ebenso wie in Deutschland haben auch zahlreiche Gemeinden der Nachbarstaaten umfassendere Maßnahmen zur Bekämpfung der Teuerung getroffen.

In der Schweiz organisierten eine Reihe von Gemeinden mit vorwiegend industrieller Bevölkerung, teils von sich aus in Regie, teils in Verbindung mit Konsumvereinen oder durch Vereinbarung mit privaten Händlern, hauptsächlich während des Winters in den letzten zwei Jahren den Verkauf einiger wichtiger Bedarfsartikel.[9])

Der Verkauf geschah gewöhnlich zum ungefähren Selbstkostenpreis, wobei die einen Gemeinden ihre Tätigkeit auf mehrere, andere wieder nur auf einen oder zwei Artikel erstreckten.

Als solche kamen in Betracht: Kohlen, Koks und andere Brennmaterialien, Kartoffeln und Meerfische, Hülsenfrüchte, verschiedene Gemüse.

„Die Bemühungen mehrerer Gemeinden um Reduktion der Milchpreise blieben fast ausnahmslos ohne Erfolg." Einige Gemeinden trafen außerdem die für den Vertrieb von Gefrierfleisch notwendigen Einrichtungen. Zürich ist damit vorangegangen. Weniger erfolgreich war auch hier der Verkauf von Meerfischen. „Die Verwaltung des Lebensmittelvereins, heißt es in dem angezogenen Bericht, folgert aus den sinkenden Verkaufsziffern, daß die Versuche, bei der Züricher Bevölkerung die Meerfische als Ersatz für Fleischnahrung einzuführen, als gescheitert betrachtet werden müssen."

In Basel wurde u. a. von Staats wegen eine

[8]) Vergl. Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtetages, Bd. III. Nr. 12, vom 12. Febr. 1912.

[9]) Vergl. Berichte über Handel und Industrie Bd. XIX. Heft 1 S. 109 ff.

Orientierung des Publikums „über billige und rationelle Ernährung" herausgegeben; der Kinderernährung wird in der Volksschule aufgeholfen durch Verabfolgung von Milch und Brot an alle irgendwie Bedürftigen.

E. Milhaud berichtet ferner in einem Aufsatz über die Bekämpfung der Lebensmittelteuerung durch Gemeinde-Initiative[10]), daß in Italien viele Stadtgemeinden dauernde Schlachthäuser geschaffen haben, ebenso russische Städte sowie Budapest. Wir finden auch städtische Bäckereien, sei es, daß dieselben wie in Budapest direkt an die Konsumenten verkaufen, sei es, daß sie wie in Verona einerseits an die Konsumenten, andererseits an Detailhändler verkaufen und diese auf eine feste Gebühr des Weiterverkaufs festlegen.

Für die Verbilligung der Lebensmittelbeschaffung für die Arbeiterkreise kommen endlich als nicht zu unterschätzende Faktoren die Konsumvereine[11]) in Betracht, welche als „Lebensmittelmagazine zwecks organisierter Versorgung bestimmter Gesellschaftsgruppen mit preiswerten Lebensmitteln angesehen werden können.

In Deutschland ist einer der bedeutendsten „die Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend" mit dem Sitze in Lichtenberg. Sie wird von den Arbeitern allein getragen und hat allmählich die einzelnen kleineren Arbeiterkonsumvereine in sich aufgenommen; ihre Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig über 60,000. Sie besitzt eine eigene Bäckerei mit 18 Backöfen. Im Geschäftsjahr 1911-12 erzeugte diese für 1,700,000 M. Backware. In der Kaffeerösterei wurden in demselben Jahre 468,733 Pfund Rohkaffee geröstet. Im Bezirk Frankfurt a. O. haben die Konsumvereine auch wesentlich zur Beschaffung billiger Lebensmittel beigetragen.

Erwähnen wir auch hier einige Maßnahmen von Nachbarstaaten, um den internationalen Charakter derselben zu kennzeichnen. In Paris hat sich eine „Ligue des consommateurs français" gebildet, die in den Departements Zweigorganisationen besitzt, eine Zeitung „le Consommateur" herausgibt und eine umfassende Propaganda für die Verbilligung der Lebensmittel und der Lebenshaltung im allgemeinen betreibt. Das Programm der Liga ist — ich folge wieder dem Bericht der Botschaft — ausgesprochen freihändlerisch, sie verlangt einen Abbau der Schutzzölle, Verbesserung der Umsatz- und Transportverhältnisse, Förderung der Konsumvereine, Schaffung von Haushaltungsschulen, Errichtung eines „Konsum-Amtes" (Office national de consommation) usw.

Die Liga hat auch dazu beigetragen, daß nunmehr vorerst 60,000 Frank bewilligt wurden, um im Anschluß an die Statistische Zentralstelle in Paris eine besondere Abteilung anzugliedern, welche sich lediglich mit der Preisstatistik sowie mit der Sammlung und Bekanntgabe des einschlägigen Materials zu befassen hat.[12])

Und wie in Deutschland und Frankreich die Konsumvereine wesentlich zur Linderung der Teuerung beitragen, so scheinen auch in den Schweizer Städten günstige Ergebnisse vorzuliegen.[13])

Als Erfolg dieses Vorgehens der Konsumvereine und der Gemeindeverwaltungen und ihres Zusammenwirkens im Dienste der Öffentlichkeit können wir Preisermäßigungen von 12—24 v. H. für Kartoffeln, von 15—50 v. H. für Brennmaterial und von 30—50 v. H. für die Meerfische beobachten."

Diese ganze Bewegung der Unternehmer, Kommunen und Staatsregierungen zur Milderung der Lebensmittelteuerung ist jungen Datums. Sie greift, wie gezeigt, trotz einzelner Mißerfolge schnell weiter um sich, und scheint der Bevölkerung neben einer wesentlichen Preisermäßigung einen zweiten bedeutenden Vorteil zu bringen: nämlich eine Verbesserung in der Qualität der Produkte, ein wichtiges Moment für die Volksernährung, die nur zu oft eine starke Unterernährung aufweist.

Charlottenburg.

Walter Abelsdorff.

Das Böttinger-Studienhaus hat kürzlich neue Räume in der Oranienburger Straße 13-14, gegenüber von Schloß Monbijou, bezogen. Die Einweihungsfeier fand am 15. Januar statt. Teil nahmen daran der Kultusminister, die Ministerialdirektoren Dr. F. Schmidt und Naumann, der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und vortr. Rat Prof. Elster, die Professoren Brandl und R. M. Meyer, die beiden Austauschprofessoren, Vertreter des Auswärtigen Amtes, die Witwe Friedrich Althoffs und eine große Anzahl Schüler und Schülerinnen. Nach einem Geigenspiel von Palma von Pasztory, dem Vortrag des von Dr. Marx Möller verfaßten Prologs „Vor unseren Fenstern liegt Schloß Monbijou" durch Hofschauspieler Karl Clewing, hielt der Direktor des Böttinger-Studienhauses Professor Dr. Paszkowski die eigentliche Festrede über die Entstehung, die Aufgaben und bisherige Entwicklung der Anstalt.

---

[10]) Vergl. Dokumente des Fortschritts 5. Jahrg. Heft 2. S. 92 ff. G. Reimers Verlag, Berlin 1913.

[11]) Vergl. die Nahrungsmittelteuerung und die Konsumgenossenschaft. Beiheft zum X. Jahrg. Heft 20 der Konsumgenossensch. Rundschau, Hamburg 1913.

[12]) Vergl. „Le Consommateur" Paris, Februar 1913.

[13]) Vergl. Nr. 34—36, Febr.—April 1912, S. 97—164. Genf 1912.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 6
März 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Der Staat des Großen Kurfürsten.

Von
Otto Hintze.

I.

Preußen ist in einem strengeren Sinne als andere deutsche und europäische Staaten eine Schöpfung seines Fürstenhauses, und Friedrich Wilhelm, der »Große Kurfürst«, gilt mit Recht als der eigentliche Begründer dieses Staates; denn er hat ihn zuerst zu einer selbständigen europäischen Macht erhoben, und wenn er auch nicht die ganze Ländermasse, aus der das Preußen des 18. Jahrhunderts sich bildete, erst selbst zusammengebracht hat, so hat er doch den großen Verschmelzungsprozeß eingeleitet, der die ursprünglich nur durch das Herrscherhaus verbundenen Länder allmählich in einen einheitlich regierten und verwalteten Gesamtstaat umwandelte.

Friedrich der Große sagt in seinen Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg, die Geschichte dieses Hauses fange eigentlich erst seit Johann Sigismund an interessant zu werden. Unter Johann Sigismund vollzog sich bekanntlich der Anfall von Cleve-Mark und Ostpreußen an das brandenburgische Haus, und damit zugleich trat eine Verflechtung der brandenburgischen Interessen in die großen Welthändel im Westen und im Osten des europäischen Staatensystems ein, wie sie früher nicht bestanden hatte: Brandenburg sah sich nun gezwungen, in den allgemeinen Rivalitätskampf mit einzutreten, in dem die großen Mächte ihre Kräfte untereinander maßen und ihre Grenzen gegeneinander festsetzten, während die kleinen zwischen ihnen entweder zermalmt wurden oder gewaltige Anstrengungen machen mußten, um sich einen Platz an der Sonne zu erkämpfen und zu behaupten.

Brandenburg hat sich in diesen großen Weltverhältnissen zunächst ebensowenig zurechtzufinden vermocht wie andere deutsche Kleinstaaten. Im Dreißigjährigen Kriege, wo die Unhaltbarkeit der deutschen Zustände in grausamer Deutlichkeit sich kundtat, hat es sich nicht zu schützen und aufrechtzuerhalten vermocht und wurde bald von den Kaiserlichen bald von den Schweden bedrängt und ausgeraubt, so daß mit dem wirtschaftlichen Ruin zugleich auch seine politische Ohnmacht das Resultat dieser großen Krisis war. Mehr der tiefen Erschöpfung der kaiserlich-katholischen



Partei im Reiche und dem Gleichgewichts-bedürfnis Frankreichs, als den klugen und zähen Verhandlungen der brandenburgischen Diplomaten war es zu verdanken, daß Brandenburg schließlich doch noch mit einem erheblichen Zuwachs an Land und Leuten aus dem großen Kriege hervorging. Freilich das Herzogtum Pommern, dessen Fürftenhaus 1637 ausgeftorben war, und auf welches Brandenburg ein ganz unzweifelhaftes Erbrecht besaß, konnte den Schweden, die es während des Krieges als Operationsbasis benutzt hatten und es auch weiterhin zu behalten wünschten, nicht ganz entrissen werden. Die wertvollere Hälfte mit den Städten Stralsund, Greifswald, der Insel Rügen, vor allem auch mit Stettin und den Odermündungen blieb in den Händen der Fremden; nur das minder wertvolle Hinterpommern vermochte der Kurfürst für sein Haus zu erwerben; und auch hier blieben die schwedischen Besatzungen noch jahrelang ftehen, und die von Guftav Adolf ftark erhöhten Hafenzölle mußten noch bis zum Jahre 1679 mit den Schweden geteilt werden. Was der Kurfürft aus den säkularisierten Stiftsländern in Norddeutschland zum Ersatz für Vorpommern erhielt (Magdeburg, Halberftadt, Minden, Cammin) war ein recht bedeutender Zuwachs seines Gebietes sowohl nach Größe wie nach Lage: die Camminer Stiftsgüter, die in Hinterpommern lagen, rundeten dieses Besitzftück in erwünschter Weise ab; mit Magdeburg, das an die Kurmark grenzte, erhielt der brandenburgische Kurfürft eine wichtige militärische und wirtschaftliche Position an der Elbe, mit Minden, das Ravensberg benachbart war, eine Stellung von ähnlicher Bedeutung an der Weser, so daß die brandenburgischen Interessen nicht auf Deutschland beschränkt blieben, sondern auch über den Weften bis an den Rhein hinreichten, wo Frankreich und die Republik der Vereinigten Niederlande neben Spanien die Träger der großen Politik waren, wie im Often Schweden und Polen. Allerdings ift das wichtigfte Stück dieser Erwerbungen, das Herzogtum Magdeburg, noch nicht sofort in den Besitz Brandenburgs gekommen; der sächsische Adminiftrator hat es noch bis zu seinem Tode behalten; er ift erft 1680 geftorben. Also erft in seinen letzten Lebensjahren hat der Große Kurfürft dieses wichtige Gebiet, das sich unmittelbar an die Kurmark Brandenburg anschloß, wirklich in Besitz nehmen können; dagegen hat er die Stadt Magdeburg, die sich von dem übrigen Gebiet des Erzftifts in ihrem Beftreben nach reichsftädtischer Unabhängigkeit längft abgesondert hatte, schon im Jahre 1666, nicht ohne Androhung von Waffengewalt, eingenommen und zur Leiftung der Erbhuldigung gezwungen; es war seitdem einer der wichtigften feften Plätze, über die der brandenburgische Kurfürft gebot. Am Rhein, in den jülich-clevischen Erbschaftslanden, ift es auch erft im Jahre 1666 zu einer endgültigen Auseinandersetzung gekommen. Der Kurfürft hatte sich überzeugt, daß er bei der allgemeinen politischen Lage seinen Anspruch auf die ganze Ländermasse nicht werde durchsetzen können, und er begnügte sich daher mit den Ländern Cleve und Mark samt Ravensberg, die sein Haus schon lange Jahre hindurch im Besitz gehabt hatte; doch mußte er sich hier nach wie vor noch holländische Besatzungen in einigen Städten gefallen lassen, die zur Wahrung der Interessen holländischer Gläubiger für eine früher von Brandenburg aufgenommene Schuld dienen sollten — eine Quelle beftändiger Reibungen und Beschwerden, bis es 1678

gelang, mit den Generalstaaten zu einer befriedigenden Auseinandersetzung darüber zu kommen.

Das sind die Bestandteile, aus denen der Staat des Großen Kurfürsten zusammengefügt worden ist. Sie lagen über ganz Norddeutschland verstreut von der niederländischen bis an die polnische Grenze, ohne Zusammenhang miteinander, in fünf getrennten Massen und vor allem auch ohne ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit in der Bevölkerung der verschiedenen Lande, ohne eine Spur von Staatsbewußtsein und wirtschaftlich-politischer Interessengemeinschaft. Es waren zwar alles Gebiete von niederdeutschem Stammescharakter, aber verschieden nach Konfession, Landesart, Wirtschaftsinteressen und historisch-politischen Überlieferungen. Jedes dieser Länder hatte seine Sonderart für sich; das hatte der Gang der deutschen Geschichte so mit sich gebracht. Ostpreußen war aufs engste mit Polen verflochten, dessen König ja der Oberlehnsherr des Herzogs in Preußen war; Warschau bedeutete hier viel mehr als Berlin, und kurfürstliche Geheime Räte wurden in Königsberg wohl als Gesandte eines fremden Potentaten betrachtet. In Cleve-Mark neigten die Katholiken der kaiserlich-spanischen Partei, die Reformierten der niederländischen Republik zu. In Magdeburg blickte man mehr nach Hamburg und Sachsen als nach Brandenburg; Minden und Halberstadt lebten in ihrer westfälischen und niedersächsischen Umgebung wie in einer Welt für sich, und Hinterpommern lag zunächst auch noch mehr in der schwedischen als in der brandenburgischen Interessensphäre. Alle diese Länder waren früher besondere landesfürstliche Kleinstaaten gewesen wie Brandenburg selbst auch; sie wollten bleiben, was sie gewesen waren, und hatten keine Luft, sich von Berlin aus regieren zu lassen. Der Kurfürst von Brandenburg war nicht als solcher ihr Herr, sondern als Herzog in Preußen oder in Pommern oder von Magdeburg oder als Herzog von Cleve, als Graf von der Mark, als Fürst von Minden oder von Halberstadt. Die Person des Herrschers bildete allein den Vereinigungspunkt für alle diese Lande; und es ist ein ganz persönliches Werk des Großen Kurfürsten, daß er sie alle in dem gewaltigen Schmiedefeuer seiner großen Politik zu einem einheitlichen Staatswesen zusammengeschweißt hat.

Die Idee eines brandenburgisch-preußischen Gesamtstaates, wie er werden sollte und wie er geworden ist, war zunächst nur in dem Geiste dieses großen Fürsten und seiner vertrautesten Gehilfen lebendig; sie fand in den Ländern selbst keinen Anklang und kein Verständnis und hat erst nach heftigen Kämpfen verwirklicht werden können. Denn der Kern dieses neuen Staatsgedankens war der Wille zur Macht, zu europäischer Selbständigkeit, und das Hauptwerkzeug dieser Machtpolitik war ein stehendes Heer und ein Maß von Steuern, wie man es früher nicht gekannt hatte. Das alles war den Einwohnern dieser Lande neu und fremd und schien ihnen unerträglich. Der Kurfürst lebte in einer ganz anderen politischen Gedankenwelt als seine Untertanen; aber diesem Staatsgedanken des Fürsten gehörte die Zukunft; es war derselbe Gedanke, durch den Frankreich vor kurzem zu der ersten Macht des Kontinents sich aufgeschwungen hatte.

Deutschland war mit seiner entarteten Verfassung und seiner ungesunden Zersplitterung in der politischen Entwicklung weit hinter dem westlichen Nachbar zurückgeblieben



Der Kaiser trieb in erſter Linie habsburgische Hauspolitik, und das Reich, das ja nur eine Versammlung von Fürſten und freien Städten war, vermochte in seiner Ohnmacht und Schwerfälligkeit überhaupt keine Politik großen Stils zu treiben. Die Landesfürſten aber, die mehr und mehr begannen wie die Beherrscher halb selbſtändiger Kleinſtaaten aufzutreten, überließen am liebſten die Fragen der europäischen Politik eben diesen Gewalten, Kaiser und Reich, und begnügten sich damit, für ihr Hausinteresse und ihre Landeswohlfahrt zu sorgen, so gut sie konnten. Es iſt etwas durchaus Rückſtändiges und Unpolitisches in dem Geiſte des deutschen Fürſten- und Ständetums in der Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege. Diese Territorien waren noch keine modernen Staaten. Während ringsumher in der Welt seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts alle bedeutenden politischen Gewalten eine kühne, durchdachte, skrupellose Machtpolitik trieben, wie sie Machiavelli auch in der Theorie empfahl, war man in Deutschland noch auf dem alten, überwundenen Standpunkt des ausgehenden Mittelalters ſtehengeblieben, auf dem Religion, Juſtiz und witschaftliche Wohlfahrt als die Hauptzwecke der Staats- und Regierungskunſt erschienen, und man empfand hier eine ängſtliche Scheu davor, sich in die großen politischen Händel der Welt einzumischen, militärische Rüſtungen anzuſtellen und Geldopfer zu bringen für Zwecke, die nicht unmittelbar der wirtschaftlichen Wohlfahrt zugute kamen.

Auch die religiösen Kämpfe, die sich seit dem 16. Jahrhundert überall mit den Machtbeſtrebungen der Staaten verquickten, hatten in Deutschland nicht wie [illegible]rswo dazu geführt, den Geiſt ent-[illegible]er Politik und kühner, rücksichtsloser Kriegführung im Kampfe für die heiligſten Güter zu erwecken. Insbesondere die proteſtantischen Fürſten waren in Deutschland fern von dem politischen Aufschwung geblieben, den anderswo die Reformation mit sich gebracht hatte. Nur als Rebellen gegen des Kaisers Majeſtät hätten sie die Sache des Evangeliums wirksam verfechten können; und das widersprach nicht bloß der Lehre des Apoſtels, daß man der Obrigkeit untertan sein solle, sondern auch der angeſtammten Treuherzigkeit und Loyalität des deutschen Fürſtenſtandes, der zwar seine reichsſtändische Freiheit hochhielt, aber die offene Auflehnung gegen den Kaiser im allgemeinen scheute. Daher war einſt auch der Schmalkaldische Krieg so lahm geführt worden, und die Erinnerung an die schrecklichen Folgen der Mühlberger Schlacht und an den geharnischten Augsburger Reichstag von 1547 drückte noch immer auf die Gemüter der proteſtantischen Fürſten, wenn auch durch die ausnahmsweis kühne und skrupellose Politik des Kurfürſten Moritz von Sachsen das Schlimmſte abgewandt und am Ende dann ein leidlicher Religionsfriede zuſtande gekommen war.

Im Schatten dieses Reichsfriedens hatten sich trotz der zunehmenden Verschärfung der konfessionellen Gegensätze heroische Tugenden bei den proteſtantischen Fürſten Deutschlands nicht ausbilden können, zumal das Luthertum mehr und mehr dogmatisch erſtarrte und der Haß der Lutheraner gegen die Calviniſten eine einheitliche proteſtantische Partei in der Welt nicht aufkommen ließ. Einen evangelischen Helden wie Guſtav Adolf haben die kümmerlichen und gedrückten deutschen Verhältnisse nicht hervorbringen können. Wie spottete der »Löwe aus Norden« über die ruhseligen fürſtlichen Glaubens-

genossen in Deutschland, die immer nur an Neutralität dachten, weil sie die Gefahren einer entschlossenen Politik scheuten und »ihr Bierchen in Ruhe trinken« wollten.

Es ist von unendlicher Bedeutung gewesen, daß das brandenburgische Herrscherhaus seit Generationen dem reformierten, calvinistischen Bekenntnis angehörte. Es war dadurch in geistige Gemeinschaft mit dem westeuropäischen Protestantismus getreten, dessen heroischer Geist in den Hugenottenkriegen und in dem niederländischen Freiheitskampf zu welthistorischem Ausdruck gelangt war, und unter dessen Führern Männer wie Coligny und Wilhelm von Oranien unsterblichen Ruhm gewonnen hatten und als glänzende Vorbilder aus der Vergangenheit herüberleuchteten. In diesen Kreisen lebte ein anderer politischer Geist als bei den lutherischen Fürsten und Ständen in Deutschland; immer waren es auch in Deutschland die wenigen reformierten Fürsten im Gegensatz zu den lutherischen gewesen, die die Aktionspartei im Reiche gebildet hatten; obenan stand unter ihnen das pfälzische Haus, das mit den Hohenzollern verschwägert war, und aus dem auch die Mutter des Großen Kurfürsten stammte. Freilich haben sich die heroischen Eigenschaften der großen calvinistischen Führer nicht ohne weiteres mit dem Glaubenswechsel Johann Sigismunds auf die Fürsten des brandenburgischen Hauses übertragen; aber als der rechte Mann kam, da war es doch von unendlicher Wichtigkeit, daß er im calvinistischen und nicht im lutherischen Lager stand, und daß seine Seele durch Tradition und Wahlverwandtschaft den westeuropäischen Einflüssen geöffnet war, die damals am kräftigsten von den Niederlanden und dem Heldengeschlecht der Oranier herüberwirkten.

In der Knabenzeit des Großen Kurfürsten war wohl sein Oheim Gustav Adolf das große Vorbild, zu dem er in Verehrung aufblickte, und etwas von der Art dieses evangelischen Helden ist zweifellos auf ihn übergegangen. Gustav Adolf hatte ihn zum Gemahl seiner Erbtochter Christina ausersehen, und der junge Kurfürst hat sich später mit Ernst und Eifer um die Hand der schwedischen Königin beworben. Unabsehbare Möglichkeiten eröffnen sich, wenn man sich die Verwirklichung dieses Planes vorstellt. Aber er ist gescheitert, mehr noch an den politischen Bedenken der schwedischen Staatsmänner als an der schrullenhaften Abneigung der Königin selbst gegen jede Heirat.

Das Ehebündnis, das der Kurfürst dann wirklich geschlossen hat mit Luise Henriette, der Tochter des Statthalters der Niederlande Friedrich Heinrich, der Enkelin des großen Oraniers, der Urenkelin Colignys, entsprach nicht nur einer persönlichen Neigung, sondern auch der politischen Richtung, die er einzuschlagen gedachte. Die ganze Zukunft Preußens beruhte darauf, daß der brandenburgische Kurfürst im Gegensatz zu Sachsen und anderen lutherischen Fürsten des Reiches sich mit dem Geiste einer kühn aufstrebenden, an dem Beispiel der Niederlande und anderer bedeutender Staaten orientierten Machtpolitik erfüllte, wie sie auch weiterhin die Seele des von ihm gegründeten Staates geblieben ist.

Die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges hatten ihm auf das handgreiflichste gezeigt, wohin die kurzsichtige, beschränkte Friedens- und Wohlfahrtspolitik des deutschen Kleinfürstentums notwendigerweise führen mußte: weder die wirtschaftliche Wohlfahrt, noch auch das Evangelium ließen sich aufrecht-



erhalten ohne die Gewalt der Waffen und ohne eine achtunggebietende Staatsmacht. Es galt, ein neues Machtzentrum auf deutschem Boden zu schaffen, das nicht nur Friede und Sicherheit für die Untertanen gewährleisten und damit auch Wohlfahrt und Gesittung fördern, sondern das zugleich als ein Hort des Protestantismus den immer noch mächtigen Bestrebungen der katholischen Reaktion in der Welt wirksam entgegentreten konnte.

Es war etwas ganz Neues, daß ein Kurfürst des Reiches wie der Brandenburger den Versuch machte, sich als eine selbständige europäische Macht aufzustellen. Es entsprach dem gelockerten Zustande der Reichsverfassung, wie er durch den Westfälischen Frieden sanktioniert worden war, und es entsprach noch mehr den Bedürfnissen des deutschen Protestantismus und den richtig verstandenen Interessen der Bevölkerung in den Landen des Kurfürsten; aber es erforderte allerdings auch gewaltige Opfer an Gut und Blut, die den Untertanen zunächst stärker zum Bewußtsein kamen als die Segnungen des neuen Zustandes, die doch mehr der Zukunft zugute kommen sollten. Vor allem aber bedurfte es einer ganz ungewöhnlichen Zähigkeit, Wachsamkeit und Elastizität in der Politik, um zwischen den Großmächten Europas einen Platz zu gewinnen und zu behaupten, auf dem eine selbständige Macht gegründet werden konnte. Daß der Große Kurfürst diese Eigenschaften besaß, hat es ermöglicht, daß sein Staat ein Faktor in der allgemeinen Politik wurde, mit dem die großen Mächte rechnen mußten.

Als er die Regierung antrat, war die europäische Politik beherrscht durch den Gegensatz der beiden großen Parteien, deren Vorkämpfer auf der einen habsburgische Kaiser und das habsburgische Spanien, auf der anderen Seite Frankreich und Schweden waren. Durch den unter seinem Vorgänger geschlossenen Prager Frieden war der junge Kurfürst zunächst an den Kaiser gebunden und der Feindseligkeit Schwedens preisgegeben; aber er verstand sich von dieser Fessel zu befreien, indem er fünf Jahre vor dem allgemeinen Frieden einen Vertrag mit Schweden schloß ohne mit dem Kaiser zu brechen, und sich dann militärisch auf eigene Füße stellte. Er brauchte dann noch die Hilfe des Kaisers, um nach dem Friedensschluß die Schweden zur Räumung von Hinterpommern zu zwingen (1653); dann aber nahm seine Politik für einige Jahre die Front gegen den Kaiser, und auf Betreiben des Fürsten von Waldeck, der damals der erste Berater des Kurfürsten war, wurde sogar der Versuch unternommen, einen deutschen Fürstenbund zu begründen, der dem Kaiser entgegentreten und unter Umständen Anschluß an Frankreich suchen sollte. In dem großen nordischen Konflikt, der 1655 zwischen Schweden und Polen ausbrach, mußte der Kurfürst als Herzog in Preußen sich zunächst den siegreichen Schweden anschließen und Preußen von diesen statt von Polen zu Lehen nehmen. Er kämpfte dann siegreich mit dem Schwedenkönig Karl Gustav zusammen gegen Polen und Tataren bei Warschau und ließ sich für weitere Waffenhilfe von den Schweden die Souveränität in Preußen zusichern. Als aber dann Karl Gustav den polnischen Kriegsschauplatz verließ, um Krieg gegen Dänemark zu führen, wechselte der Kurfürst die Partei und schloß sich an Polen an, hinter welchem der Kaiser stand; der Preis dafür war die nun auch von Polen zugestandene Souveränetät in Preußen. Die Pläne des

Kurfürſten gingen aber darüber hinaus auf eine Eroberung des ſchwediſchen Pommern. Zu dieſem Zweck hat er 1658 in Schleswig-Holſtein und Jütland einen ſiegreichen Feldzug gegen die Schweden geführt und 1659 den größten Teil von Pommern beſetzt. Aber in dem Frieden von Oliva trat Frankreich für den ſchwediſchen Bundesgenoſſen ein, und das eroberte Pommern mußte wieder herausgegeben werden; nur die preußiſche Souveränität wurde als Preis des Kampfes behauptet.

In dem Ringen dieſer Jahre, die die große militäriſch-diplomatiſche Schule darſtellen, in der der Kurfürſt ſich zum Staatsmann und Feldherrn, zum ſelbſtbewußten, ſelbſtregierenden Herrſcher ausgebildet hat, treten alſo ſchon die beiden großen Ziele ſeiner Politik maßgebend hervor: die Erringung der preußiſchen Souveränität und die Eroberung des ſchwediſchen Pommern. Das eine hat er erreicht, nach dem anderen hat er ſein Leben lang vergeblich geſtrebt. Die preußiſche Souveränität hat ihm immer als das Kleinod ſeines Hauſes gegolten; er ſchätzte ſie ſo hoch, weil ſie den völkerrechtlichen Ausdruck und die feierliche Anerkennung der von ihm erſtrebten Selbſtändigkeit als europäiſche Macht in ſich enthielt. Es war noch kein ganz ſicherer Beſitz, und ſeine ganze Regierung hat dazu gehört, ihn zu behaupten und zu befeſtigen. Die Eroberung des ſchwediſchen Pommern aber hatte für ihn eine ſo gewaltige Bedeutung, weil ihm bei ſeiner Staatsgründung das Vorbild der Vereinigten Niederlande vorſchwebte, und weil er aus ſeinen brandenburgiſch-pommerſchen und preußiſchen Landen einen ſeegewaltigen Oſtſeeſtaat ſchaffen wollte, der den Schweden die Herrſchaft über das Baltiſche Meer entreißen und in Wettbewerb mit den Holländern als Handels-, See- und Kolonialmacht einen Platz in der Welt ſich erringen ſollte. Dazu war natürlich der Beſitz von Stettin und den Odermündungen die unerläßliche Vorbedingung. Dieſer Plan war in den Friedensverhandlungen von Oliva an dem Einſpruch Frankreichs vorläufig geſcheitert, aber er war keineswegs aufgegeben; das Streben nach der Eroberung des ſchwediſchen Pommern tritt auch ſpäterhin immer wieder als eines der ſtärkſten Motive in der Politik des Großen Kurfürſten hervor.

Eben die Macht, die ſich ſeinen Plänen ſo hinderlich erwieſen hatte, Frankreich, trat in dem nächſten Jahrzehnt immer mehr mit umfaſſenden Eroberungsplänen hervor, die namentlich die Niederlande und die Grenzen des Reiches und auch die Sache des Proteſtantismus bedrohten. Der Kurfürſt hatte den Grundſatz, bei großen Konflikten, die auch ſeine Intereſſen berührten, nicht ſtillzuſitzen, ſondern alsbald die Waffen zu ergreifen, um ſeinen Vorteil wahrzunehmen, weil er glaubte, daß eine feige Neutralität das ſicherſte Mittel ſei, um das eigene Land zum Kriegstheater werden zu laſſen. Er ergriff Partei für die Niederlande. Er mußte freilich bei dem unerwartet ſchnellen Zuſammenbruch ſeines Bundesgenoſſen bald wieder einen Separatfrieden mit Frankreich ſchließen; aber als dann auch das Reich den Krieg erklärte, trat er aufs neue in den Kamp ein; und der von Frankreich veranlaßte Einfall der Schweden in die Mark, der bei Fehrbellin ſiegreich abgewehrt wurde, gab ihm dann die Veranlaſſung, das ſchwediſche Pommern nochmals zu erobern und die ſchwediſche Macht durch einen Winterfeldzug in Oſtpreußen und Polen vollends zu brechen

Inzwischen aber hatten der Kaiser und Spanien, die Bundesgenossen Brandenburgs, einen Separatfrieden mit Frankreich geschlossen, und der Kurfürst mußte nun gleichfalls nachgeben und abermals auf das Machtgebot Frankreichs das eroberte Schwedisch-Pommern wieder fahren lassen. Das gab den Anstoß zu einem völligen Umschwung der brandenburgischen Politik. Der Kurfürst trat jetzt in ein Bündnis mit Ludwig XIV., das 6 Jahre lang gedauert hat. Es war nicht bloß der Unmut darüber, daß er von seinen Bundesgenossen im Stich gelassen war, was ihn in das Lager des Gegners trieb, sondern zugleich und mehr noch die Hoffnung, in Verbindung mit dem französischen Könige seine politischen Ziele eher erreichen zu können als im Bunde mit dem Kaiser, der jede Vergrößerung des Hauses Brandenburg mißgünstig zu verhindern bestrebt war. Vor allem zwei Vorteile erwartete der Kurfürst von dem französischen Bündnis: reichliche Geldzahlungen, die ihm erlaubten, auch im Frieden ein verhältnismäßig großes Heer zu halten, während ihm das sonst nur im Kriege vermittels spanischer oder niederländischer Subsidienzahlungen möglich gewesen war, und die Zustimmung Frankreichs zur endgültigen Niederwerfung Schwedens und zur Eroberung von Pommern. Zweimal hatte der Kurfürst an dem Widerspruch Frankreichs ein unüberwindliches Hindernis für die Erreichung seines politischen Hauptwunsches gefunden; es lag nahe, daß er die Erfüllung nun in dem Bündnis mit Frankreich suchte, zumal in eben diesen Jahren der König von Schweden in Mißhelligkeiten mit Ludwig XIV. geriet und sich seinen Feinden anschloß. Ludwig XIV. andererseits brauchte den brandenburgischen Kurfürsten damals, um einen Reichskrieg zu vermeiden, zu dem seine sogenannten Reunionen Anlaß genug geboten hatten, und vielmehr auf friedlichem Wege diesen Raub in Sicherheit zu bringen. In der Tat hat der brandenburgische Kurfürst dazu geholfen, daß dieser Wunsch Ludwigs XIV. erfüllt wurde. Er war zwar nicht unempfindlich für die Schmach und den Schaden, die damit dem Reiche zugefügt wurden, und nach dem Raube von Straßburg ist er ein paar Tage lang recht böse auf seine französischen Verbündeten gewesen. Aber zuletzt siegte doch sein eigenes Staatsinteresse über die reichspatriotischen Bedenken, und er suchte nur um so mehr Nutzen aus dem französischen Bündnis zu ziehen. Aber der Löwenanteil bei diesem Bündnis ist doch dem französischen König zugefallen. Der brandenburgische Kurfürst hat zwar regelmäßige und steigende Geldzahlungen von Frankreich erhalten, aber in der Hauptsache, der Bekämpfung Schwedens und der Eroberung Pommerns, hat er kein Zugeständnis von Ludwig XIV. zu erreichen vermocht. Enttäuscht wandte er sich nun von dem französischen König ab und knüpfte die Verbindung mit den Niederlanden und dem Kaiser wieder an. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 hat dann den Anstoß zu einem offenen Systemwechsel gegeben; die französischen Refugierten wurden durch das Potsdamer Edikt nach Brandenburg eingeladen und sind in den nächsten Jahren massenhaft dorthin ausgewandert.

An diesem Punkte sieht man recht deutlich, wie die Politik des brandenburgischen Kurfürsten orientiert war. Sie war in der Hauptsache Realpolitik, partikularistische brandenburgisch-preußische Machtpolitik. Ideelle Motive fehlen nicht, aber sie entspringen nicht einem deutschnatio-

nalen, sondern vielmehr einem religiös-evangelischen Empfinden. Das konfessionelle Gefühl war damals überhaupt in der politischen Welt viel ſtärker wirksam als das nationale. Der Große Kurfürſt war sicherlich kein schlechterer deutscher Patriot als etwa die Welfen oder irgend ein anderer deutscher Fürſt. Aber der Reichspatriotismus war damals bei dem Zuſtande der deutschen Verfassung ein schlechthin unpolitisches und unpraktisches Motiv, namentlich für einen proteſtantischen Fürſten, der ohnehin dem katholischen Kaiser unbequem und verdächtig blieb. Die Geschicke Deutschlands hatten es so gefügt, daß dem Reiche nicht mehr zu helfen war, und daß das Heil nur dadurch kommen konnte, daß unabhängig von der Reichsverfassung ein ſtarker deutscher Staat gegründet wurde, der alle anderen überragte und die Führung bei der nationalen Wiederherſtellung übernehmen konnte. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß die Politik des Großen Kurfürſten mit klarem Bewußtsein dieses Ziel erfaßt und diesen Weg eingeschlagen hätte. Die früheren patriotischen Geschichtskonſtruktionen, die noch vielfach unsere Lehrbücher beherrschen, als ob die Politik des Großen Kurfürſten in diesem Sinne bewußt deutsch-national gewesen sei, können vor der hiſtorischen Wahrheit nicht beſtehen. Was ihn trieb war lediglich ein großartiger Inſtinkt der Macht, der ihm die Wege wies zur Begründung eines kräftigen Staatswesens, das sich in der Welt behaupten konnte, auch ohne Anlehnung an das Reich. Aber dieses Staatswesen war deutsch und proteſtantisch, und dadurch iſt es zu einem Hort des deutschen Wesens und der Glaubensfreiheit geworden.

Freilich verſtand man im brandenburgischen Lager auch deutsch-nationale Töne anzuschlagen wie in der bekannten, wahrscheinlich von Schwerin verfaßten Flugschrift, die in die Worte ausklingt: »Gedenke, daß du ein Teutscher biſt.« Aber diese Flugschrift, die aus dem Jahre 1658 ſtammt, kehrte ihre Front gegen Schweden und wollte in der Bevölkerung Pommerns Stimmung machen gegen die fremden Herren und für die Einverleibung durch Brandenburg. Hier ging das nationale und das partikulariſtisch-brandenburgische Interesse Hand in Hand; aber wo sie beide mit einander ſtritten, da behielt doch das brandenburgische die Oberhand. Der Große Kurfürſt wäre sogar zu Anfang der 60er Jahre nicht abgeneigt gewesen die polnische Königskrone anzunehmen, die man ihm früher angeboten hatte, wenn es ohne einen Glaubenswechsel hätte geschehen können. Nicht nationale Bedenken haben ihn abgehalten, auf diesen Plan einzugehen, sondern vielmehr die Zumutung, daß er katholisch werden müsse. Das evangelische Gefühl war eben viel ſtärker bei ihm entwickelt als das deutsch-nationale, und das lag in dem ganzen Geiſte seiner Zeit begründet. Noch seine letzten Regierungssorgen haben dem großen Plan gegolten, den er mit seinem Neffen Wilhelm III. von Oranien geschmiedet hatte, daß dieser nach England hinübergehen sollte, um sich die Krone dieses Reiches zu erringen und damit dem Proteſtantismus einen feſten Halt zu geben gegenüber den katholischen Reſtaurationsgelüſten der Stuarts und des Königs von Frankreich.

Es iſt eine sehr gewundene und wechselvolle Politik, die der Große Kurfürſt verfolgt hat; sie iſt weit entfernt von der gradlinigen Entschiedenheit, mit der eine große Macht auftreten kann; aber es handelte sich für ihn ja gerade darum, durch kluge Benutzung aller Um-

ſtände zwiſchen den rivaliſierenden Großmächten emporzukommen: darum mußte er bald mit der einen, bald mit der anderen gehen. Er hat es in ſeinem politiſchen Teſtament von 1667 mit bewußter Klarheit ausgeſprochen, daß es ſich für ſeinen Staat darum handele, die Balance zu halten zwiſchen den großen Mächten d. h. zwiſchen der kaiſerlich-ſpaniſchen Partei auf der einen Seite und den Kronen Frankreich und Schweden auf der anderen Seite. Taſtet der Kaiſer die »teutſche Freiheit«, d. h. die Selbſtändigkeit der Fürſten oder den Proteſtantismus an, ſo ſetzt ſich Brandenburg ihm im Bunde mit Schweden und Franzoſen entgegen; im übrigen will er es mit Kaiſer und Reich gegen die Fremden halten, ſoweit es das Intereſſe ſeines Staates geſtattet. Er hat wohl den Grundſatz aufgeſtellt, daß man ſich immer auf die Seite der ſchwächeren Partei ſtellen müſſe, um das Übergewicht der ſtärkeren Macht zu verhindern; tatſächlich iſt er aber auch öfters mit der ſtärkeren Macht gegangen, um ſeinem Staate dadurch einen Vorteil zu verſchaffen. Das war nicht mehr die Politik eines deutſchen Kleinfürſten alten Stils, ſondern die einer europäiſchen Macht. Es bedurfte großer Geſchicklichkeit in Diplomatie und Kriegführung, um ſie ins Werk zu ſetzen; aber es bedurfte außerdem auch noch einer völligen Neuordnung des inneren Staatsweſens, um es nach den Zielen einer ſolchen Politik zu orientieren. Denn das iſt das Charakteriſtiſche an dem Staat des Großen Kurfürſten, daß er mit all ſeinen inneren Einrichtungen durch den Geiſt dieſer Machtpolitik beherrſcht und ausgeſtaltet worden iſt.

Es iſt dabei nicht ohne heftige innere Kämpfe abgegangen. Jedes von den einzelnen Ländern, aus denen ſich der Staat des Großen Kurfürſten zuſammenſetzte, hatte ſeine beſondere Verfaſſunng und Verwaltung, und überall hatten die Landſtände, d. h. hauptſächlich die Ritterſchaft, der Adel, daneben aber auch die ſtädtiſchen Gemeinden, ein Recht verfaſſungsmäßiger Mitwirkung in den öffentlichen Angelegenheiten, das oft bis zu einer wahren Mitregierung ging. Der Kurfürſt konnte alſo nicht einfach wie er wollte; und was er wollte, die Begründung eines waffenſtarken Großſtaats, das entſprach durchaus nicht den Neigungen der Stände in ſeinen verſchiedenen Ländern. Dem Kurfürſten kam es oft darauf an, die Kräfte aller dieſer Länder zum Zwecke großer militäriſcher und finanzieller Leiſtungen ſtraff zuſammenzufaſſen und damit dieſe Länder ſelbſt zu Provinzen eines Geſamtſtaates umzubilden. Die Stände in den einzelnen Ländern aber waren partikulariſtiſch geſinnt: ſie widerſtrebten der Idee eines militäriſchen Großſtaates; ſie wollten nur Oſtpreußen oder Clever und Märker bleiben und von Landeseingeborenen in Königsberg oder Cleve regiert werden; ſie wollten nicht in einem brandenburgiſch-preußiſchen Geſamtſtaat aufgehen, der von Berlin aus regiert wurde, und ſie widerſtrebten vor allem den neuen, unerhörten Forderungen an Geld und Menſchen, die man freilich bei der Fortdauer des alten kleinfürſtlichen und landſchaftlichen Stillebens hätte vermeiden können, die aber der werdende militäriſche Großſtaat notwendigerweiſe ſtellen mußte. Die Politik des Großen Kurfürſten brachte es mit ſich, daß ein ſtehendes Heer unterhalten werden mußte, wie man es früher nie gekannt hatte, und daß Steuerleiſtungen gefordert wurden, die weit über das Maß hinausgingen, das man früher in Friedenszeiten gewohnt geweſen war, die den Druck der Kriegs-



zeit zu verewigen drohten. Die Stände aber wünschten sich die gute alte Zeit zurück, wo es noch kein ſtehendes Heer und keine Kontribution gegeben hatte, und beſtritten dem Kurfürſten das Recht, so unerhörte Leiſtungen von ihnen zu verlangen, die gar nicht unmittelbar der Wohlfahrt ihres Landes dienten, sondern den Zwecken einer fürſtlichen Machtpolitik, die sie nicht verſtanden und noch weniger billigten. In der Tat befanden sich bei diesem Konflikt die Landſtände auf dem Boden des alten Rechts und der hergebrachten Ordnung; was der Kurfürſt wollte, war etwas Neues, eine in alle Lebensverhältnisse tief eingreifende Reform, faſt könnte man sagen eine Revolution von oben; er berief sich auf das Gemeinwohl, welches das oberſte Gesetz sei, und faßte das Verhältnis zwischen sich und seinen verschiedenen Landen wie das von Haupt und Gliedern auf, die insgesamt einen Körper ausmachen; um seinen Beſtrebungen einen feſteren Rechtsboden zu geben, setzte er beim Reichstag den Beschluß durch, daß die Landſtände verpflichtet seien, dem Fürſten die Mittel zu gewähren, um die Besatzung der Feſtungen, die zur Sicherung des Landes nötig seien, dauernd zu unterhalten. Auf diesen Reichsschluß geſtützt, schuf er sich die Anfänge eines ſtehenden Heeres; aber er hat den Widerſtand, der sich faſt überall in seinen Ländern dagegen regte, zum Teil nur schwer zu überwinden vermocht.

Am heftigſten waren die Kämpfe in Oſtpreußen, wo die unbotmäßigen Stände früher immer einen Rückhalt an Polen gefunden hatten. Hier bedeutete die Souveränität nicht nur völkerrechtlich, sondern auch ſtaatsrechtlich einen völligen Umschwung, weil mit dem Abhängigkeitsverhältnis auch das Recht der polnischen Krone fortfiel, sich in die inneren Verhältnisse des Landes zu gunſten der ſtändischen Freiheiten einzumischen. Daher widerſtrebten auch die Stände in Oſtpreußen zunächſt der Anerkennung des Souveränetätsrechts und weigerten sich, die Erbhuldigung auf der Grundlage dieses neuen Zuſtandes zu leiſten. Die drei Städte Königsberg gingen dabei mit dem Adel Hand in Hand; und erſt nachdem der gefährlichſte Agitator der ſtändischen Opposition, der Schöppenmeiſter Hieronymus Roth, von einem militärischen Kommando aufgehoben worden war, gelang es dem Kurfürſten 1663 gegen eine weitgehende Beſtätigung der ſtändischen Privilegien die Anerkennung seines Rechtes durchzusetzen; Roth aber, der hartnäckig auf seinem Widerſtand und seinem vermeintlichen Rechtsſtandpunkt verharrte, iſt zeitlebens als Staatsgefangener in der märkischen Feſtung Peitz feſtgehalten worden. Als später, zu Anfang der 70er Jahre, die oſtpreußischen Stände die Mittel zur Kriegführung verweigerten, da setzte sich der Kurfürſt ohne Bedenken über das formale Recht hinweg und erhob seit 1674 die notwendigen Steuern auch ohne Bewilligung der Landſtände unter Anwendung militärischer Exekution, bis sich die Stände fügten. Kurz vorher hatte er durch die Hinrichtung des mit Polen konspirierenden Oberſten von Kalckſtein, der in polnischen Kriegsdienſten geſtanden hatte, zugleich aber oſtpreußischer Vasall war, ein Exempel ſtatuiert, das dem oſtpreußischen Adel, soweit er noch heimlich auf polnischer Seite ſtand, einen heilsamen Schrecken einjagte. Das Rückgrat der ſtändischen Opposition wurde vollends gebrochen, seit es nach dem Schwedenfeldzuge 1680 gelungen war, die Städte Königsberg vom Adel in den Steuerfragen zu trennen und beide Teile gegen einander auszuspielen.

Nicht viel weniger heftig war der Widerstand in den rheinischen Landen des Kurfürsten, wo die Verbindung der Stände mit der spanisch-kaiserlichen oder mit der holländischen Partei ebenfalls ein Hindernis für die Geltendmachung der fürstlichen Autorität bildete. Hier mußte der Kurfürst zunächst in den Landtagsabschieden von 1649 und 1653 vollständig nachgeben. Er mußte versprechen, ohne Einverständnis mit den Ständen keine Truppen ins Land zu bringen und keine Festungen zu bauen; er mußte die ständischen Privilegien im weitesten Umfange bestätigen und alle nicht eingeborenen Beamten, die er angestellt hatte, wieder entlassen. Trotzdem hat er während des schwedisch-polnischen Krieges die rheinischen Lande zu seinen Rüstungen stark benutzt; und der Nimbus des siegreichen Feldherrn und großen Kriegsfürsten, der ihn seit 1660 umgab, brachte die Stände auf den Landtagen von 1660 und 1661 zum Nachgeben, so daß der Kurfürst fortan sein Garnisonrecht ungehindert ausüben und auch in der bürgerlichen Verwaltung sich freier bewegen konnte. Vor allem gelang es hier, wie in Ostpreußen und anderswo, die Stände allmählich an regelmäßige Geldbewilligungen für militärische Zwecke zu gewöhnen und sie mit der Einrichtung des stehenden Heeres am Ende doch auszusöhnen.

Selbst in der Mark Brandenburg ist es über eben diese Fragen des stehenden Heeres und der Geldbewilligungen bald nach dem Westfälischen Frieden zu einem mehrjährigen Konflikt gekommen. Die Stände forderten die Abdankung der Truppen, aber der Kurfürst behielt sie bei; und schließlich kam es in dem Landtagsabschied von 1653 zu einem Kompromiß, das sehr charakteristisch für den Staat des Großen Kurfürsten ist. Die Stände bewilligten die Mittel für den Unterhalt der Truppen auf sechs Jahre und gaben damit den Widerstand gegen den neuen Gedanken des militärischen Großstaats im Prinzip bereits auf; aber sie ließen sich dafür alle ihre Privilegien bestätigen und namentlich diejenigen, welche die Grundlage ihrer Gutsherrlichkeit und ihrer obrigkeitlichen Rechte über die erbuntertänigen Bauern bildeten: sie gewannen auf dem Gebiete ihrer wirtschaftlich-sozialen Standesinteressen, was sie auf politischem Gebiet verloren. Auch hier sind dann weiterhin die Steuern für militärische Zwecke allmählich zu festen und dauernden Leistungen geworden; und auch hier kam es zu einer Trennung von Adel und Städten in der Steuerfrage, indem in den Städten eine in der Hauptsache indirekte Besteuerung, die Akzise, eingeführt wurde, während das platte Land hauptsächlich direkte Steuern zahlte.

Der Kampf des Großen Kurfürsten mit den Ständen seiner Lande war in erster Linie ein Kampf mit dem Adel, in dem ja der landschaftliche Partikularismus und der Widerstand gegen den militärischen Gesamtstaat am stärksten lebendig war. Aber es war kein Kampf bis zur Vernichtung; vielmehr war der Kurfürst von vornherein bestrebt, den Adel seiner Lande an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen und ihn zum bevorzugten Werkzeug der fürstlichen Gewalt umzubilden. Der Kampf ging auch nicht um die wirtschaftlich-sozialen Privilegien des Adels; im Gegenteil, gerade der Umstand, daß diese nicht angetastet, sondern vielmehr noch erweitert und befestigt wurden, ist namentlich in den mittleren und östlichen Provinzen die Brücke zur Verständigung zwischen Fürst und Adel geworden. Das Indigenatsrecht, d. h. das Recht der ein-

zelnen Lande, nur von Landeseingeborenen regiert zu werden, das dem Adel als Palladium galt, hat der Kurfürst grundsätzlich überall anerkannt, wenn auch nicht ohne Einschränkung; in der Praxis des Staatslebens aber gab es Mittel genug, dieses Recht zu durchlöchern und unwirksam zu machen und damit die Möglichkeit zu gewinnen zur Schaffung eines fürstlichen Beamtentums, das vom Geiste des monarchischen Gesamtstaats, nicht des ständisch-landschaftlichen Partikularismus erfüllt war. Gestützt auf das Heer und auf dieses Beamtentum, stand nun der Kurfürst in starker Stellung hoch über den Landtagen der einzelnen Provinzen, die immer mehr an Bedeutung verloren und zuletzt aus Mangel an Tätigkeit in manchen Provinzen ganz eingingen. An die Stelle der alten Landesverfassungen trat so der Absolutismus des neuen Militär- und Beamtenstaats; der Große Kurfürst ist sein Begründer gewesen, freilich aber noch nicht sein Vollender.

Das stärkste Werkzeug des neuen Absolutismus und seiner Machtpolitik war natürlich das stehende Heer; aber es ist erst langsam und allmählich zu dem geworden, was es im 18. Jahrhundert gewesen ist, sowohl nach Kopfzahl wie nach Verfassung und Disziplin. Es gab unter dem Großen Kurfürsten noch keinen festen Rahmen, der in Kriegszeiten nur ausgefüllt zu werden brauchte; vielmehr wurde nach einem Kriege in der Regel ein großer Teil des Kriegsvolks entlassen, wobei ganze Verbände aufgelöst wurden; und beim Ausbruch eines Krieges wurden dann wieder große Werbungen veranstaltet und neue Regimenter gebildet. Es scheint, daß der Kurfürst anfangs das Hauptgewicht auf die Festungsbesatzungen gelegt hat; noch in dem politischen Testament von 1667 spricht er nur von diesen und bezeichnet als die notwendige Mindeststärke etwa 6000 Mann im Frieden und 15—16000 in Kriegszeiten. Es ist ein Umstand von großer Bedeutung für die Heeresverfassung wie für die ganze Politik des Kurfürsten, daß er ein größeres Heer noch nicht aus eigenen Mitteln zu unterhalten im Stande gewesen ist. Er brauchte Subsidien von fremden Mächten, um im Kriege mit einer größeren Truppenmacht auftreten zu können; und im Frieden scheinen ihm erst die reichen Geldzahlungen, die das französische Bündnis mit sich brachte, die Möglichkeit zu einer dauernden und bedeutenden Vermehrung seiner Streitkräfte gegeben zu haben. Am Ende seiner Regierung hatte er etwa 28000 Mann zur Verfügung.

Wie in den Soldheeren des Dreißigjährigen Krieges blieb die Ergänzung des Mannschaftbestandes rein auf die freiwillige Werbung begründet, und das Offizierkorps bestand noch zum Teil aus Elementen, die nicht immer Ritter ohne Furcht und Tadel waren. Die monarchische Disziplin, die Seele der modernen Heere ist erst langsam zur Durchführung gelangt. Im Dreißigjährigen Kriege waren die Obersten, welche die Regimenter errichteten und die Offiziere ernannten, noch keine militärischen Staatsdiener gewesen, für die sich der unbedingte Gehorsam gegen den obersten Kriegsherrn von selbst verstand, sondern große Finanzspekulanten nach Art der italienischen Condottieri, die mit dem Fürsten lediglich in einem Vertragsverhältnis auf Grund besonderer Kapitulationen standen und die Unterhaltung der Truppen in Generalentreprise übernommen hatten; sie mußten durch fürstliche Kriegskommissarien kontrolliert werden, damit man sicher sein konnte, daß sie ihren Ver-



pflichtungen nachkämen und für das gute Geld des Fürften nicht etwa Strohmänner oder Falftaffsche Rekruten einftellten. Der Große Kurfürft hat nun zwar dies militärische Unternehmertum in der Hauptsache schon beseitigt; er hat die Errichtung und Unterhaltung der Regimenter auf eigene Koften übernommen und die Autorität des oberften Kriegsherrn soweit begründet, daß die Nachfolger auf diesem Fundament fortbauen konnten; aber er hat es noch keineswegs erreicht, daß alle Offiziere von ihm selbft angeftellt wurden, und es ift auch noch vorgekommen, daß sein Feldmarschall Derfflinger gegenüber einem Befehl des oberften Kriegsherrn sich auf seine Kapitulation berief. Erft durch Friedrich Wilhelm I. ift die monarchische Disziplin in der Armee zur vollen Durchführung gebracht worden; er hat sie auch erft finanziell ganz auf eigene Füße geftellt: er hat es möglich gemacht, ein Heer von mehr als doppelter Stärke in Krieg und Frieden ganz aus eigenen Mitteln zu unterhalten, ohne daß man auf die Subsidienzahlungen fremder Mächte angewiesen und durch die läftigen Bedingungen, die damit verbunden zu sein pflegten, politisch behindert war.

Die Armee war seit dem Großen Kurfürften das Rückgrat des Staatskörpers; ihre Bedürfnisse waren insonderheit maßgebend für die Geftaltung der Finanzverwaltung. Die neuen Steuern, die unter dem Großen Kurfürften in die Erscheinung traten, Kontribution und Akzise, waren lediglich für den Unterhalt des Heeres beftimmt und wurden daher als Kriegsgefälle bezeichnet. Die Kontribution war eine Fortbildung der alten direkten Grund- und Vermögensfteuern und wurde in den letzten zwanzig Jahren des Großen Kurfürften nur auf dem platten Lande erhoben; in den Städten war die Akzise eingeführt, ein besonderes, nach holländischem Vorbild geftaltetes Steuersyftem, bei dem indirekte Steuern auf den Verbrauch von Lebensmitteln und Kaufmannswaren die Hauptrolle spielten. Die Verwaltung dieser ftädtischen Torfteuern, die erft wahlweise, dann aber zwangsweise in den Städten zur Einführung gelangten, blieb anfangs den Magiftraten überlassen, wurde dann aber von kurfürftlichen Beamten besorgt. Bei der Verwaltung der ländlichen Steuern wirkten meift noch Ausschüsse der Landftände mit den fürftlichen Beamten zusammen; erft Friedrich Wilhelm I. hat die Stände ganz und gar aus der Steuerverwaltung verdrängt. Die fürftlichen Beamten, denen das Steuerwesen unterftand, hießen Kriegskommissarien, weil sie zugleich für den Unterhalt der Truppen zu sorgen hatten. Es gab Kriegs- und Steuerkommissarien in den Städten für die Akziseverwaltung und Kreiskommissarien auf dem platten Lande zur Beaufsichtigung der den Ständen überlassenen Kontributionsverwaltung; aus den erfteren sind die späteren Steuerräte entftanden, aus den letzteren die Landräte. An der Spitze der Steuer- und Militärverwaltung in einer Provinz ftand ein Oberkriegskommissarius, der mit den Ständen zu verhandeln hatte, und in Oftpreußen und Cleve-Mark waren schon kollegialische Kriegskammern oder Kriegskommissariate eingerichtet, wie sie Friedrich Wilhelm I. später in allen Provinzen begründet hat. Ueber dem Ganzen ftand als oberfter Leiter der gesamten Militär- und Steuerverwaltung der General-Kriegskommissarius, und in die General-Kriegskasse, die seiner Aufsicht unterftellt war, flossen die Kriegsgefälle zusammen, soweit sie nicht an Ort und Stelle verbraucht wurden.



Neben der Steuerverwaltung nahm die Verwaltung der Domänen und Regalien einen sehr bedeutenden Platz ein; aber es iſt erſt langſam gelungen, auf dieſem Gebiete Ordnung und Überſicht herzuſtellen. Der Domänenbeſitz des Landesherrn wurde anfänglich noch nach alter Weiſe von Amtleuten verwaltet; es war eine ſchwer überſehbare, läſſig betriebene Naturalwirtſchaft, die nur geringe Erträge lieferte, zumal ein großer Teil der Domänenſtücke den Amtleuten verpfändet war. Jede Provinz verlangte, daß die Domäneneinkünfte für die Zwecke ihrer beſonderen Landesverwaltung angewendet würden, während der Kurfürſt ſie zur Deckung ſeiner militäriſchen und politiſchen Ausgaben in ſtarkem Maße mit heranziehen mußte. Ihm lag daher an einer Zentraliſation der Domänenverwaltung über den ganzen Staat hin und an einer Umwandlung des alten naturalwirtſchaftlichen Adminiſtrationsweſens in ein geldwirtſchaftliches Pachtſyſtem, das feſte gleichmäßige oder ſteigende Erträge lieferte und einen ordentlichen Finanzhaushalt ermöglichte. Aber eine ſolche Reform erwies ſich als außerordentlich ſchwierig; und erſt ſeitdem der Geheime Rat Dodo von Knyphauſen als Hofkammerpräſident ſeit 1683 die Verwaltung übernommen hatte, wurde das Ziel erreicht, freilich erſt unter dem Nachfolger des Großen Kurfürſten. Die Einrichtung der Geheimen Hofkammer im Jahre 1689 bezeichnet den Moment, wo man anfangen konnte, regelmäßige Voranſchläge für die Finanzverwaltung zu machen und ſteigende Überſchüſſe in einer Zentral-Domänenkaſſe, der ſogenannten Hofrentei, zu ſammeln. Unter dieſer Zentralbehörde ſtanden in den Provinzen beſondere Amtskammern, die früher von den Provinzialbehörden abgehangen hatten, nun aber allmählich von dieſer Abhängigkeit losgelöſt und den Zwecken des Geſamtſtaats dienſtbar gemacht wurden.

Von der Finanzverwaltung ging ein kräftiger Antrieb zur Umgeſtaltung der ganzen Behördenorganiſation im Sinne der Zentraliſation aus. An der Spitze der einzelnen Provinzen ſtanden Regierungskollegien, in denen ſich anfänglich alle obrigkeitlichen Befugniſſe konzentrierten, und die zunächſt auch als unmittelbare Organe des Landesherrn galten. Jetzt wurden die Funktionen der Armee- und Finanzverwaltung aus ihnen herausgelöſt und erhielten beſondere Zentralſtellen in Berlin. Der General-Kriegskommiſſarius und der Hofkammerpräſident gehörten beide zu dem Geheimen Ratskollegium, das in Berlin ſeinen Sitz hatte und den Kurfürſten in allen Regierungsangelegenheiten zu beraten und zu unterſtützen hatte. Dieſer Geheime Rat war urſprünglich ein Organ des Kurfürſten von Brandenburg geweſen; er wurde aber nun im Laufe der Regierung des Großen Kurfürſten allmählich zur oberſten Zentralbehörde und zum Organ des Fürſten für die Regierung und Verwaltung des Geſamtſtaats. Lange Zeit hindurch hat der Kurfürſt in den einzelnen Provinzen noch Statthalter gehabt, die an der Spitze der Regierung ſtanden, und durch die er einen perſönlichen Einfluß in der Provinz ausübte; es waren zum Teil vornehme Herren, wie der Fürſt Radziwill oder Prinz Croy in Oſtpreußen oder der Prinz Johann Moritz von Naſſau-Oranien in Cleve-Mark, aber immer zugleich Geheime Räte des Kurfürſten. Dieſe Statthalterpoſten verloren ihre Bedeutung in dem Maße, wie der Geheime Rat in Berlin eine regelmäßige und eingreifende Aufſichts- und Leitungsgewalt über den Provinzialregierungen

gewann. Auch die Oberräte in Oſtpreußen, die dort an Stelle der Regierung ſtanden und früher eine sehr weitgehende Selbſtändigkeit besessen hatten als Vertrauensmänner des Adels der Provinz, mußten sich die Leitung und Beaufsichtigung von Berlin aus gefallen lassen. So wuchs der Staat des Großen Kurfürſten mehr und mehr zur Einheit zusammen: das Heer und das Beamtentum wurden die Hauptklammern der Einheit, während die Stände noch immer fortfuhren, den Partikularismus der Provinzen zu vertreten. Aber während früher in ihnen der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens gelegen hatte, war er jetzt in die Leitung des Gesamtſtaats hinaufgerückt, die der Kurfürſt mit seinem Geheimen Rat ausübte.

Wir kennen die Art und Weise der Regierung des Kurfürſten ziemlich genau aus den Protokollen des Geheimen Rats und anderen Dokumenten. Wir sehen ihn in den erſten Jahrzehnten seiner Regierung, wenn er in Berlin anwesend war, regelmäßig in den Sitzungen des Geheimen Rats präsidieren, die Meinungen der Räte anhören und erwägen und schließlich wohl selbſt nach reiflicher Überlegung die Entscheidung geben. War er in Königsberg oder in Cleve oder sonſtwo auf Reisen oder im Feldlager, so folgten ihm in der Regel einige von den Geheimen Räten, und die in Berlin zurückbleibenden mußten ihm regelmäßig Bericht erſtatten. Eine solche Regierung im Rat hat er in seinem politischen Teſtament von 1667 auch seinem Nachfolger empfohlen: nur riet er ihm, die Entscheidung nicht sofort in der Sitzung zu geben, sondern nach nochmaliger reiflicher Uberlegung von seinem Ka[illegible] aus. Wir sehen hier den An[illegible] wichtigen Umbildung in der Regierungsweise, durch welche später aus der Regierung im Rat die Kabinettsregierung der großen Könige des 18. Jahrhunderts geworden iſt.

Der Große Kurfürſt hat in der Hauptsache schon persönlich regiert, obwohl er seinen Räten einen größeren Einfluß gönnte als seine Nachfolger. Zu Anfang seiner Regierung hat Konrad von Burgsdorff, später in den fünfziger Jahren der Fürſt von Waldeck einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt; aber seit dem schwedisch-polnischen Kriege wurde die Regierung eine ganz selbſtändige; auch der Freiherr Otto von Schwerin, der von 1658—1679 Präsident des Geheimen Rats gewesen iſt, hat nicht die Stellung eines Premierminiſters gehabt; nach seinem Tode iſt diese Präsidentenſtelle nicht wieder besetzt worden. Der Kurfürſt scheint die Regierungsmethode, die er seinem Nachfolger empfohlen hat, in seinen späteren Jahren schon selbſt angewendet zu haben; namentlich die auswärtigen Geschäfte beriet er zuletzt nur mit wenigen vertrauten Räten wie Meinders und Fuchs in seinem Kabinett. Zu einer feſten Departementsteilung, wie sie später im Geheimen Rat hervortritt, iſt es aber unter ihm noch nicht gekommen.

Armee- und Finanzverwaltung ſtellen den Fortschritt zum Großſtaat in der Regierung des Großen Kurfürſten am deutlichſten dar; aber auch in der kirchlichen Verwaltung, die unter seinen Interessen immer noch die erſte und vornehmſte Stelle einnahm, macht sich der Zug zur ſtaatlichen Einheit unverkennbar geltend. Nicht etwa in dem Sinne, daß der Kurfürſt nach dem Grundsatz cuius regio eius religio seine eigene reformierte Religion zur Alleinherrschaft zu bringen versucht hätte, wie es katholische Fürſten zu seiner Zeit in und außerhalb Deutschlands

häufig getan haben. Vielmehr ist das Charakteristische an seinem Regierungssystem der Grundsatz, den er in seinem politischen Testament in die Mahnung an seinen Nachfolger gekleidet hat: »Eure Untertanen müßt Ihr ohne Ansehung der Religion als ein rechter Landesvater lieben.« Das war etwas Neues in der damaligen politischen Welt; und das Prinzip der Toleranz, das darin zum Ausdruck kommt, entsprach ebenso sehr den politischen Interessen des Hauses Brandenburg, das darauf angewiesen war, über verschiedene Konfessionen zu herrschen, wie den persönlichen Neigungen des Herrschers, der nichts von Religionszänkereien wissen wollte. Dabei macht sich aber der Eifer für das reformierte Bekenntnis doch sehr deutlich geltend, und die Toleranz gegenüber den Katholiken hat noch weit engere Grenzen als unter den großen Königen des 18. Jahrhunderts. Während die Katholiken in Ostpreußen und Cleve-Mark auf Grund besonderer Verträge mit Polen und Pfalz-Neuburg ziemlich weitgehende Rechte genossen, wollte sich der Kurfürst in seinen übrigen Reichslanden ganz streng an die Bestimmungen des Westfälischen Friedens bezüglich des Normaljahres 1624 binden und darüber hinaus keine Zugeständnisse machen. In der Mark Brandenburg und in Pommern aber hätte er am liebsten Katholiken überhaupt nicht zugelassen. Die Reformierten bevorzugte er grundsätzlich vor den Lutheranern; den lutherischen Predigern hat er streng verboten, die Reformierten von der Kanzel herab zu verketzern oder zu verdammen, wie es damals oft geschah; er verlangte von ihnen die Unterschrift eines Reverses darüber; und wem das wider das Gewissen ging, der mußte, wie Paul Gerhardt, das Land räumen. Reformierte und Lutheraner unterstanden ja beide dem evangelischen Kirchenregiment der Hohenzollerischen Fürsten; in diesem Verhältnis lag schon damals der Keim zu der Union, die unter Friedrich Wilhelm III. 1817 in der preußischen Landeskirche durchgeführt worden ist, wenn auch der Große Kurfürst selbst noch keine eigentliche Unionspolitik getrieben hat.

Die Aufnahme der französischen Refugiés in den brandenburgischen Landen war zugleich ein Stück Religionspolitik und ein Stück Wirtschaftspolitik. Diese Flüchtlinge brachten eine höhere Kultur, Intelligenz, Kapital und die Kenntnis des Manufakturwesens mit — alles Dinge, an denen es in den Landen des Kurfürsten noch sehr mangelte. Damals sind in Brandenburg-Preußen die ersten Schritte zur Förderung der industriellen Tätigkeit getan worden; aber mehr noch als an den Manufakturen war dem Großen Kurfürsten an der Beförderung der Commerzien gelegen. An diesem Punkte tritt ein wichtiger Unterschied zwischen ihm und den großen Königen des 18. Jahrhunderts deutlich zutage: im 18. Jahrhundert sorgte man in erster Linie nicht für den Handel, sondern für die Industrie; im 18. Jahrhundert ist ein hochgespanntes Schutzzollsystem ausgebildet worden, das dem Durchfuhrhandel vielfach nachteilig war, während der Große Kurfürst gerade diesen Durchfuhrhandel auf alle Weise begünstigt hat. Das hing damit zusammen, daß seine ganze Politik noch eine wesentlich andere Richtung hatte als die Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Er wollte ja seine Lande zu einer See- und Handelsmacht nach dem Vorbild der Niederlande machen; er wollte Seeschiffahrt in großem Stil treiben, eine Kriegsflotte gründen und überseeische Kolonien er-



werben, womit er bekanntlich auch einen Anfang gemacht hat. Daher ein mehr freihändlerischer, verkehrsfreundlicher Zug in seiner Wirtschaftspolitik. Die Verwirklichung dieser Pläne hing an der Frage der Erwerbung Stettins und der Odermündungen, um die er ja sein Leben lang gekämpft hat. Sie ist ihm nicht gelungen. Und als Friedrich Wilhelm I. 1721 wirklich in den Besitz von Stettin kam, da hatte sich die allgemeine Lage schon so verwandelt, namentlich durch das maritime Übergewicht der Engländer und durch das Emporkommen von Rußland, daß der Plan einer See- und Handelsmacht für Preußen eine Chimäre geworden war. Und so hat sich denn Friedrich Wilhelm I. kurz entschlossen mit beiden Füßen auf den Boden der Wirklichkeit gestellt, hat die Flotten- und Seemachtspläne beiseite geschoben, den Kolonialbesitz an die Holländer verkauft und eine rein binnenländische Wirtschaftspolitik angebahnt. In dieser Hinsicht ist also ein völliger Umschwung eingetreten. Im übrigen aber hat die Verkehrspolitik des Großen Kurfürsten auch für die Nachwelt Früchte getragen. Im Kanalbau ist er das Vorbild seiner Nachfolger geworden. Von seinen Kanalprojekten ist allerdings hauptsächlich nur der sogenannte Neue Graben zur Ausführung gelangt, der Oder und Spree verbindet und der dazu bestimmt war, den Handel von Breslau, der früher die Oder hinab nach Stettin ging, von dieser Straße ab und über Berlin auf der Elbe nach Hamburg zu leiten. Er verlor seine Bedeutung in der Hauptsache, als nicht bloß Stettin, sondern auch Breslau preußisch geworden waren und man mit allen Kräften bemüht war, den Oderverkehr zu heben. Von bleibender Bedeutung aber ist die Einrichtung einer besonderen preußischen Post gewesen mit einem zusammenhängenden Kurs von Königsberg bis Cleve. Der Kurfürst nahm es über sich, die Kosten für diese Postlinie auch auf dem fremden Gebiet, das zwischen seinen Landen lag, zu bestreiten, um den Verkehr zu heben; und er machte auch finanziell dabei kein schlechtes Geschäft, obwohl dieser Gesichtspunkt nicht der eigentlich maßgebende war.

So ist der Staat des Großen Kurfürsten im Großen und Ganzen das Fundament geworden, auf dem das Preußen des 18. Jahrhunderts und auch noch der Gegenwart beruht. Vor allem der Grundzug eines Militär- und Beamtenstaats mit energisch vorwärtsstrebender Machtpolitik, der die Schöpfung des Großen Kurfürsten charakterisiert, ist erhalten geblieben und hat sich später noch schärfer und kräftiger ausgeprägt. Darauf beruht die Eigenart des preußischen Staates. Er ist mehr ein Werk bewußter Staatskunst als ein Produkt natürlichen Wachstums. Er ist ein Staat, nicht eine Nation. Erst durch die enge und unauflösliche Verbindung mit dem übrigen Deutschland, dem es der Führer zu einem kräftigen staatlichen Dasein geworden ist, hat es die unentbehrliche nationale Ergänzung erhalten, die ihm nie wieder verloren gehen darf.

Archaische Skulpturen auf der Burg zu Athen.

Von
Alfred Brueckner.

In der Antikenabteilung der Berliner Museen sind seit kurzem die großen Gruppen von dem Giebel des Haupttempels von Kerkyra in Abgüssen zugänglich gemacht worden. Wir verdanken sie dem Kaiser, der an ihrer Auffindung persönlichen Anteil genommen hat. Damit ist aus einer der frühesten Epochen in dem Werdegange der griechischen Bildhauerkunst ein eindrucksvolles Monument uns vor Augen gerückt, verblüffend in der Masse und der sauberen Ausführung der Arbeit, fremdartig in der Unbeholfenheit, welche in dem einen Raume des Giebels ornamentales Beiwerk, die beiden großen Panther, breitest einmischt zwischen die Gruppen der Götter, die, obgleich die Könige des Himmels selbst, sich in kleiner Gestalt einklemmen müssen in die Giebelzwickel, während die hohe Mitte von den Dämonen zweiten Ranges, dem Koloß der Medusa und ihrem kleinen Mörder, eingenommen ist. Das Ganze verrät ein mächtiges Wollen und kräftiges Können, aber doch ist es noch ein chaotisches Werk, dem der Verstand fehlt, seine Arbeit einzuordnen in den Rahmen und Zweck des Ganzen. Gleichwohl war es gewiß das Werk eines derzeit geachteten Meisters, um 600 v. Chr., also noch nicht zwei Jahrhunderte entfernt von der Beherrschung der Form und dem Zweckbewußtsein, das den Parthenongiebeln eigen ist.

Genau in die Mitte jenes für die Geschichte der Kunst ewig bedeutsamen Aufschwungs, in den Zeitraum von etwa 530—480, führt eine eben erschienene Veröffentlichung des k. k. österreichischen archäologischen Institutes: Auswahl archaischer Marmorskulpturen im Akropolis-Museum, herausgegeben von Hans Schrader*).

480 haben die Perser die Burg verheert. Die Trümmer der umgestürzten Standbilder, die als einzelne Weihungen der Bürger das Heiligtum der Athena umstanden hatten, dienten mit den Trümmern der verbrannten Tempel bei der Aufräumung und dem Neubau der Burg als Hinterfüllung ihrer neuen Mauern, und erst die griechischen Ausgrabungen der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben sie wieder ans Tageslicht gefördert. So hatte die schützende Erde das Material in seiner Oberfläche frisch, sogar in seinen aufgemalten Farben uns bewahrt, an welchem nun die Entwicklung der Bildhauerkunst auf athenischem Boden sich vom Jahre 480 rückwärts bis weit hinein ins sechste Jahrhundert verfolgen läßt.

Aber freilich, um dies Material übersehbar und zugänglich zu machen, hat es zweier Jahrzehnte vorbereitender Arbeit bedurft. Die abgebrochenen Köpfe auf die Torsen wieder zu setzen, war nicht eben schwer, so daß bald nach der Grabung im neugebauten Akropolis-Museum ein Saal sich füllte mit einem Kreise athenischer Damen, alle gehalten in der Bewegung, frisch in der Persönlichkeit und in der farbigen

*) 17 Tafeln, Heliogravuren, in Groß-Imperialformat. Text in Groß-Quart mit 2 Tafeln in Farbenlichtdruck und 62 Kupferätzungen. Wien, Alfred Hölder, 1913.

Erſcheinung; nur ſchade, wie an einigen der beſten die feine Geſtalt ſchon unter den Hüften oder der Bruſt abbrach und überging in die Poſtamentklötze, die unter die Brüche untergeſchoben werden mußten. Einer einzelnen, der größten, half Fr. Studniczka nicht nur auf die Beine, ſondern auch auf ihre Baſis, deren Inſchrift als Stifter einen Nearchos und die Weihung als Abgabe von ſeinem Erwerb und als Künſtler denſelben Antenor verriet, der das Freiheitsdenkmal der 510 neu begründeten Demokratie, die Gruppe der Tyrannenmörder, geſchaffen hat. Aber die anderen Geſtalten ſehnten ſich nach ihren Splittern und Brocken, die, in ihrer beſonderen Zugehörigkeit noch unerkannt, getrennt von ihnen, in Käſten und Glasſchränken der anſtoßenden Räume ihrer Wiedervereinigung harrten. Es iſt das Verdienſt H. Schraders, des gegenwärtigen Direktors der Antikenabteilung der Kaiſerlichen Hofmuſeen zu Wien, daß er in den Jahren, als er Sekretar des Deutſchen Archäologiſchen Inſtitutes zu Athen war, ſeinen vorgängigen erfolgreichen Bemühungen um die Wiederherſtellung der Giebelſkulpturen des Peiſiſtratiſchen Athenatempels eine ſyſtematiſche Durcharbeitung aller archaiſchen Marmorfragmente folgen ließ. Seine glücklichen Beſtimmungen, bei denen ein feines Formgefühl ihn auch da die Zuſammengehörigkeit erkennen ließ, wo die Zwiſchenglieder zunächſt fehlten, ſchufen der griechiſchen Muſeumsverwaltung den Anlaß, aufs neue an die Zuſammenfügung dieſer Skulpturen zu gehen, nun mit dem Bewußtſein, daß jetzt endgültig beſtimmt ſei, was erhalten, was verloren. So ſteht denn heute neben der Mädchenfigur des Antenor eine zweite von gleicher Vollſtändigkeit, aber ſehr verſchiedenem Charakter; an einer dritten, die vordem nur ein Bruſtbild war, iſt der Leib bis zu den Knien angepaßt, andere haben einen Arm, kaum eine der Geſtalten nicht wenigſtens einen Gewandzipfel wieder erhalten. Ähnlich ſind andere Funde, Jünglings- und Reiter- und Tierfiguren, vervollſtändigt; die reſtloſe Ordnung ſchied auch die Bruchſtücke einiger bewegterer Geſtalten aus, welche ſich nun zu Gruppen für ſich zuſammenſchließen, die, wenn auch lückenhaft erhalten, Kompoſitionen nach Mythen ergeben, bei denen Athena eine Rolle ſpielte, ein Gigantenkampf, ein Theſeus, den Prokruſtes überwindend, Athena dem Brettſpiel der Helden im Lager vor Troja zuſchauend. Die ganze Fülle deſſen, was ſo wiedergewonnen, faßte Schrader in dem knappen vorläufigen Berichte zuſammen, welchen das öſterreichiſche archäologiſche Inſtitut der 50. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Graz 1909 als Feſtſchrift widmete.

Aber er ſorgte auch vor, in würdiger Abbildung dieſe Werke allgemein nutzbar zu machen. Dazu war bei der Art der Skulpturen ein großes Format der Aufnahmen unerläßlich. Nur wer die beengten Verhältniſſe des Akropolis-Muſeums aus eigener Erfahrung kennt und in Athen ähnliche Aufnahmen veranlaßt hat, kann ermeſſen, mit wieviel Schwierigkeiten eine ſolche Abſicht zu kämpfen hat. Hier ſind ſie glänzend überwunden. So ungünſtig die Beleuchtung im Muſeum bei einſeitig angebrachten Fenſtern und einer Aufſtellung zum Teil gegen das Licht iſt, ſo iſt es doch erreicht, eine lange Reihe von Aufnahmen zu erhalten, die von den Lichtverhältniſſen des Standorts ſcheinbar unabhängig die einzelnen Monumente von ihren verſchiedenen Seiten nahezu gleichwertig wiedergeben. Den Aufnahmen iſt auch

die bessere Lichtwertung zugute gekommen, die in den reproduzierenden Künften sich neuerdings Geltung verschafft hat. Man wird sich des Umschwunges recht bewußt, wenn man befte Einzelaufnahmen dieser Skulpturen aus den neunziger Jahren vergleicht; in ihnen erscheint der Marmor als ein blasses Gespenft vor schwarzem Hintergrund. Demgegenüber sind die Geftalten in den neuen Aufnahmen wie zum Leben erweckt; sie ftehen frei vor lichterem Hintergrunde, ein gedämpftes Licht ftreicht über die Körperformen, die auch im tiefften Schatten noch erkennbar bleiben.

Freilich, den farbigen Reiz der Originale vermochte schließlich die Photographie nur unzulänglich wiederzugeben; aber Schrader hat dafür den beften verfügbaren Ersatz sich zunutze gemacht, indem er seinem Werke Proben der farbigen Aufnahmen des Schweizers E. Gilliéron und der Dänin M. Henriques beifügte. Gilliérons minutiöse Aufnahmen von Faltenpartien, an denen die Farbrefte besonders klar erhalten sind, haben urkundlichen Wert, da er sie unmittelbar nach der Auffindung gemacht hat, wogegen M. Henriques als Porträtmalerin, von dem heutigen koloriftischen Reize dieser Skulpturen angelockt, die Gesamterscheinung der einzelnen Geftalt eindringlich wiedergegeben hat; eine Serie ihrer aquarellierten Kreidezeichnungen erwarb das Wiener Hofmuseum.

Aus all diesen Aufnahmen hat das öfterreichische Inftitut eine Auswahl veranlaßt, welche seiner Absicht nach nicht nur den Fachgelehrten, sondern auch dem Kunftfreunde zugute kommen soll. Es geschieht nicht oft, daß die archäologischen Inftitute sich mit ihren Publikationen an weitere Kreise wenden; schon deshalb verdient die vorliegende eine besondere Beachtung.

Es kommt der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung zugute, daß sich die Auswahl auf Geftalten beschränkt, die deutender Erörterung kaum bedürfen, sondern ohne weiteres ansprechen. Wie es ihrem Standort im Heiligtum angepaßt war, so nahen sich diese Frauen und Jünglinge in aufrechter feierlicher Haltung; bei einigen ift noch die Weihegabe erhalten, die sie auf ihrer Hand der Göttin boten; andere halten die Binde, welche sie an den Dienft der Göttin band. Der Jüngling tritt hin, die Arme gesenkt, in der ftraffen Haltung, welche beweist, was er sich im Gymnasion erworben, eben den durchgebildeten Bau seines Körpers.

Bei dieser Gleichartigkeit der Gegenftände wird die Entwicklung um so augenfälliger, welche an den auf etwa fünfzig Jahre athenischer Geschichte sich verteilenden Geftalten zu verfolgen ift. Vorangegangen ift die Solonische Zeit mit ihrer tüchtigen grundlegenden Art, welche die heimische Sitte wahrte. Gefolgt ift ihr die Zeit des Peisistratos und seiner Söhne, die als Tyrannen auf der Burg ihren Hof hielten und weitschauend die Einengung des Griechentums nach dem Sturze der lydischen Könige und der Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen unter die Perser benutzten, um zu den von ihnen begründeten Heiligtümern und Feften von nahe und fern die Hellenen zu locken, und schon deshalb allen Anregungen, welche vom reicher entwickelten Often kamen, zu höherem Glanze ihrer Herrschaft Raum gaben. Aber 510 befreit sich die Bürgerschaft und macht ein Ende mit den prunkvollen Zeiten der Tyrannis. Zwar übernimmt sie den entwickelten Athenakult, ja, sie geht an einen neuen, die Lei-



ſtungen der Tyrannen weit in den Schatten ſtellenden Tempelbau. Aber die Zeit iſt ernſt, zumal die drohende Persergefahr fordert dauernde Waffenübung und Anlehnung an das Muſter Spartas: die klare Verfolgung dessen, was alles dazu nötig, schafft den Sieg.

Diese verschiedenen Zeiten prägten ihren Stempel auf die Erscheinung der Menschen, bei den Frauen so gut wie bei den Männern. Gerade und schlicht, wie es solonische Besonnenheit forderte, trägt sich die Bürgerstochter der alten Zeit, eine klare Freundlichkeit im Gesicht, mit gesunder Fülle des Haares, dessen wallende Strähnen Bruſt, Schultern und Nacken schwer bedecken; ihr Gewand umschließt und verhüllt den Körper und bietet ſteif und faltenlos die über und über eingewebten farbenkräftigen Muſter, den Stolz häuslicher Kunſtfertigkeit, den Blicken dar.

Demgegenüber erscheint die Teilnehmerin der Peisiſtratischen Feſte in jeder Beziehung verfeinert und ihre Wirkung berechnend. Ihr Mund verzieht sich zum gefälligſten Lächeln; das Haar, noch nach dem alten Grundschema geordnet, wird zierlicher gelegt und von reicher gegliederten Diademen gefaßt und bekrönt; an ihnen angesetzte Lockenhalter durchziehen golden das Stirnhaar. Die Kleidung iſt aufs kunſtvollſte zugeschnitten. Die alte Haussitte, den Stoff, welcher Geſtalt er den Webſtuhl verließ, als Kleid anzulegen, erscheint wie mit einem Male von der Kunſt des Zuschneidens überwunden, für uns um so rätselhafter, als uns für die Vorſtadien dieser vom Oſten her übernommenen Tracht das Material in Kleinasien noch zu fehlen scheint. Plötzlich sehen wir sie in Attika in ihrer ausgebildetſten Form. Feinere Stoffe lassen durch die langen Chitone die K[illegible]men durchscheinen. Indem das Obergewand von der einen Schulter her unter der anderen Bruſt durchgezogen wird, tritt diese heraus. So hebt die Tracht die Geſtalt bewußt hervor, aber zugleich macht größere Stoffülle aus dem überhängenden Teile des Obergewandes durch Zuschnitt und Einnähen von Parallelfalten und Aufnähen von Besätzen einen Umhang von reichſter Stoff- und Faltenwirkung. Die Anordnung des Gewandes beſtimmt selbſt die Haltung der Damen: damit ihr Gewand nicht auf der Seite, wo es unter die Bruſt hinabgeht, schleppte, mußten sie es ſtändig mit der entsprechenden Hand raffen; das ergiebt ein weiteres gefälliges Faltenmotiv, das dann wieder auf die so entſtehende Mittelfalte, die sich den Augen am meiſten darbot, ein besonders zierliches Muſter zu setzen veranlaßte.

Aber all dieser Prunk iſt eine vorübergehende Erscheinung. Die befreite Demokratie mag ihre Prieſter auch ferner daran feſthalten lassen, aber der allgemeine Zug verwirft das gezierte Wesen und kehrt sich der schlichten Natürlichkeit der dorischen Tracht zu, wie wir sie in den Olympia-Skulpturen und am Parthenon sehen, und wie sie für das Griechentum bezeichnend geblieben iſt.

An der Reihe der erhaltenen Standbilder diese Entwicklungsphasen in ihren Höhepunkten und Übergängen zu verfolgen, macht Schraders Anordnung der Tafeln und sein Text zu einem hohen Genuß; er lehrt im einzelnen sehen und vergleichend erkennen, wie die Kunſt des Bildhauers dem Zeitgeiſte und der Zeitmode gefolgt und darüber zu immer größeren Wirkungen sich emporgerungen hat. Die Aufgabe bei der Schöpfung der Standbilder blieb den ganzen Zeitraum über schematisch beschränkt. Was derart neben die

Säulen des Tempels und auf sie zu= leitend gestellt wurde, mochten es Reihen von Gottheiten, wie die Zanes, die Zeusbilder vor dem Stadion in Olympia, oder von heiligen Tieren, wie die Löwenallee von Delos, oder von Wohltätern des Heiligtums, wie die thronenden Herren vor dem Didymaion von Milet, oder sonst Reihen von An= betenden sein, immer schließen sich viele gleichartige Gestalten in ihrem starren Rhythmus zusammen mit den Säulenreihen des Gotteshauses. Und nicht nur das gestellte Thema, sondern auch die Arbeitsweise des einzelnen ausführenden Meisters bleibt insofern dieselbe, als er den Typus annimmt und von ihm als Grundlage, nicht von der Nachbildung des einzelnen Modells oder Objekts ausgeht. Die Beob= achtungen und Empfindungen, zu denen ihm Natur und Mitwelt Anlaß geben, kommen an seinem Werk zur Erscheinung, gefaßt in den Rahmen des Typus; ihm haben sie sich untergeordnet, aber sie durchdringen ihn, so daß der Typus von innen heraus vervollkommnet in immer feinerer Harmonie ersteht. So sind Aufgabe und Arbeitsweise bei diesen Werken der griechischen Früh= zeit durchgängig fest begrenzt, aber diese Beschränkung ist die Grundlage für die hohe Kunst der Hellenen.

Die Vorbedingung der Bildhauerkunst jedoch ist zunächst die Marmortechnik. Um 600 war noch zumeist in weicherem Material, in Holz oder Kalkstein, ge= arbeitet worden; auch die Giebelgruppen von Kerkyra sind noch aus Kalkstein, der wohl bei anhaftendem Reliefgrunde eine bewegte Figur erlaubte, aber auf sich selbst gestellt, im Standbild, das Ablösen der Gliedmaßen und Falten unmöglich machte. So erscheinen auch die älteren Marmorstandbilder pfeiler= oder walzenförmig, aufs engste in ihrer Bewegung gebunden; der Bemalung blieb in der Hauptsache der Ausdruck überlassen. Aber auf den Inseln, in Naxos, wo neben dem Marmor der Schmirgel ansteht, und in Paros, werden erst die grob=, dann die feinkörnigen Marmorsorten in Bearbeitung genommen und der Marmor in seinen Fähigkeiten für das Bildwerk entdeckt. Sägen und Bohrer und Feilen und feinere Polier= mittel setzen an dem edlen Material an. An dem stehenden Typus werden die Arme vom Körper gelockert und ge= hoben, ein Bein stellt sich vor das andere, es lösen sich die Lockensträhnen von Haupt und Hals und Brust, das am Körper anliegende Gewand wird ge= schieden von dem aufliegenden und dem überhängenden; in jenem regen sich die Körperformen, in diesem wird Falte von Falte unterschnitten und ab= gehoben. Und in rastlosem Fortschreiten bildet sich in einem halben Jahrhundert eine Raffiniertheit der Technik aus, die mit spielender Eleganz ihre Figuren frei hinstellt. Die Bemalung mit kräftigen Farben gibt sie nicht auf, aber an den Hauptflächen des Körpers und des Gewandes bleibt dem Marmor seine Reinheit, deren Wirkung durch die sparsam eingestreuten Bortenmuster zier= lich gehoben wird.

Vor den Resten dieser Bildwerke, die uns ein günstiges Geschick mit frischer Oberfläche bewahrt hat, stehen wir in staunender Bewunderung; wie aber muß erst der Eindruck auf die Zeitgenossen gewesen sein, als diese Marmorerscheinungen in ihrer ganzen Zierlichkeit und von der Sonne des Südens durchwärmt, sich neben die früheren harten und stumpfen Bildwerke reihten. Die neue Marmorpracht regte die Tyrannen an, den in Solonischer Zeit errichteten Athenatempel mit seinen derben Kalksteingiebeln abzureißen,





damit er mit marmornem Bildwerk wieder erſtünde. Von Chios und Paros zogen die Bildhauer nach Athen. Ihr neues Können ſtimmte zusammen mit der Glanzentfaltung, die mit den Tyrannen hier eingezogen war, und auch der eingeborene athenische Bildhauer bequemte sich ihrem Muſter an. Reiche Handelsherren machten von ihrem Gewinn ihrer Stadtgöttin, die zugleich die Göttin des erfinderischen Gedankens war, eine Stiftung in der ihr genehmen Form, indem sie den Chor der Frauengeſtalten vor ihrem Tempel um ein neues Standbild von Meiſterhand vermehrten.

Aus der ſtattlichen Zahl dieser Standbilder aber sondern sich einzelne aus, Werke aus den letzten Jahrzehnten vor 480, die, als seien sie überdrüssig des aufdringlichen Prunkes und der Kunſtſtücke der Technik, schlichter und feiner in der Gesamterscheinung und zurückhaltender im Mienenspiel uns schließen lassen, daß das Ideal heiteren Glanzes zurückgedrängt und auch der Künſtler, seiner Technik sicher, von ihrer äußerlichen Schauſtellung zu tieferer Erfassung des Menschen vorgedrungen iſt. Wohl bleibt noch der alte Typus und auch die bisherige Tracht; aber während es vorher die Hauptaufgabe gewesen war, die Geſtalt durch Kräuseln von Haar und Gewandſtoff, durch kunſtvolles Auflockern der Faltenzüge und Zickzacksäume mit einem Wellenspiel von Lichtern und Schatten zu umgeben, siegt jetzt das Interesse am Menschen über das an seiner Hülle. Dem zuliebe sinken die kunſtvollen Faltenunterschneidungen auf ein knappes Maß zusammen, und damit treten die Umrisse und die Formen des Körpers selbſt klar heraus; auch den Umriss des Kopfes überbaut nicht mehr ein hohes Diadem, sondern ein schmales Band liegt eng an und, von den Wellen des gescheitelten Stirnhaars und der über den Busen hinabrieselnden Locken schlicht umrahmt, erglänzt das Antlitz in ehrfürchtiger Feierlichkeit. In diesen Geſtalten iſt die attische αἰδώς, der feine Anſtand des freien Atheners, zum erſtenmal vom Bildhauer verkörpert worden. Aber in ihnen erscheint nicht nur das allgemeine Ideal getroffen, sondern auch die Individualität des einzelnen tritt überzeugender heraus. So gleichartig bei den drei weiblichen Hauptgeſtalten dieser entwickelten Richtung die Haltung iſt, so klar erscheint die eine eine ſtolze Dame, ſtraff und spröde, die andere ein Mädchen, zart und schüchtern, die dritte eine junge Matrone von ſtrahlender Freundlichkeit.

An diese weiblichen Charaktere reiht sich als ein letztes und reifſtes Werk archaischer Kunſt eine Jünglingsfigur, nackt, aufrecht, die beiden Arme gesenkt, wenig das rechte Bein vorbewegend. »Es war ein unvergeßlich schöner Augenblick«, schreibt Schrader, dessen Anfügungen den Torso erſt zu voller Wirkung gebracht haben, »als die Statue, im Winter 1907 ergänzt durch den hinzugefundenen linken Unterschenkel und wieder aufgerichtet, zu ſtattlicher Höhe emporwuchs, die früher gebunden, faſt ſteif wirkende Geſtalt sich leicht, elaſtisch emporhob.« Die großen Heliogravuren vón ihrer Vorder- und Rückseite lassen diesen Eindruck nachempfinden, Worte vermögen ihn nicht auszudrücken. In dieser Geſtalt erscheint die Schönheit des männlichen Körpers in der reizvollſten Zeit seiner Jugendblüte bemeiſtert, bemeiſtert auf der Grundform des alten Typus der sogenannten Apollines; doch alles Schematische iſt davon abgeſtreift, frei und in ihrem wahren Ebenmaß iſt die Pracht der

Glieder offenbart. Es ist ein Jüngling, gymnastisch durchgebildet, ehrenfest, zweifellos einer, der in den Perserkriegen mitkämpfte; denn der nächste Verwandte zu seinen trotzig entschlossenen Zügen ist der Harmodios der Neapler Kopie der Tyrannenmörder, deren Original alsbald nach 480 auf dem Markte von Athen erneuert wurde.

So leitet uns, was auf der Burg von Athen gefunden und in feiner und liebevoller Arbeit geordnet uns wieder geschenkt ist, Schritt für Schritt auf die Höhe des Griechentums und seiner Kunst.

Die Entwicklung der deutschen Schiffahrt und das Museum für Meereskunde Berlin.

Von

Albrecht Penck.

Was die deutsche Schiffahrt heute ist, ist sie erst seit 100 Jahren geworden. Die Kontinentalsperre hat den deutschen Seehandel vernichtet, die deutsche Handelsflotte ging unterdessen beinahe gänzlich zu Grunde. Langsam entstand sie seit 1813 von neuem. Aber noch gab es keine deutsche Flagge, noch trug die Mehrzahl der deutschen Schiffe die Flaggen der Hansestädte und von Preußen. Daneben gab es mecklenburgische, hannoverische und oldenburgische Schiffe, und ein großer Teil der an den heutigen deutschen Küsten beheimateten Schiffe fuhr unter der fremden Flagge des Danebrog.

Erst seit 1867 weht Schwarzweißrot, aber die Begründung des Reiches gab der Schiffahrt einen geringeren Impuls, als man erwarten konnte; denn noch erstreckte sich die politische Einigung nicht auf das Zollwesen. Erst 1888 vollendete sich der Anschluß der Hansestädte an das deutsche Zollgebiet, und das Deutsche Reich ward wirtschaftlich eine Einheit. Nun erst beginnt der große Aufschwung deutscher Schiffahrt. Das Jahr 1913 bedeutet daher in doppelter Hinsicht ein Jubiläum für die deutsche Flotte: des 100jährigen Bestehens und des 25jährigen Blühens. Diese Blüte erfolgte unter der Regierung eines Kaisers, dessen weitblickendes Auge die hohe Bedeutung des Meeres für das ganze wirtschaftliche Leben des Reiches mit Klarheit erkannte, und der lebhaft persönlichen Anteil nahm an der Entwicklung der deutschen Schiffahrt, des deutschen Schiffbaues, des deutschen Schiffsmaschinenbaues und der deutschen Kriegs- und Handelsflotte. Niemand kann daran zweifeln, daß die Blüte der deutschen Schiffahrt im letzten Vierteljahrhundert wesentlich mitzudanken ist dem fördernden Einfluß Seiner Majestät.

Rasch geschah das Anwachsen der deutschen Schiffahrt seit 1888. Die damalige Handelsflotte umfaßte nach dem heutigen Maße gemessen 1.124 Millionen Register-Tons, heute sind es deren 3.154 Millionen geworden. Der Raumgehalt der deutschen Schiffe ist also auf das 2.8fache gewachsen. So ansehnlich dies ist, so ist es doch weniger als das Wachstum des deutschen

---

Ansprache bei der feierlichen Eröffnung der Einweihung des Museums.



Außenhandels. Dieser hob sich von 6.8 Milliarden Mark 1888 auf 21.256 Milliarden Mark 1913. Er hat sich also mehr als verdreifacht. Dabei wuchs der Seehandel mehr als der Landhandel. Der Anteil des deutschen Seehandels am deutschen Gesamthandel hat sich von höchstens 57 Prozent 1888 auf mindestens 67 Prozent 1913 gehoben, der Wert des deutschen Seehandels stieg von 3.9 Milliarden Mark in den letzten 25 Jahren auf 14.2 Milliarden Mark; er ist auf das 3.6fache gewachsen, also bedeutend mehr, als der Tonnengehalt der deutschen Handelsflotte. Dieses starke Anwachsen des deutschen Überseehandels wird nicht befriedigt durch ausländische Fahrzeuge. Ihr Anteil am Verkehr in deutschen Häfen ist vielmehr kontinuierlich gesunken; herrschten sie noch lange nach 1813 ganz entschieden vor, so machten sie schon 1888 nur 50 Prozent am gesamten Verkehr in deutschen Häfen aus; seither ist ihr Anteil auf 40 Prozent gesunken, und deutsche Fahrzeuge besorgen nunmehr einen guten Teil des Handels fremder Staaten.

Der Tonnengehalt der Schiffe gibt uns kein zutreffendes Maß für ihre Bedeutung für den Verkehr. Die 100 Kubikfuß, welche den Raum einer Registerton darstellen, können im Segler weniger stark beladen werden als im Dampfer. Vor allem aber kann der Dampfer vermöge seiner schnelleren Fahrt viel mehr Güter in derselben Zeit bewältigen als der Segler. Nun ist der Tonnengehalt der Segelschiffe seit 1888 auf $^{2}/_{3}$ gesunken, der der Dampfer aber auf das 7fache gewachsen, und zugleich ist deren mittlere Geschwindigkeit größer geworden. Konnte 1888 die gesamte deutsche Handelsflotte in der Stunde eine Ladung von wenig über einer MillionT[illegible] Gewicht 10 Seemeilen weit befördern, so konnte sie 1913 in der gleichen Zeit auf der gleichen Strecke fast 7 Millionen Tonnen Güter verfrachten. Ihre Leistungsfähigkeit ist in den letzten 25 Jahren 6,5 mal so groß geworden. Diese Zahl läßt uns deutlich erkennen, daß unsere deutsche Handelsflotte nicht bloß den stark anwachsenden deutschen Seeverkehr, sondern auch einen namhaften Teil des internationalen Güteraustausches zu bemeistern vermag. Sie führt uns Einnahmen aus einem Verkehr zu, der in unseren Ein- und Ausfuhrlisten nicht zum Ausdruck kommt.

Die Tatsache, daß $^{2}/_{3}$ des gesamten Außenhandels den Seeweg benutzt, bedeutet, daß die Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung, soweit sie in der Ferne wurzeln, zu $^{2}/_{3}$ auf dem Seewege befriedigt werden, und besagt quantitativ so viel, als ob $^{2}/_{3}$ der deutschen Bevölkerung in ihren gesamten ausländischen Handelsbeziehungen von der See abhängen würden: das wären rund 44000000 Menschen, so viel wie die Bewohner von Groß-Britannien. In Deutschland sind heute schon ebensoviel Menschen auf den Seehandel angewiesen wie im Insel-Königreiche.

Nun besitzt Deutschland zweierlei, das für die moderne Schiffahrt unerläßlich ist: Eisen und Kohle. Es ist das an Eisen reichste Land Europas. Seit 1903 hat seine Roheisen-Produktion die britische überflügelt. Es verfügt aber auch über die reichsten Kohlenschätze in Europa: es fördert heute bereits $^{1}/_{5}$ der Weltproduktion an Kohle. Die fortschreitende Kohlenausbeute und Eisengewinnung wird Deutschland in den nächsten Jahrzehnten noch mehr zum Industriestaate machen, als es bereits heute ist, und wird seinen Seehandel und seine Schiffahrt noch gewaltiger wachsen lassen, als bisher. Vorausgesetzt ist dabei jedoch, daß die

politischen Verhältnisse danach angetan sind, und daß nicht wieder, wie in den Zeiten des Rückganges der Hansa, andere Mächte den deutschen Seehandel unterdrücken und erschweren. Bedürfen Handel und Induſtrie des schützenden Friedens für ihre Entwicklung, so setzt die Ausdehnung der Schiffahrt den Schutz durch eine ſtarke Kriegsflotte voraus, besonders für Deutschland, dessen Schiffahrt wesentlich abhängig von der Offenhaltung beſtimmter Meerengen iſt, früher — vor Erbauung des Kaiser-Wilhelm-Kanals — des Sundes, heute der Straße von Dover. Nur derjenige kann voll Zuversicht für die Entwicklung des deutschen Seehandels in die Zukunft blicken, der einer ſtarken Kriegsflotte sicher iſt, und der Freund des Friedens freut sich, daß ihr Wachstum auf das 5,3fache dem Wachstum der Leiſtungsfähigkeit der Handelsflotte nahekommt.

In großen Lettern sind die bemerkenswerteſten Daten über die Entwicklung des deutschen Seehandels und der deutschen Schiffahrt seit 1813 und 1888 im großen Treppenhause des Museums für Meereskunde verzeichnet worden. Sie sollen den 100 000 Besuchern, die das Museum jährlich hat, sie sollen den 6—8000 Hörern der allwinterlich veranſtalteten populären Vorträge, sie sollen den zahlreichen Studierenden, welche die akademischen Vorlesungen über Geographie und Meereskunde im Hause hören, einprägen, wie groß die deutschen Seeinteressen sind: denn das Institut für Meereskunde hat satzungsgemäß die Aufgabe, den Sinn für die nationale und wirtschaftliche Bedeutung der Seeinteressen zu wecken. Aber dies soll nicht in enger Weise geschehen, vielmehr soll das Verständnis für die mit der See und dem Seewesen zusammenhängenden Wissenszweige gehoben werden. Zur Erreichung dieses weitgeſteckten Zieles hat das Museum von vornherein naturwissenschaftliche Sammlungen erhalten sowie ein reiches Inſtrumentarium. Das harmonische Zusammenwirken von Reichs-Marine-Amt und Preußischem Kultusministerium sicherte ihm die Reichs-Marine-Sammlung als einen integrierenden Beſtandteil. Aber gerade das, was von einschneidender Bedeutung für die wirtschaftliche Würdigung des Meeres war, konnte bei seiner erſten Ausgeſtaltung nicht in den Vordergrund gerückt werden, und in dem Museum, das bisher dem Publikum offen war, hatte die Schiffahrt keine entsprechende Vertretung gefunden.

Dies war nicht zufällig. Von vornherein mußte gewärtigt werden, daß das Museum in seiner auf die praktischen Aufgaben der Schiffahrt gerichteten Ausgeſtaltung wesentlich angewiesen iſt auf Geschenke und Leihgaben von Schauſtücken. Diese Hoffnung wurde alsbald erfüllt. Seine Majeſtät der Kaiser und König geruhten, einen Fonds von 250 000 Mark, den ihm die Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft zur Verfügung geſtellt hatte, dem Museum zu überweisen mit der Beſtimmung, damit Schaugegenſtände, namentlich auf dem Gebiete des Schiffsmaschinenwesens und des Schiffbaues, zu beschaffen. Dies konnte nur allmählich geschehen, und als das Museum im Frühjahre 1906 eröffnet wurde, konnten nur wenige Schiffsmaschinenmodelle und nur wenige Modelle zur Veranschaulichung des Schiffbaues aufgeſtellt werden. Aber sie füllten mit den anderen Sammlungen völlig den verfügbaren Raum, und als ein schönes, auf Koſten der kaiserlichen Spende angeschafftes Modell nach dem andern einlief, da mußten diese koſtbaren Objekte aufgeſtapelt werden und

waren selbst für den Fachmann unzugänglich.

Das dem Museum zugewiesene Gebäude des alten chemischen Laboratoriums war zu klein, und lebhafter stellte sich der Wunsch nach größerem Raume heraus. Seine Exzellenz der Herr Kultusminister und Seine Exzellenz der Herr Finanzminister erkannten dessen Berechtigung und überwiesen dem Museum das Nachbargebäude, welches durch den Umzug der Universitätsbibliothek frei wurde. Wenn zwar jenes Gebäude wegen seiner früheren Bestimmung, eine Bibliothek zu beherbergen, seiner Benutzung für Schaustellungen oft wenig günstig ist, so bietet es doch den schwer vermißten, lang ersehnten Raum, welcher gestattet, die aufgesammelten Schätze zu zeigen. Nunmehr ließ sich auch auf die Aufgabe zurückkommen, die Bedeutung der Schiffahrt im Museum zu verkörpern. Material dafür hatte sich bereits im Laufe der Jahre angesammelt; jetzt, wo ihm ein Saal eingeräumt werden konnte, ließ es sich unschwer vermehren, und zwar, wie in der Denkschrift über die Begründung und Ausgestaltung des Museums vorgesehen, als Geschenk oder Leihgabe. Heute stellt sich die Abteilung »Schiffahrt« als eine der imposantesten des Museums dar; ihr Inventarwert beläuft sich heute auf 225000 Mark, und davon entfällt nur der fünfzehnte Teil auf Anschaffungen aus den Mitteln des Museums. Geschenke und Leihgaben im Werte von nicht weniger als 84000 Mark kamen ihr allein im laufenden Jahre zu. Das von Seiner Majestät dem Kaiser und König gegebene Beispiel einer Förderung des Museums durch eine große Spende hat bei Schiffswerften und Reedereien kräftigen Nachhall gefunden. So steht denn heute der glänzenden Veranschaulichung der Entwicklung der deutschen Kriegsflotte in der Reichs-Marine-Sammlung eine nicht minder reiche Darstellung der deutschen Handelsflotte, des deutschen Schiffbaues und des deutschen Schiffsmaschinenbaues gegenüber, und außerdem hat das Museum in charakteristischer Abweichung von den Marinemuseen anderer Staaten Sammlungen, welche der Meeresforschung und der Meeresnutzung durch Fischerei gewidmet sind.

Gerade diese Zusammenfassung, in der ein Gedanke v. Richthofens verwirklicht wird, hat dem Museum viele Freunde zugeführt, und seitdem es eröffnet worden ist, sind ihm in seiner Gesamtheit Geschenke und Leihgaben im Werte von beinahe 300000 Mark zugeflossen. Allen den Gebern und Spendern wiederhole ich heute meinen herzlichsten Dank. Gleichzeitig danke ich auch dem Herrn Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts, Exzellenz von Tirpitz, für die große Förderung, welche das gesamte Museum durch zielbewußte Ausgestaltung der Reichs-Marine-Sammlung erfahren hat. Ehrerbietigen Dank richte ich ferner an Seine Exzellenz den Herrn Kultusminister für die stete Fürsorge, die er und seine Herren Räte dem Museum haben angedeihen lassen, sowie an Seine Exzellenz den Herrn Finanzminister für Zuweisung des Hauses sowie außerordentlicher Zuschüsse zur Vermehrung des Museums. Endlich danke ich erneut Seiner Majestät für die hochherzige Spende zur Ausgestaltung der Schiffsmaschinen- und Schiffbau-Sammlung des Museums, denn erst heute läßt sich zur Schau bringen, was durch sie hat erreicht werden können. Vierfältig ist der Dank, den ich ausspreche. Das Museum, so wie es heute dasteht, erscheint als ein Werk von Preußen und Reich, von Kaiser und Volk.

Aber es hat nicht bloß Förderung erfahren durch Leihgaben und Geschenke, sondern auch vielfach durch Rat und Tat. Es hat sich eines freiwilligen Beirates von Mitarbeitern zu erfreuen gehabt, auf den es stolz sein kann. Den Moment der Eröffnung der erweiterten Sammlung hat daher Seine Exzellenz der vorgeordnete Herr Minister für den richtigen erachtet, aus diesem freiwilligen Beirat jene ständige Einrichtung hervorgehen zu lassen, welche das Statut des Instituts voraussieht, und an das Museum Vertreter jener Kreise zu fesseln, welche gleiche Ziele verfolgen wie Institut und Museum. Auf das herzlichste begrüße ich denn heute den zum ersten Male versammelten Beirat des Museums für Meereskunde. Ich danke Ihnen, hochgeehrte Herren, für die durch Ihr Erscheinen bekundete Sympathie für dasselbe. Ich hoffe, daß ein Rundgang durch das Museum in Ihnen das Gefühl erweckt, mit einer Schöpfung verknüpft zu sein, die Ihr förderndes Wohlwollen und Ihren erfahrenen Rat verdient. Aber Sie werden vielleicht auch den Eindruck erhalten, daß augenblicklich große Opfer an Zeit und Kraft von Ihnen nicht verlangt werden; denn Sie werden das Museum in seiner erweiterten Gestalt genau ebenso finden, wie in seiner früheren, nämlich gefüllt bis zum äußersten, obwohl keineswegs alle Aufgaben in Angriff genommen worden sind, die das Statut dem Museum setzt. Kaum ist der Versuch gemacht zu zeigen, wie die Schiffahrt historisch geworden. Dem kräftigenden Wassersport ist kein Raum zugewiesen. Es konnte noch nicht unternommen werden, die Nutzbarmachung des Meeres für die Gesundheit zu veranschaulichen. Seemannsberuf, Seemannsleben, Wohlfahrtseinrichtungen, die das Statut nennt, sind im Museum nicht vertreten. Noch bleiben hier Seehandel und Weltwirtschaft darzustellen. Kurz, es sind der Aufgaben noch viele, die zurückgestellt werden mußten. Sie werden erst in Angriff genommen werden können, wenn das Museum ein eigenes für seine Zwecke berechnetes Gebäude erhalten wird. Bis dahin müssen wir uns behelfen, und fortfahren, im bisherigen Rahmen Tüchtiges zu leisten.

Die Ausgestaltung des Museums hat alle Kräfte, welche in seinem Hause wirken, in den letzten Monaten gänzlich beherrscht und zu ansehnlichen Leistungen angespornt. Die wissenschaftlichen Beamten haben ganz oder teilweise auf ihren Urlaub verzichtet, um die Erweiterung des Museums anhaltend fördern zu können, und nicht minder angestrengt sind die anderen Beamten tätig gewesen. Allen danke ich auf das wärmste für die geleistete hingebende und aufopfernde Arbeit. Es darf sie mit Stolz erfüllen, daß sich der Einzug in das angegliederte Gebäude in wenigen Monaten vollziehen konnte, und daß dem Besucher am Tage der Eröffnung des erweiterten Museums ein — wenn auch kurz gehaltener — Führer in die Hand gedrückt werden kann.

Auf die oft stürmisch drängende Arbeit wird nun eine Zeit ruhigen Wirkens folgen, als deren wichtigste Aufgabe ich die wissenschaftliche Durcharbeitung der gesammelten Schätze bezeichnen möchte. So viele einzelne Gruppen, wie im Museum vorhanden sind, so viele Themata für einzelne Monographien sehe ich gegeben, und zahlreich sind die Richtungen, in welchen sich die Untersuchung noch zu vertiefen hat. Hat die Erweiterung des Museums museale Aufgaben in den Vordergrund gerückt, und die jung

eingetretenen Kräfte vor eine Reihe von Aufgaben geſtellt, die kein akademischer Unterricht behandelt, so wird die kommende, voraussichtlich ruhigere Zeit mehr der wissenschaftlichen Tätigkeit gewidmet werden können.

Das Museum für Meereskunde iſt ein Teil der Aufgaben, welche das Inſtitut für Meereskunde zu pflegen hat. Seitdem das Museum eröffnet worden iſt, iſt das Inſtitut als Lehranſtalt der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin syſtematisch ausgeſtaltet worden. Der Unterricht in der Meereskunde hat eine Stätte gefunden, und eine zweite iſt wirtschaftlichen Fragen bereitet worden. Ein feſtes Abkommen mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hat ferner die Möglichkeit geschaffen, daß an deren biologischer Station zu Rovigno durch das Inſtitut Studierende alljährlich in hydrographischen und biologischen Beobachtungen geschult werden. Zum Tage der Eröffnung des Museums bietet das Inſtitut zwei wissenschaftliche Veröffentlichungen: im einen Hefte behandelt Dr. Wendicke die hydrographischen Untersuchungen auf den Feuerschiffen der Nordsee, welche das Inſtitut für Meereskunde im Verein mit der Biologischen Anſtalt auf Helgoland ausgeführt hat; im zweiten Hefte, dem 20., welches das Inſtitut herausgibt, schildert der Kapitän zur See Meuß die Unternehmungen des Königlichen Seehandlungsinſtituts zur Emporbringung des preußischen Handels zur See. So fördert das Inſtitut dieselben Richtungen, die im Museum verbunden sind: die naturwissenschaftlich-geographische und die volkswirtschaftlich-hiſtorische, und gleiches geschieht in den populären Schriften »Meereskunde«, von denen das Inſtitut alljährlich einen Band herausgibt.

Die Meereskunde, die das Inſtitut pflegt, iſt ein Gegenſtück zur Länderkunde, welche die Geographie treibt, und segensreich hat sich für das Inſtitut für Meereskunde seine enge Verbindung mit dem Geographischen Inſtitut der Universität erwiesen, auf welche Ferdinand Freiherr von Richthofen so großes Gewicht gelegt hat. Groß geworden iſt in den letzten Jahren die Zahl der Studierenden der Geographie. Sie haben sich kürzlich zusammengeschlossen zu einer der größten akademischen Korporationen von Berlin. Junge Geographen wenden sich der Meereskunde zu und bearbeiten unter der Leitung der Abteilungsvorſteher die verschiedenſten Probleme. So iſt mir nicht bange um weitere Pflege der Meereskunde in Deutschland: die Jugend wendet sich ihr zu, und wer die Jugend hat, hat die Zukunft!

Zum Kongreß für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft.

Von
Richard Hamann.

Dieser Kongreß war mehr als eine Veranſtaltung mit beſtimmt umrissenem Programm und sachlichen Zielen, deren Resultate sich als wissenschaftliches Ergebnis zusammenfassen ließen, er war eine Programmerklärung, ein Symptom



und ein Manifeſt. Es kommt deshalb auch vielmehr darauf an, feſtzuſtellen, wie weit auf dieſem Kongreß das Pro* gramm ſich durchgeſetzt hatte, als wo* rüber im einzelnen verhandelt wurde. Und da iſt es aufs äußerſte zu be* grüßen, daß das, was man ſonſt als äußere Beigabe hinnimmt, hier beſonders glänzend gelungen war: die feſtlichen Veranſtaltungen, der Empfang mit eini* gen zündenden, ſich bis in die hohe Politik verſteigenden Reden, und ſchließ* lich der äußere Verlauf der Verhand* lungen mit dem ſorgfältig vorbereiteten Programm und den, bis auf wenige Aus* nahmen, auch annähernd eingehaltenen Rede* und Diskuſſionsterminen. Wie ſchon in den Begrüßungsanſprachen hervorgehoben wurde, galt es, einem bisher im Verband der Philoſophie mit* geführten, aber auch dort als Neben* ſache oder überhaupt nicht als Wiſſen* ſchaft anerkannten Wiſſensgebiet, der Äſthetik, und mehr noch, einer wiſſen* ſchaftlichen Richtung im Gebiete der Kunſtforſchung, der Kunſtwiſſenſchaft, die ſich in Gegenſatz zur Kunſtge* ſchichte ſtellt, zur Anerkennung zu ver* helfen. Und was hätte ihnen dazu beſſer verhelfen können als die Tatſache, daß ſich dieſe beiden verwandten Wiſſen* ſchaften als kongreßfähig erwieſen hatten. Der glänzende Verlauf dieſes Kongreſſes hatte den Beweis erbracht.

Wer freilich den wiſſenſchaftlichen Ertrag des Kongreſſes nachprüfen würde, der würde den Skeptikern, die ſich gegen alle geiſteswiſſenſchaftlichen Kon* greſſe ablehnend verhalten, in manchem recht geben müſſen. Was vorgetragen wurde, waren Aufſätze, die man im Kongreßbericht beſſer leſen kann und die, da ſie nicht demonſtriert zu werden brauchten, auch nicht geſprochen zu werden brauchten, wenn ſie nicht auf rhetoriſchen Erfolg rechneten. Immer* hin hätte die anſchließende Diskuſſion den mündlichen Vortrag rechtfertigen können, indem ſie die zu Worte kommen ließ, die auch zu dem Thema etwas zu ſagen hatten. Aber die Be* ſchränkung der Diskuſſionszeit, die im Sinne der Organiſation des Kon* greſſes ſehr wohltätig wirkte, machte die Diskuſſion auch unergiebig und un* intereſſant, da in geiſteswiſſenſchaft* lichen und beſonders ſyſtematiſchen Fragen der unvorbereitete Diskuſſions* redner erſt nach einigen Entgegnungen zur höchſten Präziſion ſeines Stand* punktes zu kommen pflegt. Es ergab ſich auch, daß das Intereſſe der Kon* greßbeſucher den Themen ſich am ſtärk* ſten zuwandte, die am meiſten Stimmung, am wenigſten ſtrenge Wiſſenſchaft zu geben verſprachen. Es waren mehr oder minder doch Vorträge, keine Verhand* lungen.

Worauf es in Wirklichkeit ankommt, iſt aber doch immer, daß man in breiter Öffentlichkeit Äſthetik und allgemeine Kunſtwiſſenſchaft als Erforſchung künſt* leriſcher Tatbeſtände und mit dem An* ſpruch, ſelbſtändige Wiſſenſchaften zu ſein, diskutierte, oder daß die Erkennt* nis, daß ſie es ſeien, unverlier* bares Gut der wiſſenſchaftlichen Orga* niſation verbliebe. Und zwar richtet ſich dieſe Selbſtändigkeitserklärung nach zwei Seiten, gegen Philoſophie und Kunſtgeſchichte. Denn dieſe beiden Disziplinen hatten bis dahin beanſprucht, die eine, das Weſen des »Schönen« im Zuſammenhange mit einem philoſo* phiſchem Syſtem zu deuten, die andere, die künſtleriſchen Tatſachen zu begreifen und wiſſenſchaftlich zu behandeln.

Bei dieſem Anſpruch der Kunſt* geſchichte, alle wiſſenſchaftlichen Fragen, die die Kunſt betreffen, von ſich aus und mit den Methoden der Geſchichts* forſchung löſen zu können, ſpielt die

oberflächliche Ansicht hinein, als sei das künſtlerische Objekt ein dingliches Faktum oder menschliches Erzeugnis wie alle anderen und deshalb jedem so erkennbar und vertraut wie eine menschliche Handlung oder ein natürliches Objekt. Aber auch die andere, ebenfalls sehr oberflächliche, als sei Geschichte nur eine beſtimmte Methode der Feſtſtellung von Tatsachen, die in die Vergangenheit zurückreichen, und nicht vielmehr Geschichte selber eine beſtimmte Art von Tatsächlichkeiten gegenüber den Geschehnissen der Naturwissenschaft, eben die Werdegänge eines Subjekts. Mit der Tatsache, wie etwas geworden iſt, hat es die Geschichte als Wissenschaft zu tun. Die Dinge selber, soweit sie geschichtliche Subjekte sein können, haben ihre Geschichte.

So iſt denn die Wissenschaft von den Exemplaren, Arten, Gattungen und gegenseitigen Verhältnissen eines Gebietes eine durchaus eigene und in ihrer Methode selbſtändige gegenüber der, die die Werdegänge solcher Tatsachen und Arten oder Typen solcher Werdegänge beschreibt. So fällt es doch niemand ein, die Wissenschaft von dem Syſtem politischer Funktionen mit der Geschichte, die Taktik mit Kriegsgeschichte zu identifizieren. Und in der Nationalökonomie sind Geschichte der Volkswirtschaft und Syſtem der ökonomischen Funktionen als verschiedene, meiſt auch in ihren Vertretern gesonderte Forschungsrichtungen schon lange anerkannt. In der Naturwissenschaft wird eine Geschichte der Welt, soweit sie überhaupt in dem Rahmen einer Naturwissenschaft möglich iſt, als ein besonderes Unternehmen gewürdigt werden, das aber unbedingt eine Kenntnis des faktischen Naturzusammenhanges voraussetzt. Immer also geht in einem beſtimmten Gebiet von Tatsachen die Erforschung des syſtematischen Aufbaues und Zusammenhanges der besonderen Tatsächlichkeiten ihrer Geschichte voraus oder nebenher. Wie kommt es dann, daß im Gebiete der künſtlerischen Tatbeſtände einer Forschungsrichtung, die das Wesentliche dieser Tatbeſtände erkennen, den Umkreis der Arten und Gattungen beſtimmen, die Beziehungen zwischen ihnen feſtſtellen will, daß dieser die Exiſtenzberechtigung abgesprochen wird.

Offenbar aus der Doppelſtellung des Kunſtwerkes, neben dem Träger eines künſtlerischen Tatbeſtandes zugleich ein Ding wie andere, ein Naturobjekt oder deren Abbild und Produkt einer menschlichen Handlung, ein Werk, wie viele andere, zu sein, so daß man sich mit der Feſtſtellung dieser beiden Seiten begnügte und deren Werden geschichtlich verfolgte. Da bedurfte es denn keiner besonderen Unterweisung, um sich in diesen Tatsachen zurechtzufinden. Es genügte die Vorbereitung durch das Leben, die Kenntnis der Natur und zuweilen etwas Einsicht in spezielle handwerkliche Techniken.

Mit der Vergleichung des dinglichen Inhaltes und der Untersuchung des Vorganges der Produktion glaubte man das Künſtlerische erkannt zu haben, obwohl doch dabei von dem spezifisch Künſtlerischen gar nicht die Rede zu sein brauchte. Daß aber die Bildlichkeit eines Spiegelbildes einen anderen Sinn hat als die Bildlichkeit im Kunſtwerk, daß die Tatsachen der Illuſtration, der Repräsentation, der Dekoration, des anschaulichen äſthetischen Erlebnisses erſt gewissen Inhalten eine andere als naturwissenschaftliche Bedeutung geben, daß erſt in Beziehung zu diesen Begriffen eine spezifisch künſtlerische Richtung sowohl das menschliche Schaffen gewinnt, wie das im Bilde Objektivierte,

das selber zunächst rein natürlich, politisch, religiös, ethisch sein kann, alles das sollte nicht eine Fülle von Problemen aufrollen, die systematisch behandelt werden müssen, und die mit Geschichte nichts zu tun haben, vielmehr neue, bisher nicht gekannte oder verkannte Subjekte erst der historischen Betrachtung begrifflich nahe bringen wollen? Dabei fällt besonders ins Gewicht, daß nun mit der Richtung auf diese spezifisch künstlerischen Beziehungen auch die Auffassung schon der Erscheinungen, die Synthese der bloßen Sinneseindrücke eine ganz andere werden kann als in der Naturauffassung, und Erscheinungen eine Bedeutung gewinnen können, die sie in der natürlichen Weltauffassung nicht haben. Man denke nur daran, wie in einer ein ästhetisches Farbenerlebnis vermittelnden Darstellung von Früchten die Farbenzusammenhänge alle Aufmerksamkeit beanspruchen, und die Erkenntnis der — es sei vorausgesetzt — undeutlich dargestellten Früchte garnicht angestrebt wird, während in der natürlichen Auffassung die Aufmerksamkeit ganz auf die Erkenntnis der Dinge gerichtet ist. So liefert in dem einen Fall derselbe sinnliche Tatbestand eine positive künstlerische Synthese, die mit dem Begriff des Farbig-Symphonischen etwa zu beschreiben wäre, im anderen Falle eine negative, die mangelnde Deutlichkeit erkennbarer Dinge.

Wie notwendig aber eine solche Wissenschaft und Systematik künstlerischer Tatbestände ist und die Ergründung eines Aufbaues von Begriffen, die der Beschreibung des spezifisch Künstlerischen in auch anders zu deutenden Erscheinungskomplexen dienen, das beweist die Tatsache daß über die allgemeinsten Fragen dieser Art noch keine Einigung besteht, und jeder die Begriffe des Malerischen, Plastischen in einem andern Sinne gebraucht, daß das Monumentale mit dem Dekorativen verwechselt wird, und das Wesen der intimen Malerei noch ungeklärt ist. Nun wird sich eine solche Wissenschaft nicht anmaßen, der Kunstgeschichte vorzuschreiben, nur die Geschichte künstlerischer Objektivationen zu schreiben.

Nach wie vor muß es der Geschichtsforschung, die sich mit Werken der Kunst beschäftigt, überlassen bleiben, ihr historisches Interesse nach eigenem Ermessen oder offenen Fragen ihrer Wissenschaft zu richten. Nur das muß mit aller Entschiedenheit betont werden, daß es eine Geschichte der spezifisch künstlerischen Ausdrucksweisen nicht geben kann, oder daß sie im Finsteren tappt, ehe nicht diese systematisch erkannt werden. Vorläufig haben wir kunstgeschichtliche Werke in Mehrzahl, in denen das Wort Kunst überhaupt nicht vorzukommen brauchte, man denke nur an die vielen architekturgeschichtlichen Untersuchungen, die von Architekten vorgenommen sind, an die Kunstgeschichten, wo sich statt der Beschreibung des Künstlerischen das Urteil über Kunst in Ausdrücken des Gefallens und Bewunderns kundgibt, aber doch erst nachgewiesen werden müßte, ob diese auch dem spezifisch Künstlerischen im Kunstwerk gelten. Mit der Beschreibung des Inhaltes, Konstatierung dinglicher Ähnlichkeiten mit anderen Kunstwerken, Festlegung der Chronologie, Schilderung der Wirkung auf die Zeitgenossen und der Folgeproduktion ist meist die kunsthistorische Arbeit erschöpft.

Ähnliche Gedankengänge wie diese bildeten auch die Problemstellung des vorzüglichen Dessoirschen Vortrags. Aber schon hier mußte man einen Mangel an Entschiedenheit in der Durch-

setzung des Programms dieses Kongresses konſtatieren. Denn um diesen Vortrag und dies Thema mußte sich alles andere gruppieren. Dieser Vortrag hatte keinen Titel, nannte sich Eröffnungsrede und blieb ohne Diskussion. Dann wurde das Thema noch zweimal behandelt, aber in die philosophische Sektion verwiesen, also vor eine Hörerschaft, von der man annehmen konnte, daß sie am eheſten geneigt sei, die Forderung einer selbſtändigen Äſthetik und Kunſtwissenschaft anzuerkennen, während die Vertreter der kunſtgeschichtlichen Disziplinen, mit denen eine Aussprache grade über dies Thema herbeigeführt werden mußte, gleichzeitig über andere Themen verhandelten. Nicht als ob diesem Thema ein größeres Publikum zu wünschen gewesen wäre. Die Beteiligungsziffer war im Interesse der äußeren Wirkung des Kongresses angenehm, für die sachliche Behandlung waren es schon in jeder Sektionssitzung zu viel.

Der Einwand, der von kunſtgeschichtlicher Seite gegen die allgemeine Kunſtwissenschaft gemacht wird, geht meiſt dahin, daß damit die Kunſtgeschichte in das Fahrwasser der Philosophie, d. h. der Äſthetik gerate und an Stelle exakter Forschung fruchtlose Spekulation setze. Wie verhält es sich aber mit der Verknüpfung von allgemeiner Kunſtwissenschaft, Äſthetik und Philosophie? Zunächſt begegnet die Äſthetik von seiten der Philosophie einem ähnlichen Mißtrauen wie von seiten der Kunſtgeschichte, und ebenso würde es kunſtwissenschaftlichen Untersuchungen gehen. Rein äußerlich macht sich das fühlbar bei den Schwierigkeiten, die im Lehrbetrieb derjenige findet, der auf Grund äſthetischer oder kunſtwissenschaftlich[illegible] Arbeiten in ihm einen Platz such[illegible] [illegible]aran iſt nicht schuld, daß man Äſthetik und allgemeine Kunſtwissenschaft als besondere und selbſtſtändige Wissenschaft einschätzt, denn das würde für die Psychologie — besonders die experimentelle — in viel höheren Graden gelten, sondern daß man hier den Einfluß künſtlerischer Auffassung als gefährlich für die Strenge wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis hält. Tatsächlich muß sich aber die allgemeine Kunſtwissenschaft und, vorausgesetzt, daß eine Syſtematik äſthetischer Tatsächlichkeiten möglich iſt, auch die Äſthetik aus dem Verbande der Philosophie im eigentlichen Sinne lösen, wenn sie eine selbſtändige Wissenschaft werden will. Denn auch die Naturwissenschaft rechnet sich doch nicht zur Philosophie, wenn sie ihr Gebäude von Tatsachen und Gesetzen der Natur aufſtellt. Für die Philosophie bliebe dann gegenüber der allgemeinen Kunſtwissenschaft wie gegenüber allen anderen Einzelwissenschaften die letzte, umfassendſte Synthese, etwa im Sinne einer Kulturphilosophie, oder die Prüfung der erkenntnistheoretischen Grundlagen für die besonderen Inhaltsgebiete, im Sinne der kritischen Philosophie, die Beantwortung der Frage also, unter welchen Bedingungen der Auffassung ein Erscheinungskomplex naturwissenschaftliche, äſthetische oder künſtlerische Tatsache wird.

Die Wirkung, die man dem Kongreß wünschen würde, iſt die, daß nun die Diskussion über die obigen Forderungen der Anerkennung der allgemeinen Kunſtwissenschaft als selbſtändigen wissenschaftlichen Forschungsgebiets nicht mehr von der Tagesordnung verschwinde, zugleich aber auch die praktische, daß die Kunſtwissenschaft als selbſtändiges Forschungsgebiet im Hochschulunterricht sich immer mehr ihren Platz erobere. Diese letztere Frage iſt

auf dem Kongreß nicht diskutiert, obwohl sie am ehesten sich zu Verhandlungen eignete, vielleicht ist sie aber diejenige, die am wenigsten reif ist zur Erörterung. Einige Punkte seien auch darüber hier vorgebracht. Das Verhältnis der allgemeinen Kunstwissenschaft zur Kunstgeschichte macht eine Bestimmung über die Beteiligung der geistigen Arbeiter auf diesen Gebieten nötig. Wenn aber die allgemeine Kunstwissenschaft eine Systematik von Begriffen künstlerischer Tatbestände entwirft, so liefert sie der Kunstgeschichte, die eine Geschichte künstlerischer Objekte schreiben will, die Begriffe, diese künstlerischen Objekte zu beschreiben. Natürlich muß sich der Historiker bei der Anwendung eines solchen Begriffes auf ein historisches Faktum über die Bedeutung des Begriffes klar sein, aber es ist nicht nötig, daß diese Begriffe von ihm selber aufgestellt, und die in ihm enthaltenen Beziehungen von ihm selber definiert seien, sowenig wie etwa ein praktisch arbeitender Chemiker an der Systematik chemischer Begriffe und Formeln beteiligt zu sein braucht. Andererseits ist es für den Systematiker notwendig, seine Begriffe und seine Systeme auf der breitesten Basis erreichbarer künstlerischer Tatsachen aufzubauen, ohne daß ihm zugemutet werden müßte, sich diese Tatsachen selbst auf dem Wege historischer Forschung verschafft und durch die Beziehung zu der geistigen Verfassung der historischen Zeitlage interpretiert zu haben. Hier scheiden sich nicht nur verschiedene Forschungswege, von denen jeder das Material fertig bearbeitet vom andern empfängt, um damit zu arbeiten, sondern, was wichtiger ist, auch verschiedene Geistesrichtungen. Nicht immer ist der systematisch gerichtete Kopf fähig, sich durch das verschlungene Gestrüpp der Quellen zum glaubwürdigen historischen Faktum und der richtigen Chronologie durchzuarbeiten oder den historischen Zusammenhang zu erkennen und darzustellen, und noch seltener ist der historisch gerichtete Forscher imstande, von der Beschreibung und Interpretation der historischen Tatsache zu den Verallgemeinerungen und Beziehungen eines Begriffssystems fortzuschreiten. Hier sind also verschiedene Interessensphären, die auch verschiedene Vertreter bedingen können, wie es z. B. in der Nationalökonomie üblich ist, wenn auch natürlich das fruchtbarste Ineinanderarbeiten beider selbständigen Gebiete dort zu erwarten ist, wo durch Personalunion die Gewähr gegeben ist, daß die Generalisationen der allgemeinen Kunstwissenschaft nicht leichtsinnige Konstruktionen ohne Kenntnis des Materials sind, die historischen Zusammenhänge wirklich auf Kenntnis der künstlerischen Tatbestände und dem sinnvollen Gebrauch der Begriffe beruhen. Es ist nicht uninteressant, daß von den großen Universitäten Wien als erste eine Verteilung des kunstgeschichtlichen Forschungsgebietes nach der streng historischen und der mehr systematischen Seite hin vorgenommen hat, indem unter Strzygowskis Leitung ein Seminar eingerichtet wurde, das seine Hauptaufgabe in der systematischen Abteilung sieht. (Siehe die »Geisteswissenschaften«, Heft 1 S. 12 ff.). Die Systematik, die hier für die Erforschung der Kunst aufgestellt ist: 1. Material und Technik, 2. Gegenstand (in den angewandten Künsten der Zweck), 3. Gestalt, 4. Form und 5. Inhalt verbürgt freilich nicht, daß hier wirklich eine Systematik künstlerischer Tatbestände im oben ausgeführten Sinne zu ihrem Rechte kommen wird, und

läßt deshalb eine allgemeine Kunſtwissenschaft um so dringender erforderlich erscheinen.

Eins wäre noch zu fragen, ob allgemeine Kunſtwissenschaft etwa in dem Sinne zu verſtehen sei, daß es allgemeinſte Fragen der Kunſt überhaupt, d. h. also das Gemeinsame aller Künſte zu behandeln habe. Sicherlich liegen hier eine Reihe von interessanten und schwierigen Problemen vor, wie ja der Begriff der Kunſt überhaupt oder die in allen Künſten gleichmäßige Beziehung zur äſthetischen Auffassung. Das aber zur Grundlage eines besonderen Faches zu machen, würde sich kaum empfehlen, da diese Fragen mehr für einen auf die letzten Verallgemeinerungen, d. h. auf die Philosophie gerichteten Geiſt interessant sind, als für eine das ganze Tatsachenmaterial zu brauchbaren Begriffen verarbeitende Kunſtforschung.

Die oberſten Begriffe pflegen auch die leerſten zu sein und gewinnen erſt Leben, wenn sie zu den großen Synthesen aller geiſtigen Verhaltungen in Beziehung gesetzt werden. Das aber sei einem umfassenden, schöpferisch-synthetischen Geiſt vorbehalten, der durch keine wissenschaftliche Methode eines Faches ersetzt werden kann.

Wie ſteht es nun mit dem Erfolg des Kongresses nach der ideellen und praktischen Seite hin in bezug auf das Problem einer selbſtändigen Kunſtwissenschaft? Und da scheint mir, daß der glänzenden Leitung des Kongresses vorzuwerfen iſt, daß sie alle Reibungsflächen zu sehr vermieden habe, indem sie die Diskussion des Hauptproblems, besonders auch nach der praktischen Seite hin zu sehr beiseite ſtellte. Doch mögen da Politiker anderer Meinung sein. Denn einen Erfolg, einen großen Erfolg hat der Kongreß unſtreitig gehabt. Es ergab sich am Schluß in der geschäftlichen Sitzung der allgemeine Wunsch, den Kongreß zur dauernden Einrichtung eines internationalen Kongresses zu erheben. Eine einzige Stimme erhob sich dagegen, sie wurde ohne Gegengründe zum Schweigen gebracht, und ihr das Wort, wenn nicht entzogen, so beschnitten. Man bewarb sich von Frankreich her für Paris und von Öſterreich her für Wien um den Kongreß. Die Mehrsprachigkeit, die bei dem erſten Kongreß ausdrücklich ausgeschlossen war, um die Verhandlungen und die Diskussionen gedeihlicher zu machen und eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft herzuſtellen, wurde beschlossen. Werden nun nicht diejenigen recht behalten, die dem Kongreß fern blieben, weil sie prinzipielle Gegner aller geiſteswissenschaftlichen Kongresse sind, wie Heinrich Wölfflin, oder die ihre Mitarbeit am Zuſtandekommen dieses, wie sie glaubten, erſten und einzigen Kongresses seiner besonderen Mission wegen zur Verfügung ſtellten, aber dem Kongreß selbſt fern blieben, wie Max Herrmann? Wird es nicht diesem Kongreß wie anderen geiſteswissenschaftlichen gehen, daß sich die Jüngſten vordrängen, daß man aneinander vorbeiredet, und die fehlen, die zu hören sich lohnt, und wofür ein Kongreß ein — wenn auch wenig taugliches Mittel sein könnte. In zweijährigem Turnus soll der Kongreß für Äſthetik und allgemeine Kunſtwissenschaft sich wiederholen, als ob nun aus diesem Kongreß die Sache, die es zu vertreten galt, als fix und fertig hervorgegangen sei, ein Kind, das ohne Schmerzen geboren. Nun, die Kritik dieses Beschlusses lieferten die Herren selbſt, die am heftigſten für die Wieder-

holung eingetreten waren, es waren ein Hiſtoriker, ein Prähiſtoriker und ein glänzender Feſtredner. Der Hiſtoriker verlangte, daß der Kongreß ein solcher für vergleichende Kunſtgeschichte sein sollte, also ein Kongreß, der, da es sich um Demonſtration eines von verschiedenen Forschern herbeigeführten Materiales handeln würde, seinen Zweck wohl erfüllen würde. Es war Lamprecht, der den Vorschlag machte, und der auch eine vergleichende Ausſtellung primitiver Kunſterzeugnisse von Kindern, Wilden und Urvölkern für den Kongreß veranſtaltet hatte, die sehr inſtruktiv war. Nur mit dem Programm eines Kongresses für allgemeine Kunſtwissenschaft hat die vergleichende Kunſtgeschichte nichts zu tun, nicht mehr als die Kunſtgeschichte überhaupt. Die anderen Herren suchten — offenbar aus einer geheimen Abneigung gegen das Syſtematisieren heraus — wenigſtens diese, die Kunſtgeschichte, in den Kongreß hineinzubringen, der nun Kongreß für Äſthetik, allgemeine Kunſtwissenschaft und Kunſtgeschichte heißen sollte, obwohl es einen internationalen kunſtgeschichtlichen Kongreß längſt gibt. Wird da nicht die Grenze zwischen allgemeiner Kunſtwissenschaft und Kunſtgeschichte immer mehr verwischt werden, wenn diejenigen die Führung nach außen hin in die Hände bekommen, die innerlich am wenigſten mit der Sache selbſt verbunden sind. So muß es nachträglich als eine schwere Unterlassungssünde empfunden werden, daß die leitende Idee des Kongresses nicht mit aller Schärfe in den Mittelpunkt geſtellt wurde, und ſtatt der Trennungslinie zwischen Hiſtorie und Syſtematik der künſtlerischen Tatbeſtände immer nur die Verſtändigung zwischen den Vertretern der beiden Forschungsgebiete betont wurde.

Da bleibt faſt den Gegnern eines Kongresses nichts anderes übrig, als einen neuen Kongreß für Äſthetik und allgemeine Kunſtwissenschaft für notwendig zu halten. Freilich müßte dieser alles das nachholen, was der erſte versäumt hat.

Der zweite Kongreß wird in Wien ſtattfinden, der Stadt, deren Vertreter auf dem Kongreß das Bedürfnis nach Einbeziehung der Kunſtgeschichte geäußert hatte und von wo soeben eine »Methode der Kunſtgeschichte«*) kommt, die die schärfſte Absage an jede selbſtändige Kunſtwissenschaft und zugleich die ſtärkſte Verkennung ihrer besonderen Aufgaben bedeutet, wo ferner die Kunſtgeschichte bisher an ein allgemein hiſtorisches Inſtitut gebunden war, und so das Tatsachenmaterial der Kunſt ganz für hiſtorische Aufgaben und Untersuchungsmethoden reserviert wurde. Was daneben an syſtematischer Arbeit geleiſtet worden iſt, besonders durch eine schöpferische Persönlichkeit wie Alois Riegl, betrifft doch in erſter Linie das hiſtorische Verhältnis beſtimmter Zeiten zu ihrer Kunſt, weniger die Syſtematik künſtlerischer Inhalte. Wird da die Gegenpartei, die der Syſtematik ſtärker geneigt iſt, den Widerſtand gegen eine allgemeine Kunſtwissenschaft überwinden, wo sie doch auch, wie wir wissen, gegen alle Äſthetik eingenommen iſt, deren Anwendung auf ihre Fragen die allgemeine Kunſtwissenschaft nicht entbehren kann, auch wenn sie nicht, wie auf dem Kongreß von Utitz betont wurde, mit ihr zusammenfällt. Und nun hat noch dazu neuerdings Strzygowski die Leitung des Kongresses aus der Hand gegeben. Das Programm dieses Kongresses wird lehren, wie weit die Kunſt-

*) H. Tietze, Methode der Kunſtgeschichte, Leipzig, 1914.

wissenschaft auf ihm zu ihrem Recht kommen wird. Der dritte Kongreß soll in Paris ſtattfinden. Wird da nicht der Kongreß immer äſthetischer und künſtlerischer werden, anſtatt methodischer und wissenschaftlicher?

Wir werden Kongresse haben, aber — auch eine allgemeine Kunſtwissenschaft?

Die Entwicklung der Luftfahrzeuge zum Kriegsmittel.

Von

Karl Bahn.

C. Luftschiffe und Flugzeuge als Kriegsmittel.

Die unerwartet schnelle und großartige Entwicklung der Luftfahrzeuge hat letztere in zunehmendem Maße als Kriegsmittel wertvoller gemacht, indem die Aufgaben, die sie mit Erfolg und besser als die bisherigen Mittel lösen können, vielseitiger und bedeutungsvoller geworden sind.

Anfangs nur als Verkehrs- und Beobachtungsmittel gedacht, sind sie bereits ein hochgeschätztes Erkundungsmittel geworden und ſtehen im Begriff, Angriffswaffe zu werden.

Schnelle und zuverlässige Erkundung iſt die notwendigſte Grundlage für die Entschlüsse und Entscheidungen im Kriege. Und gerade die Luftfahrzeuge eignen sich dazu wegen ihrer Geschwindigkeit und ihrer Unabhängigkeit vom Gelände, so daß sie kein Flußlauf, kein Gebirge, kein Sumpf, kein Sperrfort und auch keine verschleiernde Kavallerie am Vordringen und Einsichtnehmen hindern können. Deshalb fällt ihnen im Feld-, Feſtungs- und Seekriege die ſtrategische und taktische Erkundung zu. Gleich zu Beginn eines Krieges sollen sie durch Fahrten weit in das feindliche Land hinein die Absichten des Gegners über den Aufmarsch seines Heeres und seine vermutlichen Angriffspunkte aufklären. Ansammlungen großer Truppenmassen an beſtimmten Punkten, Truppenbeförderungen auf der Eisenbahn und Marschbewegungen geben hierfür Anhaltspunkte. Die Verſtärkung der Befeſtigungen an der Grenze und der Bau neuer Batterien sind feſtzuſtellen. Mit dieser ſtrategischen Erkundung iſt die Störung der feindlichen Mobilmachung zu verbinden. Die empfindlichſten Teile der Eisenbahnen, Tunnels, Brücken, Bahnhöfe, Lokomotivschuppen, Gasanſtalten, elektrische Zentralen, sodann Luftschiffhallen, Flugzeugschuppen, Magazine und Depots sind, soweit die Luftfahrzeuge hierzu imſtande sind, zu zerſtören. Für diese Aufgaben eignen sich Luftschiffe mit großem Aktionsradius, weitreichender drahtloser Telegraphie und großer Tragfähigkeit am beſten, da sie weite Fahrten ohne Unterbrechung machen und genügende Mengen von Geschossen und Sprengſtoffen bei sich führen können, um widerſtandsfähige Ziele zu zerſtören. Flugzeuge sind wegen ihres geringeren Aktionsradius und geringerer Tragfähigkeit dazu weniger befähigt.

Für die taktische Nachaufklärung durch Ermittlung der Stellung des Feindes oder seiner Anmarschrichtung, der Zahl und Zusammensetzung der Truppen, der Aufſtellung von Reserven und durch Erkundung befeſtigter Stel-



lungen und der Stärke ihrer Verteidigung sind Luftschiffe mit kleinem Aktionsradius zu verwenden, die nicht in dem Maße wie Starrschiffe von festen Hallen abhängen, sondern in Behelfsschuppen in der Nähe der Truppe untergebracht und gemäß ihrer Bauart leicht zerlegt und fortgeschafft werden können. An ihre Stelle treten mit zunehmender Vervollkommnung die Flugzeuge, da sie die meisten dieser Aufgaben ebenso gut, schneller und leichter zu lösen vermögen. Für den Ersatz der Luftschiffe durch Flugzeuge spricht noch das wiederholte Aufstellen und Abbrechen der Hallen, das nach französischen Angaben jedesmal 16 000 M. gekostet haben soll, und die große Anzahl Soldaten, etwa 300, die zum Aufsteigen und Bergen eines Luftschiffes erforderlich sind. Die Luftschiffe müssen die Fühlung mit dem zurückgehenden Gegner unter allen Umständen erhalten. Auf dem durch die Verwendung großer Truppenmassen räumlich immer mehr ausgedehnten Schlachtfelde müssen vornehmlich die Flugzeuge für die Verbindung zwischen den Führern untereinander und mit ihren Truppen sorgen. Je weniger bei der »Leere des Schlachtfeldes« von den Truppen zu sehen ist, um so wichtiger werden die Erkundungen durch Luftfahrzeuge von oben. Eine weitere sehr wesentliche Aufgabe, hauptsächlich der Flugzeuge, ist die Erkundung verdeckt aufgestellter Batterien und die Mithilfe beim Einschießen der Artillerie. Bei der großen Zahl von Batterien ist es eher möglich, eine genügende Anzahl von Flugzeugen als von Luftschiffen verfügbar zu machen.

Diese dreiteilige Verwendung der Luftschiffe sprach sich deutlich aus in der Einteilung der französischen Luftflotte in Kreuzer mit einem Gasraum über 8000 cbm für die strategische Aufklärung, in Aufklärer mit einem solchen von 6—8000 cbm für die taktische Nachaufklärung und in Beobachter unter 6000 cbm. Diese letztere Gruppe soll mit Rücksicht auf die Leistungen der Flugzeuge in Zukunft fortfallen.

Im Festungskriege leisten die Luftfahrzeuge sowohl dem Angreifer als auch dem Verteidiger durch Erkundung und Aufklärung in gleicher Weise wertvolle Dienste. Aus ihren Meldungen bestimmt der erstere die Angriffsfront, der letztere schließt daraus auf die mutmaßlishe Angriffsfront. Die Luftfahrzeuge werden Lage und Armierung der Batterien, Lage der Parks und Depots, Anmarschrichtung, Zahl und Stärke der Kolonnen erkunden und wie im Feldkriege beim Schießen der Artillerie mitwirken. Sie allein sind imstande, den Verkehr einer vollständig eingeschlossenen Festung mit der Außenwelt zu unterhalten und dadurch auch ein Zusammenwirken von Feldheer und Besatzung zu gewährleisten. Für diesen Zweck und für weitgehende Erkundungen kann der Verteidiger die Luftschiffe nicht entbehren, obwohl dessen Hallen als erwünschtes Ziel leicht der Zerstörung durch den Angreifer anheimfallen können. Dieser wird eher mit Flugzeugen allein auskommen können.

Im Seekriege sollen die Luftfahrzeuge die Zusammenziehung, den Aufenthalt und die Bewegung der feindlichen Schiffe möglichst frühzeitig ermitteln und dürfen dann die feindliche Flotte nicht mehr aus den Augen lassen. Vermöge ihrer großen Beobachtungshöhe, ihrer unbedingten Unabhängigkeit vom Fahrwasser und von Minensperren sowie vermöge ihrer wesentlich größeren Geschwindigkeit als die der Seeschiffe sind sie zur Erkundung der feindlichen Schiffe, Unterseebote, Minensperren, Fahrwasser und Küstenbefestigungen im hohen

Maße befähigt. Sie sind auch berufen, die Verbindung zwischen den einzelnen Geschwadern und Flotteneinheiten sowie den Küſtenſtationen zu unterhalten und können bei Regelung des Artilleriefeuers entscheidend mitwirken. Solange es noch keine völlig kriegsbrauchbaren Wasserflugzeuge gibt, fallen alle diese Aufgaben im Seekriege den Starrluftschiffen mit großer Geschwindigkeit und großem Aktionsradius allein zu.

Flugtechnisch können die Luftfahrzeuge schon jetzt diesen Anforderungen genügend gerecht werden. Ebenso genügt ihre Tätigkeit als Erkundungs- und Beobachtungsmittel, obwohl sie durch die Sichtigkeit der Luft beeinflußt wird und unter Umſtänden auch gänzlich ausgeschaltet werden kann. Aber auch Kavallerie und Aufklärungsschiffe können bei ſtarkem Regen und Nebel nicht beobachten. Bei günſtiger Witterung sind durch die Luftfahrzeuge so überraschend günſtige Erfolge erreicht worden, wie sie die Kavallerie niemals erringen kann. Durch die große Beobachtungshöhe erweitert sich der Gesichtskreis. Von 500 m Höhe aus hat der Horizont einen Halbmesser von 74 km, so daß bei guter Beleuchtung über See auf 45 km einwandfrei beobachtet worden iſt. Über Land beschränkt sich naturgemäß der Umkreis. Aus 1700—2000 m Höhe können Truppen im offenen Gelände im Umkreise von 6,5 bis 9,5 km, Artilleriefeuer sowie Art und Kaliber der Geschütze auf 11 km und das Feuer schwerer Artillerie auf noch größere Entfernung erkannt werden. Im englischen Manöver von 1912 wurde aus einem Flugzeug in 800 m Höhe jede Truppenbewegung leicht erkannt, die Stärke der Truppe aus der Länge der Marschkolonne beurteilt und jedes Geschütz einzeln gesehen. Eine der interessanteſten und für die Verwendung der Luftfahrzeuge im Seekriege bedeutende Feſtſtellung iſt die, daß die Sichtigkeit in das Wasser hinein mit der Beobachtungshöhe zunimmt. Bei Versuchen in Java konnten von 4⸗—800 m Höhe aus Riffe unter dem Meeresspiegel erſtaunlich deutlich gesehen werden. Außerhalb der Riffe wurden der Meeresgrund und Schwärme von Fischen beobachtet. In Übereinſtimmung hiermit sind bei englischen und französischen Übungen herannahende Unterseebote vom Flugzeug aus rechtzeitig gesichtet und markiert worden. Das sind Leiſtungen, wie sie bisher nicht erreicht werden konnten.

Das Luftschiff scheint als Beobachtungsmittel vor dem Flugzeug den Vorzug zu haben, denn es kann über dem zu erkundenden Gelände langsam fahren oder ſtillſtehen, während das Flugzeug es mit der ihm eigenen Geschwindigkeit überfliegen muß, weil Stillſtehen in der Luft für Flugzeuge ausgeschlossen iſt. Nichtsdeſtoweniger erkennt ein geübter Beobachter aus der schußsicheren Höhe von 6⸗—800 m noch Einzelheiten. Will er etwas genauer feſtſtellen, beschreibt er einen Kreis von vielleicht 100 m Durchmesser und sieht auf diese Weise die Gegenſtände von verschiedenen Seiten und in verschiedener Beleuchtung, so daß er sie genauer erkennen kann. Die Aufklärungstätigkeit gerade der Flieger war in den letzten Kriegen und Manövern aller Heere besonders erfolgreich. Die Truppenführer wurden durch ihre Meldungen über die Vorgänge beim Feinde so frühzeitig und einwandfrei unterrichtet, daß sie ihre Entscheidungen auf Grund tatsächlicher Unterlagen rechtzeitig treffen konnten. Im französischen Manöver 1912 haben vier bis fünf Flieger einen Umkreis von 400 km in etwa zwei Stunden erkundet, wozu

ein franzöſisches Luftſchiff von allerdings nur 12,5 Meterſekunden Geſchwindigkeit etwa 10 Stunden gebrauchte. Einzelne Flieger kundſchafteten in $2^1/_2$—3 Stunden Gebiete von 2⸗—300 km Umfang aus. Leiſtungen von ſolcher Größe und Schnelligkeit, wie ſie ſelbſt große Kavalleriemaſſen nie und nimmer vollbringen können. Im Balkankriege wurde das erſte rumäniſche Armeekorps durch Flieger gefahrlos durch das Gebirge geleitet, indem Erkundungsflüge über die Gipfel der Berge in Höhe von mehr als 2600 m ausgeführt wurden. Die Beobachter des Artilleriefeuers haben mit Hilfe von Ferngläſern vom Flugzeuge aus die Aufſchläge und die Wirkung der Geſchoſſe feſtſtellen und ihre Beobachtung den Batterien ſchnell genug mitteilen können. Durch Fliegerbeobachtung gelang es, auch ſolche verdeckten Ziele erfolgreich zu beſchießen, die mit den bisherigen Mitteln nicht zu beobachten waren. Dadurch ſind die Ausſichten auf ein Niederkämpfen der feindlichen Artillerie weſentlich geſtiegen.

Die Beobachtung aus Luftfahrzeugen erhält ihren vollen Wert für die Kriegsführung erſt, wenn das Beobachtete ſchnell und ſicher der zuſtändigen Stelle gemeldet werden kann. Das vollkommenſte, ſicherſte und einfachſte Mittel hierzu iſt die drahtloſe Telegraphie. Die Einrichtung der Luftfahrzeuge hierfür iſt nicht ohne Schwierigkeiten geweſen. Der Abnahme der erforderlichen Kraft von den Motoren ſteht bei den Luftſchiffen mit ihren großen Kraftanlagen nichts im Wege, aber die Leitung der Geberantenne in der Nähe der Waſſerſtofffüllung war wegen der Stärke des Stromes eine Gefahr. Bei den Zeppelinſchiffen wird das Aluminiumgerippe als oberer Antennenteil benutzt; als unterer hängt ein Draht von der Gondel, deſſen Länge zur Abſtimmung der Wellenlänge dient. Bei den franzöſiſchen halbſtarren Luftſchiffen iſt der obere Antennenteil durch Verbindung der metallenen Gondeln mit nach oben geführten Drähten gebildet, die weit genug von der Gashülle entfernt ſind, um ein Überſpringen von Funken zu verhüten. Die deutſchen unſtarren und halbſtarren Luftſchiffe ſollen ähnliche Einrichtungen haben. Jedenfalls ſind jetzt alle Luftſchiffe mit gut geſicherten Apparaten von großer Reichweite ausgerüſtet. Bei den Flugzeugen fällt zwar die Rückſicht auf die Waſſerſtoffüllung fort, dafür ſind aber die Tragfähigkeit und Maſchinenkraft geringer als die der Luftſchiffe, ſo daß mit dem Gewicht und dem Kraftbedarf geſpart werden muß. Dementſprechend iſt auch die Reichweite geringer und überſteigt durchſchnittlich 100 km nicht, d. i. ungefähr die Flugleiſtung einer Stunde. Die Verbindung kann durch Kraftwagen mit Empfangsſtellen unterhalten werden, die den Flugzeugen, ſoweit es Wege und Gelände zulaſſen, nachfahren, die drahtloſen Meldungen aufnehmen und weiter befördern. Der Antennendraht hängt bei der Konſtruktion von Huth z. B. am Schwanzende des Flugzeuges herab, ſtellt ſich beim Fluge wagerecht und hat ſelbſt bei 150 m Länge keinen nachteiligen Einfluß auf die Wendigkeit des Flugzeuges ausgeübt. Neben der drahtloſen Telegraphie kommen zur Nachrichtenübermittlung noch in Betracht: die perſönliche Berichterſtattung, die aber durch Rückflug und Landung Zeitverluſt und Schwierigkeiten verurſacht. Sie kann deshalb wohl nur nach völliger Erledigung eines Auftrages in Frage kommen. Das Fallenlaſſen von beſchwerten Karten, auf denen die Meldung aufgeſchrieben iſt, kann nur über



oder in der Nähe der eigenen Truppen angewendet werden, wenn die Weiterbeförderung der Meldung gesichert ist. Zeichen mit Flaggen oder Leuchtfeuer und Morsetelegraphie mit Scheinwerferblinken können nur auf geringen Entfernungen unter besonderen Verhältnissen benutzt werden. Die Beobachter des Artilleriefeuers werden sich im Verkehr mit ihren Batterien der Einfachheit wegen dieser oder ähnlicher Mittel bedienen, wenn drahtlose Telegraphie nicht anwendbar ist.

Handelt es sich um Wiedergabe der Erkundung von Gelände, befestigten Stellungen, Forts oder Batterien, so kann das Photographieren zweckdienlich sein. Es liegen vorzüglich scharfe Photographien aus Luftschiffen vor, die jede Einzelheit, sogar die Schwellen unter den Eisenbahnschienen erkennen lassen. Solche Photographien sind aber im Frieden unter besonders günstigen Verhältnissen von geringer Höhe aus aufgenommen. Im Kriege kommen wegen der Sicherheit des Luftschiffes gegen feindliches Feuer in der Regel nur Höhen von 1500 m und darüber in Betracht. Photographien aus solchen Höhen lassen Einzelheiten nicht mehr erkennen. Nur ganz ausnahmsweise werden Luftschiffe aus geringerer Höhe photographieren können. Flugzeuge dagegen können wegen ihrer Geschwindigkeit und der Kleinheit des Zieles ohne Gefahr niedriger fliegen. Trotz der großen Geschwindigkeit zieht bei einer Flughöhe von 500 m das Gelände so langsam vorüber, daß ein Momentverschluß mit einer Geschwindigkeit von $^1/_{200}$ Sekunden genügt, um gute Aufnahmen zu liefern. Dies wird durch die aus dem Flugzeuge aufgenommenen Photographien während des Tripoliskrieges bestätigt, die an Klarheit nichts zu wünschen ließen. Das Photographieren aus Luftfahrzeugen wird als ein so wesentliches Hilfsmittel der Erkundung angesehen, daß seine Vervollkommnung seitens der Heeresverwaltungen in jeder Weise gefördert wird. In Frankreich soll auch der Kinematograph benutzt worden sein, um zusammenhängende Aufnahmen von Festungswerken beim Überfliegen zu gewinnen.

Die Ausbildung der Luftfahrzeuge zum Kampfmittel ist in den letzten Jahren nachdrücklichst betrieben worden. Die Schwierigkeiten, die dem entgegenstehen, sind groß. Das Flugzeug muß seiner Sicherheit wegen tagsüber in 500 bis 600 m Höhe, das Luftschiff sogar in wenigstens 1500 m bleiben. Die nur schwer zu bestimmende Höhe und die Geschwindigkeit des Fahrzeuges über der Erde, die auch dem abgeworfenen Geschoß im Augenblick des Abwerfens eigen ist, der Widerstand der Luft und der in verschiedener Stärke und Richtung wehende Wind beeinflussen die Treffwahrscheinlichkeit so sehr, daß durch freihändiges Abwerfen von Geschossen aus Luftschiffen so wenig, wie aus Flugzeugen selbst gegen ruhende, geschweige denn gegen bewegte Ziele auf eine dem Munitionsaufwand entsprechende Treffähigkeit gerechnet werden kann. Deshalb sind Abwurfvorrichtungen gebaut worden, die wenigstens die Geschwindigkeit der Luftfahrzeuge über der Erde messen und beim Werfen selbsttätig ausschalten. Mit solchen Wurfvorrichtungen ist es schon jetzt gelungen, aus Luftschiffen mit wenigen Würfen gegen feststehende Ziele sich einzuwerfen, so daß selbst aus 1500 m Höhe annehmbare Ergebnisse zu erwarten sind. Die Luftschiffe sind auch hierbei den Flugzeugen dadurch überlegen, daß sie zum Geschoßabwerfen über dem Ziele langsamer fahren oder

ſtillſtehen können. Die Geschwindigkeitsverminderung, die bei einzelnen Flugzeugmotoren möglich iſt, genügt nicht, um die Treffähigkeit nennenswert zu beeinflussen. Deshalb iſt bei Flugzeugen eine Abwurfvorrichtung noch notwendiger als bei Luftschiffen. Während z. B. sieben Flieger gegen das Panzerschiff Bayern ohne Abwurfvorrichtung keinen Treffer hatten, traf der achte mit solcher Vorrichtung nach drei Fehlwürfen das Oberdeck und mit dem fünften den Kommandoturm. Es sind bereits Vorrichtungen verschiedener Konſtruktion vorhanden. Die des amerikanischen Schiffsleutnants Riley Scott hat sich mehrfach bewährt. Sie berücksichtigt den Luftwiderſtand des Geschosses und die abtreibende Kraft durch den Wind. Bekannt sein muß die Höhe und die Geschwindigkeit des Flugzeuges in bezug auf die Erdoberfläche. Mit dieser Vorrichtung traf Scott unter 15 Würfen zwölfmal eine Kreisscheibe von nur 20 m Durchmesser; allerdings aus der für den Krieg völlig unzureichenden Höhe von nur 200 m. Aus 800 m Höhe fielen von 15 Geschossen acht in ein Rechteck von 120 mal 40 m Größe, d. s. 53,3 v. H. Treffer, eine immerhin annehmbare Leiſtung. Bei einem Wettbewerb in Gotha gelang es aus einer Höhe von über 500 m von fünf Geschossen zwei d. s. 40 v. H. in ein Ziel von 200 mal 100 m zu werfen. Wie aus diesen Beispielen ersichtlich, können Luftschiffe wie Flugzeuge vorläufig nur gegen sehr große Ziele auf Wirkung rechnen. Man darf sie also auch nur gegen solche: wie Luftschiffhallen, Magazine, Bahnhofsanlagen, Brücken, Tunnels, Werften, Truppen in der Entwicklung, Kolonnen auf dem Marsch, Reserven, flüchtende Truppen, Lagerplätze, Transporte und dergleichen, als Kampfmittel anwenden.

Um Wirkung gegen tote Ziele zu haben, bedarf es zumeiſt einer großen Durchschlags- und Sprengkraft oder sichere Brandwirkung. Nur schwere Geschosse großen Kalibers, die bedeutende Mengen kräftiger Sprengladung oder intensiven Brandsatzes aufzunehmen vermögen, können solche Wirkungen hervorbringen. Nach Maßgabe der Tragfähigkeit können nur die Luftschiffe gegenüber den Flugzeugen genügend schwere Geschosse mitführen und ohne Gefährdung ihrer Gleichgewichtslage abwerfen. Je größer der Auftrieb des Luftschiffes iſt, um so weniger wird es durch die plötzliche Gewichtsverminderung infolge Abwerfens eines schweren Geschosses in seinem Gleichgewicht beeinflußt. Die Änderung seiner Gleichgewichtslage kann es auf dynamischem Wege bald wieder ausgleichen. Die Stabilität eines Flugzeuges würde durch Abwerfen eines schweren Geschosses ſtark erschüttert werden und es läge dem Flieger ob, den Ausgleich zu schaffen, solange keine unbedingt selbſttätige Stabilität vorhanden iſt. Von Flugzeugen können danach nur leichte Geschosse kleineren Kalibers mit geringer Ladung abgeworfen werden, die nur gegen lebende Ziele genügende Wirkung ausüben. Handbomben oder Geschosse von 1 bis 5 kg Gewicht genügen hierzu. Die Luftschiffe werden lebende Ziele mit Streugeschossen bekämpfen, die bei ihrer Zerteilung ihre Wirkung auf einen großen Kreis von Einzelzielen erſtrecken. Infolge der Beschränkung der Flugzeuge auf leichte Geschosse und geringe Zahl und infolge der noch geringen Treffähigkeit darf man den Wert der Flugzeuge als Kampfmittel gegen Erd- und Seeziele nicht überschätzen. Auch im Tripoliskriege haben die wenigen Handgranaten, die in die feindlichen Lager fielen,

mehr persönlichen Eindruck auf die Araber als sachlichen Schaden hervorgerufen. Nichts desto weniger muß die Vervollkommnung der Luftfahrzeuge und gerade auch der Flugzeuge zum Kampfwerkzeug mit allen Mitteln kraftvoll betrieben werden, weil es z. Z. noch kein sicheres Mittel gibt, die Luftfahrzeuge von der Erde aus erfolgreich zu bekämpfen. Man muß deshalb versuchen, den Kampf in die Luft zu verlegen und Luftfahrzeug gegen Luftfahrzeug kämpfen zu lassen in der Erwartung, eine schnellere Entscheidung über die Vorherrschaft in der Luft herbeizuführen als durch den Kampf von der Erde.

Mit den z. Z. vorhandenen, für ganz andere Zwecke bestimmten Feuerwaffen der Feldheere ist gegen Luftfahrzeuge infolge ihrer Eigenart nicht viel auszurichten. Die Handfeuerwaffen gewähren durch die Unbegrenztheit ihres Anschlages wohl die Möglichkeit, die Luftfahrzeuge in jeder Richtung, auch in ziemlicher Höhe und Entfernung zu erreichen und mit dem Feuer zu verfolgen, aber infolge der Beweglichkeit des Zieles ist die Treffähigkeit nur gering und die Wirkung des einzelnen Geschosses völlig unzulänglich. Nur Massenfeuer aus Handfeuerwaffen kann Erfolg geben. Dahingegen ist die Wirkung eines einzelnen Artilleriegeschosses, wenn das Kaliber nicht gar zu klein ist, ausreichend, aber die Einrichtung der Lafetten der Feldkanonen in Verbindung mit der Gestaltung der Flugbahn sind nicht derart, um Luftfahrzeuge in 1500 m Höhe und darüber unter Feuer zu nehmen und damit zu verfolgen. In diesen Höhen sind Luftfahrzeuge auf allen Entfernungen gegen Kanonenfeuer sicher. Die gekrümtere Flugbahn der Feld- und Gebirgshaubitzen in Verein mit dem größeren senkrechten Richtfelde der Rohre ermöglicht es, daß diese Geschütze Luftfahrzeuge bis 1500 m Höhe auf etwa $4^1/_2$ km wagerechte Entfernung treffen können. Selbst wenn die Luftfahrzeuge ohne Rücksicht auf ihre Sicherheit in den Feuerbereich der Feldartillerie gelangen, so sind sie durch ihre Geschwindigkeit von 23 Metersekunden bei Luftschiffen und 33 Metersekunden bei Flugzeugen, sowie durch ihre Fähigkeit, ihre Höhenlage und Fahrtrichtung schnell durchgreifend zu ändern, vor Treffern ziemlich sicher. Um Luftfahrzeuge von der Erde oder dem Schiff aus durch Artilleriefeuer zu bekämpfen, sind besondere Abwehrgeschütze mit besonderen Geschossen erforderlich. Sie müssen ein großes senkrechtes und wagerechtes Richtfeld, womöglich 90^0 und 360^0 und eine eigenartige Visiervorrichtung haben, um das leicht bewegliche Ziel an jeder Stelle des Raumes anvisieren und dauernd verfolgen zu können. Soll dies möglich und erfolgreich sein, so muß dem Richtenden die Zielverfolgung leicht und bequem gemacht werden. An der Kruppschen Abwehrkanone z. B. sitzt die Visiereinrichtung nicht am Rohr, sondern an der Oberlafette und zwar in solcher Höhe, daß das untere, das Visierfernrohr dem sitzenden Richtkanonier ein bequemes Verfolgen und das obere, das Beobachtungsfernrohr dem Schießleiter ein bequemes Beobachten des Zieles gestattet. Der Okularstutzen des Visierfernrohres ist unabhängig von der Rohrerhöhung stets gleich gerichtet und stets in der nämlichen dem Auge des Richtenden angepaßten Lage. Die Korrektur nimmt der Schießleiter selbst vor, weil der Richtkanonier das Ziel nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren darf. Das Visierfernrohr ist so eingerichtet, daß der Gesichtskreis auf 1000 m

Entfernung etwa 270 m Durchmesser hat, so daß das Ziel schnell zu erfassen und leicht zu verfolgen ist.

Auch die Maschinengewehre, die zum Massenfeuer von Handmunition gegen Luftfahrzeuge bestimmt sind, haben jetzt Visiereinrichtungen, die dem Zielenden gestatten, dauernd vor dem Rohre zu sitzen. Bei einer dieser Konstruktionen ist sogar der Sitz des Richtkanoniers mit dem Lauf verbunden und nimmt an jeder seiner Bewegung teil, sodaß das Auge des Richtenden nie aus der Visierrichtung kommt. Mechanische oder elektrische Abfeuerung sorgt dafür, daß der Schießleiter im günstigsten Augenblick den Schuß abgeben kann.

Damit das Ziel während der kurzen Zeit, die es im Feuerbereich des Geschützes bleibt, mit einem Hagel von Geschossen überschüttet werden kann, haben die Abwehrkanonen alle schon erprobten Einrichtungen der Schnellfeuergeschütze, wie selbsttätigen Verschluß, Rohrrücklauf mit hydraulischer Bremse, Federvorholer und zurückverlegte Schildzapfen. Abwehrgeschütze sind Sondergeschütze und als solche wenig geeignet für die Aufgaben der Feldartillerie. Sie können deshalb nur in sehr beschränkter Zahl mitgeführt werden und müssen deshalb leicht beweglich sein, um sie schnell an den Ort ihrer Verwendung zu schaffen. Für den Landkrieg werden sie meist auf Kraftwagen aufgebaut, die gleichzeitig die Bedienung und die recht bedeutende Munitionsmenge mitführen. Kraftwagen geben wohl die gewünschte schnelle Ortsveränderung, aber sie sind an befestigte Straßen gebunden. Diesen Nachteil umgeht eine Kruppsche Konstruktion, bei der das Rohr in einer Räderlafette nach Art der Feldlafetten ruht, die durch eine Hebevorrichtung schnell auf einen Kraftwagen geladen werden kann.

Die Rücksicht auf die Beweglichkeit des Geschützes, auf das Gewicht der Munitionsmenge und auf die Feuergeschwindigkeit beschränkt das Kaliber der Abwehrgeschütze. Ein kleines Kaliber ist wegen der leichten Verwundbarkeit der Luftschiffe zulässig, doch muß die untere Grenze so bemessen sein, daß ein Volltreffer unter allen Umständen ausreichende Wirkung gibt. Es wird also unter 4 cm kaum hinuntergegangen werden dürfen. Mit der oberen Grenze wird für den Feldkrieg über das Kaliber der Feldkanonen nur 7,5—8 cm und der Feldhaubitzen von 10,5 m nicht hinausgegangen werden können. Die standfesten Geschütze im Festungs- und Seekriege können größeres Kaliber bis zu 15 cm vertragen, weil bei ihnen Beweglichkeit und Gewicht der Munition nicht in Frage kommen.

Entfernung, Höhe, Beweglichkeit und teilweise auch die geringe Abmessung des Zieles, denn selbst die großen Starrschiffe werden bei Annäherung an den Feind als Ziel meistens nur eine Kreisfläche von 15 m Durchmesser oder bei schräger Fahrtrichtung eine etwas größere Elypse bieten, vereinigen sich das Schießverfahren zu erschweren und die Treffähigkeit zu vermindern. Ein regelrechtes Einschießen setzt voraus, daß die Lage der Fehlschüsse zum Ziel annähernd geschätzt werden kann. Fehlschüsse gegen frei in der Luft schwebende Ziele schlagen unter Umständen erst kilometerweit hinter dem Ziel auf, können vom Geschützstand aus nicht beobachtet werden und gestatten keine Schlüsse auf die Lage ihrer Flugbahn zum Ziel. Die Reglung des Schießens gegen Luftfahrzeuge ist erst möglich geworden durch Geschosse mit »Flugbahnzeichner« d. s. solche Geschosse, denen ein Brennsatz beigefüllt ist, der, im Rohr entzündet, am Tage durch Rauch,

in der Nacht durch Feuerschein den Weg bezeichnet, den das Geschoß in der Luft zurücklegt, so daß die Lage jedes einzelnen Schusses zum Ziel beobachtet werden kann.

Trotz aller Einrichtungen und Maßnahmen ist die Trefffähigkeit der Abwehrgeschütze selbst gegen Luftschiffe z. Zt. noch gering. Kriegserfahrungen über das Beschießen von Luftschiffen liegen nicht vor, weil weder in Tripolis noch auf dem Balkan Luftschiffe verwendet worden sind. Die Veröffentlichungen von Ergebnissen der Friedensversuche sind noch sehr spärlich und zu allgemein gehalten, um ein Urteil über die Treffähigkeit unter völlig kriegsmäßigen Verhältnissen zu gewinnen. Flugzeuge sind noch schwerer zu treffen als Luftschiffe, weil ihre Geschwindigkeit größer und die Zielfläche kleiner ist als bei diesen. Sie sind in den beiden letzten Kriegen verwendet und beschossen worden, letzteres aber mit außerordentlich geringem Erfolg. Soweit bekannt, soll es den Türken gelungen sein, aber auch nur einmal einen bulgarischen Flieger mittelst Artilleriefeuer herabzuholen. Dementsprechend ist ein Versuch in Frankreich gegen einen Drachen völlig ergebnislos verlaufen. Von 56 Schuß in 15 Minuten auf 900 m Höhe und 116 Schuß in 30 Minuten auf 1500 m Höhe hat nicht einer getroffen. Andererseits sind auch Fälle bekannt, wo Flugzeuge von Handfeuerwaffengeschosse getroffen worden sind, aber wirkungslos. Ein türkischer Flieger, Fessa Bei, erhielt in etwa 900 m Höhe von den Bulgaren heftiges Feuer ohne Schaden für sein Flugzeug. Das Flugzeug des italienischen Leutnants Rossi ist in einer Höhe von 600 m durch Salvenfeuer der Infanterie mehrfach getroffen worden: 2 Kugeln durchschlugen die Lufschraube, 4 den Benzinbehälter, 5 die obere Tragfläche und einer verwundete den Beobachter. Trotz aller dieser Treffer konnte der Flieger im Bereich seiner Truppen niedergehen. Daraus darf wohl geschlossen werden, daß Flugzeuge durch Infanteriegeschosse fast unumwundbar sind und daß große Mengen von Munition erforderlich sind, um gegen Flugzeuge wirken zu wollen. Massen von Handfeuerwaffenmunition werden für diesen Zweck nur selten verfügbar sein. Die gegebene Waffe hierfür ist das Maschinengewehr in besonderer Lafettierung, das ohne Schwierigkeit in kurzer Zeit ein Ziel mit Geschossen überschütten kann. Zur Steigerung ihrer Beweglichkeit werden die für Flugzeugbekämpfung bestimmten Maschinengewehre auch auf Kraftwagen aufgebaut.

Die Artillerie wird Flugzeuge am zweckmäßigsten mit Streugeschossen beschießen, denn die Wahrscheinlichkeit, sie mit Einzelteilen zu treffen, ist infolge der großen Anzahl von Füllkugeln und Geschoßsplitter größer als bei einem Geschoß mit Aufschlagzündung, aber die einzelne Shrapnelkugel oder ein einzelner Geschoßsplitter übt gegen ein Flugzeug ebensowenig Wirkung aus wie ein Infanteriegeschoß. Es muß schon ein günstig ausstoßendes Streugeschoß das Flugzeug mit seinem vollen Inhalt treffen, um volle Wirkung zu haben. Mit zunehmender Panzerung der Flugzeuge wird die Wirkung von Infanteriegeschoß und Shrapnelkugel noch geringer werden. Und so werden die Flugzeuge für lange Zeit ein schwer verletzbares Ziel bleiben. Ein leichter verwundbares Ziel sind die Luftschiffe. Allerdings genügen auch bei ihnen einzelne Infanteriegeschosse oder Shrapnelkugeln nicht, um ein Luftschiff zu zerstören, denn die Schußöffnungen sind zu klein, um einen gefahrbringenden

Gasverluſt herbeizuführen. Getroffene Luftschiffe können sich noch ſtundenlang in der Luft halten und meiſt noch in den Bereich ihrer Truppen zurückkehren. Selbſt mehrere größere Schußverletzungen brauchen noch nicht den Verluſt eines Luftschiffes herbeizuführen. Hierin beſteht allerdings ein sehr bemerkenswerter Unterschied zwischen den verschiedenen Syſtemen. In Prallschiffen ſteht das Gas unter höherem Druck als in Starrschiffen, ſtrömt infolgedessen auch mit größerer Geschwindigkeit aus, und der Gasverluſt in gegebener Zeit iſt größer. Das Prallschiff verliert durch Nachlassen des Überdruckes seine Form und Tragkraft, sobald der Gasverluſt durch Nachpumpen von Luft nicht mehr ausgeglichen werden kann d. i. von dem Augenblick an, wo die Luftsäcke voll sind. Durch Nachlassen des Überdruckes kann die Spitze eingedrückt werden und der Tragkörper einknicken. Bei halbſtarren Luftschiffen liegt dies wegen Verſteifung der Hülle weniger nahe. Ein Luftschiff ohne Einzelzellen verliert mit der Zeit seine ganze Füllung, ein solches mit getrennten Gaszellen aber nur die Füllung der getroffenen Zellen. Dieser Vorteil iſt für ein Kriegsluftschiff von so ausschlaggebender Bedeutung, daß man, wie im erſten Aufsatz im Oktoberheft näher ausgeführt iſt, auch Prallschiffe mit Einzelzellen baut. Aber auch schottenlose Prallschiffe können sich, selbſt wenn sie eine größere Anzahl kleinerer Schußlöcher haben, noch 3 bis 4 Stunden in der Luft halten. Daraus geht hervor, daß mit kleinkalibrigen Volltreffern auch bei Luftschiffen nur dann ausreichende Wirkung zu erzielen iſt, wenn die Verletzungen ebenfalls massenhaft auftreten. Man hat unter Berücksichtigung der geringen Treffwahrscheinlichkeit berechnet, daß vielleicht 24000 Patronen erforderlich sind, um ein Luftschiff so zu beschädigen, daß es schnell sinkt. Deshalb kann ein Streugeschoß auch nur dann ausreichende Wirkung geben, wenn seine Flugbahn **und** die Brennlänge des Zünders so geregelt sind, daß es in günſtiger Lage nahe vor dem Tragkörper ausſtößt, seine ganze Füllung von vielleicht 2- bis 300 Kugeln in die Hülle sendet und ein zusammenhängendes großes Loch hervorbringt. Flugbahn und Brennlänge aber so zu regeln, daß bei dem schwierigen Schießverfahren ein solcher Schuß zuſtandekommt, iſt nicht leichter als einen Volltreffer mit Aufschlagszündung zu ermöglichen. Auch andere zu dem Zweck vorgeschlagene Mittel, die Schußlöcher zu vergrößern, wie durch Ketten mit einander verbundene Kugeln oder Zünder mit messerartigen Flügeln haben keinen nennenswerten Erfolg gehabt. Luftschiffe durch Gasverluſt außer Gefecht setzen zu wollen, iſt ein wenig Erfolg versprechendes Mittel. Dagegen sind Luftschiffe aller Syſteme durch Explosions- oder Brandwirkung leicht und schnell zu zerſtören, wie wir bedauerlicherweise erſt kürzlich an dem verunglückten Marine-Luftschiff L. 2 erlebt haben. Ein einziger Volltreffer mit empfindlichem Aufschlagszünder, der an der Hülle scharf wird, genügt um ein Luftschiff zu zerſtören. Der Rand des Schußloches fängt Feuer, das ausſtrömende Wasserſtoffgas brennt dadurch an dem Sauerſtoff der Luft ab und setzt in kurzer Zeit den ganzen Tragkörper in Flammen. Bildet sich Knallgas aus zwei Raumeinheiten Wasserſtoffgas mit einer Raumeinheit Sauerſtoff oder fünf atmosphärischer Luft, so tritt Explosion ein, die das Luftschiff im Augenblick völlig zerſtört. An Geschossen, die Explosions- oder Brandwirkung durch



verschiedene Mittel hervorbringen sollen, wie durch Platinschwammpillen, komprimierten Sauerstoff, explosive Mischungen u. a. m. fehlt es nicht. Zur Hervorbringung dieser Wirkung genügen ganz geringe Mengen. Deshalb ist die Möglichkeit vorhanden, mit Streugeschossen zu wirken, die anstelle der Kugeln mit kleinen Brandkörpern gefüllt sind und beim Auftreffen auf die Hülle diese entzünden. Die Treffwahrscheinlichkeit ist hier größer als mit einem Volltreffer und Aufschlagszündung. Ebenso genügt aber auch das Auftreffen einiger Brandgeschosse aus einer Handfeuerwaffe. P. Lenz hat in Verfolgung dieses Gedankens ein Brandgeschoß für das deutsche Infanteriegewehr Modell 71 entworfen, das aus einer mit Brandsatz gefüllten Stahlröhre besteht. Beim Durchschlagen der Hülle entzündet der sehr empfindliche Aufschlagszünder den Brandsatz und dieser Hülle und Wasserstoffgas. Der Vorzug eines kleinkalibrigen Brandgeschosses liegt darin, daß jeder Truppenteil eine Anzahl Gewehre oder Karabiner für Brandgeschosse haben kann, so daß sie überall da vorhanden sind, wo sie gebraucht werden, was mit Sondergeschützen nicht der Fall sein kann.

Die Voraussetzung für die Geschoßwirkung ist die Treff fähigkeit und diese läßt, wie gesagt, noch zu wünschen, weil die Bedingungen für die Schießverfahren besonders ungünstig sind. Jedes Schießverfahren, um so mehr ein so schwieriges muß unter Verhältnissen, die der Wirklichkeit möglichst nahekommen, dauernd geübt werden. Die Darstellung eines Zieles, das der Eigenart der Luftfahrzeuge gerecht wird, ist bisher nicht gelungen und daran scheitert eine zulängliche Vorbereitung der Truppe für den Krieg.

Eine weitere Schwierigkeit bei der Bekämpfung der Flugzeuge von der Erde oder dem Schiff aus liegt darin, daß ihre Parteizugehörigkeit schwer festzustellen ist. Luftschiffe lassen sich schon auf weite Entfernungen an ihrer Größe und Bauart erkennen, Flugzeuge wegen ihrer Kleinheit nicht, wenn sie in Höhen von über 600 m mit großer Geschwindigkeit daherkommen. In Frankreich sind Versuche mit Flugzeugen angestellt worden, deren Tragflächen mit leuchtender Farbe gestrichen oder mit besonderen Zeichen bemalt waren. Die Zeichen sollen noch auf Entfernungen von 12 bis 1300 m Höhe mit einem Fernglas zu unterscheiden gewesen sein. Durch ein solches Mittel kann allerdings verhütet werden, daß die eigene Truppe ihre zurückkehrenden Flieger beschießt. Andererseits genügt es aber auch dem Gegner die Flugzeuge als feindliche kenntlich zu machen. Flieger, die über das vom Feinde besetzte Gelände eingedrungen sind, werden kaum beschossen werden dürfen, weil die massenhaften Fehlschüsse die eigene Truppe durch Rückenfeuer gefährden würden. Deshalb ist es notwendig, den Kampf gegen Luftfahrzeuge vor die vordersten Stellungen zu verlegen; während die Flieger alles daran setzen werden, über die feindlichen Truppen zu kommen, um deren Feuer unmöglich zu machen.

Diese Häufung von Schwierigkeiten beim Beschießen der Luftfahrzeuge von der Erde oder dem Schiff aus lassen es gerechtfertigt erscheinen, daß man dieser Art der Bekämpfung vorläufig noch kein besonderes Vertrauen entgegenbringt und den Kampf in die Luft zu verlegen sucht. Man denkt sich diesen Kampf so, daß die Flugzeuge die Luftschiffe zerstören sollen, da deren Verwundbarkeit wesentlich

größer ift als die der Flugzeuge. Die letzteren, die ein sehr kleines Ziel bieten, können den Kampf gegen die großen weithin sichtbaren Luftschiffe schon in einer Entfernung beginnen, wo sie selbft vom Luftschiff aus kaum wahrgenommen, jedenfalls noch nicht mit Erfolg beschossen werden können. Auch ein Zufallstreffer schadet ihnen weniger als dem leicht brenn- und explodierbaren Luftschiff. Danach scheinen von vornherein die Flugzeuge den Luftschiffen in diesem Kampfe überlegen zu sein und in Frankreich, wo die Entwicklung der Flugzeuge und der Fliegekunft seit langem mehr als die der Luftschiffe gefördert ift, glaubt man durch Massenverwendung von Flugzeugen der feindlichen Luftschiffe Herr zu werden. Zu bezweifeln ift aber, ob die Treffähigkeit von dem sich schnell bewegenden, schwankenden Flugzeug aus großer Entfernung gegen das leicht bewegliche Luftschiff groß genug sein wird, um den Luftschiffen zu schaden. Die Flugzeuge werden als Kampfmittel mit einem vorn im Rumpf, meift hinter Panzerschutz aufgeftellten Maschinengewehr ausgerüftet, aus dem Brand- oder Sprenggeschosse verfeuert werden. In den vereinigten Staaten soll sogar ein 10,2 cm Geschütz L/36 für Geschosse von 15 kg Gewicht zur Benutzung in Flugzeugen hergeftellt sein. Um es leicht genug zu machen, befteht es aus Vanadiumftahl und wiegt nur 68 kg. Nach allem, was darüber bekannt geworden ift, muß es mehr als eine Ausftoßvorrichtung, denn als ein Kanonenrohr betrachtet werden. Neben der Geschützwirkung ift an eine Verwendung von Zündkörpern oder leicht entzündlicher Flüssigkeiten gedacht worden, die von oben auf die zu zerftörenden Luftschiffe geworfen oder ausgegossen werden sollen. Der französische Offizier Sazerac de Forge hat ein Pfeilgeschoß konftruiert, das, von oben herabfallend, in die Hülle des Luftschiffes eindringen und dabei seine Ladung entzünden soll, die dann das Luftschiff zur Explosion bringt. Wurfspieße mit Widerhaken sollen von oben auf Luftschiffe und Flugzeuge geworfen werden und die Hüllen der erfteren und die Tragflächen und die Spanndrähte der letzteren zerftören. Zur Anwendung dieser Mittel ift ein Überhöhen der Luftschiffe durch die Flugzeuge erforderlich. Das ift nicht so leicht auszuführen, da moderne Luftschiffe mit großer Geschwindigkeit schneller fteigen als die Flugzeuge. Die neuften Zeppelin-Schiffe fteigen bis 120 m in der Minute, während es als eine Glanzleiftung bezeichnet wird, daß neuerdings ein Flugzeug in 8 Minuten 800 m fteil in die Höhe geftiegen ift, d. h. 100 m in der Minute. Dem Luftschiff wird also immer Zeit bleiben, sich gegen Überhöhung in seiner Nähe zu wehren.

Zu ihrer Verteidigung gegen Flugzeuge sind die Luftschiffe ebenfalls mit Maschinengewehren oder kleinkalibrigen Geschützen ausgerüftet. Die Zeppelin-Schiffe tragen für deren Aufftellung Plattformen am vorderen Schiffsteil oben auf dem Rücken ihres Gerüftes. Hier haben die Geschütze ein unbegrenztes Schußfeld nach allen Seiten und nach oben gegen überhöhende Luftschiffe und Flugzeuge. Die Schütte-Lanz-Schiffe bekommen seitliche Plattformen. Diese Lage ift weniger günftig, weil das seitliche Richtfeld beschränkt ift. Halbftarre Luftschiffe können auch nur seitlich an der Verfteifung angebrachte Plattformen haben; anderenfalls müssen die Geschütze, wie bei allen unftarren Luftschffen in den Gondeln aufgeftellt werden. Dort aufgeftellte Geschütze

haben kein freies Schußfeld nach oben, so daß die so bewaffneten Luftschiffe gegen Überhöhung nahezu wehrlos sind. Die Besatzung der Luftschiffe wird mit Selbstladehandwaffen — Gewehre, Karabiner und Pistolen ausgerüstet. Die Flugzeuge werden gegen das Feuer aus Luftschiffen durch weitgehende Panzerung geschützt. Alle französischen Kriegsflugzeuge müssen gepanzert sein. In den vereinigten Staaten werden die Flugzeuge mit Chromstahlblech gepanzert. Die französische Heeresverwaltung hat versuchsweise besondere Luftschiffzerstörer herstellen lassen, die von außergewöhnlichen Abmessungen völlig aus Metall gebaut sind. Ihr Rumpf ist mit Nickelstahlplatten so gepanzert, daß Besatzung und Motor völlig eingekapselt und bis auf 400 m Entfernung gegen Maschinengewehrgeschosse gesichert sind. Das Flugzeug ist mit Maschinen- und Selbstladegewehr bewaffnet, die seitliche Richtfelder von 360° haben.

Mittel der Luftschiffe, sich vor den Angriffen der Flugzeuge zu schützen, sind hohe Fahrt, Nachtfahrt und Schutz durch ausschwärmende eigene Flugzeuge.

In Frankreich sieht man in der Höhenfahrt der Luftschiffe ein geeignetes Mittel sowohl gegen feindliches Artilleriefeuer wie gegen Flieger. Deshalb werden die französischen Luftschiffe für große Steighöhen gebaut. Wie bekannt, hängt die Steighöhe bei den Prallluftschiffen von der Größe der Luftsäcke ab. Das Luftschiff »Adjutant Réau« erreichte 1911 2150 m; »Dupuy de Lôme« 1912 2900 m und »Conté« in demselben Jahre sogar 3025 m. Starre Luftschiffe können nur unter Gasverlust steigen. Deshalb sind Hochfahrten nicht sehr erwünscht. Man glaubt in Deutschland in der Regel mit Höhen bis zu 2000 m auskommen zu können. Dies um so mehr, als ja auch 3000 m, die »Conté« erreicht hat, für Flieger keine unerreichbare Höhe sind.

Ein sicherer Schutz als die Hochfahrt ist die Nachtfahrt. Nach französischen Versuchen soll aus 1500 m Höhe das Geräusch der Motoren und Schrauben von Luftschiffen kaum noch zu hören sein, so daß nicht festgestellt werden konnte, ob zur Nachtzeit ein Luftschtff die Befestigungen überfuhr. Ein Luftschiff, das in 1000 bis 1500 m Höhe mit abgeblendeten Lichtern fuhr, wurde von dem Posten nicht im geringsten wahrgenommen. Selbst mit starken Scheinwerfern konnte es erst nach einiger Zeit entdeckt werden. Ausreichenden Schutz können danach die Nachtfahrten gewähren. Durchführbar sind sie auch, denn die laufenden Uebungen haben gezeigt, daß sich Luftschiffer wie Flieger mit Karten und Kompaß in der Luft sehr gut zurechtfinden; dieselben Mittel, die ihnen bei Nebel allein zu Gebote stehen. Flugtechnisch sind Nachtfahrten sogar sehr beliebt, weil die Witterungsverhältnisse nachts meistens ausgeglichener sind als am Tage. Schwierig ist nur die Erkundung in der Nacht. Dazu bedürfen die Luftfahrzeuge Vorrichtungen, um das Gelände von Zeit zu Zeit zu erhellen. Wohl alle Luftschiffe und auch ein Teil der Flugzeuge sind mit elektrischen Scheinwerfern ausgerüstet. Diese haben allerdings den Nachteil, daß sie Lage, Höhe und Fahrtrichtung des Luftfahrzeuges verraten und sein Aufsuchen und Verfolgen erleichtern. Um diesem Übelstande zu begegnen, sind neuerdings in England Versuche von einem Flugzeug aus gemacht worden. Ein mit Fallschirm verbundener Scheinwerfer, der vermutlich nach Art der Leuchtraketen Leuchtsterne aus Magnesium oder Aluminium

enthält, wird aus dem Luftfahrzeug fallen gelassen. Im Fallen entzündet er sich und stößt die brennenden Leuchtsterne aus, die in immer breiter werdendem Kegel langsam zur Erde sinken und dabei das Gelände in weitem Umkreise mit weißem Licht sehr hell beleuchten. Das Luftfahrzeug selbst bleibt im Dunkeln und hat inzwischen seine Lage bereits verändert. Von ihm aus kann jede Einzelheit im Gelände wahrgenommen werden.

Am Tage werden die Luftschiffe sich, wenn möglich, während der Fahrt durch Wolken und Nebelschleier zu decken suchen, um sich der Sicht zu entziehen und daraus erst hervortauchen, wenn sie sehen oder wirken wollen, um ebenso schnell hinter Wolken und Nebel wieder zu verschwinden.

Ein anderes Mittel, Luftschiffe gegen überraschende Angriffe von Flugzeugen zu schützen, ist, sie selbst mit einem auseinandergezogenen Geschwader von Flugzeugen zu umgeben, die in der Luft auf feindliche Flugzeuge Jagd machen und sie bekämpfen, wo sie sie finden. Ihre große Geschwindigkeit und Flughöhe befähigen wohl die Flugzeuge hierzu. Allein das Mißverhältnis zwischen ihrem Aktionsradius von bis jetzt höchstens 12 Stunden zu dem der großen Luftschiffe von 72 Stunden beschränkt dies Mittel auf die Fälle, in denen die Aufgabe des Luftschiffes nicht über den Aktionsradius der Flugzeuge hinausführt. Möglich, daß konstruktive Vervollkommnungen hierin Wandel schaffen.

In vorstehendem sind die Mitttel besprochen, die z. Zt. im Kampfe der Luftfahrzeuge untereinander zum Angriff und zur Verteidigung angewendet werden können. Wie sich im Ernstfall ein solcher Kampf abspielen und wem, Luftschiff oder Flugzeug, die Vorherrschaft in der Luft zufallen wird, läßt sich auf Grund theoretischer Betrachtung und von Friedensversuchen im voraus nicht entscheiden. Die öffentliche Meinung Frankreichs war bisher der Meinung, daß das leichte, schnelle, billige und fast unverwundbare Flugzeug sich besser verwerte als die großen, schwerfälligen, teueren und empfindlichen Luftschiffe. In Deutschland hat man letztere wegen ihrer großen Tragfähigkeit, ihres großen Aktionsradius und ihrer größeren Unempfindlichkeit gegen die Störung eines einzelnen Motors als Kriegsmittel bevorzugt, gleichzeitig aber die Vervollkommnung der Flugzeuge und der Fliegekunst betrieben.

Nachrichten und Mitteilungen.

Alfred Lichtwark.

Mit Alfred Lichtwark ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der in weiten Kreisen als Förderer der künstlerischen Erziehung unseres Volkes bekannt war. Voll unermüdlichen Eifers hat er in Wort und Schrift mit alten Vorurteilen aufzuräumen und an ihre Stelle das zu setzen gesucht, was er als wahres Wesen der Kunst erkannt hatte. Vom Einfachsten und Nächstliegenden ausgehend, führte er den Hörer — fast all seine Schriften sind aus Vorträgen entstanden — mit sich in das Gebiet der wahren Kunst, um ihm deren Verständnis zu erschließen. Die Mittel, die er dabei anwandte, die Gegensätze, die er spielen ließ, waren oft drastisch, erreichten aber doch in vielen Fällen den gewünschten Zweck. So wurde Lichtwark einer der beliebtesten Vorkämpfer für die Popularisierung der Kunst. Trotz seiner großen Erfolge hierin aber scheint mir seine höhere Bedeutung und sein dauernder Ruhm auf dem Gebiet des



Museumswesens zu liegen. Denn hier hat Lichtwark, von dem gleichen Grundsatz der künstlerischen Volkserziehung ausgehend, seine Ideen weniger kontrastreich und laut, dafür aber reiner und umfassender und für die Zukunft vorbildlich zur Geltung gebracht.

Als Lichtwark im Jahre 1886 im Alter von 34 Jahren die Direktion der Hamburger Kunsthalle übernahm, fand er ein Museum vor, das sich in nichts von den ähnlichen Anstalten anderer Städte unterschied. Durch die regelmäßigen Ankäufe eines seit 1822 bestehenden Kunstvereins, durch Schenkungen und Vermächtnisse war eine beträchtliche Anzahl von Gemälden und eine nicht unbedeutende Kupferstichsammlung vorhanden und in dem 1863—1868 erbauten Museum vereinigt. Lichtwark aber erkannte mit sicherem und genialem Blick in dem willkürlich Zusammengekommenen die Keime, deren richtige Pflege die Hamburger Kunsthalle zu einer durchaus einheitlichen und organisch mit der Stadt verknüpften Einrichtung erheben sollte. Der wichtigste Grundsatz, der ihn dabei leitete, und den er schon bei der Übernahme seines Amtes aussprach, war, daß er ein spezifisch hamburgisches Museum schaffen wollte, eine Anstalt, die in der Bevölkerung selbst wurzelte, ihre Interessen förderte und dadurch wieder von ihr getragen wurde.

Aber nicht in dem leider oft oberflächlichen und nur die Schaulust der breiten Masse unterhaltenden Sinn eines dekorativ aufgeputzten Kulturmuseums faßte Lichtwark seine Aufgabe auf. Die hohe Kunst stand im Mittelpunkt, und ihrer Sammlung galt die hauptsächlichste Aufmerksamkeit. Die scheinbar engen Grenzen aber, die sich Lichtwark mit seiner Berücksichtigung des Bodenständig-Heimatlichen gezogen zu haben schien, erweiterten sich immer mehr zu einer fast alle Kunstepochen umfassenden Sammlung großen Stils. Das Bedeutungsvolle dabei war, daß der Grundgedanke eine sichere und zielbewußte Entwicklung ermöglichte, die Mittel konzentrierte und die in anderen Sammlungen oft so störenden Schwankungen verhinderte.

Zuerst ergründete Lichtwark, selbst ein geborener Hamburger, nach welchen Kunstrichtungen hin sich das Interesse seiner Mitbürger am stärksten wandte. Aus der geschichtlichen Entwicklung ebenso wie aus den Neigungen privater Sammler und den Beständen des Museums selbst ergab sich die unbedingte Vorherrschaft der nordischen Schulen, besonders holländischer und englischer Meister. Von diesen besaß die Kunsthalle schon durch die Stiftung Schwabe eine größere Anzahl, jene wurden durch den Ankauf einer Privatsammlung aufs glücklichste ergänzt. Die nicht nordischen, besonders die italienischen Schulen der Renaissance, wurden völlig ausgeschaltet.

Um so stärker konzentrierte Lichtwark seine Kräfte auf die Heimat. Bis hinein in das Mittelalter und die Zeiten der erst beginnenden Tafelmalerei suchte er die bodenständige Kunst zu verfolgen und entdeckte in den Meistern Franke und Bertram Künstler, deren Werke für die gesamte Kunstgeschichte von Bedeutung sind. Neben sie traten die Hamburger Maler des 17. bis 19. Jahrhunderts, von denen mehr als einer weit über den heimatlichen Kreis hinaus Interesse erweckt.

Von diesen Hamburger Meistern aus ließ sich die Sammlung nach zwei Richtungen hin erweitern. Einmal waren Künstler zu berücksichtigen, die kürzer oder länger in Hamburg gelebt hatten. Zum andern ergab sich aus der Beobachtung der von den Hamburger Künstlern hauptsächlich behandelten Motive eine Vorliebe für die Landschaft und das Porträt. Werke beider Gattungen, auch von nichthamburgischen Künstlern, wurden also zum weiteren Sammelgebiet; vor allem für die Kunst vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart.

Diese Vorliebe für Landschaft und Bildnis wurde beim Sammeln von Gemälden ebenso wie von Kupferstichen und Radierungen berücksichtigt und zugleich für die modernste Kunst mit einem zweiten die Heimat bevorzugenden Gedanken verknüpft. Moderne Künstler erhielten Aufträge auf Gemälde, die entweder ein Motiv der heimatlichen Landschaft oder Stadt oder das Bildnis einer um Hamburg verdienten Persönlichkeit darstellten. Hierdurch wurden bedeutende Künstler nach Hamburg gezogen, ebenso aber auch junge Talente gefördert.

Auch auf dem Gebiet der Plastik ergab sich für Lichtwark eine Anknüpfung an heimatliche Traditionen in der Medaillenkunst. Wie er als Neubeleber dieses in früheren Jahrhunderten in Hamburg blühenden Kunstzweiges gelten darf, so hat er die Sammlung moderner Medaillen und Plaketten zu ganz besonderer Höhe erhoben. Demgegenüber mußte die Großplastik allerdings zurücktreten.

Geschlossen und einheitlich tritt so Lichtwarks Museumsgedanke auf. Um den Kern der Heimat, als des wichtigsten Mittelpunktes, gruppieren sich zwanglos die einzelnen Zweige der Sammlung. Wohl wird das eine oder andere bewußt ausgeschieden, aber dadurch wieder die Einheit gefördert. Von besonderer Wichtigkeit dabei ist, daß der ganze Plan Lichtwarks kein starres Schema, sondern eine wandlungsfähige Idee ist, die auch für die Sammlungen anderer Städte mit anderen Lebensbedingungen durchaus verwertet werden kann.

Wie Lichtwark so die Kunsthalle im engsten Zusammenhang mit den Interessen der Hamburger Bevölkerung ausgestaltet



hatte, so sollte sie nun auch in erster Linie deren künstlerischer Erziehung nützen. Übersichtliche und geschmackvolle Anordnung der Kunstwerke diente hierzu ebenso wie unbeschränkte Zugänglichkeit und Einführung in das Verständnis der Kunst durch zahlreiche Vorträge unter möglichster Heranziehung der vorhandenen Originale. Vieles von dem, was Lichtwark nachher in seinen Schriften verbreitet hat, ist aus diesen Übungen hervorgegangen. Unermüdlich suchte er die Beziehung zwischen Beschauer und Kunstwerk herzustellen und zum künstlerischen Betrachten anzuleiten. Veranstaltungen und Vereine aller Art gingen aus diesen Bestrebungen hervor, und alle suchte Lichtwark in Beziehung zu setzen zu den Aufgaben seiner Kunsthalle. Hierbei wurden dann freilich da und dort die Grenzen überschritten, die der Wirkung eines Museums gezogen sind. Dilettantismus und Scheinkultur wurden allzu leicht gefördert, und die Gefahr einer Kräftezersplitterung, die Lichtwark im Grundplan seines Museums doch so glücklich vermieden, war nicht ganz ausgeschlossen. Lichtwark selbst war eine zu bedeutende Persönlichkeit, um ihr nicht steuern zu können. Aber gerade nach dieser Richtung dürften manche seiner Einrichtungen besser nicht nachgeahmt werden. Um so wertvoller bleibt seine Schöpfung als Ganzes betrachtet: die Betonung des Zusammenhangs eines Museums mit der Stätte seiner Entstehung und dessen erzieherische Aufgaben im Sinn eines wahren und echten Kunstgenießens.

Berlin-Wilmersdorf. Val. Scherer.

Die Bakterien.

Mit dem Begriff Bakterien faßt man eine große Gruppe jener Mikroorganismen zusammen, die in der Natur in ungeheuren Mengen vorkommen und die für die Erhaltung des Lebens auf der Erde von grundlegender Bedeutung sind. Sie gehören dem großen Reich der Urorganismen oder Protisten an, dessen Vertreter, obgleich sie sich manchmal mehr dem Tier oder mehr der Pflanze nähern, dennoch keine scharfe Scheidung zwischen beiden erkennen lassen, und zu dem außer den Bakterien die niedrigsten Formen organischen Lebens, die Amöben, ferner die Protozoen, die Flagellaten u. a. gerechnet werden. Immerhin aber hat man, den in vielen Punkten den Pflanzen näher stehenden Merkmalen der Bakterien Rechnung tragend, diese der Gruppe der Protophyten (Urpflanzen) eingereiht.

Bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden von dem holländischen Naturforscher Leeuwenhoek außerordentlich kleine, bewegliche Körperchen in der menschlichen Mundhöhle nachgewiesen, deren Zugehörigkeit zu den Bakterien aus der Beschreibung und den beigefügten Abbildungen unzweifelhaft feststeht.

Der dänische Forscher Müller, der etwa hundert Jahre später seine Aufmerksamkeit dem Studium der von Leeuwenhoek beschriebenen „Animalcula" zuwandte, war bereits in der Lage, in bezug auf die Gestalt charakteristische Unterschiede unter diesen Mikroorganismen festzustellen, die er durch Einführung der noch heute gebräuchlichen Benennungen „Bacillus", „Vibrio" und „Spirillum" zum Ausdruck brachte.

Wenngleich seitdem bei den Naturforschern, besonders seit dem Infusorienwerk Ehrenbergs (1838), gelegentlich immer wieder von den Bakterien die Rede ist und die allmählich steigende Kenntnis über deren vielseitige Eigenschaften die verschiedenen Spezialgebiete der Naturwissenschaften zu weiterem Studium herausforderte, so war es dennoch den bahnbrechenden Arbeiten Robert Kochs, Pasteurs, Naegelis, F. Cohns u. a. vorbehalten, gangbare Wege zur systematischen Erforschung dieser Organismen zu weisen. Die große Zahl derjenigen, die sich in der Folgezeit mit den einschlägigen Studien befaßt haben, und die außerordentliche Bedeutung, die die Bakteriologie nicht nur für die Erkennung und Behandlung vieler Krankheiten, sondern auch für die Physiologie, die Landwirtschaft, die gesamte Gärungsindustrie und das Molkereigewerbe gewonnen hat, sind nicht in letzter Linie auf die befruchtenden Ideen oben genannter Männer zurückzuführen.

Wie schon aus den Beobachtungen Müllers hervorgehoben wurde, weichen die Bakterien in ihrem äußeren Bau erheblich voneinander ab. Die primitivste, wenn auch nicht sehr artenreiche Form sind die Kugelbakterien oder Kokken, die teils einzeln, teils paarweise oder zu noch mehreren gelagert, in ihrer Gestalt meist rein kugelig sind, bisweilen aber auch etwas länglich ausgezogen Uebergangsformen zu den Stäbchenbakterien, den Bazillen, darstellen. Diese sind ungleich zahlreicher und müssen entschieden wegen der durch ihre größere Oberfläche bedingten besseren Ausnützungsmöglichkeit vorhandener Nährstoffe bereits auf eine höhere Stufe gestellt werden. Sehr verbreitet, besonders als Wasserbewohner, kommen die Vibrionen (Kommabazillen), leicht gebogene Stäbchen, vor (z. B. der Cholerabazillus). Ist die Krümmung noch stärker ausgesprochen, so daß eine oder mehrere schraubenartige Verbindungen entstehen, so spricht man von Spirillen. Endlich sind noch die Spirochaeten zu erwähnen, die aus korkzieherartigen, zahlreiche Schraubengänge auf-

weisenden Gebilden bestehen (z. B. Spirochaete pallida, der Erreger der Syphilis).

Während nun die eben beschriebenen Formen stets aus einer einzigen Zelle gebildet werden, gibt es auch aus vielen Zellen zusammengesetzte Arten, die Fadenbakterien oder Trichobakterien, die entweder unverzweigte Fäden (Leptothrix) oder ein verästeltes System (Cladothrix) darstellen.

Diesen charakteristischen Wuchsformen entsprechend hat man die Bakterien systematisch eingeteilt, ein Vorgehen, welches sich als zweckmäßiger erwiesen hat, als eine Klassifizierung nach den allerdings ebenfalls sehr ausgesprochenen biologischen und physiologischen (Fäulnis, Gärung, Farbstoffbildung usw.) Eigenschaften.

Bei einer Reihe von Bakterien wird ihre wahre Form unter Umständen verdeckt infolge eigentümlicher Wachstumsverhältnisse: manche Bazillen und Kokken haben die Neigung, sich kettenartig aneinanderzulegen (Streptokokken) oder vermöge einer gallertartigen, klebrigen Hülle sich froschlaichartig zu größeren Klumpen (Zoogloea) zusammenzuballen; auch die von manchen Bakterien auf flüsigen Nährmedien gebildete Kahmhaut verdankt derartigen charakteristischen Erscheinungen ihre Entstehung.

In ihrem feineren Bau stimmen sämtliche Bakterien, welcher Gruppe sie auch angehören, insofern überein, als eine mehr oder minder derbe, bisweilen durch den Gehalt an wachsartigen Substanzen besonders widerstandsfähige Membran oder eine wirkliche Kapsel den eigentlichen Zellkörper, das Protoplasma, umschließt. Dieses ist, wie man namentlich im gefärbten Zustand und bei starken Vergrößerungen feststellen kann, kein einheitliches Ganzes, sondern es besteht aus einem schwammigen, mit Lücken (Vacuolen) durchsetzten Gewebe, in dem neben den an und für sich durch die üblichen Farbstoffe besser darstellbaren Maschen sich vielfach, meist allerdings nur bei Individuen von einem gewissen Alter, Körperchen (Chromatinkörner) finden, die die Farbe ganz besonders festhalten (z. B. in den Diphtheriebazillen) und die deswegen für die Diagnose oft recht gute Dienste leisten. Diese Körnchen sind indes nicht als Zellkerne anzusehen, sie sind auch nicht zu verwechseln mit den später zu besprechenden Sporen. An sonstigen Einschlüssen kann der Bakterienleib enthalten Fettkügelchen, Kohlehydrate, Farbstoffe, Schwefel u. a.

Eine wichtige Rolle spielen in der Biologie der Bakterien auch die in ihnen enthaltenen gelösten Substanzen, die als Stoffwechselprodukte aufzufassen sind, und die durch Diffusion in das umgebende Nährmedium, u. U. also in den menschlichen oder tierischen Organismus, übergehen können. Die verderbliche Wirkung der Toxine vieler Krankheitserreger kommt auf diese Weise zustande.

Die schon von Leeuwenhoek beobachtete Beweglichkeit ist eine Eigenschaft zahlreicher Bakterienarten. Sie läßt sich in flüssigen Medien unter dem Mikroskop (hängender Tropfen) sehr gut beobachten, darf indes nicht verwechselt werden mit der sogenannten Brownschen Molekularbewegung, die auf physikalischen Vorgängen beruht und sämtlichen, auch anorganischen, in Flüssigkeiten suspendierten Partikeln unterhalb einer gewissen Größe eigentümlich ist. Die Eigenbewegung der Bakterien wird bedingt durch lebhaft bewegliche, von der Zellmembran ausgehende Geißeln oder durch Bewegungen des Zellkörpers selbst (Spirillen). Zahl und Anordnung der Geißeln sind bei den einzelnen Bakterien sehr verschieden. Der Cholerabazillus z. B. hat an einem Ende eine Geißel (monotrich), andere haben deren mehrere (lophotrich), wieder andere tragen an jedem Ende je ein Bewegungsorgan (amphitrich) oder endlich die ganze Zelle ist, wie z. B. beim Typhusbazillus, von einer größeren Zahl von Geißeln umgeben (peritrich).

Die Größe der Bakterien schwankt innerhalb weiter Grenzen. So beträgt der Durchmesser des Staphylokokkus, des verbreitetsten Eitererregers, 0.8 μ (1 $\mu = 0.001$ mm), d. h. mit andern Worten, es würden in 1 cmm Wasser bequem 1000 Millionen dieser Organismen Platz haben. Andere Kokken haben dagegen einen Durchmesser von 2 μ und mehr aufzuweisen. Der Erreger des Milzbrandes, der allerdings schon zu den größeren Bazillen gehört, besitzt eine Länge von 3—6 μ und einen Durchmesser von 1—1.2 μ. Zweifellos gibt es aber noch viel kleinere Lebewesen, die wahrscheinlich auch den Bakterien zugezählt werden müssen. Man hat nämlich eine Reihe von Krankheiten (Pocken, Maul- und Klauenseuche, Gelbfieber u. a.), deren Erreger noch unbekannt ist, dadurch übertragen, daß man vom erkrankten Tier oder Menschen stammendes Material durch engporige (Porzellan- oder Kieselgur-) Filter filtrierte und hat mit diesem Filtrat die Krankheit auf neue Tiere übertragen. Der Erreger muß also diese Filter, welche für sämtliche bekannten Bakterien (mit einigen wenigen Ausnahmen) undurchlässig sind, passieren, und er muß im Filtrat, trotzdem dieses für sämtliche mikroskopischen und kulturellen Nachweismethoden sich als keimfrei erweist, enthalten sein. Man hat daher die Erreger dieser Krankheiten als „filtrierbares Virus" bezeichnet.

Die Vermehrung der Bakterien erfolgt wie die aller anderen wachstumsfähigen Zel-



len durch Teilung und zwar in der Weise, daß zunächst ein Längenwachstum — die Kokken erhalten dabei einen elliptischen Querschnitt — eintritt und eine sich einschiebende, von der Zellmembran ausgehende Scheidewand schließlich zur Teilung des Protoplasmas und zur Abschnürung eines neuen Individuums führt. Auch bei den Spirillen erfolgt die Teilung stets senkrecht zur Längsachse. Bei den mit Bewegungsorganen ausgestatteten Bakterien vollzieht sich die Ergänzung der Geißeln nach der Teilung in der für die Art charakteristischen Weise innerhalb weniger Minuten.

Die Geschwindigkeit der Vermehrung, die Generationsdauer, ist natürlich bei den einzelnen Bakterien sehr verschieden und hängt in hohem Maße ab von den äußeren Verhältnissen (Wärme, Vorhandensein geeigneter Nährstoffe, entsprechende Salzkonzentration u. a.). Sie kann unter günstigen Bedingungen bereits in 20 Minuten vonstatten gehen, so daß also aus einer einzigen Zelle nach Ablauf weniger Stunden Millionen neuer Individuen entstanden sind. Allerdings bleibt die Vermehrung in Wirklichkeit hinter der theoretischen Berechnung etwas zurück, da ein Teil der Zellen zugrunde geht und, allerdings erst nach geraumer Zeit, der Verbrauch der Nährstoffe, vor allem die sich im Kulturmedium anhäufenden Stoffwechselprodukte, schließlich der Vermehrungsfähigkeit ein Ziel setzen.

Eine besondere Fortpflanzungsmöglichkeit der Bakterien besteht in der Bildung von Sporen. Wenn diese Eigentümlichkeit bisher nur für eine Reihe von Keimen nachgewiesen worden ist, so besteht doch die Wahrscheinlichkeit, daß sie noch vielen anderen Arten zukommt. Die Sporen entstehen durch Verdichtung des Protoplasmas an einer umschriebenen Stelle der Zelle. Sie sind im ungefärbten Präparat als stark lichtbrechende, mit geeigneten Färbemethoden sehr schön darstellbare Plasmakügelchen sichtbar. Die äußere Begrenzung der Sporen wird durch eine feste, gegen schädigende Einflüsse (Hitze, Trockenheit, chemische Agenzien) außerordentlich widerstandsfähige Haut gebildet, dank deren die Lebensfähigkeit selbst bei völliger Trockenheit auf Jahre erhalten bleiben kann. Daß die Sporenbildung eine Reaktion der Zelle auf bereits einwirkende ungünstige Verhältnisse ist, geht daraus hervor, daß in der Regel erst unter dem Einfluß von Trockenheit, von Mangel an Nährstoffen oder Anhäufung von Stoffwechselprodukten in den Kulturen Sporen beobachtet werden. Diese keimen, sobald die für das Leben des Individuums notwendigen äußeren Bedingungen erfüllt sind, aus und entwickeln sich zu einer neuen, vermehrungsfähigen Zelle. Der Hauptzweck der Sporenentwicklung ist aber nicht die Fortpflanzung der Art, sondern die Bildung einer Dauerform von höchster Widerstandsfähigkeit.

Erwähnt sei schließlich noch, daß die Trichobakterien für ihre Vermehrung auf die Ablösung entwicklungsfähiger Zellen, auf die Bildung sogenannter Gonidien — die Schwärmsporen der Algen — angewiesen sind.

Die vitalen Vorgänge des Wachstums, der Zellteilung und der Fortpflanzung setzen das Vorhandensein von Wasser und von abbaufähigen Nährstoffen, welche durch Diffusion von der Oberfläche her der Zelle zugeführt werden, voraus. Als Nährmaterial dienen im allgemeinen kohlenstoff- und stickstoffhaltige Substanzen, die aber für die verschiedenen Bakterienarten ihrer Zusammensetzung und Menge nach, sofern ein Wachstumoptimum erreicht werden soll, sehr voneinander abweichen können. Der Kohlenstoff der Luft, der den höheren Pflanzen zu ihrem Aufbau dient, kann wegen des Mangels an Chlorophyll von den Bakterien (ebenso wie von den Pilzen) nicht assimiliert werden; dagegen stellen die Zucker, das Glyzerin und andere mehrwertige Alkohole, die ja alle Kohlenstoff enthalten, ausgezeichnete Nährsubstrate dar. Unter den Stickstoffverbindungen werden in erster Linie die Eiweißarten und deren Zerfallsprodukte bevorzugt, jedoch gibt es auch Bakterien, die ihren Stickstoffbedarf direkt der Atmosphäre (Knötchenbakterien der Leguminosen) oder sogar aus anorganischen stoffverbindungen entnehmen können. Außer den genannten Elementen sind für das Leben der Bakterien noch eine Reihe von mineralischen Stoffen unbedingt notwendig, deren Menge allerdings sehr gering sein darf (Schwefel, Phosphor, Kalcium, Magnesium, Kalium, Natrium, Chlor, Eisen).

Nach diesen Grundsätzen müssen daher auch die künstlichen Nährmedien, die der Züchtung von Bakterien dienen sollen, hergestellt werden; sie müssen den besonderen Bedürfnissen der zu züchtenden Keime in Art und Menge ihrer Bestandteile, vor allem auch in bezug auf die Reaktion, Rechnung tragen. Viele Bakterien werden z. B. durch Spuren freier Säure, die anderen Keimen gegenüber völlig indifferent sind, auf das schwerste geschädigt. Insonderheit sind die als Krankheitserreger bekannten Mikroorganismen hinsichtlich der erforderlichen Nährstoffe vielfach sehr empfindlich; es geht das bei einigen so weit, daß sie nur auf unverändertem menschlichen Eiweiß (Serum, Blut) gezüchtet werden können. Im Gegensatz zu diesen begnügen sich viele in der Natur, besonders im Wasser vorkommende Keime mit den geringsten Spuren organischer Substanzen, ja, vielfach hören ihre

Existenzbedingungen auf, wenn sie in einen besseren Nährboden gebracht werden.

Die zum Wachstum erforderliche Temperatur unterliegt ebenfalls für die verschiedenen Arten außerordentlich großen Schwankungen. Während die in der Erde, im Wasser und auf den Pflanzen vegetierenden Organismen, namentlich in den kälteren Gegenden, zum Teil schon bei sehr niederen Temperaturen gedeihen, beanspruchen naturgemäß die Keime, die als Parasiten den tierischen Organismus bewohnen, also in erster Linie auch die Krankheitserreger, Wärmegrade, die der Körpertemperatur des Wirtes nahekommen. Aber auch bei vielen Krankheitserregern bewegt sich das Temperaturoptimum innerhalb weiter Grenzen. Kann doch z. B. der Typhus- oder der Cholerabazillus längere Zeit außerhalb des Körpers, sogar in der kühlen Jahreszeit sich lebensfähig halten!

Ein Gegensatz schärfster Art besteht zwischen vielen Bakterien hinsichtlich ihres Verhaltens dem Sauerstoff gegenüber. Während die meisten, wie alle organischen Lebewesen, den Sauerstoff, gasförmig oder in Wasser gelöst, unbedingt benötigen (Aerobier), gibt es andere Arten, die schon bei Anwesenheit geringster Mengen dieses Elementes ihr Wachstum völlig einstellen (Anaerobier) und daher nur unter strengstem Luftabschluß, in der Atmosphäre eines indifferenten Gases gezüchtet werden können. Zwischen beiden Extremen gibt es aber als Übergänge auch Keime, deren Lebensbedingungen an ein Minimum oder Maximum der Sauerstoffspannung gebunden sind (fakultative Aerobier und Anaerobier).

Alle diese charakteristischen Merkmale hinsichtlich der Ernährungsbedürfnisse der Bakterien und ihrer sonstigen biologischen Eigentümlichkeiten haben ihre besondere Bedeutung nicht nur für die (elektive!) Züchtung derselben, sondern man hat sie in weitgehendem Maße auch in den Dienst der Diagnose — als Ergänzung der mikroskopischen Untersuchung — gestellt. So lassen sich viele Bakterienarten voneinander ohne weiteres unterscheiden durch die Art, in der sie die organischen Verbindungen des Kohlenstoffs oder des Stickstoffs oder selbst organische Substanzen zerlegen. Die Bildung von Fermenten und Enzymen und die dadurch bedingte Spaltung von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten (Vergärung, Säurebildung u. a.) in weniger hochzusammengesetzte Verbindungen sind für viele Arten derart typisch, daß die einfachste chemische Reaktion oft schon mit Sicherheit erkennen läßt, mit was für Bakterien man es zu tun hat. Weitere Merkmale, die Bildung von charakteristischen Farbstoffen, die Fähigkeit, im Dunkeln zu leuchten u. a., sind wertvole Hilfsmittel.

Finden die in einem künstlichen Medium gezüchteten Bakterien, sei es infolge des Alters der Kultur (Stoffwechselprodukte!) oder infolge ungeeigneter Zusammensetzung des Nährbodens (Reaktion, Anwesenheit schädigender chemischer Substanzen) oder ungünstiger Temperaturverhältnisse nicht die ihren Lebensanforderungen entsprechenden Bedingungen vor, so erleiden sie unter Umständen tiefgreifende Veränderungen oder gehen überhaupt zugrunde. Auf diese Weise kommen die sogenannten Involutionsformen (Degenerationserscheinungen) zustande. Der Bakterienleib verliert seine typische Gestalt, die Bazillen werden plump, das Protoplasma zerfällt körnig, die Fähigkeit, Farbstoffe aufzunehmen, schwindet; viele andere charakteristische Merkmale (Verflüssigung von Gelatine, Gärungsvermögen, Säurebildung, Farbstoffbildung, Leuchtfähigkeit u. a.) verlieren sich, pathogene Bakterien sind nicht mehr in der Lage, schädigende Wirkungen hervorzubringen. Schon die längere künstliche Züchtung allein, selbst auf zusagendem Nährmaterial, genügt häufig, die vitalen Eigenschaften auf das schwerste zu schädigen. So sind z. B. die im Laboratorium lange fortgezüchteten Cholerastämme meist absolut harmlos geworden. Die Einschaltung einer oder mehrerer Tierpassagen ist indes häufig imstande, derartigen geschwächten Stämmen ihre frühere Virulenz und Giftigkeit wieder zu verleihen.

Neben diesen auf Degeneration beruhenden Veränderungen können sich aber auch sprungartig tiefgreifende Abweichungen von der Norm bei einzelnen Stämmen herausbilden, die sich sowohl auf die äußere Gestalt als auch auf biologische Eigenschaften erstrecken und zur Entstehung neuer Typen und Rassen führen können (Variation und Mutation).

Aus dem über die Ernährung der Bakterien Gesagten lassen sich ohne weiteres Schlüsse ziehen über ihre Verbreitung. Überall in der Natur, von unseren gemäßigten Breiten bis in die äquatorialen Gegenden oder in die eisstarrenden Polarländer, finden sich im Waser und im Boden die Reste abgestorbener pflanzlicher und tierischer Organismen, die für die unendlich reiche Welt der Mikroorganismen unerschöpfliche Nährstoffquellen bedeuten.

So finden sich nach den Angaben verschiedener Forscher in unseren Breiten in den oberflächlichen Erdschichten in 1 ccm 650,000 bis 2,800,000 Bakterien. Und selbst im Hochgebirge, in unmittelbarer Nachbarschaft der Gletscher und auf diesen selbst, ist eine üppige Vegetation von Bakterien nachgewiesen worden. Erst in einer

Tiefe von 4—5 m darf man erwarten, keimfreien Erdboden anzutreffen. Daher ist auch das Grundwasser, welches man in dieser Tiefe vorfindet, meist steril. Wenn es auch ursprünglich durch Einsickern verunreinigten Wassers entstanden ist, so hat es doch, dank der filtrierenden Kraft des Erdreichs, seine Bakterien nicht mit in diese Schichten hinabführen können. Ein in solches Grundwasser eingetriebener Brunnen würde daher keimfreies Wasser liefern, wenn nicht durch die unvermeidlichen Verunreinigungen beim Bau Bakterien mit in die Tiefe gebracht würden, die nun im Brunnenschacht und in den Röhren eine, unter normalen Umständen allerdings völlig harmlose Wasserflora entstehen lassen. Auch das Quellwasser, sofern es aus gut filtrierten Grundwasserschichten stammt, würde bakterienfrei sein, wenn eine Berührung mit den oberen Lagen der Erddecke zu vermeiden wäre. Hat dann das Wasser einmal die Erdoberfläche erreicht, so werden ihm fäulnisfähige Stoffe und Bakterien von allen Seiten in so reichem Maße zugeführt, daß sich sehr bald eine üppige Vegetation entwickeln muß. Unsere Bäche und Flüsse, besonders nachdem sie Abfallstoffe menschlicher Siedlungen aufgenommen haben, beherbergen daher ungeheure Mengen von Mikroorganismen. Das gleiche gilt, wenn auch zum Teil in viel geringerem Maße, von den Binnenseen und vom Meere.

Durch den Wind, welcher den Staub, den Träger zahlloser Bakterien, in die Höhe wirbelt, wird auch die Luft, namentlich in den Straßen der großen Städte, mit Keimen beladen. So enthält z. B. die Straßenluft in Paris in 10 l etwa 35 Keime, in London sogar über 100. Selbstverständlich werden diese Zahlen in weitgehendem Maße von den jeweiligen Witterungsverhältnissen beeinflußt. Noch in ziemlich großen Entfernungen von den Städten und in beträchtlichen Höhen lassen sich diese den Staubteilchen anhaftenden Bakterien nachweisen. Wenn auf dem Lande, fern von menschlichen Siedlungen, besonders in wald- und wasserreichen Gegenden, die Luftbakterien an Zahl auch sehr zurückgehen, so fehlen sie doch über dem Festlande nirgends, und selbst auf dem freien Ozean sind sie mehrfach nachgewiesen worden. Nahezu frei von Bakterien wird die Luft erst in den Polargebieten oder in unseren Breiten in Höhen von über 2000 m. Wo aber Menschen in größerer Zahl dicht zusammenleben (Fabriken, Schulen, enge Wohnungen usw.), da wird der Bakteriengehalt der Luft sehr viel größer sein, und es ist selbstverständlich, daß wir dann mit jedem Atemzug mehr oder weniger Keime, unter Umständen auch Krankheitserreger, unseren Lungen zuführen.

Erheblich mehr Bakterien als mit der eingeatmeten Luft gelangen aber mit den aufgenommenen Nahrungsmitteln in den Organismus. Denn einmal gibt es eine Reihe von Nahrung- und Genußmitteln oder Stoffen, die zu deren Herstellung dienen, die von Natur aus mit Keimen behaftet sind (Wasser, rohes Obst und Gemüse, Mehl u. a.), und zweitens ist es völlig ausgeschlossen, solche Gegenstände, die längere Zeit der Luft ausgesetzt sind, vor auffallenden Bakterien zu schützen (Milch, Käse, Butter, Fleisch). Auch bei der Verarbeitung ist eine Keimansiedlung, besonders bei Verwendung mangelhaft gereinigter Werkzeuge, gar nicht zu vermeiden. Solange die notwendigen Vorsichtsmaßregeln eingehalten werden und in den Betrieben die erforderliche Sauberkeit herrscht, wird es sich hierbei allerdings meist um völlig harmlose Organismen handeln, die von den Körpersäften entweder vernichtet werden oder als harmlose Aftermieter sich im Darmkanal ansiedeln können, ohne dem Wirt irgendwie schädlich zu werden. So findet sich denn auch in den Verdauungswegen des Menschen und der Tiere eine äußerst reichhaltige Flora vor, die die im Darm vorhandenen abbaufähigen Produkte weiter verarbeitet. Eine Notwendigkeit dieser Organismen für die Verdauung gewisser Substanzen, wie sie früher angenommen wurde, scheint nach den neueren Untersuchungen allerdings nicht vorzuliegen, eine Annahme, die neben Laboratoriumsversuchen durch den bereits von mehreren Forschern erhobenen Befund völliger Keimfreiheit des Darmkanals arktischer und antarktischer Tiere gestützt wird.

Aus den Betrachtungen über das Vorkommen der Bakterien geht hervor, daß sie in der Natur, wohin wir uns auch wenden, nirgends fehlen, daß sie meist sogar, wo organisches, zersetzungsfähiges Material vorhanden ist, in ungeheuren Mengen vorkommen. Die vielen Arten, deren Ansprüche an die Nahrungsstoffe ganz verschieden sind, und die, vom Eiweißmolekül des toten Tieres beginnend, die lange Kette der Zerfallsprodukte organischer Substanzen bis zu den niedrigsten Verbindungen des Stickstoffs und des Kohlenstoffs durchlaufen, führen so allmählich das tote organische Material wieder in die Grundstoffe über, aus denen es zusammengesetzt war.

Und ohne diesen ständigen Kreislauf, der durch die Tätigkeit der Bakterien unterhalten wird, würde ein Leben auf unserer Erde ausgeschlossen sein. Die Pflanze, bis auf wenige Ausnahmen, kann ihre Nährsalze nie und nimmer aus höher zusammengesetzten organischen Verbindungen beziehen, sie kann nur die Stoffe verwerten, die durch die Bakterien völlig abgebaut, mineralisiert sind. Daher sind die Bakterien die unbedingte Vorbedingung für den Betrieb



der Landwirtschaft, ebenso wie nur durch ihre Tätigkeit z. B. die so bedeutungsvolle Selbstreinigung der Flüsse zustande kommt. Aber auch eine Reihe von Gewerben (Molkerei- und Gärungsindustrie) sind einzig und allein nur mit Verwendung geeigneter Bakterienarten durchzuführen.

Wie wir gesehen haben, lebt das große Heer der in der Natur vorkommenden Bakterien von abgestorbenen Organismen, führt sie in Fäulnis über und zerlegt sie schließlich in die sie zusammensetzenden Grundstoffe. Dem lebenden Organismus gegenüber sind diese Keime im allgemeinen völlig harmlos, wenngleich einzelne durch ihre giftigen Spaltungsprodukte gelegentlich auch zu Vergiftungen (Fleischvergiftung!) Veranlassung geben können.

Diesen „Saprophyten" stehen gegenüber die eigentlichen Krankheitserreger, die als „Parasiten" aus der lebenden Zelle ihren Nahrungsbedarf decken, diese zerstören und den Organismus durch ihre mehr oder weniger giftigen Stoffwechselprodukte oft auf das schwerste schädigen. Ihrer Zahl nach sind die Krankheitserreger natürlich im Vergleich zu den übrigen Bakterien außerordentlich gering.

Sobald Krankheitskeime — und zwar ist meist eine mehr oder minder große Menge notwendig — in den Organismus gelangt sind und sich dort vermehrt haben, entfalten sie, vielfach unter Bevorzugung bestimmter Organe, ihre verderbliche Wirkung und führen zu der spezifischen Erkrankung.

Als Eintrittspforten kommen sämtliche Körperöffnungen (Mund, Nase, After), die Schleimhäute (Augenbindehaut, Geschlechtsorgane), offene Wunden und sogar die unverletzte Haut (Haarbälge, Schweiß- und Talgdrüsen) in Frage. Eine Hauptrolle spielen für die Aufnahme und Ansiedlung zahlreicher pathogener Bakterien die großen Schleimhautflächen des Darmes und der Lungen, die besonders gefährdet sind, wenn sie durch bereits bestehende katarrhalische Prozesse in ihrer Widerstandsfähigkeit geschwächt sind. Denn daß der Organismus häufig wirulente Erreger selbst der gefährlichsten Infektionskrankheiten beherbergen kann, ohne zu erkranken, ist durch ärztliche Beobachtungen zur Genüge erwiesen. Diese Tatsache kann nur so erklärt werden, daß im Blutserum oder in den Gewebssäften der betreffenden Personen so viel natürliche Schutzstoffe (bisweilen vielleicht als Folge einer früheren leichten und gar nicht zur Erkenntnis gelangten gleichartigen Erkrankung) enthalten sind, daß der Krankheitskeim, vielleicht außerdem noch durch die abwehrende Wirkung gesunder Schleimhäute behindert, sich nicht in der für eine Erkrankung notwendigen Weise entwickeln kann.

Solche Bazillenträger bedeuten natürlich eine große Gefahr für ihre Mitmenschen, besonders aus dem Grunde, weil sie infolge ihres Wohlbefindens völlig unverdächtig sind und meist erst dann ermittelt werden, wenn sie schon reichlich Unheil angerichtet haben. So sind genug Fälle beobachtet worden, wo durch Krankenpflegepersonal trotz peinlichster Sauberkeit Typhus und andere Erkrankungen verbreitet worden sind, wenn die Pfleger, ohne es zu wissen, den Erreger in ihrem Organismus beherbergten und jahrelang ansteckungsfähig erhielten.

Von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht die Überwachung der Nahrungsmittelbetriebe, in erster Linie des Fleischer- und Molkereigewerbes. Ist unter den Angestellten in diesen Berufen ein Bazillenträger, so ist klar, daß dieser genug Gelegenheit hat, mit den von ihm ausgeschiedenen Krankheitserregern Fleisch, Käse usw. zu infizieren und dadurch die Gesundheit der Abnehmer zu gefährden. Die Bekämpfung der Krankheitsübertragung durch gesunde Bazillenträger ist daher ein Problem, von dessen Lösung sich großer Segen erwarten läßt.

Daß es für eine erfolgreiche Prophylaxe der Infektionskrankheiten notwendig ist, dafür zu sorgen, daß die von den Kranken ausgeschiedenen Krankheitskeime möglichst schnell unschädlich gemacht werden, liegt auf der Hand, und die seuchenpolizeiliche Überwachung sorgt dafür, daß bei gemeingefährlichen Krankheiten die erforderlichen Maßnahmen getroffen werden durch gründliche Desinfektion der Ausscheidungen, bevor sie in Kanalisationen, Abortgruben usw. eingeleitet werden. Trotzdem besteht natürlich immer noch die Gefahr, daß von Krankheiten, die diesen strengen Vorschriften noch nicht unterliegen, lebensfähige Erreger in die Außenwelt gelangen können und dort, wie es bei zahlreichen pathogenen Keimen möglich ist, zeitweise als Saprophyten leben, bis sie wieder in einen menschlichen Organismus gelangen und in ihm ihre verderblichen Eigenschaften entfalten. Die Verseuchung schlechtgedeckter Brunnen oder offener Flußläufe, deren Wasser für Wirtschaftszwecke oder zum Baden benutzt wurde, hat schon zahlreiche Opfer gefordert (Cholera in Hamburg 1892!).

Eine sachgemäße Bekämpfung in dieser Richtung ist im Deutschen Reiche ebenfalls schon mit großem Erfolg durchgeführt worden, denn selbst kleine Ortschaften erfreuen sich heute meist einer sanitären Wasserversorgung, und, wo dies nicht der Fall ist, ist es Aufgabe der Sanitätspolizei, darüber zu

wachen, daß die vorhandenen Brunnen in gutem Zustand und gegen äußere Verunreinigungen geschützt sind.

Aber trotz aller Vorkehrungen wird es nicht möglich sein, den Organismus stets gegen das Eindringen von Krankheitserregern zu schützen. Trotz aller Belehrung wird der Schwindsüchtige wohl kaum immer die nötige Vorsicht mit seinem tuberkelbazillenhaltigen Auswurf beobachten, er wird es auch gar nicht verhindern können, beim Husten zahllose Keime in die Außenwelt zu verstreuen.

Und dennoch zeigt die Statistik gerade der Tuberkulose, daß in den letzten Jahrzehnten langsam, aber sicher eine Abnahme dieser verheerendsten Volksseuche zu verzeichnen ist, daß also die Bekämpfungsmaßregeln nicht ohne Erfolg geblieben sind. Das Gleiche läßt sich für verschiedene andere Krankheiten, die früher viel größere Opfer gefordert haben als heutzutage, feststellen.

Zum großen Teil sind diese Erfolge zweifellos auf die Fortschritte der Wissenschaft zurückzuführen, sie werden aber in tatkräftigster Weise unterstützt durch die allgemeine Zunahme des Wohlstandes, durch die besseren sozialen Bedingungen, unter denen im Vergleich zu früheren Zeiten unsere Bevölkerung lebt.

Wenn es trotzdem nicht gelingen wird, die ansteckenden Krankheiten vollständig zu unterdrücken, so bleibt dies eine bedauerliche Tatsache, aber wir dürfen ihren Erregern vielleicht zugute rechnen, daß ohne ihre Artgenossen in der Natur ein Leben überhaupt nicht möglich sein würde!

Berlin. Erich Hesse.

Der Fortschritt der Geologie in Großbritannien 1912-13.

In seinem Bericht über den Fortschritt der geologischen Vermessung teilt der Direktor Dr. J. J. H. Jeall mit, daß während des Jahres 1912 die vorläufige Sechszoll-Vermessung von England und Wales in 1. dem Denbighshire - Bezirke, 2. dem Warwickshire- und Staffordshire-Bezirke und 3. dem Londoner und Südostbezirke fortgeführt worden ist.

1. Im Denbigh-Bezirke setzten die Vermesser unter der Leitung von G. W. Lamplugh ihre Prüfung der ordovicischen und silurischen Gesteine an der Mündung des Clwyd-Tals und in der Umgebung von Glen Ceriog fort. Auf den alten Karten wird der Tarannon-Schiefer als nicht zu den Balaschichten stimmend verzeichnet; aber die jetzigen Untersuchungen zeigen, daß zwischen diesen beiden Gruppen das Llandovery vertreten ist, und das ist kein Beweis einer Nichtübereinstimmung. Im Cricor - Bezirke liegen Gesteine von unzweifelhaftem unteren Llandovery-Alter in deutlicher Parallelität über dem gebrochenen Gewölbe von Bala-Gesteinen des Mynydd-Cricor, und ihnen folgen Tarannon-Schiefer, während das Ober-Llandovery in diesem Gelände fehlt. Die Grenze, die auf der alten Karte zwischen dem Millstone-Grit und den unteren Kohlenschichten nahe von Mold zu sehen ist, bedarf, wie sich gezeigt hat, einer bedeutenden Berichtigung. Auch die Kiese bei Hawarden, die man früher zu den unteren Kohlenschichten zählte, gehören zum Milstone-Grit. In dem nordwestlichen Teile des Flintshire-Kohlenfeldes findet man in den untersten Schichten der unteren Kohlenlager Anzeichen beträchtlicher lithologischer Veränderungen, da die Schichten südostwärts von Holywell verfolgt werden, und hier feiner körniger Sandstein und Ganister allmählich zunehmen. Parallele Änderungen finden sich in der höheren Abteilung der unteren Kohlenlager. Östlich von Holywell nimmt der Gwespyr-Sandstein an Dichtigkeit ab und entartet zu schieferthonartigen Schichten. In der Nähe von Flint sind wichtige Teile von Kohlenlagern, die Steinkohle und dazugehörige Flöze enthielten, verdrängt worden, und an ihre Stellen sind wertlose rote Schichten getreten, die nicht parallel verlaufen zu den unteren Schichten der Mittelkohlenschichten. Die nicht parallele Vereinigung sieht man indes nirgend auf der Oberfläche. Das Vorkommen von Oberkohlenschichten hat man bisher in Flintshire noch nicht entdeckt, aber diese wertlosen roten Schichten liegen jetzt in dieser Abteilung, obwohl in ihnen noch kein Spirorbis-Kalkstein gefunden worden ist. Die große Menge von Purpursandstein, die sie enthalten, machen sie den Keele-Schichten Mittel-Englands sehr ähnlich. In den neuerdings vermessenen Teilen des Flint-Kohlenfeldes finden sich glaziale Ablagerungen in großer Dichtigkeit. Die vorwiegende Ablagerung ist roter Geschiebethon, der Seemuschelreste mit Geschieben von nördlicher Herkunft enthält. Auf der Halbinsel Wirral wurden zu Dawpool 60—70 Fuß glaziale Ablagerungen bloßgelegt, in denen oberer und unterer Geschiebethon durch ein teilweise geschichtetes Band von Lehm, Sand und Kies getrennt werden.

Auf der Flintshire-Seite des Dee entdeckte man eine alte Küstenlinie, stellenweise von Klippen begrenzt, die jetzt zum Teil abgetragen und unter Triebsand begraben sind. Bohrungen am Rande der Bucht haben das Vorhandensein eines drifterfüllten zirka 200 Fuß tiefen vorglazialen Kanals ergeben. Auch Nebentäler wurden drifterfüllt unter dem Meeresspiegel gefunden. Unter dem roten Geschiebethon findet sich eine nicht sehr

dicke Schicht grauen, aus örtlichen Gesteinen gebildeten Geschiebethons. Auch entdeckte man mehrere Beispiele glazialer Stromablenkung und eine Reihe großer Gletschermühlen. Im Süden des Dee und seiner Zuflüsse ist der Gegensatz zwischen ihren ausgedehnten oberen Abteilungen und ihren engen und tiefen unteren Teilen groß. Trift kommt in beiden vor; wahrscheinlich fand eine Verjüngung des Dee zu einer Zeit statt, die der Eiszeit unmittelbar voranging.

II. Im Warwickshire- und Staffordshire-Bezirke haben Herr G. Berrow und seine Gehilfen ihre Kenntnis der Ausdehnung abbauwürdiger Kohlenflöze jenseit der Flächen, auf denen sie bisher abgebaut wurden, erheblich erweitert. An der Ostseite des Warwickshirer Kohlenfeldes sind dunkelblaue und rote Schiefer, die die mittleren und unteren Abteilungen der (kambrischen) Stockingforder Schiefer bilden. Schwellenartige Einschlüsse von mäßig basischem Vulkangestein kommen in beiden Abteilungen vor, sind aber in der mittleren reichlicher. Diese Schwellen, die nach Westen eine hohe Abdachung haben, bilden eine Reihe von Kuppen mit Schiefer-Scheidungen. In diesen Schiefern hat man Agnostus gefunden.

Das südliche Ende des Walsallanteils an silurischen Gesteinen ist vermessen worden. Die Wenlock-Lager bestehen aus grünlichen Schiefern mit Schichten von Kalkstein-Nieren, die oft an Fossilien reich sind. Im Südwesten sind sie nicht parallel von Kohlenlagern überdeckt, und nach Südosten finden sie ein plötzliches Ende durch den östlichen Grenzspalt.

In den unteren grauen Lagern des Kohlenfeldes hat man eine vollständige Reihe der Kohlenflöze erhalten. Ausgedehnte Auswaschungen sind verzeichnet worden, besonders zahlreich in der Ryder-Kohle. Eine hat eine Mächtigkeit von mehr als einer Meile. In der Seven Feet-Kohle sind sie selten, was vielleicht daher rührt, daß dieses Flöz ein Hangendes aus Meeresschiefer hat, während das des Ryder-Flözes aus der Meeresbucht oder dem Süßwasser ist. Nahe bei Stockingford liegen die Kohlenlager den Stockingforder Schiefern auf, während die Grundschicht ein Gemenge mit Geröll von Gangquarz, kambrischem Schiefer und Quarzit ist, zu dem sich grober Sandstein gesellt. Nördlich vereinigen sich rote Mergel mit den Sandsteinen der Basis. Man hat jetzt gefunden, daß diese roten Schichten einen weiten Umfang haben; sie liegen unter dem tiefsten abbauwürdigen Kohlenflöz. Demnach haben sich Howells Schlüsse in seiner Abhandlung von 1859 jetzt als richtig erwiesen. Die Kohlenflöze können in zwei Gruppen geteilt werden. Die Kohlen der oberen Gruppe sind dünn, verschlechtern sich nach Norden zu und verschwinden weiterhin; die der unteren sind dichter und verbessern sich nach Norden zu. Über den ertragreichen Kohlenlagern sind die unteren roten Mergel (Etruria-Schichten) mit Breccien und Gemengebändern, die man Epsley-Gesteine genannt hat. Es sind unregelmäßige Bänder, die man vom normalen Mergel bis zu einem durch Ablagerung entstandenen Gemenge verfolgen kann. Das Geröll besteht meist aus Gangquarz und Schieferabfall, ähnlich den Stockingforder Schichten, die die benachbarte Landfläche bildeten. Gegen den Nordwesten von Stockingford werden die roten Schichten schwach oder fehlen stellenweise. In der Mitte des Kohlenfeldes findet man die Mergelschichten in voller Stärke, was vermuten läßt, daß der abnorme Typus auf die Ränder des Kohlenfeldes beschränkt ist.

Die oberen grauen Lager (Halesowen-Reihe) sind auf der Ostseite des Kohlenfeldes verzeichnet worden, auf der Westseite die oberen roten Lager (Keele-Schichten), die früher als permisch aufgenommen waren. An zwei oder drei Stellen kommen Spirorbis-Kalksteine vor. Einige Gesteine bei Tamworth, die man bisher für Keuper-Sandstein hielt, haben sich als Keele-Schichten erwiesen. Dadurch läßt sich der Aufbau des Landstriches viel einfacher erklären, die unterirdische Ausdehnung der Kohlenflöze genauer verfolgen und ihre Grenzspalten festlegen. In Süd-Staffordshire sind zu Hamstead in den Keele-Schichten fossile Fußabdrücke zutage gekommen, die man für identisch mit einigen im Rotliegenden vorkommenden hält.

III. Im Londoner und Südostbezirk ist die Arbeit unter der Leitung von Clement Reid weitergeführt worden. Die Geologie in der Umgebung von London ist ziemlich verwickelt. Über die Vorgänge während des Pleistozän in diesem Grenzgebiet zwischen vereisten und nicht vereisten Gegenden herrscht eine große Unsicherheit. Der Lauf der Flüsse hat sich mannigfach verändert. Wahrscheinlich schoben sich Eiszungen unter der Haupteisdecke vor und drangen in das Themsetal ein, wobei sie ausgedehnte Flächen und Fennen von fluvio-glazialem Kies bildeten. Außerdem sind verschiedene Triftablagerungen am Südabhange nach der Themse Massen von rekonstruiertem Eozän-Material, was auf tätige Wirkung des Eises weiter nach Süden und in größeren Höhen schließen läßt, als man gewöhnlich denkt. Sie bilden unregelmäßige Flächen auf der Kreide und liegen gewöhnlich unter dem Thon mit Flint. Unähnlich den Eozän-Ausläufern in nicht vereisten Bezirken, die deutliche Erdwälle bilden, bilden diese Chiltern-Ausläufer keine charakteristischen Gestalten und sind nur in Ziegelhöfen erkennbar. Sie zeigen zu viele Störun-

gen, als daß sie Eozän-Ablagerungen in ursprünglicher Lage sein könnten. Sie lassen vermuten, daß die Hügel einmal von Eozän-Ausläufern übersät waren wie in den Gegenden südlich der Themse, daß diese aber vom Eise fortgerollt oder der Länge nach bestrichen wurden. In dem Bezirke zwischen Abbots Langley und Luton Hoo werden die Reading-Schichten mannigfacher und suchen die tieferen Bereiche zu überdecken. Fast die ganze obere Kreide scheint in dieser Richtung überdeckt zu sein, so daß die Grundfläche des Eozän auf Schichten liegt, die nur ein wenig über dem Kreidegestein sind. Die Kalkoberfläche ist von Mollusken durchbrochen worden, und die Höhlungen sind jetzt mit glaukonitischem Sand angefüllt.

In Schottland ist die Vermessung des westlichen Hochlands und die Prüfung des Kohlenfeldes durch C. T. Clough und L. W. Hinxman weitergeführt worden. Im westlichen Hochlande hat man die Vermessung der Insel Mull fortgesetzt. Im Carsaig-Bezirke beim Hafen Ohirnie erkennt man an einer eindrucksvollen Arbeit die Schichtenfolge von der Oberfläche des Gryphäa-Kalksteins bis zur Oberfläche des mittleren Lias. Die untere Lias ist 400 Fuß mächtig; die Querschnitte zeigen das Fehlen des Raasay-Eisensteins. Die cenomanischen Schichten zeigen deutliche charakteristische Merkmale, hauptsächlich Sandstein mit Exogyra conica. Die Prüfung der Carsaig-Kreide bestätigt J. Starkie Gardners Ansicht, daß sie umbrochen ist. Das Gebiet südlich vom Loch Seridain besteht ganz aus olivin-basaltischen Laven mit einigen Zwischenschiebungen von dünnen dunklen Schiefern und dünnen Kohlen mit Einsprengung von Pechstein, Tholeiit und olivinfreiem Dolerit. Ein System nordwestlicher Normalspalten ist später als die Tholeiit-Einsprengungen. Von Ben More bis zum Loch Brice ist das Gestein der Landschaft eine basische andesitische Lava mit sekundärem Epidol, die an die Stelle des Feldspaths tritt und Dampf-Höhlungen ausfüllt. Diese Andesite liegen auf den basaltischen Laven des Plateaus, mit denen sie an ihrem Grunde abwechseln. Die nächste Phase der Tätigkeit des Feuers war ein Einbruch von Granophyr, dem eine Zeit verschiedener kleinerer Einbrüche folgte, die Gesteinsadern und geneigte Flächen von Dolerit, Granophyr und Felsit bildeten. Über den Bezirk zerstreut sind zahlreiche kleine Brecciastellen mit Bruchstücken von Lava, Glimmer-Gneiß und Kiesel-Granulit. Ein oder zweimal sind Spalten in den Laven mit Breccia ausgefüllt. Im Loch Bà-Bezirk ist die Südostgrenze des Glencannel-Granophyrs überall von merkwürdiger zerstoßener Breccia begleitet, die Bruchstücke sowohl des Granophyrs wie der Lava enthält, die einen Wall zwischen dem Granophyr und dem einschließenden Gürtel von Granit und hybridem Gestein bildet. So haben wir die besondere Beziehung einer plutonischen Masse, die eine andere einschließt und von ihr durch einen Wall feinkörnigen, lavaähnlichen Gesteins getrennt wird, das auf beiden Seiten zermalmt ist, als wäre es gegen die plutonischen Gesteine geflözt.

Auf paläontologischem Gebiete hat man interessante Ergebnisse bei einer Bohrung in Lowestoft gewonnen, die kambrische Fossilien zutage förderte; bei einer Bohrung in Culvert in Buckinghamshire hat man einen Clonograptus entdeckt, was das Vorkommen von Tremadoc-Gesteinen nicht weit von London beweist. Eine Bohrung in Chilham in Kent lieferte eine Reihe Monograptus aus der Tarannonperiode. D. G. W. Lee veröffentlichte im Mai eine Abhandlung über die britischen kohlenstoffhaltigen Trepostomata.

In der Jahresversammlung der Londoner Geologischen Gesellschaft sprach der Vorsitzende Dr. Aubrey Strahan über die paläozoische Platte, die unter den sekundären Gesteinen Südostenglands liegt. Zwei Bezirke sind noch unbekannt, die südlichen Grafschaften und ein Strich nördlich der Themsemündung. Aber in dem dazwischen liegenden Gebiete können Umrißlinien bei 500, 1000 und 1500 Fuß unter dem Meeresspiegel auf beträchtliche Entfernungen gezeichnet werden. Die Platte scheint eine meergeglättete Fläche zu sein, die durch postoligozäne Bewegungen gekrümmt worden ist. Der Londoner Spalt scheint in einem Gelände entstanden zu sein, das schon lange eine Erhebung war, während sich der Wealden-Spalt dagegen über einem Senkungsgelände gelagert zu haben scheint. Der Redner betonte die dringende Notwendigkeit planmäßiger Bohrungen zur Fortsetzung dieser Untersuchungen und die Ratsamkeit eines ständigen Berichts über die vorgenommenen Bohrungen.

Auch auf das wichtige Werk der „Präzisions-Nivellierung", die jetzt durch die amtliche Landesvermessung ausgeführt wird, und auf die Untersuchungen der Schwerkraftsänderungen wurde hingewiesen. Man darf annehmen, daß Linien gleicher Schwere mit magnetischen „Rückenlinien" in Beziehung stehen. Neue magnetische und Schwerkraftmessungen wurden empfohlen.

Bei der Erneuerung des Vorstands wurde Dr. Aubrey Strahan wieder zum Vorsitzenden, A. Smith Woodward und H. H. Thomas zu Schriftführern, B. Mc Neill zum Schatzmeister und Sir A. Geikie zum Auslandsschriftführer gewählt.

Der bemerkenswerteste Beitrag zur Naturwissenschaft, den die Gesellschaft im vergangenen Jahr beigesteuert hat, war vielleicht Charles Dawsons und Dr. A. Smith Wood-

wards Mitteilung der Entdeckung eines paläolithischen menschlichen Schädels und Kiefers aus einem flintreichen Kies, der dem Wealden (Hastings-Schichten) zu Piltdown (Surrey) aufliegt. Der Kies ist in einem 4 Fuß starken Abschnitt bloßgelegt und besteht aus wassergeglätteten Bruchstücken von Wealden-Eisenstein und Sandstein, mit gelegentlichem Geröll von Grünsandquarz und Kreideflint, die alle vom Wasser geglättet und stark von Eisenoxyd gefärbt sind. Der menschliche Schädel wurde zuerst von Arbeitern gefunden und geöffnet, und die Stücke auf der Stelle weggeworfen. So viele Bruchstücke wie möglich wurden gesammelt; den Kiefer entdeckte man nahe derselben Stelle in einem Fleck unberührten Kieses. Zwei zerbrochene Stücke eines Backzahns einer Pliozänart des Elephanten, eine stark abgerollte Spitze eines Backzahns des Mastodons und Zähne des Flußpferdes, des Bibers und des Pferdes sowie ein Stück von einem Geweihende des Cervus elaphus wurden auch gefunden, alle stark oxydiert. Unter sie waren einige paläolithische Geräte des Chelleischen Typus gemischt. Der Piltdown-Kies liegt auf einem Plateau 80 Fuß über dem Ouse und scheint der Ueberrest einer viel weiter ausgedehnten Hochebene zu sein. Der Schädel, dem die Gesichtsknochen fehlen, weist alle wesentlichen Züge von Homo sapiens, mit einer Gehirnkapazität von nicht weniger als 1070 cc. auf. Die Knochen sind merkwürdig dick; die Stirn ist steiler als die des Neanderthaler Typus, mit einer nur schwachen Brauenfurche. Von hinten gesehen ist der Schädel merkwürdig niedrig und breit. Der Kiefer hat ähnliche Merkmale wie der eines jungen Schimpansen; aber der 1. und 2. Backzahn, die in ihren Höhlen sitzen, sind typisch menschlich, wenn sie auch vergleichsweise breit sind und eng stehen und jeder eine fünfte Spitze trägt. Die Höhle des dritten Backzahns deutet auf einen ebenso breiten Zahn. Die zwei Backzähne sind durch Kauen abgenutzt und ganz flach geworden. Die Schwäche des Kiefers, die wenig hervorragende Brauenfurche, die geringe rückwärtige Ausdehnung des Ansatzes der Schläfenmuskeln legt die Vermutung nahe, daß das Stück zu einem weiblichen Wesen einer bisher unbekannten Gattung und Art gehört. In einem Anhange sagt Professor Elliot Smith, daß der anscheinende Widersinn eines affenartigen Kiefers mit einem menschlichen Gehirn für jemand, der die Entwicklung des Menschen studiert, nichts Überraschendes habe. Bei der Entwicklung des Menschen- aus dem Affenhirn mußte sich der Oberflächenteil der Hirnrinde verdreifachen. Das Wachstum des Gehirns ging der Verfeinerung der Gestaltung und der allgemeinen somatischen Merkmale voraus. Seit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes ist übrigens ein anderer Zahn, der einem Schimpanseneckzahn ähnelt, in demselben Kiese gefunden worden. Er füllt die für einen solchen leer gelassene Stelle in dem restaurierten Schädel aus.

Aus dem Gebiete der Stratigraphie erwähnen wir die folgenden Beiträge. E. S. Cobbold beschrieb die Trilobitenfauna einer Breccia-Schicht zu Comley (Shropshire), die aus wieder zusammengedrücktem Abfall von unterkambrischen Sandsteinen gebildet war und Arten zeigte, die zur Protolenus-Callavia-Fauna gehören, und auf einen Horizont hinweist, der der skandinavischen Paradoxides-tessini-Zone gleich ist. Die Breccia liegt dem unterkambrischen Sandstein direkt auf und wird deshalb für eine Grundablagerung des mittelkambrischen angesehen.

S. S. Buckman sprach über das Kelloway-Gestein zu Scarborough. Seine Ammoniten zeigten sich bei der Untersuchung als Vertreter mehrerer verschiedenartiger Zonen. Das Kelloway-Gestein von Yorkshire scheint teilweise mit dem Oxford-Thon von Mittel- und Südengland gleichzeitig zu sein und enthält zum Teil eine Fauna, wie sie in jenen Gebieten nicht vorkommt, die aber für Yorkshire charakteristisch ist, indessen Verwandtschaften mit der russischen und normannischen Fauna aufweist.

Dr. Hans Salfied betrachtete gewisse Oberjura-Schichten längs der Südküste Englands; er verglich sie mit ähnlichen Lagern in Nordwestdeutschland und dem Landstrich bei Boulogne. Dabei nannte er drei neue Gattungen Ammoniten, und bestimmte zwei neue östliche Ammoniten-Arten.

Die Auslands- und Kolonialgeologie wurde u. a. durch Dr. Felix Oswalds Mitteilungen über die Miozän-Schichten des Victoria-Nyanza und die Geologie der benachbarten Landschaft vertreten. Die Miozän-Schichten bilden einen schmalen Gürtel am Fuße von Klippen überlagerten Nephelin-Basalts; sie waren ein Flußniederschlag, der sich in einer Lagune abgelagert hatte; kalkhaltige Quellen waren ab und zu tätig. Es wurde bewiesen, daß der See ungefähr 330 Fuß über seinem jetzigen Spiegel gestanden hatte. Der Simbi-See, ein Vulkankrater, wurde untersucht und eine Pliozänkette nördlich vom Homa-Gebirge gefunden.

J. B. Serivener, der Geolog der malaiischen Bundesstaaten, teilte mit, daß infolge mesozoischer Erdbewegungen zwei breite Antiklinalen sich gebildet hätten, in Verbindung mit Spaltungen und dem Eindringen zweier Granitmassen. Die davon berührten Gesteine sind die Raub-Kette von kalkhaltigen Felsen und die malaiischen Gondwana-Gesteine. Am Rücken der Gondwana-Gesteine gibt es glaziale Ablagerungen der spätpaläozoischen Periode, die zinnhaltigen Granit mit Corundum enthalten. Tertiäre Kohlenlager, den Gondwana-Gesteinen nicht parallel, sind in

Selangor bekannt. Die Flora ähnelt der heutigen Dschungel-Flora.

Auch wichtige Ergebnisse paläontologischer und paläobotanischer Forschungen wurden vorgetragen. Dr. A. C. Seward sprach über fossile Grundrisse aus dem Wealden; dabei beschrieb er sechs neue Arten und bereicherte die Beschreibung mehrerer anderer Arten. Während die Ähnlichkeit zwischen der Wealdenflora Englands und den entsprechenden Floren des östlichen und des westlichen Nordamerikas sehr groß ist, ist die Zahl der Welttypen geringer als in dem Bereiche der Mitteljura-Flora. Seward vertrat die Ansicht, daß vielfach südliche Landschaften die Zufluchstsorte der mesozoischen Typen sind, die nach und nach über den Äquator getrieben wurden.

Charles Thompson beschäftigte sich mit den Kopffüßern der Holderneß-Trift. Aus diesen glazialen Schichten hat er 180 Arten Ammoniten gewonnen, von denen viele für die Yorkshirer Verzeichnisse neu waren, und viele mit einer Matrix, die mit den Landfunden bis jetzt nicht zusammengebracht werden kann. Die Ammoniten der unteren Lias sind so gut vertreten, daß man es für wahrscheinlich hält, daß sie durch das Eis vom zutage Liegenden in der Schicht der Nordsee abgerissen wurden, und daß das nördliche Yorkshirer Becken mit dem nordwestdeutschen zusammenhängt. Die mittlere und untere Lias bieten viel Material, das indes dem nördlichen Yorkshirer ähnlicher ist. Speetonthon-Formen weisen auf eine Ausdehnung dieser Schichten nach Osten hin. Die Kreide-Belemniten gehören einer Zone an, die höher ist als irgendeine bekannte in Yorkshire.

Reginald H. Goole sprach über die fossile Flora des Pembrokeshirer Kohlenfeldes. Er zeigte drei neue Pflanzenarten. Die eine kann zu Linopteris bronquiarti Gutb. gerechnet werden, die früher in England nicht gefunden worden ist. Die Untersuchung ergab beträchtliche Unterschiede der Pflanzen des Pembrokeshirer Kohlenfeldes von denen, die vom Hauptkohlenfelde von Südwales verzeichnet sind.

*

Die Versammlung der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft fand im Jahre 1913 in Birmingham statt. Die Verhandlungen der geologischen Abteilung waren recht interessant und erfreuten sich eines guten Besuches. In seiner Eröffnungsansprache behandelte der Vorsitzende, Professor Garwood vom Londoner Universitäts-College, die Rolle, die die kalkhaltigen Algen bei der Gesteinsbildung spielen. In den kohlenstoffhaltigen Gesteinen von Westmoreland finden sich kleine durch Ablagerung entstandene Klümpchen von festen Gefüge in Dolomiten nahe dem Grunde der Reihe. Aehnliche Bildungen werden in den Berricischen Gesteinen von Northumberland, indessen in weit höherer Lage als die in Westmoreland gefunden. Auch in den unteren kohlenstoffhaltigen Gesteinen von Nordengand gibt es eine Unmenge solcher Klümpchen in vershiedenen Tiefen. Bei einer Untersuchung ihres organischen Charakters erwiesen sie sich als kalkhaltige Algen, und eine Untersuchung anderer Gesteine in England und Belgien zeigt, daß kalkhaltige Algen in der Gesteinsbildung eine weit wichtigere Rolle spielen, als man bisher allgemein angenommen hat. Professor Garwood beschrieb die geologische Verteilung und die Art des Vorkommens dieser Organismen; ihr Studium führte ihn zu verschiedenen interessanten Schlüssen. Bei der wichtigen Rolle, die sie erwiesenermaßen als Gesteinsbildner spielen, waren offenbar gewisse Formen in den gleichen geologischen Zeitaltern über weite Gebiete verbreitet und könnten vielfach als zuverlässige Beweise für die allgemeine Gleichzeitigkeit zweier Ablagerungen dienen. So erwähnte er z. B. die weite Verbreitung von Solenopora compacta in den Ostseeprovinzen, Schottland, England, Wales und Canada während der Llandilo-Carados-Periode. Die wunderbar beständige Entwicklung der Rhabdoporella über das ganze Ostseegebiet am Ende der ordovicischen Periode hatte ein so auffälliges Gepräge, daß man an den über die norddeutsche Ebene zerstreuten Felsblöcken die Flut-Richtung der Eisfläche während der Eiszeit verfolgen kann. Ferner kommt die Ortonella-Schicht, die in ganz Westmoreland und Nord-Lancashire nahe dem Tournaisian-Kamme gefunden wird, so beständig in der gleichen Tiefe vor, daß sie eines der wertvollsten Zonenanzeichen in der Schichtenfolge der nordwestlichen Provinz bildet und nicht nur zur Vergleichung weit voneinander entfernter Vorkommen mit der größten Zuversicht benutzt werden kann, sondern auch bei tektonischen Bewegungen wertvolle Kriterien bietet. Andere Beispiele liefern die Girranella - Knotenschicht am Grunde der oberen Dibunophyllum-Zone und die Mitcheldeania gregaria-Schichten im Norden von England und dem Dean-Forst.

Nach dem Vortrage des Vorsitzenden gab Professor C. Lapworth einen vortrefflichen Ueberblick über die Geologie des Birminghamer Bezirkes, dem sich Professor W. W. Watts' Bemerkungen über die vulkanischen Gesteine des Gebietes anschlossen. Von verschiedenen wichtigen Vorträgen über die Geologie einzelner Oertlichkeiten erwähnen wir Henry Kays Beschreibung der Black Country-Hochebene mit ihrer Hügelschranke am Rande und vier Entwässerungsflächen im Innern. Er schilderte das Zurückweichen der mittelenglischen Wasserscheide infolge der Tätigkeit des Avonflusses in Warwickshire; die Aenderung der Eisverhältnisse trat klar



zutage, und ein durch das Ueberlaufen eines Sees gebildetes Tal läßt sich durch Walsall hindurch verfolgen. Ausgedehnte, begrabene Täler sind gefunden worden. Das Entwässerungsgebiet des Trent ist das Opfer äußerster Ausbeutung gewesen und hat ständige Verluste erlitten. Gewonnen hat es nur den Penk auf Kosten des Dee. Die nördliche Entwässerung folgt der Bildung der South-Staffordshirer Antiklinale. Von Untersuchungen der früheren nordwestlichen Ausdehnung der Themse-Entwässerung mußte abgesehen werden. — Interessante Mitteilungen über die Flora und Fauna der Ober-Keuper-Sandsteine von Warwickshire und Worcestershire gaben L. J. Wills und W. Campbell Smith. Am Grunde des Sandsteingürtels, der unter den Keupermergeln liegt, kommt ein Bone-bed, das sich aus Bruchstücken von grünem Mergel, Pflanzen, Fischresten und Zähnen und Knochen von Labyrinthodontus zusammensetzt. In ihm fand man zum erstenmal in der englischen Trias Blätter und Schalen des weiblichen Zapfens einer Voltzia. Estheria minuta kommt in Schiefern wie Sandsteinen vor. Die Schichten sind den Skerry-Gürteln von Notts and Leicestershire ähnlich. Doch sind diese infolge von Süßwasserüberschwemmungen entstanden, während bei den Bone-beds die Küstenverhältnisse deutlich zutage treten. Es handelt sich nicht um einen Meereseinbruch, sondern um eine Küstenfacies von Keupermergeln, die sich da bildete, wo das Wasser zeitweise süß genug war, um eine kleine Fischfauna zu erhalten, und anderseits bewegt genug, um grobe Ablagerungen zu bilden.

Nach Robert D. Vernons Ausführungen ähnelt die Schichtenfolge des Leicestershirer Kohlenfeldes im allgemeinen der des Derbyshirer, aber das Vorkommen ungewöhnlich mächtiger Kohlenlager, die sich nach Norden zu spalten, fordert zu einer Vergleichung der mittleren Kohlenlager von Leicestershire mit denen von Warwickshire auf. Durch das völlige Fehlen der Uebergangsreihe und der Oberkohlenlager und das Vorhandensein eines komplexen Spaltensystems steht das Leicestershirer Kohlenfeld von allen seinen Nachbarn ganz getrennt da. Da eine eingehende Vergleichung in physikalischer Hinsicht unmöglich war, wurde die Aufgabe von der paläontologischen Seite aus in Angriff genommen. Der Wert fossiler Pflanzen erwies sich als verhältnismäßig gering, weil der unterste wie der oberste pflanzentragende Horizont in die mittleren Kohlenlager zu fallen scheint. Ebenso genügten die Süßwasser-Lamellibranchiaten nicht, und es wurde deshalb nach Seeschichten geforscht. Die Ashby-Kette lieferte keine Fossilien; ihr Alter bleibt daher eine offene Frage. Das Cole Orton-Gebiet ist größtenteils ein verborgenes Kohlenfeld, das unter einer Trias-Decke bearbeitet wird. Das westliche oder Moira-Gebiet zeigt eine vollständigere Schichtenfolge und zahlreichere Lager mit vielen fossilhaltigen Horizonten, die eine reiche Flora, mehrere seltene Crustaceen, einige fragmentarische Fischüberreste und zahlreiche Süßwasser-Lamellibranchien liefern. Von mehreren Horizonten hat man auch eine überreiche Meeresfauna gewonnen. Die dickste Meeresschicht ist aufgezeichnet worden, und wenn man sie als Index-Schicht benutzt, kann man die Lage des Töpfer-, Pfeifen- und feuerfesten Tons in den Moira-Sandsteinen bestimmen. Diese Meeresschicht läßt sich mit der des Gin-Bergwerks des Nordstaffordshirer Kohlenfelds vergleichen sowie mit der Mansfield-Seeschicht des Yorkshirer und Nottinghamshirer Kohlenfeldes und mit der Pennystone-Ironstone-Meeresschicht von Coalbrookdale.

Hiermit müssen wir unseren Bericht abbrechen; er hat noch manche wichtige Arbeit übergehen müssen, indessen im allgemeinen die wichtigsten Fortschritte der geologischen Forschung im letzten Jahre berührt.

London. W. Lower Carter.

Aus der Adolf-Salomonsohn-Stiftung, welche den Zweck hat, Beihilfen zu gewähren behufs Förderung wichtiger Arbeiten auf den Gebieten der Naturwissenschaften (einschließlich Biologie und Medizin) durch hervorragend tüchtige Kräfte, denen für die längere Dauer der Forschung genügende Mittel nicht zur Verfügung stehen, sind stiftungsgemäß bis zu 2600 M. zur Verwendung verfügbar. Bewerbungen sind bis zum 1. März 1914 schriftlich an den Ministerialdirektor Dr. Schmidt in Berlin, Wilhelmstraße 68, mit der Aufschrift Adolf-Salomonsohn-Stiftungssache zu richten.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 7
April 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Die Vorgeschichte unserer heutigen Kirchengemeinden.

Von

Alfred Schultze, Freiburg i. Br.

I.

Wir haben heute christliche Ortskirchengemeinden als Körperschaften im Rechtssinne, d. h. mit eigener Rechtspersönlichkeit und selbständiger Organisation. Wir haben sie innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche mit ausgedehnter Aktivität, mit weitreichenden Selbstverwaltungsbefugnissen nicht blos in der Vermögensverwaltung, sondern auch bei Besetzung der Pfarrstellen und in der Kirchenzucht. Wir haben Kirchengemeinden aber auch in der katholischen Kirche, so z. B. in Preußen, Baden und in neuester staatsgesetzlicher Regelung (ihre bisherige Existenz war dort nicht unstreitig) in Bayern auf Grund der Kirchengemeindeordnung vom 24. September 1912. Freilich ist den katholischen Kirchengemeinden, was nicht Wunder nimmt, eine sehr viel geringere Aktivität eingeräumt. Ihre Zuständigkeit reicht viel weniger weit. Sie sind in der Hauptsache nur um des Steuerzettels willen da, um über die Kirchenumlagen zu beschließen. In Baden kann nach dem Ortskirchensteuergesetz (Art. 10) ihre Tätigkeit sogar wieder ganz eingestellt werden in denjenigen Pfarrbezirken, in denen genug Kirchenstiftungsgut vorhanden ist, um die ökonomischen Kirchenbedürfnisse zu befriedigen, sodaß es keiner Umlage bedarf; hier kann die bereits gebildete Organisation wieder aufgelöst werden. Die Kirchengemeindebildung ist ja in der katholischen Kirche nur schwer vereinbar mit dem ganzen Wesen der Kirchenverfassung, mit dem Charakter dieser Kirche als absolutistisch regierter Geistlichkeitskirche mit ausgeprägter Anstaltsverfassung. Die Pfarrkinder sind grundsätzlich gegenüber dem Pfarrer kein organisierter Verband, sie sind nur als Einzelne Objekt der pfarramtlichen Tätigkeit, »grex audiens et oboediens«. Nur von außen her ist diese Art der Kirchengemeinde in die katholische Kirche hineingetragen worden: durch staatliche Initiative. Aber die Kirche läßt sie sich hier, um nicht wichtiger wirtschaftlicher Vorteile verlustig zu gehen, schließlich gefallen, ist hier für Kompromisse zu haben und versteht sich dazu, hier, wenngleich nur



in möglichst engen Grenzen, von der Einheit und strengen Logik ihres Verfassungsbaus etwas nachzulassen. Der moderne Mensch läßt sich eben nicht, auch nicht kirchlich, besteuern, ohne bei der Steuerbewilligung irgendwie vertreten zu sein.

Diese organisierten Kirchengemeinden im Rechtssinne mit einer auf der konfessionellen Zugehörigkeit beruhenden Mitgliedschaft sind nun verhältnismäßig jungen Datums. Erst das 19. Jahrhundert hat sie allmählich in Deutschland geschaffen. Sie sind so junger Herkunft nicht blos in der katholischen Kirche, sondern auch, was befremdlich erscheinen könnte, in der evangelisch-lutherischen Kirche. (Ich lasse die reformierte Kirche mit ihren von Anfang an sehr abweichenden Verfassungseinrichtungen ganz außer Betracht). Es ist dies für die lutherische Kirche der Mark Brandenburg aus Anlaß des bekannten Prozesses über die Kirchenbaupflicht in Berlin gegenüber abweichenden Ansichten, die die Gegenwart in die Vergangenheit hinein transponieren wollen, neuerdings in einer ausgezeichneten, auf sorgfältiger Quellenforschung beruhenden Untersuchung von Johannes Niedner, »Die Entwicklung des städtischen Patronats in der Mark Brandenburg« (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Ulrich Stutz, Heft 73—74, 1911) zu klarster und zweifelsfreier Feststellung gebracht worden. Wenn bereits das Preußische Allgemeine Landrecht seine Bestimmungen — z. B. II 11 §§ 17, 156 ff., 217, 261 — auf selbständige Ortskirchengemeinden in unserem Sinne abstellte, so schuf es damit doch bei seiner hinter Provinzial- und Lokalrecht tretenden subsidiären Geltung nicht seinerseits schon solche Kirchengemeinden, sondern es zeichnete damit nur Richtlinien für die kommende Entwicklung, die es dann in der Tat allmählich beeinflussen half. Zunächst blieb es in Brandenburg vielmehr bei dem bisherigen Rechtszustand, der solche besonderen Kirchengemeinden nicht kannte. Und das war auch der Zustand in anderen deutschen Territorien und entsprach der herrschenden Anschauung des 18. Jahrhunderts*). Auch in Baden z. B. war es (das beabsichtige ich an anderer Stelle zu zeigen) noch bis in das 19. Jahrhundert hinein das Gleiche.

Der Grund für das junge Alter der Kirchengemeinden liegt in der Rolle, die bis in die neuere Zeit die weltlichen Gemeinden, voran die Stadtgemeinden, aber vielfach auch die Landgemeinden, in der kirchlichen Verwaltung, überhaupt im Kirchenrecht gespielt haben. Die tausendfältigen Fäden, die das Weltliche und das Kirchliche eng zusammenbanden, reichten tief hinab in die Lokalinstanz. Auch hier galt es und gilt es zum Teil noch heute, das Gespinst zu entwirren — eine mühevolle Aufgabe der Rechtsbildung. Der Differenzierungsprozeß ist erst im 19. Jahrhundert allmählich in Gang gekommen und heute noch nicht überall in Deutschland abgeschlossen. Ihm verdankt erst unsere moderne Kirchengemeinde ihre Entstehung. Sie mußte erst von der politischen Gemeinde losgelöst und selbständig neben sie gestellt werden, als eine eigene Rechtsperson, auf die nunmehr die kirchlichen Aufgaben, die vorher die politische Gemeinde erfüllt hatte, überzuleiten waren. Dergleichen vollzieht sich unter dem vorbereitenden

*) Niedner S. 146 ff., 164 ff., 167 ff. Siehe für Kurhessen Fr. Giese, Deutsches Kirchensteuerrecht (Kirchenrechtl. Abhdlg., herausgegeben von Stutz, Heft 69—71, 1910) S. 107.



Einfluß großer, leitender Ideen. Letzten Endes ist es doch der Druck zwingender praktischer Notwendigkeiten, der den Stein ins Rollen bringt. Das war hier die mit der Zeit sich mehrende konfessionelle Mischung der Bevölkerung. Territoriale Veränderungen aller Art hatten katholische und evangelische Landesteile unter ebendieselbe Territorialherrschaft gebracht und diese zum Bruch mit der früheren konfessionellen Geschlossenheit, mit dem Satz »cuius regio eius religio« gezwungen. Die politische Lage hatte diese Territorien zu Toleranzstaaten gemacht. Die territoriale Toleranz mußte bei gesteigerter Freizügigkeit zur lokalen Toleranz werden. Die Zahl der konfessionell gemischten Ortschaften, besonders Städte wuchs. Auf die Dauer ließ sich eine ecclesia dominans auch innerhalb der Ortsgrenzen nicht mehr aufrechterhalten, so lange es auch manchenorts noch geschah (z. B. in Baden bezüglich der Kirchenbaulast bis 1888); die paritätische Behandlung eroberte vielmehr die Lokalinstanz. Durch all dies entfiel die alte Personeneinheit der politischen mit der Bekenntnis-Gemeinde. Erstere die bisherigen kirchlichen Aufgaben weiter erfüllen zu lassen, wurde je länger desto mehr unerträglich; man denke nur an die Besteuerung eines Teils ihrer Gemeindeglieder für die Bedürfnisse der anderen Konfession. So war der Differenzierungsprozeß, der zur Bildung konfessioneller Kirchengemeinden als Korporationen im Rechtssinne führte, eine Notwendigkeit geworden. Daß dabei große Schwierigkeiten im Verhältnis zur katholischen Kirche nach der Art ihrer Verfassung zu überwinden waren, ist oben angedeutet. Die Übertragung des gemeindlichen Elements aus dem Rahmen der politischen Gemeinde in den der katholischen Kirchenverfassung selbst ließ sich nicht ohne die bedeutendsten Abstriche zugunsten der Rechte der Hierarchie bewerkstelligen.

II.

Wir gehen weiter rückwärts und fragen:

> Wie ist es vordem gekommen, daß die weltliche Gemeinde mit ihren Organen einen so breiten Raum im kirchlichen Rechtsleben gewann, daß gerade sie erst die Vermittlerin gemeindlichen, korporativen Wesens im Bereich des Kirchenrechts wurde?

Man könnte etwa an den entwickelten Territorialstaat mit seiner Eroberung der gesamten öffentlichen Rechtsordnung denken. Er, der das Kirchenregiment hatte, ganz und gar in der evangelischen Kirche und in weitem Maße auch in der katholischen, habe nun auch die weltliche Gemeinde in diesen Dienst gestellt und sie zur untersten staatskirchlichen Verwaltungsinstanz gemacht. Es ist ja bekannt, daß er sie ganz allgemein, um mit den Worten Friedrich Brauers in § 1 des badischen II. Konstitutionsedikts von 1807 zu reden, »als Mittel für die leichtere Vollziehung der Staatsregierung, gleichsam als untersten Ring in der Kette der Staatsverbindungen« in Anspruch genommen hat. Wir hätten es also mit einem Stück territorialistischen Staatskirchentums zu tun. Gewiß: dieses hat die politischen Gemeinden in solchem Sinne für die »Religion als Staatszweck« benutzt. Die Gemeindegesetzgebung dieser Ära war voll von diesem Geiste. Es war z. B. auch noch der beherrschende Gedanke des von Brauer verfaßten badischen Kirchenbauedikts von 1808. Aber dies war nur Befestigung und besondere, polizeistaatliche Ausgestaltung bereits längst bestehender Zustände,

nicht eine Neuschöpfung des Staates. Nicht erst der Staat hat die politische Gemeinde als solche zu einem wichtigen Faktor des kirchlichen Rechtslebens gemacht.

Man hat ferner darin eine Wirkung der Reformation gesehen, die später sich auch allmählich, obschon beschränkt, auf die katholischen Landesteile übertragen habe. Die lutherische Lehre vom allgemeinen Priestertum, daß jeder Christ geistlichen Standes sei, legte den Schwerpunkt des kirchlichen Lebens in die Gemeinde, gewiß in dem rein geistlichen Sinne, daß »jede Gemeinde Gottes jedes Orts und jeder Zeit die Kirche Christi, das sichtbar werdende Reich Gottes vorstelle« (Sohm), und nicht in dem Sinne des Verlangens nach einer rechtlichen Kirchengemeindeverfassung. Sie verkündigte andererseits die Freiheit von jedem geistlichen Rechtszwange; »wenn Zwangsgewalt im Dienste der Kirche notwendig sei, so könne der Kirche nicht durch die Kirchengewalt, sondern nur durch die weltliche Gewalt geholfen werden« (Sohm). Beides führte, soweit man nun im Ortsbereich solche rechtlich geordnete Zwangsgewalt für kirchliche Dinge begehrte, im praktischen Ergebnis dahin, diese Hilfe bei den weltlichen Ortsgemeinden und ihren Organen, also in den Städten beim Stadtrat, zu suchen. Eine körperschaftliche Neugründung in Gestalt einer besonderen, rechtlich organisierten Kirchengemeinde hätte geradezu den reformatorischen Grundanschauungen widersprochen, hätte außerhalb des »noch mittelalterlich gestimmten kirchenpolitischen Gedankenkreises des 16. Jahrhunderts« (Sohm) mit seiner Auffassung von dem »einen großen Organismus der Christenheit« gelegen und wäre wohl auch damals sozusagen ein Luxus gewesen, den sich die Ökonomie der Rechtsgeschichte regelmäßig nicht gestattet. So ist, könnte man meinen, durch den Protestantismus das gemeindliche Element im Gewande der weltlichen Gemeinde in das Kirchenrecht hineingekommen.

Sicher ist: Die Reformationsgeschichte bestätigt jene Verwendung der weltlichen Gemeinde im Dienste der neuen Kirche. Luther selbst hat es, wenn einmal in einer Gemeinde das Evangelium Fuß gefaßt hatte, für ihre religiöse Pflicht erklärt, es voll zu verwirklichen durch ihre Organe. Er hat mit den Stadträten über die Durchführung der neuen Lehre in ihren Städten korrespondiert. Nicht blos, wo es sich um Reichsstädte handelte, in denen der Rat ja zugleich auch territorialherrliche Obrigkeit war, sondern auch — was für die Erkenntnis des gemeindlichen Elements besonders wichtig ist —, wo er es mit Landstädten zu tun hatte, wo der Rat also nur als Gemeindeobrigkeit in Betracht kam. Karl Müller hat in »Kirche, Gemeinde und Obrigkeit nach Luther« 1910 uns dafür eine ganze Anzahl von Belegen, so z. B. für Altenburg, Leisnig, Zwickau, Eilenburg, Prag, gegeben. In Leisnig, wo im Jahre 1523 die Neuregelung des Religionswesens unter lebhafter persönlicher Mitwirkung Luthers erfolgte, die ihn zu bedeutenden prinzipiellen Schriften anregte, waren es die »Erbar manne, Radt, viertell meister, eldesten und gemaine eynwohner der Stadt und dorffer eingepfarrter versamlunge und kirchspiels zu leysneck«, welche die von Luther dann mit einer Vorrede begleitete und von ihm als Vorbild empfohlene neue Ordnung entwarfen, also die Organe der Stadt (Geschlechter, Rat, Zünfte und Bürgerversammlung) und diejenigen der mit ihr im Kirchspiel zusammengepfarrten Dörfer, mithin das

ganze Kirchspiel in seiner weltlich-kommunalen Gliederung.*) Und dieselbe Gliederung zeigt der Ausschuß, der den »gemeinen Kasten« verwalten und von zwei aus den Geschlechtern, zwei aus dem Rat, drei aus den gemeinen Bürgern in der Stadt und drei aus den Bauern auf dem Lande gebildet werden sollte. Welchen maßgebenden Anteil die Stadträte denn auch wirklich, teils aus eigenem Drang teils gedrängt durch ihre Bürgerschaften, an der Verbreitung der Reformation hatten, ist genugsam bekannt. Freilich verschob sich für Luther in der Folge durch den Eindruck, den Täufertum und Bauernkrieg auf ihn machten, die Vorstellung, wo er die durchgreifendere und dabei weniger tumultuarische weltliche Hilfe für den Sieg des Evangeliums zu erwarten hätte. Er legte das Schwergewicht der »Verantwortlichkeit« jetzt auf den Fürsten, den Landesherrn. Die Losung wurde Visitation des Landes durch Kommissare des Fürsten, das Muster die kursächsische Visitationsinstruktion von 1527. Und an die Stelle der Visitationskommissionen als bloßer Einführungsbehörden traten später allmählich dauernde Regierungsbehörden des Fürsten, die Konsistorien. (Ob das letztere nach Sohm, Kirchenrecht I S. 585 ff., 632 ff. unter Bruch mit lutherischen Grundanschauungen, ob es trotz, nicht durch Luther geschah, kann hier dahingestellt bleiben.) Das landesherrliche Kirchenregiment war errichtet. Aber damit war die Gemeinde nicht ausgeschaltet, nur wesentlich eingeschränkt und unter die Obervormundschaft der landeskirchlichen Regierung gestellt. Sie behielt die Kirchenzucht, mehr oder weniger eine Mitwirkung bei der Pfarrbesetzung und vor allem die lokale Kirchenvermögensverwaltung. Und diese Gemeinde war und blieb bis in das 19. Jahrhundert hinein die politische Gemeinde, die Kommune.*)

Hiernach ist allerdings kein Zweifel: Die evangelisch-lutherische Kirche hat auf selbständiger, prinzipieller Grundlage dem gemeindlichen Element in Gestalt der weltlichen Ortsgemeinde, wie sie damals war, Eingang in ihre Rechtsverfassung gewährt. Und es mag weiter richtig sein, daß von da aus später ein Einfluß — befördert durch das territorialistische Staatskirchentum — auf die Entwicklung in den katholischen weltlichen Gemeinden, z. B. in der Kirchenvermögensverwaltung, geübt worden ist. Aber wir müssen wiederum fragen: Hat es sich wirklich um eine totale Neuschöpfung gehandelt? Haben erst die Reformatoren den weltlichen Gemeinden die Legitimation in kirchlichen Dingen verschafft? Und wir müssen die Frage entschieden verneinen.

Die historischen Wurzeln greifen viel weiter zurück. Sie liegen in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, zum Teil im Hochmittelalter. Die Reformatoren haben benutzt und neu fundamentiert, was damals im deutschen Kirchenrecht, obwohl nicht im gemeinen kanonischen Recht, schon vorhanden war. Ja, wir können sogar sagen: daß dies der Fall war, bot der Reformation wichtige rechtliche Handhaben für ihre Ausbreitung, vornehmlich in den Städten. Ohne dieses hätten die Stadträte in der Geschichte der Reformation wohl nicht jene Rolle gespielt. Es liegt also darin auch ein Stück Vorgeschichte der Reformation.

Man hat dem erst in jüngerer Zeit

*) Karl Müller a. a. O. S. 42, 53. Näher ausgeführt bei Niedner a. a. O. S. 26 ff. Die »eldesten« sind die Dorfältesten.

*) Siehe den eingehenden Nachweis bei Niedner.

größere Aufmerksamkeit geschenkt. Das Interesse daran ist aber jetzt stark im Wachsen. Dabei steht das Problem »Stadt und Kirche, Stadt und Geistlichkeit im Mittelalter« mit Recht im Vordergrunde. Denn die Stadt hatte die Führung; die Landgemeinden, in anderer verfassungsrechtlicher Lage und mit geringeren Kräften ausgestattet, konnten nur zum Teil folgen. Die letzten 10 bis 15 Jahre haben bereits eine Reihe wertvoller Spezialuntersuchungen für einzelne Städte gebracht. Weitere werden sich anschließen. Die Literatur findet sich am vollständigsten bei Werminghoff, »Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter«, 2. Aufl. 1913 (in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft) § 29.*)

Schon jetzt lassen sich die Grundlinien des geschichtlichen Bildes mit einiger Sicherheit erkennen; ich werde es im folgenden aus bisher nicht verwertetem Material**) ergänzen können. Was zurzeit im ganzen noch fehlt, ist die klarere Herausarbeitung der rechtlichen Gesichtspunkte, unter denen die kirchliche Stellung der mittelalterlichen Stadtgemeinden und ihres Organs, des Stadtrats, zu verstehen ist, der Rechtstitel, durch die es dem Rat gelang, in der Stadt kirchliche Herrschaft zu gewinnen und festzuhalten. Sie soll hier versucht werden. Vor allem ist das Bild schärfer in die Richtung des kirchenrechtlichen Gemeindeproblems einzustellen. Dafür ist eins wichtig, was regelmäßig nicht genügend beachtet wird. Wir müssen nämlich in dem Wirken der mittelalterlichen Städte scheiden zwischen dem, was zum Schutze des weltlichen Bereichs gegen Kirche und Klerus, und dem, was im kirchlichen Bereich selbst geschah. Wir müssen also, wenn es auch natürlich die damalige Zeit nicht tat, da es ihrem begrifflichen Denken vollkommen fern lag, zu unserer besseren Erkenntnis die Äußerungen des ius circa sacra und die des ius in sacra — so würden wir heute sagen — gut auseinanderhalten. Jene — z. B. die Amortisationsgesetze zur Abwehr der Anhäufung von Grundbesitz in der toten Hand und damit zur Verteidigung der Wehr- und Steuerkraft der Stadt, ferner die sonstigen Maßregeln zur Einschränkung des kirchlichen Steuerfreiheitsprivilegs, diejenigen zum Schutze von Handel und Handwerk gegen die geistliche Konkurrenz, endlich die Zurückdrängung der vorher weit über ihr Gebiet ausgedehnten kirchlichen zugunsten der weltlichen Gerichtsbarkeit — sind die bislang wissenschaftlich am meisten durchgearbeiteten, sind aber für unser Problem nicht direkt bedeutsam. Für dieses müssen wir vielmehr nach den Äußerungen des ius in sacra, im kirchlichen Bereich selbst — bei der Pfarrbesetzung, kirchlichen Vermögensverwaltung, Ausübung der Kirchenzucht — Ausschau halten.

*) Ich hebe daraus hervor: die allgemeinen Ausführungen v. Below's in seinen stadtgeschichtlichen Arbeiten, besonders Historische Zeitschr. 75, 452 ff., von Hauck, Kirchengeschichte IV (3.—4. Aufl. 1913), 35 ff, 57 ff. und Werminghoff selbst a. a. O. und die Spezialuntersuchungen von Stutz für das Münster in Freiburg i. Br., Kothe für Straßburg, A. O. Meyer für Schlesien (Breslau), Karl Müller für die Eßlinger Pfarrkirche, E. Schiller für Goslar. Ich nenne außer den von Werminghoff Zitierten noch Stutz, Art. Patronat und Pfarre in der Protestantischen Realencyklopädie von Herzog-Hauck, 3. Aufl., Karl Müller, Kirchengeschichte II 1, 192 f, 290 ff., 347 ff., Siegfried Rietschel in Histor. Ztschr. 102, 260 ff. und Johannes Heepe, die Organisation der Altarpfründen an den Pfarrkirchen der Stadt Braunschweig im Mittelalter (Göttinger phil. Diss. 1913).

**) das ich aus einem Beitrag entnehme, den ich binnen kurzem veröffentlichen werde.

III.

Hier drang nun die Stadtgemeinde, wie mir scheint, auf drei Wegen Rechtens vor.

Der am frühesten sich öffnende war der des **Eigenkirchenrechts** oder des **Patronatrechts**. Er führte zur **Pfarrwahl**. Ihr Vorkommen reicht mindestens bis in die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts zurück. Die Liberalität der Zähringer und Heinrichs des Löwen legte den von ihnen gegründeten Städten dieses Recht schon in die Wiege. Viele Städte folgten. **Hauck** meinte früher: die Wahl des städtischen Pfarrers wurde zur Regel. Das ging zu weit und er selbst hat es jetzt korrigiert. Der Entstehungsgrund lag in der alten kirchlichen Rechtsordnung. Er konnte ein dreifacher sein. Das Recht war entweder Abspaltung — so z. B. in Freiburg i. Br. und Braunschweig — des Eigenkirchenrechts oder Patronatrechts des Stadtherrn als des Eigentümers des Grund- und Bodens, den er für die Gründung der Stadt und damit auch für die Errichtung der Stadtpfarrkirche zur Verfügung gestellt hatte. Er beschränkte sich nämlich in der Ausübung seines eigenen Besetzungs- oder Präsentationsrechtes, indem er den Bürgern versprach, demjenigen zur Anstellung zu verhelfen, den sie gewählt haben würden. So heißt es im § 12 des Braunschweiger Hagenrechts: »burgenses ius habeant sacerdotem eligendi, et dominus civitatis ius eundem investigandi (= investiendi) et presentandi.« Bei diesem Modus konnte freilich wohl auch späterer Widerruf dieser Selbstbeschränkung vorkommen, wie er tatsächlich in Freiburg i. Br. erfolgte. Oder zweitens: es übertrug der Stadtherr oder der sonstige Patronatinhaber sein Patronatrecht in toto der Bürgerschaft, wie es im Privileg für Lübeck*) heißt: »concessimus patronatum parrochialis ecclesie beate Marie, ut mortuo sacerdote cives quem voluerint vice patroni sibi sacerdotem eligant et episcopo representent.« Oder drittens: die Stadtgemeinde erwarb das Patronatrecht und damit das Wahlrecht von Anfang an für sich, also originär, wo sie ohne kirchenrechtliche Verpflichtung Kirchen in der Stadt baute, so oft die Spitalkirche, aber häufig auch andere Kirchen, auch Klosterkirchen, die sie etwa dem betreffenden Kloster, wie in Goslar die Peterskirche dem Frauenkloster auf dem Frankenberg, schenkte. Natürlich verschaffte alles dies der Stadt eine erhebliche Macht. Es war ein wichtiges Eingangstor für gemeindliche Betätigung. Und gewiß haben die ihrer genossenschaftlichen Kräfte bewußt werdenden Städte auf die Erlangung solcher Patronate hingearbeitet, auch oftmals sie in ihrer Auseinandersetzung mit ihren Stadtherren diesen abgerungen. Aber es handelte sich dabei doch schließlich um längst gangbare Wege des alten Kirchenrechts. Man kann nicht schon in diesem Pfarrwahlrecht eine in eigener autonomer Rechtsbildung geschaffene Rechtseinrichtung erblicken. —

Ein sehr starker Einfluß auf das Kirchenwesen erschloß sich der Stadtgemeinde und ihrem Organ, dem Rat, auf einem anderen Wege: dem der **Treuhänderschaft**.

Es ist bekannt, welche Bedeutung für den mittelalterlichen Menschen das Jenseits im Diesseits hatte. Die Sorge für

*) Der Satz ist hier als Beispiel für die Rechtsform wohl benutzbar, obgleich dieser Bestätigungsbrief König Friedrichs I. schwerlich echt ist.



das Heil der Seele mit ihrer Jenseitssehnsucht und Jenseitsfurcht wirkte, wie kaum etwas anderes, schöpferisch an allen Ecken und Enden der Wirtschaftsordnung und des Rechtssystems — der rechtliche Niederschlag der Lehre von den verdienstlichen Werken. Das hauptsächliche rechtliche Mittel, das dem gemeinen Mann, dem Bürger der Stadt zur Verfügung stand, war das Seelgerät, d. h. die Schenkung, Stiftung zu frommen Zwecken. Es war Pflicht des Christenmenschen, nicht aus der Welt zu scheiden, ohne der »Seele ihr Teil geschafft« zu haben. »Tout homme« — erzählt Montesquieu in seinem Esprit des lois 28,41 — »qui mouroit sans donner une partie de ses biens à l'église, ce qui s'appeloit mourir déconfés, étoit privé de la communion et de la sépulture«. Und es war in solchem Falle Gatten- und Sippenpflicht, die Sorge für das Seelenheil des Toten durch ein nachträgliches Seelgerät zu übernehmen. »Testament« und »Seelgerät« waren im späteren Mittelalter gleichbedeutend. Empfänger dieser Schenkung war entweder die bestimmte bedachte Kirche oder kirchliche Anstalt oder in Tausenden von Fällen eine Vertrauensperson, die den frommen Willen des Schenkenden erst nach seinem Tode ausrichten sollte, ein oder mehrere Treuhänder, manufideles, später auch testamentarii genannt. Diese letztere Form drängte sich geradezu auf, wenn es sich um Gelder handelte, die erst in den frommen Zweck umgesetzt werden sollten. Und um so mehr, wenn der Zweck ein dauernder war, sodaß eine ständige Verwaltung und Verwendung der Gelder nötig wurde. Dann lag eine fromme Stiftung vor, die bei der geringen Durchbildung der selbständigen, mit eigener Rechtspersönlichkeit ausgestatteten Stiftung im mittelalterlichen deutschen Recht stark an die Form der sog. Treuhandstiftung oder fiduziarischen Stiftung gewiesen war. Der Zweck dieser frommen Stiftungen konnte vom Stifter genau umschrieben oder mehr oder weniger auf »Wissen und Gewissen« des oder der Treuhänder abgestellt sein, was häufig gewählt wurde, um für unvorhergesehene Fälle einen ausreichenden Spielraum zu gewähren.

Man kann nun nicht sagen, daß die fromme Schenkungs- und Stiftungslust in den Städten sich allmählich abgekühlt habe. Im Gegenteil, sie steigerte sich eher noch in den letzten beiden Jahrhunderten vor der Reformation. Der Wohlstand der Stadtbürger mag dazu beigetragen haben. Namentlich wurden immer häufiger die Stiftungen von Seelenmessen: sei es in der älteren Form des einfachen Jahrgedächtnisses, des Anniversars mit einer jährlich am Todes- oder Begräbnistage zu lesenden Messe, sei es in der jüngeren Form der Meß- oder Altarpfründe mit Absolvierung häufiger, womöglich täglicher Messen an einem dieserhalb neu zu errichtenden oder an einem bereits vorhandenen Altar, sodaß dadurch eine ganze Priesterstelle für einen Kaplan oder sogen. Altaristen begründet wurde — die Ursache für ein außerordentliches Anschwellen des Klerus in den Städten.

Die Treuhänder der frommen Stiftungen waren ursprünglich und die längste Zeit in der Regel kirchliche Amtsträger (Bischöfe, Pfarrer, Kanoniker, Äbte) oder kirchliche Genossenschaften (Kapitel, Klöster) gewesen. Zu ihnen hatte man das Vertrauen, daß sie das Seelenheil des Stifters am besten bedienen würden. Aber das änderte sich vom Ende des 13. Jahrhunderts an allmählich in den Städten. Mag nunmehr die Vermögensverwaltung der

Kleriker zu wünschen übrig gelassen haben; sie war nicht immer einfach, da es galt, die Gelder fruchtbringend, vor allem in ablösbaren Renten, Gülten — der damaligen städtischen Kreditform — sicher und bei Ablösung stets von neuem anzulegen. Mag das Vertrauen in die stiftungsgemäße Verwendung der Renten, in die gehörige Besetzung der Meßpfründstellen und in die Kontrolle der Abhaltung der Messen gesunken sein: die Klagen über die säumigen Altaristen, die Versuche der Abhilfe, besonders durch Festsetzung von Abzügen oder Strafgeldern gegen sie, wurden immer häufiger. Mag von einer ganz außerhalb der klerikalen Interessen stehenden Verwaltungs- und Kontrollinstanz Besseres zu erwarten gewesen sein. Jedenfalls sehen wir in vielen Städten — Stichproben aus den verschiedensten Gebieten lassen das Bild schon jetzt als typisch erscheinen — den Stadtrat je länger je mehr in diese Stelle des Vertrauens, in diese Treuhänderschaft einrücken. In Braunschweig können wir z. B. — nach der sorgfältigen Untersuchung Heepe's — den Wandel während des 14. Jahrhunderts genau verfolgen, von der noch in der Hauptsache dem Pfarrer unterstellten und von ihm besetzten »Kaplanei« zu dem ganz in der Hand des Rates befindlichen »Lehen«, bei dem der Rat den Meßpfründner als seinen, »des Rates Kapellan«, auswählt, belohnt, überwacht, straft und eventuell aus dem Amt entfernt.

Es war also jetzt die bürgerliche Gemeinde, vertreten durch ihren Rat, welche von ihren seelgerätstiftenden Bürgern mit der Treuhänderschaft bedacht wurde. »Vice civitatis« nimmt 1331 der Straßburger Bürgermeister von einem Bürger und seiner Ehefrau eine Auflassung für die Zwecke einer zu errichtenden ewigen Priesterpfründe entgegen (UB. III Nr. 1292). »Den Ratsmeistern und den Ratmannen gemeinlich zu der Stadt Hand« vergeben zwei Bürgerinnen in Halle eine Anzahl von Gülten für zwei Priester zu zwei ewigen Messen (Hall. Schöffenb. III Nr. 704). In Lübben (Niederlausitz) lassen 1478 zwei Eheleute all ihr Gut dem Rat auf, daß es nach ihrer beider Tode »in unserer Stadt zu Gottes Häusern und Ehre gewandt werde nach des ehrsamen Rates Erkenntnis« (Lübbener Stadtbücher II 79). Also vollste Vertrauensstellung des Rates mit freiestem Ermessen! Ebendaselbst gibt eine Frau 1463 ihr Gut dem Rat »zu einem ewigen Testament und Seelgerät« auf, damit er davon auch ihr Jahrbegängnis besorge in der Weise — so sagt sie kurz —, wie man andere begeht, »dovor och der rath reth«, d. h., für die auch der Rat die Bestimmung hat (I 344). Also fest eingebürgerte Übung! Gelegentlich sehen wir den Rat sich um die Pfründstiftungen emsig bemühen. In Neuenburg am Rhein z. B. schreibt er (1. Hälfte des 15. Jahrh.) einer Bürgerin, sie möchte ihm doch Gewalt geben zur Verleihung einer von ihren Vordern am St. Josefs Altar gestifteten Pfründe, und pflichtschuldigst willfährt sie dieser Bitte »ihrer lieben Herren«: »Ich bin eures guten Willens von Herzen froh und will euch der Ehren lieber gönnen denn jemand anders und euch alles Guten gänzlich getrauen« (Oberrheinische Stadtrechte II 3 Nr. 81.) Ein vorzügliches Mittel in dieses Richtung war es, daß der Rat die freiwillige Gerichtsbarkeit ganz an sich zog, besonders Seelgerät und Testament, für die er manchmal geradezu ein Plazet gewann, wie in Braunschweig nach einem Statut von 1413 (Heepe S. 7) oder in Goslar nach einem Privileg





König Wenzels von 1390, wo es heißt; »Auch mag jeglich Bürger und Bürgerin Testament setzen bei gesundem Leib oder im Siechbett von seinem Gute, so dem Rate gütlich und redlich dünke. Und wie sie das setzen, also soll das Kraft haben, auf daß Gott ja sein Teil werde.« (Goslarische Statuten ed. Göschen 122,31 ff.) In Eßlingen hatten schon 1321 in einer vom Bischof bestätigten Kapellenordnung Bürgermeister, Schultheiß und Rat festgelegt, daß sie »alle die Kapellen, die jetzt gestiftet und gewidmet sind in der Pfarre zu Eßlingen oder noch gestiftet und gewidmet werden«, zu verleihen befugt seien*), und Näheres über die Besetzungsweise bestimmt. Ein Patronatsmonopol nennt es Karl Müller — eine Generaltreuhänderschaft möchte ich es nennen.**) Ein subsidiär eintretender gesetzlicher Treuhänder, ein »legitimus executor«, wie nach kanonischem Recht (c. 3 X 3,26) der Bischof, ist endlich nach altem städtischen Recht (z. B. Freiburg i. Br., Braunschweig-Hagenstadt, Wien) der Stadtrat als Verwalter der erblosen Nachlässe von Bürgern oder Gästen, denn er hat für die Seele des ohne Seelgerät Verstorbenen seinerseits anstatt der ausbleibenden Blutsfreunde zu sorgen und deshalb ein Drittel des Nachlasses zu frommen Zwecken zu verwenden.

Diese allgemein übliche Stiftungstreuhänderschaft machte den Rat und durch ihn die Stadtgemeinde zu einer mächtigen Zwischeninstanz. Mächtig durch die Zentralisierung aller dieser Stiftungskapitalien und Stiftungsgroschen in der Hand des Rats — gewissermaßen eine Zentralstiftungsbank, wie es früher große Klöster gewesen waren. Da der Rat über die Anlage dieser Gelder zu verfügen hatte, ein wichtiges Rentenkreditinstitut für die Bürger und auch um deswillen der Gunst der stiftungsfreudigen Bürger empfohlen. Mächtig ferner durch die Kompetenz zur Bestimmung über die jährlichen Rentengelder für die Stiftungszwecke. Der Rat war es, welcher die so gestifteten Pfründen mit Priestern zu besetzen und bei der Verteilung der so gestifteten Anniversarien entscheidend mitzureden hatte, der, legitimiert durch den Auftrag der Stifter, die dauernde Kontrolle über die »stiftungsgemäße« Erfüllung dieser kirchlichen Verpflichtungen, die Strafgewalt mit Temporaliensperre und schließlich die Absetzungsgewalt hatte. Dadurch wurden alle diese Pfründner und Altaristen und damit ein großer Teil des städtischen Weltklerus von ihm abhängig, abhängiger als von den hierarchischen Vorgesetzten. Das besagte in der Tat ein starkes Einspielen des gemeindlichen Elements in die hierarchisch gefügte Kirche. Und wir begreifen jetzt auch, was es für die Reformationsgeschichte bedeutete. Ein Stadtrat, der der neuen Lehre sich anschloß, konnte sich veranlaßt fühlen, die Ausübung des alten Kultus seitens eines solchen Pfründners als »nach seiner Erkenntnis« nicht mehr stiftungsgemäß zu erklären, und ihn vor die Wahl stellen, dem alten Kultus oder seiner Pfründe zu entsagen. Ja er konnte sich dazu durch seine religiöse Erkenntnis im Gewissen verpflichtet fühlen. Ein Beispiel aus Altenburg aus der Frühzeit der Reformation lesen wir bei Karl Müller, »Kirche, Gemeinde und Obrigkeit« S. 41, 55. Der Rat erklärte dort im März 1522,

*) Dem entspricht auch die spätere tatsächliche Gestaltung. Siehe die Pfründentabelle bei Karl Müller, Eßlinger Pfarrkirche, Anhang 6.

**) Auf das Verhältnis zwischen Treuhänderschaft und Patronat gehe ich in dem erwähnten Aufsatz näher ein.

von Luther selbst in solchem Sinne beraten, dem Inhaber einer Predigerpfründstiftung, der sich nicht zur neuen Lehre bekennen wollte, er werde vom 1. Mai die Rente nicht mehr an ihn zahlen, sondern die Stelle anderweit besetzen. Dadurch eroberte die Gemeinde diese Stelle für das lutherische Bekenntnis. Bei Neubesetzung vakanter Stellen war das natürlich noch leichter. —

Die Stiftungstreuhänderschaft der Stadtgemeinde war ihrem Ursprung nach ein rechtsgeschäftlicher, privatrechtlicher Spezialtitel — bedeutsam für unsere Frage wegen seines tausendfältigen, typischen Vorkommens, als Massenerscheinung. Auf breiterer, allgemeinerer Basis steht ein dritter Rechtsgrund. Die Stadtgemeinde ist auch aus sich heraus, als Genossenschaft, in das Kirchenrecht hineingewachsen.

Das beruht im tiefsten Grunde auf dem Wesen der mittelalterlichen Genossenschaft. Ihr eignete eine starke Expansionskraft. Ihr war eine strenge Zweckbegrenzung fremd. Sie nahm ihre Mitglieder gern mit deren ganzer Persönlichkeit in Anspruch, soweit ihre Macht reichte. Es waren mehr Machtgrenzen als rechtliche Zweckgrenzen, die ihrem genossenschaftlichen Wirken ein Ziel setzten. Daher der mittelalterliche Kampf der Verbände untereinander, das immerwährende Übergreifen des einen in das Gebiet des anderen und zur Abwehr die Abschließungstendenz zu dem Ende, die eigenen Leute ganz für sich zu haben. Das war nur möglich bei entsprechender Passivität des mittelalterlichen Staates, der ja so oft vor den genossenschaftlichen und herrschaftlichen Verbänden Halt machte. Dieser genossenschaftliche Charakter entwickelte sich bekanntlich in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters zu ganz besonderer Stärke in den Stadtgemeinden. Auf allen möglichen Gebieten. Um wieviel mehr unter der Herrschaft mittelalterlicher Denkweise auf dem religiös-kirchlichen! So hat jene Expansionskraft des bürgerlichen Gemeinwesens auch die Tore der hierarchischen Kirchenverfassung gesprengt, freilich zu einer Zeit, als deren Gefüge sich bereits lockerte.

Es geschah dies zuerst in der Vermögensverwaltung. Im Mittelpunkt steht hier das Aufkommen eines besonderen Laienamtes für die Verwaltung des pfarrkirchlichen Fabrikgutes, d. h. des Kirchengebäudes mit allen Pertinenzen und Gerätschaften und der zu seiner Erhaltung und für die Aufwendungen zu Kultuszwecken dienenden Fonds. Die Namen für dieses Amt sind außerordentlich zahlreich: provisores, procuratores, iurati, vitrici, magistri fabricae, Kirchenpfleger, Kirchenhelfer, Kirchenmeister, Kirchenvorsteher, Kirchenväter, Kirchbitter, Heiligenpfleger, Alterleute, Gotteshausleute u. a. Das spricht für seine Bedeutung und Verbreitung. Seine Geschichte ist noch nicht geschrieben. Es taucht zuerst in Urkunden des 13. Jahrhunderts auf. Seine Anfänge sind zwar noch nicht aufgeklärt. »Aber schwerlich« — sagt Hauck — »wird jemand bezweifeln, daß es aus der Initiative der Bürgerschaft hervorgegangen ist.« Es ist der Vorläufer unserer heutigen Kirchenvorstände, Kirchenstiftungsräte, Gemeindekirchenräte. Diese Leute, meist mehrere an der Zahl, standen nicht im Dienstverhältnis zum Pfarrer oder Bischof, sondern wurden allenthalben vom Stadtrat bestellt, oft aus seiner Mitte, und wechselten, wo der Rat periodisch (jährlich) erneuert wurde, mit diesem. Sie waren einfach eine Ratsdeputation. Ihr Amt war, wie das des Rats, ein städtisches Gemeindeamt. Ihr Amtseid

war in die ſtädtiſchen Eidbücher aufgenommen, wie in das Ueberlinger Eidbuch vom Anfang des 16. Jahrhunderts, wonach sie zu schwören hatten: »der hailigen und der kirchen gut auch wieder an irn nutz und frommen oder nach ains rats erkanntnuß zu bewenden« (Oberrhein. Stadtrechte II 2 S. 220). Dazu ſtimmt es, wenn es im Lübbener Stadtbuch in einem Eintrag von 1475 (II 39) in Bezug auf die Verwendung von geſtifteten Geldern heißt, daß »der Rat den Vorſtehern, wie man's damit halten soll, zu gebieten hat«. Öfter treten in den Lübbener Einträgen bei Akten der kirchlichen Vermögensverwaltung »Rat und Gotteshausleute«, ersterer immer vorangeſtellt, zusammen auf. Zinsbares Ausleihen geschieht nach diesen Einträgen so und so viele Male durch den Rat (I 382, 384, 388, 398, II 43), andere Male aber durch die Gotteshausleute (I 368, 409), dann aber mit dem ausdrücklichen Beding, daß die Aufkündigung des Kapitals durch den Schuldner zur Rückzahlung dem Rat gegenüber zu erfolgen habe. Denn da galt es dann, das Geld wieder bei einem anderen kreditsuchenden Bürger unterzubringen, und das wollte der Rat in der Hand behalten. So erscheint der ganze Rat als der allseits Zuſtändige, die Gotteshausleute als eine ihm untergeordnete, nach seiner Weisung tätige und ihm rechnungspflichtige Kommission. Von einer Mitwirkung des Pfarrers dabei iſt in Lübben nirgends die Rede.

Wie bei den Pfarrkirchen, geschah es auch bei den anderen Kirchen in den Städten, ja sogar mehr oder weniger bei den ſtädtiſchen Klöſtern. Auch ihre Vermögensverwaltung wurde dem Rat unterſtellt. E. Schiller hat für Goslar die einzelnen Schritte der zielbewußt hierauf gerichteten Ratspolitik eingehend dargelegt. Hier waren es die vom Rat aus den Ratsfamilien beſtellten »Kloſtervormunden«, die für das Kloſter die Geschäfte unter Obervormundschaft des Rates führten, der auch hier nicht selten an ihrer Stelle selbſt handelnd auftrat und für die gerichtliche Vertretung des Kloſters durch zwei Ratmannen sorgte.

Dieses Laienamt der Kirchen- und Kloſterpfleger mit dem Rat dahinter und daneben bedeutete im Ergebnis eine Kommunalisierung der kirchlichen Fabrikguts- und der Kloſterverwaltung. Das gemeindliche Element — die Landgemeinden sind zum Teil dem Beispiel der Städte gefolgt — drang damit in ein Gebiet ein, das nach kanonischem Recht den Laien verschlossen war. Der Widerſtand der Hierarchie scheint nicht erheblich, jedenfalls nicht erfolgreich gewesen zu sein. Der Würzburger Synodalbeschluß von 1287 c. 35, auf den Hauck (S. 58) hinweiſt, mit seiner Verurteilung der Einsetzung und Besetzung dieses Amts ohne Konsens des geiſtlichen Oberen deutet selbſt darauf hin, daß, was hier verurteilt wurde, schon damals, also in der Frühzeit der Inſtitution, gang und gäbe war. In der Folgezeit wird man noch viel weniger mit einem Widerſtand gerechnet haben. Es handelt sich hier in der Tat um ein autonomes Wirken der Stadtgemeinde als Genossenschaft. Man sollte es nicht, wovon sich auch Schiller nicht ganz frei hält, mit Eigenkirchenwesen und Patronat in irgendwelchen Zusammenhang bringen. Der Berliner Patronatsſtreit (s. oben) zeigt, daß dies auch für die heutige kirchenrechtliche Praxis Verwirrung ſtiften kann.

Die genossenschaftliche Betätigung der Stadt auf kirchlichem Gebiete ging über die Vermögensverwaltung weit hinaus. Auch Spital und Schule wurden

in weitem Umfange verbürgerlicht. Ich lasse jedoch dieses interessante, aber unserem Thema ferner liegende Kapitel*) beiseite und folge der Stadtgemeinde nur noch auf eine eigentlichste Domäne der Kirche: die Disziplin über den Klerus, d. h. hier den niederen Stadtklerus. Es ist bekannt, zu wie vielen Klagen er während des 14. und 15. Jahrhunderts, mit andauernder Steigerung bis zum Ausgang des Mittelalters, Anlaß gab. Stark an Zahl, stetig vermehrt durch die vielen Meß- und Altarstiftungen, aber auch starke Pflichtversäumnisse und Unregelmäßigkeiten in der geistlichen Versorgung der Bürgerschaft! Da sehen wir öfters die Stadtgemeinde selbst, wieder durch ihr Organ, den Rat, zur Bekämpfung der Mißstände Hand anlegen. Die kirchenrechtlich bedeutsamste Form für solches Vorgehen war der Erlaß städtischer Kirchenordnungen. Es waren in gewissem Sinne die Vorläufer der evangelischen städtischen Kirchenordnungen des Reformationsjahrhunderts.

Ich habe ein schönes Beispiel in einer Kirchenordnung aus Neuenburg am Rhein, damals einer vorderösterreichischen Landstadt, vom 7. Februar 1403 gefunden (Oberrhein. Stadtr. II 3 Nr. 75). Sie soll für die Kapläne und Pfründner der dortigen Pfarrkirche gelten. Die Residenzpflicht, das Gebot für denjenigen, der die Priesterweihe noch nicht hat, sich binnen Jahresfrist weihen zu lassen, das Verbot der Ämter- und Pfründenkumulation und des auswärtigen Messelesens, die Sorge für alsbaldige Absolution oder Vertretung exkommunizierter, suspendierter oder interdizierter Benefiziaten, die Verteilung des Meßdienstes unter die Kapläne, Chor- und Feiertagsdienst, Abhaltung der Vigilien und Totenmessen werden unter die Kontrolle einer Dreierkommission gestellt. Wie aber ist diese zusammengesetzt? Sie begreift zwar den Pfarrherrn (rector ecclesiae) oder seinen Vikar, »seinen« Leutpriester. Aber mit ihm sind als zweites und drittes Mitglied in dieser Kommission der Bürgermeister der Stadt und ein, wie ausdrücklich erwähnt, vom Rat dazu abgeordneter Kirchenpfleger (magister fabricae). Und die Kommission entscheidet überall durch Majoritätsbeschluß. Der Pfarrer kann also von den beiden Laien, den Vertretern der Stadtgemeinde, überstimmt werden. Die Kommission verwahrt mit drei Schlüsseln, je einem für jedes Mitglied, die »gemeine Büchse«, in welche die primi fructus der Neupfründner und die von ihr über zuwiderhandelnde Kleriker verhängten Strafgelder fließen. Zu ihrer Unterstützung in der Durchführung dieser Kirchenordnung wird endlich der ganze Rat der Stadt ausdrücklich aufgerufen. So gibt in allen diesen Fragen der Disziplin über den Klerus die Stadtgemeinde durch ihre Organe den Ausschlag. Freilich ist die Kirchenordnung vom Generalvikar des Bischofs zu Konstanz erlassen, aber, wie es im Eingang heißt, auf Anrufen, Betreiben und Bitte von »Bürgermeister, Rat und Gemeinde«. Die Stadtgemeinde war mithin der betreibende Teil, und der bürgerliche Geist der Zeit erheischte von dem kirchlichen Oberen, ihr nachzugeben.

Denken wir etwa weiter daran, daß in Straßburg während des großen Schismas (1380) der Rat unter schwerer Strafsanktion die Norm für die Haltung der Bürgerschaft gab, so begreifen wir nach alledem, wie sich mancher Rat im Reformationszeitalter legitimiert fühlen konnte, sich für die neue Lehre

*) Siehe dazu v. Below, Hauck und Werminghoff a. a. O. und die von letzterem angezogene Literatur.

zu entscheiden und sie auf disziplinärem Wege durchzuführen. Die Furcht davor tritt uns in demselben Neuenburg a. Rh. aus einer 1527 vom österreichischen Landvogt im Oberelsaß erlassenen neuen Kirchenordnung (Oberrh. Stadtr. II 3 Nr. 84) deutlich entgegen. Eingangs erwähnt sie die Unordnungen im dortigen Franziskanerkloster »der verfurischen luterischen sekt und anders halben«, die katholischerseits zur Austreibung der Mönche geführt haben. Dann gibt sie ihre Normen ganz, ohne jener disziplinären Befugnisse der Dreimännerkommission mehr zu gedenken. Von dieser bleiben nur übrig die 3 Schlüssel zur gemeinen Büchse, die aber jetzt auch anders verteilt werden, so nämlich, daß der Pfarrer und der älteste Kaplan je einen und der Stadtrat nur den dritten haben soll. Schließlich wird dem Bürgermeister und Rat »ernstlich empfohlen und geboten«, daß sie Pfarrer und Kapläne bei Einhaltung der Kirchenordnung »handhaben und hierwider nicht tun noch anderen zu tun gestatten in keiner Weise noch Wege bei Vermeidung der königlichen Majestät schweren Ungnad und Straf.«

IV.

Ich fasse zusammen:

Patronat, Treuhänderschaft und genossenschaftliche Selbstbestimmung sind das juristische Rüstzeug, mit dem die Stadtgemeinden in der zweiten Hälfte des Mittelalters sich ein gut Stück des lokalen Kirchenrechts erobern. Die Landgemeinden sind diesem Vorbild, was mit ihrer ganz anderen Rechtslage zusammenhängt, langsam und nur streckenweise nachgefolgt. Hier hat sich die alte hierarchische Ordnung im Allgemeinen besser zu behaupten vermocht. Der Einbruch des gemeindlichen Elements in die katholische Kirchenverfassung ist also ein Werk des städtischen Bürgertums. Man kann mit der nötigen Einschränkung auf die Lokalinstanz mit Karl Müller das späte Mittelalter wohl »die bürgerliche Epoche des Kirchenwesens« nennen. Die Reformation fand hier auch auf verfassungsrechtlichem Gebiete den Boden vorbereitet und hat daraus Nutzen gezogen. Für das Gemeindeproblem im Kirchenrecht aber ergibt sich eine Kontinuität der Entwicklung, die von der mittelalterlichen Stadt über die Reformation hinweg, wenn auch durch diese gestützt, bis ins 19. Jahrhundert reicht. Im Gewande der bürgerlichen, der politischen Gemeinde ist die Gemeinde im Kirchenrecht hochgekommen, in diesem Gewande hat sie fortgelebt. Und erst der Differenzierungsprozeß zwischen Kirchlichem und Weltlichem, in dem wir noch heute stehen, hat sie dieser Rechtsform entkleidet und sie zur konfessionellen Kirchengemeinde im Rechtssinne umgeschaffen. Zu einem vollkräftigen, weiter entwicklungsfähigen Wesen unter Mithülfe reformierter Elemente in der evangelischen Kirche, zu einem beschränkten, durch die zurückeroberten Rechte der Hierarchie eingeengten Dasein in der katholischen Kirche.

Zum fünfzigjährigen Bestehen der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Von
Max J. Wolff.

Am 23. dieses Monats blickt die Shakespeare-Gesellschaft auf eine fünfzigjährige Vergangenheit zurück. Sie ist nicht nur die älteste deutsche Vereinigung dieser Art, der sich erst später die Goethe-, Dante-, Grillparzer- und andere Gesellschaften angereiht haben, sondern auch die einzige, die sich mit dauerndem Erfolg der Pflege eines ausländischen Dichters gewidmet hat. Die Dante-Gesellschaft konnte sich nur wenige Jahre behaupten, nur so lange, als ihr königlicher Gönner die Hand über sie hielt, das Molière-Museum entschlief nach kurzer Zeit, und die neuerdings gegründete Calderon-Gesellschaft muß erst erweisen, ob sie Wurzeln schlagen kann. Die Shakespeare-Gesellschaft wurde also 1864 gegründet, in dem Jahre, wo die preußischen und österreichischen Truppen die Eider überschritten, wo ganz Deutschland sich für die Schaffung eines neuen Kleinstaates begeisterte und wo Bismarck unbemerkt den Grundstein zu einem größeren Preußen und damit zu einem einigen Deutschland legte.

Auf den ersten Blick erscheint der Zeitpunkt denkbar ungünstig für die Geburt einer literarischen Gesellschaft. Alle Gemüter waren durch die Politik bewegt und mit banger Ahnung erfüllt, daß die deutsche Frage jetzt oder nie gelöst werden müsse. Inter arma musae silent, und mancher, den man bei dem Unternehmen in der ersten Reihe erwartet hätte, ließ sich durch solche Erwägungen abhalten. Und doch war der Augenblick nicht ungünstig. Ganz Deutschland drängte nach Zusammenschluß, und dieser Drang verlieh Turn- und Schützenfesten eine Wichtigkeit, die uns heute komisch erscheint. Aber wenn damals die Schützen und Turner zusammenkamen, wenn Juristen und Ärzte aus ganz Deutschland sich vereinigten, so förderten sie nicht nur ihre eigenen Interessen, sondern begingen eine nationale Tat. Sie glaubten die Einheit des Vaterlandes vorzubereiten. Eine Vereinigung im Zeichen Shakespeares besaß eine besondere Anziehungskraft. Für das damalige Geschlecht — eine Ansicht, die sich in dem noch immer lesenswerten Werk von Gervinus widerspiegelt — war er der politische Dichter schlechthin. Bei ihm fand man ja, was man bei Goethe und Schiller schmerzlich vermißte, Patriotismus, nationalen Gemeinsinn und den kräftigen Drang zur Staatenbildung. In seinem tiefsinnigsten Drama glaubte man das Schicksal des eigenen Vaterlandes zu lesen, das sich nicht zu der geforderten großen Tat erheben konnte. »Deutschland ist Hamlet!« hatte einst Börne gerufen, und Freiligrath ihm nachgedichtet mit der bittern Mahnung:

»O Deutschland ein Gedanke!
O Deutschland eine Tat!«

In »König Johann« hallte der Zorn gegen die Römlinge wider, die im Süden und Westen der ersehnten Einigung entgegenarbeiteten, der Bruderzwist zwischen York und Lancaster war ein Abbild der eigenen Zerrissenheit, und aus den Königsdramen klang die Blut-



und Eisenpolitik heraus, die der deutsche Idealismus in der Poesie bewunderte, in der Wirklichkeit verwarf.

Der deutsche Einheitsgedanke stand an der Wiege der Shakespeare-Gesellschaft. Ihre Stifter dachten, wenn es auch nicht ausgesprochen wurde, ebensosehr an einen Zusammenschluß überhaupt als an ihren Dichter. Freilich war er ein Engländer. Auch das kam ihm zugute, denn von England und der Nachahmung englischer Einrichtungen erwartete ja der deutsche Liberalismus das ausschließliche Heil. Wenn die Sachsen daneben ihren eigenen Shakespeare-Verein haben mußten, so gehört auch das zum Bilde der Zeit. Es ging auf literarischem Gebiet nicht anders als auf politischem, daß kleinlicher Partikularismus jeden großen Gedanken zu unterbinden strebte.

So kamen sie denn am 23. April 1864 in Weimar zusammen: Ulrici, Oechelhäuser, Dingelstedt, Delius, Bodenstedt, Leo, Elze, Koberstein, Gottschall, Rodenberg, Palleske, Bojanowski u. a. m. Bessere Namen und begeistertere Verehrer des Dichters hat man wohl in den fünfzig Jahren, die seitdem verflossen sind, nicht wieder vereint gefunden. Man plante Großes. Zwar die Idee, ganz Deutschland mit einem Netz von Zweigvereinen zu überdecken, mußte man fallen lassen, aber das aufgestellte Programm verhieß noch genug. Eine volkstümliche Ausgabe der Dramen mit sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen war geplant, regelmäßige Vorträge über Shakespeare sollten in allen größeren Städten veranstaltet werden, auf das Theater hoffte man Einfluß zu gewinnen, eine dem Dichter gewidmete Monatschrift sollte erscheinen, eine Shakespeare-Bibliothek und -Galerie gegründet und deutsche Künstler zur Illustration seiner Werke berufen werden. Kurz die Gesellschaft wollte in einem Mittelpunkt den gesamten Shakespeare-Kultus in Deutschland zusammenfassen.

Was ist nun nach fünfzig Jahren von diesen schönen Plänen zur Ausführung gelangt? Wenn wir ehrlich sein wollen, herzlich wenig. Eine Volksausgabe der Dramen ist erschienen, aber ohne Anmerkungen, und sie ist das ausschließliche Werk des trefflichen Oechelhäuser, der von der Gesellschaft unter Ulricis Führung herausgegebene »Shakespeare« dagegen hat noch nicht einmal die schlechte Übersetzung von Tieck verdrängen können; Vorträge sind nie gehalten worden, das Theater — man darf wohl sagen: glücklicher Weise — hat sich der Einwirkung der Gesellschaft völlig entzogen, statt einer Monatschrift ist nur ein Jahrbuch zustande gekommen, die Shakespeare-Bibliothek leistet weniger als etwa die Berliner Königliche Bibliothek, die Galerie fehlt völlig, und an die Berufung von Illustratoren war bei den geringen Mitteln der Gesellschaft niemals zu denken. Von sechzig Millionen Reichsdeutschen gehören ihr etwa sechshundert als Mitglieder an, und es gibt manchen aufrichtigen Verehrer des Dichters, der noch nicht einmal von der Existenz der Shakespeare-Gesellschaft etwas weiß, wie auch leider mehr als ein tüchtiger Forscher ihr aus sachlichen und persönlichen Gründen ferngeblieben ist.

Müssen wir deshalb von einem Mißerfolg des Unternehmens sprechen? Ganz gewiß nicht. Es hat sich nur in anderer Weise entwickelt, als den Gründern vorschwebte. Aus einer Vereinigung aller deutschen Shakespeare-Verehrer ist eine wissenschaftliche Gesellschaft geworden, in der naturgemäß die englischen Philologen vorherrschen. Und diese Entwickelung ist nicht zu

beklagen, ſondern dankend zu begrüßen. Denn nur ihr ſchulden wir es, daß die Geſellſchaft ſich durch ein halbes Jahrhundert erhalten hat und für die Zukunft gute Ausſichten beſitzt. Begeiſterung iſt keine Heringsware. Der Enthuſiasmus allein, mit dem die Stifter ans Werk gingen, hätte das Unternehmen auf die Dauer nicht über Waſſer halten können, das vermochte nur die ernſte, aber ſtille wiſſenſchaftliche Arbeit. Und dieſe Entwickelung hängt auf das engſte mit unſerer veränderten Auffaſſung des Dichters ſelber zuſammen. Unſer Verhältnis zu ihm iſt weniger ſubjektiv, weniger leidenſchaftlich als das der früheren Geſchlechter, aber durch die größere Objektivität hoffentlich richtiger, zum mindeſten ebenſo innig. Shakeſpeare iſt in unſern Augen nicht mehr der Sturmbock, mit dem der franzöſiſche Regelzwang niedergerannt werden muß wie für Leſſing und Wieland, nicht mehr der geniale Wilde, aus dem die Natur ſelber weiſſagt, wie für den jungen Goethe und ſeine ſtürmiſchen Genoſſen, nicht mehr der Beſchwörer einer untergegangenen »wundervollen Märchenwelt« wie für die Romantiker, und am wenigſten ein politiſcher Prophet wie für Gervinus und die großdeutſchen Liberalen. Wir ſuchen den Dichter heute in ſeiner hiſtoriſchen Bedingtheit zu erfaſſen, und ſtatt durch dieſe Betrachtung zu verlieren, offenbart er ſich durch ſie erſt völlig als der größte Dramatiker, der tiefſte Menſchenkenner, der glänzendſte Meiſter der Sprache und der kundigſte Beherrſcher der Bühne, natürlich der Bühne, wie ſie zu ſeiner Zeit beſtand. Und dieſe Erkenntnis war nicht durch Begeiſterung zu erreichen, ſondern nur durch mühevolle Arbeit, vielfach durch Behandlung von Einzelfragen, die den Augen des Shakeſpeareverehrers als philologiſcher, verächtlicher Kleinkram erſcheinen. An dieſer ſtetigen, durch die Jahrzehnte fortgeführten Forſchungsarbeit hat die deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft einen vollen Anteil, und es iſt ein Verdienſt des jetzigen Präſidenten, daß er der Sachlage Rechnung getragen und bis auf die überflüſſigen Theaternachrichten den Dilettantismus aus dem Jahrbuch, dem einzigen Organ der Geſellſchaft, verbannt hat, um ihm einen ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakter aufzuprägen.

Nicht alle Blütenträume ſind gereift, aber die Geſellſchaft iſt gerade in den Schranken, die ſie ſich teils freiwillig, teils unter dem Druck der äußeren Umſtände gezogen hat, auf dem richtigen Wege, und das gibt die Gewißheit für ihr weiteres Beſtehen und Gedeihen. Sie ſoll ſich hüten, über ihr jetziges Arbeitsfeld hinauszugreifen, vor allem aber dem Theater ſeine Wege laſſen und auf neue Überſetzungsverſuche weder fördernd noch hindernd einwirken. Eine wiſſenſchaftliche Geſellſchaft iſt viel zu ſchwerfällig, um auf dieſem Gebiete etwas zu leiſten; hier muß der einzelne wie ſeinerzeit der Herzog von Meiningen eingreifen, der die Forderungen des Tages beſſer verſteht und energiſcher verwirklichen kann. In Deutſchland gibt es heute zahlreiche Verleger und Bühnen, die über erheblichere Mittel verfügen als die Weimarer Geſellſchaft, und hinter ihnen ſteht ein nach Hunderttauſenden zählendes kauf- und zahlungsfähiges Publikum. Das Anſehen der Geſellſchaft kann nur darunter leiden, wenn ſie auf dieſen Gebieten auch nur den ſchüchternſten Verſuch eines Wettbewerbes wagen wollte. Sie hat andere Aufgaben zu erfüllen. Vor hundert Jahren ſchrieb Goethe einen Aufſatz »Shakeſpeare und kein Ende«, und trotz-

dem sich die Literatur über den großen Dramatiker seitdem unendlich vervielfältigt hat, stehen wir heute erst im Beginn der Erkenntnis. Das zur Vollendung reifende Murraysche Lexikon wird uns einen neuen Einblick in des Dichters Sprachmeisterschaft gewähren; die technische Seite seiner Kunst ist noch kaum gewürdigt, ja es fehlt hier an den notwendigsten Vorarbeiten, und selbst, um das vielleicht am meisten gepflegte Gebiet herauszugreifen, das Quellenstudium ist noch keineswegs abgeschlossen, sondern noch stark der Ergänzung durch das Studium der italienischen, französischen und der kaum angebauten spanischen Renaissanceliteratur bedürftig. Das sind nur einzelne Beispiele von dem, was die Shakespeareforschung noch zu leisten hat, und alle diejenigen, die an dieser Aufgabe mitarbeiten, besonders die jüngeren, noch nicht anerkannten Kräfte zu sammeln, zu ermuntern, eventuell materiell zu fördern und auf den richtigen Platz zu stellen, muß das Hauptziel der Gesellschaft sein. An Mitgliedern wird es ihr dann nicht fehlen. Die Forschung läuft bei Shakespeare glücklicherweise nicht Gefahr, sich in den jammervollen Kleinkram zu verlieren wie bei Goethe; weder über seine Erkältungen noch über seine Wäsche ist Buch geführt worden. Wir kennen ihn nur als Schöpfer seiner Werke, nur als Dichter; und gerade das gestaltet die Beschäftigung mit diesem größten Genius so reizvoll. Allerdings liegt darin auch die Versuchung für den einzelnen Gelehrten, sich nach seinem eigenen Bilde einen Shakespeare zu schaffen, wie es die Stürmer und Dränger und die Romantiker getan haben. Auch derartige Werke können, gerade durch ihre Einseitigkeit, förderlich wirken, aber die Gesellschaft als solche soll sich von ihnen fernhalten, sich durch keine Augenblicksströmung leiten lassen und dadurch zum Gelehrtenklüngel werden. Eine wissenschaftliche Vereinigung muß konservativ sein, konservativ im besten Sinne, indem sie an der alten Überlieferung treu festhält, ohne dem Neuen, von welcher Seite es auch kommen mag, den Weg zu versperren. Möge die Shakespeare-Gesellschaft diesen Pfad wandeln, als Bewahrerin, aber auch Mehrerin des überkommenen wissenschaftlichen Schatzes, stets eingedenk, daß sie nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist! Das Wort ihres Dichters (Sonett IV) soll auch ihr eigenes Motto sein:

> Nichts verschenkt, es leiht nur die Natur
> Freigebig denen, die freigebig spenden.

Wenn die Gesellschaft, besonders die führende Stelle, diesen Ausspruch beherzigt, so wird sie nach abermals fünfzig Jahren wiederum eine »acceptable audit« geben können wie heute nach Ablauf des ersten halben Jahrhunderts.

Marcelino Menéndez y Pelayo.

Von
Arturo Farinelli.

Neben seinen kantabrischen Helden, an der meerumrauschten Küſte von Santander ruht jetzt Marcelino Menéndez y Pelayo. Während seines fieberhaft tätigen, so jählings abgebrochenen Lebens hatte er Ruhe nicht gekannt. Ein unwiderſtehliches Pflichtgebot drängte ihn immer von neuem, Band auf Band zu füllen, um seine Nation in ihrer Hilflosigkeit aufzuklären, zu erziehen, wieder emporzubringen. In solch titanischem Unternehmen rieb sich seine Kraft auf; aber der Tod noch sollte ihn auf sein Arbeitspult niedergebeugt finden, ankämpfend gegen die dunklen Schatten, die unentrinnbar und unerbittlich über ihn hereinbrachen.

Der eiserne Wille war auch die eigentliche Subſtanz seines so ungewöhnlich ſtarken Geiſtes. Ein Wunderkind, zeigte er ungewöhnlich früh seine Gewandtheit, mit klugen Männern zu sprechen und zu ſtreiten. Noch ohne jede Menschenerfahrung, in aller Welt nichts kennend als den heißen Drang seines Innern, macht er sich aus Büchern eine erſtaunliche Gelehrsamkeit zu eigen, und unternimmt alsbald, sie kundzutun. Er entwirft sein Arbeitsprogramm und geht entschlossen ans Werk, alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwindend. Den angespannten Kräften seines Geiſtes, in Zucht gehalten durch beſtändiges kluges Aufmerken auf die Bewegungen des eigenen Innern, hat dieser Weise seine wunderbar reiche Lebensarbeit abgewonnen.

Gewiß, auch Menéndez hat Lehrer gehabt. Es traf sich glücklich für ihn, daß er in ganz jungen Jahren in Barcelona die Vorlesungen Milá y Fontanals' und Llorens' hörte, und sein Leben lang hat Menéndez diesen ausgezeichneten Männern, denen er an Begabung und Schaffenskraft doch unvergleichlich überlegen war, Respekt und Verehrung bezeugt, dankbar für den erhaltenen Unterricht, für die lebendige Anregung zu methodischer und gewissenhafter kritischer Forschung, die Anschauung des Konkreten, die praktische Beobachtung psychischer Phänomene. Dort in Katalonien wurden die von den Schülern Krauses angehäuften dichten Nebelmassen zerſtreut. Die große Anſteckung, die so viele Jahrzehnte hindurch die beſten und aufgeweckteſten Geiſter Spaniens geschwächt hatte, verlor ihre Kraft, und ein mildes, heiteres Licht ergoß sich über die Welt der Ideen. Hamiltons schottische Schule gewann dank den Bemühungen Llorens', der ganz in seiner erzieherischen Mission aufging, die Oberhand. Die Lehren, die hier den Geiſt des jugendlichen Menéndez befruchteten, faßten tiefe, unzerſtörbare Wurzeln in ihm. In ſteter dankbarer Erinnerung ſtand ihm jene erſte wohltätige Schule, die ihm die Geiſteskräfte erzog und ſtählte und ihm einen feſten Begriff von Leben und Welt gab. »Dort lernte ich, was das Zeugnis der Gewissenhaftigkeit bedeutet und nach welchen Gesetzen es auszulegen iſt, um schlicht, rein und harmonisch zu bleiben.« Zugleich fühlte er sich in seinem so empfänglichen Gemüt von einem zarten Dichter und phantaſtischen Denker kantabrischer Herkunft heftig ergriffen: Gumersillo Laverde, von dem einige treffliche

Essays philosophischer Kritik (Lugo 1868) noch nicht vergessen sind, wie auch die Kämpfe nicht, die Laverde zusammen mit seinem blutjungen Freunde und Schüler ausfocht, um das Vaterland gegen die Anklagen der Gedankenarmut und wissenschaftlicher Ohnmacht zu verteidigen.

Obwohl Menéndez sich in seiner durch und durch vornehmen Gesinnung zuweilen mit einer ergreifenden Treuherzigkeit zu dieser geiſtigen Abhängigkeit bekannte, verließ er doch in seinem unzähmbaren Feuereifer im erſten Lebensfrühling den fremden Unterricht und wurde Autodidakt. Er begann seine wissenschaftliche Erziehung zum Teil ganz von neuem; rüſtete sich mit einem gewaltigen Wissensvorrat aus; wollte über jede gelehrte Kleinigkeit gründlich unterrichtet sein; kühn und unerschrocken ſtürzte er sich auf alle Probleme, die die Geiſter seiner Zeitgenossen erregten; kam zu dem Plan, allein alle philosophischen Syſteme kritisch zu betrachten. Der hohen ihm anvertrauten Mission sich bewußt, sein tapferes »Du sollſt« im Innerſten hörend, trat er kampfbereit vor die Öffentlichkeit und unternahm in jugendlichem Alter Riesenwerke.

Er sah das geiſtige Erbe der Vorfahren vergeudet, sah, wie sein Volk jetzt verarmt, führerlos einem Trugbild fremder Kultur nachlief, der ruhmreichen Überlieferungen der tapferen Vorfahren nicht mehr eingedenk. Von draußen klangen Anklagen, Schmähungen, Kränkungen ins Land: was hatte denn Spanien noch geschaffen, um mit den gebildeteren Nationen zu wetteifern? Der Jüngling empörte sich und nahm es als seine Lebensarbeit auf sich, das an seinem, von den eigenen treulosen Söhnen geschmähten und verleumdeten Vaterland begangene Unrecht wieder gut zu machen. In einer neuen, alles umfassenden geschichtlichen Darſtellung sollte die Gedankenarbeit der beſten Geiſter Spaniens durchforscht und der durch alle Jahrhunderte hindurch beſtehende innige Zusammenhang der lebenstätigſten Grundideen gezeigt, die herabgeſtürzten Götterbilder sollten wieder auf ihre Altäre geſtellt werden, und überhaupt nichts auf dem Felde der Kultur undurchforscht bleiben, damit die ersehnte Wiederherſtellung der Ansprüche seines Landes vollſtändig verwirklicht werde. Zu diesem Werke der Wiederaufweckung und der Wiederbelebung sah Menéndez sich vom Schicksal beſtimmt. Und die ihn beherrschende Idee verband in wunderbarer Einheit die beim Lebensanbruch unternommene Arbeit mit der beim Abscheiden vollendeten.

Von der Vaterlandsliebe, die Menéndez im tiefſten Innern erfüllte, kann man sich nur schwer eine Vorſtellung machen: wie sie alles Hohe und Großherzige, was er unternahm, in ihm erweckte, ihn beſtändig zur Erforschung der Wahrheit anspornte, ihn alle schriftlichen Überlieferungen fieberhaft aufsuchen hieß. Jede Begeiſterung flammte in ihm auf bei dem Gedanken an sein innig geliebtes Land; und sie nahm feſte Form und Geſtalt in ihm an; blieb nicht wie bei andern Forschern und Denkern ein abſtrakter Begriff, Vorwand für rhetorische und pomphafte Verherrlichungen. Gleich einer göttlichen Geliebten war ihm sein Heimatland. Ein Volk, über das die Liebe zum Vaterlande nichts mehr vermochte, ging, wohl wußte er es, unabwendbar seinem Ruin, seiner Auflösung entgegen. Obwohl kein Mann der leeren Seufzer, überzeugt, daß das Leben uns unablässig handeln, ſtandhaft die uns obliegenden Pflichten erfüllen heißt, entrang sich seiner Bruſt doch immer von neuem die Klage über die Unseligen,

die ihr Vaterland im Stich ließen und die Ueberlieferungen der Vergangenheit als trügerisch und unfruchtbar mißachteten. »Alles«, pflegte er zu sagen, »kann ein neues Volk improvisieren, nur nicht seine geistige Kultur. Und ebenso wenig kann ein altes Volk die seinige aufgeben, ohne den edelsten Bestandteil seines Lebens zu vernichten und in eine zweite Kindheit, sehr ähnlich der geistigen Altersschwäche zu verfallen. Das deutsche Volk, als es, auf die festen Säulen der alten Ueberlieferung gestützt, wieder aufstand, gab ein denkwürdiges Beispiel.« Menéndez dachte an Fichte und begeisterte sich an den »Reden an die deutsche Nation«. Und noch 1910, ein Jahr vor seinem Tode, pries er mit bewegten Worten Balmes' Werk und wandte sich zornig an das entartende spanische Volk: »Heute wohnen wir dem langsamen Selbstmord eines Volkes bei, das, unzählige Male von schnatternden Sophisten getäuscht . . . die wenigen ihm noch bleibenden Kräfte zu seiner Zerstörung verwendet und, leerem Blendwerk einer gemachten und trügerischen Kultur nachlaufend, anstatt den eigenen angeborenen Geist zu pflegen, der allein Rassen und Völker veredeln kann, grauenhaft seine Vergangenheit verschleudert, die Schatten seiner Vorfahren verhöhnt . . . und sein reiches künstlerisches Erbe in alle Winde verstreut.«

Ein so heißer patriotischer Eifer mußte zumal in den Jahren ungestümer Jugend die ruhige Gedankenarbeit stören. Leidenschaft und Ungestüm trüben in den ersten Schriften das sichere Urteil. Und unvermeidlich mußte am Beginn dieser kühnen Kämpfe die in den reiferen Jahren verschwundene Übertreibung erscheinen. In prächtiger Schaustellung mußten alle die Ruhmeswerke der großen Kultur der Vergangenheit vor ihren unwissenden Verächtern ausgebreitet werden. Die Spanier, behauptete man, hätten keine eigene Wissenschaft, keine originelle, schöpferische Philosophie; Menéndez aber füllt drei Bände mit einer reich belegten Geschichte der sogenannten Ciencia española; er liefert eine ungeheure und ins Kleinste eingehende Abrechnung der von andern Völkern in Spanien gemachten geistigen Schulden und gründet und stützt sie auf ein ebenso ungeheures bibliographisches Verzeichnis aller hervorgebrachten wissenschaftlichen Werke. Vor allem bemüht er sich, den originalen Charakter der auf spanischem Gebiet erwachsenen Philosophie und ihre selbständige Entwicklung nachzuweisen.

Ein verzweifeltes, mit weit mehr Willenskraft als Wissen ins Werk gesetztes Unternehmen fürwahr. Eine ungeheure Belesenheit hatte den jugendlichen Geist noch nicht vertieft. Und ebenso mußte ihm die lebendige Kenntnis der fremden Werke von größerer Tragweite und damit das beste Instrument für die Vergleichung fehlen. Und doch beharrt er fest auf seiner Tribüne, die er sich selber errichtet und verteilt Auszeichnungen, Preise, Belohnungen, an die Großen und an die Kleinsten, an alle seine Lieblingsheroen; spricht über die führende Stellung im Gebiete der Wissenschaften, die unbedenklich einige Jahrhunderte hindurch seinem Spanien zukommen mußte. In Wirklichkeit kennt die Wissenschaft, wie Kunst und Poesie keine geographische Abgrenzung, und entfaltet sich frei oder verkümmert unter jeglicher Himmelszone. Ein Komplex von Überlieferungen, die immer geachtet und befolgt werden, bildet durchaus nicht eine eigene, bestimmte, deutlich hervortretende Wissenschaft, die man als Frucht einer besonderen nationalen Geistesanlage be



trachten kann. Das Individuum allein schafft sich die besondere Welt seines Denkens und seiner Phantasie. Und die Geschichte dieser individuellen geistigen Arbeit, die gewiß ihre unvermeidlichen Stadien des Nachlassens und der Ermüdung im ewigen Flusse der Zeiten aufweist, nicht aber die Chimäre einer durch die Rasse und die Einflüsse der Umgebung vorausbestimmten gemeinsamen Arbeit des Volkes ist eben, was wir eine Philosophie, eine Literatur nennen.

In seinen Abstraktionen befangen, entwirft Menéndez doch mit glücklicher Intuition seine Geschichte als eine geistige Verknüpfung von Charakteristiken und belebt mit der größten Liebe alle die von ihm entworfenen Bildnisse. Aber zu deutlich zeigt sich die Absicht, zu erheben und zu verherrlichen; zu beharrlich die Apologie. Es verletzt den Leser, zu sehen, wie mit aller Gewalt der Vorrang der Geister der fruchtbaren spanischen Nation festgestellt werden soll, wie jedem flüchtigen Gedankenansatz der Wert eines philosophischen Systems gegeben, in jedem achtlos auf Gedeih oder Verderb ausgestreuten Samen eine volle Blüte, ein ganzes Fruchtfeld erblickt wird.

So spricht aus diesem Erstlingswerk eine heftige Leidenschaft, ein hartnäckiger, unbezähmter Wille, ein ungereiftes Urteil. Welche Kraft aber und edle Gesinnung offenbart sich in dieser Verteidigung, die zu enthusiastischer Verherrlichung sich erhebt, welches Studium wendet der Unermüdliche auf, um noch gänzlich unerforschte Schriften dem Dunkel der Vergessenheit zu entziehen, und jede, auch die geringste Lebensäußerung der Vergangenheit in das Leben der Gegenwart einzuführen. Manche Gestalten — ich nenne nur Gundissalin, Lull, Vives — zeigen bereits in ihrem kräftigen Lichte ein ganz scharf geprägtes Relief und sind die Vorboten der in späteren, reiferen Werken entworfenen Charakterbilder. Schon hier war alles zusammengestellt, was als Vorbereitung der Kantischen Kritik erscheinen konnte. Das große Werk über die »Heterodoxen« hat hier seine frühesten festen Wurzeln. Man versteht wohl, wie beim Erscheinen dieser ersten, von heißer unbändiger Kraft belebten Essays ein Schrei der Bewunderung durch Spanien erscholl, und der mutige tiefgelehrte kaum zwanzigjährige Kritiker als Meister und Führer angesehen wurde, Vorbild für eine Nation, die dank ihm entschlossen zu neuer Größe sich wieder erheben sollte.

* * *

Eine besondere, nach Betätigung drängende Anlage zur spekulativen Philosophie besaß Menéndez nicht. Mit jener Gewissenhaftigkeit und Offenheit, die ihn immer auszeichneten, sagte er selbst von sich: »Wenn etwas von einem Philosophen in mir ist, dann nur in der etymologischen Bedeutung des Wortes: der eines ziemlich platonischen und kühlen Liebhabers der spekulativen Wissenschaften«. Er zeigt große Gewandtheit, fremde Gedanken zu erfassen; er übersieht klar und scharf die verschiedensten Lehrsysteme; und ist gewiß nicht unfähig, sich zu den höchsten Geistessphären zu erheben. Ein stets lebendiger, reger Trieb nach dem Transzendentalen und Ewigen erfüllt ihn. Zu keiner Zeit jedoch fühlt er das Bedürfnis, um den Erwerb der allgemeinen Wahrheiten zu kämpfen, um neues Geisteslicht blutend zu ringen. Keine verzehrende Unruhe in ihm, durch unablässiges eigenes Nachdenken das Problem der Erkenntnis endgültig lösen zu

wollen. Er fand sofort volles Genügen in dem philosophischen Dogma, das seine katalanischen Lehrer ihm überlieferten; und diese seine Gedankenrichtung erhielt durch seine weitere Entwicklung keine wesentliche Veränderung.

Seine Stärke ist nicht das entschiedene Eintreten für eine Welt- und Lebensanschauung, die ganz ein Kind seines Geistes wäre, die ihn beherrscht, und die er gegen andere Auffassungen verteidigen könnte, sondern die Hingabe an die von den scharfsinnigen Denkern gedachten Ideen, die er liebe- und einsichtsvoll studiert, fest überzeugt von der beständigen und ununterbrochenen Umgestaltung jeder philosophischen Konstruktion und von dem notwendigen Zusammenbruch aller durch Menschengeist ersonnenen Systeme, die in bestimmten Kulturepochen hervortreten, um dann wieder zu verschwinden, zu sterben oder vielmehr sich umzugestalten, nachdem ihre Lebensaufgabe erfüllt ist. Übel ergeht es den Schulen, die über die von Gott und Natur ihnen gesetzte erziehende Wirksamkeit hinaus noch leben wollen und sich nicht dazu verstehen können, nachdem Zeit und Umstände sich verändert und sie ihr schöpferisches Feuer eingebüßt haben, von anderen Schulen verdrängt zu werden.

Mit seinem nachgiebigen Eklektizismus, an dem sich eine gewisse geistige Unentschlossenheit nicht verkennen läßt, stellt Menéndez die Aufgabe des Philosophen der des Historikers gleich; definiert die Geschichte als die Philosophie des Relativen und Wandelbaren und findet sie ebenso berechtigt wie die Philosophie des Absoluten. Desgleichen erscheint ihm jeder philosophische Organismus als eine historische Form, in welcher der Inhalt des Allgemeinbewußtseins unter den Bedingungen von Zeit und Rasse sich ausprägt. Philosophieren heißt historisch verstehen: »Jedes neue System«, sagt Menéndez, »ist ein neuer Organismus und muß als ein solcher erforscht werden unter voller Berücksichtigung seiner historischen Bedingungen, die wir vorurteilsfrei zu betrachten haben. . . . Der Historiker der Philosophie hat die Lehre des Systems nur zu verstehen; so wird er der gefährlichen Versuchung entgehen, sie auch zu erneuern. . . . Und doch findet sich nichts seltener in der Welt als diese Art des Verständnisses, das zu einer wirklichen Philosophie führt.« Alles hienieden entwickelt sich, gestaltet sich um. Das gilt von der Philosophie wie auch von jedem geschichtlichen Erzeugnis der menschlichen Geisteskultur. Wir schreiten unaufhörlich vorwärts, niemals zurück. Dauernd und unveränderlich in dem steten Verändern, Vorübergehen der Formen kann nur ein innerster geistiger Kern sein, eine fest erworbene ewige Wahrheit, die alle Philosophien, alle Religionen im tiefsten Grunde enthalten. Ewig dauernd wie das menschliche Bewußtsein selbst, Elemente der menschlichen Gedankenwelt werden immer Plato und Aristoteles erscheinen müssen. Damit aber die Grundgedanken dieser Größten wirksame Kraft behalten, muß sie jeder Denker für sich aufs neue durchdenken. In der noch jugendlichen Arbeit über »Kants Vorläufer in Spanien« bemerkte Menéndez: »Man könnte sich wohl als Gegenstand der Geschichte der Philosophie einen und denselben Denker vorstellen, der viele Jahrhunderte hindurch philosophiert unter dem Einfluß bestimmter Denkgesetze, die in dem einzelnen ebensowohl wie in der Gattung sich vollziehen.«

Muß jedoch nicht ein Geschichtsschreiber der Philosophie sein Geistes-



leben schwächen, wenn er jedes selbstständige geistige Aufstreben in sich unterdrückt und die eigene Individualität freiwillig opfert, um in der fremden ganz aufzugehen? Aber das fieberhafte Ungestüm, mit dem sich der jugendliche Menéndez den philosophischen Studien so gänzlich hingab, sollte bald überwunden sein. Der Erbauer eines Riesengebäudes der spanischen Wissenschaft wird das Unternehmen mit noch ungeschwächter Kraft aufgeben, um sich anderen, seiner natürlichen geistigen Begabung mehr angemessenen Konstruktionen zu widmen. Die philosophische Forschung wird ganz der kritischen und literarischen Untersuchung weichen müssen. Nur in weiten Zwischenräumen wird in Essays und Abhandlungen gern einmal der Philosoph wieder zum Vorschein kommen; und immer noch wird er die Grundideen, die gelassen und bestimmt einander folgen, jenen früheren Studien entnehmen. Immer blieb ihm eine lebhafte Teilnahme an den in seinem Lande erörterten philosophischen Fragen. Das metaphysische Streben im Menschen ist ja unzerstörlich, wie die Gesetze unserer Sinnenerkenntnis unzerstörlich sind; denn die Abstraktionen haben ein festeres, kräftigeres Leben als die festesten Realitäten. Nimmt man dem Menschen diese Sehnsucht nach dem, was jenseits der menschlichen Erkenntnis liegt, so wird man sich bald überzeugen, daß es ein wissenschaftliches Leben, das lebenswert wäre, überhaupt nicht mehr gibt.

Im jugendlichsten Alter und in vollem Drang seiner enthusiastischen Empfindungen sieht er den beklagenswerten Triumph der Schüler Krauses, die die Geister umnebelten und jeden gesunden Gedanken unter Abstrusitäten erstickten. Sie wuchsen in Scharen, diese Zöglinge unter Führung von Sanz del Rio und Nicolas Salmerón, schnell bereit, von ihren Vorlesungen jene Schüler auszuschließen, die sie gegen die Erhabenheiten der neuen Wissenschaft unempfindlich wußten. Gegen diese Feinde des Lichts erhebt sich Menéndez trotzig und wütet zornentflammt gegen die drohende geistige Verkümmerung, die als unausweichliches Verhängnis dem Triumph der Krauseanhänger folgen würde. Fanatische Sektierer, Barbaren nennt er diese seine und seines Landes Feinde. Ihre Visionen führen uns in die Höhle Montesinos zurück. Von den von ihnen eingenommenen Lehrstühlen verbreiten sie ein dichteres Dunkel, als das der kimmerischen Felder. Moderne Averroisten sind es, grausame Vernichter der Schöpfungen des wahren Genius; sie verdienen den Vorwurf, den Vives den Feinden des Aristoteles machte: »Gott erfüllte die Welt mit Licht und Blütenschmuck, diese Barbaren aber haben sie mit Trübsal und Plagen erfüllt, um so den menschlichen Verstand zu verdrehen.« Und das Chaos und die Unwissenheit nahmen noch zu, als die Spanier den Jesuiten Jungmann zu übersetzen und in den Himmel zu heben begannen, um einem immer hoffnungsloseren und sentimentalen Mystizismus anheimzufallen, welcher noch mehr Unheil anrichtete als der über die Pyrenäen hereindringende, die Geister einschläfernde Positivismus.

Die einzige Rettung in solcher Not und geistiger Verirrung schien Menéndez der schottische, von Reid, Stewart, William Hamilton vertretene Psychologismus zu sein, welcher die besten Köpfe der katalanischen Schule ganz für sich gewonnen hatte. Eine sicherlich nicht abstruse, aber doch etwas matte, gar zu einfache, ganz aus gesundem Menschenverstand zusammengerichtete Philosophie, den Idealismus

ebenso wie den Sensualismus bekämpfend und auf einen harmonischen Ausgleich zwischen Plato und Aristoteles hinarbeitend. Sie schien sich nicht wesentlich von Vives' Anschauung zu entfernen, den Menéndez »einen gemäßigten Kantianer« nannte, und den Martí de Eixalá bereits, Llorens' Lehrer, in seinem »Abriß der spanischen Philosophie« liebevoll und eingehend behandelte. So knüpfte man glücklich wieder an die besten Traditionen an. Der sogenannte von Hamilton verkündigte Harmonismus, der nicht abgeneigt war, eine ursprüngliche synthetische Einheit anzunehmen, um die Mängel der kantischen Kritik zu beseitigen, war nach Menéndez' Urteil gleichsam das Ergebnis der größten Anstrengungen der spanischen Metaphysik. Er fand sich schon bei Seneca, trat dann wieder bei Aben Gabirol, bei Ramon Lull, Sabunde, Leon Hebreo, Fox Morcillo auf. Den Bedürfnissen des Geistes wie auch der Ruhe des Gemütes diente vortrefflich ein gewisser »realistischer Idealismus«, der den denkenden Menschen aus den dunkeln Abgründen wieder auf die harte, feste Erde brachte und ihm auch nicht das weite Himmelsgewölbe verschloß. Vives hatte ihn in »De anima et vita«, vertreten. Und unablässig pries ihn Menéndez, empfahl ihn als Lehrer und Führer auf dem ansteigenden Wege der Menschheit, damit sie sich nicht phantastisch verirre, ein helleres Licht erstrebend, als Gott uns bescheidet, und sich an das stille Nachdenken gewöhne, die so schwierige »ars nesciendi« übend, die nur der Dünkel und die wirkliche Ignoranz zu üben verschmähen. »Wir wollen niemand lehren, wie der Akt des Erkennens vor sich geht, vielmehr erklären wir den Anspruch, das nachweisen zu wollen, für unausführbar, begnügen uns mit der lebendigen Wirklichkeit und überlassen den Scholastikern und den Kantianern und allen sonstigen Idealisten die Welt der Traumbilder. Rerumque ignarus imagine gaudet.«

Dieses schweigende Sichzufriedengeben und Verschmähen des Reichs der Truggestalten schließt jedes kräftige und mutige Anfassen des Lebensproblems aus. Der große Verfechter spanischer Ehre und spanischen Ruhms streckt die Waffen und bleibt untätig, wenn er in den Kampf des Denkens gerät und vor das furchtbare Geheimnis des Universums gestellt wird. Aber wenn auch nicht zu einem philosophischen Apostolat geschaffen, ist Menéndez doch der Verkündiger eines Evangeliums der Mäßigung und des geistigen Gleichmuts geworden. Unermüdlich weist er die Jüngeren auf die stärkende Kraft der sich bescheidenden, durch und durch verständigen Lehre Hamiltons hin, die auf Hegels Idealismus, auf den Realismus Herbarts und auf Lotzes »so tiefgehendes Unternehmen« gefolgt ist. Ihm ist das Zeugnis des Gewissens eine untrügliche Norm des Lebens, für das er immer die von dem schottischen Denker in den drei Worten: Mäßigkeit, Rechtschaffenheit, Harmonie zusammengefaßte Vorschrift empfiehlt. Einen unerschöpflichen Inhalt hatte für Menéndez dieser doch recht unbestimmte Ausdruck einer durchaus zaghaften Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die jedem kühnen Aufschwung und den größten Eroberungen menschlicher Geisteskraft abhold war.

Menéndez war eben, wie Balmes selbst, ein mehr auf Analyse als auf Synthese angelegter Geist; seine dialektische Kraft war stärker als die Gabe einheitlicher metaphysischer Konstruktion. Die Philosophie umfaßte für ihn

nicht nur das eigentlich spekulative, sondern das ganze weite Wissensgebiet, Kunst und Literatur einbegreifend. Demgemäß entwirft er eine Geschichte der ästhetischen Ideen in Spanien, die eine große Gesamtgeschichte der Literatur, Kunst und Poesie in sich aufnimmt, und verfolgt die Theorien des Schönen und des künstlerischen Schaffens vom klassischen Altertum bis zur Romantik Frankreichs, den Aristotelismus und Platonismus durch mehr als zwanzig Jahrhunderte der Kulturentwicklung.

Auch dies ist ein, leider nicht zum Abschluß gekommenes, Werk der Rehabilitation. Es wird hier, mit ruhigerem und abgewogenerem Urteil als in der »Spanischen Wissenschaft« und mit geduldiger und sicherer Prüfung zahlloser Texte der tätige Anteil gezeigt, den Spanien, mit eigenem intuitiven Geiste begabt, an der Verbreitung der ästhetischen Ideen hatte. So wenig bleibt es geistigen Bewegungen verschlossen und undurchdringlich, daß es sie vielmehr alle widerspiegelt und wiedergibt, und oft geht es in den literarischen Wandlungen und Revolutionen an der Spitze. Bald schafft es, erhellt vom Lichte fremder Völker; bald trägt es selber zu andern sein eigenes Licht; es pflanzt neue Ideenkeime; zeigt dem menschlichen Geiste neue Lebenswege. Jahrhunderte im voraus findet man in Spanien die freiesten und kühnsten romantischen Theorien. Die angeborene Begabung in den besten Geistern, solchen, die mehr auf die eigene innere Stimme als auf das lärmende Geschrei der Öffentlichkeit hören und sich von Gesetzen und Konventionen frei gemacht hatten, konnte sich hier am besten entfalten.

Eine dürre, magere Ästhetik Milá y Fontanals', über die aber doch schon der befruchtende Hauch der kantischen Kritik gegangen war, gab die erste Anregung zu dem großen Werke, das ohne Grundrisse, ohne trockene Aufzählungen und lehrhafte Einteilungen auch das solide äußere Gerüst, das wohlerwogene Verhältnis der einzelnen Teile zu verschmähen scheint, um weit, frei, ruhig und in voller Klarheit die angestrebte Geschichte darzustellen.

An diese Geschichte schließen sich andere kritische Fragmente an, die Abhandlungen »Die Geschichtschreibung als Kunst«, »Schönwissenschaftliche Essayisten aus der Zeit der spanischen Renaissance«, in denen die lebendige und klare Analyse, das gänzliche Eindringen in die fremden Gedanken für den Mangel an Originalität und an einer eigenen selbständigen und festen philosophischen Auffassung entschädigen. Nicht Vorschriften sollen hier eingeschärft, nicht die eigene Betrachtung dem Leser aufgedrängt werden. Polemik und dramatische Darstellung sind vermieden. Wohlwollend sich einlassen in das Gedankensystem, das es zu ergründen gilt, sich ganz darin vergessen, um die aufgewendete Gedankenarbeit unentstellt ganz in sich aufzunehmen, das ist das einzige Ziel des hervorragenden Historikers.

Auch in anderen Versuchen, die an das polemische Werk der jungen Jahre wieder anknüpfen, an jene Ciencia española, wo er die Pracht der iberischen Geisteswerke laut in die weite Welt hinausrief, die Eroberungen der klassischen Peripatetik, des jüdischen Pantheismus, des Lullismus und Suarismus, des vorkartesianischen Kartesianismus preist, und die Vives, Suárez, Soto, Pereira, Fox Morcillo, Servet, Sanchez wie Riesen neben einander aufmarschieren läßt; in anderen die Ruhmestaten der spanischen Philophie bezweckenden Rehabilitationsversuchen, wie in der umfassenden Abhandlung über den



Ursprung des Kritizismus und des Skeptizismus und im besonderen über die spanischen Vorläufer Kants, wo die aufgestellten Thesen der kräftigen Stütze einer ganz sicheren eigenen Kritik bedurft hätten, erscheint Menéndez schwach und, ehrlich gesagt, wenig überzeugend, trotz der im Übermaß aufgewendeten Gelehrsamkeit und der größten Geschicklichkeit, die Gedanken seiner Helden zu erfassen und darzulegen. Schwerlich wird gleich ihm auch der Leser nicht nur die Keime, sondern bereits die ganze moderne Philosophie in Vives' Traktaten, in Pereiras Antoniana Margarita, in Sanchez' Quod nihil scitur lebendig und wirksam erblicken.

Größeres Geschick, mehr Feinheit und festeren Gedankenzusammenhang zeigt ohne Zweifel die schöne Abhandlung **Von den Schicksalen der platonischen Philosophie in Spanien**. Hier fühlt man, wie der Herzschlag des Künstlers die Charakterbilder der Philosophen belebt; hier werden nicht Thesen aufgestellt: es soll nichts bewiesen werden; in Liebe und innerem Anteil wurzelt hier die Kritik und gibt durch kräftige und warme Rekonstruktion eine deutliche Anschauung. Vielleicht hat niemand so tief eindringend wie Menéndez und so geschickt und lichtvoll die Gedanken Lull's, Vives', Suarez' wiedergegeben. In leuchtendem Leben treten sie aus diesen zugleich so schlichten und so beredten Blättern heraus.

Fortan aber schwieg der Philosoph; setzte sich nicht mehr an die Tische Platos und der Neuplatoniker. Nur von Zeit zu Zeit und als sein Leben schon zur Rüste ging, schickte er tüchtigen Schülern, die seinen Spuren folgten, sich an seinen philosophischen Abhandlungen bildeten, einen herzlichen Gruß. Bonilla, dem Vives-Biographen, der den Erasmusschülern in Spanien nachforschte und eine umfassende Geschichte der spanischen Philosophie vorbereitete, dankt die letzte Lobrede, die Menéndez dem großen valenzianischen Denker widmete. Es freut und tröstet ihn, zu sehen, wie in den Büchern anderer etwas von seinem geistigen Wesen weiterwirkt, und zu wissen, daß er nicht ohne Nutzen durch dieses Leben gegangen ist. Er preist zur Jahrhundertfeier Balmes' Werk, und schmerzlich umfängt ihn der Gedanke an die von Fanatikern und Sektierern in den organischen Körper der spanischen Philosophie gerissenen Spaltungen. »Welcher Gewinn wäre es für die spanische Kultur gewesen, hätte sie mit männlicher Energie jenen Weg vernünftiger Freiheit weiter verfolgt, ohne sich mit Pfaffenskrupeln zu ängstigen, noch sich blinden Verwegenheiten zu überlassen, das Auge fest auf die Sonne der christlichen Wahrheit gerichtet, und doch keine einzige der Forderungen verkümmernd, die die Vernunft rechtmäßig innerhalb ihrer Sphäre erheben darf.«

* * *

Menéndez' christlicher Glaube war, wie er selber ihn nannte, ein handfester Katholizismus (á macha-martillo). Von keinen Zweifeln gequält, ungepeinigt von dem Verlangen, die verborgenen Geheimnisse unseres menschlichen Daseins oder unserer Schicksale nach dem Tode zu ergründen, unterwarf er sich gläubig, ohne irgend zu schwanken, den Dogmen der Kirche, wie er sich den Traditionen der von den Vorfahren überkommenen heimischen Kultur unterwarf. Der Gott seines christlichen Spaniens war ihm eine immerfort sorgende tätige Vorsehung, alle Leiden und Schmerzen des Lebens lindernd. Sicherlich gab ihm dieser ganz unge-



brochene Glaube eine ebenso ungebrochene Gemütsruhe, ein festes und entschlossenes kräftiges Handeln. Aber auch jene gemütsruhige Gedankenbildung, von der wir schon sprachen, hängt mit diesem Glauben zusammen. Es fehlt der scharfe Ansporn zu jeder gewagten, aus eigenem inneren Trieb ins uferlose Meer des Unbekannten kräftig hinausstrebenden Forschung, die doch den Menschen erst in die Tiefen unseres dunklen Lebens dringen läßt.

Aber Menéndez war ja auch davon fest überzeugt, daß allein der unantastbaren Einheit des katholischen Glaubens Spanien jederzeit jede seiner Großtaten, die Blüte der Künste und Wissenschaften zu danken gehabt. Die größten Genien kämpften hier stets innerhalb des Katholizismus. Jede Empörung gegen die heiligen Lehren, jede Reform, Verneinung oder Verstümmelung hatte ihre Strafe nach sich gezogen. Wer den Schoß der Kirche verließ, geriet in dunkle unlösbare Wirrnisse, erfüllte sein Denken mit Kampf und Qual, entzog seinem Geiste das am hellsten strahlende Licht. Auffallend war an diesem Kritiker ein so hartnäckiges zähes Festhalten an allen in seiner stürmischen Jugendzeit erworbenen Überzeugungen, diese eiserne Festigkeit an dem sonst so ungewöhnlich, ja fast weiblich zart angelegten Manne. So viele philosophische Systeme hat er an seinem Geiste vorübergehen lassen, und doch wird sein religiöser Glaube nicht von dem leichtesten Zweifel geritzt. Sein Volk zu den schönen und starken Überlieferungen der Vergangenheit zurückführen, ihm die Liebe zu den großen Denkern, den großen Dichtern, den fruchtbaren, von wahrhaftem Leben überströmend erfüllten Werken ins Herz flößen, das hieß für ihn, es an der Glut jenes einzigen von den Vorfahren befolgten Glaubens entzünden. So verband sich das in der »Spanischen Wissenschaft« übernommene Apostolat notwendig mit der Verkündigung zu Ruhm und Ehre des reinen Katholizismus. »Instaurare omnia in Christo«, das war der einzige Weg, um die alte geistige Kraft wiederzugewinnen, jene Ruhe und Festigkeit, die dem Kritiker für jedes wahre Schaffen unentbehrlich schienen.

Es ist schon von anderer Seite bemerkt worden, daß man von einem so überzeugten und begeisterten Katholiken, mit einer so gewaltigen Gelehrsamkeit ausgerüstet und eingeweiht in alle Geheimnisse der kirchlichen Wissenschaft, nicht eben eine Geschichte der Ketzer, sondern der ihrer Kirche gänzlich ergebenen Frommen erwartet hätte, oder auch eine umfassende Geschichte des spanischen Mystizismus. Eine bündige Abhandlung: Von der mystischen Poesie (1881), welche mit Wärme die Verzückungen der mit ihrem Gott vereinten Seele in den Ergüssen der heiligen Theresa, Luis de Granada, San Juan de la Cruz, Malon de Chaide, Luis de Leon schildert, sollte, so schien es, die Einleitung dazu sein.*) Aber die große Historia de los heterodoxos españoles verknüpft ja in Wahrheit mit der Geschichte der wirklichen oder vermeintlichen Abirrungen vom einzig wahren Glauben in den leidenschaftlichsten Gemütern und feurigsten Geistern des großen spanischen Vaterlandes eine Geschichte der Siege dieses Glaubens. Viel leichter ohne Frage war es, dem Wirken der aszetischen Geistesrichtung, den verborgenen Auflehnungen, geheimen Seelenqualen in den Einsiedlern von Port Royal nachzugehen, wie es Sainte

*) Man sehe auch den lichtvollen Leitfaden der spanischen Mystik in der Historia de las ideas estéticas, 2. Ausg., III, 117 ff.



Beuve tat, als alle die feurigen religiösen Glaubensherde aufzudecken, Schritt für Schritt in jeder Wandlung allem nachzuforschen, was hoch oder gering von Glaubensgedanken gepeinigt und seinerseits andere damit peinigend, aus der Heimat vertrieben in fernen Ländern den Samen seiner Lehren ausstreute. Auch dieses noch jugendliche Werk leidet an Maßlosigkeiten und mancher unbändigen Heftigkeit. In dem eifernden Apostel hatte sich der seelenruhige und immer scharfsichtige Historiker noch nicht entwickeln können; auch die Sprache verriet die innere Glut und Aufregung und geriet dann bisweilen in einen rhetorischen Schwung, der später Menéndez selbst unerträglich wurde, als er die ersten Zeiten der inneren Stürme hinter sich sah. Zahlreiche Korrekturen brachte er noch in seinen letzten Jahren an diesem seinen einzigen wirklich zum Abschluß gekommenen Werke an, das leider nicht im Neudruck vollendet wurde. So verschwanden die Maßlosigkeiten; der Geist aber blieb unverändert.

Bei oberflächlicher Kenntnisnahme muß diese große Geschichte trotz ihrer reichen, überall aus erster Hand gewonnenen urkundlichen Belege von einem gefährlichen Fanatismus erfüllt erscheinen. Unfaßbar doch, wie hier die Inquisition verteidigt und sogar als für die Entwicklung des menschlichen Geistes, die Stärkung des Glaubens heilsam gepriesen wird; wie hartnäckig sich der Verfasser den gerühmtesten, auf das Wohl der Völker ausgehenden liberalen Ideen entgegenstellt; jede Bewegung, die irgend den Charakter der Umwälzung, der Empörung trug, scharf verurteilt; in jedem Geisteskampfe stets ein und dasselbe Banner ergreift. Man weiß ja auch, welcher Sturm des Unwillens über den armen Menéndez infolge seiner zustimmenden und verwerfenden Urteile hereinbrach, die sein Werk über die Heterodoxen enthielt, wie man ihm blinde Parteilichkeit vorwarf. Manche Leser außerhalb Spaniens, besonders in Deutschland und in der Schweiz, wollten den ganzen Menéndez blos in diesem großen religionsgeschichtlichen Werke erblicken. Vergeblich wies ich selber auf andere, viel bedeutendere Werke des ausgezeichneten Kritikers hin und bemühte mich, ein billigeres Urteil zu wecken. War nicht auch die gewaltige Kraft, die ungebändigte und doch wohltätige geistige Energie der Helden der Reformation — man denke nur an Luther, Zwingli, Calvin — mit einer zuweilen wilden Unduldsamkeit gegen die Feinde des von ihnen verfochtenen Glaubens gepaart?

Selbst der milde, heitere Renan hatte schon früher als Menéndez bemerkt, daß der Gedanke vieler Heterodoxen, die außerhalb ihrer Heimat Bedrängnis, Kerker und schmerzlichen Tod erleiden mußten, sich aus den doch nicht immer ehernen Fesseln der Inquisition entwunden und freigemacht hatte. Auch Menéndez geht ja diesen seinen Verirrten und Verderbten, die ihre Ideen nicht in dem reinen Taufwasser der katholischen Kirche weihen wollten, nicht mit Keulenschlägen zu Leibe. Im Gegenteil ist die Liebe bemerkenswert, mit der er sie sorglich umgibt, sein Staunen über jede entwickelte Kraft und Originalität des Denkens. Es ist, als sagte er zu ihnen: »Mein Gewissen zwingt mich, euch zu den von Gott Verworfenen zu zählen; aber doch bewundere ich euch, erkenne in euren trügerischen Lehren den göttlichen Strahl des schöpferischen Genius.« Ohne Menéndez' geduldige Hingabe, ohne sein Studium, sein Wiederausgraben so vieler verschollener Schriften würden die meisten

dieser Heterodoxen gänzlich versunken und vergessen im Dunkel geblieben sein.

Es ist gar nicht zu sagen, wie unermeßlich der durch und durch katholische Menéndez, der so bereitwillig heute die Krönung Leos XIII., morgen einen Eucharistischen Kongreß mit lautem Beifall begrüßt, jener kläglichen, aber von einigen Fanatikern selbst in Deutschland noch befolgten Kritik fern steht, die außerhalb jener einen, auch den Philosophen, auch den Dichtern und Künstlern die ewige Seligkeit und die ewige Verdammnis zuteilenden Kirche weder Licht noch Heil sieht und so Kanzel und Sakristei zum literarischen Tribunal macht, für das die dogmatische Moral zur einzigen Grundlage des künstlerischen Urteils wird*). Der große Mann beugte sich vor jeder Kundgebung des Genius, wofern sie nur ehrlich war und den Pulsschlag unseres geistigen Lebens irgend zu kräftigen vermochte. In der Schätzung von Werken der Kunst und Geisteswissenschaft gab es für ihn keine geographischen Grenzen oder Glaubensschranken. Die so gerühmten Privilegien einiger Völker und Stämme, die für sich ausschließlich das Kleinod der höchsten Kultur in Anspruch nahmen, waren ihm nichts als ein lächerlicher Wahn. Zügelloser Eifer ist immer ein verkehrter Ratgeber, sagte Menéndez einmal in seiner Rede über die semitischen Einflüsse in der spanischen Literatur. »Gott läßt die Sonne der Wissenschaft und Kunst leuchten über Mauren und Juden, Heiden und Christen, Gläubige und Ungläubige, wie es ihm nach seinen unerforschlichen Ratschlüssen beliebt; es ist ein Zeichen nicht von Frömmigkeit, sondern pharisäischen Hochmuts, den Christen allein, nur weil sie Christen sind, den Besitz jener natürlichen Gaben zuzusprechen, die der Glaubensirrtum keineswegs ausschließt.«

*) Siehe meine Ausführungen über Baumgartners Geschichte der Weltliteratur in den »Süddeutschen Monatsheften« 1911.

* * *

Hatte der geniale Kritiker keine ausgesprochene Anlage, die Probleme des Absoluten zu erforschen, so besaß er dafür eine äußerst lebhafte und empfindliche künstlerische Empfänglichkeit, die Gabe, in alle dichterischen Persönlichkeiten sich einzufühlen und sie von neuem zu beseelen. Alles erhöht, alles adelt die Poesie. Nur die Kunst drückt den Erzeugnissen des menschlichen Geistes das Siegel der Unsterblichkeit auf. In frühester Jugend schon macht Menéndez poetische Versuche, verfaßt Oden; aber die Glut des Gefühls ist gedämpft, zurückgehalten in dem nicht aus dem Innersten hervorbrechenden Vers. So sind seine eigenen Gedichte künstlich, unfrei. Besser gelingen ihm Übersetzungen antiker wie moderner Dichter, und hier findet er auch die verschiedensten Töne auf seiner Leier. Neben einem Fragment des aischyleischen Prometheus hören wir einen Hymnus von Prudentius, eine Elegie von Tibull. Besonders Horaz zieht ihn an. Ihm, dessen »Schicksale« in Spanien durch die Jahrhunderte er mit liebevollster Geduld verfolgt, widmet er einen lebenslangen Kultus, dichtet einige seiner Oden ins Spanische um. Er unternimmt eine Übersetzung aller Dramen Shakespeares, gelangt aber nicht über das vierte hinaus; bietet andere Übersetzungsproben aus Leopardi, André Chénier, aus portugiesischen Dichtern.

Auch in ihm waren jene romantischen Neigungen erwacht, die er einst, in den ersten Jahren seiner Entwicklung, in Milá und in den besten Geistern, die er bewunderte, wirksam gesehen

hatte. Nicht aus seinem kleinen, sondern aus einem großen Vaterlande, das alle vornehmſten Kulturnationen umfaßte, sollte das Evangelium der neuen Poesie ausgehen. Aber wirksamer als in seiner Poesie offenbart sich Menéndez' dichterische Kraft in der ungebundenen Prosa, in seinen kritischen Betrachtungen ganz voll warmen geiſtigen Lebens. Verſtehen in Menéndez' Sinn heißt innerlichſt nachfühlen, sich in das Kunſtwerk, das man prüft und in sich aufleben läßt, ganz hinein versenken und vergessen. Selbſt in der trockenſten Untersuchung muß man den Hauch des Lebens, das Wesen eines schaffensbegierigen Geiſtes fühlen. »Die Literaturgeschichte muß wie jede andere Geschichtsdarſtellung ein lebendiges und organisches Werk sein.« Menéndez verlangte, daß die hiſtorische und kritische Forschung, von der erhellenden Fackel der Kunſt geleitet werde. Mag immer die Wissenschaft das Unternehmen beginnen, beschließen soll es die Kunſt. »Nur ein kraftvoller Geiſt kann die Weite solcher Verbindung umspannen und aus ihr den äſthetischen Funken herausspringen lassen.«

Gewiß mußte die ungeheure Masse der unternommenen Forschungen viele Ungenauigkeiten aufweisen; das geduldige Verweilen bei Kleinigkeiten, das philologische Sieben und Wägen war nicht Menéndez' Sache; und scharfe Kritik erfuhr er daher von den gelehrten Pygmäen, die so eifrig bedacht sind, die Irrtümer und Mängel der größeren Geiſter ins Ungeheuerliche zu ſteigern. In einem kurzen Menéndez gewidmeten Nachruf*) betonte ich bereits, daß man auch solchen ihr Verdienſt um den kleinen Winkel der Wissenschaft, auf den sie mit behaglicher Genügsamkeit sich beschränken, und wo sie so überaus kleine, aufs sorgfältigſte durchgeführte Arbeiten hervorbringen, gar nicht beſtreiten dürfe. Nur sollen sie nicht auch andere, von einem unvergleichlich lebendigeren Wissensdrang erfaßte und auf die höchſten, den weiteſten Horizont eröffnenden Gipfel getragenen Geiſter in ihre kleine Welt hinunterziehen wollen.

*) Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos XV (1912) S. 4.

Mit der Weite des Blickes verband sich bei Menéndez die schnellſte unmittelbare Intuition, zarteſte Feinheit des Gefühls, eine in diesem poesievollen Kritiker unauslöschliche Begeiſterung für das Schöne. Wohl begreiflich iſt daher auch das Leben, die dichterische Anziehungskraft seiner aus voller innerer Glut heraus entworfenen Charakterbilder. In einer Studie über Cervantes weiſt er die gewöhnlichen Deutungen von einem plebejischen Sancho, der in beſtändigem Kontraſt zu dem von seinen idealen Hirngespinſten befangenen Helden bliebe, zurück und sagt:*) »Was in seiner natürlichen Anlage gemein und niedrig iſt, die naiv brutalen Triebe, das prosaische, nur auf den Nutzen bedachte Streben, wenn es auch nicht ganz sich verliert, mindert sich doch von Tag zu Tag unter der milden und geduldigen, die geringſte Rauheit meidenden Erziehung Don Quijotes. Was Sancho dagegen Gesundes, Ursprüngliches in seinem Innerſten birgt, bricht mit unwiderſtehlicher Kraft hervor, bald als eine Spruchweisheit, bald in überraschenden Äußerungen biederer Einfalt. Er iſt nicht ein unvollkommener, roher Ausdruck der praktischen Erfahrung, nicht nur der humoriſtische Chor der die menschliche Tragikomödie begleitet, er iſt mehr und Besseres: ein durch Don Quijote von dem Schlamm der

*) Estudios de crítica literaria. IV. Serie. Madrid, 1907, S. 63.



Materie gereinigter und befreiter Geist, der erste und größte Erfolg des sinnreichen Ritters, eine lebendige Bildsäule moralischer Kultur, von seiner Hand aus grobem und sprödestem Material gearbeitet und mit dem Hauch der Unsterblichkeit beseelt. Und wie Sancho erzieht Don Quijote sich selber, und so ist das ganze Buch eine Pädagogik in Aktion, erstaunlich und original wie keine mehr, das Ideal, erreicht von einem Narren und einem Bauern, die Narrheit als Lehrmeisterin die Klugheit der Welt berichtigend, das gemeine Urteil, veredelt durch seine Berührung mit der flammenden heiligen Glut des Ideals. Sogar die Tiere, die Don Quijote und Sancho durchs Land tragen, haben teil an der Unsterblichkeit ihrer Herren. Und das Land, das sie durchzogen, ist für alle Zeiten in der Geographie der Weltpoesie ein geweihter Boden geblieben, und heute, da es der heftigen Unbill grausamer Schicksale ausgesetzt ist, bleibt die Erinnerung an dieses Buch noch immer unser erster Adelsbrief, beleben die vertrauten Gestalten seiner Helden immer von neuem die erlöschenden Flammen auf dem Herde unseres Vaterlandes und gewinnen ihm Liebe und Dank der gesamten Menschheit.« — In der Abhandlung über Milá weist Menéndez in bewegten, bilderreichen Worten auf das unzerreißbare Band hin, das Kastilien und Katalonien zusammenhält*). Dieses Band ist vorhanden, »und nicht nur in der Literatur, sondern in allen Lebensverhältnissen, ohne deren Eigentümlichkeit hier wie dort zu beeinträchtigen; nicht umsonst sind wir vereint durch vier Jahrhunderte des Glücks und Unglücks, der Triumphe und der Niederlagen, ja selbst gegenseitiger Schädigungen und Mißverständnisse gegangen, und nicht umsonst versetzte uns Gott auf dieselben Gebirge, teilte dieselben Flüsse uns zu. Der heilige Strom, welcher der ganzen Halbinsel ihren Namen gibt, kommt von den Bergen Alt-Kastiliens herab, bespült Zaragozas ruhmreiche Mauern und bringt dann unserm Meer an dem Gestade Tortosas seinen Tribut. So ist sein majestätischer Lauf ein Symbol der wesentlichen Einheit wie der reichen Mannigfaltigkeit unseres Vaterlandes.«

*) Estudios de crítica literaria V. Serie. Madrid, 1908, S. 80 ff.

Sehr bald wurde Menéndez die rhetorische, schwülstige, hochstrebende Prosa zuwider, die bei den spanischen Akademikern besonders beliebt war und auch in seinen eigenen Erstlingsschriften bemerkbar ist; alles Gesuchte, alles Maßlose und Übertriebene im Ausdruck vermied er. Der eigenen Anlage folgen, nie der Vernunft Zwang antun, sein Gefühl sprechen lassen, dagegen nie Empfindungen vorgeben, die man nicht hat: das war das Gesetz, das der fruchtbarste Schriftsteller Spaniens in unserer Zeit sich selber vorschrieb. Vor allen Dingen einfach und echt sein. »Der beste Stil ist, der am wenigsten den Schein des besten trägt.« Und während die meisten andern den Effekt suchten, die »Verve«, den Humor, das Pittoreske, Brillante, Anekdotische erstrebten, gab er, der Lebhafte, Feurige, das hohe Beispiel eines Stiles, der ganz Ruhe, Durchsichtigkeit und Maß war. Von dem heißen Eifer, der ihn einst bei seinen umfassenden Wiederherstellungsversuchen erfüllt hatte, blieb ihm nur der Unwille des Weisen über Schmähungen seines Vaterlandes, die ihn ins Herz trafen, und über die Kälte und Gleichgiltigkeit seiner Landsleute, die jede geistige Kraft in sich ertöteten, statt sie neu zu beleben. Hier und da findet sich wohl noch ein rascher Ausbruch des Verdrusses, ein scharfer

Hieb, ein zu hoch gegriffener Vergleich zu Gunſten seiner großen spanischen Lieblinge. Aber das alles waren nur leichte Störungen der nunmehr völlig erworbenen und ihn gänzlich erfüllenden Ruhe.

Stets hatte Menéndez die höchſte Achtung vor der wissenschaftlichen und künſtlerischen Persönlichkeit, auch wenn er sie ganz in Verblendung und Irrtum befangen fand. Sie kränken, demütigen, beschämen wäre ihm wie eine Entheiligung erschienen. Hoch erhaben, wie er allezeit war, über den kleinen und trüben Parteizwiſt blieben ihm die neidischen und brutalen Angriffe zuwider, in denen sich die hitzigſten Gladiatoren der literarischen Kritik gefallen. Wenn gekämpft werden muß, so sei es für eine Idee, niemals für eine Person. Daher hätte Menéndez am liebſten seine Kritik immer auf die Bücher beschränkt, unbekümmert um ihre Verfasser. Jede äußere Neugier mußte dem Durſt nach innerlicher Erkenntnis weichen. Die unerschütterliche Ehrlichkeit dieses Kritikers, seine wunderbare moralische Kraft mußte jedermann mit höchſter Achtung erfüllen.

Nicht mit der ganzen Persönlichkeit anzukämpfen dagegen, daß die Durchgeiſtigung des Lebens durch eine öde mechaniſtische Auffassung ersetzt werden solle, wäre für Menéndez erbärmliche Feigheit gewesen. Nie darf der Kritiker vergessen, daß ihm die heilige und unantaſtbare Aufgabe des Erziehers obliegt. In seiner Abhandlung über »die Essayiſten der Kunſtwissenschaft« bezeigt Menéndez Ruskin seine Verehrung, weil er in Natur und Kunſt nicht die Sensation, sondern die Wahrheit, das dauernde Wesen derDinge suchte, weil er immerfort den Künſtler zur Ehrfurcht vor der Natur, vor der Geschichte ermahnte, weil ihm jede künſtliche Herrichtung, jede Verſtellung zuwider war. Durch und durch unparteiisch erſtrebte Menéndez nichts eifriger, als zur ewigen Wahrheit sich zu erheben. Er selbſt räumte die Fehler und Mängel, die haſtigen Urteile seiner Jugendarbeiten ein, bemühte sich um die Erziehung seines Geschmacks, um die Disziplinierung seiner natürlichen Anlagen und Neigungen. Einſt hatte er Perez Galdós wegen seiner naturaliſtischen Tendenzen heftig angegriffen; in reiferen Jahren mäßigt er diese übertriebene Strenge und leitet selber, ihm öffentlich Liebe und Achtung erweisend, den Romandichter zum Tempel der großen Akademie. So war ihm auch ein unüberlegtes scharfes Urteil über Heine entschlüpft. Er lieſt den Dichter von neuem, findet ihn bezaubernd, und nun läßt es ihm keine Ruhe, bis er sein Gewissen beruhigt und das durch seine vergangenen leichtfertigen Streiche begangene Unrecht getilgt hat.

(Schluß folgt.)



Das Werk Jacques Flach's.

Von
Erneſt Seillière.

Zu den anziehendſten Vorlesungen des letzten Winters in Paris gehörte ohne Frage die von Jacques Flach, dem ausgezeichneten Hiſtoriker der vergleichenden Gesetzgebungskunde am Collège de France, über den Ursprung der Treuga Dei, dieser seltsamen Inſtitution des frühen Mittelalters, die bekanntlich in Frankreich unter den erſten Capetingern die Wiederherſtellung der sozialen Ordnung befördern half. Diese Untersuchung der Treuga Dei wird ein Kapitel des großen Werkes bilden, das für Flach die Lebensaufgabe seiner Gelehrtentätigkeit iſt: der Geschichte des »Ursprungs des alten Frankreich«*) von Hugo Capet bis Ludwig VI. Ich denke, deutsche Leser werden gern etwas von diesem bedeutenden Werke hören, das sich mit einer Zeit beschäftigt, in der die germanischen Gewohnheitsrechte und Bräuche noch von Bedeutung für Frankreich sind — von einer Bedeutung, die manche Kommentatoren übertrieben, andere Gelehrte dagegen mit viel zu weit gehender Entschiedenheit geleugnet haben. Zwischen diesen übertreibenden Schlußfolgerungen seiner Vorgänger hat nun Flach eine im hohen Grade unparteiische Stellung einzunehmen und zu behaupten verſtanden. Seine Auswahl der Urkunden, auf die er seine eigene Überzeugung gründet, iſt so wohlüberlegt, daß er neues und entscheidend aufklärendes Licht in diese dunklen und heiklen Ursprungsfragen hat bringen können.

*) Les Origines de l'ancienne France. Paris, Larose. 3 Bde.

Seine gesamte Leiſtung im einzelnen darzulegen geſtattet mir der hier zur Verfügung ſtehende Raum nicht. Ich will mich daher darauf beschränken, die Antwort zu prüfen, die Flach auf eine besonders wichtige und seit langer Zeit bei uns umſtrittene Frage gibt: die nach dem Ursprung des Lehnswesens, einer Inſtitution, die für die letzten Jahrhunderte des Mittelalters den sozialen Rahmen geschaffen hat, und die durch einige ihrer Überreſte auch heute noch in Europa wirksam iſt.

I.

Bekanntlich hat eine Schule hervorragender Soziologen — unter denen der uns leider entrissene Ludwig Gumplowicz hervorragte — die Bildung aller großen Staaten auf Eroberung zurückgeführt. Und in der Tat kann das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft, das die erſten Menschengruppen feſt verband, nicht eine große Zahl Individuen in sozial wirksamer Weise zusammenhalten; andererseits bleibt ein bloßer Bündnisvertrag zwischen benachbarten Stämmen ein schwaches Band, ebenso leicht gelöſt wie geknüpft, je nachdem Eigennutz oder Leidenschaft der Vertragschließenden es verlangen. Daher läßt sich bei jeder menschlichen Gemeinschaft von einiger Bedeutung ursprünglich eine faktische Eroberung vermuten oder geradezu feſtſtellen, der bald von seiten der erobernden Rasse die Einrichtung einer Art lehnsherrlicher Konſtitution folgte. Ja, die Lehnsherrschaft, dieser mehrfach abgeſtufte oder geſtaffelte »Gesellschaftsvertrag«, scheint allein im-

ſtande gewesen zu sein, die Zahl der, es sei gutwillig oder nicht, zu einem einzigen Körper zusammengefügten Individuen rapid zu vermehren.

Um diese allzu theoretischen Bemerkungen anschaulicher zu machen, wollen wir annehmen, daß einer Gruppe von einigen tausend Menschen — in der Regel nomadische Jäger oder Krieger —, die bisher durch die feſte soziale Disziplin der Stammesblutsverwandtschaft miteinander verbunden waren, die Unterwerfung weit zahlreicherer Völkerschaften gelingt, die aber durch eine seßhafte oder ackerbautreibende Lebensweise ihre kriegerische Tüchtigkeit bereits gemindert haben. Wir wollen ferner annehmen, daß diese Eroberer, nachdem sie sich durch den Schrecken ihrer Waffen und ihres Namens zu Herren eines weiten wohlbevölkerten Gebietes gemacht haben, nicht länger ihre Umgebung blindlings brandschatzen und zerſtören, sondern das eroberte Land rationell ausnutzen. Und schließlich nehmen wir noch an, daß sie auch organisatorisches Geschick besitzen und daher ihren Anführer in ihrer Mitte mit einer ſtändigen ſtets kampfbereiten Truppe umgeben, den Reſt ihrer Krieger aber an verschiedene Stellen detachieren, um das eroberte Gebiet zu besetzen — vor allem an den wichtigeren ſtrategischen Punkten — und so jeden bewaffneten Rückschlag von seiten ihrer tributpflichtigen Unterworfenen leichter niederzuhalten. Demgemäß bewahren sie durch ſtetig wiederkehrende Fühlungnahme der Zentraltruppe mit ihren Detachements den wertvollen militärischen und sozialen Zusammenhalt, den sie ihrer Blutsgemeinschaft verdanken, und haben somit einen wirklichen Staat begründet, der hinfort mehrere tausend Teilnehmer, Leibeigene oder Herren, in den so gefeſtigten Rahmen aufnehmen kann.

Da nun die europäischen Staaten aus der germanischen Eroberung hervorgegangen sind, die das römische Reich vernichtete, so sollte man von vornherein annehmen, daß ihr Ursprung dem eben von uns skizzierten Schema sich anpaßt. In diesem Falle iſt das Problem jedoch nicht so einfach, denn die nordischen Krieger unterwarfen ja an den Geſtaden des Mittelmeeres nicht Völkerschaften, die noch auf der niederen Stufe kleiner Clangenossenschaften zurückgeblieben waren und also ohne wirklichen Zusammenhalt neben einander wohnten. Ganz im Gegenteil hatten sich ihre neuen Untertanen seit Jahrhunderten in ein soziales Leben mit weiten Horizonten eingewöhnt durch eine der vollendetſten Eroberungsorganisationen, die es jemals gegeben hat, die des Imperium romanum. Nur die physische, durch das mühelose oder schwelgerische Leben herbeigeführte Entartung und die moralische Zerbröckelung infolge eines durch die Kulturentwicklung maßlos geſteigerten Individualismus geben einigen tausend für den Krieg feſt organisierten Barbaren Völker zum Raub, die in ihrer Zivilisation den Eroberern weit überlegen waren. Nach einem Verlauf von fünfzehn Jahrhunderten zeigt sich unsern Hiſtorikern daher das Ereignis der germanischen Eroberung zu Beginn der chriſtlichen Ära und der Konſtitution dieser Eroberung als Lehnsherrschaft unsicher, verdunkelt, verhüllt sogar durch das mehr oder weniger rasche Eingehn der germanischen Sieger in die römischen Inſtitutionen, unter denen die von ihnen Besiegten so lange schon lebten.

Und dieses an sich schon heikle Problem des Ursprungs des mittelalterlichen Feudalismus und der langsamen Entſtehung der heutigen Staaten Europas wird nun in seiner Lösung

noch dadurch erschwert, daß die über diese verwirrte und unruhige Zeit uns erhaltenen Dokumente nur spärlich und dürftig sind. Und so konnte es in Frankreich die verschiedensten Lösungen finden je nach der Neigung und mehr noch nach dem Interesse derer, die sich seit der Renaissance damit befaßt haben. Indessen sind zwei Haupttendenzen deutlich hervorgetreten, von zwei einander gegenüberstehenden Schulen verteidigt: die eine, germanische, sucht aus der fränkischen Eroberung und dem aus ihr entwickelten militärischen Regiment unsere politische Entwicklung zu erklären; die andere, celto-romanische, sucht ihre Erklärung in den gallo-romanischen, von den siegreichen Barbaren sogleich übernommenen Institutionen. Gobineau und Renan in seinen jungen Jahren haben in neuerer Zeit jene These verfochten; das letzte Wort aber in dem Streit hat vor einigen 30 Jahren ein ausgesprochener Romanist Fustel de Coulanges gesprochen.

Dieser außerordentlich verdiente, von der ernsten Wissenschaft als Autorität anerkannte Gelehrte hatte lange Zeit »Das antike Gemeinwesen« (dies der Titel seines Hauptwerks) studiert, d. h. die typische Form eines beschränkten Staatsgebildes, das auf das allgemein gleiche Bürgerrecht gegründet ist fast ohne eine Spur von Eroberungsorganisationen. Rom selber, das langsam, methodisch durch sieben kriegerische Jahrhunderte hindurch groß geworden ist, hat zum Teil die Institutionen seiner ursprünglichen beschränkten Verhältnisse sich erhalten können, wenn auch seine Prokonsuln und sein Imperator, die aus seiner Erbaristokratie hervorgegangen sind, einige Züge der Lehnsherren und der kriegführenden Könige zeigen. Wie es sich mit diesem Vergleich nun auch verhalten möge, jedenfalls glaubte Fustel den Einbruch in das römische Reich und dessen Teilung darstellen zu können bald als eine einfache Kolonisation römischer Gebiete durch barbarische Leibeigene, bald als eine bloße Belohnung mit Landbesitz, von den römischen Kaisern ihrer germanischen Leibgarde in großem Maßstabe bewilligt. Die mit bewaffneter Hand Hereingebrochenen aber, die er doch nicht wegleugnen kann, die Vandalen, Heruler oder Goten, betrachtet er als die »Überbleibsel einer erschöpften Rasse«! So weit kann Voreingenommenheit in vollem guten Glauben einen ehrlichen und gewissenhaften Kopf verleiten. Und das Lehnswesen im eigentlichen Sinne dann ist, wie er glaubt, in seinen wesentlichen Formen schon unter den karolingischen Königen fest ausgebildet und nach seiner Ansicht durchaus römischen Ursprungs. Ja, er ist so weit gegangen, zu behaupten, daß das Lehnswesen sich in völlig friedlicher Entwicklung allmählich innerhalb des Imperium romanum selber hätte entwickeln können allein durch die Wirksamkeit der unter den Kaisern üblichen Rechtsformen, auch wenn nie die Germanen die Grenzen überschritten hätten. Um diese Erörterungen zusammenzufassen: die Frage ist also, ob das Lehnswesen, teilweise wenigstens, nach seinem Ursprung »imperialistisch« ist, auf Eroberung und Beherrschung zurückführt, oder eine ökonomische und rechtliche Bildung, nichts als die konsequente Anwendung der römischen Begriffe auf das Grundeigentum. Dieses Problem stellte von neuem Fustel de Coulanges durch seine überkühnen Behauptungen.

II.

Gegen diese viel zu weit gehenden Aufstellungen hat Flach ruhigen, loyalen Widerspruch erhoben, im zweiten Bande



seiner Origines, der den Untertitel trägt: Les origines communales, La féodalité et la chevalerie. Fuſtel wollte gar nichts Gemeinsames finden zwischen dem Feudalismus und der germanischen Gefolgschaft, die Tacitus so gut beschrieben hat, und gab ihr zur einzigen Grundlage die bedingte oder prekäre Überlassung des Landbesitzes. Aber, sagt Flach hiergegen, diese irrige Ansicht hat Fuſtel nur aussprechen können, weil er mit Unrecht die germanische Gefolgschaft zu Tacitus' Zeiten, also im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, mit dem feudalen Lehn des dreizehnten Jahrhunderts verglichen hat, das, wie wir weiterhin sehen werden, durch die Juriſten schon faſt gänzlich romanisiert worden war. Wenn er so Inſtitutionen gegeneinander hält, die durch einen Zwischenraum von zwölf Jahrhunderten getrennt sind, und die dazwischen vollzogene Entwicklung unberücksichtigt läßt, dann iſt es allerdings begreiflich, daß ihm nur ihre Verschiedenheiten aufgefallen sind, nicht was sie wesentlich Gemeinsames haben. Wenn der Verfasser der Cité antique sich über die Gefolgschaft zur Zeit der Merowinger und der erſten Karolinger hätte unterrichten wollen, wenn er außerdem geprüft hätte, was das feudale Lehn noch im 10. und 11. Jahrhundert war, dann hätte er den Ursprung des Lehnswesens nicht in einer Kombination der römischen Clientela mit dem sogenannten »prekären« Kontrakt gesucht, zu dem die Zeitverhältnisse notwendig noch die Bedingung des Kriegsdienſtes hinzugefügt hätten. Bei näherem Zusehen hätte er erkannt, wie eine ununterbrochene psychologische Entwicklung von der Gefolgschaft der alten Germanen bis zu dem persönlichen Bande führt, das so deutlich in dem unsprünglichen Feudalismus erhalten iſt, und daß die römische Clientela, ſtatt an die Stelle der Gefolgschaft zu treten, ihr nur zur weiteren Kräftigung den Namen geliehen hat.

Flach erklärt sich auch sehr mit Recht gegen Fuſtels Methode, nur die chartae oder Interessen-Verträge zu ſtudieren, während doch diese Urkunden sehr unzureichend für die Erklärung der großen sozialen Tatsachen bleiben. Was z. B. das Lehn angeht, so können die chartae uns zwar den Mechanismus seiner Übertragung kennen lehren, aber sie geben uns nur sehr selten einen Einblick in das wirkliche psychologische Motiv, das dieser Übertragung zugrunde lag. Um bis zur Erkenntnis dieses Motivs vorzudringen, muß man durchaus eine engere Fühlung mit dem Leben der damaligen Menschen selber zu gewinnen suchen; man muß ihr Herz schlagen, ihr Inneres sprechen hören, in ihre Wohnungen eindringen, ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihr Geiſtesleben, wie sie lieben und wie sie hassen beobachten. So sind die chartae oder Interessen-Verträge Urkunden, die zumeiſt die Ausnahme im sozialen Leben belegen, in seinen regelmäßigen Lauf aber nur einen undeutlichen Einblick geben. Sie beziehen sich auf Rechtshändel, Prozesse, besondere Abmachungen, wohingegen die normale Nachfolge des Beherrschers eines kleinen militärischen Territoriums auf einen anderen, das lange Zeit ohne Schwierigkeiten und Hindernisse verlaufende Dasein eines einzigen Familienſtandes zur Anfertigung einer charta keine Veranlassung bieten. Für den in die alten Pergamente versenkten Hiſtoriker gehen sie also unbeachtet vorüber. Nur wenn es sich um entlegenes Besitztum, um neuen Erwerb, um Grenzkonflikte handelt, erscheint das geschriebene Doku-

ment, wird aufbewahrt und spricht zur Nachwelt von dem Gemütsleben der Vorfahren. Aber es führt leicht zu falschen Vorstellungen, weil es nicht den normalen Lauf der Dinge überliefert.

III.

Auf Grund solcher Auffassung der von ihm studierten Geschichtsperiode hat Flach die Lehre Fustel's über den Ursprung der Feudalität in sechs prägnante Sätze zusammengefaßt. Ihnen stellt er sechs andere, das Gegenteil aussprechende, von ihm vortrefflich begründete gegenüber. Obwohl sie ohne ihren Kommentar vielleicht etwas trocken erscheinen, will ich doch diese beiden kurzen Zusammenfassungen hier wiedergeben, die gerade in solcher Form uns die Schwierigkeiten des Problems deutlicher werden erkennen lassen. Nehmen wir zunächst Fustel's Thesen:

1. Bei dem Lehnsmann geht die Belehnung oder Investitur der dem Lehnsherrn geleisteten Huldigung voraus. Bei dem germanischen Gefolgsmann dagegen folgten die Geschenke erst nach dem Treugelöbnis, falls sie der Führer geben konnte oder wollte.

2. Die Überlassung von Grund und Boden als Beneficium oder Lehn ist das wesentliche, erste und notwendige Element jedes Lehnsverhältnisses, während im Gegenteil zur klassischen Zeit der Gefolgschaft in Deutschland die Begabung mit Grund und Boden als Beneficium unbekannt war.

3. Das Lehn oder feudale beneficium ist eine Überlassung auf Zeit und bedingt, gewährt nur einen Nießbrauch. Es ist keine Schenkung mehr. Der germanische Gefolgsmann dagegen erwarb das unbeschränkte Eigentum der ihm von seinem Führer gewährten Gaben, die also eine Schenkung im vollen Sinne des Wortes waren.

4. Der Lehnseid schließt nicht eine völlige Hingabe auf Tod und Leben ein. Er ist der Ausdruck eines Vertrages und legt beiden Teilen gegenseitige, bestimmte und begrenzte Verpflichtungen auf. Der Schwur des Gefolgsmannes dagegen war der eines gänzlichen Verzichts, gänzlicher Aufopferung seiner Person, der Hingabe im religiösen Sinne dieses Wortes.

5. Der vom germanischen Gefolge geforderte Kriegsdienst war nicht gleicher Art wie der später von dem Lehnsmann verlangte.

6. Der Lehnsmann hat noch andere Verpflichtungen als die zum Kriegsdienst. Der Gefolgsmann war nur zu diesem verpflichtet.

Auf diese so bestimmten Behauptungen nun glaubt, wie gesagt, Flach mit den direkt entgegengesetzten Aufstellungen erwidern zu können, wenigstens was das zehnte und elfte Jahrhundert angeht, die er studiert. Er gibt nur zu, daß während dieser zwei Jahrhunderte schon Ausnahmen sich zeigen, die den weiteren sozialen Zustand, den Fustel im Auge hat, vorbereiten, wo das Lehnswesen in der Tat vor allem mit dem Landbesitz verknüpft sein wird.

1. Die Lehnshuldigung, sagt er, geht der Begabung mit dem Lehn voraus und bleibt prinzipiell davon unabhängig.

2. Die Bewilligung von Grundbesitz ist weder das erste noch das wesentliche Element im Lehnsverhältnis. Diese Bewilligung ist zunächst ganz ebenso aufzufassen wie die Geschenke, welche der Führer seinem Gefolge an beweglichen Gegenständen, an irgendwelchen nutzbringenden Rechten macht. Alle diese Geschenke stehen zudem an Bedeutung dem Treugelöbnis nach, das zuvor den Vasallen in den Clan, in

die ideelle Verwandtschaft des Führers hat eintreten lassen.

3. Das Lehn des Lehnsmannes bleibt lange Zeit noch eine Schenkung, eine Belohnung, wie es früher die dem germanischen Gefolgsmann gemachten Geschenke waren. Die Schenkung des Lehns ist noch an dieselben Bedingungen geknüpft wie diese andern Schenkungen, und sein dauernder Besitz hängt zunächst nicht von der Ausführung eines besonderen Vertrages ab, sondern von der beständigen Bewahrung der dem Führer geschworenen Treue. Wurde sie aufgegeben, so ging alsbald auch das Lehn zurück, ebenso wie das Roß, die Waffen, Beuteanteil und Landbesitz des westgotischen Gefolgsmanns, nach dem uns erhalten gebliebenen Gesetz dieses kriegerischen Volkes.

4. Der Lehnseid ist zunächst ganz ebenso absolut, wie es der Eid des alten germanischen Gefolgsmannes war. Er verpflichtet zu einem stets bereiten Treuverhältnis, zu einer Hingabe auf Tod und Leben; von seiten des Herrn verlangt es Schutz und Zuneigung wie von einem Familienhaupt. Man kann sagen, daß am Beginn des Feudalwesens jedes Lehn ein ligiertes Lehn ist.

5. Der Kriegsdienst des Lehnsmanns ist zunächst ebenso umfassend, wie es der des fränkischen Gefolgsmannes war.

6. Alle Verpflichtungen des Lehnsmanns ergeben sich nur aus dem Treugelöbnis, bis zu dem Zeitpunkt wo von dem Treugelöbnis die Huldigung sich absondert und den eigentlichen Lehnsvertrag begründet, d. h. bis gegen das zwölfte Jahrhundert. Diese Verpflichtungen umfassen also außer dem Kriegsdienst die Pflicht zu Beistand und Rat, die überdies nicht allein in der germanischen Gefolgschaft, sondern n jeder primitiven Organisation der vergrößerten Familie oder des Clans schon bestand.

IV.

Um diese Thesen zu stützen, gibt Flach eine sehr überzeugende Darlegung der einen Tatsache, die sie alle in sich enthält: der Fortdauer der germanischen Gefolgschaft die ersten Jahrhunderte des Mittelalters hindurch. Er zeigt, wie diese alte Institution auch weiterhin unter den Merowingern von eingreifendster sozialer Wirksamkeit ist und sich nur der römischen Terminologie der Klientel bedient, um sich so, wenn es erforderlich war, der Sprache der Urkunden oder Verträge leichter anzupassen.

Und, setzt Flach hinzu, die germanische Gefolgschaft konnte auch sehr wohl in diese Terminologie gekleidet werden, die seit langem schon eine ihres Inhalts entleerte Hülse war, einst aber, in der römischen Urzeit eine der Gefolgschaft analoge Institution umschlossen hatte.

Weiter zeigt er, wie die wirklichen oder ideellen Familienbande, d. h. die ursprüngliche Clansverfassung, zunächst die einzige Grundlage auch noch des Lehnsverbandes sind. Die merowingischen Könige hatten nicht nur in ihren Antrustionen wirkliche Gefolgsmänner, ideelle brüderliche Gefährten, sie wollten auch alle ihre Untertanen als gewöhnliche Gefolgsmänner, als Getreue angesehen und deshalb für sich persönlich in Eid genommen haben. Darauf, zur Zeit der ersten Karolinger, unter dem von neuem sich geltend machenden germanischen Einfluß, zeigte die Gefolgschaft sogar wieder einige ihrer ursprünglichen Züge, so daß kein Historiker ihre damalige Existenz in Abrede stellt. Und so finden wir schließlich zwei Jahrhunderte später in den ältesten

Chansons de geste lebendiger als je zuvor den Geist kriegerischer Genossenschaft, die sich als vergrößerte Familie darstellt, den Geist des kriegerischen Clans. In der Tat ist die »maisnie«, die Hausgenossenschaft des Feudalherrn, bestehend aus seinen nächsten Angehörigen, seinen Vertrauten und denen, die in seinem Hause in Kost und Pflege waren und mit dem Eintritt ins männliche Alter von ihm Waffen erhielten, eine Kämpferschar, stets bereit, auf seinen Befehl zu marschieren. Später muß er weithin durch Handschreiben und durch Boten Vasallen »laden« (»semondre«), deren Dienst im Felde auf Grund ihres Vertrags nicht über einige Wochen hinauszugehen braucht, und die meist ungestüm eine schleunige Rückkehr fordern, wenn die Feindseligkeiten sich etwas in die Länge ziehen.

Aber um einen festen Rahmen und Halt für ein erobertes Staatswesen zu bilden, bedarf, worauf wir oben schon hingewiesen haben, die Lehnsverfassung einer sorgfältig unterhaltenen Verbindung zwischen den beherrschenden Elementen. Es muß eine ausführende Zentralgewalt da sein, nicht nur imstande, allerorten ihren vorgeschobenen Posten Beistand zu leisten, sondern nötigenfalls auch die Ausschreitungen ihrer Vertreter zu unterdrücken, Ausschreitungen, die für die Besiegten Eroberung wie Herrschaft ihrer Herren schlechthin unerträglich machen könnten. Dieses Zentralorgan hat der fränkischen Herrschaft über Gallien nach dem Niedergang des karolingischen Hauses eine Zeitlang gefehlt. Daher folgten zwei Jahrhunderte eines stark anarchischen sozialen Zustandes, aus dem das Land erst durch die langsame Wiederherstellung einer ordnenden zentralen Gewalt befreit werden konnte, eine Wiederherstellung, zu der alle, welche unter der Anarchie litten, nach besten Kräften mitgeholfen haben.

Diese Erneuerung des französischen Staates durch die französischen Herzöge behandelt nun Flach's dritter Band. Auch die Kirche hat hierzu in starkem Maße mitgewirkt. Sie vorzüglich bewahrte die lateinische Tradition, sie war die Erbin der scharfsinnigen römischen Jurisprudenz, und so hat sie auch allmählich nach ihrem Beispiel das ursprünglich germanische Lehnswesen romanisiert. Diese entscheidende Wandlung ist bei Flach deutlich gezeichnet. »Seinem Erben Treueid und Dienstpflicht seiner persönlichen Vasallen sicherzustellen«, sagt er, »wurde bald das vorwiegende Bestreben des Lehnsherrn; das verliehene Lehn sich auch über den Tod des Verleihers hinaus zu erhalten, wurde der Wunsch des Vasallen.« Und sie sahen, wie die Kirche solche Ziele durch schriftliche Vereinbarungen erreichte, deren Gewähr vor allem auf ihren kanonischen Strafen, auf ihrer mystischen Verbindung mit dem Jenseits beruhte. Ihrerseits schlossen die Laiengrundherren seit langem Verträge dieser Art mit ihren Landpächtern oder Bauern, und wiederum auch sie selber verpflichteten sich der Kirche durch solche, wenn sie Vasallen der religiösen Körperschaften wurden. So fanden sie sich allmählich in festen Verpflichtungen von einer anderen, mehr geregelten Art als die, welche sie bisher nach ihren germanischen Traditionen miteinander verbanden. Bald erkannten sie, wie notwendig oder vorteilhaft sie waren, und bedienten sich ihrer immer häufiger, um auch ihre Beziehungen zu ihren Kriegsgefährten zu regeln. Und so entstand das juristische Lehnswesen, wie es uns Fustel de Coulanges beschrieben hat.



Für diese vielfachen Verträge dann mußte man eine Sicherung durch eine obere Gewalt suchen, und die konnte nur das kapetingische Königstum sein. Es war durch die Krönung von Rheims der Pflegling der Kirche und Erbe sowohl des Imperium Romanum wie der zugleich Erb- und Wahlmonarchie der germanischen Krieger.

Das ist, in großen Zügen, die Lösung, die Flach für das Problem von dem Ursprung des französischen Lehnswesens gegeben hat. Und viele andere Probleme noch überdies hat er innerhalb seines großen Werkes gelöst. Darum muß man wünschen, daß er die Leser nicht zu lange auf den Abschluß der schönen Studien warten lasse, deren Wert wir hier nur kurz haben andeuten können.

Die „Neue Wirklichkeitslehre" in der amerikanischen Philosophie.

Von

Günther Jacoby.

III.

Ralph Barton Perry.

Im Juli 1910 erschien in der führenden Zeitschrift der amerikanischen Philosophie, dem »Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods« eine Zusammenstellung von knapp gefaßten Sätzen aus der Feder von sechs jüngeren Vertretern der neuen Wirklichkeitslehre.[1]) Seitdem hat diese Gruppe von Philosophen die Führung der neuen Bewegung an sich genommen und neben den Bahn schaffenden Arbeiten von Woodbridge und Mac Gilvary die neue Wirklichkeitslehre wieder ein gutes Stück weiter gefördert. Da jene Zusammenstellung vom Jahre 1910 eine gewisse Berühmtheit in der amerikanischen Philosophie erlangt hat und die grundlegenden Anschauungen der neuen Philosophengruppe enthält, so gebe ich eine Auswahl der wichtigsten unter den damals veröffentlichten Sätzen in freier Übertragung hier wieder.

Zu den gemeinsamen Überzeugungen der neuen Gruppe gehört es, daß die Erkenntnis ein »Beziehungszusammenhang« zwischen den Dingen sei und daher innerhalb der Dingwelt selbst stattfinde. »Die Erkenntnis und ihr Gegenstand gehören in ein und dieselbe Welt. Erkenntnis liegt innerhalb und in keiner Weise jenseits oder über der Natur.«[2])

Die eigentliche Grundvoraussetzung der Wirklichkeitsphilosophie aber bildet die von fast allen Vertretern der neuen Gruppe anerkannte Lehre von den »äußerlichen Beziehungen«. Diese Lehre besagt, daß es Beziehungen gibt, die ohne Einfluß auf die durch sie bezogenen Dinge selbst bleiben. Sie kann auf folgende Form gebracht werden:

[1]) Journal of Philosophy Bd. 7 S. 393 ff. Vgl. »The New Realism. Co-operative studies in Philosophy« by Edwin B. Holt, Walter T. Marvin, William Pepperell Montague, Ralph Barton Perry, Walter B. Pitkin and Edward Gleason Spaulding. New York 1912 (»New Realism«) S. 471 ff.

[2]) Montague Abt. III Satz 2. Journal of Philosophy Bd. 7 S. 397. Vgl. New Realism S. 475.



bei dem Satze »a steht zu b in der Beziehung R« ist weder b durch Ra, noch a durch Rb, noch a und b durch R bedingt.[3])

Auf die Erkenntnis angewandt, würde die Lehre von den »äußerlichen Beziehungen« lauten: »Wenn Dinge in dem Beziehungszusammenhange der Erkenntnis stehen, so brauchen sie deshalb noch nicht eines von dem andern oder alle von der Erkenntnisbeziehung abzuhängen; noch muß deshalb irgendeine Änderung in den Dingen oder in der Erkenntnisbeziehung vorgehen.«[4])

Mit anderen Worten: Dinge werden in der Erkenntnis durchaus nicht notwendigerweise verändert; auch durchaus nicht notwendigerweise ganz von der Erkenntnis umfaßt und durchdrungen. Oft genug vielmehr schreitet die Erkenntnis äußerlich von Bruchstück zu Bruchstück weiter. »Dinge können, wie sie wirklich sind, in mancher Hinsicht erkannt werden. Darum brauchen sie aber noch keineswegs in allen Hinsichten und samt allen Dingen, mit denen sie in Beziehungen stehen, erkannt zu werden. Erkenntnis kann auch durch äußeren Zuwachs vergrößert werden.«[5])

Bei dieser Unabhängigkeit der Dinge von der Erkenntnis ist es ganz unangebracht, das Verhältnis umzukehren und die Dinge in irgendeiner Hinsicht zu Erzeugnissen des Bewußtseins zu machen. »Die Gegenstände der Logik, Mathematik und Naturwissenschaften sind nicht »geistig« in einem gebräuchlichen oder zutreffenden Sinne dieses Wortes. Sein und Wesen jener Gegenstände ist in keiner Weise durch ihr Erkanntwerden bedingt.«[6])

Endlich ist es unter diesen Umständen falsch, der Erkenntnislehre, die sich mit dem Verhältnis der Erkenntnis zu den Dingen befaßt, eine »logisch grundlegende Bedeutung« zuzusprechen. Die Erkenntnislehre ist ebensowenig Grundlage der Metaphysik, wie sie Grundlage der Wissenschaft ist. Metaphysik und Wissenschaft gelten unabhängig von der Erkenntnislehre[7]).

Welche Tragweite dieser Unabhängigkeit des Erkannten von der Erkenntnis bei den einzelnen Vertretern der neuen Philosophengruppe zukommt, kann erst in den späteren Ausführungen dieser Aufsätze erörtert werden. Von vornherein aber sei hingewiesen auf die eigentümliche Art der Zusammenarbeit, die sich die neue Philosophengruppe zum Ziele gesetzt hat. Sie tritt schon in der Zusammenstellung jener ersten Grundsätze selbst zutage. Denn wiewohl in dieser Zusammenstellung jede Reihe von Sätzen einen anderen Verfasser hatte, so ist doch jeder einzelne Satz vor seiner begrifflichen Festlegung von der ganzen Gruppe der Mitglieder ausführlich erörtert, ergänzt, verbessert, gebilligt worden. Und dieses Verfahren ist nicht nur aus zufälliger Gesinnungsgemeinschaft hervorgegangen, sondern beruht auf einem klar bewußten und gewollten planmäßigen Vorgehen.

Es ist nämlich die Überzeugung der neuen Philosophengruppe, daß die Philosophie in den schlechten Ruf der Unwissenschaftlichkeit und Willkür keineswegs nur um ihres Gegenstandes willen

---

[3]) Marvin Sätze 1 bis 4. Journal of Philosophy Bd. 7 S. 394 f. New Realism S. 473.

[4]) Spaulding Satz 2, erste Hälfte. Journal of Philosophy Bd. 7, S. 400. New Realism S. 478.

[5]) Spaulding Satz 8. Journal of Philosophy Bd. 7, S. 401. Vgl. New Realism S. 480.

[6]) Holt Satz 1 und 2 Journal of Philosophy Bd. 7, S. 394. Vgl. New Realism S. 472.

[7]) Marvin Satz 1—3 Journal of Philosophy Bd. 7 S. 395. Vgl. New Realism S. 473

gekommen sei, sondern vor allen Dingen durch die Eigenbrödelei der einzelnen Philosophen. Während die anderen Fachwissenschaften durch bewußte wissenschaftliche Zusammenarbeit langsam, aber sicher vorwärts gegangen sind, sei der Fortschritt der Philosophie immer wieder gehindert worden durch die Selbſtbegrenztheit der einzelnen Denker, die durch eigenmächtige Einführung ihres besonderen Denkens die Gleichmäßigkeit und damit die Eindeutigkeit des allgemeinen Begriffsschatzes geschädigt hätten. Das Heilmittel zur Gesundung des philosophischen Fortschrittes wird demgegenüber in der Einführung eines gleichmäßigen und eindeutigen Begriffsschatzes gesucht.

Zu diesem Behufe iſt die neue Gruppe der Wirklichkeitsphilosophen zusammengetreten. Sie hofft durch gemeinsame Arbeit allmählich in allen Punkten zu völliger Verſtändigung zu gelangen und so die echten Aufgaben der Philosophie in echter Fassung zutage zu fördern. Für die Entwicklung dieser Arbeit werden drei Stufen vorgesehen, von denen jede die Grundlage der folgenden bildet, die jedoch nicht zeitlich aufeinanderfolgen müssen. Auf der erſten Stufe werden die Grundvoraussetzungen feſtgelegt. Die zweite Stufe enthält einen Vorschlag für den Aufbau der Philosophie: jenen Voraussetzungen entsprechend. Auf der dritten Stufe endlich erfolgt der Aufbau selbſt als ein Zusammenhang von Tatsachen, Vermutungen, Grundsätzen und Verfahrungsweisen, die gemeinsam herausgearbeitet und, wenigſtens von allen Vertretern derselben Gruppe, in einer eindeutig feſtzulegenden Fassung anerkannt werden.[8]) Jene Zusammenſtellung gemeinsam anerkannter Sätze vom Jahre 1910 enthielt Beſtandteile, teils der erſten, teils der zweiten Stufe. Inzwischen iſt im Jahre 1912 ein umfangreicher Sammelband der sechs Gruppenphilosophen erschienen, der unter der Aufschrift »Die neue Wirklichkeitslehre« die erſten Arbeiten zur Erreichung der dritten Stufe in Angriff genommen hat, — und weitere Sammelbände ſtehen in Aussicht.[9])

Ich gehe nunmehr zu den Leiſtungen der einzelnen Mitglieder der neuen Philosophengruppe über und beginne mit Ralph Barton Perry, einem Professor der Philosophie an der Harvard-Universität, dem in mancher Hinsicht eine führende Stellung unter jenen Mitgliedern zukommt. Perrys Leiſtungen auf dem Gebiete der neuen Wirklichkeitslehre beſtehen in einer Reihe von Einzeluntersuchungen, die bald mehr, bald weniger eng miteinander zusammenhängen und mit ihren Ergebnissen insgesamt die neue Wirklichkeitslehre ſtützen.

Auch an dem soeben beschriebenen Versuche, das wissenschaftliche Verfahren der Philosophie auf eine gesunde Grundlage zu ſtellen, hat sich Perry eifrig beteiligt. Er hat in dieser Hinsicht eine Reihe von Forderungen aufgeſtellt, die in dem neuen Sammelbande über die Wirklichkeitslehre zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis der neuen Gruppe erhoben sind[10]). Wenn auch diese Forderungen keineswegs neu sind, so verdienen sie doch Beachtung, weil sie hier nicht wie sonſt nur auf dem Papiere ſtehen, sondern ihre Verwirklichung in der Arbeitsgemeinschaft jenes

[8]) Journal of Philosophy Bd. 7 S. 393 f Vgl. New Realism S. 471 f.

[9]) Vgl. Sp. 865, Anm. 1.

[10]) Journ. of Philos. Bd. 7 S. 337 ff. 365 ff. Vgl. New Realism S. 11—30.

Philosophenbundes eine gewisse Bürgschaft hat und bereits begonnen ist.

Im Mittelpunkte der Forderungen Perrys steht eine genau festgelegte und allgemein anerkannte philosophische Begriffsbildung. Um diese zu erreichen, bedarf es zunächst einer rücksichtslosen Zergliederung des Gegebenen bis zu dem letzten vorläufig oder endgültig nicht mehr auflösbaren Schlußgliede. Zugleich enthält diese Forderung einen Gegensatz gegen die Vorliebe unserer Zeit für »unmittelbare« verschwommene »Schau« und gegen das Streben, gewisse Vorgänge wie »das Leben« vor der Zergliederung zu retten[11]. Für die neue Wirklichkeitslehre gibt es keine besondere »Schau« der Philosophie, die sich von dem zergliedernden Verfahren der Fachwissenschaften unterschiede[12].

Dementsprechend schlägt Perry eine scharfe Scheidung zwischen der rein wissenschaftlichen philosophischen Untersuchung und einer philosophischen Ausdeutung volkstümlicher Lebensbegriffe vor. Bei jener muß auf rücksichtslose Zergliederung und genaue begriffliche Festlegung gedrungen werden. Da sind Begriffe wie »Gott«, »Seele«, »Freiheit«, »Unsterblichkeit«, die eine starke Gemütsfärbung tragen, ebenso auszuschalten, wie sie längst aus der Naturwissenschaft ausgeschaltet sind. Dagegen kommen diese Worte zu ihrem vollen Rechte in der philosophischen Ausdeutung der volkstümlichen Lebensbegriffe, die deren Klärung und Vertiefung bezweckt und dabei den Gemütsbedürfnissen so weit als möglich folgt, um sie mit der Wissenschaft zu versöhnen. Beide Arten der Philosophie sind, da sie ganz verschiedene Ziele verfolgen, scharf von einander zu trennen[13].

Mit dem Kampfe um einen genauen Begriffschatz in jener ersteren rein wissenschaftlichen Philosophie hängt auch die weitere Forderung Perrys zusammen, daß man die Errungenschaften der »mathematischen Logik« mehr beachte. Was hier an genauer Bestimmung gerade philosophischer Grundbegriffe geleistet ist, wird von den Philosophen selbst zum Schaden der Klarheit und Bestimmtheit ihrer Gedanken auffallend vernachlässigt. Dem gegenüber sieht die neue Wirklichkeitslehre in der »mathematischen Logik« eine Verwirklichung ihres eigenen Strebens[14].

Für die streng wissenschaftliche Gestaltung der Philosophie ist ferner neben der eindeutigen Begriffsbildung eine Eindeutigkeit in der Fragestellung notwendig. Unbestimmte Fragen müssen durch Vorfragen bestimmt, zusammengesetzte Fragen durch Zerlegung in Unterfragen geklärt werden. Denn nur auf bestimmte und eindeutige Fragen sind bestimmte und eindeutige Antworten möglich. Von solchen Antworten aber wird verlangt, daß sie nicht stillschweigend, sondern ausdrücklich anerkannt werden; denn es ist für ein gesundes Fortschreiten der Philosophie als Wissenschaft schlechterdings notwendig, daß wo sich Philosophen einig fühlen, sie wörtlich festlegen, an welchem Punkte und in welcher Hinsicht sie einig zu sein glauben; denn »stillschweigendes Einverständnis« führt gewöhnlich zu Verwirrung[15].

[11]) In einem späteren Teile dieses Aufsatzes wird J. G. Spauldings Verteidigung der Zergliederung gegen die Angriffe Henri Bergsons dargestellt werden.

[12]) Journal of Philosophy Bd. 7 S. 373 f. Vgl. New Realism S. 24 f.

[13]) Journal of Philosophy. Bd. 7 S. 379. In dem Bande New Realism ist diese Lehre nicht in das gemeinsame Glaubensbekenntnis aufgenommen.

[14]) Journal of Philosophy. Bd. 7 S. 374 f. Vgl New Realism S. 25 f.

[15]) Journal of Philosophy. Bd. 7 S. 375–378. Vgl. New Realism S. 26–30.

Endlich wird in letzter Forderung eine scharfe Trennung zwischen dem sachlichen Bedeutungsgehalt der Begriffe und ihrem Sinn in den philosophischen Lehrgebäuden der Vergangenheit verlangt. Weil diese Trennung bisher gemangelt hat, geht in der Philosophie mehr als in den übrigen Fachwissenschaften sachliches Denken und geschichtliche Erinnerung, Begriffenes und Gelerntes, wissenschaftlicher Scharfsinn und schulgebundene Gelehrsamkeit durcheinander: eines der schwerſten Gebrechen in den Lehrgebäuden der Gegenwart[16]).

Damit sind die Besserungsvorschläge Perrys abgeschlossen. Er hofft, daß mit ihnen die amerikanische Wirklichkeitslehre der Philosophie neue Wege erschließen werde.

Zu den von Perry aufgeſtellten Forderungen gehörte die Zerlegung zusammengesetzter Fragen. Er selbſt gibt in einer seiner Untersuchungen ein Beispiel, wie diese Zerlegung auf philosophischem Gebiete zu vollziehen sei. Nach Perrys Meinung krankt nämlich die bisherige Behandlung der verschiedenen Standpunkte in der Erkenntnislehre an dem Fehler, daß man es unterlassen hatte, die hier auftretenden zusammengesetzten Fragen in ihre Einzelbeſtandteile zu zerlegen. Auseinander gehalten werden müssen in der erkenntniswissenschaftlichen Frageſtellung: erſtens der Wissende, zweitens sein Wissen, drittens das Ding, soweit etwas von ihm gewußt wird, und viertens das ganze Ding. Die Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Beſtandſtücken hat die Erkenntnislehre feſtzuſtellen. Man kommt dann auf folgende drei Fragen: Erſtens, wie verhält sich das Wissen zu dem Dinge, soweit etwas von ihm gewußt wird? Zweitens, wie verhält sich das ganze Ding zu dem, was von ihm gewußt wird? Und drittens wie verhält sich der Wissende zu seinem Wissen?[17])

Die verschiedenen Antworten, die auf diese drei Fragen gegeben worden sind, hat man bisher ebenso wie die Fragen selbſt durcheinander gemengt. Die erſte Frage hat in der Philosophie zwei entgegengesetzte Antworten erhalten. In der erkenntniswissenschaftlichen Zweiheitslehre wird nämlich behauptet, daß das Erkennen von dem erkannten Dinge völlig verschieden; in der erkenntniswissenschaftlichen Einheitslehre dagegen, daß beides ein und dasselbe sei. Dabei wird in jener Zweiheitslehre die Zweiheit von Erkennen und Erkanntem bald als eine bloß räumliche oder als eine bloß zeitliche Scheidung gedacht, bald als eine Verschiedenheit der Art beider. Die Einheitslehre dagegen behauptet die Einheit unserer Erkenntnis des Dinges mit dem Dinge, soweit es erkannt wird: unbeschadet der Tatsache, daß unser Erkennen mehr enthält als das erkannte Ding, und das Ding seinerseits mehr enthält, als wir von ihm erkennen. Erkenntnis und Dingwelt sind für diese Einheitslehre zwei Beziehungszusammenhänge, die ineinander übergreifen und eine gemeinsame Teilfläche haben: nämlich den Teil der Dingwelt, der erkannt wird und ein und derselbe iſt, wie der Teil der Erkenntnis, der sich mit der Dingwelt beschäftigt[18]).

Wie die erſte Frage der Erkenntnislehre, so hat auch die zweite zwei entgegengesetzte Antworten erhalten. Die zweite Frage lautete: Wie verhält sich das ganze Ding zu dem Dinge, soweit

[16]) Journal of Philosophy. Bd. 7 S. 378 f. Vgl. New Realism S. 30 f.

[17]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 711 f.

[18]) Ebd. S. 712.



es erkannt wird? Ist das ganze Ding ein erkanntes? Oder, wenn es mehr ist, gehört grundsätzlich auch dies »Mehr« zur Erkenntnis? Ist also etwa das ganze Ding eine Erkenntnisreihe, von der die gegenwärtige Erkenntnis nur eine Stufe ist? Oder ist es vielleicht ein Erkenntniszusammenhang, von dem die gegenwärtige Erkenntnis nur ein Teil ist? Gehört es also zum Wesen der Dingwelt, etwas Erkanntes zu sein? Diese Frage wird bejaht in einer Philosophie, die als »Idealismus des Seins« bezeichnet werden kann. Sie wird in der »Wirklichkeitslehre des Seins« verneint. Die Wirklichkeitslehre behauptet, daß es für das Wesen des Dinges zufällig sei, ob es erkannt werde oder nicht; oder, falls eine solche Zufälligkeit in der Welt geleugnet wird, daß das Erkanntwerden für das Ding unwesentlich sei: ebenso unwesentlich wie etwa mein Dasein für den pythagoreischen Lehrsatz[19]). —

Die dritte Frage betraf das Verhältnis zwischen dem Wesen des Menschen und seinem Erkennen. Die beiden entgegengesetzten Antworten, die auf diese Frage gegeben sind, lauten: einerseits, daß das Wesen des Menschen in seinem Erkennen bestünde, andererseits, daß das Wesen des Menschen von seinem Erkennen unabhängig sei. Jene erstere Antwort könnte man als einen »Idealismus«, diese letztere als eine »Wirklichkeitslehre« des Bewußtseins betrachten[20]).

Die drei Antwortpaare auf unsere drei verschiedenen Fragen stellen sechs verschiedene philosophische Lehren dar, die, wie gesagt, oft durcheinandergemengt werden. Jede vollständige Erkenntnisphilosophie wird in verschiedener Zusammenstellung je drei dieser Lehren enthalten: nämlich je eine der entgegengesetzten Antworten auf jede der drei Fragen.[21])

So wäre z. B. die Philosophie Berkeleys ein »Idealismus« des Seins in der Beantwortung der zweiten Frage und zugleich eine erkenntniswissenschaftliche Einheitslehre in der Beantwortung der ersten Frage. Schopenhauer hätte die dritte Frage mit der Wirklichkeitslehre des Bewußtseins beantwortet, obwohl er in den ersten beiden Fragen wie Berkeley auf Seiten des »Idealismus« steht.[21*])

Der Unterschied zwischen dem sogenannten »subjektiven Idealismus« eines Berkeley oder Schopenhauer und dem sogenannten »objektiven Idealismus« wäre darin zu finden, daß in jenem alles auf den Wissenden, in diesem alles auf das Gewußte zurückgeführt wird. Der objektive Idealismus behauptet nämlich, daß das Erkanntwerden Wesen der Dinge sei, beantwortet also die zweite Frage mit dem »Idealismus des Seins«! Die erste Frage beantwortet er dementsprechend mit der erkenntniswissenschaftlichen Einheitslehre: er setzt das Erkennen mit dem Erkannten eins. Endlich die dritte Frage beantwortet er meist im Sinne des »Bewußtseinsidealismus«, insofern für ihn das Erkennen mit dem eigentlichen Wesen des Menschen zusammenzufallen pflegt. Der sogenannte »objektive Idealismus« ist also eine Verbindung zwischen dem »Idealismus des Seins«, der erkenntniswissenschaftlichen Einheitslehre und einem »Idealismus des Bewußtseins«.[21**])

Endlich ist die neue Wirklichkeitslehre selbst im Hinblick auf unsere drei Fragen entsprechend zu kenn-

[19]) Ebd. Bd. 6 S. 712 f.
[20]) Ebd. S. 713 f.

[21]) Ebd. S. 714.
[21*]) Ebd. S. 714 f.
[21**]) Ebd. S. 715 f.

zeichnen als Verbindung zwischen der »Wirklichkeitslehre« des Seins, der »Einheitslehre des Erkennens« und dem »Idealismus des Bewußtseins«. Das heißt: diese Lehre behauptet, daß erstens das Erkanntwerden nicht zum Wesen des Dinges gehört; daß zweitens das, was wir erkennen, ein und dasselbe ist mit dem Teile des wirklichen Dinges, auf den sich unsere Erkenntnis bezieht; und daß drittens das Erkennen mit zu dem Wesen des Erkennenden gehört[21***]).

Unter den verschiedenen Standpunkten der Erkenntnislehre, die auf Grund unserer drei Fragen und ihrer sechs Antworten möglich sind, nimmt der »Idealismus des Seins« eine hervorragende Stelle ein. Grundbehauptung dieses Idealismus ist der Vorrang des Erkennens über den erkannten Stoff. Dem Satze: »Ich erkenne a« wird der Vorrang gegeben über den Satz: »a ist, a besteht!« Es wird behauptet, daß jedes Ding durch meine Erkenntnis erst bestimmt wird, ja daß es erst von ihr sein »Dasein« erhält: »Sein heißt Erkennen oder Erkanntwerden.« Bezeichne ich »jedes Ding« mit T, »mich« mit E und »Bewußtseinsbeziehung« mit R^c, dann wird behauptet: (E) R^c (T) bestimme T und sei schlechterdings notwendig für T. Während also T nach dem Ausfall anderer unter seinen Beziehungen ruhig T bleiben könnte, wäre es ohne die Erkenntnisbeziehung R^c kein T mehr: es wäre überhaupt nicht[22]).

Kant hat diese alte Lehre des »Idealismus« innerhalb seiner eigenen Philosophie eine »copernikanische Tat« genannt. Er hätte sie eine Umkehrung der »copernikanischen Tat« nennen sollen. Denn wenn Copernikus als Naturforscher bewiesen hatte, daß Erde und Mensch nicht Mittelpunkte des Weltalls sind, so glaubte Kant als Erkenntnisphilosoph das Umgekehrte behaupten zu können: nämlich, daß sich die Welt um den erkennenden Menschen drehe. Diese nicht erst von Kant verkündete Lehre des »Idealismus« war daher keine »copernikanische Tat« nach den Zeiten der ptolemäischen Weltanschauung, sondern eine »ptolemäische Tat« in den Zeiten der copernikanischen Weltanschauung[23]).

Der Kern dieser alten von Kant neu in Schwung gebrachten »idealistischen« Lehre bleibt, daß Erkennen irgendwie Erzeugen heißt, ein Standpunkt, den am folgerichtigsten Kants Vorgänger Berkeley vertreten hat. Geht man der Beweisführung des »Idealismus«, wie er bei Berkeley auftritt, auf den Grund, so erkennt man bald, daß diese Beweisführung auf einem von Anfang an eingenommenen falschen Standpunkte beruht. Es ist der Standpunkt der von Perry so genannten »Erkenntnisverlegenheit«[24]). Diese besteht darin, daß man sich nichts als wirklich vorstellen kann, ohne daß es zum Bewußtsein gehört. Indem man sich auf Grund dessen nun von Anfang an auf den begrenzten Standpunkt des Erkennens stellt, vermag man nicht darüber hinaus zu einem vom Erkennen unabhängigen Sein zu gelangen. So betrachtet es auch Berkeley schließlich als »einen offenbaren Widerspruch in sich, daß unmittelbare Gegenstände unserer Sinne, also Wahrnehmung oder Wahrnehmungszusammen-

[21***]) Ebd. S. 716.

[22]) Ebd. Bd. 7 S. 5 f Vgl. Mind New Series Bd. 19 S. 322 f.

[23]) Mind New Series Bd. 19 S. 324 f.

[24]) Der Begriff »ego-centric predicament« wird seiner Bedeutung nach am besten durch das deutsche Wort »Erkenntnisverlegenheit« ausgedrückt.

hang, außerhalb aller Geister in Undenkendem vorhanden sein« sollten[25]).

Das hier zugrunde liegende Beweisverfahren ist jedoch falsch. Aus der Tatsache der Erkenntnisverlegenheit, daß ich nichts als vorhanden denken kann, ohne es zu denken, folgt nur, daß alles als vorhanden Gedachte Gedachtes ist. Der Idealismus Berkeleys aber folgert fälschlich daraus, daß außerhalb der Gedanken nichts vorhanden sein könne. Das folgt mit nichten aus der Erkenntnisverlegenheit. Es liegt nicht der mindeste Widerspruch darin, daß die Tulpe, die ich heute morgen an meinem Fenster sehe, auch gestern nacht am Fenster stand, während sie niemand sah oder dachte. Nur darin läge ein Widerspruch, daß ich das nächtliche Dasein dieser Blume denken könnte, ohne es zu denken.[26])

Auch kann man nicht sagen, daß Berkeleys Beweisführung eine Art von Erfahrungsschluß sei, etwa so lautend: bisher haben wir immer nur Dinge innerhalb unserer Wahrnehmung gefunden. Daraus schließen wir, daß es nur innerhalb unserer Wahrnehmung Dinge gibt. Ein solcher Schluß wäre ungültig als unvollständige und deshalb falsche Anwendung des von John Stuart Mill so genannten »Verfahrens der Übereinstimmung«. Dieses Verfahren besagt, daß b durch a notwendig bestimmt sei, wenn b unter sonst ganz verschiedenartigen Umständen in allen Fällen auftritt, wo a da ist, und in allen Fällen nicht auftritt, wo a nicht da ist.[27]) Nun tritt allerdings T, die Dingwelt, für mich immer nur auf, wenn die Erkenntnisbeziehung zu mir R^c (E) da ist. Aber die für die Schlußkraft des Verfahrens schlechterdings notwendige Ergänzung der Fälle, in denen ich und meine Erkenntnisbeziehung nicht da sind, fehlt uns, weil wir uns selbst und unsere Erkenntnisbeziehung nicht los werden können. Wir haben also keine Möglichkeit, nachzuprüfen, was mit T geschieht, wenn wir und R^c (E) fehlen. Darauf kommt es aber gerade an, und so ist hier ein Erfahrungsschluß aus der »Übereinstimmung« nicht möglich.[28]) Es wäre sonst auch möglich, daß ein Engländer, der nur seine Muttersprache versteht, daraus, daß nur Englisch die ihm verständliche Sprache ist, den Schluß zöge, Englisch sei die einzige verständliche Sprache in der Welt.[29])

Man darf also sagen, daß der »Idealismus des Seins« eine falsche Folge aus einer richtigen Voraussetzung zieht. Seine richtige Voraussetzung aber ist die »Erkenntnisverlegenheit« und damit zusammenhängend die »erkenntniswissenschaftliche Einheitslehre«. Diese besagt: daß das, was wir als »Stoff« bezeichnen, tatsächlich unsere Wahrnehmungen sind. Diese Voraussetzung erkennen auch die Vertreter der neuen Wirklichkeitslehre als richtig an. Aber sie schließen nicht aus ihr wie die »Idealisten des Seins«: daß Wahrnehmung zum Wesen des Stoffes als solcher gehöre, sondern nur: daß sie zum Wesen des »wahrgenommenen« Stoffes gehöre; und sie nehmen an, daß der jeweils wahrgenommene Stoff nur

[25]) Mind New Series Bd. 19 S. 328 f Vgl. Journal of Philosophy Bd. 7 S. 5—8.

[26]) Mind New Series Bd. 19, S. 329 f., 332 f.

[27]) John Stuart Mill »A System of Logic«, Buch 3, Abschnitt 8 § 1. Vgl. die ergänzenden Ausführungen in § 4 über das »Vereinte Verfahren der Übereinstimmung und der Unterschiede«.

[28]) Journal of Philosophy Bd. 7, S. 7 f. Vgl. Mind New Series Bd. 19, S. 334 f.

[29]) Mind ebd. S. 335. Der hier begangene Fehler ist ein Sonderfall des berühmten »Post hoc ergo propter hoc«. Vgl. Journal of Philosophy Bd. 7, S. 9.

einen geringen Bruchteil des gesamten vorhandenen Stoffes bilde.[29a])

Den Rechtsgrund zu diesem Schlusse gewinnt die neue Wirklichkeitslehre durch ihre Behauptung, daß das Bewußtsein ein »äußerlicher Beziehungszusammenhang« sei, der das Wesen der Dinge und ihre übrigen Beziehungen nicht berührt. Dagegen wurde der »Idealismus« vom Schlage der Lehre Berkeleys zu dem aus der Erkenntnisverlegenheit falsch gezogenen Schlusse: »aller Stoff ist Wahrnehmung« mit durch den Glauben verleitet, daß das Bewußtsein wie unser Körper eine Art von ausschließendem Behältnis sei, so daß die Dinge nur entweder im Bewußtsein oder in der Außenwelt, nicht aber in beiden gleichzeitig vorhanden sein könnten. Mit dieser Ausschließlichkeit des Bewußtseins hatte sich Berkeley den Weg von der »Innenwelt« zur »Außenwelt« abgeschnitten, und so mußte er, da er von der »Innenwelt« ausgegangen war, in diese die »Außenwelt« hineinpacken. Aus der Erkenntnisverlegenheit und der damit verbundenen durchaus richtigen erkenntniswissenschaftlichen Einheitslehre war ein falscher »Idealismus des Seins« geworden.[30])

Der »Idealismus des Seins« beruht nach Perrys Meinung nicht nur bei Berkeley, sondern überall auf einem Fehlschlusse aus der Erkenntnisverlegenheit. Das sucht Perry nachzuweisen an den drei Hauptgestaltungen, die er in diesem »Idealismus« unterscheidet entsprechend der verschiedenen Art der Abhängigkeit, die der Dingwelt T im Hinblick auf die Erkenntnisbeziehung R (E) zugeschrieben wird. Es ist der »Idealismus der Erzeugung« T's durch E, der »Idealismus der Gestaltung« T's durch E und der »Idealismus der Einssetzung« von T und E.[31])

Für den »erzeugenden« Idealismus ist es kennzeichnend, daß er sich einer Zergliederung seiner Bestandteile, nämlich E, T und R, von vornherein überhebt und dementsprechend die von ihm behauptete Notwendigkeit des Beziehungszusammenhanges zwischen diesen Gliedern gar nicht nachweist, sondern ohne weiteres voraussetzt: lediglich auf Grund der Erkenntnisverlegenheit, daß man kein Seiendes ohne Wahrnehmung, keine »Welt« ohne »Vorstellung« findet. Allein, wir haben gesehen, daß aus dieser »Erkenntnisverlegenheit« die »Erzeugung« der Welt durch unsere »Vorstellung« mit nichten folgt.[32])

Sachgemäßer als der »erzeugende« beginnt der »gestaltende Idealismus« mit einer Zergliederung. Es wird nachgewiesen, daß alle T gewisse Züge gemeinsam haben, kraft derer sie begrifflich miteinander verbunden werden. Die Feststellung dieser Gemeinsamkeitsbeziehung ist an und für sich durchaus kein »Idealismus.« Aber sie wird zu der Herstellung eines »Idealismus« verwendet, indem nun plötzlich durch mehr oder minder unbewußte Anwendung des falschen Schlusses aus der Erkenntnisverlegenheit jene Gemeinsamkeitsbeziehungen als »Stammbesitz des menschlichen Geistes« und »Bedingung seines Erkennens« in eine schöpferische Erkenntnisbeziehung umgewandelt, also von T auf R (E) hinüber geschoben werden.[33])

In dieser falschen Verschiebung wird der »gestaltende Idealismus« durch einen eigentümlichen Umstand bestärkt. Es

[29a]) Journal of Philosophy Bd. 7, S. 7 f. Vgl. Mind New Series Bd. 19, S. 331 f.
[30]) Mind ebd. S. 330 f.

[31]) Journal Bd. 7, S. 9 ff.
[32]) Ebd. S. 9.
[33]) Ebd. S. 9 f.



wird nämlich darauf hingewiesen, daß jene Gemeinsamkeitsbeziehungen als solche nicht den wahrgenommenen einzelnen Dingen anhaften, sondern erst von unserem Verstande in der Vergleichung der Dinge hergestellt werden. Die Begriffe werden daraufhin als ein Verstandeswerk betrachtet, das den Dingen von unseren Gnaden zukommt. Solange jene Begriffe freilich nur beschränkte Gültigkeit haben, muß für diese Schranke die Beschaffenheit der Dinge wohl oder übel in Anspruch genommen werden, da eine solche Schranke aus dem Wesen des Verstandes selbst schwerlich abgeleitet werden könnte. Zeigt es sich aber, daß gewisse Begriffe ausnahmslos allen Dingen zukommen ohne Schranke, so wird nunmehr behauptet, daß diese »Stammbegriffe« mit ihrer unbeschränkten Gültigkeit aus dem reinen Wesen des Verstandes selbst flössen und für sie die Beschaffenheit der Dinge nicht mehr in Anspruch genommen werden dürfe.[34])

Den Schein des Rechtes für diese letztere Behauptung entnimmt man wiederum der Erkenntnisverlegenheit. Weil wir für alle Dinge, die wir antreffen, gewisser Verstandesbegriffe bedürfen, so schließt man, daß diese Verstandesbegriffe zum Wesen aller Dinge gehören. Es vollzieht sich hier also wieder jene uns schon bekannte falsche Anwendung des Verfahrens der Übereinstimmung. Wenn ehedem daraus, daß ich, um das Dasein der Dinge zu denken, sie denken muß, falsch geschlossen wurde, daß das Denken zum Dasein der Dinge gehöre, so wird jetzt daraus, daß ich auf alle Dinge gewisse Stammbegriffe des Verstandes anwende, falsch geschlossen, daß zum Wesen dieser Dinge mein Verstandesbegriff gehöre. Wiederum liegt der Fehler darin, daß wir die Fälle nicht kennen, in denen mein Verstand von den Dingen fern ist. Was wir durch unsere Verstandesbegriffe ausdrücken, gilt von den Dingen wahrscheinlich auch ohne unseren Verstand. Wir aber können ohne unseren Verstand dieser Geltung nicht inne werden. Wenn wir also erkennen, daß unsere »Stammesbegriffe« ausnahmslos allen Dingen zukommen, so dürfte das nach der neuen Wirklichkeitslehre an einer tatsächlichen Gleichartigkeit aller Dinge und daran liegen, daß in dieser wie in anderen Hinsichten unser Verstand von den Dingen abhängt; nicht aber daran, daß umgekehrt die Dinge von unserem Verstande abhängen.[34])

Weniger offensichtlich als in der ersten und zweiten Art des Idealismus ist der falsche Schluß aus der Erkenntnisverlegenheit in seiner dritten Art, in der ich und Ding, E und T, als eins gesetzt werden. Auch dieser Idealismus beginnt mit einer Zergliederung des Dinges. Es wird behauptet, daß jedes Ding T durch seine Beziehungen mit allen anderen T begrifflich bestimmbar sei. Wenn also T^1 begrifflich bestimmbar ist durch R (T^n), dann ist T^1 gleich (T^1) R (T^n), und da T^2 T^3 T^n in derselben Lage, wie T^1 sind, so sind sie (T^1) R (T^n), (T^2) R (T^n) usw. Es wird ferner behauptet, daß das Ding durch seine Beziehungszusammenhänge bestimmt sei, nicht aber die Beziehungszusammenhänge durch das Ding; daß also (T) R (T^n) den Vorrang vor T habe. Mit andern Worten: um begrifflich bestimmbar zu sein, muß ein Ding als Teil eines Ganzen gedacht werden, welches letztere einerseits eins ist mit seinen Teilen, andererseits den Vorrang vor ihnen hat: ein Tiefsinn, den klar

[34]) Ebd. S. 10 f.

[34]) Ebd. S. 10 f.

zu denken große Schwierigkeiten bereitet, und der, von fachwissenschaftlichem Standpunkte aus betrachtet, bedenkliche Verwandtschaft mit dem Unsinn zeigt.[35])

Auf fachwissenschaftlichen Gebieten gibt es kein Ganzes, das vor den Teilen den Vorrang hätte und doch mit jedem der Teile eins wäre. Vielleicht deshalb ist die Lehre von dem »Gesamtbeziehungszusammenhange« in das Gebiet des »Geistes« übertragen worden. Denn in diesem Gebiete scheint der Philosophie keine Behauptung zu widersinnig zu sein. Fragt man aber nach dem sachlichen Rechtsgrunde, der für das Hinüberschieben eines solchen Beziehungszusammenhanges in das Gebiet des Geistes angegeben wird, so wird man stets finden, daß auch hier die Erkenntnisverlegenheit die entscheidende Rolle spielt. Der »Idealist« pflegt darauf hinzuweisen, daß kein Ding T gefunden werden könne ohne die Bewußtseinsbeziehung R^c (E). Durch falschen Schluß aus der Erkenntnisverlegenheit folgert er dann, daß R^c (E) notwendig zu T gehöre. Er setzt also (T) R^c (E) an die Stelle von T und findet darin eine Bestätigung dafür, daß das Wesen jedes Dinges recht eigentlich in seinen Beziehungen bestände. — So läuft schließlich auch sein Idealismus der Einssetzung zwischen Bewußtsein und Ding auf ein Mißverständnis der Erkenntnisverlegenheit hinaus.[35a])

Diesem Mißverständnisse gegenüber betont die »Neue Wirklichkeitslehre«, daß aus der Allgegenwart des Bewußtseins und der damit verbundenen Erkenntnisverlegenheit nie und nimmer gefolgert werden könne, daß Bewußtsein zum Wesen der Dinge gehöre. Etwas ganz anderes ist es, wenn gefragt wird, ob das Ding innerhalb der Erkenntnis eine Veränderung erleide und welche. Diese letztere Frage besteht nach Perrys Überzeugung durchaus zu Recht. Zu ihrer Lösung kann aber die bloße Tatsache der Anwesenheit des Bewußtseins bei jedem uns bekannten Dinge nichts beitragen. Dagegen dürfte man dadurch der Lösung näher kommen, daß man die Bestandteile des Satzes: »ich erkenne das Ding« zergliedert und eine Antwort zu geben versucht auf die Fragen: Was heißt »ich«? Was heißt »erkennen«? und Was heißt »Ding«?[36])

Zwei Beiträge zur Lösung dieser letzteren Fragen hat Perry selber geliefert durch seine Einzeluntersuchungen über die verschiedenen Arten der Bewußtseinsbeobachtung und die verschiedenen Anwendungen des Begriffs der Abhängigkeit. Beide Untersuchungen reizen durch ihre schroffe Verneinung des bisher als selbstverständlich Angenommenen zum Widerspruch, enthalten aber auch eine Reihe neuer, zum Teil höchst bedeutender Anregungen.

Ich beginne mit den Untersuchungen über die verschiedene Art der Bewußtseinsbeobachtung. Perry unterscheidet zwei Wege, auf denen man zur Erkenntnis des Bewußtseins gelangen kann: den Weg der äußeren Beobachtung und den Weg der Selbsteinschau. Auf dem Wege der äußeren Beobachtung wird der Geist als ein Gegenstand wie andere Gegenstände der Erfahrung betrachtet: jedermanns Bewußtsein jedem anderen offen zur Beobachtung vorliegend. Der Weg der Selbsteinschau dagegen zeigt nur das eigene Bewußtsein, aus dessen Prüfung dann durch


[35]) Ebd. S. 11 f.
[35a]) Ebd. S. 13 f.

[36]) Ebd. S. 14.

Verallgemeinerung eine weitergreifende Seelenkunde erschlossen wird.[37]) Auf beiden Beobachtungswegen aber ift zu unterscheiden zwischen den Inhalten des Bewußtseins und der eigentümlichen Tätigkeit des Bewußtseins an diesen Inhalten.[38])

Wendet man sich zunächft zur Selbfteinschau, so findet man in ihr ein bequemes Mittel zur Entdeckung der Inhalte des Geiftes: der gegenwärtigen wie der vergangenen. Selbfteinschau ift als ein Mittel zur Entdeckung der Bewußtseinsinhalte besonders bequem, weil der eigene Geift die gegebene Sammelftätte gerade für die selber erlebten Inhalte ift. Auch ift es ein Vorzug der Selbfteinschau, daß durch sie nicht nur der Inhalt, sondern auch die Tatsache entdeckt werden kann, daß der Inhalt diesem erschauten Bewußtsein zugehört. In dieser Hinsicht kann die Selbfteinschau als das bequemfte und für manche Tatsachen sogar als das einzige Mittel betrachtet werden, um zu den Inhalten des Bewußtseins zu gelangen[39]).

Man darf diese eigenartigen Vorteile der Selbfteinschau aber auch nicht übertreiben und um ihrer willen die Selbfteinschau für den einzigen Weg zum Inhalte des Geiftes und womöglich überhaupt für einen ganz einzigartigen Weg halten. Einzigartig ift der Vorzug der Selbfteinschau nicht. Vielmehr gibt es derartige Vorteile, nämlich besonders hervorragende Gelegenheiten oder Blickpunkte, faft für jeden Gegenftand der Beobachtung. So sind die Eigenschaften der Erde in besonderem Maße uns Erdbewohnern zugänglich; und die Ereignisse des beginnenden zwanzigften Jahrhunderts in besonderem Maße dem jetzt lebenden Geschlechte. Und doch ift diese Tatsache keineswegs gleichbedeutend damit, daß einzig und allein der Mensch die Erde und einzig und allein der gegenwärtige Mensch das beginnende zwanzigfte Jahrhundert kennen könne, ja nicht einmal, daß er sie am beften kenne. Es bedeutet nur, daß wir in eine besonders vorteilhafte Lage für die Erkenntnis dieser Dinge gesetzt sind. — So fteht es auch mit der Selbfteinschau. Die Bewußtseinsinhalte liegen für sie am bequemften vor. Aber damit ift doch keineswegs gesagt, daß kraft der Selbfteinschau wir allein den Zugang zu unserem Bewußtsein hätten; ja nicht einmal, daß wir dieses am beften erkennten[40]).

Prüfe ich die durch meine Selbfteinschau gefundenen Inhalte des Bewußtseins auf ihre Eigenart, so entdecke ich, daß sie sich zusammensetzen aus lauter Beftandteilen, die meinem Bewußtsein keineswegs eigentümlich sind, sondern sich ebenso in der Außenwelt und im Bewußtsein der Mitmenschen finden. Die Beftandteile der in der Selbfteinschau gefundenen Inhalte sind also weder mein eigentümlicher Besitz noch etwas eigentümlich Geiftiges. Sie sind heimatlos und auswechselbar zwischen Innenwelt und Außenwelt, zwischen meiner Innenwelt und deiner Innenwelt[41]).

Nicht durch seine Beftandteile, sondern durch die Auswahl und Anord-

[37]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 169. Vgl. R. B. Perry, Present Philosophical Tendencies. A critical Survey of Naturalism, Idealism, Pragmatism and Realism together with a Synopsis of the Philosophy of William James. New York (Longmans, Green, & Co.) 1912. »Present Tendencies« S. 273.

[38]) Present Tendencies S. 274 f.

[39]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 117 f. Vgl. Present Tendencies S. 275 f.

[40]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 118, S. 116 f., S. 122, S. 35. Vgl. Present Tendencies S. 276 f.

[41]) Present Tendencies S. 277.

nung der Beſtandteile unterscheidet sich die durch Selbſteinschau gefundene »Innenwelt« des Bewußtseins von der »Außenwelt«. Mit dem Reichtume der Außenwelt verglichen, sind meine Bewußtseinsinhalte gering an Zahl und bruchſtückhaft; und verschieden von der Außenwelt iſt auch die von meinem Bewußtsein vorgenommene Gliederung der Beſtandteile: ihre Teilung und ihre Verbindung. Perry tritt in dieser Hinsicht der Lehre von James, Woodbridge und Mac Gilvary bei, daß sich Außenwelt und Innenwelt nicht gegenüberſtehen wie zwei verschiedene Stoffe, sondern vielmehr wie zwei verschiedene Ordnungsreihen innerhalb desselben Stoffes[42]).

Aber Perry hebt hervor, daß eine hinlängliche Begriffsbeſtimmung für diesen Bewußtseinszusammenhang bisher noch nicht gefunden sei, und er findet die Ursache dieses Mangels darin, daß vom Standpunkt der Selbſteinschau der Bewußtseinsbeziehungszusammenhang als solcher überhaupt nicht gefunden werden könne. Alle Versuche, denBewußtseinsbeziehungszusammenhang als solchen von diesem Standpunkte aus zu beobachten, müssen daran scheitern, daß die Selbſteinschau immer nur Inhalte des Bewußtseins zu zeigen vermag, nicht aber das Bewußtsein selber. Zwar hat man behauptet: auch der Selbſteinschau stehe das Bewußtsein offen, wiewohl nur als ein unzergliederliches Etwas. Allein versucht man ernſtlich dies angeblich unzergliederliche Etwas zu zergliedern, so findet man zwar, daß die Zergliederung trotz der behaupteten Unzergliederbarkeit sehr wohl möglich iſt; man findet aber auch, daß jenes »Etwas« nur aus Inhalten und ihren Verbindungen beſteht, nicht aus irgend etwas Besonderem, das, ſtatt Inhalt des Bewußtseins zu sein, das Bewußtsein selber ausmachte[43]).

Es sind also durch Selbſteinschau wohl die Inhalte des Bewußtseins entdeckbar, und zwar besonders bequem; nicht aber kann man auf diesem Wege die Bewußtseinstätigkeit als solche beobachten. Wir glauben zwar, unsere Bewußtseinstätigkeit durch Einblick in unser Wesen zu kennen. Allein wir verwechseln dabei Vertrautheit und Erkenntnis. Wir sind unser Bewußtsein gewohnt. Aber was es in Wirklichkeit iſt, das erkennen wir durch Selbſteinschau nicht. Wie wenig wir unser Bewußtsein erkennen, können wir aus der Verlegenheit sehen, die uns befängt, wenn wir sagen sollen, was denn unser Bewußtsein sei. Wüßten wir das, so könnten wir es ohne Verlegenheit angeben. Die Rede, daß man sich selber »doch selbſtverſtändlich« kennen müsse, ſteht in einem eigentümlichen Mißverhältnis zu der Tatsache, daß man »sich selber« gewöhnlich nicht kennt[44]).

Zu dem inhaltlichen Bewußtsein gehört natürlich auch jenes eigentümliche Innewerden der Körpertätigkeit, das William James namentlich auf Kopfempfindungen zurückführte und für das eigentliche Wesen des durch Selbſteinschau zu findenden Bewußtseins in Anspruch nahm.[45]) Eine solche Kopfempfindung wäre eine Empfindung neben anderen Empfindungen. Dagegen wird von dem Bewußtsein als solchem etwas ganz anderes verlangt: nämlich gerade das Nebeneinander der Kopfempfindung und der anderen Empfindungen, die

[42]) Ebd. S. 277 f.

[43]) Ebd. S. 278. Anders Mac Gilvary. Vgl. Internationale Monatsschrift Sp. 322 f. dieses achten Jahrganges.

[44]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 115 f., S. 121 f. Vgl. Present Tendencies S. 281—283. Vgl. auch S. 283—285.

[45]) The Principles of Psychology Bd. 1, S. 300 ff. Vgl. A Pluralistic Universe S. 376 ff.



Beziehung der Inhalte aufeinander zu erklären; das kann eine Empfindung, die selbst neben andere Empfindungen tritt, niemals leisten. Etwas Richtiges freilich liegt darin, Körperbewegung und Bewußtsein in Zusammenhang zu bringen. Vielleicht wäre James der Wahrheit näher gekommen, wenn er statt des Gefühls der Körperbewegungen die Bewegungen selber für das Bewußtsein in Anspruch genommen hätte — doch das führt hinüber zu dem Verfahren der äußeren Beobachtung des Bewußtseins.[46]) Zu diesem haben wir uns nunmehr zu wenden.

Gegen das Verfahren der äußeren Beobachtung in Dingen des Bewußtseins wird von fast allen Philosophen Einspruch erhoben. Es wird gesagt: nur der Selbsteinschau sei das Bewußtsein zugänglich. Der Weg der äußeren Beobachtung dagegen führe bloß zum Körper, und aus dem Körper werde erst mittelbar auf den Geist geschlossen. Dieser Satz gilt als so sicher, daß man für ihn keine Beweise zu bringen pflegt. Und doch betrachtet ihn Perry als grundfalsch und als eines der größten Hindernisse für ein klares Verständnis von dem Wesen des Bewußtseins[47]).

Der Denkfehler, der die Philosophen zu diesem falschen Satze geleitet hat, ist der Trugschluß der »falschen Ausschließlichkeit«, dem wir in anderer Verwendung bereits bei den Untersuchungen über die Trugschlüsse aus der Erkenntnisverlegenheit begegnet sind. Es ist richtig, daß die Inhalte eines Bewußtseins dem bewußten Einzelwesen gehören. Mein Erlebnis ist das meine. Aber es ist vorschnell, daraus zu schließen, daß es ausschließlich das meine sei, denn diese Inhalte können auch in anderen Bewußtseinen vorkommen, und von anderen Einzelwesen erlebt werden[48]).

Es sei nochmals daran erinnert, daß die Bewußtseinsbeziehung eine »äußere« Beziehung ist. Das aufeinander Bezogene wird durch eine äußere Beziehung inhaltlich nicht berührt, und es kann unbeschadet dieser einen Beziehung noch in vielen anderen gleichartigen oder auch andersartigen Beziehungszusammenhängen stehen. Es ist demnach kein Widerspruch, daß der eine Bewußtseinsinhalt gleichzeitig Inhalt eines anderen Bewußtseins sein kann. Und zwar ist es nicht nur so, daß ein äußerer Gegenstand gleichzeitig von mehreren Bewußtseinen erkannt werden kann, sondern der Gegenstand kann wirklich als mein eigener Bewußtseinsinhalt zu einem Inhalt deines Bewußtseins werden. Der Feldherr kann die Furcht seiner Mannschaften fürchten. Wer dem Vortrage eines andern folgt, sucht dessen Bewußtseinsinhalte zu denken und nicht nur die Inhalte stückweise, sondern samt allen Beziehungszusammenhängen, die ihnen der Vortragende gibt. Auf dieser Art der Erkenntnis des einen Bewußtseins durch das andere beruht aller menschliche Verkehr.[49])

Daß die Meinung von der Ausschließlichkeit der Geister trotzdem so verbreitet ist, daran trägt eine Verwechslung zwischen Geist und Körper die Schuld. Unsere Körper freilich schließen wie alle Körper einer den andern völlig aus. Es ist aber ein großer Irrtum, anzunehmen, daß unser Bewußtsein im Leibe sitze und daher auch die körper-

[46]) Present Tendencies S. 283—285.

[47]) Ebd. S. 286. Vgl. Journal of Philo[sophy Bd.] 6. S. 29.

[48]) Journal of Philosophy Bd. 6. S. 30. Vgl. Present Tendencies 286 f.

[49]) Journal of Philosophy Bd. 6. S. 30 Vgl. Present Tendencies S. 287.

liche Ausschließlichkeit der Leiber teile. Bewußtsein ist ein Beziehungszusammenhang, kein Körper, und findet daher keineswegs unter unserer Haut statt, sondern jenseits unserer Haut zwischen den wirklichen Gegenständen, die durch unser Bewußtsein aufeinander bezogen werden. Es wäre auch in anderer Hinsicht bedenklich, den Geist im Leibe etwa wie einen Kern in der Schale zu denken. Denn man würde den Geist in dieser Schale gar nicht finden, wenn man sie öffnete. Und wie sollten wir es uns erklären, daß man durch diese Schale zum Geist von außen her nicht dringen könnte, wohl aber der Geist von innen her die Schale durchdränge und vermittelst der Wahrnehmung in der Außenwelt lustwandelte?[50])

Der Aberglaube von dem Sitz der Seele im Leibe ist es aber nicht allein, der zu der Meinung von der Ausschließlichkeit des Geistes geführt hat. Hinzukommen die mit den Fragen der Sittlichkeit, der Frömmigkeit und des ganzen sogenannten Binnenlebens zusammenhängenden Gepflogenheiten, die Einzigkeit der einzelnen Seele zu betonen. Mit diesen Gepflogenheiten mag es ja seine Richtigkeit haben. Es kann jemand ein gewisses Recht haben zu sagen: »Niemand versteht mich.« Aber er muß die Schwierigkeit, einen Teil seines Bewußtseins zu erkennen, nicht für eine Unmöglichkeit halten, überhaupt in sein Bewußtsein einzudringen. Eine solche Verwechslung würde wieder aus dem vorschnell begangenen Denkfehler einer »falschen Ausschließlichkeit« entstanden sein.[51])

Tatsächlich ist die Schwierigkeit, den fremden Bewußtseinsinhalt zu kennen, keine Unmöglichkeit. Der andere kann mir, was er denkt, verbergen und damit den Eintritt in sein Bewußtsein erschweren: aber die Erschwerung liegt dann nicht an einer grundsätzlichen Unerkennbarkeit des Bewußtseins, sondern an dem Willen des anderen und meiner mangelnden Erkenntnisfähigkeit. Der Fall gleicht dem eines Mannes, der dem Steuereinnehmer den Stand seines Vermögens verbirgt. Auch hier ist der Einblick in das Vermögen durch den Willen des Besitzers und die mangelhafte Erkenntnis des Steuereinnehmers erschwert, aber niemand wird deshalb das Vermögen als seinem Wesen nach unerkennbar bezeichnen.[51a])

(Schluß folgt.)

[50]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 169. Vgl. S. 32 und S. 174. Vgl. Present Tendencies S. 274, 289, 303.

[51]) Journal of Philosophy Bd. 6, S. 32. Vgl. Present Tendencies S. 288 f.

[51a]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 32 u. 35. Vgl. Present Tendencies S. 289 und 291. Vgl. S. 276.

Nachrichten und Mitteilungen.

Geschichte der Gartenkunst.

Seit einer Reihe von Jahren ist das Interesse an den Gartenstilen auch vergangener Zeiten lebhafter geworden und hat sich in wissenschaftlichen Einzeldarstellungen mannigfach geäußert. Um so empfindlicher war der Mangel einer Betrachtung der Gesamtentwicklung. Diese durch die Jahrhunderte und durch alle Völker hindurch verfolgt, die charakteristischen Merkmale der Trennung festgestellt, das Gemeinsame und die gegenseitigen Einflüsse herausgearbeitet zu haben,

ist das große Verdienst der Geschichte der Gartenkunst von Marie Luise Gothein.*) In jahrelanger mühevoller Arbeit hat die Verfasserin das gewaltige Material aus den verschiedenartigsten Quellen zusammengestellt, mit streng wissenschaftlichem und fein künstlerischem Sinn gesichtet und gruppiert und so zum erstenmal eine großzügige vollständige Geschichte des für die Kunst und Kultur aller Zeiten so wichtigen Gartens geschrieben.

Schon die alten Aegypter hatten einen ausgeprägten Gartenstil. Abgeschlossenheit nach außen, Symmetrie der Anlage, Abwechslung von Beeten, Bäumen, Alleen und Wasserbassins und eine hochentwickelte Blumenpflege zeichnen ihn aus. Gegenüber dieser symmetrischen Anlage sind die Babylonier die Schöpfer des wald- und tierreichen Parks, der Gelegenheit bietet, die Jagdfreude zu befriedigen. In den hängenden Gärten findet sich nicht nur die Dachbepflanzung, sondern auch die später so bedeutungsvolle Terrassenanlage. Von hier aus werden wir bis tief hinein nach Asien geführt, zu den Gärten, die mit dem religiösen Kult in engster Beziehung stehen.

Wenn die Staatseinrichtung Griechenlands ausgedehnten Privatgärten ursprünglich nicht günstig war, so entwickelte sich hier um so großartiger der öffentliche Garten, der neben rein gärtnerischem Schmuck, Spazierwegen und Ruhesitzen die großen Gebäude für körperliche Uebung umfaßte. Daneben ist der Philosophengarten, der Lehr- und Erholungszwecken dient und oft namentlich auch mit Bildwerken reich ausgestattet ist, von besonderer Bedeutung. Unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern kreuzen sich zum erstenmal die verschiedenen Stile und führen zu imponierenden Gesamtanlagen.

Im Gegensatz zu Griechenland entwickelt sich der römische Garten aus dem ursprünglichen und lange festgehaltenen ländlichen Charakter des Volkes, um dann in der Kaiserzeit eine Ausdehnung zu erfahren, deren Schilderung uns noch heute wie Märchen anmutet. Von überall her nimmt man das Beste. Griechenland ist das klassische Vorbild. Dazu tritt der asiatische Park und die ägyptische Blumenpracht. Mannigfache Wasserkünste beleben die Anlagen und selbst in die kühlen Gartenzimmer will man die Natur zaubern. Die fensterlosen Wände werden mit herrlichen Bäumen und köstlichen Blumenbeeten bemalt, ein davorgesetztes perspektivisch gezeichnetes Gitter erhöht die Illusion, und ein natürlicher Wasserstrahl steigert die Annehmlichkeit des Aufenthalts. Plinius hat uns die Schilderung einer solchen Gartenanlage bewahrt, und wir sehen mit Staunen und Bewunderung, welche Mannigfaltigkeit und Harmonie hier erreicht ist. Die hüglige Umgebung von Rom führte ganz von selbst zum Terrassengarten, dessen volle Wirkung aber noch durch das Fehlen monumentaler Treppen gehindert wird.

Im Orient entfaltet später der Islam eine reiche Gartenkunst, die bei völliger Abgeschlossenheit nach außen im Innern Pracht und Reichtum in Natur und Kunst zu verbinden sucht. Auch nach Westeuropa hat diese Gartenkultur durch die spanischen Mauren übergegriffen. Auf die Gartenkunst des mittelalterlichen Abendlandes waren diese orientalischen Gärten ohne Einfluß, spielten aber in der Literatur eine um so größere Rolle, nachdem die Berührung der beiden Kulturen durch die Kreuzzüge erfolgt war.

Bescheiden waren die Gärten der mittelalterlichen Ritterburgen. Im Burghof stand die Linde mit Brunnen und oft blumigem Rasenplatz, meist unter den Fenstern der Frauengemächer lag das Blumengärtlein, das zugleich die Arzneikräuter und Gemüsebeete barg, und daneben oder am Bergfried befand sich der Baumgarten, der auch zum Lustwandeln diente und mit Lauben, Rasenbänken und selbst Irrgärten ausgestattet war. Großräumiger als auf der Burg waren die Gartenanlagen der Klöster. Neben dem Atrium oder Paradies am Kircheneingang werden die Kreuzgänge und der Friedhof mit gärtnerischem Schmuck bedacht. Von großer Wichtigkeit sind der regelmäßig angelegte Garten mit Heilkräutern und die ausgedehnten Gemüsegärten.

Einen neuen und gewaltigen Aufschwung nimmt die Gartenkunst Westeuropas durch die von Italien ausgehende Bewegung der Renaissance. Sie gestaltet den Garten zusammen mit den Gebäuden zu einer neuen architektonischen Einheit, deren Linien sich auch der Pflanzenwuchs unterordnen muß, in der aber durch Beete und Bäume, Terrassen, Wasser, Grotten und Statuenschmuck eine köstliche Abwechslung erzielt wird. Abstufung der Schattenpartien, allmähliche Ueberleitung in die umgebende Natur vervollständigen die Harmonie der Gesamtanlage. Ihren Höhepunkt erreicht dann die italienische Gartenkunst durch die seit Bramante mit prächtigen Freitreppen gezierte Terrasse, die in Verbindung mit großzügiger Ausnützung des Wassers dem Garten der italienischen Hochrenaissance sein charakteristisches Gepräge verleiht. Als vollendetes Beispiel begegnet uns hier die Villa d'Este bei Tivoli. Haus und Garten, Natur und Kunst sind zu einem Ganzen von unvergleichlicher Harmonie verbunden. Zu den prächtigen Terrassen treten als Betonung der Querachsen

*) Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst. Zwei Bände mit insgesamt 637 Tafeln und Illustrationen. Herausgegeben mit Unterstützung der Königlichen Akademie des Bauwesens in Berlin. Eugen Diederichs, Jena 1914.

die zahlreichen Wasserkünste, und das herrliche Grün wird durch Statuen der alten und neueren Kunst belebt. Noch bedeutender wirkt in der Villa Lante bei Bagnaja das Wasser, das hier die ganze Mittelachse beherrscht. Die Freude des Italieners an der Terrasse war so groß, daß er sie selbst da zu haben wünschte, wo die Natur ihr widersprach. So wurde auf Isola Bella der einfache Glimmerschieferfels zu einem künstlichen Terrassengarten umgeschaffen und damit ein Gedanke wiederholt, der schon in den hängenden Gärten Babylons verwirklicht war. Als letzte großzügige Anlage der italienischen Gartenkunst begegnet uns Villa Albani, die durch ihren reichen antiken Statuenschmuck besondere Berühmtheit genoß.

Von Italien greift die neue Gartenkunst nach allen Ländern Westeuropas über. Karl V. und Philipp II. bringen den Renaissancegarten Italiens nach Spanien, wo er sich mit dem eigentümlich spanischen Charakterzug durchsetzt, körperliche Erholung mit geistlichen Uebungen zu verbinden. So enthalten die großen Gärten der Herrscher zugleich Klosteranlagen, und an Stelle der heidnischen Brunnenfiguren treten die vier Evangelisten, aus deren symbolischen Abzeichen das Wasser strömt.

In Frankreich verbindet sich die aus Italien kommende Anregung mit dem hier von alters her gewohnten Wassergraben, der nun teils als großer Weiher, teils in kleine Kanäle zerlegt dem Gartenbild einverleibt wird. Das Motiv wird besonders reich ausgebildet in den königlichen Gärten, die Franz I. bei Fontainebleau anlegte und die Heinrich IV. erweiterte. Unter diesem Herrscher erhebt sich die Gartenkunst in Frankreich schon zu hoher Blüte.

In England beginnt frühzeitig der Rasen eine wichtige Rolle zu spielen, und zu ihm gesellt sich der Mound, ein Aussichtsberg, zu dem Schneckenwege emporführen. Dagegen fehlt eine stärkere Heranziehung des Wassers, und man zerlegt den Gesamtplan meist in einzelne voneinander getrennte Gärten. Während Heinrich VIII. seinem Lordkanzler Wolsey dessen üppige Anlage von Hampton Court neidete, begünstigte Elisabeth die Gartenfreude ihrer Adligen. Von allen Anlagen jener Zeit aber ist nichts erhalten, da später vieles umgestaltet wurde und die prächtigen königlichen Gärten der Stuarts unter der nüchternen Herrschaft Cromwells vernichtet wurden.

Nicht so einheitlich entwickelt sich der deutsche Garten der Renaissance. Zu einer namentlich im Bürgertum wurzelnden Freude am Botanischen treten Einflüsse Italiens, Frankreichs und Englands. Trotz großartiger Anlagen fehlt meist eine einheitliche Zusammenfassung. Eine der glücklichsten Schöpfungen ist wohl der Garten, den sich der Salzburger Erzbischof Sittich in den Jahren 1613—1619 in Hellbrun anlegte. Hier wird das Wasser zu großzügigen Bildern ebenso wie zu allerlei Scherzen benutzt, und eine besondere Vorliebe herrscht für Grotten. Zu monumentalen Terrassen hätten namentlich die Gärten des Heidelberger Schlosses Gelegenheit geboten. Aber Salomon de Caus, den Friedrichs V. englische Gemahlin aus ihrer Heimat mitbrachte, vermochte nur im einzelnen Schönes zu schaffen, und ließ namentlich die Treppe völlig außer acht. In wenigen Jahren entstanden hier herrliche Beete, prächtige Einzelterrassen mit Springbrunnen, Statuen und Laubengängen, Grotten und Pavillons. Aber ebenso schnell ging in den Wirren der kommenden Kriege alles zugrunde. Selbst während der Herrschaft eines ganz neuen Stils zeigt Wilhelmshöhe bei Kassel in seinen monumentalen Wasseranlagen und den geplanten Terrassen noch die Nachwirkung rein italienischer Einflüsse.

Wie in der Renaissancezeit Italien, so wird mit Ludwig XIV. Frankreich die Führerin auch in der Gartenkunst. Le Nôtre verdient sich in dem Plan zu Fouquets Garten zu Vaux-le-Vicomte die Sporen, um dann seinen Stil in Versailles zur höchsten Vollendung zu heben. Die architektonische Gebundenheit wird aufs strengste durchgeführt und ausgebildet, der in Frankreich beliebte Kanal aufs geschickteste zur Betonung der Mittelachse und zur Belebung des Gesamtbildes benutzt, während Seitenbosketts mit Naturtheater, Wasserkünsten, Statuen, Irrgängen für immer neue Abwechslung und Unterhaltung sorgen. Das ursprünglich kleine Jagdschloß wird zu dem riesigen Gebäude, von dessen Terrasse aus man in diesen einzigartigen Festraum herabsteigt. Die erste, noch dunkle Kunde über China führt zur ursprünglichen Anlage von Trianon, wo weißblaue holländische Fayencen das Porzellan ersetzen und stark duftende Blumen den exotischen Eindruck erhöhen. Orangen und Zitronen und deren üppige Gewächshäuser werden zu einem selbständigen und wichtigen Bestandteil des Gartens.

Am lebhaftesten von allen Ländern hat Deutschland die französischen Anregungen aufgenommen. Das 1700 vollendete Herrenhausen bei Hannover ist das erste noch etwas schematische Beispiel, bei dem der um die drei freien Gartenseiten geführte Kanal und das Naturtheater besondere Beachtung verdienen. In Nymphenburg und Schleißheim spielen Kanäle und Wasserkünste eine Hauptrolle, und Favorite bei Mainz zieht den Rhein selbst in glücklichster Weise mit in das Gesamtbild. Originell wie in allem ist Friedrich der Große auch in der Anlage seines Lustsitzes Sanssouci. Er verbindet hier den da-

mals verpönten Nutzgarten mit dem Ziergarten, indem er die Terrassen des Schloßhügels mit Wein bepflanzt und an ihrem Fuß das große Parterre anlegt. In seinem chinesischen Haus gibt er ein charakteristisches Beispiel dieser Bizarrerie, und in dem vor der Bildergalerie angelegten holländischen Garten wiederholt er die spielerische Laune der Gartenkunst dieses Landes, das auf engstem Raum möglichst viel Pracht und Künstelei häufte. In dem nach Westen gelegenen Teil des Parkes aber mit seinen gewundenen Wegen und ausgehauenen Blicken auf nicht gebundene Natur herrschen schon Einflüsse, die auf einen neuen Stil hindeuten und die uns in jener Zeit auch in zahlreichen anderen Gärten nicht nur Deutschlands begegnen.

Drei Hauptmomente treffen zusammen, diesen neuen Stil, der dem architektonisch gebundenen Garten den Krieg erklärt, zu fördern. Einmal ist es die Sucht nach Abwechslung, die immer neue Ueberraschungen wünscht und schon einen Ludwig XV. zur Anlage seiner kleinen Meierei in Versailles veranlaßte, dann ist es der Einfluß des chinesischen Gartens und schließlich der zuerst in England und danach in Frankreich auftretende Ruf der Rückkehr zur Natur.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts erhält Europa genauere Kunde über die im Gegensatz zum architektonischen Stil stehenden chinesischen und japanischen Gärten. Dort hatte sich in jahrhundertelanger Tradition ein Stil herausgebildet, der bestrebt ist, in einer Reihe von Bildern die schönsten Gegenden des Landes nachzuahmen. Dazu tritt der tief eingewurzelte Hang zur Symbolik, der allem eine besondere Bedeutung verleiht. Sanfte Hügel, breite Seen, phantastische Felsen, schäumende Wasser, stille Grotten, liebliche Wiesen, alles wird hier in scheinbarer Unregelmäßigkeit aneinandergereiht und doch durch einen tiefen Gedankeninhalt zusammengefaßt. Zahlreiche Pavillons laden den seinen Garten nicht lustwandelnd, sondern sitzend genießenden Chinesen und Japaner zur Ruhe ein und gewähren ebenso wie die mannigfaltigen Brücken zugleich wieder den Anblick eines neuen Landschaftsbildes. Alles ist oft auf kleinstem Raum zusammengedrängt, was zur Zucht der berühmten Miniaturpflanzen führte, die noch heute unsere Bewunderung erregen.

Das Vorbild Chinas und Japans wirkte durch seine Fülle der Abwechslung besonders in Frankreich, wo es sich mit der Anlehnung an die Natur verband und schließlich zum sentimentalen Gartenstil führte. Hierbei wurden die von Rousseau noch völlig verworfenen Gebäude in mannigfachster Weise als Tempel, Ruine, Hütte mit der sie umgebenden Natur zu einem bestimmte Stimmungen ausdrückenden Bild, und besonders in Deutschland arteten die Nachahmungen zu höchster Bizarrerie aus. Man stellte, wie in Hohenheim, den ganzen Garten unter ein scheinbar einheitliches Motiv und verkleidete den Zweck der Gebäude oft in geradezu lächerlicher Weise.

Abseits von dieser Stimmungsmache entwickelt sich originell und selbständig der Landschaftsgarten Englands, das nun die Führung übernimmt. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts erhob sich hier erst literarisch, dann praktisch die Opposition gegen den architektonischen Garten. Nach mancherlei Versuchen fand Kent in der Landschaftsmalerei neue und fruchtbare Vorbilder. Die scharf betonten Grenzen zwischen Garten und Natur werden nun aufgehoben, die großen Gebiete eines ganzen Gutes zu einer abwechslungsvollen Gesamtanlage vereinigt. Aller Gebundenheit und Gradlinigkeit wird der Krieg erklärt, die scheinbar ungekünstelte Natur bis an das Haus herangeführt, Baum und Pflanze in ihrem natürlichen Wuchs verwendet. Von England aus verbreitet sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts dieser Landschaftsgarten immer stärker, um im 19. Jahrhundert die alleinige Herrschaft auszuüben. Mit seinem Sieg tritt der Gartenarchitekt völlig zurück und der Gärtner allein in den Vordergrund. Das ist um so mehr der Fall, als im 19. Jahrhundert das botanische Interesse, Blumenzucht und Akklimatisation von Pflanzen einen immer größeren Aufschwung nehmen. In Deutschland ist Wörlitz 1769—1773 das erste Beispiel eines Landschaftsgartens, und später tritt neben den Grafen Pückler-Muskau Lenné, der unter Friedrich Wilhelm IV. die ganze Umgebung Potsdams zu einer großartigen Landschaft umgestaltet. Hier wie in vielen anderen großen Gärten feiert bei den Gebäuden der architektonische Eklektizismus wahre Triumphe, und die Wanderung durch sie führt uns zugleich sämtliche Stile von der Antike bis zur Spätrenaissance, freilich oft in recht mißverstandenen Formen, vor Augen. Eine besondere Vorliebe hat der Landschaftsgarten für große und schöngeformte ausländische Bäume, die er oft zu bedeutender Wirkung, namentlich durch ihren Gegensatz zu großen Rasenflächen, zu bringen vermag. Um so weniger aber wollte ihm in seinen Teppichbeeten mit ihren geschmacklosen Formen eine künstlerische Verwertung der so mannigfach vermehrten und entwickelten Blumen gelingen.

Der reine Landschaftsstil bemächtigte sich auch des ihm besonders günstigen öffentlichen Gartens, der im 19. Jahrhundert an die Stelle des dem Fürsten oder reichen Grundbesitzer gehörenden Gartens tritt. Waren schon im 18. Jahrhundert viele fürstliche Gärten, besonders in Frankreich und namentlich in England, der Oeffentlichkeit zugänglich, so gewann jetzt aus dem Bedürf-



nis des Großstädters nach Licht und Luft der öffentliche Park immer größere Bedeutung. In Deutschland ließ Magdeburg schon im Jahre 1824 einen Stadtpark anlegen, und in den fünfziger Jahren begann in allen Großstädten die gewaltige Entwicklung dieser Einrichtung, die noch heute im steten Wachsen begriffen ist. Hier tritt Amerika mit seinen Millionenstädten fördernd und oft vorbildlich auf.

Neue und fruchtbare Anregungen erstehen aus diesen Bedürfnissen für die Gartenkunst. Große Massenversammlungsplätze, kleinere Spiel- und Sportplätze und die dazu nötigen Gesellschaftsräume, die alle die gerade Linie und regelmäßige Anordnung heischen, werden das beherrschende Motiv. Ihre einheitliche Zusammenfassung bedingt zudem wieder große, dem Landschaftsstil fremde Perspektiven. Sie drängen den dem Spaziergang dienenden Landschaftsgarten zurück, gegen den sich zudem auch von seiten des kleineren Bürgergartens seit den letzten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts eine immer stärkere Opposition erhob. Das Haus tritt wieder als bestimmendes Moment hervor und verlangt eine Gartenarchitektur, die ebenfalls wieder Regelmäßigkeit und Gebundenheit betont. Ueberall sind so lebendige Kräfte an der Arbeit und stellen die Gartenkunst nach den verschiedensten Seiten hin vor große und wertvolle Aufgaben, die im engsten Zusammenhang mit unserm Volksleben stehen.

Nur die allerwichtigsten Grundgedanken des Buches kann diese Besprechung hervorheben und damit seinen Umfang und Inhalt nur andeuten. Jedem, der sich in das Werk vertieft, wird es nicht allein große und wertvolle Aufschlüsse geben, sondern auch durch die fesselnde Art seiner Darstellung einen ungetrübten Genuß gewähren. Die reiche Ausstattung mit vorzüglichen Reproduktionen unterstützt den Text aufs beste.

Berlin-Wilmersdorf. V. Scherer.

Der Goldschmuck der Kaiserin Gisela.

Als Konrad II. im Jahre 1024 zum Deutschen König gewählt worden war und in Mainz gekrönt wurde, da weigerte sich Erzbischof Aribo, die Krönung auch an dessen Gemahlin Gisela zu vollziehen, da die Kirche die Ehe wegen allzu naher Verwandtschaft der Ehegatten beanstandete. Wenn die Krönung später, man weiß nicht genau, ob von Aribo oder von Pilgrim von Köln, auch nachgeholt wurde, so mußte der Zwischenfall für die Königin doch ärgerlich genug sein und sie allen Grund haben, die Erinnerung daran zu verwischen. Daher bedeutete es für sie einen doppelten Triumph, daß ihr der Papst im März des Jahres 1027 die Krönung zur Kaiserin nicht vorenthielt. Es ist begreiflich, wenn die Fürstin bei dieser Gelegenheit einen besonderen Glanz zu entfalten sich bemühte, um dadurch ihre Gleichberechtigung aller Welt kundzutun. Prächtiges Geschmeide zierte Hals und Brust, Ohren und Hände der Kaiserin und bedeckte ihre Gewänder. Ein Teil dieses Schmuckes ist erhalten und dank der scharfsinnigen und glücklichen Kombination des Direktors des Berliner Kunstgewerbemuseums v. Falke in seiner ursprünglichen Bedeutung wiedererkannt worden.

Der Schmuck besteht in der Hauptsache aus zwei mit Perlen und antiken Gemmen besetzten Gehängen, zwei Adlerfibeln, großen Ohrringen und einigen Ringen. Die frühere Auffassung, daß man es hierbei mit einer byzantinischen Arbeit zu tun habe, ließ sich bei näherem Vergleich nicht aufrechterhalten. Vielmehr hat v. Falke aus den Details der Fassung der Perlen und Steine sowie des Filigrans nachgewiesen, daß der Schmuck ein Werk der deutschen Goldschmiedekunst vom Anfang des 11. Jahrhunderts ist. Neben einer Reihe kirchlicher Geräte kommt für den Vergleich besonders die in Wien befindliche Kaiserkrone Konrads II. in Frage. Gerade die eigentümliche „Reifenfassung" der Perlen und die Edelsteinfassung durch dreifingrige Krallen findet sich außer an diesem Schmuck nur noch an der Kaiserkrone Konrads II. und beweist unumstößlich, daß die beiden Arbeiten auf die gleiche deutsche Goldschmiedewerkstatt zurückgehen. Da gegenüber früheren Hypothesen die Wiener Krone jetzt als die Konrads II. festgestellt ist, so ist damit auch die Entstehungszeit dieses Schmuckes gegeben, dessen innere Bedeutung für die Kaiserin aus den eben angeführten Tatsachen leicht ersichtlich ist.

Für die Tatsache aber, daß der Schmuck für niemand anders als die Kaiserin bestimmt sein konnte, sprechen noch stärker als die beiden Adlerfibeln die Formen der Gehänge. Denn sie stellen nichts anderes dar als die deutsche Umbildung des byzantinischen „Lorum", des Hals- und Brustschmucks, der nur dem Kaiser und der Kaiserin zustand. Das Lorum bestand in einem auf Stoff genähten Halsschmuck, an dem senkrecht zu ihm stehende Gehänge über die Brust und den Rücken herabhingen. Kaiserin Theophanu brachte diese Schmuckform nach Deutschland, wo sie sich schnell einbürgerte. Auch die Rechteckmusterung aus Ketten, die je ein Kleinod umschließen, weist auf den byzantinischen Einfluß zurück, während die Arbeit selbst, wie schon erwähnt, durchaus deutschen Ursprungs ist.

Neben diesem eigentlichen Krönungsschmuck steht noch eine Reihe von Ringen, Nadeln, Ohrgehängen und Tasseln, deren Ar-

beit feiner ist als die an jenem. Doch weist alles trotzdem auf die gleiche Werkstatt hin, die sich vielleicht in Mainz befunden haben wird. Ist hier doch auch der kostbare Schmuck selbst aufgefunden worden. Im Jahre 1880 entdeckten ihn Kanalarbeiter beim Ausschachten in der Schustergasse. Vielleicht, daß er in den unsicheren Zeiten der Regentschaft für Heinrich IV. wie manches andere Reichsgut verpfändet und später hier vergraben worden war. Dank der Großherzigkeit des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim, der die Hauptteile des Schmuckes allmählich erwarb und ihn dem Deutschen Kaiser zur Verfügung stellte — einzelne Teile davon waren schon vorher in das Mainzer Museum gekommen — wird er vor neuer Zersplitterung bewahrt bleiben. Der Kaiser hat ihn vorläufig dem Berliner Kunstgewerbemuseum zur Ausstellung überwiesen und v. Falke ihn in der neuesten Jahresgabe des Vereins für Deutsche Kunstwissenschaft veröffentlicht. Die Bedeutung des Fundes ist um so größer, da er neben den zahlreichen, dem kirchlichen Gebrauch dienenden Geräten eine der ganz wenigen Arbeiten rein profanen Charakters jener Zeit ist.

Das Wiedererwachen der Dichtkunst in England.

Gerade jetzt hört man in England viel und vielerlei vom Wiedererwachen der Dichtkunst reden. Und sicherlich wird moderne Dichtung mehr gelesen und besprochen, als es eine lange Zeit vorher geschehen ist, und eine ungewöhnliche Zahl Leute verdienen, volkstümlich gesprochen, mit Versemachen ganz oder fast ganz ihren Unterhalt. Vielleicht am scherzhaftesten und bezeichnendsten bekundet sich dieses Wiedererwachen in der „Poesie-Buchhandlung", die zu Anfang 1913 von einigen jungen Enthusiasten zum Verkauf von Gedicht- und Dramenbänden und damit verwandten Büchern eröffnet worden ist. Ein Don Quichotisches Wagnis, aber — es hatte Erfolg! Wer die Poesie-Buchhandlung aufsuchen will, muß sich in den seltsamen verlorenen Winkel von London begeben, der nördlich vom Lärm und Verkehr von Holborn und dem Strand, südlich von den großen Eisenbahnstationen Euston, St. Pancras und King's Croß und östlich von dem Völker- und Sprachengewirr von Soho liegt. Ein altes Düster und die Reste einer finsteren Würde ruhen über dem Bezirk und werden nur selten durch vorbeifahrende Droschken oder das Knattern der Autobusse gestört. Es ist eine „Square"-Gegend, die sich von der Vornehmheit des Brunswick-Square, der noch immer etwas von dem Reiz hat, den Jane Austen in ihm fand, bis zu der schmutzigen und fürchterlichen Anständigkeit einer Reihe von Miethäusern für den Mittelstand abstuft. Einige wenige Strecken sind sogar so weit gesunken, daß sie die vergnüglicheren, ganz unansehnlichen, aber völlig ehrbaren Wohnungen der wirklich Armen sind. Man geht eine von ihnen, die Devonshire-Straße, herunter, eine kurze Straße, die man entweder von der Blätter-Einöde eines der zahllosen Squares oder von dem malerischen, ziemlich schmutzigen Wirrsal von Theobald's Road aus erreichen kann. Man muß sich seinen Weg durch eine zappelnde Kindermenge bahnen, von der die Straße zu wimmeln scheint. Es scheint kaum glaublich, daß so viele Kinder aus so wenigen Häusern hervorgegangen sind. In den Torwegen stehen fette, schlumpige Frauen mit sehnigen Armen und schwatzen miteinander. An jedem Laternenpfahl ist ein etwa sechs Fuß langes Seil gebunden, dessen unteres Ende eine Schlinge ist, und in jeder Schlinge sitzt ein kleines Mädchen und schwingt sich rund um den Pfahl mit stets gleich bleibendem, ernstem Entzücken. Vor einem Jahrhundert oder mehr bauten sich wohlhabende Londoner Kaufleute reizende kleine Häuser in diesem Bezirk. Er ist seitdem weit heruntergekommen. Aber ein Haus, ein schönes Beispiel der züchtigen Anmut des achtzehnten Jahrhunderts, ist vor dem Schmutz bewahrt worden. Hier ist die Poesie-Buchhandlung, die von einem oder zwei jungen Enthusiasten eröffnet ist und Dichtungen und Dramen oder mit ihnen verwandte Bücher aller Nationen am Lager hat. So hat die Dichtkunst sehr passend die Armut zum Nachbar und ist zu Hause bei der Schönheit der Vergangenheit. Die Buchhandlung ist im vorigen Januar eröffnet worden und hatte sogar kaufmännisch einen Erfolg. Man kann hineingehen und am Kamin ungestört lesen, solange es einem beliebt. Der seltene Vorzug, eine Buchhandlung zu haben, die von Poesie-Liebhabern geleitet wird, besteht darin, daß die Bücher, die man verlangt, da sind. Von Zeit zu Zeit stürzen Damen mit dem Ausruf herein: „Ich habe neulich solch einen reizenden Vers gelesen", und sie zitieren ihn. „Wollen Sie mir das Buch besorgen, in dem er steht?" Das Buch wird gebracht. Unter den ersten Besuchern der Buchhandlung waren ein kleines Mädchen und ihr Brüderchen aus der Nachbarschaft. Armselig gekleidet, aber bestimmt traten sie, sich fest an der Hand haltend, in den Laden und legten ein klebriges Pennystück hin mit den Worten: „Bitte, geben Sie uns für einen Penny Gedichte!" Sie wurden ordnungsmäßig bedient. Am Ende des Ladens ist ein großes Zimmer, in dem Dichter zweimal in der Woche Vorlesungen aus ihren Werken halten und künftig kleine Marionetten-Aufführungen veranstaltet werden sollen.

Aber nicht nur das Interesse an der Dichtkunst, sondern diese selbst ist wieder erwacht. Ihre eindruckvollste Kundgebung ist John Masefields plötzlicher Aufstieg zur Berühmtheit. Obwohl er vorher in literarischen Kreisen als Verfasser einiger lyrischer Gedichte und eines oder zweier bemerkenswerter Theaterstücke wohlbekannt war, mußte die Plötzlichkeit seiner Volkstümlichkeit in weiteren Kreisen Erstaunen erregen. Innerhalb zweier Jahre hat er fünf lange erzählende Gedichte von leidenschaftlichem und tragischem Charakter veröffentlicht. Das war ein Wagnis, und jeder, der das moderne literarische England kennt, würde ihm einen gründlichen Mißerfolg haben voraussagen können. Aber die Gewalt und Schönheit dieser kühnen Versuche war so groß, daß das Publikum im Sturm gewonnen wurde. Die Bücher wurden zu Zehntausenden verkauft. Leute, die seit ihrer frühen Jugend keinen Vers mehr gelesen hatten, gerieten in Entzücken über diese wilden und lieblichen Geschichten. Masefield, der noch nicht einmal ganz vierzig Jahr alt ist, hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. Noch als Knabe ging er zur See und diente viele Jahre als gewöhnlicher Matrose auf Handelsfahrzeugen und Auswandererschiffen. Und von seiner Kenntnis der Gefahren und der Schönheit des Meeres macht er in diesen Gedichten einen guten Gebrauch. Das beste von ihnen, „Der Kleckser", erzählt die Geschichte eines Jünglings, der zur See ging, weil er den Ozean malen lernen wollte, wie es noch keinem Maler je gelungen war. Es schildert den Hohn, mit dem seine Mitmatrosen auf dem altmodischen Segelschiff diese empfindsame schüchterne „Landratte" behandeln, den Sturm, der sich, als sie um das Kap Horn fuhren, Tag für Tag erhob, und dessen Gefahren aus dem Kleckser allmählich einen Mann machten, und seinen Tod durch einen Sturz vom Mast, als der Sturm vorbei war, und sein Mannesmut sich bewährt hatte, bevor sie den Hafen erreichen konnten. In der früheren englischen Dichtung gibt es keine solche Beschreibung eines Sturmes. Die ganze Erzählung ist einfach genug, fast alltäglich, aber ein Dichter hat sie geschrieben. Auf ihr ruht das verklärende Licht der Schönheit und Ewigkeit, vielleicht wechselnder, aber nicht weniger deutlich als auf einer Geschichte von Keats oder einem Drama des Sophokles. Masefield gehört zur romantischen Schule, und ganz deutlich zur englischen Romantik, aber er ist durchaus kein bloßer Nachahmer toter Dichter. Einige wenige Kritiker haben ihn sogar mit Unrecht wegen seiner revolutionären Unbekümmertheit um die Tradition getadelt. Er vermischt völligen Realismus mit rein lyrischer Lieblichkeit und springt von der ungemilderten Leichtfertigkeit eines Schandmauls von Bootsmann ganz leicht hinüber zu Shelleyscher Art, die Zwiesprache hält mit den Ideen von Schönheit und Hoheit. Fehlerhaft an ihm ist das Gewaltsame; er sucht die Wirkung heftiger zu erzwingen als nötig. Aber dieser Fehler ist im Schwinden. Große Empfindsamkeit, leidenschaftliche Liebe für das Schöne, ein starkes Vermögen, Naturszenen und ungestüme Handlungen zu beschreiben, ein abweisender Stolz der Seele — das sind die Eigenschaften, die seinem Werke das Gepräge geben. Volles Recht hat daher die weitverbreitete Meinung, daß ein neuer englischer Dichter von hohem Rang erstanden ist.

Aber diese dichterische Bewegung geht durchaus nicht von e i n e m Mann aus, auch ist Masefield ganz und gar nicht ihr Leiter. Ihr Mittelpunkt oder ihre Standarte ist etwa eine Blütenlese, die ausschließlich aus Werken der Jahre 1911 und 1912 zusammengetragen ist und den Namen „Georgische Dichtung" trägt. Dieses Buch erschien im Dezember 1912 mit einem kurzen Vorwort, das so beginnt: „Dieser Band wird in dem Glauben herausgegeben, daß die englische Dichtung sich jetzt wieder einmal von neuem in Kraft und Schönheit kleidet." Siebzehn Dichter sind vertreten. Der Herausgeber, der seinen Namen hinter den Anfangsbuchstaben E. M. birgt, wählte den Titel „Georgische Dichtung", weil die zwei Jahre gerade mehr oder weniger zusammenfielen mit der Regierungszeit des jetzigen Königs. Der Band hatte sofort bei der Kritik wie beim Publikum Erfolg. Zurzeit ist fast in jedem Monat eine Auflage vergriffen. Einige der in dem Bande vertretenen Dichter waren der Welt schon bekannt und wurden aufgenommen, „weil in dem gewählten Zeitraum ihre Werke einen Zuwachs an Macht gewonnen zu haben schienen". Das sind Masefield, Chesterton und Sturge Moore. Andere aber waren vorher nur sehr kleinen Kreisen bekannt, doch zeigen ihre Arbeiten ein bemerkenswertes eigenartiges Talent und versprechen — denn es sind lauter junge Leute — noch höhere Vervollkommnung. Einer der bedeutendsten von ihnen ist Lascelles Abercrombie, der in seinem überströmendem Reichtum an Bildern und Worten, in der Fülle von Poesie, die er ausströmen läßt, nur mit den jungen Riesen Shelley oder Swinburne verglichen werden kann. Der Umfang seiner Veröffentlichungen reicht schon vom moderne Blankversdrama bis zu alttestamentlichen Charakterstudien, bemerkenswert durch Kraft, Neuheit und Leidenschaft ihrer Psychologie. Er hat den Blankvers der alten englischen Dichtung genommen und ihn in neuer Art als Ausdrucksmittel für Gedanken und Gefühle des zwanzigsten Jahrhunderts benutzt. Man hat den Ein-

druck, als sei er so voll von Poesie und Gedanken, daß sie einen Ausdruck finden müssen, und daß seine Sprache verworren und beinahe ein Stammeln sei. Aber was davon verständlich ist, ist hörenswert. — Weiter ist W. W. Gibson zu nennen, der durch sein Buch „Feuer" berühmt geworden ist: von ganz anderem Schlag als Abercombrie, verfaßt er halb erzählende, halb lyrische, mit Absicht einfache Gedichte von Bauern, Bergleuten, Ladengehilfen und all dem halb verborgenen Leben der Masse. Klassische Kunst und modernen Inhalt verbindet er miteinander und durchtränkt das Ganze mit sanfter Melancholie. — Wieder ganz anders ist Walter de la Mare. Er hat mit einem Prosawerk den ersten Polignac-Preis gewonnen, den die königliche Literaturgesellschaft 1911 für die beste literarische Arbeit des Jahres ausgesetzt hatte. Seine Muse ist zart, schüchtern, nur andeutend und ganz lyrisch. Er ist mit der verborgenen, heimlichen Seite der Dinge, mit den Zwielicht-Winkeln und den nur halbbewußten, schattigen Plätzen des menschlichen Herzens vertraut. Er sieht das Leben mit den Augen eines Kindes an und singt seine kleinen Lieder beinahe mit dem unnachahmlichem Drange eines Kindes. — Zum Schluß erscheint der irische Dichter James Stephens. Er ist ein interessantes Beispiel dafür, daß die moderne irische Schule von dem Mystizismus und der keltischen Schwermütigkeit der älteren irischen Schriftsteller, z. B. W. B. Yeats, sich lossagt. Als Gegenwirkung zeigt sich Humor, Phantasie und, besonders bei Stephens, eine naive kindliche Blasphemie. — Die vier genannten sind die bedeutsamsten von den jungen Schriftstellern der „Georgischen Dichtung". Aber eines der wertvollsten und erfreulichsten Züge des ganzen Bandes ist, daß alle Mitarbeiter, so verschieden sie auch sind, einen Kurs zwischen Zügellosigkeit und Ängstlichkeit zu steuern scheinen. Sie gehen ihren eigenen Weg und geben sich ganz, wie ihre Jugend sie treibt, und doch opfern sie, trotzdem sie nach Neuerungen trachten, nicht die Formen und die Tradition der englischen Dichtung.

London. Rupert Brooke.

Die Fortschritte der zoologischen Forschung in England.

Das Nest des Orangs. — Der Ursprung der Säugetiere. — Zwiespalt in der Natur. — Flossen als Atmungsorgane. — Der Einsiedlerkrebs und sein Haus. — Australische Landkrebse. — Die Lebensweise englischer Regenwürmer. — Aaltierchen. — Versuche mit Seeigel-Eiern. — Süßwasser-Medusoiden. — Tierpark für Schottland. — Neue zoologische Bücher.

Aus seinem Käfig im Zoologischen Garten in London war ein Orang-Utan entsprungen und hatte sich im Freien ein Nest gebaut. Von diesem Nest hat Herr Smith-Seth eine Photographie aufgenommen und sie in den Verhandlungen der Londoner Zoologischen Gesellschaft für 1913 veröffentlicht. Im Naturzustande baut der Orang jede Nacht oder jede zweite Nacht ein Nest; es ist eine bloße Ruhestätte und besteht aus einer Zahl Zweige mit losen Blättern darüber.

•

Dr. R. Broom hat einen neuen Beweis beigebracht für die Entwicklung der Säugetiere aus fossilen Reptilien. Auf der Versammlung der Britischen Gesellschaft zu Birmingham legte Dr. W. K. Gregory in Dr. Brooms Namen den Ober- und den Unterkiefer eines fossilen Reptils (Diademodon) vor, aus deren Bau man schließen kann, daß gewisse fossile Reptilien (Cynodonten) ausfallende Schneidezähne, ausfallende Eckzähne und ausfallende vordere Backzähne gehabt haben wie die Säugetiere. Dr. Broom folgert nun daraus, daß die fossilen Cynodonten zwei Gebisse gehabt haben, die den Milch- und den bleibenden Zähnen der Säugetiere entsprechen.

•

Herr Julian S. Huxley macht auf einen Fall von Zwiespalt in der Natur aufmerksam, den die Gewohnheiten der Wildente (Anas boschas) bei der Zeugung aufweisen. Bei der Wildente dauert der Geschlechtstrieb die ganze Brutzeit hindurch, aber solange das Weibchen im Nest ist, kann er nicht befriedigt werden. Wenn aber das Weibchen das Nest verläßt, wird es oft von einer Zahl unbefriedigter Männchen verfolgt. Das hat leicht zur Folge, daß das Weibchen ertrinkt; in einem Teich hat man berechnet, daß wahrscheinlich etwa 7—10 Prozent aller Weibchen jährlich auf diese Weise ums Leben kommen.

•

Fräulein M. Taylor hat die Entwicklung des eigentümlichen, aalähnlichen Fisches Symbranchus marmoratus aus dem Gran Chaco untersucht. Dieser Fisch verbringt einen beträchtlichen Teil des Jahres im Schlamm vergraben wie ein Lepidosiren. Die Larven haben Brustflossen, die 7—8 Tage nach dem Auskriechen ihren größten Umfang erreichen und, wenn das Tier zehn Tage alt ist, abfallen. Diese Brustflossen dienen hauptsächlich zum Atmen und haben ein reiches Netzwerk von Kapillargefäßen. Wenn sie abfallen, bildet sich ein vollständiges Atmungssystem durch Kiemen.

•

Herr H. Gordon Jackson in Liverpool hat kürzlich eine meeresbiologische Abhandlung über den Einsiedlerkrebs geschrieben. Der Einsiedlerkrebs lebt bekanntlich in der Schale der Trompetenschnecke, und man hatte sich daran gewöhnt, es für wahrschein-

lich zu halten, daß das Krustentier das Weichtier mit Gewalt aus seiner Schale herauswerfe. Aus der Frische der Schalen schloß Bell, daß der Einsiedlerkrebs die Schnecke aus ihrer Schale herausfressen müsse, und Fischer haben auch, wie man weiß, den Soldaten-Einsiedlerkrebs (Eupagurus bernhardus) eine Trompetenschnecke verschlingen sehen. Jackson betont, daß diese Tatsachen nicht beweisen, daß der Einsiedlerkrebs lebende Trompetenschnecken angreife. Er urteilt, es sei nicht leicht zu glauben, daß der Einsiedlerkrebs die Trompetenschnecke wirklich aus ihrer Schale entferne, und selbst wenn es denkbar wäre, könnte man kaum annehmen, daß er Freßgier genug haben sollte, um ein so großes Tier zu verschlingen. Zudem verschlingt der Kabeljau bekanntlich häufig Trompetenschnecken, aber bisher ist nur der Deckel in seinem Magen gefunden worden. Jackson ist der Ansicht, daß Fische, z. B. der Kabeljau, die weichen Teile der Trompetenschnecke, vor allem Kopf und Fuß, abbeißen, wenn sie sich hinter dem Gehäus ausdehnen, und daß der Einsiedlerkrebs nur die übrigen Teile aus der Schale kratzt und dann selbst hineinkriecht.

•

Die Herren G. W. Smith und E. H. J. Schuster haben eine Schrift über die auf dem Land lebenden Arten des australischen Krebses (Engaeus) herausgegeben. Diese Krebse sind bekanntlich nicht mehr Wassertiere wie ihre Vorfahren, sondern leben auf feuchtem Boden. Es wäre deshalb von Interesse, eine ausführliche Untersuchung ihrer Gewohnheiten und der Anpassungen ihres Körperbaues an ihre Lebensweise zu erhalten. Diese Krebse leben in Löchern, die manchmal in der Nähe der Flußufer, sehr häufig aber mitten in Wäldern an feuchten Stellen sind. Im Boden der Löcher findet sich jedoch Wasser. Die Jungen werden ähnlich wie die der gewöhnlichen Krebse aufgezogen. Während des Tages bleiben die Tiere in ihren Löchern; von ihren Nahrungsgewohnheiten ist deshalb nur wenig bekannt. Man glaubt, daß sie hauptsächlich Fleischfresser sind, da Reste von Regenwürmern, Insektenlarven und wahrscheinlich Landkrustentiere in ihrem Magen gefunden worden sind. Als besondere Kennzeichen dieser Krebsarten heben Smith und Schuster den tiefen Panzer, seine gewölbte, dachähnliche Gestalt, den verjüngten Hinterleib, die kleinen Augen und die Verkleinerung der Kiemen hervor. Die Mundpartien sind ungewöhnlich behaart; vielleicht ist das eine Anpassung an die Notwendigkeit, das Wasser in den Löchern, das gewöhnlich sehr schlammig ist, zu seihen. In gewissen anderen Merkmalen, z. B. der Verkleinerung und dem Wegfallen von Teilen der Scheren, sehen die Verfasser Abänderungen der Entartung vielmehr als spezieller Anpassungen, die durch die unterirdische Lebensweise verursacht sind, welche diese Krebse von dem tätigen Wettbewerbe mit anderen Wasserkrebsen ferngehalten hat.

•

Herr Hilderic Friend, der nach Darwins Vorbild seit vielen Jahren sich mit den Regenwürmern beschäftigt hat, hat jetzt ein interessantes zusammenfassendes Werk hierüber unter dem Titel „Die Bionomie der englischen Oligochäten" herausgegeben. Im Jahre 1865 wurden nur elf Arten Regenwürmer als in England vorkommend verzeichnet; und bei einigen von diesen war es noch zweifelhaft; jetzt beläuft sich die Zahl auf vierzig und darüber. Nicht alle von diesen Arten sind über die ganzen britischen Inseln verbreitet. In einigen wenigen Fällen wird die Art nur durch ein einzelnes Exemplar vertreten, und andere Arten kennt man zurzeit nur von einer Örtlichkeit. Interessant ist die Verbreitung mancher Arten. So wird das Vorkommen des Lumbricus friendi verzeichnet in Dublin, dem Süden von Irland und alpinen Örtlichkeiten des Festlandes, z. B. den Höhen der Pyrenäen und der Alpen. Man hat nach ihm in England, Schottland und Irland gesucht, aber bis jetzt vergeblich. Friend stellt fest, daß man aus der Örtlichkeit schließen kann, welche Arten Regenwürmer man wahrscheinlich finden werde. So kommen gewisse Arten, etwa sieben, gewöhnlich zusammen mit Gartenerde vor, während Drainiergräben gewöhnlich von fünf verschiedenen Regenwürmerarten aufgesucht werden. Der Brandling, Eisenia foetida, zeigt sich zuerst in festem Dünger und gedeiht hier, bevor irgendeine andere Art Nahrung finden kann; beginnt aber die Zersetzung, so finden sich andere Arten ein. Der Brandling, der Grünwurm (Aporrectodea chlorotica) und andere Arten schwitzen oft einen stark riechenden Saft oder Schleim aus, dessen Zusammensetzung und Wirkung nicht bekannt ist und wohl eine Untersuchung verdient. Der Verfasser nimmt nun an, daß er glatt machen und so den Durchgang des Regenwurms durch die Erde erleichtern, oder auch, daß er ihn vor Feinden schützen soll.

Friend weist auch auf den merkwürdigen Oligochäten Helodrilus oculatus hin; diese Form kommt in niedrigem Sumpfboden, an Flußufern und sogar in mehr oder weniger ausgetrockneten Seeuferstellen vor. Sie unterscheidet sich von anderen Regenwürmern durch das Vorhandensein eines Paares Augenflecken zu gewissen Zeiten. Vielleicht ist sie ein Bindeglied zwischen Land- und Wasserformen, zwischen den Oligochäten und den Polychäten. Sie kommt in Deutschland, der



Schweiz und Italien vor, und seit 1907 hat man sie auch auf verschiedenen Teilen der britischen Inseln verzeichnet. Die Hauptrichtung ihrer Wanderung scheint westwärts zu sein. Friend bringt auch interessante Angaben über die Artbeständigkeit und -abänderung bei den Oligochäten bei und gibt ein Verzeichnis der in Großbritannien vorkommenden Arten.

•

Herr Gilbert E. Johnston hat seine Untersuchungen über die Aaltierchen (Anguillulidae) fortgeführt. Die Aaltierchen, eine Gruppe mikroskopisch kleiner Rundwürmer, umfassen freilebende Formen, saprozoische, auf faulenden Stoffen lebende Formen und auf Tieren und Pflanzen lebende Schmarotzer. Die saprozoischen Formen finden ihre Nahrung und vermehren sich rasch unter den Mengen Bakterien, die in den im Boden und anderswo faulenden Stoffen zahlreich vorhanden sind. Man weiß noch nicht, ob solche Formen ihre Nahrung den Bakterien selbst oder den Erzeugnissen der Tätigkeit der Bakterien entnehmen. Ein gutes Beispiel der Aaltierchen, die man für Schmarotzer ansieht, ist Rhabditis pellio, dessen Larven im Regenwurm vorkommen. Johnston ist seiner Lebensgeschichte nachgegangen. Seine tätigen Larven werden in den Nieren (Ausscheidungsorganen) des gewöhnlichen Regenwurms gefunden, während die eingekapselten Larven in dessen Körperhöhle vorkommen. Beide Arten Larven bleiben unverändert und reifen nicht, bis ihr Wirt, der Regenwurm, stirbt und im Boden verfault. Dann nähren sich die Aaltierchen an dem faulenden Aas des Regenwurms, wachsen schnell, werden reif und zeugen. Ist die Nahrungszufuhr von dem faulenden Regenwurm erschöpft, so wandern die Larven der Aaltierchen in den Boden und infizieren einen anderen Wurm; einige gehen in die Körperhöhle und werden eingekapselt, andere in die Ausscheidungsorgane oder Nieren. Es ist zweifelhaft, ob man auf diese Arten den Ausdruck „Schmarotzer" anwenden darf, da die Ernährungsweise saprozoisch ist.

Andere wohlbekannte Aaltierchen, Tylenchus, Aphelenchus und Heterodera, durchdringen das Zellgewebe von Pflanzen und zehren den Zellsaft auf. Es gibt auch viele halbparasitische Formen, die nahe bei den Wurzeln gewöhnlicher gesunder Pflanzen gefunden werden und anscheinend keinen Schaden tun.

•

Herr J. Grayh at in Plymouth seine Versuche über die elektrische Leitfähigkeit befruchteter und unbefruchteter Eier weitergeführt. Sein Zweck war die Untersuchung der physischen und chemischen Änderungen, die in dem Ei durch das Eindringen der männlichen Zelle oder des Spermatozoons herbeigeführt werden. Er hat seine Versuche an Eiern des Seeigels (Echinus) ausgeführt und ist zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Die elektrische Leitfähigkeit des Eis wird durch das Eindringen des Keims vermehrt. — 2. Auf die Zunahme der Leitfähigkeit folgt ein Vorgang, der die Leitfähigkeit des Eis wieder an das unbefruchtete Ei abgibt.

Seit Jahren war man der Ansicht, daß die Medusoiden (Zoophyten oder Hydroiden in medusenartiger Phase) ausschließlich im Meere leben, bis man in den Becken des Londoner königlichen botanischen Gartens in Regent's Park eine Süßwasserart entdeckte. Später wurden weitere Arten von Süßwasser-Medusoiden in Afrika und China entdeckt, und kürzlich ist in den Berichten des „Indian Museum" eine andere neue Art beschrieben worden, die den Namen Limnocnida indica erhalten hat. Zahlreiche Exemplare beider Geschlechter dieser interessanten neuen Art sind in den Teichen des Yenna- und des Koyna-Tals der Präsidentschaft Bombay gefunden worden. Wahrscheinlich hat man hier eine geschlechtlose hydroide Phase in der Lebensgeschichte des Tieres, die an den Gesteinen am Boden tiefer Teiche lebt und vom Februar bis zum April oder Mai durch Keimen Medusoiden hervorbringt.

•

Ein Tierpark für Schottland ist kürylich in Corstorphine bei Edinburgh eröffnet worden. Das 74 Morgen große Gelände liegt auf dem Südabhange eines reich mit Gehölz bestandenen Hügels und wird von Sachkennern, die es besichtigt haben, für eins „der geeignetsten und schönsten Gelände" erklärt, „die es auf der Welt für einen Tierpark gibt". Der Tierpark steht unter der Leitung der schottischen Zoologischen Gesellschaft. Bei der Unterbringung der Tiere will man vor allen Dingen, soweit wie möglich, das alte System aufgeben, sie in häßliche eiserne Schranken einzuschließen, und an deren Stelle offene, von Wassergräben begrenzte Plätze setzen, nach dem von Hagenbeck in Hamburg erdachten System.

•

Zum Schluß führe ich noch einige allgemein interessierende zoologische Neuerscheinungen an: W. Patten, The evolution of the Vertebrates and their Kin, P. Chalmers Mitchell, The Childhood of Animals, J. Arthur Thomson, Heredity. 2. Ed. J. S. Kingsley, Comparative Anatomy of Vertebrates, Marcus Hartog, Problems of Life and Reproduction, Sir John Murray, The Ocean und Dr. Arthur Keith, The Human Body und J. W. Jenkinson, Vertebrate Embryology.

Manchester. J. Stuart Thomson.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 8
Mai 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Ueber den Entwicklungsgang der Starkstromtechnik und über deren Beziehungen zur Physikalisch-Technischen Reichsanstalt.

Von
Emil Warburg.

Die Veranlassung zu dem Neubau, dessen Einweihung die heutige Feier gilt, ist dadurch gegeben worden, daß infolge der neueren Entwicklung der Elektrotechnik, besonders auf dem Gebiet der Hochspannung, Aufgaben an die Reichsanstalt herantraten, welche in den alten Räumen nicht bearbeitet werden konnten. Ich werde daher zuerst an die Entwicklung der Elektrotechnik erinnern und dann die Beziehungen der Reichsanstalt zu ihr schildern, dabei beschränke ich mich auf die Starkstrom-Technik, welcher allein der Neubau gewidmet ist.*)

Als ich vor 47 Jahren im Magnusschen Laboratorium arbeitete, erzählte mir eines Morgens der damalige Assistent Kundt begeistert von einer Maschine, die am vorigen Abend Werner Siemens in der Markgrafenstraße einigen Berliner Physikern vorgeführt hatte, und welche starke elektrische Ströme ohne Anwendung permanenter Magnete lieferte. Es kann bezweifelt werden, ob die Augenzeugen der damaligen Demonstration sich darüber klar waren, daß sie an der Wiege einer neuen mächtigen Industrie standen. Siemens aber schrieb an seinen Bruder Wilhelm: »Die Effekte müssen bei richtiger Konstruktion kolossal werden. Die Sache ist sehr ausbildungsfähig und kann eine neue Ära des Elektromagnetismus anbahnen.« Es ist, als ob Siemens unsere heutigen Dynamos von 20000 Kilowatt mit geistigem Auge gesehen hätte.

Aber gut Ding will Weile haben, und so vergingen 12 Jahre bis zur Ausbildung der neuen Erfindung für die Großindustrie. Diese Entwicklung knüpft sich an die Namen Pacinotti und Gramme, besonders aber an den Namen des unvergeßlichen v. Hefner-Alteneck, der bei seinen Schöpfungen stets künstlerische Vollendung anstrebte, und dessen

*) Rede gehalten am 8. März 1914 gelegentlich der Eröffnung des an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt neuerbauten Starkstrom-Laboratoriums.



Trommelanker noch heute der Konſtruktion der Dynamos zugrunde liegt.

Im Besitz dieser Erfolge konnte man in den 70er Jahren an die praktische Verwendung gehen.

Auf dem Gebiet des elektrischen Lichts wurde das Problem der Straßenbeleuchtung durch die Jablochkoffkerze, in weit höherem Maße durch die Hefnersche Differentialbogenlampe gefördert. Gleichzeitig trat Edison mit seinem Glühlicht hervor. Diese Neuerung fand in Deutschland zuerſt wenig Anklang, aus berufenſter Feder lasen wir im Jahre 1880, die Unmöglichkeit eines Erfolges liege ja für Edison nicht vor. Indessen wurde die hohe praktische Bedeutung des Glühlichts von Herrn Emil Rathenau erkannt, welcher dasselbe durch Erwerbung der Edisonschen Patente und durch die Gründung der deutschen Edison-, nachmals Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Deutschland einführte.

Auf dem Gebiet der elektrischen Kraftübertragung lenkte Werner Siemens, welcher ihre großen praktischen Vorteile als erſter darlegte, zunächſt durch kleinere Anlagen, besonders durch die hiſtorisch berühmt gewordene Anlage in Lichterfelde, die Aufmerksamkeit des Publikums auf die elektrischen Bahnen; auch auf den mit der Wirkungsweise Vertrauten machte der erſte Anblick des von unsichtbaren Händen angetriebenen Wagens einen mächtigen Eindruck. Alsdann legte Siemens 1880 dem Berliner Magiſtrat den vollſtändigen Plan einer elektrischen Hochbahn vor.

Die erſte Anwendung auf die Elektrometallurgie brachte die Siemenssche Anlage zur Kupferraffinerie bei Oker.

Auch das so wichtige Vereins- und Benachrichtigungswesen erhielt zu dieser Zeit durch Gründung des elektrotechnischen Vereins und der elektrotechnischen Zeitschrift den erſten mächtigen Impuls.

All' diese Errungenschaften nebſt anderen ausländischen, z. B. den Akkumulatoren, fanden sich vereinigt auf der Pariser Ausſtellung im Jahre 1881, welche das Bild einer neuerſtandenen Induſtrie darbot und einen Markſtein in der Entwicklung der Elektrotechnik bezeichnet. Besonders wurde die Schönheit und vielseitige Anwendung des elektrischen Lichts dort dem Publikum zum erſten Male vor Augen geführt. Außerdem erhielt die Elektrotechnik von dem gleichzeitig tagenden Elektrikerkongreß ihre fundamentalen Einheiten, und während noch heute Zolle, Pfunde, Réaumur- und Fahrenheitgrade ihr Unwesen treiben, kennt der Elektrotechniker auf dem Erdball nur Ohm, Volt und Ampere.

Auf der Pariser Ausſtellung beherrschte der Gleichſtrom noch das Feld, nur schüchtern wagte der Wechselſtrom beim Betrieb der Jablochkoffkerze sich hervor. Hier waren die entscheidenden Schritte noch zu tun. Auf der Turiner Ausſtellung im Jahre 1889 führten Gaulard und Gibbs ihren Wechselſtromtransformator vor und begründeten damit die Überlegenheit des Wechselſtroms über den Gleichſtrom bei der Fortleitung hoher Spannungen zur möglichſt verluſtlosen Übertragung großer Energiemengen auf große Entfernungen. Die theoretische Möglichkeit solcher Übertragung lag vor, aber es war nötig, die praktische Möglichkeit an einem Beispiel zu demonſtrieren. Hier hieß es: »Im Anfang war die Tat.« Diese Tat wurde auf der Frankfurter Ausſtellung im Jahre 1891 verrichtet, wo es der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Verbindung mit der Maschinenfabrik Örlikon gelang, 100

Pferdeſtärken auf 178 km Entfernung mit einem Verluſt von nur 25 Prozent zu übertragen. Auch wurde durch die Erfindung des Mehrphaſen-, beſonders des Drehſtroms, dem Wechſelſtrom die Anwendung auf motoriſche Zwecke eröffnet. Damit waren die großen Prinzipien der Elektrotechnik gewonnen, es war nun nötig, auf dieſen Grundlagen weiterzubauen, erſtens die Apparate in wirtſchaftlicher Beziehung zu verbeſſern, zweitens der Elektrizität neue Anwendungsgebiete zu eröffnen, drittens dem ſtets wachſenden Bedarf der Verſorgung mit Elektrizität einen größeren Umfang zu geben.

Betrachten wir zunächſt die erſte Aufgabe, die Verbeſſerung der Apparate. Wenn man von einem weiteren Ausbau auf gegebener Grundlage ſpricht, ſo denkt man gewöhnlich an eine epigonenhafte Tätigkeit. Um eine ſolche handelt es ſich aber hier keineswegs. Nehmen wir z. B. die techniſche Stromerzeugung. Der erſte Schritt dazu war nicht die Erfindung der Dynamomaſchine, ſondern die Entdeckung der elektromagnetiſchen Induktion durch Faraday. Hier wurde mit gewaltigem Schlage ein verſchloſſenes Tor eingebrochen, und durch die Breſche hindurch eröffneten ſich weite und unüberſehbare Perſpektiven. Insbeſondere war nunmehr der Weg gezeigt, auf welchem man elektriſche Energie auf Koſten mechaniſcher Arbeit gewinnen konnte. An der techniſchen Löſung dieſes Problems wird ſeit der Erfindung der Dynamomaſchine bis auf den heutigen Tag gearbeitet, wobei ſich allerdings die neueren Erfolge mit der Siemensſchen Erfindung an epochemachender Bedeutung nicht meſſen können. Allein es handelt ſich bei den neueren Verbeſſerungen nicht um Fälle, wie ſie in der Technik öfters vorkommen, in welchen ein kleiner, aber wirtſchaftlich wichtiger Vorteil mühelos gefunden wird, wobei dann der Zwerg, auf den Schultern des Rieſen ſtehend, Früchte erhaſcht, welche dieſer nicht erreichen konnte. In der Tat iſt erſt durch ein ſorgfältiges Studium der Energieverluſte durch Hyſtereſis und Wirbelſtrom und der Faktoren, welche die magnetiſche Güte des Eiſens bedingen, ſowie durch mannigfache Konſtruktionsverbeſſerungen der neuere Fortſchritt im Dynamobau erreicht worden, vermöge deſſen die Koſten für den Strom vielleicht auf den dritten Teil von dem herabgeſetzt ſind, womit Siemens und Hefner zu rechnen hatten, und vermöge deſſen nach Herrn Dettmar das Gewicht eines 10pferdigen Gleichſtrommotors für 1000 Umdrehungen in der Minute vom Jahre 1893 bis zu unſerer Zeit von 900 kg auf 300 kg herabgegangen iſt. Ebenſo ſind die Metalldrahtlampen, welche das Licht mit dreimal geringerem Energieaufwand als die alten Kohlenfadenlampen liefern, die Frucht unſäglicher Arbeit und eines eingehenden Studiums der Metalle und der Methoden ihrer Bearbeitung. Die neueren Fortſchritte in den elektrotechniſchen Apparaturen ſind alſo nicht leicht erkauft, ſondern erſt durch angeſtrengteſte Arbeit unter völliger Beherrſchung der in Frage kommenden Naturgeſetze gezeitigt worden.

Werfen wir nun einen Blick auf die neueren Anwendungsgebiete, ſo tritt hier beſonders die Ausdehnung des Kraftbetriebes hervor. Der Kraftanſchluß, welcher ſich im Jahre 1895 nur auf 14 Prozent des Geſamtanſchluſſes belief, ſteht heute an erſter Stelle, hat alſo ſelbſt den Lichtanſchluß, der urſprünglich faſt allein in Betracht kam, überflügelt. Im einzelnen iſt zu nennen die Gewinnung von Voll- und Schnellbahnen für den elektriſchen Betrieb,

hauptsächlich aber die mannigfaltige Anwendung kleiner Elektromotoren, z. B. in der Textilinduſtrie, in Berg- und Hüttenwerken, neuerdings in der Landwirtschaft, wo der elektrische Betrieb der Leutenot in etwas abhilft.

Eine sehr schöne Rolle könnte dem Elektromotor zufallen, wenn eine Idee von W. Siemens sich verwirklichen ließe. Nach ihm wird es unfehlbar der Technik gelingen, die Hindernisse der Rückkehr zur konkurrenzfähigen Handarbeit zu beseitigen, und zwar durch Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft in die kleinen Werkſtätten und in die Wohnungen der Arbeiter. Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Kapitaliſten, in denen Sklaven der Arbeit ihr kärgliches Dasein friſten, sei daher das Endziel der Entwicklung, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit. Wenn je dieses Ziel erreicht werden sollte, so könnte es nur durch den Elektromotor geschehen. Bis jetzt freilich scheint wenig Aussicht hierfür vorhanden zu sein. Gleichwohl könnte man vielleicht daran denken, daß, wenn erſt die Versorgung des Landes mit Elektrizität weitere Fortschritte gemacht hat und dadurch die dortigen Lebensbedingungen verbessert sind, dann der bedauerliche Zuſtrom der Landbevölkerung in die Städte eingedämmt und so einer verhängnisvollen Entwicklung Einhalt geboten wird. Hoffen wir, daß Siemens' Voraussage sich hier ebenso richtig erweisen werde wie in so vielen andern Dingen.

Die elektrische Nachrichtengebung gehörte früher ganz in das Gebiet des Schwachſtroms. Indessen muß man zur drahtlosen Überbrückung großer Diſtanzen große Energiemengen in Bewegung setzen, so daß in der drahtlosen Telegraphie dem Starkſtrom ein neues Anwendungsgebiet eröffnet iſt.

Auch der elektrochemische Betrieb, wenn auch gegen den Licht- und Kraftbetrieb sehr zurücktretend, hat sich mit der Herſtellung des Aluminiums, des Stahls, des gebundenen Stickſtoffs für Düngungszwecke sehr ausgedehnt.

Endlich haben wir eine Menge kleinerer Anwendungen, welche unter dem Schlagwort der Elektrizität im Hause zusammengefaßt werden, und bei welchen der elektrische Strom nicht sowohl als mächtiger Mitarbeiter bei der Lösung großer Kulturaufgaben, wie als gefälliger Freund und Helfer bei jenen Arbeiten des täglichen Lebens auftritt, die zwar geringfügig und unbedeutend erscheinen, durch deren zweckmäßige Besorgung aber die Behaglichkeit unserer Exiſtenz bedingt iſt.

Die Grundlage für den geschilderten Siegeszug der Elektrotechnik war die ausgiebige Versorgung mit Elektrizität zunächſt für die Städte, also die Entwicklung der ſtädtischen Elektrizitätswerke. Das Berliner Elektrizitätswerk wurde in den 80er Jahren gegründet, noch jetzt ſteht die Entwicklung in aufſteigender Phase, weniger nach der Zahl der Werke als nach dem Gesamtanschlußwert, welcher in Deutschland von 1900 an in 11 Jahren sich verzehnfacht hat. In dem Maße wie das Elektrizitätsbedürfnis sich auf das Land verbreitete, trat das Problem, größere Bezirke von einer Zentrale, einer sog. Überlandzentrale, aus zu versorgen, in den Vordergrund, wobei es sich besonders um die Beherrschung sehr hoher Spannungen handelte.

Infolge dieses Massenbetriebes sind die großtechnischen, wirtschaftlichen und nationalökonomischen Gesichtspunkte gegenüber den wissenschaftlich-physikalischen mehr in den Vordergrund getreten. Ein hervorragender Elektrotechniker sagt darüber: »Die Physiker

und Telegraphentechniker beherrschten lange Zeit allein die Elektrotechnik, und zwar auch den Bau der Dynamomaschinen und die Beleuchtung. Eine mächtigere Entwicklung und volles Vertrauen zu den Leiſtungen der Starkſtromtechnik griff erſt Platz, als der Ingenieur zu seinem Recht kam. Heute wird die elektrische Induſtrie durchaus von dem Ingenieurwesen beherrscht. Der Bau von vieltausendpferdigen Maschinen und die Errichtung von Kraftzentralen im großen Stil hat den Ingenieur auf den Plan gerufen, er hat die schüchternen Anfänge zu einem großen Ziele geführt.«

Diese Worte mögen in mancher Beziehung zutreffend erscheinen, können aber leicht zu einer einseitigen Auffassung führen; es sei mir daher geſtattet, für die physikalisch-wissenschaftliche Seite der Sache eine Lanze zu brechen. Die Elektrotechnik ſteht zu der Physik in engerer Beziehung als irgend ein anderer Zweig der Technik, da sie auf Tatsachen und Gesetzen beruht, welche aus den physikalischen Laboratorien hervorgegangen sind. So kam es, daß auf dem Pariser Kongreß im Jahre 1881 die Physiker Helmholtz, Kirchhoff, Clausius, Lord Kelvin u. a. eine führende Rolle spielten, und daß die erſten elektrotechnischen Lehrſtühle durch Physiker besetzt wurden. Denn außer den Fabrikanten gab es damals noch keine Elektrotechniker. Dies hat sich ja seitdem geändert; allein man braucht nur in eine Glühlampenfabrik zu gehen um sich davon zu überzeugen, daß noch heute die Physiker es sind, welche die Beleuchtungstechnik vorwärts bringen. Hier handelt es sich noch um angewandte Physik. Man kann aber noch einen Schritt weiter gehen. In den 90er Jahren hat sich eine Richtung hervorgetan, welche die Arbeit des wissenschaftlichen Forschers geringschätzig beurteilt, sofern er es verschmäht, seine Ergebnisse für die Technik nutzbar zu machen, wobei die Universitäten als die grauen Stätten scholaſtischer Gelehrsamkeit bezeichnet werden. Ich glaube, daß diese Richtung schon jetzt, ohne allzu großen Schaden anzurichten, an dem gesunden Sinn unserer Jugend gescheitert iſt. Dennoch iſt es vielleicht nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß gerade die größten Entdecker wie Faraday sich geflissentlich von der Praxis fern hielten, um nicht von ihren Ideen und Zielen abgelenkt zu werden, daß die praktisch folgenreichſten Entdeckungen, wie z. B. die der elektromagnetischen Induktion, ohne Rücksicht auf die Praxis gemacht wurden, und daß sie es sind, welche neue und große Induſtriezweige hervorzaubern. Ich brauche nur an die Entdeckung des Herrn Röntgen und die aus ihr hervorgegangene Röntgentechnik zu erinnern. Die reine Physik, welche neue Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten entdeckt, die angewandte Physik, welche diese für Kulturzwecke nutzbar macht, und die Ingenieurwissenschaft, welche den Groß- und Massenbetrieb organisiert, sind für eine gesunde, kräftige und großzügige Entwicklung der Technik gleich unentbehrlich. Es iſt daher das allerunzeitgemäßeſte Beginnen zwischen diesen drei Schweſtern einen Gegensatz zu nähren oder künſtlich zu konſtruieren. Es kommt hinzu, daß auch in ihren ureigenſten Zielen Wissenschaft und Technik sich gegenseitig fördern, indem die neuen Wege von der Wissenschaft traciert und alsdann von der Technik zu breiten und bequemen Straßen umgeschaffen werden, auf welchen die Wissenschaft bisher unbekanntes Terrain leichter erreicht.



Diese enge und fruchtbare Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Technik hat nun zu der Errichtung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt geführt, eines Instituts, in welchem jene beiden edlen Produkte des Menschengeistes zugleich gepflegt werden. Es war ein Glück, daß bei der Gründung der Anstalt der erste Physiker und der erste Techniker Deutschlands einander die Hand reichten: Werner v. Siemens, welcher den Plan entwarf und mit der ihm eigenen Tatkraft durch Schenkung eines Bauplatzes ins Leben rief, Hermann v. Helmholtz, welcher der Anstalt als ihr erster Präsident seinen gewaltigen Intellekt widmete und die Richtlinien ihrer Tätigkeit vorzeichnete. Die Notwendigkeit der Anstalt ist zuerst wohl nicht allgemein anerkannt worden. Nachdem aber 13 Jahre später die beiden andern großen Industrieländer England und Amerika dem deutschen Beispiel gefolgt sind und dadurch für den weit vorschauenden Blick der deutschen Gründer das beredteste Zeugnis abgelegt haben, ist man sich wohl darüber einig, daß man ohne die standarizing institutions nicht mehr auskommen kann. Dabei hat sich die Eigenart des deutschen Instituts, vermöge deren reine und angewandte Wissenschaft in ihm nicht etwa nur nebeneinander, sondern unter gegenseitiger Förderung in engster Verbindung miteinander gepflegt werden sollen, vortrefflich bewährt und wird sich wahrscheinlich um so mehr bewähren, je besser es gelingt, die Organisation jener Eigenart anzupassen.

Die Tätigkeit der Anstalt im allgemeinen ist bei anderen Gelegenheiten geschildert worden, hier habe ich mich auf das Gebiet der Elektrotechnik zu beschränken. Es ist nicht zweckmäßig, die Aufgaben der Anstalt scharf zu formulieren und dadurch vielleicht die Behandlung aktueller und unvorhergesehener Probleme, für welche sie vermöge ihrer apparativen Ausstattung und ihrer personellen Kräfte geeignet scheint, auszuscheiden. Doch tritt eine Aufgabe als die wichtigste hervor, nämlich folgende.

Seitdem die Elektrizität ein Handelsartikel geworden ist, braucht man eine Behörde, welche über das Prüf- und Eichwesen auf diesem Gebiet die Oberaufsicht führt. Diese Funktion, eine ähnliche wie sie der Normal-Eichungskommission auf dem Gebiet des Maß- und Gewichtswesens obliegt, ist der Reichsanstalt durch Reichsgesetz vom 1. Juni 1898 übertragen worden und geht die Verbraucher und Produzenten, das konsumierende Publikum und die Elektrizitätswerke in gleichem Maße an. In engem Zusammenhang mit dieser Aufgabe steht eine andere, welche die dritte Kategorie, nämlich die Fabrikanten, betrifft. Seitdem die Technik sich auf die Höhe einer angewandten Naturwissenschaft erhoben hat, wird die Fabrikation auf genaue Messungen basiert. Die Reichsanstalt, welcher durch ihre Geschäftsordnung die Förderung der Technik ausdrücklich vorgeschrieben ist, hat hierbei behilflich zu sein und im Bedarfsfalle brauchbare Methoden für die Technik auszuarbeiten.

Die Grundlage für die Lösung dieser Aufgaben ist die Darstellung und Erhaltung der elektrischen Fundamental-Einheiten für Widerstand und Spannung. Diese Einheiten waren zwar von dem Pariser Kongreß und seinen Nachfolgern definiert, allein von hier bis zur praktischen Realisierung war noch ein weiter Weg, und es fiel der Reichsanstalt, damals dem einzigen Institut seiner Art, die Aufgabe zu, hier die ersten grundlegenden Arbeiten auszuführen. So konnte damals mein

Vorgänger Friedrich Kohlrausch sagen, daß in der ganzen Welt das Ohm der Reichsanstalt als Normal und die hier eingeführten Metallegierungen als Material die Unterlage der Messung bildeten.

Als später der Wechselstrom auftrat, handelte es sich darum, die Messung der Wechselstromgrößen, Induktivität und Kapazität auf die Höhe zu bringen; die hierbei in der Reichsanstalt erreichte Präzision der Messungen ist bisher nirgends übertroffen worden.

Eine neue Aufgabe ergab sich durch die Erfindung der drahtlosen Telegraphie. Die Länge der von der Antenne ausgestrahlten Welle ist maßgebend für die Reichweite der Übertragung, also eines der wichtigsten Daten, zu dessen Ermittlung der Wellenmesser dient. Es ist aber nötig, diesen zu eichen, d. h. festzustellen, welche Wellenlänge jeder Ablesung entspricht. Diese Aufgabe ist zuerst bei uns in befriedigender Weise gelöst worden.

Diese und andere Untersuchungen, deren Aufzählung zu weit führen würde, bilden die Unterlage für die Prüfungen. Eichungen eingebürgerter Meßapparate werden beantragt bei Streitigkeiten oder wenn Käufer einen amtlichen Prüfungsschein verlangen oder wenn der Antragsteller selbst keine geeigneten Prüfungseinrichtungen besitzt. Von größerer Bedeutung sind die Systemprüfungen. Wenn ein Fabrikant mit einer Neuerung auftritt, z. B. einer neuen Lampe oder einem neuen Elektrizitätszähler, so liegt es — falls die Neuerung lebensfähig ist — ebenso im Interesse des Fabrikanten wie des Verbrauchers, daß die Eigenschaften des neuen Systems von einer unparteiischen, amtlichen Stelle geprüft und festgestellt werden. Bei einem Zähler entscheidet die Reichsanstalt darüber, ob er zur Beglaubigung durch die elektrischen Prüfämter im Deutschen Reich zugelassen wird. Es ist hierfür nötig, daß der Ruf strengster Unparteilichkeit sorgfältigst gewahrt werde. Infolge davon ist die Anstalt auch berufen, bei Interessengegensätzen zu vermitteln. Interessengegensätze bestehen z. B. zwischen verschiedenen Beleuchtungssystemen, besonders zwischen der Beleuchtung durch Gas und Elektrizität. Anderseits gibt es wieder gemeinschaftliche und nationale Interessen für alle Zweige des Beleuchtungswesens. Um für diese einen Mittelpunkt zu schaffen, hat die Reichsanstalt im Jahre 1912 auf Ersuchen der interessierten Kreise eine Deutsche beleuchtungstechnische Gesellschaft ins Leben gerufen.

Einen näheren Einblick in die derzeitigen Arbeiten des Starkstromlaboratoriums wird der Rundgang durch den Neubau gewähren.

Die große Halle, in welcher wir uns augenblicklich befinden, ist für die Maschinenprüfungen bestimmt, welche erst im Neubau ausgiebig in Angriff genommen werden können. Die Prüfungen werden sich u. a. auf den Wirkungsgrad, die Temperaturerhöhung und die für die Konstruktion so wichtigen Verluste beziehen.

Einen großen Raum nimmt die Hochspannung in Anspruch, welche, wie früher erwähnt, zurzeit im Vordergrund des Interesses steht. Die Arbeit mit hochgespannten Strömen ist mit Lebensgefahr verbunden; daß in den alten Räumen die nötigen Schutzmaßregeln nicht getroffen werden konnten, war dem Vernehmen nach ein Hauptargument für die Bewilligung des Neubaues durch das Reichsschatzamt. Ein kleiner, ebenso wichtiger Neubau für elektrische Präzisionsmessungen wurde abgelehnt;

leider sind diese Messungen gänzlich ungefährlich.

Bei den Arbeiten mit hohen Spannungen handelt es sich zuerst um deren Messung, welche direkt schwer ausführbar ist. Man hilft sich, indem man die Aufgabe auf die Messung einer kleinen Spannung zurückführt. Z. B. legt man die gesuchte Spannung an einen Transformator, hier Spannungswandler genannt, welcher dieselbe auf einen kleinen, leicht zu messenden Wert bringt. Dabei muß man natürlich das Übersetzungsverhältnis des Wandlers kennen, d. h. das Verhältnis, in dem er die Spannung herabsetzt, außerdem bei Leistungsmessungen auch die Phasenverschiebung zwischen primärer und sekundärer Spannung. Auf Wunsch des Verbandes deutscher Elektrotechniker sind hierfür sowie auch für das Messen mit Stromwandlern technisch brauchbare Methoden ausgearbeitet worden.

Ferner kommt in Betracht die Isolation der Hochspannungsleitung; bei den Luftleitern ist man hier bereits so weit gekommen, daß die höchste Spannung, bei der eine oberirdische Leitung noch wirtschaftlich betrieben werden kann, hauptsächlich durch das Ausströmen der Elektrizität in die Luft bestimmt wird, welches, wie man an jeder Elektrisiermaschine sehen kann, als leuchtende Entladung erfolgt.

In der Technik, welche kurze und drastische Worte liebt, hat sich hierfür der Name Koronaerscheinung eingebürgert. Ein solches Phänomen wird demonstriert werden.

Endlich ist ein wichtiger Punkt auf dem Gebiet der Hochspannung das Phänomen der Überspannung. Wenn man eine weite leere Wasserstandsröhre gegen ein Wasserreservoir öffnet, so schießt das Wasser in die Röhre hinein, wobei es zuerst weit über die Ruhelage hinaussteigt und sich erst nach Ausführung einiger Oszillationen in diese einstellt. Während der Oszillationen erreicht aber der Druck im Rohr zeitweise Werte, welche über den Druck im Reservoir weit hinausgehen. Ebenso können in einem Netz, an welches man eine Wechselspannung anlegt, kurz nach dem Einschalten zeitweise Spannungen auftreten, welche die angelegte Spannung weit überschreiten, mit welchen man zwar im Dauerzustand nicht zu rechnen hat, welche aber, ehe dieser sich einstellt, große Verheerungen im Netz anrichten können. Die theoretischen Grundlagen für dieses wichtige Phänomen sind von einem Beamten unserer Anstalt entwickelt worden; es wird an einigen Beispielen demonstriert werden.

Die drahtlose Telegraphie ist z. T. im II., z. T. im Dachgeschoß untergebracht. Dieselbe operiert bekanntlich mit sehr schnellen Schwingungen, Schwingungen, von denen bei gewöhnlichen Betrieben etwa eine halbe Million auf die Sekunde kommen. Um diese Schwingungen sichtbar zu machen bedient man sich eines in der Reichs anstalt erfundenen Apparates, de Glimmlichtoszillographen, bei welcher man die Schwingungen auf die leuchtend Entladung eines Geißlerschen Rohre überträgt. Das negative Glimmlicl folgt, abwechselnd sich verlängernd un verkürzend, diesen Oszillationen, welcl mithin durch Anwendung eines Dre spiegels gesehen werden können. ist so gelungen, die merkwürdig Phänomene, welche bei der von Her Max Wien erfundenen, von der Pra übernommenen Methode der Lös funken auftreten, dem Auge sichtl zu machen. Dies alles habe ich etv ausführlicher geschildert, um auf Rundgang vorzubereiten.

DerNeubau wurde inclusive der inneren Einrichtung mit einem Kostenaufwand von 767 000 Mark errichtet. Das ist ein verhältnismäßig nicht allzu hoher Betrag. Wie von den Engländern fortwährend betont wird, beruhen die Erfolge Deutschlands auf industriellem Gebiete vorzugsweise darauf, daß bei uns die Technik auf eine breite wissenschaftliche Grundlage gestellt ist, und daß große Mittel hierfür aufgewendet werden. Unsere lieben Freunde und fürchterlichen Konkurrenten jenseits des Ozeans sind uns auf diesem Wege mit Riesenschritten gefolgt und drohen uns bei den großen dort verfügbaren Mitteln zu überflügeln, wenn wir nicht mit fortschreiten. Von diesem Gesichtspunkt aus darf man die Hoffnung hegen, daß die für den Neubau angelegten Mittel sich als ein gut angelegtes Kapital erweisen werden. Daß diese Hoffnung in Erfüllung gehe, wird das eifrige Bestreben der Herren sein, welche mit den Arbeiten im Starkstromlaboratorium betraut sind.

Emile Boutroux und das philosophische Erwachen der Gegenwart.

Von

I. Benrubi.

Am 22. Januar ist Emile Boutroux in die Académie française aufgenommen worden. Da seit dem Tode Caros im Jahre 1887 die Philosophie in der Gesellschaft der vierzig lebenden Unsterblichen nicht mehr vertreten war, so hat man in Paris in diesem Ereignis nicht nur eine Anerkennung des Lebenswerkes Emile Boutroux', sondern auch ein Symptom des philosophischen Frühlings der Gegenwart erblickt. So hat bei diesem Anlaß das populärste Pariser Blatt »Le Matin« eine Enquete veranstaltet, um zu erfahren, ob und inwiefern man in der Gegenwart von einem philosophischen Erwachen sprechen darf. Von besonderem Interesse erscheint mir zunächst die Antwort Ribots; denn dieser ist seit zirka 40 Jahren Herausgeber der »Revue Philosophique« und hatte daher Gelegenheit, den Entwicklungsgang der Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am besten zu verfolgen. Ribot kann also nicht umhin, zu konstatieren, daß die Reaktion gegen den Positivismus Comtes und Taines in den letzten Jahrzehnten sehr zugenommen hat, und daß daher das philosophische Erwachen der Gegenwart, namentlich in Frankreich, gleichbedeutend ist mit der Wiedergeburt der spiritualistisch-metaphysischen Philosophie. Ist doch dieses Erwachen dem Einflusse von Männern wie Ravaisson, Lachelier, Fouillée, Boutroux und Bergson zu verdanken. Wichtig ist diese Konstatierung namentlich deshalb, weil Ribot selbst wesentlich zur positivistischen Schule gehört.

Wertvoll ist auch die Antwort Boutroux' auf diese Enquete. Auch Boutroux zögert nicht, anzuerkennen, daß das Interesse, welches das große Publikum gegenwärtig für die Philosophie zeigt, nicht eine bloße Zufälligkeit der Mode ist, sondern vielmehr mit dem innersten Empfinden der Zeit zusammenhängt. Als den wichtigsten Grund dieses



philosophischen Erwachens betrachtet Boutroux die Tatsache, daß die Philosophie seit einigen Jahrzehnten angefangen hat, wieder mit der exakten Wissenschaft und dem Leben in Kontakt zu treten. Die offizielle französische Philosophie in Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Eklektizismus also, glaubte, daß zum Philosophieren weder die Kenntnis der Naturwissenschaften noch diejenige des Lebens nötig sei. Kein Wunder daher, daß das große Publikum und die exakte Forschung wenig Interesse für die Philosophie zeigten. Die subtilen Begriffskonstruktionen des Eklektizismus machten den Eindruck von Abstraktionen, die sich immer mehr von der Wirklichkeit entfernten. Ebenso waren die Vorgänge des Innenlebens, von ihren Existenzbedingungen getrennt und als eine Welt für sich aufgefaßt, konventionelle Wesenheiten, in denen die lebendige, mitten in der wirklichen Welt stehende Menschheit sich nicht wiedererkannte. Als aber einerseits die Positivisten (namentlich Comte und Taine) die Philosophen daran erinnerten, daß die Philosophie sich nicht von den Naturwissenschaften isolieren darf, falls sie nicht zu einer sterilen Scholastik herabsinken will, und andererseits Lachelier, die Bestrebungen Birans und Ravaissons fortführend, zeigte, daß der Geist sowohl innerhalb der exakten Wissenschaft selbst als auch in dem Aufbau unseres Bewußtseins lebendig und wirksam ist, vollzog sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein großer Umschwung. Einerseits fingen die Philosophen an, in der Philosophie nicht mehr eine interessante Beschäftigung des Geistes ohne die geringste Beziehung zu den anderen Lebensgebieten zu sehen, sondern eine Anstrengung des Denkens, um Wissenschaft und Leben in ihrer Ganzheit zu erfassen. Andererseits aber interessierten sich die exakten Forscher viel mehr als früher für Untersuchungen, in denen die Naturwissenschaft eine wesentliche Rolle spielte, und so sind sie selber Philosophen geworden.

Der Anteil Boutroux' an diesem philosophischen Erwachen kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Boutroux ist einer der ersten, die, bei aller Bemühung, die Unzulänglichkeit des positivistischen Dogmatismus hervortreten zu lassen, in der Wiederherstellung des Zusammenhanges zwischen Philosophie und Naturwissenschaft einerseits und Philosophie und Leben andererseits ihre wichtigste Aufgabe erblickt haben. Er scheint sich dessen bewußt zu sein, wenn er von sich bekennt: »Ich bin von der Naturwissenschaft ausgegangen, die sich als eine Tatsache aufdrängt, und die ich als solche hinnehme. Ich habe nachzuweisen versucht, daß die Naturwissenschaft nicht im Widerspruch steht mit Vorstellungen wie Individualität, Zweckmäßigkeit, Freiheit usw., auf denen unsere moralischen Überzeugungen beruhen, und deren Sturz notwendigerweise den Sturz dieser Überzeugungen nach sich ziehen würde. Zu diesem Zwecke mußte ich beweisen, daß die Naturwissenschaft keineswegs den strengen Dogmatismus und Determinismus in sich schließt, die sich oft auf sie berufen. Ich glaube, daß mir das gelungen ist.«

Dank dem Einflusse seines Bruders Léon Boutroux und seines Schwagers Henri Poincaré blieb Boutroux stets im Kontakt mit den Naturwissenschaften. Und doch bildet die Haupttriebkraft seines Philosophierens die Überzeugung von der Unzulänglichkeit und Unerträglichkeit des wissenschaftlichen Fanatismus und namentlich des Naturalismus.



Epochemachend iſt in dieser Hinsicht die im Jahre 1874 erschienene Doktoratsthese: »De la contingence des lois de la nature.« Trotz ihres geringen Umfanges iſt diese Schrift außerordentlich gehaltreich. In ihr sind alle Lehren Boutroux' in nuce enthalten. Seine späteren Werke »De l'idée de loi naturelle dans la science et la philosophie contemporaines« und »Science et Religion«*) kann man als einen Versuch betrachten, einige Zentralfragen des modernen Lebens mit Hilfe der in der Doktoratsthese angedeuteten Anschauungen zu lösen.

Boutroux iſt weder der erſte noch der einzige, der den Naturalismus bekämpft hat. Gleichzeitig mit ihm oder etwas später haben auch andere Philosophen sowohl in Frankreich als auch in Deutschland angefangen, die große Gefahr des Naturalismus für das Ganze des Lebens einzusehen. Wohl aber zeugt Boutroux' Kampf von großer Ursprünglichkeit. Boutroux ſtellt sich auf den Boden des Gegners selbſt und versucht so das Übel mit der Wurzel auszurotten. Er weiſt nach, daß das Naturbild des Naturalismus die häßlichſte Mißgeburt iſt, die man sich überhaupt denken kann, daß der Naturalismus an der Tatsache der Naturwissenschaft selbſt scheitert.

In direktem Gegensatz zum Naturalismus findet Boutroux, daß nicht die eherne Notwendigkeit, sondern vielmehr die Freiheit die Wurzel des Seins bildet. In der Natur gibt es nur Stufen der Freiheit. Das Wirkliche kann nicht aus dem Möglichen abgeleitet werden, wie der Schlußsatz eines Syllogismus aus den Vordersätzen abgeleitet wird. Die Wirklichkeit iſt reicher als die Möglichkeit. Daher iſt auch das wirklich gegebene Sein nicht eine notwendige Folge aus dem Möglichen, sondern nur eine kontingente Form desselben. Die Vorſtellung von Gleichförmigkeit und Unwandelbarkeit iſt dem gegebenen Sein als solchem fremd. Der Fortschritt der Beobachtung enthüllt da, wo der äußere Anschein nur gleichförmige und ununterschiedene Massen zeigte, Einmaligkeit, Mannigfaltigkeit, Individualität, Leben. Das Kausalprinzip läßt sich nirgends in der konkreten und wirklichen Welt ſtreng anwenden. Hier iſt die Wirkung unter dem Gesichtspunkt der Qualität der Ursache inkommensurabel. Das Kausalgesetz in seiner absoluten und abſtrakten Form kann zwar die praktische Regel der exakten Wissenschaft sein, deren Aufgabe es iſt, den Fäden der unendlichen Verschlingung, einem nach dem anderen, nachzugehen; aber es erscheint nur noch als eine unvollſtändige und relative Wahrheit, wenn man sich die allgemeine Verflechtung, die gegenseitige Durchdringung der Veränderung und der Beharrung vorzuſtellen versucht, die das Leben und das wirkliche Sein ausmacht. Alles iſt radikal kontingent, d. h. weder notwendig noch zufällig, sondern frei.

Ferner iſt nach Boutroux das Gesetz der Erhaltung der Kraft nicht der notwendige Ausdruck des Wesens der Dinge. Alles, was iſt, besitzt Qualitäten und nimmt eben deshalb teil an der Indeterminiertheit und an der Veränderlichkeit. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft iſt wohl eine Arbeitsmethode für die exakte Wissenschaft, kann aber nicht von der Philosophie als absolut notwendig anerkannt werden. Die Erfahrung, so breit auch ihre Grundlagen sein mögen, zeigt uns nirgends vollkommen ſtabile mechanische Gesetze.

*) Die deutsche Übersetzung dieses Buches iſt im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig, die der beiden erſten Schriften bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.

Die Umdrehungen der Geſtirne ſelbſt, die so gleichförmig erscheinen, haben keine absolut identischen Perioden. Die Natur erscheint, wenn man sie in einem einzelnen Augenblick betrachtet, als unbeweglich, während doch alles in Wirklichkeit lebt und sich entwickelt. Was den Übergang von den mathematischen zu den physikalischen Eigenschaften, von der Materie zu den Körpern anlangt, so darf auch er nicht a priori als den Dingen notwendig anhaftend angesehen werden. Man glaubt allerdings, daß man, wenn man alle mechanischen Bedingungen der physikalischen Erscheinungen kennte, die letzteren mit absoluter Sicherheit voraussehen könnte. Aber die Frage iſt die, ob der Begriff »alle Bedingungen« etwas Wirklichem entspricht, ob es für die physikalischen Erscheinungen eine endliche Anzahl determinierter mechanischer Bedingungen gibt. Eine äußerſt geringe Abweichung in den elementaren Bewegungen kann ausreichen, um in den weit entfernten Folgeerscheinungen bedeutende Veränderungen nach sich zu ziehen. Also hat bei der Erzeugung der mechanischen Bedingungen für die physikalischen Vorgänge die Kontingenz einen Anteil. Das Quantum physikalischer Einwirkung kann im Weltall oder in den Teilen des Weltalls zunehmen oder abnehmen.

Noch größer iſt nach Boutroux die Kontingenz in der Welt des Lebens. Die physikalisch-chemischen Gesetze sind unzulänglich für die Erklärung der physiologischen Vorgänge. Das lebende Wesen iſt in kontinuierlicher Umwandlung: es ernährt sich, es entwickelt sich, es erzeugt andere Wesen, es iſt von einer eigentümlichen Unbeſtändigkeit und Biegsamkeit. Das lebende Wesen schließt ein neues, auf die physikalischen Eigenschaften nicht zurückführbares Element in sich: den Fortgang zu einer hierarchischen Ordnung, die Individualisierung. Leben iſt wirkliche Schöpfung. Man kann sich nicht auf den Begriff des Lebens ſtützen, um zu behaupten, daß die gleiche Summe von Lebensenergie in der Welt notwendig erhalten bleibt. Denn dieser Begriff läßt eine sehr große Anzahl von Organisationsſtufen zu.

Völlig unhaltbar iſt nach Boutroux das Prinzip der absoluten Notwendigkeit auf dem Gebiete des Menschenlebens. Die seelischen Vorgänge sind nicht absolut determiniert, sondern sie verdecken unter den Gleichförmigkeiten der Aufeinanderfolge, die sie dem Beobachter darbieten, eine radikale Kontingenz. Das Bewußtsein iſt nicht eine Spezialisierung, eine Entwicklung, ja nicht einmal eine Vollendung der physiologischen Funktionen. Ebenso wenig iſt es eine Seite daran oder eine Resultante. Es iſt ein neues Element, eine Schöpfung. Es entſteht auf eine kontingente Art obgleich es an beſtimmte physische Bedingungen geknüpft iſt. Das Dasein und das Handeln des Menschen drängen der Natur Umwandlungen auf, die sich aus ihr selbſt nicht erklären lassen. Der Mensch iſt mehr als lebendes Wesen. Insofern er Person iſt, besitzt er eine Vollendung, zu der sich die lebenden Wesen, die nur individuelle Organismen sind, nicht erheben können. Ebenso beſteht zwischen dem Bewußtsein des Menschen und demjenigen der niederen Lebewesen ein himmelweiter Unterschied. Bei den niederen Lebewesen haben wir es nur mit einem Aggregat von bewußten Empfindungen zu tun, ohne ein Band zwischen ihnen. In dem sogenannten psychophysischen Parallelismus sieht Boutroux eine Sünde des Naturalismus, für den die psychische Welt nichts anderes iſt als eine Verdoppelung der Körperwelt. Es gibt nach Boutroux

keine Proportion zwischen dem physiologischen und psychologischen Zustand. Aber noch mehr: er spricht von einer Disproportionalität im Seelenleben selber. Ein psychischer Zustand findet niemals in dem vorhergehenden Zustand seinen zureichenden Grund. Das Kausalprinzip hat in seiner Anwendung auf die Tatsachen des Bewußtseins nicht die Starrheit, die ihm die abstrakte Wissenschaft beilegt. Ein Gefühl oder eine Vorstellung, wie groß auch die Einfachheit und Allgemeinheit der Beziehungen sei, die man untersucht, findet niemals ihre vollständige Erklärung in den vorhergehenden psychischen Vorgängen. Sie sind dem Vergangenen gegenüber etwas ganz anderes; sie bringen neue Qualitäten mit sich und entziehen sich aus diesem Grunde dem Gesetze der Proportionalität von Ursache und Wirkung. Diese Disproportionalität kommt namentlich in den Willenshandlungen zum Ausdruck. In dem Entschlusse, der auf die Erwägung der Beweggründe folgt, ist noch etwas Weiteres enthalten als in den Beweggründen: die Zustimmung des Willens zu diesem Motiv unter Bevorzugung vor irgendeinem anderen. Das Motiv ist also nicht die vollständige Ursache der Handlung. Gewiß ist es immer das stärkste Motiv, das die Oberhand behält, aber nur insofern, als man eben hinterher dem durch, den Willen gewählten Motiv dieses Epitheton beilegt. Das Individuum ist niemals vollständig der Sklave seines Charakters. Denn sein Charakter ist aus seinem Handeln entsprungen und bleibt infolgedessen von ihm abhängig. Nicht die Unbeweglichkeit ist der herrschende Zug in der menschlichen Natur, sondern die Veränderung: Fortschritt oder Verfall. Die wirkliche Lage des Menschen ist immer der Übergang aus einem Zustand in einen anderen.

Die Kontingenz, von der Boutroux spricht, ist also nicht identisch mit dem Zufall. Wäre der Zufall der Vater der Dinge, so würde man von einem Chaos sprechen müssen. Nach der Lehre der Kontingenz dagegen stellt sich die Welt als ganz gestempelt mit dem Gepräge von Einfachheit, Harmonie und Größe dar. Je weiter man in die Wirklichkeit eindringt, desto mehr sieht man die qualitative Determiniertheit und mit ihr den Wert, die Tüchtigkeit und die wirkliche Ordnung zunehmen im genauen Verhältnis zur Abnahme der abstrakten Ordnung eines blinden Verhängnisses. Was Boutroux von den meisten Verteidigern der Freiheit unterscheidet, ist eben dies, daß er die Freiheit nicht bloß der intelligibelen Welt zuschreibt. Die Freiheit, wie er sie versteht, steigt aus den übersinnlichen Regionen herab, um sich in die Erscheinungen zu mischen und sie nach unvorhergesehenen Richtungen zu lenken. Demgemäß hat die Freiheit nicht mehr das Schicksal des Dichters, den Plato mit Blumen krönte, aber aus seiner Republik verbannte. In seinen Beziehungen zur Welt ist der Mensch nicht nur ein Zuschauer, der darauf beschränkt wäre, die Dinge so zu wollen, wie sie sich notwendig vollziehen: er kann handeln, seinen Stempel auf den Stoff prägen, sich der Gesetze der Natur bedienen, um Werke zu schaffen, die über sie hinausgehen. Seine Überlegenheit den Dingen gegenüber ist dann nicht mehr ein Bild, eine Illusion, sondern sie äußert sich mittels der tatsächlichen Beherrschung der anderen Wesen, mittels des Vermögens, sie mehr oder weniger seinen Ideen gemäß und kraft seiner Ideen selbst zu gestalten. Um Boutroux richtig zu interpretieren, wird man allerdings bemerken müssen, daß er, bei aller Anerkennung

der Überlegenheit des Menschen, weit davon entfernt ist, dem Leben der anderen Wesen jeden idealen Charakter abzusprechen. Leben bedeutet auf keiner Stufe der Entwicklung einen bloßen Kampf ums Dasein. Wir haben es vielmehr überall mit einem Kampfe um die Verwirklichung des Ideals zu tun. Das Ideal ist bei den verschiedenen Wesen verschieden, weil jedes von ihnen seine besondere Natur hat und eben deshalb die Gottheit nur in und vermöge seiner eigenen Natur nachahmen kann. Aber überall haben wir es mit einer ungeheuren Anstrengung zu tun, immer höher auf der Skala der Vollkommenheit emporzuklimmen. Der Mensch vermag an einer dreifachen Vollkommenheit teilzuhaben: er kann wollen, d. h. das Gute wollen, sich selbst hingeben; er kann erkennen, d. h. bis ins Innere der Natur dringen, den Gang der Dinge voraussehen und ihn lenken; er kann fühlen, d. h. in der vernünftigen und wirksamen Ausübung der Nächstenliebe glücklich sein. Das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.

In dem Bestreben des wissenschaftlichen Fanatismus, die mathematische Exaktheit zum absoluten Maßstab der Wissenschaftlichkeit zu erheben, erblickt Boutroux eine Vergewaltigung der Dinge. Da einige Wissenschaften sich der mathematischen Strenge nähern, so nimmt man an, daß alle denselben Grad von Genauigkeit erreichen müssen. Aber diese Verallgemeinerung, bemerkt Boutroux, ist eine rein theoretische. Tatsächlich ist der Abstand zwischen der Mathematik und der Wirklichkeit unendlich groß. Es besteht eine radikale Inkommensurabilität zwischen dem Wirklichen und dem Mathematischen. Die lebendige Wirklichkeit läßt sich weder messen noch berechnen, denn sie ist eine fortwährende Schöpfung und Wandelbarkeit, ein Fortquellen von etwas Neuem. Die Wissenschaft, als Inbegriff der Wissenschaften verstanden, ist eine Abstraktion. Gegeben sind uns einzelne Wissenschaften, deren jede zwar mit den anderen im Zusammenhang steht, aber zugleich ihren eigentümlichen Charakter, ihre eigene Evidenz hat und mithin auf die vorhergehende Wissenschaft unzurückführbar ist. Nichts Verkehrteres daher, als von einer »wissenschaftlichen Philosophie« zu sprechen, falls man sich dabei denkt, daß die Philosophie auf dieselbe Art verfahren solle wie etwa die Mechanik oder die Chemie, oder gar daß sie sich mit einer Zusammenfassung der Resultate der Einzelwissenschaften zu begnügen habe. Demgegenüber behauptet Boutroux: Entweder ist die Philosophie eine selbständige Wissenschaft — oder sie hat keine Daseinsberechtigung. Gewiß darf die Philosophie sich nicht von den exakten Wissenschaften trennen. Vielmehr muß sie sich immer mehr mit ihnen vereinigen und ihrem Einflusse offen stehen. Aber andererseits muß sie sich auf einen anderen Boden stellen. Sie muß etwas leisten, was die anderen Wissenschaften nicht leisten können. Die Philosophie nämlich ist nach Boutroux nur dann selbständig, wenn sie sich bestrebt, die Dinge vom Gesichtspunkte der Einheit einerseits und vom Gesichtspunkte des Menschen andererseits zu betrachten. Sämtliche Einzelwissenschaften beruhen auf Voraussetzungen, die nicht streng experimenteller Natur sind, sondern vielmehr ihren Ursprung in einer Intuition haben. So setzt die Physik den Begriff einer qualitativen Veränderung voraus, die eben das Produkt einer Intuition ist. Das gilt auch vom Begriffe der Anpassung in der Biologie, vom Begriffe



des Ich in der Psychologie und vom Begriffe der Gesellschaft in der Soziologie. Aber nicht nur die exakte Wissenschaft, sondern auch das Handeln des Menschen kann nicht ohne Postulate auskommen. Das menschliche Handeln setzt die Idee der Pflicht voraus, die sich sowohl der Gesellschaft als auch dem Individuum aufdrängt. Nun ist aber die Vernunft die gemeinsame Wurzel der Wissenschaft und der Praxis. Sie allein gestattet uns, zu einer eigentümlichen und echten Erkenntnis zu gelangen. So untersucht die Vernunft die Methode der Einzelwissenschaften, um das in ihnen enthaltene menschliche Element herauszuarbeiten. Ferner untersucht sie die gemeinsamen Beziehungen der drei spezifisch menschlichen Welten: Kunst, Moral und Religion, um ihren Wert festzustellen. Endlich kann die Vernunft sich selbst in ihrer Beziehung zum Wahren und zum Seienden zum Gegenstand der Untersuchung machen: dann heißt sie Metaphysik. Wenn man also unter Philosophie die Arbeit der Vernunft versteht, die sich der Wissenschaft und des Lebens bedient, um sich selbst zu verwirklichen, so hat sie noch heute als selbständige spekulative Wissenschaft volle Daseinsberechtigung.

Mit derselben Energie tritt Boutroux für die Religion ein: er ist überzeugt, daß die Religion noch heute, trotz der ungeheuren Fortschritte der exakten Wissenschaften, eine Daseinsberechtigung hat. Daher sein Kampf gegen den Positivismus Comtes, den Agnostizismus Spencers, den Monismus Haeckels, ferner gegen den rohen Psychologismus und den Soziologismus.

So war Comtes Grundfehler der, alles was über den bloßen Menschen hinausgeht, für illusorisch zu halten, jedes Trachten nach einer Welt, wo unsere Wünsche, Überzeugungen, Träume erfüllt werden könnten, als einen Atavismus zu betrachten. Comte wollte nicht sehen, daß die menschliche Seele gerade das Bestreben ist, über das Gegebene hinauszugehen, etwas Besseres zu tun, etwas anderes zu versuchen, sich selbst zu übertreffen. »L'homme dépasse infiniment l'homme« sagt Boutroux mit seinem größten Lieblingsdenker. Sehr scharfsinnig und treffend ist Boutroux' Kritik dessen, was man die hochmütige Bescheidenheit Spencers nennen könnte. Spencers Forderung eines absoluten Objektivismus zeugt von einer völligen Verkennung des Wesens der religiösen Erlebnisse. Spencers Objektivismus ist nicht einmal in allen Wissenschaften durchführbar. Die Wissenschaft ist vielmehr ein Kompromiß zwischen dem Möglichen und dem Ideellen. Die Religion ist eben ein Bindeglied zwischen dem Relativen und jenem Absoluten, Unendlichen und Vollkommenen, wovon Spencer sprach. Spencer gibt uns zu viel und zu wenig. Er zeigt den Menschen ein Wesen, aus dem alles hervorgeht, und sagt ihnen dann, daß sie von diesem Wesen nichts wissen, nichts hoffen können. Wie läßt sic aber ein vollkommenes Wesen als möglich denken, ohne zu wünschen, daß es auch wirklich sei? Wie kann man dem Menschen verbieten zu beten: »Dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!«

Wie dürftig das Surrogat ist, wodurch der wissenschaftliche Imperialismus die Religion zu verdrängen glaubt, beweist nach Boutroux der Dualismus des Haeckelschen Monismus. Um zugleich den wissenschaftlichen und moralischen Anforderungen der menschlichen Natur zu genügen, stellt Haeckel Darwin und Goethe, den »struggle for life« und



den Kultus des Wahren, Guten und Schönen nebeneinander. Haeckel ersetzt die Religion durch die Wissenschaft, indem er den Imperativen, die in unserm Bewußtsein subjektiv gegeben sind, einen Wert verleiht, d. h. indem er in sein System ein fremdes, demjenigen der religiösen Offenbarung analoges Prinzip einfügt. Ungefähr dasselbe gilt auch von den anderen »wissenschaftlichen« Moralisten unserer Zeit. Sie glauben ihre Moral streng aus der exakten Wissenschaft abgeleitet zu haben, während sie sie in der Tat aus ihrem Innern schöpfen.

Die Psychologisten und die Soziologen begehen nach Boutroux den Fehler, daß sie die religiösen Erlebnisse als bloßes Produkt der Umstände betrachten und sie infolgedessen streng wissenschaftlich zu behandeln und zu erklären glauben. Die Psychologisten sehen nicht, daß weder das individuelle Subjekt noch die Gesellschaft dem Begriffe einer »wissenschaftlichen« Tatsache genügen. Die Naturwissenschaft sucht exakte, meßbare, objektive, begreifbare Tatsachen und Gesetze. Die Religion ist aber ein innerer, subjektiver Bewußtseinsinhalt. Das religiöse Bewußtsein schließt die Idee des Heiligen, der Pflicht in sich. Der Soziologismus vermengt seinerseits den Ursprung der Religion mit deren Wesen. Er sieht nicht, daß das Wesen der Religion nicht in ihren Anfängen, sondern in ihrer verinnerlichten Form, in dem unverfälschten Christentum gesucht werden muß. Die wahre Religion ist eine der gewaltigsten Kräfte, die die Menschheit bewegt haben. Sie hat jeder materiellen Macht den Geist als ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt. Sie ist eine vereinigende und veredelnde Macht, insofern sie eine radikale Gleichheit [illegible] Brüderlichkeit aller Menschen lehrt. Sie gibt den Handlungen des Individuums als Triebfeder die Überzeugung, daß es, so bescheiden es auch sein mag, mit Erfolg an der Verwirklichung des Reiches Gottes, d. h. der Gerechtigkeit und der Güte arbeiten kann.

* * *

Boutroux' wahrhaft bahnbrechende Anschauungen haben einen großen Einfluß auf die philosophische Bewegung der letzten Jahrzehnte in Frankreich ausgeübt. Man wird wohl kaum einen Vertreter der philosophischen Wiedergeburt der Gegenwart in Frankreich anführen können, der nicht irgendwie durch Boutroux beeinflußt worden wäre. So ist z. B. Henri Poincaré sicher unter dem Einflusse Boutroux' zu der Überzeugung gekommen, daß die Naturgesetze durchaus nicht etwas Unwandelbares sind, sondern vielmehr konstante Beziehungen zwischen der heutigen Erscheinung und der morgigen, Differentialgleichungen darstellen, daß sie stets der Revision unterworfen sind, daß man erwarten muß, sie durch genauere Gesetze zu ersetzen, da die empirischen Verifikationen, aus denen man sie ableitet, nur annähernd sind. Auch in der Kritik, die der Physiker P. Duhem an der exakten Wissenschaft übt, macht sich der Einfluß der Philosophie der Kontingenz fühlbar. Ganz im Sinne Boutroux' meint Duhem, daß die physikalischen Gesetze keine absolute Gültigkeit haben, daß ein physikalisches Gesetz nur provisorisch ist, denn es ist nur annähernd und symbolisch. Ein Symbol aber ist weder wahr noch falsch; es ist nur mehr oder weniger gut gewählt, um die Wirklichkeit, die es darstellt, zu bezeichnen, [es] drückt sie in einer mehr oder weniger genauen Form aus. Unter dem Einflusse Boutroux' einerseits und Bergsons andererseits bekämpft ferner auch [illegible]

katholische Modernist Ed. Le Roy die Schrankenlosigkeit der exakten Wissenschaft, die Notwendigkeit der Naturgesetze und den Determinismus. Jedes Gesetz, meint Le Roy, ist eine Konstruktion des Geistes, Symbol und Produkt unseres Vermögens, die Winkel, unter denen wir die Stetigkeit in der Welt betrachten, unendlich zu variieren. Die exakte Wissenschaft also, weit entfernt, zur Leugnung unserer Freiheit zu führen, setzt vielmehr die letztere voraus. Endlich wird man Spuren der Philosophie der Kontingenz auch in dem Kampfe, den Henri Bergson gegen den Mechanismus, den Evolutionismus, die Assoziationspsychologie, den Intellektualismus und den Determinismus führt, finden können. Allerdings weicht Bergson in einigen wichtigen Punkten von Boutroux ab. So z. B. läßt er nicht die Kontingenz und die Freiheit auch in der Welt des Anorganischen gelten. Andererseits würde Boutroux unmöglich seinem Schüler überall folgen können. Boutroux neigt mehr zum Rationalismus im Sinne Descartes' und findet daher Bergsons Intuitionismus etwas überspannt. Aber trotz dieser Abweichungen ist die innere Verwandtschaft zwischen den Bestrebungen beider Denker groß, und Bergsons Philosophie ist trotz ihrer Ursprünglichkeit in hohem Grade durch die Philosophie der Kontingenz befruchtet worden.

* * *

Von einer bahnbrechenden Bedeutung Boutroux' kann man auch vom Gesichtspunkte der Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Gebiete der Philosophie sprechen. Im Verlaufe seiner ganzen Lehrtätigkeit ist Boutroux bestrebt gewesen, bei seinen Zuhörern Interesse, Verständnis und Begeisterung für die deutsche Philosophie zu erwecken. Boutroux hat in Heidelberg zwei Jahre bei Eduard Zeller studiert. Er kam in persönliche Berührung auch mit Treitschke, Helmholtz u. a. Als die wichtigste Frucht seines Heidelberger Aufenthalts kann man die Übersetzung der »Philosophie der Griechen« von Zeller betrachten. Die Übersetzung leitete Boutroux mit einer sehr sympathischen Würdigung Zellers ein. Später veröffentlichte Boutroux eine enthusiastische Würdigung Jakob Böhmes. Ferner hat er die »Monadologie« und das erste Buch der »Nouveaux Essais« von Leibniz neu herausgegeben und dazu von aufrichtiger Bewunderung beseelte Einleitungen geschrieben. Auch über Kant hat er eine wertvolle Würdigung veröffentlicht. Daß Boutroux' Sympathie für das deutsche Geistesleben bis heute fortdauert, beweist u. a. sein energisches Eintreten für Rudolf Euckens Idealismus in der Vorrede zur französischen Übersetzung der »Geistigen Strömungen der Gegenwart«.

Boutroux tritt für das deutsche Geistesleben eben deshalb so warm ein, weil er hier Eigenschaften gefunden zu haben glaubt, die er am höchsten schätzt. Auffallend ist in dieser Hinsicht die Tatsache, daß Boutroux in seinen verschiedenen Arbeiten nicht umhin kann, Ansichten, die ihm am Herzen liegen, durch irgend ein Zitat von Goethe zu bestätigen. Goethe ist sein größter Lieblingsdichter. Er kann fast den ganzen Faust auswendig und zitiert ihn oft und gern auch im Gespräche. Die Eigenschaft, die Boutroux bei den deutschen Dichtern und Denkern am höchsten schätzt, ist die Innerlichkeit. Begreiflich ist das, wenn man beachtet, daß Boutroux eine echte Pascal-Natur ist. Er hat sich sozusagen in Pascal wiedergefunden. Jeder aufmerksame Leser seines schönen Buches über den



Denker von Port-Royal wird das unschwer herausfühlen. Boutroux' Studie über J. Böhme ist in dieser Beziehung besonders lehrreich. Die Größe Böhmes liegt für Boutroux darin, daß er »in allem und überall das ewige, innere, lebendige Wesen sucht. Den Geist vom Buchstaben zu befreien, die wirkende Kraft innerhalb der leblosen Erscheinung zu erfassen, bis in die ersten Quellen der Wirklichkeit einzudringen — das ist das Ziel des Strebens J. Böhmes.« Boutroux feiert Böhme als einen Typus deutscher Eigenart. »Idealismus und Realismus und das Bestreben, eine Versöhnung dieses mit jenem herbeizuführen — diese Züge der deutschen Philosophie sind charakteristisch für das deutsche Volk selbst. Welches daher auch das Verhältnis der deutschen Philosophen zu Böhme sein mag: sie sind mit ihm innig verbunden durch ein Band, welches viel stärker ist als der bloße Einfluß — sie sind, wenn nicht seine Söhne, so doch wenigstens seine Brüder, Kinder desselben Genius, Ausdruck desselben Aspekts des menschlichen Geistes«.

Von einem Hauch echter Begeisterung für das Ideal der Innerlichkeit ist ferner die Boutrouxsche Interpretation der Leibnizischen Philosophie getragen. Die Leibnizische Philosophie läßt sich nach Boutroux am knappsten als einen ununterbrochenen *Fortschritt vom Äußeren zum Inneren* oder als eine fortschreitende Vertiefung des Wesens der Dinge definieren. Leibniz möchte die Einheit und die Harmonie der Dinge, auf deren Erfassung der menschliche Geist nicht verzichten kann, wiederfinden. Boutroux zögert nicht, in der Leibnizischen Philosophie einen Fortschritt gegenüber der Philosophie Descartes' zu erblicken. Das gilt z. B. von der Leibnizischen Unter- [illegible] der Ausdehnung von der Materie. Unter der Ausdehnung nämlich entdeckt Leibniz *die Kraft*, die ein Mittelglied bildet zwischen der nackten Materie oder dem passiven Widerstand und der wirklichen Ausdehnung oder dem aktiven Widerstand. Als andere Vorzüge des Leibnizismus hebt Boutroux hervor: die Auffassung von Raum und Zeit als Folgen der inneren Ordnung der Dinge, die Überlegenheit der Qualität gegenüber der Quantität, der Zweckmäßigkeit gegenüber dem Mechanismus, das völlig innere und metaphysische Verhältnis zwischen den Dingen, den Glauben an den Fortschritt oder an die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung auf dem Wege der Natur selbst, namentlich aber den Begriff der *Entwicklung von innen heraus* (développement interne).

Boutroux' Sympathie für das deutsche Geistesleben kommt nicht minder deutlich auch in seinen Arbeiten über Kant zum Ausdruck. In der Kantischen Philosophie erblickt Boutroux »eine der bedeutendsten Tatsachen der Geschichte des menschlichen Geistes«. Den wohltätigen Einfluß, den Kant nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich ausgeübt hat, kann Boutroux nicht hoch genug anschlagen. Insofern bei Kant die Vernunft die zugleich zerstörende und schöpferische Macht ist, ist er der größte Nachfolger Descartes'. Aber nicht nur vom historischen Gesichtspunkte aus ist nach Boutroux Kants Werk bedeutend. Indem Kant nachgewiesen hat, daß wir imstande sind, jenseits der Erscheinungen die Denkgesetze zu erfassen, ohne die eben die Erscheinungen unmöglich wären, hat er zugleich den Boden für die moderne Kritik der Wissenschaften vorbereitet. Nicht minder groß ist Kants Bedeutung für die Moral. Da-

durch, daß Kant die Pflicht aus den Schlingen der Erfahrung und des gemeinen Utilitarismus befreit hat, hat er auch dem modernen Menschen die Möglichkeit gezeigt, sich zu einer echten Moral der Innerlichkeit zu erheben. Kants Lehre ist weder der bloße Reflex noch der Ausdruck des Denkens eines Volkes: sie gehört der Menschheit. In dieser dithyrambischen Stimmung schließt Boutroux seine Abhandlung über Kant.

Endlich tritt Boutroux auch für den Idealismus Euckens deshalb energisch ein, weil er in den Arbeiten seines deutschen Kollegen den Gesichtspunkt gefunden zu haben glaubt, der im Überschreiten sowohl des Naturalismus als auch des Intellektualismus die Realität und den Wert der Natur festhält, ohne den Geist darin zu versenken, und der die Überlegenheit und die Selbsttätigkeit des Geistes bei aller Anerkennung seiner Verbindung mit der Natur sicherzustellen vermag. Namentlich ist der Grund, der Boutroux nötigt, seinen Landsleuten das Studium der Gedankenwelt Euckens zu empfehlen, der, daß »Eucken immer bestrebt gewesen ist, die Philosophie dem Dunkel der Schulen zu entwinden, um ihr einen Platz im Kern der Wirklichkeit zu geben und sie dadurch am Leben der Menschen und der Dinge teilnehmen zu lassen, kurz: weil Euckens Motto Goethes: 'Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!' gewesen zu sein scheint.«

Wir sehen also, daß Boutroux der deutschfreundlichen Gesinnung seiner Jugend treu geblieben ist. Für die geistige Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich hat er Großes geleistet. Nur Kurzsichtigkeit wird diese Tatsache durch den Hinweis auf die politische Verworrenheit der letzten Zeit leugnen zu dürfen glauben. Weit davon entfernt, eine Folge der Annäherungsbestrebungen zu sein, beweist diese Verworrenheit vielmehr, daß nicht alle führenden Geister der Gegenwart dem Beispiele Boutroux' gefolgt sind. Auf Grund langjähriger Beobachtung darf ich wohl konstatieren, daß unter den französischen Philosophen durchgängig Sympathie und Verständnis für das wahrhaft Fruchtbare im deutschen Geistesleben der Gegenwart herrschen. Und das ist zum großen Teil dem Einflusse Boutroux' zu verdanken. So stammen einige der besten Werke, die wir über die deutschen Klassiker der Philosophie besitzen, aus der Feder seiner Schüler. Ich hebe hervor: »La philosophie pratique de Kant« von Victor Delbos und »La philosophie de Fichte« von Xavier Léon. Unter den Philosophie-Dozenten an der Sorbonne, die eben alle Schüler Boutroux' sind, herrscht durchgängig eine deutschfreundliche Gesinnung. Ungefähr dasselbe gilt von den Philosophie-Dozenten an sämtlichen Hochschulen Frankreichs. In der besten französischen philosophischen Zeitschrift »Revue de métaphysique et de morale«, die von den Schülern Boutroux' herausgegeben wird, werden alle wichtigeren deutschen Werke auf dem Gebiete der Philosophie besprochen. In derselben Zeitschrift sind bis jetzt mehr oder weniger längere Abhandlungen über einzelne Vertreter der philosophischen Bewegung der Gegenwart in Deutschland erschienen. Vor kurzem hielten einige ausländische und französische Dozenten (die letzteren fast alle Schüler Boutroux') in einer Pariser Hochschule eine Reihe von Vorträgen über die Philosophie der Gegenwart in Deutschland, die ohne Ausnahme von einer deutschfreundlichen Gesinnung zeugen. Diese Vorträge sind unter dem Titel »La



philosophie allemande au XIXe siècle« im Druck erschienen.

Es gehört der Zukunft, eine Gesamtwürdigung der Lebensarbeit Boutroux' zu versuchen. Von einer Boutrouxschen Schule wird man allerdings nicht sprechen können. Schule zu machen, ist Boutroux' Absicht niemals gewesen. Vielmehr ist er einer der tolerantesten Lehrer, die es je gegeben hat. Selten hat ein Lehrer so viele selbständige Schüler gehabt. Soviel steht aber schon heute fest, daß die bisherige Wirksamkeit Boutroux' segensreich für die Wiedergeburt der wahren, heroischen Philosophie gewesen ist. Und so zögern wir zum Schlusse nicht, Boutroux' Aufnahme in die Académie française mit Freude zu begrüßen. Denn diese äußere Anerkennung ist sicherlich geeignet, die weitere Befruchtung des modernen Geisteslebens durch das Wollen Boutroux' zu ermöglichen.

Ritus und Mythus.

Von

Richard M. Meyer.

In seiner ungemein scharfsinnigen und folgerichtigen Darstellung der altgermanischen Religion (in Hinnebergs »Kultur der Gegenwart« T. I, Abt. 3, I, S. 258 ff.) sagt Heusler: »Die Edda gehört nicht zu den Bibeln; eher zu den Märchenbüchern. In der ganzen nordischen Dichtung finden wir an zwei, drei Stellen die Anrufung der heidnischen Gottheit unmittelbar durch den Dichter. Ein einzelner vedischer Hymnus, ein jüdischer Psalm, ein attisches Chorlied enthalten mehr Religion als die gesamten altnordischen Pergamente.«

Der Ausspruch klingt noch unbedingter, als er gemeint ist, da Heusler eine Religion im engeren Sinne, eine »Gesinnungsreligion« von der Religion im weiteren Sinne scheidet. Für diese, die die Gesamtheit der Beziehungen zu den überirdischen Mächten umfaßt, will er den religionsgeschichtlichen Gehalt der beiden Edden nicht bestreiten; wohl aber für die erste. Auch ist ihm gewiß zuzugeben, daß die altgermanische Religionsgeschichte wirklich ungünstiger gestellt ist als irgendeine der verglichenen: wie wenig, sagt Heusler mit Recht, würden wir von der Religion des Alten Testaments oder der Hellenen wissen, wenn unmittelbar auf ihre Blütezeit die unbedingte Herrschermacht einer fremden Religion gefolgt wäre, die so scharf gegen alle Bekundungen der früheren Religiosität eingeschritten wäre wie es das Christentum selbst noch in dem toleranteren Norden gegen das Heidentum tat! — All das ist zuzugestehen; und dennoch bleibt Heuslers Ausspruch der charakteristische Ausdruck für eine wissenschaftliche Anschauung, die mir fast so einseitig



scheint wie die in der Altertumskunde herrschende Neigung, gegenüber den archäologischen Funden alle direkten Zeugnisse geringzuschätzen.

Die Edda ein Märchenbuch — das heißt also (da Heusler glücklicherweise von Wundts unhaltbarer Umdeutung des Märchenbegriffs weit absteht, vgl. Berliner Sitzungsberichte 1909, XXXVII, S. 944): der größte Teil der Eddalieder ist freie literarische Erfindung oder doch jedenfalls eher freie Gestaltung als feste Tradition, mehr literarisches als religiöses Zeugnis. Und weshalb? Weil sie verschwindend selten eine Anrufung der Gottheit durch den Dichter selbst (oder durch seine Figuren) enthalten. Ist es denn aber ausgemacht, daß nur durch solche unmittelbare Anrufung religiöser Inhalt (in jenem engeren Sinne) gewährleistet wird? Sind Thors Verherrlichung in dem Liede vom Gastmahl bei Ägir, Odins Selbstverherrlichung am Schlusse der Geschichte von Grimnir, die Beurteilung der Götter in der Wahrsagung der Seherin keine Zeugnisse von Religion und Religiosität? Selbst wenn die Eddalieder rein literarisch aufzufassen wären — wogegen doch schon der Umstand spricht, daß sie von dem Sammler selbst offenbar **nicht** unter diesem Gesichtspunkt, sondern als Zeugnisse für die alte Religion ausgewählt sind, von der man doch noch eine gegründete Vorstellung besaß —, selbst dann würden wir doch das Recht uns nicht nehmen lassen dürfen, aus und hinter der literarischen Form die persönlichen Empfindungen des Dichters zu suchen, so gut wie wir sie hinter den Aussprüchen von Goethes oder Schillers oder Kleists Dramengestalten suchen — und freilich auch mit denselben Kautelen wie dort! Gerade **Heusler** hat im Gegensatz zu andern Forschern sicher mit Recht betont, daß wir die Verschiedenheit zwischen Dichter und Publikum für die alte nordische Poesie nicht übertreiben dürfen, daß diese Dichter eben »Männer aus dem Volk« waren. Und somit werden sie auch keine religiösen Anschauungen ausgesprochen oder angedeutet haben, die nicht wesentlich auch die der Hörer waren, und wir werden sogar unter der Voraussetzung der dichterischen Gestaltung aus ihnen wenigstens ebensogut Schlüsse auf die religiösen Empfindungen des Volkes ziehen können wie etwa aus Rinckharts Eislebischem Christlichen Ritter.

Nun sind wir allerdings der Meinung, daß der unmittelbare religionsgeschichtliche Ertrag der Edda viel höher anzuschlagen sei. Hier steht eben alles auf der Bewertung der »Mythen« überhaupt; die Frage wird aus einer solchen der gegenwärtigen Religionsgeschichte zu der geradezu wichtigsten und brennendsten der wissenschaftlichen Mythologie überhaupt.

Mythologie war lange, und gewiß zu lange, die Wissenschaft von den Mythen: von ihrem Bestand, ihrer Auslegung, günstigstenfalls auch ihrer Entwicklung. Aber wie wir eine »Psychologie ohne Seele« erhalten haben, so auch eine »Mythologie ohne Mythos«. **Heusler** spricht den Mythen, die die Edda überliefert, eigentlich alle religionsgeschichtliche Bedeutung ab, obwohl doch auch er von den Mythen, die Loki zum Mittelpunkt haben, ganz abzusehn nicht imstande ist; aber im ganzen ist es ihm eben »die nordische Poesie«, die »die Riesenkämpfe zu bunten Fabeln ausgedichtet« und »neue Nebengötter hinzugesellt hat« (a. a. O. S. 266). Ich frage mich vergeblich, wo diese literarische Theogonie, die ja auch schon für Homer in ähnlichem Umfang behauptet worden ist, und zwar im Alter

tum selbst, jemals nachgewiesen worden ist. Wir haben fast zwei Jahrtausende christlicher Religionsgeschichte und nicht viel weniger Zeit christlicher Dichtung — wo ist in deren ganzem Gebiet eigentliche Erfindung märchenhafter Art zu erweisen? Wo läßt sich das Hinzuerfinden auch nur eines einzigen Heiligen beweisen? Fallen wir mit solchen Erklärungen nicht in die bequeme Lügenhypothese des Rationalismus zurück, nur daß statt der »betrügerischen Pfaffen« nunmehr die fabulierenden Poeten die Schuldigen sind? Aber die so ungemein lehrreiche und scharfsinnige Legendenkritik der Delehaye, Günter, van Gennep und anderer hat der freien Erfindung der Dichter immer weniger Raum gelassen. Ich lese eben die methodisch ausgezeichnete Schrift von Schrörs über die Kreuzesvision Konstantins und finde die früheren Behauptungen auch eines Jacob Burckhardt über bewußte Erfindung, über eigentliche dichterische Ausgestaltung fast durchweg widerlegt: was übrig bleibt, ist die Vergrößerung und die Anähnlichung an verwandte Erscheinungen, wie beides in der Volksüberlieferung selbst sich ohne weiteres einstellt. Gewiß, »die Dichter lügen zu viel« — aber mehr in Empfindungen als in Erfindungen. Freilich, in der Heldensage hat die (in einem weiten Umfang wahrscheinlich berechtigte) Annahme literarischer (und nicht mündlicher) Entstehung und Überlieferung eben jetzt der Erfindung verhältnismäßig viel Raum geschaffen, und Heusler läßt (a. a. O.) die reichgegliederten Erzählungen des alten Nordens »bald mehr ans Märchen, bald mehr an die Heldensage« anklingen; doch auch Ph. Aug. Becker und Bédier setzen überlieferte Grundlagen der poetischen Gestaltung überall voraus. Ob sie in der Bemessung der letzteren nicht doch zu weit gehen, ist eine andere Frage, für deren Beantwortung ich hier nur auf das interessante Buch von Chadwick The Heroic Age (Cambridge 1912, S. 151 f.: »The Use of fiction in the Heroic Poems«) hinweisen möchte, um mich völlig seinem Ausspruch anzuschließen: »Für die bewußte Erfindung von Charakteren scheint in den Geschichten, die wir geprüft haben, ein zwingender Schluß nicht erbracht zu sein.«

Aber was bei Heusler immerhin nur ein auf eingehende Kritik (und vielleicht auch wie gesagt auf eine von geheimen Voraussetzungen beherrschte Hyperkritik) begründetes Urteil ist, das hören wir anderswo schon ganz allgemein als unbedingtes Dogma ausgesprochen. Mit jener Eilfertigkeit des wissenschaftlichen Fanatismus, die ihn auszeichnet, spricht Friedrich Kauffmann nicht nur von dem »für jede Religion absolut wesentlichen Zusammenhang zwischen Mythus und Kultus«, sondern bestimmt ihn auch gleich dahin, daß der Kultus die absolute Führung hat, und obendrein noch selbstverständlich auf dem Wege des »Zaubers«: »Für uns hat der Mythus nicht rationalätiologischen, sondern magischen Gehalt (im Original unterstrichen), hängt der Mythus nicht (wie Schück angenommen hatte) mit der Katechese, sondern mit dem Zauberspruch und dem Gebet zusammen« (Archiv für Religionswissenschaft XI, 115). Daß der Mythus mit der Katechese zusammenhängen muß, glaube auch ich keineswegs. (Wohl aber, daß es der Fall sein kann: ein ausgesprochen novellistischer Mythus wie der vom Ursprung des Langobardennamens, ein ausgedehnter biographischer wie gerade der von Kauffmann so übel behandelte von Balder ist schon

seinem ganzen Stil nach der Katechese viel näher als der Magie; aber der Dogmatismus der neuen Deutewut erkennt natürlich eine eingehende Stilkritik so wenig an, wie einst der vorkultische Interpretationsdogmatismus der Kanne und Creuzer.) Daß der Mythus mit dem Kultus oft zusammenhängt, wird niemand bestreiten, der auch nur an die epischen Einleitungen der Zaubersprüche, z. B. des Merseburger Segens, denkt. Wenn aber Kauffmann daraus gleich ein ausnahmslos geltendes Gesetz macht, so fühlt man sich zu Moriz Haupts seminaristischer Lieblingsfrage gedrängt: »Woher wissen Sie das?« Aber der Beweis wird sehr einfach geführt; so nämlich, wie es heutzutage beliebt ist: auf dem Wege der Definition. Was keine rituellen Beziehungen hat, ist kein Mythus; und also hat jeder Mythus rituelle Beziehungen. Ferner: diese Beziehungen sind darin begründet, daß alle primitive Religion schlechtweg magisch ist; und also hat der Mythus immer magischen Gehalt oder mit andern Worten: jeder Mythus ist aus einem zaubermäßigen Ritus entsprungen.

Das sind die Folgen der allzu unbedingten Verallgemeinerung von Robertson Smiths ungemein wichtigen und seiner Zeit epochemachenden Hypothesen zur semitischen Religionsgeschichte, verbunden mit einer verbreiteten Unterwürfigkeit unter die magische Orthodoxie einiger französischer Forscher und ihres deutschen Gesinnungsgenossen Preuß, der jenen übrigens in gründlicher Durcharbeitung des selbst erforschten Materials weit überlegen ist (vgl. allgemein meine Altgermanische Religionsgeschichte S. 629). Man spielt Ritus und Mythus wie zwei Mächte gegeneinander aus und nimmt mit einem gewissen religiösen Eifer für den Kultus gegen den Mythus Partei, indem man drei Dinge bei dem Ritus überschätzt und bei dem Mythus unterschätzt, auf die allerdings alles ankommt: die Festigkeit, die Eigenart und die Deutbarkeit. Erst nachdem man sich über diese drei Fragen geeinigt hat, kann man zu derjenigen schreiten, die die »Ritualisten« so glatt erledigen: der chronologischen.

Zunächst also wird angenommen, der Ritus erhalte sich fast unberührt in seiner ursprünglichen Form, während der Mythus, selbst wenn er an sich alt sei, doch infolge beständiger Umformungen seine Altertümlichkeit zu bewahren nicht imstande sei. Dies ist der Ausgangspunkt für Robertson Smith gewesen: er erkannte die Altertümlichkeit vieler semitischer Gebräuche noch der Gegenwart und stellte ihr die Abweichungen der Berichte und Göttererzählungen gegenüber. — Sehen wir von Spezialfällen zunächst einmal ab, so ist der allgemeine Eindruck der Altertümlichkeit bei den Riten gewiß nicht abzustreiten. Er führt sogar leicht zu der unlogischen, aber leicht sich einstellenden Vorstellung, als ob der Kultus von allem Anfang an »altertümlich« gewesen sei. Natürlich kann auch das Ritual nicht mit grauen Haaren auf die Welt kommen; und wenn für Kultzwecke steinerne Messer noch im Gebrauch waren, als man die Steinzeit längst überwunden hatte; wenn als Kultbilder noch rohe Pflöcke und Pfähle dienten, wärend man schon ideale Götterbilder zu schaffen verstand, so muß es doch eine Zeit gegeben haben, wo der Opferer das Steinmesser einfach deshalb verwandte, weil er überhaupt kein anderes besaß, oder wo der Betende in dem Götzenbild ein Symbol von keiner andern Art sah, als er auch zur Abbildung des toten Freundes hergestellt haben würde. Wenn nun aber durch solche Überlebsel der konser-

vative Charakter des Kults gewiß bezeugt wird — gibt es ebensolche survivals im Mythus nicht auch? Erzählt er nicht auch von Menschenopfer und Menschenfresserei (Thyeſt), von Geschwiſterehe und Raubehe, lange nachdem diese barbarischen Sitten ausgerottet waren? Beruht nicht einerseits die Notwendigkeit psychologischer und kultureller Umbildungen und Umdeutungen der Mythen bei den Tragikern, andererseits ihre Ausdeutung und Ausbeutung bei den Folkloriſten gerade auf dieser Häufigkeit des Fortlebens archaischer Gebräuche im Mythus? Wenn der Mythus nicht durch alle Anpassungen an das Zeitverſtändnis hindurch immer ein gut Teil Altertümlichkeit bewahrte, würden wir ihn von naheſtehenden Erzählungsformen wie hiſtorischer Bericht da, Novelle hier überhaupt nur noch durch glückliche Zufälle (Bewahrung alter Namen z. B. — aber auch das iſt ja eine Altertümlichkeit!) unterscheiden können? Nun aber bleibt, was die Hauptsache iſt, bei den verschiedenſten Umformungen der mythische Kern doch unverändert, solange nur überhaupt ein lebendiges mythisches Verſtändnis noch lebt — ja vielfach sogar über dies hinaus. Ich glaube mich der vorher anderen vorgeworfenen Sünde der Erschleichung durch Definition nicht schuldig zu machen, sondern nur allgemeine Anschauungen wiederzugeben, wenn ich den Mythus definiere als eine Erzählung, durch deren Inhalt sich ein Gott in seiner spezifischen Eigenheit offenbart. Der Mythos iſt das literarische Gegenſtück zur Epiphanie: in beiden bekundet sich das göttliche Wesen durch Erscheinung, Worte oder Taten. Edward Schroeder hat vor kurzem den Merseburger Zauberspruch eine Götteranekdote genannt — in einigermaßen herabsetzender Weise, da der Ausdruck parodiſtisch klingt; denn was iſt eine Parodie anders als eine absichtliche Stilvertauschung? Aber sieht man von dieser Verschiedenheit des Stils ab, die allerdings »Anekdote« und »Mythos« trennt, so iſt in der Tat eine Verwandtschaft der Tendenz nicht zu leugnen: die äſthetische Freude beſteht beidemal in der Anschauung der großen Eigenart. Niemand weiß, wie man ein Ei auf die Spitze ſtellen kann, außer Columbus (oder früher Brunelleschi); Niemand weiß Balders verwundetes Roß zu heilen außer Odin. Die Weisheit, das Können wird hier wie dort in einem Einzelzuge verherrlicht; und sie iſt das Kennzeichen des Weltentdeckers wie des Runenfinders. Diese Grundzüge aber hat der Mythus faſt immer treulich bewahrt und uns eben dadurch die Nachempfindung der religiösen Empfindungen ermöglicht, die ein beſtimmter Gott erregte; denn die Frömmigkeit iſt zu spezialisieren. Aus allen altnordischen Mythen tritt noch die ehrliche Kraft Thors, die überlegene Weisheit und wohl auch Schlauheit Odins, wie sie sich beide beim Bauern berühren hervor; oder die persönliche Sympathie, die die Geſtalt des Balder einflößte, wie etwa unter den Jüngern Chriſti die des Johannes. Der mythische Kern, die Offenbarung der herrschenden Kraft eines göttlichen Wesens, war ſtärker als alle psychologischen Verdeutlichungen, als alle poetischen Freiheiten. Gewöhnlich blieb es erſt der wissenschaftlichen Mythologie des letzten Jahrhunderts vorbehalten, ihn zu verkennen.

Auf der andern Seite aber iſt die Stabilität des Kultus keineswegs so unbedingt, wie man nach den methodischen Dogmen der Kultiſten annehmen sollte. Wenn es eine Mode geworden iſt, alle Gottheiten

bis hin zu dem indischen Windgott Rudra und dem griechischen Sonnengott Helios auf Grund von Kultgebräuchen für chthonisch zu erklären (vergl. meine Altgerm. Religionsgesch. S. 629), so liegt doch der Gedanke nahe, daß in Wirklichkeit diese Gebräuche auf nichtchthonische Gottheiten erst übertragen wurden, wie das ja in Einzelfällen auch bezeugt ist (vergl. z. B. Stengel, Opferbräuche der Griechen S. 126f.). Die Menschenopfer gebührten ursprünglich wahrscheinlich nur den blutigen Gottheiten, die die apokalyptischen Reiter Tod, Pest, Hungersnot, vor allem Krieg regierten; wenn sie sich aber »bewährten«, warum sollte man sie nicht auch bei unblutigen Gottheiten erproben, wie bei dem gütigen Frey? Sollte in dem durch ganz besondere Altertümlichkeit (Wissowa, Religion und Kultus der Römer S. 144) ausgezeichneten Kult der Vesta nicht auch das Einmauern der ungetreuen Priesterin ein Überrest alten Menschenopfers sein, das dieser durchaus unblutigen Gottheit dargebracht worden wäre?

Aber Änderungen des Kults sind ja in großer Zahl ausdrücklich bezeugt; und Stengel, der sie für die chthonischen Gottheiten leugnet, gibt sie für die verwandten Totengeister (a. a. O. S. 137, 143) unbedenklich zu. Vor allem ist es ja eine typische Erscheinung, daß ursprüngliche Menschenopfer späterhin durch symbolische Opfer (Gebäck u. dgl.) oder wenigstens durch Tieropfer ersetzt werden — eine Änderung, die sogar zu Kultsagen (Iphigenie, Isaaks Opferung) geführt hat. An gewaltsame Kultänderungen wie in Ägypten oder Israel braucht man dabei nicht einmal zu denken; oder an klimatische Notwendigkeiten, wie sie der bekannte Einwand der Moslim gegen das Christentum voraussetzt: dies sei zur Weltreligion nicht berufen, da der vom christlichen Ritus geforderte Wein nicht überall gedeihe. Aber daß Verschiedenheiten im Ritus sich herausbilden, zeigt ja jede Kirchengeschichte; es sei nur beispielsweise an die verschiedene Art des Bekreuzigens in der abendländischen und der morgenländischen Kirche erinnert. Man könnte vielleicht geradezu sagen, daß beim Mythus das Wesentliche bleibt, aber die Nebenumstände sich verändern, während beim Ritus das Unwesentliche sich am zähesten behauptet, aber die echte alte symbolische Bedeutung der Zeremonien verloren geht, wie sich das sogar in Übertragungen der Opfersprache (Diels, Sibyllinische Blätter S. 72) zeigt.

Wir werden also zusammenfassend sagen dürfen: die Festigkeit ist bei Kultus und Mythus mehr der Art als dem Grade nach verschieden. Aber ganz Ähnliches gilt auch für die Frage der Individualität.

Wenn man die Behauptung hört, eine wirkliche Individualisierung der Gottheiten sei der Wissenschaft nur auf Grund der Kultverschiedenheiten möglich, so wird sie eigentlich schon durch die eben hervorgehobene Tatsache der Verallgemeinerung einzelner Kultgebräuche widerlegt. Was beweisen die Menschenopfer, die Bekränzung, das Falten der Hände noch, wenn sie beinahe zu selbstverständlichen Formeln des Verkehrs mit den Überirdischen werden? Nicht mehr als die Anredeformeln, in denen jeder Gott als der Mächtigste und Gütigste gefeiert werden kann — wie auch die unansehnlichsten Herrscher sich als »Majestät« titulieren lassen! Gewiß gibt es oft spezifische Züge, wie den Schwertertanz vor dem Kriegsgott oder das Grützeopfer an gefällige Hausgeister und Patrone des Bauerngutes; so daß Pushan oder Thor



wegen dieser Opferspeise von den ſtolzen Verächtern der Bauernkoſt verspottet werden. Aber die fortschreitende Individualisierung der Göttergeſtalten bedarf doch des Wortes zur Verdeutlichung; und eben hier scheint die hauptsächliche Wurzel der Beliebtheit des Mythus in der ganzen Welt zu ſtecken. Der Gläubige erzählt gern von der Kraft seines Gottes, wie sie sich bei der Errettung eines Bedrängten oder der Tötung eines Ungeheuers dokumentiert hat: diese Freude an den Tugenden des Schutzherrn wird bei den Prieſtern, die von Indra singen, so lebendig gewesen sein wie bei denen, die Marienlegenden dichteten; und vor freier Erfindung wird beide schon die Ehrfurcht vor dem Patron ferngehalten haben. — Soweit nun aber die Götter wirklich differenziert sind, so weit sind es auch die Mythen, und der Stil der Thorsmythen iſt nach aller dichterischen Durcharbeitung von dem der Odinsmythen noch immer so verschieden wie derjenige der Mythen von Dionysos von dem der Hermeslegenden oder wie der Stil der Legenden von Maria und von Katharina, von Franziskus und von Antonius — soviel Sagenübertragung auch überall ſtattgefunden hat.

Damit sind wir aber auch schon bei dem dritten Punkte: der Frage der Deutbarkeit. Unmethodische oder einseitig methodische Sagendeutungen haben eine Art Panik bewirkt, so daß man vielfach von Mythendeutung so wenig hören will wie von Namenübersetzung; und doch iſt es sicher, daß, wer seine Tochter »Speerjungfrau« nannte, dabei an eine Speerjungfrau dachte wie einer, der seinen Sohn »Gotthold« nennt, damit einen dauernden Segenspruch auf des Kindes Haupt gelegt haben will. Mythen lassen sich deuten wie Eigennamen: als idealisierende Charakteriſtiken. Natürlich muß man von der kleinlichen Ausdeutung jeder Einzelheit ablassen, mit der wirklich vielleicht nur der Dichter den Bericht ausgeschmückt hat, und erſt recht von den anachroniſtischen Übersetzungen in irgendeine Allegorie oder Naturerklärung, oder ſonſt ein Charadenspiel. Aber man denke etwa an Wilamowitz' Deutung der Herakleslegenden! Kann irgendein Ritus das Wesen eines Gottes klarer herausſtellen, als es die Mythen von Loki tun? — Jeder Kult aber enthält gewisse symbolische Elemente — gerade weil er, oder soweit er »magisch« iſt; und wo Symbole sind, da iſt auch die Möglichkeit des Unterlegens, des Falschdeutens, um so mehr, als mit der Zeit gerade das unverſtändlich Gewordene mit besonderer Andacht bewahrt wird.

Wir glauben also zusammenfassen zu können: in der Feſtigkeit iſt der Mythus mit dem Kult wohl zu vergleichen, wenn man nur die richtigen Vergleichspunkte wählt und nicht in jeder neuen, den Kern unberührt lassenden Umkleidung eine eigentliche Veränderung sieht; in bezug auf Eigenart und Verſtändlichkeit kann er es mit jenem gewiß aufnehmen. Aber das sind freilich alles Nebendinge im Vergleich zu der für beider Verhältnis wichtigſten Frage: Wie ſtehen sie zeitlich zueinander?

Auch hier iſt für die Mythusverächter alles einfach und klar. Wir hörten es schon bei Kauffmann: der Mythus hat magischen Gehalt und hängt mit dem Zauberspruch zusammen. Wir wiederholen: das kommt beides unzweifelhaft vor; das iſt aber beides nichts weniger als ſelbſtverſtändlich oder notwendig. Hätte Kauffmann recht, so müßte der Ritus immer das Primäre sein; was gewiß auch wirklich seine

Meinung iſt. Denn nach seiner Anschauung iſt die Zauberei die große Urform der Religiosität überhaupt; aller ursprüngliche Verkehr mit den Überirdischen beruht auf der Magie, das heißt (wie wir etwa definieren können) auf der Anwendung von Mitteln, durch die Dinge erzwungen werden sollen, die auf normalem Wege nicht zu erzwingen sind. Ein jeder Kultgebrauch iſt nach dieser Anschauung ursprünglich magisch; etwa ein sympathetischer Zauber, indem durch eine kultische Art des Ausgießens von Wasser die Dämonen, die das Regenwasser unter Verschluß haben, gezwungen werden, es herzugeben. Somit würde der Mythus an einen solchen unmittelbar zweckdienlichen Kultgebrauch erſt nachträglich angeschlossen sein, z. B. (was zweifellos nicht selten iſt) in der Form des ätiologischen Berichts, etwa von der erſten Gelegenheit, bei der ein beſtimmter Ritus ausgeübt wurde; wie die Zeremonie der Befühlung des neugewählten Papſtes oder vielmehr (da schon jene Zeremonie samt dem berühmten »Habet!« sagenhaft iſt) der Gebrauch des durchbrochenen Stuhls zur Inthronisation ein Hauptanlaß zur Bildung der Sage von der Päpſtin Johanna gewesen sein soll (Döllinger, Papſtfabeln S. 37). Kauffmann lehnt freilich selbſt diese sekundäre Entſtehung des Mythus ab; auch sie, scheint es, läßt diesen noch zu selbſtändig; der Mythus soll überhaupt nur als Teil der magischen Handlung exiſtieren. Nun bin ich durchaus der Ansicht, daß jede alte Zauberhandlung wirklich eine Kombination von »Wort« und »Werk« (Havamal in Gerings Edda Str. 141) voraussetzt, was u. a. Edward Schroeder entschieden beſtreitet; aber daß das »Wort« notwendigerweise epischer Art gewesen sei, glaube ich durchaus beſtreiten zu sollen. In den meiſten Fällen war es selbſt magisch, nämlich nichts anderes als eine gesprochene Nachahmung oder Wiederholung des »Werks«: der Blutsegen wird dadurch wirksam, daß ich das vom Beſtreichen der blutenden Stelle erwartete Aufhören der Blutung mit Worten nachahme; die Heilung der auseinandergerissenen Glieder wird doppelt »vorgemacht«: durch ein Zusammenfügen mit der Hand, und durch ein symbolisches Zusammenfügen mit Worten: »Glied zu Gliede, Bein zu Beine. . . . «

Daß überall, wo der epische Vorbericht fehlt, er verloren gegangen sei, haben wir kein Recht anzunehmen. Aber häufig iſt er vorhanden. Muß er dann immer von Anfang an einen integrierenden Beſtandteil des Zaubers gebildet haben? Auch das wieder iſt unsicher; doch will ich es trotz des bedenklichen Vorkommens verschiedener Vorgeschichten zu ein und demselben Zauberspruch als wahrscheinlich zugeben. Folgt nun aber aus dem Umſtand, daß der Mythus (oder die »Götteranekdote«) mit dem Kult, wo dieser in Form von Zauberhandlung auftritt, verbunden iſt, irgendwie, daß es nicht daneben noch Mythus ohne Kult gegeben haben kann?

Es iſt das wieder eine der großen »Selbſtverſtändlichkeiten«, mit denen die neue Richtung arbeitet; etwa wie für Freud und seine Schüler überall, und so auch insbesondere überall in der Religionsgeschichte, jede Erscheinung ein sexuelles Prius voraussetzt! Wir behaupten aber, daß der Mythus ganz unabhängig vom Kult entſtehen konnte.

Zunächſt einmal iſt eine losere Form der Verbindung von Ritus und Mythus bezeugt in solchen Fällen, wo eine Erklärung des vorgenommenen Kultgebrauchs selbſt schon traditionell geworden iſt; wofür die Katechesierung

nach und bei der jüdischen Pessachfeier ein schönes Beispiel bietet. Man denke aber noch an solche volkstümliche Gebräuche, wie der alte Jahn sie nachahmte, wenn er beim Durchschreiten des Brandenburger Tors jungen Turnern eine Ohrfeige gab: »Weshalb bekommst du die Schelle? Damit du daran denkst, daß die Franzmänner die Viktoria gehabt haben und daß wir sie wieder zurückholen mußten!« Das Fragebedürfnis des naiven Menschen darf nicht unterschätzt werden; und es ließ sich nicht immer zu gunsten der esoterischen Unverständlichkeit unterdrücken. Was sind denn alle die anerkannten »Kultmythen« anders, als Versuche, einen bereits bestehenden Brauch in seinem eigenen Stile nachträglich zu erklären?

Immerhin ist aber in solchen Fällen eine Beziehung zwischen Ritus und Mythus vorhanden, wenn sie auch sekundär ist. Aber, daß es auch ohne jede solche Beziehung Mythen geben konnte, ist wenigstens in einem Falle, wie mir scheint, sicher: nämlich wo die Mythen von einem Gott erzählen, der gar keinen Kult hat.

Natürlich hilft den Mythen-Mediatisierern auch hier ein »methodisches« Apriori. Wo kein Kult ist, lautet das Dogma, da ist auch kein göttliches Wesen anzuerkennen, oder wenigstens nur als eine Erfindung der Sänger und Theologen. Was es mit solchen »Erfindungen« auf sich hat, wurde bereits erörtert. Doch aber stützt sich gerade das wichtigste angebliche Beispiel solcher Annahmen auf derartige Schlüsse. Der germanische Gott Wodan - Odin soll mindestens kein »volkstümlicher« Gott gewesen sein, weil von seinem Kult ungleich geringere Spuren vorhanden sind als von dem seines Gegners Thor. Wir wollen hier zunächst einmal von den positiven Gegenargumenten absehen: daß nämlich in der Tat immer noch recht stattliche Zeugnisse des Odinkultes vorhanden sind; auch von der Unwahrscheinlichkeit ersten Ranges, daß gerade der einzige Gott, der mit Sicherheit eine ausschließlich germanische und dabei gemeingermanische Schöpfung ist, nur engen Kreisen angehört haben soll! Aber an dieser Stelle wollen wir nur von den oft betonten negativen Momenten reden. Es ist gewiß, daß theophore Namen ein wichtiges Hilfsmittel der Religionsgeschichte sind, und daß in der Tat der Name Odins im Norden in Orts- und besonders in Personennamen sehr viel seltener begegnet als der Thors. Aber zunächst einmal ist er immer noch häufiger als der des Gottes Tyr, der unzweifelhaft ein schon aus der Urzeit ererbter, kultisch (z. B. mit Schwerttänzen) verehrter Gott war. Dann aber ist die Seltenheit der Verwendung des Namens so wenig ein Beweis gegen seine Verehrung, — daß sie vielmehr fast ein Beweis dafür ist! Die Hauptgottheiten werden oft von der mißbräuchlichen Anwendung, zu der der Orts- oder Personenname führen kann, geschützt. In Athen ist der Kult der eponymen Gottheit uralt; aber gegen 859 Namen mit Zeus und 603 mit Apollo stehen bloß 336 mit Athena (Sittig de Graecorum nominibus theophoris S. 27). Hestia ist eine uralte sehr verehrte Gottheit, aber in theophoren Namen selten (ebd. S. 117). Es begegnet ja sogar, daß Götternamen wegen ihrer Heiligkeit ganz gemieden werden, wie in Israel, oder doch wenigstens in Menschennamen, wie zwar Ableitungen von Christi Namen wie »Christian« es (in späteren Zeiten, und aus bestimmten Ursachen!) zu einiger Beliebtheit gebracht haben, die Christlieb und Christlob aber (samt ihren



antiken Vorläufern, vgl. ebd. S. 164, und nordiſchen Vorläufern, vgl. H. Naumann, Altnordiſche Namenſtudien S. 94) immer ſelten geblieben ſind. — Oder eine noch merkwürdigere Analogie! Hätten Mythologen die Hauptträger des chriſtlichen Kultes aus den doch gewiß bezeichnenden Kirchennamen zu rekonſtruieren, ſo müßten ſie auf eine ganz unvolkstümliche Verehrung Gottes ſchließen. Denn ſo zahlreich Kirchen und Kapellen Chriſtus geweiht ſind (wenn auch bezeichnenderweiſe mit ſeinem theologiſchen Amtsnamen viel häufiger als mit dem eigentlichen Namen: St. Salvator, Heilandskirche, nicht gern vor der Reformation Chriſtuskirche), ſo ſelten tragen ſie den Namen Gottvaters. Es verfängt nicht, wenn man einwenden wollte, Gott Vater ſei in jeder Widmung an Chriſtus mit einbegriffen; denn das müßte auch von der dritten Perſon der Dreieinigkeit gelten, während doch Heiliggeiſtkirchen nicht ganz ſelten ſind. Gewiß hängt das mit manchen religionsgeſchichtlichen Verſchiedenheiten zuſammen: Chriſti Leben iſt eine fortſchreitende Epiphanie, die Geburt des Heilands eine einmalige des heiligen Geiſtes, während Epiphanien Gottvaters nicht berichtet werden (es ſei denn eben in der Form der Dreieinigkeit wie nach der alten Auslegung in dem Beſuch der drei Engel bei Abraham). Aber es bleibt doch eben ein Faktum, daß in einer ſo wichtigen Gruppe theophorer Namen, wie es die Kirchentitel ſind, der religiös überragende fehlt!

Das kann auf doppelte Weiſe erklärt werden. Möglich iſt eine Unterſcheidung verſchiedener Namensfunktionen — worauf freilich noch wenig geachtet worden iſt. Wie kultiſche und ideale Heiligenbilder, ſo können kultiſche und allgemeine Götternamen geſchieden ſein. Wir wieſen ſchon darauf hin, daß die Chriſtus geweihten Kirchen meiſt nach »dem Erlöſer« heißen; vielleicht war die berühmte Jeſuitenkirche »il Gesù« in Rom die erſte dieſes Namens, wie erſt der große Religionskrieg den antikonfeſſionell gemeinten Namen »Chriſtian« beliebt gemacht hat. Die gleiche Tendenz liegt viel ſchärfer ausgeprägt vor, wenn in den Eigennamen (auch der Orte) der Name Odins erſetzt zu ſein ſcheint durch den ſeiner heiligen Tiere. Benennungen mit »Adler«, »Rabe«, »Wolf« bedeuten (was allerdings z. B. Naumann auch beſtreitet) doch wohl Taufen auf Odin — und dann hat er auf einmal in den theophoren Namen ſogar die erſte Stelle! — Oder aber, wenn die »theriophoren Namen« (wie ich ſie nenne) wirklich nur das bewunderte Tier meinen, ſo würde eben allerdings der Gott überhaupt nicht gern außerhalb der feierlichen Verwendung ſeines Namens genannt worden ſein — aus Ehrfurcht! Wir vermuten ſo, daß der Gott Heimdall einen Kultnamen »Höfud« beſaß, der nur feierlich gebraucht wurde; aber ſelbſt der Name Heimdall wird noch in einem erzählenden Gedicht durch die Amtsbezeichnung »Rig«, der Herr, erſetzt.

Doch nach all dieſen Ausführungen kann man erwidern: es ſei dann eben nur das Beiſpiel widerlegt, nicht die Regel. Odin alſo beſitzt einen Kult; das ſtimmt ja eigentlich gerade zu den ritualiſtiſchen Vorausſetzungen! Aber deshalb braucht es immer noch keinen Gott ohne Kult zu geben! Nun, auf dem Wege zu einem ſolchen liegt der eben beſprochene Fall doch ſchon. Ein Schritt weiter, und wir kommen von dem Gott, deſſen Namen nur mit Vorſicht und in feierlicher Weiſe (wie vor allem der Jehovas) ausgeſprochen werden darf, zu dem Gott, der überhaupt ſelbſt



für den Kult zu hoch ist. Daß gerade der höchste Gott keinen Kult hat, ist eine keineswegs seltene Erscheinung (vergl. z. B. Carpenter, Comparative Mythology S. 114f.). Wenn es aber von diesen kultlosen höchsten Göttern keine Mythen gäbe, wüßten wir nichts von ihnen; die sind aber vorhanden, oft als Weltschöpfungsmythen. (Ob die sonst unbekannten oder kaum genannten Götter, die außer Odin und Loki an der nordischen Schöpfung teilnehmen, dazu gehören, ist allerdings mehr als fraglich). Aber es ist kein Grund vorhanden, die Annahme von Mythen ohne kultische Beziehung auf solche Fälle zu beschränken. Da alle Mythologien an solchen Mythen überreich sind, die Götter charakterisieren, ohne daß die praktische Anwendung in irgend welcher rituellen Weise aufzuzeigen wäre, haben wir einfach kein Recht, für sie alle Verlust ursprünglicher Kultbeziehungen zu behaupten. Unter diesen Mythen befinden sich aber neben augenscheinlich jungen uralte Mythen wie jene, die in ihrer kulturellen Färbung das Gepräge älterer Perioden zur Schau tragen, als die gleichzeitigen Rituale; — wie etwa die Kronoslegenden mit ihrer sultanischen Kastrierung. Vielleicht gehören alle Weltschöpfungsmythen hierher, sicherlich alle eschatologischen; denn an so entfernte Dinge knüpft sich dasjenige praktische Interesse, ohne das ein Kult nicht entstehen oder allermindestens ohne das er nicht traditionell werden kann, erst in so späten Zeiten wie denen der Mysterienreligionen. Auch daß in den rituellen Festen der Mexikaner, wie Prof. Ehrenreich mitteilt, Weltschöpfung und Weltuntergang mimisch nachgeahmt werden, beweist nichts gegen die allgemeine Regel, daß an die letzten Dinge unmittelbar ein Kult nicht angeknüpft werden konnte — schon weil sie singuläre Erscheinungen sind. Und wenn der Kurfürst Joachim sich auf den Tempelhofer Berg flüchtete, um dem Weltuntergang, den die Astrologen prophezeit hatten, noch ein Weilchen zu entgehn, so konnte er auch von der fürsorglichen Kirche einen andern Ritus nicht übernehmen als allgemein die bei großer Gefahr zu sprechenden Gebete und Gelübde! Aber gefragt und geantwortet wurde schon früh, wer der Urheber des Lebens sei, und wie er die chaotischen Urzustände geordnet — denn Schöpfung ist nichts anderes als Organisation.

Aber allmählich konnte sich auch an unkultische Mythen ein Kult ansetzen: der Mythus kann älter sein als der Ritus. Eigentlich tritt dies bei jeder Epiphanie ein: wenn die Stätte, die ein heiliger Fuß betrat, durch Tabu und Ausschmückung, durch Lustration und Opferspende geheiligt wird, muß der Bericht von der Erscheinung des Ing oder der Nerthus, des Mars oder des Lokalheiligen doch voraufgegangen sein! Immerhin wird dann ein an sich schon vorhandener Kult nur übertragen — genau wie umgekehrt schon bestehende Mythen verbreitet werden — und insofern kann man selbst hier noch behaupten, der Kult sei älter als der Mythus — der ja in diesem Fall auch die Existenz einer Verehrung des neu angekommenen Gottes wohl bereits voraussetzt. Aber in historischer Zeit haben wir doch auch ganz sichere Fälle der Einführung neuer Riten. Die »Kreuzwegandacht«, die Verehrung der Passionsstätten an nachgebildeten Kalvarienbergen, ist erst im späten Mittelalter durch einen aus dem Heiligen Lande heimgekehrten Bürger begründet worden und kann in ihrer eigentümlichen Form auch in Jerusalem selbst noch nicht vorher existiert haben. Die Einführung der Herz-Jesu-Andacht mit ihren spezifischen Gebräuchen hat sich

erst nach heftigem Widerstand der Kirche selbst durchgesetzt und zwar erst im 19. Jahrhundert; der Ritus der »Ewigen Andacht« ist jung; eigenartige Kultgebräuche wie die Echternacher Springprozession sind schwerlich alt. Neuere Andachtsformen schaffen sich einen Ausdruck von neuer Art. Wendet man ein, all solche Kultformen knüpften doch an ältere an, so ist das wahr, aber unzweifelhaft wahr auch für die ältesten nachweisbaren Kultgebräuche: die ältesten nachweisbaren Fälle von Salben oder Begießen, Niederknien oder Tanz setzen schon noch ältere Fälle voraus; und ohne eine stattliche Reihe psychologisch fast notwendiger Ausdrucksformen der Verehrung wäre die weltweite Uebereinstimmung vieler Kultgebräuche gar nicht denkbar.

Ist aber auch bloß die Möglichkeit gegeben, daß der Mythus gleich alt oder älter sein kann als der Ritus, so wird seine Vernachlässigung zu einem schweren methodischen Fehler. Wir glauben mehr als diese Möglichkeit dargetan zu haben; aber sie würde genügen. Die in allen Zweigen der Philologie in bedenklichster Weise und bedauernswertestem Grade zunehmende Abneigung gegen die Interpretation, welch letztere doch Wurzel und Seele aller Philologie bleibt, darf nicht dazu führen, daß man sich der Schwierigkeit der Mythendeutung — nicht der symbolischen, sondern der historischen! — in bequemer Weise entledigt, indem man alle Mythen, die nicht einigermaßen durch begleitende Riten verdeutlicht werden — oder verdeutlicht zu werden scheinen! — kurzerhand für wertlos erklärt. Man ist ja auch in der Textrezension von dem einfachen Abtun der unechten Verse abgekommen und fragt mit Recht nach der Bedeutung auch der Interpolationen; ebenso muß sogar ein später Mythus nach seiner religionsgeschichtlichen Aussage wenigstens befragt werden. Wenn bei den Forschern die Fähigkeit zu unbefangener Deutung vielfach abgenommen hat, so gibt ihnen das noch kein Recht, die eingehende Prüfung und Erklärung von Götterberichten entweder mechanisch durch den Hinweis auf drei oder vier Riten etwa chthonischer Art zu erledigen oder sie überhaupt vornehm abzuweisen.

Eine relativ befriedigende Erklärung läßt sich nur da erreichen, wo beide befragt werden können: Ritus und Mythus. Mit Variation eines bekannten Kantischen Wortes möchte ich sagen: Ritus ohne Mythus ist stumm, Mythus ohne Ritus ist blind. Wie unsicher die Deutung der Riten aus mythenloser Zeit bleibt, beweist allein schon die vielfach in ganz entgegengesetzten Bahnen sich bewegende Erklärung der Beerdigungssitten (vgl. meine Rezension von Helms Altgermanischer Religionsgesch., Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1913 S. 42). Wir sind bei der Deutung der Riten teils auf das oft gefährliche Spiel der symbolischen Interpretation angewiesen, die gerade bei den Schlüssen von der Leichenbestattung auf den Unsterblichkeitsglauben den Willkürlichkeiten der alten Schule nicht viel nachgibt — vgl. z. B. Klaatsch' »Anfänge von Kunst und Religion« — teils auf die Analogie, die leicht täuschen kann, da die Übertragung von Kultgebräuchen von der ursprünglichen Verwendung etwa bei der Verehrung chthonischer Gottheiten zu der anderer Dämonen nicht zu bezweifeln ist. Erst wenn der Mythus eine authentische Erklärung der rituellen Handlung gibt, wie bei so vielen Hymnen des Rigveda oder beim Merseburger Zauberspruch, erst da ist einige



Sicherheit der Deutung gegeben. Mit der »Etymologie« allein, in diesem Falle mit der Ableitung aus den Elementen des Kults, ist so wenig schon auszukommen, wie mit der Spekulation über die Absichten, die übrigens über die naheliegende Formel der »apotropäischen Zwecke« selten hinausgelangt.

Wir treffen bei der Unterschätzung des Mythus für die Religionsgeschichte auf die herrschende Mode der methodischen Verarmung. So will die literarische Interpretation das wichtige Hilfsmittel des »Biographismus« ausscheiden, die Dialektforschung hier und da alle unmittelbaren Nachrichten bei seite werfen. Ich vermag in dem prinzipiellen Abschneiden bewährter, wenn auch nicht mehr ganz in der alten Geltung stehender Hilfen keinen methodischen Fortschritt zu sehen; die Kanonen haben nicht nur die Gewehre, sondern sogar die Lanzen nicht entbehrlich gemacht.

Wenn wir speziell in der germanischen Religionsgeschichte ohne Nutzung der Mythen auskommen sollen, so geht es uns nicht viel besser als dem Mann, dem (im gerichtlichen Zweikampf mit der Frau) der eine Arm festgebunden wird! Was wüßten wir ohne Mythen sogar von dem Lieblingsgott der nordischen Bauern, von Thor? Wir besäßen Orts- und Personennamen und damit die Gewißheit seines ausgedehnten Kults. Mehr noch: wir hätten Amulete und Abbildungen, deren Zugehörigkeit zu diesem Gotte freilich ohne schriftliche Nachrichten kaum festzustellen, und deren nähere Bedeutung ohne Mythen schwerlich zu erraten wäre. Der Träger des Hammers könnte ein Werkgott sein, ein Schutzherr der Schmiede, der Herr der Ziegenböcke ein männlicher Liebesgott — aber Thor ist weder dem Hephästos noch dem Priapus zu vergleichen. — Von Odin hätten wir die wenigen theophoren Namen, die jenen Schluß auf seine relative Unwichtigkeit zu rechtfertigen scheinen; aber das testimonium ex silentio würde trügen, wie denn doch wohl schon die übereinstimmende Bedeutung des Gottes in so verschiedenartigen Quellen wie Edda und Saxo dartut. — Der Ritus allein würde noch immer Deutungen wie die von allen Seiten mit triftigsten Gründen abgelehnte Kauffmanns möglich machen; der wahrscheinlich zutreffenden Erklärung Chadwicks aber hat der Mythus wesentliche Dienste geleistet. — Tyr, nach den Berichten unzweifelhaft ein alter Hauptgott, fiele ganz aus, mindestens für den Norden, während die Mythen nicht Unbedeutendes zu sagen haben. Wenn wir sie ignorieren, wenn wir die wichtigen Zeugnisse für seine Zugehörigkeit zu dem Göttergeschlecht beseitigt haben, so haben wir den nordischen Olymp um einen sicheren Bewohner ärmer gemacht, lediglich dem Dogma zuliebe. So wird denn immer mehr die »höhere Mythologie«, im kulturhistorischen, nationalen, literarischen Sinne die wichtigere, zugunsten der »niederen« beraubt, die freilich wegen ihrer primitiven Gleichartigkeit über die ganze Welt hin leicht rituell belegt werden kann. Geht es so weiter, so wird die wissenschaftliche Mythologie bald ein Abbild jener Stufe der volkstümlichen Mythologie darbieten, in der nichts existiert und nichts verehrt wird als Fetische, Geister und Zaubergebräuche. . . . Wir aber glauben einstweilen noch auch an die höheren Formen alter Religionsgeschichte, zu denen die liebevolle Beschäftigung mit Wesen und Leben der Götter gehört, als deren Monument die Mythen ehrwürdig und unschätzbar neben den Riten dastehn!

Marcelino Menéndez y Pelayo.

Von

Arturo Farinelli.

(Schluß)

Das letzte Ziel aller Bestrebungen Menéndez' war eine allumfassende, in alle Einzelheiten eingehende Literaturgeschichte, welche der gebildeten Welt die in Spanien Jahrhunderte lang angehäuften Schätze der Kunst und Kultur offenbart hätte. Daß sie ganz von neuem zu entwerfen und aufzubauen wäre, behauptete auch Menéndez nicht, immer bereit wie er war, die Verdienste tüchtiger Vorgänger anzuerkennen, er, der die »herkulische Arbeit« von José Amador de los Rios bewunderte, und so gern und immer wieder die emsige rückwärtsschauende historische Forschung rühmte, der durch den starken Strom der Romantik die tätigsten und lebendigsten Geister zugeführt wurden. Vor allem beugte er sich vor dem Wissen seines Milá, dann aber auch ehrte und schätzte er Durán, Hartzenbusch, Gallardo, den Marquis Pidal, Valera, Gayangos. Unter Manuel Rivadeneyras einsichtsvoller Leitung konnte die mutig unternommene »Bibliothek der Schriftsteller Spaniens« innerhalb dreier Jahrzehnte bis zum 70. Bande fortschreiten. So lag nun ein reiches Material vor, das auch von tüchtigen und scharfsinnigen Ausländern durchforscht wurde. Es erschienen einzelne Versuche, Abhandlungen, Geschichtsfragmente: eine wirkliche Geschichte aber blieb immer noch aus. Auf mehreren Zeiträumen lag noch ein dichtes Dunkel; biographische Skizzen konnten nur mangelhaft wirkliche Charakterbilder ersetzen; die unzähligen Lücken der Forschung ließen den ununterbrochenen Fortgang der Entwicklung nicht erkennen. So kam Menéndez zur rechten Zeit; und mit seinem weit umfassenden Geist, seinem Eifer, der Fähigkeit, alle Kundgebungen menschlichen Lebens zu erfassen und darzustellen, schien er dazu ausersehen, das große historische Werk zu liefern, das Spanien noch fehlte.

Hierzu galt es, die Kräfte zu sammeln, die Kenntnisse zu vertiefen und zu erweitern, jede unüberlegte, übereilte Arbeit zu unterlassen. Alles Improvisierte war Menéndez zuwider. Das packende Wort seiner mächtigen Rede bildete sich ihm im Innern mühsam als ein harter und spröder Stoff. Daher vermied er auch, seine Kritik an den Allerneuesten zu üben; und wenn er doch einmal, mit gewohnter Feinheit, den einen oder den andern seiner hervorragenderen Zeitgenossen charakterisierte, so unternahm er es zögernd als eine seinen Kräften wenig angemessene Arbeit. Er pflegte zu sagen, er sei mehr gewöhnt, mit den Toten umzugehen als mit den Lebenden. Seine Aufgabe war, die dunklen Grotten der Vergangenheit dem Licht zu eröffnen, und wie Carducci wollte auch er, daß die neue Generation, »wenn in ihr etwas steckt,« in ernsten und umfassenden Studien sich übte und in die Bibliotheken und Archive, die wirkliche Arbeitstempel, nicht düstere Gräberstätten sind, mutig eindringe. Von feinstem ästhetischen Geschmack, liebte er zugleich leidenschaftlich das Zeugnis urkundlicher Belege; stellte gewaltige Bibliographien zusammen, die einem Nicolas Antonio, einem Gallardo Ehre gemacht hätten,



und hinterließ als Torso eine große »Biblioteca hispano-latina clasica«, die mit dem Artikel Cicero abbricht. Diese umfassende und außerordentliche Belesenheit, die benediktinerhafte Entsagung, mit der der ſtille Forscher eine Unmasse der trockenſten Bücher in seinem erleuchteten Haupte beherbergte, setzte alle in Verwunderung.

Seine Gelehrtenskrupel ließen ihm keine Ruhe. Und doch hat er in allen Ausgaben, die er unternahm — ich nenne hier die Abhandlungen und die kleineren Schriften von Domingo Gundisalvo, Gines de Sepulveda, Arnaldo de Vilanova, den Neudruck des »Blanquerna« Ramon Lulls, die der Gesellschaft der Bibliophilen gebotenen Texte (»El Escolástico« von Villalón, das »Buch von den tugendhaften und berühmten Frauen« von Alvaro de Luna), die in der mehrbändigen »Antología« aufgenommenen Bruchſtücke und die in der großen Ausgabe der Akademie neugedruckten »comedias« Lope's — zu deutlich die Unvollkommenheiten und Mängel eines die Wortklauberei und die Kleinarbeit der Philologen verachtenden Kritikers gezeigt. Er bedauert die Grammatiker, die, immer nur mit dem Mechanismus ſtatt mit dem innerſten Kern der Dinge beschäftigt, das lebendige, aus dem literarischen Werke losgelöſte Wort zu einem bloßen Bauſtein erniedrigen.

Rekonſtruktion, Neubelebung dieses innerſten Kerns, das war für Menéndez die hohe Aufgabe der Kritik. Man muß daran gehen, ausgerüſtet mit aller von Gott gegebenen Lebensfülle, zugleich aber mit heiliger Scheu, mit Ehrfurcht selbſt vor dem Geringſten. Jeder Anspruch auf eine phantaſtische Originalität iſt aufzugeben. Das Hervorſtellen des eigenen Ich erweiſt sich immer als eine Zurücksetzung der zu zeichnenden Persönlichkeit. In natürlichem und schlichtem Vorgehen, nicht mit erkünſtelter Geiſtreichigkeit, mit affektierten und paradoxen Aufſtellungen, die faſt immer eine Hülle der Impotenz sind, muß man die Geiſter zu erfassen suchen. Gewiß hatte Sainte-Beuve einen ſtarken Einfluß auf Menéndez; die Studien dieses feinen menschendurchdringenden Psychologen haben lange Zeit sein Urteil geklärt und gekräftigt. »Ihnen verdanke ich einen guten Teil meiner literarischen Erziehung«, bekennt Menéndez selber. Und wie er jedem wortreichen Dogmatismus, allen feſten scholaſtischen Formeln und den ſtarren Syſtemen abhold war, betrachtete er die Herrschaft der naturaliſtischen Schule in Kritik und ausübender Kunſt als eine verhängnisvolle Geißel, und konnte Taine, dessen künſtlerische Kraft er doch bewunderte, seine Rassentheorien, die Beharrlichkeit, mit welcher er die Menschen wie Pferde klassifizierte, das Geiſtige ganz aus der Materie herleitete und jeden göttlichen Funken im Menschen auslöschen wollte, nicht genug vorwerfen. Mit eigenen Theorien hervorzutreten liebte Menéndez nicht; doch mußte ihm selber ein in einfachſten Zügen klar entworfenes Programm vorschweben, als er lebhaft mit dem allerdings nie ausgeführten Plane einer »Kritischen Revue« umging.

Weiteſte Zeiträume überschauen, dabei aber übereilten Synthesen ſtets aus dem Wege gehen, nach allen Richtungen hin und in allen Einzelheiten das literarische Phänomen erforschen — das war das Ideal des vorbildlichſten und fruchtbarſten spanischen Kritikers. Wenig kümmerte ihn der Mangel an organischer Einheit in seinen Büchern. Auch durch Neuigkeit und Genialität der Urteile zu überraschen, war nicht seine Absicht. Die höchſte kritische Leiſtung, mit blitzartiger Geschwindigkeit in das Herz



eines künſtlerischen Werkes einzudringen, trat zurück hinter seiner Neigung, liebevoll allem Zubehör der von ihm untersuchten Schriften nachzugehen. Zu jenem innerſten Lebensherd gelangt Menéndez oft erſt auf langen Umwegen, ohne die erforderliche Sammlung aller Geiſteskraft, und bietet so eine zerſtückte, wenn auch ſtets vollkommen deutliche Anschauung von dem künſtlerischen Phänomen. De Sanctis' geniale Art: mit einem Worte das Wesen erschöpfen, in wenigen hellen Linien ein vollendetes hiſtorisches Bild darbieten, das Leben in der Synthese seines Wesens mit all seiner Fülle und Energie wiedergeben war ihm versagt.

Die Überfülle bei Menéndez, wenn sie den Leser auch nicht ermüdet, denn nichts kann für unsere Kenntnis unnütz erscheinen, entfernt uns doch von dem geraden Wege. Wer Eile hat zu dem erſtrebten Ziele zu gelangen, muß diesen Führer meiden. Wollte Menéndez vielleicht der bisweilen allzu nüchternen Magerkeit seines Lehrers Milá entgegenwirken? Zugleich aber überließ er sich hierbei doch ganz seiner natürlichen Anlage, die ihm, wie überhaupt den meiſten Spaniern, eigen zu sein schien. Bei uns in Spanien, pflegte er zu sagen, hat sich die Kraft immer in der Überfülle gezeigt. Statt sich auf ein Hauptwerk zu sammeln, zerfließt sie meiſtens in unzähligen Werken. Eine einfache Untersuchung über einen Dichter wird bei Menéndez zur Literaturgeschichte einer ganzen Periode.

Immer von neuem beschäftigt ihn die Entwicklung beſtimmter literarischer Stoffe und Motive, die Geschichte aller Zusammenhänge, welche die verschiedenſten Geiſteserzeugnisse unter einander verbinden. Das Moderne führt ihn auf die Antike zurück, die Antike auf das Moderne. So vermehren sich die Einschaltungen; erſtrecken sich, wie in seinem Werke über die »äſthetischen Ideen«, durch ganze Bände hindurch. Eine Legende muß von dem erſten Aufsprießen bis in die äußerſten Verzweigungen verfolgt werden, und bei jedem künſtlerisch bedeutungsvollen Werk sind die Werke, die ihm vorangingen, und seine ganze literarische Nachfolge mitzuzeigen. Der Abhandlung über Perez Galdós iſt die Entwicklungsgeschichte der hiſtorischen Novelle eingepfropft. Die Studie über Nuñez de Arce bietet eine rasche Übersicht der den unglücklichen Don Carlos behandelnden Dramen. Zur Charakteriſtik des »Don Quijote« gelangt man durch das Werk des Erzprieſters von Hita, Talaveras »Corbacho«, die »Celestina« und die große Familie der Ritterromane. Die Untersuchung über die »Celestina« leert eine ungeheure Rüſtkammer von Anmerkungen, bringt alles herbei was die europäische Kritik jemals über die geniale dramatische Novelle gesagt hatte. Wem Menéndez' Forschungen über Lope's Dramen und die Bände über die Novelliſtik Spaniens vertraut sind, der weiß auch, wie eifrig und sorgfältig der Kritiker bemüht iſt, überall Herkunft und Umbildung darzulegen und die Literatur der andern Völker durchwandernd eine lückenlose Geschichte der verschiedenen »Schicksale« der behandelten Stoffe zu geben. Unternimmt er Boscán zu charakterisieren, so füllt er einen Band mit den geduldigſten Untersuchungen, gibt darin eine ganze Geschichte des italienischen Einflusses in Spanien in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts, eine Geschichte des Petrarchismus, aller metrischen Neuerungen, ferner eine eingehende Geschichte des poetischen Stoffes von Hero und Leander, eine weitläufige Darſtellung von Navageros

spanischer Reise, und dergleichen mehr.

Und doch, mit all' diesem ausschweifenden Studium des Zubehörs, des Nebensächlichen, hatte Menéndez einen festen Arbeitsplan vor Augen und strebte stets nach einer organischen Einheit, welche die einzelnen scheinbar unzusammenhängenden Teile um ein einziges Zentrum ordnen sollte. Aber einmal im Zuge, die Hauptuntersuchung durch Einschaltungen und Digressionen zu erweitern, vergaß er Maß und Zügel und war dann selber über diese großen Mängel an Proportion verwundert. »Ich schäme mich eigentlich«, bekennt er in einem Aufsatz über Pereda, »daß ich mich habe verleiten lassen, soviel von fremder Literatur zu sprechen, da meine Absicht doch war, einem der vor anderen durch und durch spanischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts das gebührende öffentliche Lob zu zollen.«

Auch lästige Wiederholungen konnte er nicht immer vermeiden, genötigt wie er war, in seinen größeren Werken einige bereits entworfene Charakterzeichnungen von Dichtern und Schriftstellern wiederzugeben. Ja hier und da bringt er — stillschweigend, ohne den erforderlichen Hinweis — ganze Seiten schon ausgesprochener Urteile von neuem. Ich würde in der ungeheuren Arbeitsmasse, der die stärkste Geisteskraft nicht hätte genügen können, und in der solche Eigenheiten ganz belanglos erscheinen, auch gar kein Aufhebens davon gemacht haben, sähe ich nicht, daß sie sich weit häufiger und anstößiger bei einigen seiner hervorragenden Schüler wiederholen.

* * *

Man hat Menéndez diese seine schrankenlose Fruchtbarkeit, die ganz instinktives, unbezähmbares Bedürfnis in ihm war, zum Vorwurf gemacht. Obwohl er ganz ein Mensch seiner Zeit war, die ganze geistige Schaffenskraft seines Landes in sich zusammenfaßte, schien er doch langsamen, trägen Köpfen wie eine wirkliche Anomalie, und man betrachtete ihn wie einen mit der Sehnsucht, den Bestrebungen der tätigsten Geister der Renaissance erfüllten nachgeborenen Humanisten. Ich gedenke hier der Worte, die Menéndez selber seinem Zeitgenossen Camús widmete ... Drei Jahrhunderte früher wäre seine Bildung ganz aus einem Stück gewesen und hätte sich in ihrer ganzen Weite und Fülle entwickelt. Im 15. Jahrhundert hätte er den Hof Alfonsos von Neapel oder in Florenz den des »Erlauchten« besucht und wäre ein Genosse Filelfo's, Valla's, Poliziano's, Ficino's gewesen. So gab sich auch Menéndez immer wieder dem Zauber hin, den die von ihm bewunderte »aristokratische Geistesrichtung« der großen Männer der Renaissance ausströmte.

Er bedauerte aufrichtig, den Deutschen im Ungestüme der Jugend ein nebuloses Wesen vorgeworfen zu haben, so groß war seine Achtung vor der Nation, welche die geistige Führung aller übrigen Völker übernommen, so ganz hatte er die hohe humanisierende Mission der Kritik begriffen, die frei und heiter sich im Universalen ergeht.

Wie ihm Begriffsenge und methodische Starrheit unerträglich waren, so sollten auch politische Grenzen dem Studium der Kunst und Wissenschaft keine Schranken setzen. Das literarische und künstlerische Spanien hatte ein ihm zugehöriges Gebiet im fernen Amerika. Und so machte sich Menéndez mit seiner gewohnten zähen Arbeitskraft daran, alle poetischen Schätze aller der Muttersprache nach beherrschten Staaten aufzudecken. Er stellte seine »Anthologie der amerikanischen Dichter« zu-



sammen und gab auch den verborgenften, von niemand beachteten Geifteserzeugnissen einen Platz; versuchte alles in seiner sorgfältigen Weise zu charakterisieren, und bot in den Einleitungen der vier mächtigen Bände eine wirkliche Geschichte, ein Dokument des hohen brüderlichen Zusammenhangs zwischen der alten und der neuen Welt, wie es zuvor noch von keinem Literarhiftoriker unternommen war.

Als Arabift und Orientalift mag Menéndez neben einem Codera, einem Fernández Gonzalez, einem Edoardo de Saavedra dilettantisch sich ausnehmen. Mit wahrer Hingebung hat er doch die wesentliche Kulturarbeit der Mohammedaner und der Juden in Spanien klarzulegen gesucht. Er widmet Aben Tofail, Algazel, Juda Levi, den er den größten Lyriker von Prudentius bis Dante nennt, Aben Gabirol, dem Verfasser der »Lebensquelle«, dieses so ganz eigenartigen Evangeliums idealiftischer Liebe, vor Dantes Vita Nuova und Petrarcas Canzoniere ein emsiges Studium; zeichnet mit erftaunlich sicherer und kräftiger Hand sein Bild »von dem semitischen Einfluß in der spanischen Literatur«, in allen seinen geschichtlichen Überblicken den erfahrenften und kenntnisreichften Spezialiften nicht nachftehend.

Wohin das Auge dieses wahren Bürgers der Weltrepublik der Literatur sich wandte, fielen Mauern und Schranken. Man kann wohl Spaniens Kultur nicht verftehen, ohne die wirksamen geiftigen Strömungen der Kulturnationen außerhalb des Landes zu kennen. Eben diese Unkenntnis verschuldete auch das mangelhafte Urteil vieler gelehrten Spanier über die literarische Entwicklung ihres eigenen Vaterlandes. Menéndez dagegen schöpft eifrig aus jedem Strome menschlichen Wissens, verfolgt nicht nur die fremden Einflüsse in der Geiftesgeschichte seines Vaterlandes, sondern wagt sich auch an das unmittelbare Studium der Werke und der großen Kulturperioden anderer Nationen, überall sein klares Urteil, freimütige Zuftimmung oder Ablehnung zeigend. Mehr als die Hälfte seines Werkes über die Äfthetik ift dem Auslande gewidmet, und der letzte Band, der in das Studium des heutigen Spaniens einführen sollte, ift wohl das Befte, was bisher über die äfthetischen Ideen Frankreichs geschrieben ift. Man findet da Urteile von überraschendem Scharfsinn, durchaus selbftändig, ganz außerhalb aller traditionellen kritischen Dogmen. Auch hier wundert sich der Kritiker, wie sehr man die lebenskräftigften Werke des Mittelalters fortdauernd gering schätzte und vernachlässigte, welche doch an schöpferischer Kraft alle Werke der folgenden Jahrhunderte übertrafen; hier findet man warm und fein nachgefühlt ine Darftellung des Dramas, das Pascals Bruft erschütterte; hier, neben der vollen Verehrung Molières, einen heftigen Widerspruch gegen den Weihrauch, der den großen Klassikern des goldenen Zeitalters gespendet zu werden pflegt: »Corneille und Racine sind französische Heilige, die einen Ausländer kalt zu lassen pflegen.«

Man darf von Menéndez nicht die Begründung seiner Abneigungen, ebensowenig wie seiner Sympathien, verlangen. So begreift er nicht Rousseaus wahre Originalität. Dafür urteilt er gut und lichtvoll über Voltaires Werk; weiß Diderot, Chateaubriand richtig zu schätzen, und bespricht leichtbeflügelt und scharfsinnig die Leiftungen wie auch die Phantaftereien der Romantiker. Immer wieder zeigt er sich von Italien mächtig angezogen,



das ja durch Jahrhunderte mit Spanien eng verknüpft, ein fruchtbarer Begeisterungsquell seiner Lieblingsdichter war. Doch an eine wirkliche Geschichte der italienischen Ästhetik hat er wohl niemals gedacht, und die von ihm gezeichneten Charakterbilder einiger Dichter und Schriftsteller Italiens — wie oft sprach er von Alfieri und Leopardi! — waren bei weitem flüchtiger als die der »Ästhetik« eingefügten Studien über Kant und Hegel und die feine Charakterskizze Heines, die eine spanische Übersetzung des »Intermezzos« geleitet.

Es war ein rechtes Mißgeschick, daß Menéndez, dieser so erfahrene und feinsinnige Seelenforscher, immer ungeheure Strecken menschlicher Kultur und menschlichen Lebens umspannen wollte, sich immer mit Vorliebe auf riesenmäßige unmöglich zu vollendende Unternehmungen einließ. Vielleicht war es die Tragödie seines sonst so durchaus harmonischen und ruhigen Daseins, daß er unablässig, zumal in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens, alle Forscherkraft anwandte, um gerade die Geschichtsdarstellung zu vollenden, die seinen Kenntnissen am wenigsten entsprach. und der er am wenigsten inneren Anteil zuwenden konnte. Fest überzeugt, daß Spaniens wirklich große und glückliche Zeit die seiner stärksten religiösen Begeisterung war, dieselbe, in der es zugleich am eifrigsten bei den Italienern und den Griechen in die Schule ging, gesteht er einmal: »Mögen andere das Mittelalter preisen, jedem soll unbenommen sein, was er verehren will«.

Und doch hat es sein Schicksal gefügt, daß er fast ausschließlich im Bereich des Mittelalters verblieb, so im Verlauf seines ungeheuren Werkes über die Lyrik, wo er kaum mit der Abhandlung über die Romanzen und in dem Bande über Boscán die Schwelle der Renaissance überschritt. Oder auch in dem weniger ausgedehnten Werke über die Novelle — mit einer Doktorthese über die Novelle bei den Lateinern (Santander 1875) hatte er seine kritische Laufbahn begonnen — wo er sich in ein Labyrinth von Forschungen nach den »Ursprüngen« verliert und bei den Ausläufern der »Celestina« innehält, ohne in einem vierten geplanten, aber nicht geschriebenen Bande, welcher die pikareske Novelle und die zur Zeit der Renaissance so beliebten satirischen Colloquien und Dialoge behandelt hätte, von neuem darzulegen daß Spaniens größte Geister fest in ihrer Heimat wurzelten, mit tiefer Einsicht in das Leben der Wirklichkeit begabt waren und aus ihren Werken nicht nur die Schmerzenslaute, sondern auch das fröhliche Lachen der irdischen Dinge erklingen ließen.

Auch in seinen Studien über das spanische Theater widersprach Menéndez entschieden den dithyrambischen Übertreibungen der Romantiker, die sich die gewünschten dichterischen Ruhmestaten nach Belieben erdachten und so oft ihre Helden rühmten, ohne deren Werke wirklich kennen zu lernen. Irreführend war ihm jeder Vergleich der spanischen Dramatiker mit dem Schöpfer des Hamlet, denn nur selten war was jedermann an diesem bewundert, bei ihnen zu finden: »die Kraft der inneren Beobachtung, die tiefe Einsicht in das geheime Seelenleben, die geduldige und genaue Analyse der verborgenen Impulse, die dem Menschen zu heroischen wie zu verbrecherischen Taten antreiben, kurz die wunderbare psychologische Gabe . . ., die mit einer ebenso starken Kraft der Phantasie innig verbunden ist.« Was hatten die hervorragendsten Chorführer der Romantik in Deutschland nicht aus ihrem Abgott Calderon gemacht! In ihren Augen war Calderon



ganz und gar ungeſtüme Leidenſchaft, hingeriſſener Idealismus. Fern von der Erde mußte ſich der Dichter des »Leben ein Traum« in ſeinen Himmel verlieren; während er in Wirklichkeit ein überlegener, ganz praktiſcher Kopf war, ein gewiegter Kenner der theatraliſchen Technik.

Menéndez' Calderon-Vorträge gaben ſchlicht, ohne Umſchweife die Meinung des Kritikers, für den noch im Jahre 1910 eine gründlichere Arbeit, ſein »wirkliches Buch über Calderon« ein Lieblingsplan war. Viel kleiner erſchien hier der Rieſe, dem die Natur nicht die Stärke gegeben hatte, um die urſprünglich großen Gedanken, die unverſehens in ihm aufſtiegen, mit dichteriſcher Kraft zu geſtalten, und auch nicht die Gabe, wahre, ewig menſchliche Charaktere zu ſchaffen, wie es ihm einmal zum Verwundern mit dem »Alcalde de Zalamea« gelang. Mit vollem Verſtändnis für die kühnſten Gedankenbildungen Calderons wies Menéndez doch ſchonungslos auf alles hin, was bei ihm ſchwulſtig, geſucht, abſurd, hyperboliſch erſcheint. Hier und in den weiteren Studien über Torres Naharro, Lope de Rueda, Timoneda, Tirſo, Lope, Alarcón zeigt ſich Menéndez wieder als der Kritiker des entſchiedenen geſunden Verſtandes, der die Natur nicht vergewaltigt ſehen wollte und bei einem Dichter die ſorgfältige Analyſe des menſchlichen Innenlebens höher ſchätzte als die ikariſchen Flüge in den Himmel eines phantaſtiſchen Ideals. Von Lope ließ er, wie einſt Grillparzer, nicht mehr ab, nachdem er ihm einmal nahe getreten war. Mit einer umfaſſenden hiſtoriſchen Erläuterung hätte er alle ſeine Dramen auszuſtatten gewünſcht, die trotz all ihrer Unwahrſcheinlichkeiten und Überſchwänglichkeiten ein ſo ſtarkes, hochgemutes Leben enthalten, ſoviel Friſche und Echtheit, ſo viel von dem wahren Atem der Natur, dem Erdgeſchmack der Wirklichkeit, ſoviel treuherzige Einfalt, und dann wieder durchtriebene Schalkhaftigkeit, die zarteſten und feinſten Bilder des weiblichen Herzens.

Von dem Jahre 1880 ab ſtand alles, was in Spanien an literariſchen Arbeiten unternommen wurde, mit Menéndez in Beziehung. Hervorragende Köpfe unterſtützten ihn bei der Unmaſſe ſeiner Forſchungen. Unzählige Arbeiten wurden durch ſeine Vorleſungen an der Univerſität der Hauptſtadt angeregt, wo er José Amador de los Rios auf ſeinem Lehrſtuhl folgte und wo ich ſelber einmal Zeuge war, wie er einen ihm eigenen leichten Anſatz zum Stottern durch die begeiſterte Kraft ſeiner Rede, die jeden Hörer unwiderſtehlich hinriß, zu beherrſchen wußte. Und dabei ſchien ihm ſelber gar nicht bewußt zu ſein, wie er über allen thronte, wie der beſte und heilſamſte Antrieb zu tüchtiger und gelehrter literarhiſtoriſcher Arbeit und das Vertrauen der Arbeitenden auf eine bevorſtehende Wiedergeburt des Vaterlandes von ihm ausging. Manche Anregungen, die er gab, ſo die zu einer »Neuen Bibliothek ſpaniſcher Schriftſteller«, wirkten über Spanien hinaus, und vielleicht hätten wir ohne ſeinen Vorgang die ſchöne, von Benedetto Croce geleitete Reihe der »Scrittori d'Italia« entbehren müſſen.

Dazu kommt noch ſeine wirkſame Unterſtützung aller Bibliophilenvereine im Norden wie im Süden der Halbinſel — der von Valencia erſtand aufs neue dank ſeiner eingehenden Studie über Timoneda —, Ausgaben, von ihm ganz allein beſorgt, wie die der Werke Milás, oder geleitet und unterſtützt, wie die der Werke Quevedos, die erfolgreichen Wiedererweckungen, die Einführungen



und Vorreden zu Werken der Kunſt, Geschichte und Kritik von befreundeten Verfassern, die Charakteriſtiken alter und neuer Autoren: Isidor, Rodrigo Caro, Marchena, Quintana, Quadrado, Nuñez de Arce, die so innig geliebten »escritores montañeses«, sein emsiges Sammeln der zerſtreuten Blätter der um sein Vaterland Verdienteſten (Jovellanos und andere) und des ungeheuren Bücherschatzes, mit dem er in seinem platonischen Schlosse von Santander in trauteſter Gemeinschaft lebte. So konnte es freilich nicht Ruhe noch Raſt geben für diesen unvergleichlich tätigen Geiſt und mächtigen Anreger fremder Geiſteskräfte.

In seinem Benehmen war etwas rührend Väterliches, etwas, möchte ich sagen, patriarchalisch Wohlwollendes, das jeden gewann, der sich Rat bei ihm holte. Über den Massen ſtand er, als ob er für sie denken, fühlen und sorgen müßte, und erinnert lebhaft an den in seiner Einsamkeit tätigen Gottfried Keller, der über sein Schweizervolk und dessen Zukunft väterlich wachte. Freilich, die Gottesgabe des Kellerischen Humors, Kellers leuchtende Kunſt finden wir nicht bei Menéndez; dafür aber auch nicht das ſtändige mürrisch wohlwollende Gebrumme des Schweizer Dichters, den unwillig herausbrechenden bitteren Tadel.

Ein kindliches Wesen blieb dauernd auch dem reifen Meiſter zu eigen; die Milde und Zartheit seines Gemütes waren ebenso erſtaunlich wie die eiserne Kraft seines Willens.

Niemand konnte mehr als Menéndez der gegebene Mann sein, die tüchtigſten Pfleger der heimischen Literatur bei ihrem feierlichen Eintritt in den Tempel der Akademie zu empfangen. Auch sind seine Geleitsreden wahre Meiſterſtücke, wirkliche Charakteriſtiken, erfüllt von besonnener Herzlichkeit, ohne eine Spur des in den traditionellen akademischen Discursen beliebten leeren Wortschwalls. So konnte er den edlen und trefflichen Rodriguez Marín feiern: »Ich wünschte mir die Beredsamkeit, die ich an anderen bewundere, nicht um Gemeinwahrheiten herauszuheben oder phantaſtische Verdienſte zu ſtärken, sondern um das eine zugleich so bescheidene und so hohe würdig zu rühmen, das dem zukommt, der es nur der hiſtorischen Pflege der menschlichen Geiſteswissenschaften verdankt, der sein Studium und seine Arbeit auf sie beschränkt, nicht beunruhigt und verwirrt von Ehrgeiz und Eigennutz oder durch anderer Auszeichnung gekränkt, den die eitle Sorge um Titel und Ehrenauszeichnungen in seinem Benehmen nicht hochmütig oder abgeschmackt macht, sondern der einzig und allein durch die Beschäftigung mit der Tröſterin Dichtkunſt und in dem niemals trüglichen Umgang mit den Toten über das nichtige Treiben der Lebenden sich zu erheben gewußt hat.«

Voll überſtrömender Dankbarkeit für die ausgezeichneten Männer, denen er in jungen Jahren seine wissenschaftliche Erziehung verdankte, grüßte er bewegten Herzens auch die ihm folgende, in ihrem Wissen und ihren Ueberzeugungen von ihm gebildete und gekräftigte Jugend; sah hier »prolungarse algo de mi espíritu«, immer bereit, das Werk zu rühmen, das, wie er sagte, nach dem unerschütterlich geltenden Gesetz des wissenschaftlichen Fortschritts das seine zu ersetzen beſtimmt war. Seine Bescheidenheit ging bisweilen so weit, daß er die eigene Arbeit herabsetzte, um die fremde nach Gebühr zu rühmen. So begrüßte er das Werk Leopoldo Cuetos über das achtzehnte Jahrhundert in Spanien als das eleganteſte und anmutigſte, das je über eine Periode der

spanischen Literatur erschienen sei. Er übertrieb den Tadel über die Kompositionsmängel seiner eigenen Bücher und die etwas unbequeme Beschwernis einer gelehrten Darstellung, deren Noten nur den Zweck hatten, die Untersuchungen anderer Forscher kennen und nach ihrem Wert schätzen zu lehren, von denen ohne ihn in Spanien niemand erfahren hätte. Denn dieser treue, liebevolle Sohn seines Landes ist zugleich der aufrichtigste Bewunderer des Auslands, aufs eifrigste bestrebt, dessen Forschungen zu rühmen und ihren wissenschaftlichen Erfolg zu unterstützen.

Mit seiner angeborenen Güte und der unerschütterlichen Beständigkeit seiner Zuneigungen war er natürlich ein Virtuose der Freundschaft. Wie Balmes floh er das Getriebe der großen Welt; seinen wenigen Getreuen aber gab er sich ganz und in voller Vertrautheit hin. Wir wissen ja schon, daß die Unterhaltung mit den Toten seinem Geiste noch mehr zusagte als der Verkehr mit den Lebenden, daß er sich, allein mit seinen Gedanken und fern vom lauten Lärm des Lebens zu beruhigen und zu stärken liebte. Zu Zeiten hören wir ihn wohl aufseufzen über die Gleichgültigkeit eines den ernsten Studien stets abgeneigten Publikums; das Leben um ihn herum schien ihm bisweilen stillzustehn; dann hielt er für das Beste, für immer auf die Unterhaltung mit sich allein sich zu beschränken. Viele Jahre Professor, eine Zeitlang sogar Deputierter, Leiter von Akademien und der größten Bibliothek seines Landes, die Beteiligung an den Zusammenkünften hervorragender Männer nicht verschmähend, gewohnt an festlichen Tagen in seiner dürftigen Wohnung in Madrid eine Anzahl Freunde und Bekannte um sich zu sehen, die hier an seinen Lippen hingen, gab er sich auch gern ganz offen in seiner herzlichen Heiterkeit, seiner starken Freude am Leben. Im Grunde glücklich fühlte er sich doch nur in der tiefen Stille seiner Einsiedelei von Santander, ganz allein mit sich, ganz in seine Arbeit vertieft.

In diesen heimatlichen Wohnort entfloh er, wenn er sich wieder sammeln wollte. Seine beste Tätigkeit entfaltete sich dort oben in seinem Kantabrien; hier gingen ihm die Tage sanft, ruhig dahin, in dem ihm teuren und gesegneten Lande, das er immer in seinen lebendigsten Träumen erblickte, immer mit seiner heißesten Liebe umfing:

Das Land der Berge und der Meereswogen,
Wo meine Augen einst sich schließen mögen,
Und dann, ein Schlummerlied, an meine Ohren
Mir sanft das Rauschen seines Ufers töne,

der Heimat seines Pereda, der das Kleinleben jener Meeresküsten so unübertrefflich gemalt hat, »el mas montañes de todos los montañeses«, der endlich die Kantabrier zu dem ihnen gebührenden Ansehen gebracht hat. Er und mit ihm Escalante, dem Menéndez ebenfalls eine warme Würdigung widmete, und Adolfo de Aguirre offenbarten die schöpferische Kraft in Kunst und Literatur, die die Spanier ihren kantabrischen Brüdern beharrlich abgesprochen hatten.

Wie von seiner gewaltigen und starken Lebensarbeit, so erhalten wir überall bei Menéndez den Eindruck des Festen und Ganzen. Auch seine kantabrischen Helden hatte das Fieber glühender Ideale verzehrt, und schwere, finstere Gedanken beugten ihnen bisweilen das Haupt. Menéndez unterlag in den stillsten Stunden der Sammlung nur einer sanften Melancholie, auch sie noch stärkend für seine Seelenkraft, nicht angreifend und nicht auflösend. Eine Ahnung von seinem nicht mehr fernen Lebens-



ende mochte ihn zuweilen schon überkommen, wenn er im Hörsaal sprach oder in der Akademie feierlich einen Freund begrüßte (»vielleicht heute zum letzten Male die Stimme erhebend«). Aber es war doch nur wie eine leichte Wolke, die vor der hellen Sonne schnell wieder verschwand. Die angeſtrengte unablässige Arbeit blieb ohne die geringſte Unterbrechung. Mit Träumen und leeren Betrachtungen wollte Menéndez dem Hinübergang nicht vorgreifen. »Träume und Schatten«, meinte er, muß man dem Leben fernhalten. Das Leben iſt ein Ringplatz, ein Kampf mit der handfeſten Wirklichkeit. So hatten es auch die beſten Helden des spanischen Volkes angesehen, das tätig und kraftvoll iſt, wohlbegabt mit praktischem Sinn, nicht verschlafen und unsinnigen Idealen nachjagend, wie man es gemeinhin sich vorstellt. So ging Menéndez hinüber, auf der Bresche vom Tode gepackt, sein Lied von Spaniens Ruhm auf den Lippen, nach der neuen Sonne hinweisend, die bald das wiedererſtandene, wiedergeborene Vaterland beſtrahlen soll.

Friedrich Leo.

Von

Eduard Fraenkel.

Wem ein Entfernter recht gegenwärtig vor der Seele ſteht, der fühlt tief die Unmöglichkeit, von diesem Erlebnis anderen mitzuteilen. Ihm iſt die Erscheinung durchaus ein Ganzes, mit dem Geiſtigen zugleich nimmt er in der Erinnerung die Bewegungen des Körpers wahr, den Klang der Stimme; weit darüber hinaus noch erfaßt er das einheitliche Wesen dessen, an den er denkt, in seinem vollen Reichtum. Sobald er aber davon sprechen soll, beherrscht ihn der Zwang, die Dinge zu benennen. Er wird jetzt zerlegen müssen, was er doch als eins empfindet; wird nur von einzelnen Wirkungen sprechen dürfen, nicht von der wirkenden Kraft, für die es keinen Namen gibt.

So können denn diese Zeilen nicht einmal versuchen, ein Bild zu geben von Friedrich Leo. Vielleicht vermögen sie denen, die ihn kannten, zu dienen wie den Menschen früherer Zeiten ein Schattenriß ihrer Lieben, in den sie faſt alles Belebende erſt hineinlesen mußten, den sie aber doch nicht entbehren mochten als ein Heilkraut gegen das Vergessen. Ein Recht aber hier zu ſtehen haben diese Andeutungen nur darum, weil sie an alle die sich wenden, die Leo nur aus seinen Werken kennen. Erfahrung hat gezeigt, daß er nicht leicht auszufinden iſt in dem, was er schrieb. Doch er iſt ganz darin und muß dort weiterleben, so wie er gewesen iſt. Er soll nicht nur wenigen lebendig sein, da so viele seiner bedürfen. Darum ergeht hier ein Mahnruf, mehr zu sehen in seinen Werken als Forschungen und Darſtellungen auf dem Gebiete einer Einzelwissenschaft. Alles was er geschaffen hat, iſt nach Form und Inhalt gleichermaßen der Ausdruck einer wundervoll hohen Gesittung. In einer Zeit, da mehr denn je von Kultur gesprochen wird und ſtärker als je die Barbarei hereinbricht,

muß diese Gesittung weiterwirken. Von ihr nur darf hier gesprochen werden, sie allein kann Vorbild sein. Die gottgegebene Schönheit der Seele, aus der sie wuchs, kann der ſtrebende Mut nimmer erringen; auch wissen von ihr nur die, die sie schauen durften.

Leo besaß in ganz seltenem Maße das, was man mit einem Lieblingsausdrucke Schillers und Wilhelm von Humboldts Totalität des Wesens nennen möchte. Alles was in ihm war, wirkte sich ganz aus, nichts verkümmerte, nichts blieb vereinzelt. Es gab nichts Beziehungsloses in seinem Tun. Auch Grundsätze und Anschauungen, die ihm ursprünglich fremd gewesen sein mochten und die er sich mühsam zu eigen gemacht hatte, verarbeitete er allmählich so völlig in sich, daß sie dann mit naturgleicher Harmonie seinem Wesen sich einfügten. Er duldete durchaus nichts Totes in sich, nichts Halbverſtandenes oder Halbgedachtes oder Halbgefühltes. Was er angriff, tat er ganz, wandte die gleiche Konzentration auf jedes Verwaltungsgeschäft, auf jedes Korrekturlesen, wie auf die schwierigſte wissenschaftliche Arbeit. Er ließ niemals die Dinge über sich kommen, er ruhte nicht, bis er sie in der Hand hatte. Mit unablässiger Energie geſtaltete er. Passivität war ihm wesensfremd; daß ihm das Siechtum erspart geblieben iſt, iſt für ihn mehr als für andere ein Glück gewesen. — Als die Klagen eines früheren Schülers über die Verminderung der Lebensfreudigkeit und Arbeitsluſt in einer ganz kleinen Provinzſtadt Leo zu Ohren kamen, sagte er mit dem selbſtverſtändlichen Ton, den er seinen Sentenzen zu geben pflegte: »man bringt doch seine Welt mit sich.« E r tat das ſtets, und wer ihm nahe trat, der fühlte sich im Banne dieser Welt.

Leo hörte bei aller Feſtigkeit seines Wesens nie auf zu wachsen; noch in den letzten Jahren gab er sich Erscheinungen, die ihm ganz neu entgegentraten, ſtets mit Teilnahme, oft mit Begeiſterung hin. Die Kraft zu diesem unausgesetzten Weiterkommen, zu der schonungslosen Arbeit an sich selbſt, floß ihm zu aus einem ganz reinen Idealismus. Es scheint die Grundüberzeugung seines Lebens gewesen zu sein, daß es ein wahrhaftes Gutes und ein wahrhaftes Schönes gibt, und daß wir in der Welt sind, um diesen Ideen zur Erscheinung zu verhelfen. Sein ganzes Leben war ein Kampf um die echten Güter der Menschheit. Er war viel zu klug, um nicht zu sehen, wie viel Gemeines in der Welt, ja auch in der Bruſt der Beſten lebt; aber mit ſtarker Fauſt ſtieß er es zurück, bis es versank. Immer hielt er den Blick auf das Ewige gerichtet und half den andern, es zu sehen. Es war unmöglich, an Niedriges zu denken, wenn man die Schwelle seines Zimmers überschritt; was auch da draußen irgendwo trübe wogen mochte, vor dieser Gegenwart wich es zurück. Durch die selbſtverſtändliche Art, mit der er das Aufwärtsſtreben der Menschen als das allein Wichtige und Wirkende in ihnen behandelte, gab er einem jeden ein höheres Gefühl seiner selbſt. Ihm war es sicher, daß man das Gute nur zu erkennen brauchte, um es zu tun. Er ſtellte seine Forderungen hoch, aber ein jeder mußte ihre Berechtigung einsehen, denn er verlangte nur, was die Sache erheischte. Zudem war alles was er forderte wenig im Vergleich zu dem was er tat. Seine geräuschlose Pflichterfüllung packte in ihrer Großartigkeit auch die ſtumpfeſte Seele. Man ſtand ihr gegenüber wie einem Naturgesetz. Die Vorſtellung etwa, er hätte einmal weniger gut vor-

bereitet in die Vorlesung oder ins Seminar kommen können, oder er hätte etwas behauptet, über das er nicht genau unterrichtet war, wäre jedem seiner Schüler als eine Ungeheuerlichkeit erschienen. Man kam auch nie auf den Gedanken, dies alles fiele ihm irgendwie schwer; es war ja kein abſtrakter Pflichtbegriff, kein Geſetz von außen, das ihn so handeln ließ; er war eben so. Genau so ſelbſtverſtändlich wirkte seine Güte. Man nahm es einfach hin, daß er, dessen Zeit ſonſt aufs ſtrengſte eingeteilt war, faſt immer und ohne Begrenzung für alle zu sprechen war, oder daß er einen erkrankten Studenten, den er kaum kannte, sofort besuchte und ihm Bücher brachte. Und noch ein anderes war jedem vertraut, der ihn kannte: tief fühlte er die Ehrfurcht wie vor dem was über uns iſt, so auch vor dem, was neben uns lebt. Er achtete jede fremde Menschenseele, deren Streben er sah. So ſtark und geschlossen seine Art war, nie drängte er sie anderen auf, nie maß er auch nur andere an sich selbſt. Es iſt bezeichnend für ihn, daß er keine Dissertations-Themata geben mochte; er war zu tief davon durchdrungen, daß ein jeder selbſt die Arbeit finden müsse, die zu ihm passe. »Arbeiten Sie das, was Ihnen am meiſten Freude macht!«, sagte er einmal einem Schüler. Wer ihn verſtand, der wußte, daß das alles andere war, als ein Freibrief, Schwierigkeiten oder unangenehme Einzelfragen zu umgehen; es war nur das ernſte Gebot, man solle auf die Stimme hören, die nach seiner Überzeugung in jedem Menschen ertönt und ihm die Richtung weiſt. Wenn man mit einem Anliegen zu ihm kam, so hörte er mit vollſter Aufmerksamkeit zu, so wie es nur ganz selbſtlose Menschen können, versetzte sich unmittelbar in die Lage des andern mit jener ſtarken Einfühlungsfähigkeit, die seine wissenschaftliche Arbeit adelte, und gab schließlich, wenn er gefragt wurde, den Rat, der der Sache und dem Frager einzig angemessen war. Er wußte sich in Situationen hineinzudenken, die von dem Kreise seines eigenen Lebens weit ablagen. So beherrschte er die Seelen der Menschen und hat nie ein Vertrauen enttäuscht.

Leitend wie die Wirklichkeit des Guten war ihm die Idee des Schönen. Er war, was so Wenige sind, ein μουσικὸς ἀνήρ, im engeren wie im allgemeinen Sinne dieses Wortes. Weit offen war sein Ohr und sein Auge für alles Schöne; mit jugendfrischen Organen ergriff er immer wieder in tiefer Seligkeit Besitz von der Herrlichkeit der Welt; nie verlernte sein Herz zu jubeln über die Frühlingsblüten in seinem Garten, die duftende Linde an der alten Kirche und die herbſtlichen Wälder auf den vertrauten Höhen, über spielende Kinder und Klänge Schubertscher Lieder, über ein Drama Shakespeares oder ein Bild des Rafael. In dem weiten Garten der Künſte kannte er alle Wege, und zahlreich waren die Lieblingsſtellen, an denen er Erquickung fand. Goethe geleitete ihn durch alle Tage seines Lebens. — Sein Verhalten zur Kunſt trug wie all sein Tun das Gepräge der Notwendigkeit. Er faßte sie so ernſt auf, wie er das Leben faßte. Nicht Verzierung müßiger Stunden war sie ihm, sondern Betätigung unserer edelſten Kräfte. Er fühlte — wie Goethe von seiner Shakespeare-Lektüre sagt — seine Exiſtenz um eine Unendlichkeit erweitert, indem er große Kunſtwerke in sich aufnahm. Man empfand das recht deutlich, wenn ihm irgendwo ein neues Schönes entgegengetreten war. Das beglückte und erfüllte ihn ganz. Es versetzte ihn in eine frohe Aufregung,

als das neugefundene Satyrspiel des Sophokles erschien, in dessen Waldes- und Märchenpoesie er recht schwelgte, oder als er im Kaiser-Friedrich-Museum einen kürzlich erworbenen Rembrandt zuerſt sah. Er war nun wieder reicher.

Seine Natur wies ihn zu den Griechen; ihnen galt von Jugend auf seine heiße Liebe, mit ihrer unnachahmlichſten Dichtungsgattung beschäftigte sich seine Erſtlingsarbeit, und wie ein anmutiges Symbol in diesem Leben, das so sinnvoll schloß, mag es erscheinen, wenn seine letzte Veröffentlichung in verkannten Buchſtabenreſten eines Papyrus mit glücklichſtem Scharfsinn ein paar Homerverse wiederfand.

Er hat Großes für das Verſtändnis der griechischen Literatur geleiſtet und wird hier auf vielen Gebieten den Späteren als Bahnbrecher erscheinen. Aber mochten ihm auch die Rosengärten des Kephisos köſtlich duften — er verschmähte es nicht, sich auf den Tuffhügeln des Tiberufers anzusiedeln. Dort hatte die gefangene Hellas ein langes, wechselreiches Leben geführt, von dort aus sich das Denken und Dichten der kommenden Menschheit unterworfen. Wie das Griechentum nach Rom kam, wie es sich dort wandelte und was es zeugte, das hat vor Friedrich Leo niemand voll erfaßt und dargeſtellt. Die Vermählung des römischen Geiſtes mit der griechischen Bildung wirkt auf den Leser der großen Literaturgeschichte trotz der klassischen Ruhe des Stils als ein aufregendes Schauspiel. Und doch kommt gerade hier das Römische zu seinem vollſten Recht. Denn das kennzeichnet Leos Lebensarbeit, die keine willkürliche Beschränkung auf die Teile kannte, wo man des Ganzen habhaft werden konnte: nachdem er sich einmal der römischen Welt zugewandt hatte, gab er sich auch ihr völlig hin. Wie er die Stadt und das italische Land aus ganzer Seele liebte, so drang er vor zu den letzten Bedingungen altrömischen Lebens, das uns so viel schwerer zugänglich iſt als das der Hellenen. Vielleicht hat außer Theodor Mommsen in seinen späteren Jahren (noch nicht in den erſten drei Bänden der Römischen Geschichte) niemand so rein das Wesen des ingenium Romanum erfaßt wie Leo.

Wunderbar iſt die Alleitigkeit seiner Betrachtungsweise, die vielleicht in seinem Unterricht noch ſtärker hervortrat als in seinen Büchern. Es gab nichts, was bei seiner Interpretation eines Schriftſtellers zu kurz kam, auch nichts, was sich ungebührlich vordrängte. Wie souverän er Grammatik und Metrik, die Überlieferungsgeschichte und die Entwicklung der künſtlerischen Formen, schließlich alle hiſtorischen Zusammenhänge übersah, das braucht kaum gesagt zu werden. Das Merkwürdige aber in seinem Unterricht war, daß man all das gar nicht als getrennte Dinge empfand. Man sah nur, daß er sich vor die Sache hinſtellte und sie befragte, und daß sie ihm auf alles antworten mußte. Und nur die Sache sprach. Nie spiegelte er sich im Gegenſtande, nie prunkte er mit entbehrlichem Material oder mit geiſtreichen Einfällen. Eine tiefe Demut war in seinem Verhältnis zu den Schriften der Alten. Nur ihnen wollte er dienen. Er, der Lehrer und die Philologie überhaupt trat im entscheidenden Augenblicke zurück, alle Gedanken wurden auf die eine Stelle konzentriert, die er gerade behandelte. Er wollte seinen Schülern die Vorbedingungen des wirklichen Verſtehens, des künſtlerischen Genießens schaffen, sie so nahe wie möglich an die Dinge heranführen; dann ließ er sie mit ihnen



allein. Ein wunderbar sicherer Geſchmack verließ ihn nie. Er durfte das zarteſte Gebilde in die Hand nehmen und raubte ihm doch nicht Schimmer und Duft. Billige Spekulation auf Sentiments seiner Hörer verschmähte er durchaus. Aber mit dem echten Gefühl hielt er nicht zurück, wo man es erwartete. Wenn er die Liebesgedichte des Catullus in der Reihenfolge ihrer Entſtehung interpretierte, so sprach er wohl zuerſt von der Zeit im Leben des Dichters, da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar, dann ließ er langsam anschwellend alles Weh eines wunden Herzens den Hörer ergreifen.

Seine Erklärungen hatten ſtets etwas Endgültiges; niemals blieb er auf halbem Wege ſtehen. Jedem Stoff der antiken Literatur zeigte er sich gewachsen. Die Schriften des Ariſtoteles und ihre Fortsetzungen, die weitverzweigte aſtronomische und aſtrologische Literatur, die sich an Arat ansetzt, die Wissenschaft vom römischen Recht beherrschte er völlig, wie es denn überhaupt schwer wäre anzugeben, was er nicht kannte. Philosophisches Denken war ihm vertraut, Kenntnis auch der neueren Philosophie hielt er für eine notwendige Grundlage der Bildung. Die Schwierigkeiten auch abgelegenerer Stoffe, wie sie ihm etwa in des Ariſtoteles Tiergeschichte und deren Nachfolge entgegentraten, überwand er siegreich. Sein Letztes aber gab er im Verſtehenlernen der Formen. Er selbſt handhabte antike Versformen so meiſterhaft wie die deutsche Prosa: als er den Freunden ein Jugendwerk dedizierte, spielte er im Stil des alexandrinischen Epigramms aufs anmutigſte mit seinem Namen; denen, die ihm zu seinem sechzigſten Geburtstag gratuliert hatten, schickte er zum Dank eine kleine vollendet schöne lateinische Elegie. Seine Übersetzungen im Anhang zu der Literaturgeschichte, vor allem die der plautinischen Szenen, zeigen nicht nur die Tiefe des Nachempfindens, sondern auch seine schöpferische Kraft im Geſtalten deutscher Verse: inest lepos ludusque. — Bei seinen Interpretationen ging er mit unerhörter Feinfühlichkeit den Gesetzen künſtlerischen Schaffens nach, im einzelnen Satz wie im Aufbau eines Werkes, in der Rede des preziösen Manieriſten später Zeit wie in den schwerfälligen Versen altertümlicher Dichtkunſt. Man nahm es mit genießender Freude hin, wenn er die anspruchsvollen Künſteleien des Statius aus dem Texte herausholte. Doch das ritzte die Seele nur. Weit herrlicher war es, wenn er den Hörer vor ein Werk klassischer Kunſt ſtellte. Verſtehen lernte und lehrte er jedes Denkmal, begeiſtert hat ihn ſtets nur das Klassische. Die übertriebene Bewunderung der Epigonenkunſt hat er nie geteilt. Auch das Unfertige, so interessant es sein mochte, kam in seiner Schätzung nie dem reifen, abgeschlossenen Kunſtwerk gleich. Als Wilhelm Meiſters theatralische Sendung erschien, sah er den Hauptwert dieses Fundes darin, daß man nun erſt recht ermessen könne, welcher gewaltigen künſtlerischen Leiſtung das vollendete Werk verdankt würde. Erſt wenn man Leo von Pindar oder Ariſtophanes, von Homer und den Tragikern, von Sappho oder von Platon sprechen hörte, fühlte man den ganzen Zauber seines Verſtehens. Er hatte etwas milde Strahlendes, sooft er an eins der großen Kunſtwerke dachte, und liebevoll kamen in seinem Metrikkolleg die Verse des Archilochos oder des Aischylos von seinen Lippen. Die Laute griechischer Poesie erklangen beſtändig in seinem Innern. Zum antiken Drama

in seinem ganzen Umfang hatte er ein besonders inniges Verhältnis; dem geschichtlichen Verständnis der dramatischen Kunstformen haben seine Untersuchungen die Wege gewiesen.

Eine Einzelheit noch sei aus der Fülle dessen, was sein Unterricht bot, angedeutet. Wie er überall das Große und Wesentliche heraushob und den toten Stoff beiseite ließ, so traten bei der Behandlung jedes Gegenstandes ganz von selbst die großen Führer der Wissenschaft in ihrer Bedeutung hervor. Seine Vorlesung über die Geschichte der Philologie, aber auch jedes Interpretationskolleg weckte Ehrfurcht vor den wahrhaft Großen, auch gerade darum, weil er ihre Namen nicht unnütz im Munde führte. Wenn er merkte, daß einer seiner Schüler keine Vorstellung von den bedeutenden Gelehrten früherer Zeiten hatte, konnte er sehr böse werden. Mit seiner Bewunderung blieb er nicht in der Vergangenheit stehen. Zu den wesentlichen Zügen seines Bildes gehört die reine begeisterte Verehrung, die er dem großen Freunde neben ihm alle Zeit entgegenbrachte. Von den Tagen der Jugend an, da er in der Vorrede zum Seneca schrieb »iam dudum quantum ille possit, nemo philologus ignorat« bis zuletzt hat er sich zu ihm und seiner Forschungsart bekannt und wieder und wieder die Lernenden im Tone echtester Freude auf ihn hingewiesen.

Daß die Philologie das W e r d e n der antiken Welt, vor allem ihrer Literaturen, zu begreifen habe, stand für Leo fest. Die Kenntnis des Schauplatzes der griechisch-römischen Kultur und der erhaltenen Monumente besaß und forderte er. Er selbst übte die historische Forschung als ein Meister. Auf weiten Gebieten hat erst er echte geschichtliche Erkenntnis begründet, überall die Entwicklung der Kunstformen verfolgt. Dabei löste er niemals das Kunstwerk von der schöpferischen Persönlichkeit los, begnügte sich jedoch auch nicht, es nur als Lebensäußerung des in seiner Eigentümlichkeit zu charakterisierenden Individuums aufzufassen. Wie er auch in der trümmerhaftesten Ueberlieferung noch die Spuren der Entwicklung auffand und, von ihnen geleitet, dem Werden der Gebilde nachging, das kann die Abhandlung über den saturnischen Vers oder das Göttinger Programm über die Reste der römischen Tragödie zeigen. Er besaß wahrlich geschichtlichen Sinn.

Und doch ist damit seine Stellung zum Altertum nicht gekennzeichnet. Ihm ging Sittlichkeit mit Schönheit, ging das, was er las und dachte, mit all seinem Tun zusammen. Seiner Sehnsucht nach Harmonie kam das Griechentum entgegen; nicht erkennen nur wollte er es, er wollte mit ihm leben. Ein großer Humanist ist dieser Philologe gewesen, ein Humanist nicht so sehr im Sinne der Renaissance wie in dem unseres eigenen klassischen Zeitalters. So gut wie in der Nachfolge Bentleys und Boeckhs und Welckers steht er in der Wilhelm von Humboldts. Nur darf man über dessen Aischylos- und Pindar-Übersetzungen nicht vergessen, was er als preußischer Unterrichtsminister und als Bevollmächtigter auf dem Wiener Kongreß geleistet und erstrebt hat. Gleich ihm hatte Leo ein tiefes Gefühl für deutsche Art. Gewaltig ernst war der Patriotismus dessen, der unter den feindlichen Kugeln zum Manne geworden war. In strengem Nachdenken hatte er sich eine politische Überzeugung erarbeitet, an der er festhielt und für die er eintrat, wo es not tat. Unbeirrten Blickes erkannte er, welche Güter die Geschichte in die

Hand des deutschen Volkes gegeben hat; sie zu bewahren, hielt er für eine heilige Pflicht. Keinem Volke der Welt muß das Hellenentum so viel bedeuten wie uns; fallen wir von ihm ab, so werden wir dem Besten in uns untreu. Diesen Gedanken hat Leo, die Kulturen der Nationen von hoher Warte überschauend, mit vollendeter Klarheit ausgesprochen in einem Vortrag, den er ein Jahr vor seinem Tode gehalten hat*). Glücklich zu preisen sind alle, die sehen durften, wie er das Ideal der Gesittung, für das er kämpfte, in seinem Leben verwirklicht hat. Aber nicht sie allein sollen Teil haben an seinem Erbe. Das Werk des Mannes lebt; wenn es nicht weiterwirkt nach seinem Sinne, so sind wir nicht wert, ihn besessen zu haben. Aus Kleinmut und Kampfesnot sollten alle, die noch nicht verzweifeln am Schicksal des deutschen Geistes, ihre Augen erheben zu dem, was unsterblich ist an Friedrich Leo.

*) Veröffentlicht in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, 1913.

Zur Kontroverse über die Ursachen des Geburtenrückganges.

Von

Julius Wolf.

In mehreren Publikationen habe ich der Auffassung Bahn brechen helfen, daß die Abnahme der Geburtlichkeit in Deutschland, deren Ende noch nicht abzusehen ist, in der Hauptsache auf eine Änderung der Ehesitten sich zurückführt, nämlich auf die zunehmende Verdrängung des laissez faire auf diesem Gebiete durch eine immer schärfere Regulierung, oder, wie sich Georg von Mayr ausgedrückt hat, auf die Verdrängung der »naiven Volksauffassung« durch »zielbewußte Verhinderung eines normalen Nachwuchses«.

Wenn überhaupt von Bedeutung, so nur von sekundärer sind danach die neuzeitliche »Teuerung« und physiologische in gleicher Richtung wirkende Momente.

An dieser Deutung des Geburtenrückganges hat neuerdings der Kieler Soziologe Tönnies zu rütteln gesucht. In den Thesen, die er vor kurzem der Deutschen statistischen Gesellschaft unterbreitete, gibt er der Überzeugung Ausdruck, daß der Anteil, den die Absicht, die Vermehrung zu hemmen, an der Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit hat, »überraschend« gering sein dürfte. Der Geburtenrückgang habe insbesondere proletarische Kreise betroffen. Auf eine besondere Vertrautheit dieser Kreise mit erfolgreichen präventiven Mitteln lasse aber nichts schließen. Im Gegenteil wisse das ländliche Proletariat davon so gut wie überhaupt nichts und das städtische fürs erste auch noch wenig. In Wahrheit sei der Geburtenrückgang »zum guten Teile durch die ungünstige Gestaltung der Heiratlichkeit« veranlaßt, die ihrerseits wieder auf »widrigen ökonomischen Lebensbedingungen« beruhe. Im übrigen erkläre sich der Geburtenrückgang vorwiegend 1. aus der geringeren Fruchtbarkeit der von An-

gehörigen verschiedener Stämme geschlossenen Ehen, den sogenannten Mischehen, die gegenüber den Ehen, die von Angehörigen desselben Stammes geschlossen werden, in Vermehrung begriffen seien, und 2. aus dem Häufigerwerden physiologisch begründeter Sterilität oder »Einkindschaft«. Erst an letzter Stelle komme die Zunahme der gewollten Geburtenbeschränkung, die aber auch keine ganz freiwillige sei. Vielmehr wirken Verminderung der Totgeburten und der Säuglingssterblichkeit physiologisch (!) und psychologisch dahin, die Geburtenfolge innerhalb der Ehe zu verlangsamen. Mehr als eine Verlangsamung der Geburtenfolge soll nach Tönnies das Gros der Eheleute, welche Vorsicht walten lassen, überhaupt nicht wollen. In dieser Annahme begegnet er sich übrigens mit Würzburger.

Alles in allem ist der Erklärungsversuch von Tönnies das gerade Gegenteil meines eigenen. Beide schließen einander aus.

Was ist von der Tönniesschen Erklärung zu halten?

Zweifellos hat der Geburtenrückgang der letzten Zeit »besonders die proletarischen Volksteile betroffen«. Doch sind diese proletarischen Volksteile durchaus nicht so wenig mit neomalthusianischen und älteren derartigen Praktiken vertraut, wie Tönnies annimmt. Es trifft nicht zu, daß das ländliche Proletariat erfolgreiche präventive Mittel überhaupt nicht kennt. Auf Reisen durch die Mark Brandenburg mußte sich Sering vom Gegenteil überzeugen. Der Zufall fügte es, daß fast gleichzeitig Prinzing darauf aufmerksam machte, daß auch in mehreren von Berlin ziemlich weit entfernt liegenden brandenburgischen Kreisen (Prenzlau, Angermünde, Jüterbog-Luckenwalde, West-Havelland, Ruppin) die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit recht beträchtlich ist. Daß man auch anderwärts auf dem Lande sexuell recht »aufgeklärt« ist, ergaben deutlich die Verhandlungen der 40. Plenarversammlung des Deutschen Landwirtschaftsrates.*)

Noch viel mehr als das ländliche Proletariat unterschätzt Tönnies in Hinsicht seiner Kenntnis neomalthusianischer Praktiken den großstädtischen Arbeiter. Die Barbiere in den Arbeitervierteln nicht bloß Berlins treiben einen schwunghaften Handel mit den allermodernsten »erfolgreichen präventiven Mitteln«. Verhütung der Konzeption kann aber ohne technischen Apparat erreicht werden. Es bedarf dazu nur des coitus interruptus. Zu der Verhütung der Konzeption tritt noch die Abtreibung, über deren momentanen Umfang nicht die Kriminalstatistik, sondern die Schätzungen der Gynäkologen ein zutreffendes Bild geben. Auch die Hebammen-Offerten, von denen es in der billigen Presse wimmelt, sollten nicht allzu naive Gemüter aufzuklären imstande sein.

Nach alledem läßt sich m. E. die Möglichkeit eines sehr starken Anteils des Willens an dem Geburtenrückgang nicht so kurzweg von der Hand weisen, wie Tönnies es tut.

Mit der Möglichkeit ist allerdings noch nicht die Notwendigkeit gegeben. Es könnte trotzdem Tönnies mit seiner Behauptung im Rechte sein, daß der neuzeitliche Geburtenrückgang im wesentlichen durch Teuerung, also »malthusianisch«, nicht »neomalthusi-

*) Neuerdings sollte Tönnies durch K. V. v. Kamekes Aufsatz »Über den Rückgang der Geburtenziffern im Kreise Ober-Barnim« im letzten Hefte des Schmollerschen Jahrbuchs eines besseren belehrt sein.

anisch« und daneben physiologisch verursacht ist.

Wie führt Tönnies diesen Beweis?

Die direkte Einwirkung der Teuerung auf die Geburtenziffer läßt Tönnies völlig beiseite. Für Tönnies haben nur die Folgen des Rückganges der Eheziffer in wirtschaftlich ungünstigen Zeiten ein Interesse.

Aus seinen Thesen geht deutlich hervor, daß er sich ganz und gar Momberts und Brentanos Auffassung verschreibt, derzufolge jede Verringerung der Eheschließungen unverzüglich einen nahezu gleichstarken Rückgang der Geburten zur Folge hat, der dann weitere Rückgänge in der Folgezeit wegen der Verschlechterung des Altersaufbaues der gebärfähigen Ehefrauen nach sich zieht. Es ist jedoch nicht richtig, daß die neuen Ehen für die Gestaltung der Geburtenziffer dermaßen ausschlaggebend sind. Nach Kisch ist bei 556 fruchtbaren Ehen — die sterilen Ehen sind also in die Rechnung nicht einbezogen — das erste Kind in 156 Fällen 1—10 Monate, in 199 Fällen 11—15 Monate, in 115 Fällen 16 Monate bis zwei Jahre, in 60 Fällen bis drei Jahre und in 26 Fällen noch länger nach der Eheschließung geboren worden. Die Zählung, um die es sich hier handelt, liegt mehr als 30 Jahre zurück. Seitdem hat man, wie die Häufigkeit der Geburten, auch den frühen Eintritt des Kindes ins eheliche Leben erfolgreich zu bekämpfen gewußt. »Schwangerschaft«, schreibt der durch und durch moderne Robert Michels, »heißt steigende Verminderung der Fähigkeit zum Lebensgenuß, heißt besonders das erstemal (!) neunmonatige Rücksicht und Vorsicht, Verzicht auf geistige und teils auch körperliche Arbeit, auf Ball und Tanz, vielfach auf Theater und Gesellschaft und neben vermehrter nervöser Reizbarkeit, steigende Unfähigkeit oder Unwilligkeit zur Erotik, kurz eine Periode der Suspension . . .« Von alledem entfällt natürlich bei bescheidenerer Lebensführung sehr vieles. Kompensierend machen sich aber für Minder- und Unbemittelte andere ähnlich wirkende Momente geltend. Auf dem ganzen Haushalt lastet oft genug eine verhältnismäßig nicht unbeträchtliche Schuldensumme. Die einen haben das Hausgerät mit erborgtem Gelde erworben. Andere haben es Abzahlungsgeschäften entnommen. Mit dem Eintritt in die Ehe hat wenigstens die bisherige Erwerbstätigkeit der Frau, sehr oft ihre Erwerbstätigkeit überhaupt, ein Ende. Was früher für eine Person verausgabt wurde, muß jetzt mit einem Schlage für zwei Personen »reichen«. Wahrlich Gründe genug, die erste Geburt auch auf Jahre hinauszuschieben. Damit muß aber die Einwirkung jedes Rückganges der Heiratziffer auf die Geburtenziffer sich außerordentlich verlangsamen.

Ueberschätzt darnach Tönnies das Maß der ersten Wirkung eines Rückgangs der Heiratsziffer, so scheint er mir die spätere Wirkung zu unterschätzen.

Diese verkehrte Einschätzung der Nah- und Fernwirkung des Rückgangs der Eheziffer verleitet aber notwendig zu einer Ueberwertung des Einflusses eines erst in letzter Zeit begonnenen, bezw. eines in letzter Zeit erfolgten zusätzlichen Rückgangs der Heiraten auf die Geburten. Im höchsten Grade unwahrscheinlich ist bei anhaltendem Rückgang der Heiratlichkeit, daß jemals, mag die Zeitspanne noch so groß sein, der Rückgang der Fruchtbarkeit prozentual ebenso groß wie der Rückgang der Heiratlichkeit sein wird. Je kürzer aber die Dauer des Rückgangs

ist, um so mehr wird erstere hinter letzterer zurückbleiben. Nach zehn Jahren des Rückgangs dürfte die Geburtlichkeit bei stetiger gleichmäßiger Abnahme der Heiratlichkeit prozentual kaum um die Hälfte so viel wie die Heiratlichkeit zurückgegangen sein.

Der Rückgang der Heiratlichkeit seit 1900 um 9,4 % konnte danach, aller Erfahrung zufolge, fürs erste stetige Abnahme vorausgesetzt, nur einen Rückgang der Geburtlichkeit um allerhöchstens 4,7 % zur Folge gehabt haben. Das käme einem Rückgang der Geburtenziffer von 37,2 auf 35,4 auf 1000 der Bevölkerung gleich.

Nun war aber der Rückgang durchaus kein stetiger, sondern fällt in der Hauptsache in die letzte Zeit. Der Rückgang der Geburtenziffer hätte infolgedessen noch bedeutend kleiner als der oben angeführte Satz sein müssen.

Da aber in Wahrheit die Geburtenziffer bis auf 31,5 % zurückgegangen ist, so ergibt sich, daß die gesunkene Heiratsziffer entfernt nicht den vierten Teil des gesamten Geburtenrückgangs zu erklären vermag. Bringt man gar noch die Fernwirkung der bis 1900 gestiegenen Heiratlichkeit und die Verlängerung der Ehedauer infolge rückläufiger Sterblichkeit der Verheirateten in Ansatz, so schrumpft die Bedeutung des Sinkens der Heiratlichkeit abermals zusammen.

Zur Erklärung des Geburtenrückganges hat Tönnies übrigens nicht bloß den Rückgang der Heiratlichkeit in ganz Preußen seit 1900, sondern auch den Rückgang der Heiratlichkeit in 349 vorwiegend agrarischen Kreisen Preußens während des Zeitraumes von 1894/96 bis 1904/06 herangezogen.

Hier ist erstaunlich, wie arglos Tönnies den Rückgang der Eheschließungen in den agrarischen Kreisen während des Jahrzents 1894/96—1904/06 mit dem Rückgang der Eheschließungen im ganzen Staat seit 1900 zusammenwirft. Es ist ihm offenbar völlig entgangen, daß sich für den ganzen Staat in der Periode 1894/96 bis 1904/06 überhaupt kein Rückgang der Eheschließungen konstatieren läßt. Denn es betrug die Heiratsziffer in Preußen auf Tausend der Bevölkerung:

1894	8,0	1904	8,1
1895	8,0	1905	8,1
1896	8,2	1906	8,2

Jedoch gesetzt, wir hätten einen Rückgang der Heiratlichkeit sowie der Geburtlichkeit in dem von Tönnies vermuteten Ausmaß, so fragt sich noch immer, welche Notwendigkeit vorliegt, die Teuerung als Ursache oder doch als wesentlichste Ursache zu vermuten. Oder gibt es keine andere mögliche Ursache des Rückganges der Heiratlichkeit? Die geringere Heiratslust, die »Scheu vor dem Ehekontrakt« kann doch wohl ganz andere als wirtschaftliche Ursachen haben. Vor allem braucht aber überhaupt nicht geringere Heiratslust vorzuliegen. Es kann ja auch die Zahl der Heiratsfähigen sich geändert haben.

Für die Zahl der Heiratsfähigen sind die Geburtenziffern der 20 bis 30 Jahre vorher von nicht zu verkennender Bedeutung. Die Geburtenziffern des Dezenniums 1881/90 weisen aber gegenüber den Geburtenziffern der beiden Jahrzehnte vorher einen ganz empfindlichen Rückgang auf. Möglich wäre ja, daß in Hinsicht auf die Heiratsfähigkeit dieser Rückgang durch eine besonders große Abnahme der Mortalität der Jugendlichen im Vergleich zu jener der Erwachsenen wettgemacht worden wäre. Dem war jedoch nicht so. Der Anteil der bis 15jährigen an der Gesamt-

bevölkerung ist von 1880 auf 1900 von 356 auf 348 $^0/_0$ zurückgegangen.

Wie der Rückgang der allgemeinen Heiratsziffer seit 1900, so führt sich auch der Rückgang der Heiratsziffer in einigen agrarischen Kreisen während 1894/96 bis 1904/06 auf eine Änderung des Altersaufbaues der Bevölkerung zurück, die ihrerseits aber nicht in dem Rückgang der Geburtenziffern, sondern in der Abwanderung vom Lande ihre Ursache hat. Tönnies fand, daß die Heiratsziffer in den Distrikten überwiegenden Großbetriebes zurückgegangen ist. Diese Distrikte sind aber mit den Distrikten größter Abwanderung identisch. Der Einfluß der Abwanderung auf die Heiratsziffer läßt sich leicht erklären. Unter den Abwandernden befinden sich nicht bloß unverhältnismäßig viel bereits Heiratsfähige. Es wandern auch sehr viele ab kurz bevor sie heiratsfahig werden. »Man sagt mir,« lesen wir in Serings Abhandlung über die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande, »daß aus der Umgegend von Berlin die unverheirateten Leute, die Knechte und Mägde leicht abgezogen werden, weil sie besonders locker sitzen. Aber die verheirateten Leute kann man gut halten.« Das darf man unbedenklich verallgemeinern. Die Gesindenot ist auch anderwärts groß. Zu ihr tritt vielfach freilich die Abwanderung ganzer Familien von Dorf- und Gutstagelöhnern. Die Abwanderung reicht aber entfernt nicht an die Landflucht des Nachwuchses heran. Die Landarbeiter haben, wo ihnen die Möglichkeit fehlt, durch Fleiß und Sparsamkeit Stellenbesitzer zu werden, kein Interesse daran, ihre Nachkommenschaft auf dem Lande zurückzuhalten. Mit dem Nachwuchs der Landarbeiter wandert aber an vielen Orten zugleich ein Teil des Nachwuchses der Bauernschaft ab. Dort nämlich, wo ihm die Unterkunft durch Ankauf und Einheiraten erschwert wird, was bei Vorherrschaft des Großgrundbesitzes der Fall ist.

Auf die starke Abwanderung der Jugendlichen vom Lande führt sich nicht zuletzt die unverhältnismäßig starke Besetzung der Klasse der 16 bis 30jährigen in den Großstädten zurück. Im Jahre 1900 entfielen von 1000 der Gesamtbevölkerung in den Großstädten 301, im übrigen Reichsgebit nur 234 auf die Altersstufe der 16 bis 30jährigen. Nicht ganz so groß, aber noch immer bedeutend genug ist der Unterschied in der Altersstufe der 30 bis 50jährigen. Die betreffenden Zahlen für die Großstädte und das Reich sind 264 und 234. Auf den Zusammenhang von Binnenwanderung und Altersaufbau hat auch Georg v. Mayr nachdrücklich hingewiesen. Er konstatiert: Gerade in den für aktive Willensbetätigung maßgebenden Altersschichten ist die Bevölkerung der Großstadt durch eine starke Zugabe auswärts Geborener charakterisiert, die teils dauernd, teils vorübergehend Großstädter sind. Andererseits muß anhaltende, den natürlichen Bevölkerungszuwachs übersteigende Abwanderung vornehmlich Jugendlicher zu einer immer schwächeren Besetzung der gleichen Altersschicht auf dem Lande führen. Bei rückläufiger Ledigenquote standen nach Prinzing in Ostpreußen von 100 verheirateten Gebärfähigen

im Alter von	1880	1895	1905
15—20 Jahren	0,8	0,7	0,8
20—25 „	8,4	7,0	7,2
25—30 „	17,9	15,8	15,6
30—40 „	39,9	42,2	37,1
40—50 „	33,0	34,3	39,3

Das Jahr 1905 würde im Vergleich zu den Vorjahren noch schlechter abschneiden, wenn nicht in der Zeit von



1875/78 bis 1904/07 auf dem Lande in Preußen das mittlere Heiratsalter der Frauen von 26,7 auf 26,1 abgenommen hätte.

Zur Erklärung der Rückläufigkeit der Heiratlichkeit sind wir danach auf die »Teuerung« so gut wie gar nicht angewiesen.

Den Rückgang der Heiratlichkeit des ländlichen Proletariats mit einer Verschlechterung seiner ökonomischen Verhältnisse zu erklären, ist geradezu absurd. Die ökonomischen Verhältnisse der Landarbeiter und des Gesindes haben, wie jeder halbwegs mit der wirtschaftlichen Entwicklung Vertraute weiß, sich nicht bloß nicht verschlechtert, sondern erheblich gebessert. Das ist das übereinstimmende Ergebnis aller Untersuchungen über die Lohn- und Einkommenverhältnisse auf dem Lande.

Die Dinge liegen also wesentlich anders als Tönnies behauptet. Die gesunkene Heiratsziffer ist nicht die Folge der Teuerung und vermag nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Geburtenrückganges zu erklären.

Noch weniger ist von der zweiten von Tönnies aufgebrachten Erklärung — der Abnahme der Fruchtbarkeit infolge zunehmender Kreuzung verschiedener Volksstämme — zu halten.

Den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung muß die geringere Fruchtbarkeit der konfessionellen Mischehen erbringen.

Die geringere Fruchtbarkeit der konfessionellen Mischehen läßt sich nicht bezweifeln. Obwohl in Preußen die konfessionellen Mischehen, nach der Eheschließungsfrequenz der letzten 2—3 Dezennien zu schließen, mindestens 7—8% der Ehen ausmachen, entfallen auf sie von den ehelich Geborenen nur 6,5 bis 6,7%. Die Fruchtbarkeit dieser Ehen ist also etwas geringer als der Durchschnitt. Zur Erklärung dieses Defizits braucht man aber ganz gewiß nicht eine geringere Fruchtbarkeit gemischter Volksstämme heranzuziehen. Es bieten sich vielmehr andere Erklärungsgründe in Fülle. Vergleicht man die kleinen Verwaltungsbezirke oder die Reichstagswahlkreise auf die Mischung der Konfessionen, so nimmt man wahr, daß es vorzugsweise Städte sind, die eine solche intensive Konfessionsmischung haben. Dementsprechend entfällt dann auch ein sehr hoher Prozentsatz Mischehen auf die Städte: Die eheliche Fruchtbarkeit ist aber in der Stadt nahezu um $^1/_4$ geringer als auf dem Lande. Dazu kommt, daß bei dem ausgeprägten religiösen Vorurteil insbesondere der Weiblichkeit der unteren Volksschichten dieser bisher immer noch fruchtbarere Teil des Volkes in den Mischehen unverhältnismäßig schwach vertreten sein dürfte. Von allergrößter Bedeutung ist aber, daß die konfessionelle Mischehe in den meisten Fällen nicht bloß ein Zeichen religiöser Toleranz der zwei Teile, sondern ein Zeichen religiöser Indifferenz ist. Religiöse Indifferenz ist aber, wie ich für jeden Unbefangenen nachgewiesen zu haben glaube, »nachkommenfeindlicher Gesinnung« (v. Mayr) unbedingt günstig. Ein wenig dürfte auch die leichtere Entfremdung der Ehegatten in der Mischehe mitwirken. Für leichtere Entfremdung spricht deutlich der verhältnismäßig größere Anteil der Mischehen an den Ehescheidungen. In Sachsen kamen 1905 und 1906 auf 10000 zusammenlebende Ehepaare geschiedene: bei rein katholischen Ehen 4,5, bei rein evangelischen 16,7, dagegen bei Ehen katholischer Männer mit evangelischen Frauen 24,6 und gar bei Ehen evangelischer Männer mit katholischen Frauen 39



Horrend ist der Anteil geschiedener jüdischer Mischehen, in denen also einer der beiden Teile Jude ist. Von jüdischen Mischehen waren nicht weniger als 600 auf 10000 geschieden.

Eine Notwendigkeit, sich nach weiteren Gründen für die überhaupt nicht besonders große Minderfruchtbarkeit der konfessionellen Mischehen umzusehen, liegt nach alledem sicherlich nicht vor. Wenn freilich feststünde, daß Ehen von Angehörigen verschiedener Volksstämme von geringerer Fruchtbarkeit sind, so käme diesem Umstande für die Fruchtbarkeit der konfessionellen Mischehen zweifellos gewisse Bedeutung zu, obwohl Gleichheit oder Unterschiedlichkeit der Konfession und Gleichheit oder Unterschiedlichkeit der Abstammung noch sehr verschiedene Dinge sind. Für die behauptete geringere Fruchtbarkeit gemischter Volksstämme läßt sich aber auf Grund des bisherigen Materials Zwingendes nicht anführen. Noch kein Züchter hat die Erfahrung gemacht, daß jede Kreuzung die Fruchtbarkeit herabsetze. Zudem bleibt die faktische Fruchtbarkeit so weit hinter der physiologisch möglichen zurück, daß selbst ein Rückgang in der letzteren noch keinen in der ersteren notwendig zur Folge haben müßte.

Ebenso fragwürdig wie die Behauptung geringerer Fruchtbarkeit infolge zunehmender Stammesvermischung scheint mir zumindest in dem behaupteten Umfang die Zunahme der unfreiwilligen Sterilität der Ehen und der unfreiwilligen Einkindschaft, im besonderen als Folge von Geschlechtskrankheiten zu sein, die von Tönnies des weiteren angeführt wird.

Mit der Frage der Sterilität der Ehen hat sich in Deutschland am gründlichsten Prinzing befaßt. Er ist keineswegs in dem Maße wie Tönnies sicher, daß die Sterilität der Ehen zugenommen hat. Vor einigen Jahren schrieb er in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft: »Der Verdacht (!) daß die kinderlosen Ehen häufiger werden, ist nicht ganz (!) unbegründet.« Die Statistik der Sterilität liegt im Argen. Ein bündiger statistischer Beweis läßt sich für kein Land, insbesondere nicht für das Deutsche Reich erbringen. Wir kennen nicht einmal für ein einziges Jahr die Sterilität des ganzen Reiches. Nur für die Reichshauptstadt kennen wir sie, aber auch hier nur für ein Jahr und noch dazu für ein schon ziemlich weit zurückliegendes (1885). Außer Boeckh hat kein einziger Städtestatistiker daran gedacht, im Anschluß an die Volkszählungen Erhebungen über die Sterilität vorzunehmen. Aus der französischen und skandinavischen Sterilitätsstatistik ist uns jedoch bekannt, daß die Sterilität in den Städten wesentlich höher ist als auf dem Lande. Was Frankreich betrifft, so waren 1896 unter 100 mehr als fünfzehnjährigen Ehen im Landesdurchschnitt 11.5, in Paris dagegen 17.7 Ehen kinderlos. Die entsprechende Zahl für die Großstädte außer Paris ist 15.8. Von zunehmender Urbanisierung ist also ceteris paribus eine zunehmende Sterilität im Staate zu erwarten. Mancherlei spricht dafür, daß die Sterilität der Großstädte auch größer geworden ist als sie früher war. Nach Prinzing hat unfreiwillige Sterilität in einem Drittel der Fälle Azoospermie, Fehlen der Samenfäden beim Manne zur Ursache. Azoospermie ist fast immer durch Gonorrhoe bedingt. Die Gonorrhoe ist aber auch bei ca. 14 % der sterilen Frauen die Ursache der Sterilität. Insgesamt wäre also die Gonorrhoe in 40 bis 50 Fällen vom Hundert an der Kinderlosigkeit schuld.

Nun ist aber eine Zunahme der Gonorrhoe mindestens in den Großstädten nicht unwahrscheinlich. In den Krankenhäusern des Deutschen Reiches wurden an zugegangenen Fällen von Gonorrhoe gezählt 1877/79 7781, 1898/1907 20843. Zum allergrößten Teile dürfte die Zunahme jedoch, wie auch Georg v. Mayr glaubt, durch die erleichterte Heilanstaltsbehandlung (Vermehrung der Heilstätten und Bettenzahl) veranlaßt sein. Für Berlin haben Prinzing und Oldenberg berechnet, daß 1892 bis 1895 53.6 ‰ der männlichen und 19 ‰ der weiblichen Mitglieder des Berliner Gewerkskrankenvereins, 1906/07 87.1 bezw. 39.7 venerisch erkrankt waren. Auch diese Zunahme läßt sich teilweise anders als durch wirkliche Zunahme der Geschlechtskrankheiten deuten. Die großstädtische Bevölkerung nimmt heute den Arzt viel schneller in Anspruch als früher. Dazu kommt die viel »unbefangenere« Beurteilung der Geschlechtskrankheiten. Man sucht sie weniger als früher zu verheimlichen. Andererseits darf man nicht außer acht lassen, daß die Infektionsmöglichkeit durch die Zunahme der Prostitution, die in Berlin nach Bloch gerade doppelt so stark ist wie die Zunahme der männlichen Bevölkerung, außerordentlich gestiegen ist, selbst wenn man berücksichtigt, daß man sich besser vor Infektion schützen kann und vielfach schützt. Es müßte auch seltsam zugehen, wenn nicht die obersten Schichten des Proletariats mehr und mehr den Vorsprung in der Infizierung einholen sollten, den die Intellektuellen zur Zeit noch haben. Ähnelt doch mehr und mehr ihre Lebensführung derjenigen dieser Schichten. Der Vorsprung war um 1900 noch recht beträchtlich. 1898 glaubte Blaschko auf Grund einer Enquete und der sorgfältigen Aufzeichnung einer über ganz Deutschland verbreiteten kaufmännischen Krankenkasse eine Erkrankung der Arbeiter zu 9 % und der Handlungsgehülfen zu 16 % konstatieren zu dürfen. Stimmt man Prinzing zu, daß eine Zunahme der Geschlechtskrankheiten »ziemlich sicher« ist, so wird auch, da in den übrigen pathologischen Ursachen der Sterilität insgesamt kaum sich viel geändert haben dürfte, eine gewisse Zunahme der unfreiwilligen Sterilität wahrscheinlich sein. So weit kann ich Tönnies folgen und ihn unterstützen. Der Einfluß dieser Zunahme auf die eheliche Fruchtbarkeit ist aber minimal. Infolge Geschlechtskrankheiten steril sind nach Prinzing überhaupt nur ca. 4 % der Ehen. Selbst eine beträchtliche Zunahme dieser Art der Sterilität könnte darum nur wenig an der Fruchtbarkeitsziffer des Landes und selbst an jener der Großstädte ändern.

Auch die Zunahme der unfreiwilligen Einkindschaft stellt sich bei näherem Zusehen als wahrscheinlich außerordentlich belanglos heraus. Die wahrscheinliche Zunahme der Geschlechtskrankheiten in den Großstädten dürfte die Zahl der Ehen mit einem Kinde nur um ganz wenig vermehrt haben. Es soll durchaus nicht bestritten werden, daß die Gonorrhoe auch an der Zunahme der Einkindschaft ihren Anteil hat. Aber dieser Anteil ist gering. Die Einkindschaft kann die Folge einer Infektion während der Ehe oder die nachträgliche Wirkung einer Infektion vor der Ehe sein. Infektionen während der Ehe sind in letzter Zeit kaum um vieles häufiger geworden. Mag auch die Klientel der »besseren« Prostituierten zu einem Drittel und darüber aus Verheirateten bestehen. Die erdrückende Mehrheit der Arbeiter »schenkt sich« nach

wie vor mehr oder weniger den Luxus außerehelichen Geschlechtsverkehrs. Verspätete Infektion dürfte gleichfalls prozentual nicht häufiger geworden sein. Schon darum nicht, weil man heute Erkrankungen an Gonorrhoe viel weniger anstehen läßt als früher. So ist man zu dem Schlusse geführt, daß in ganz anderem Umfang als die unfreiwillige in letzter Zeit die freiwillige Einkindschaft zugenommen hat. Man läßt es mehr und mehr bis in die untersten Schichten der Beamten hinein vornehmlich aus Rücksicht auf die Frau bei einem Kinde bewenden. Auch greift immer mehr die Auffassung um sich, daß bei knappen Mitteln bereits das zweite Kind einen unverzeihlichen Luxus darstellt.

Statistisch erfassen läßt sich für Deutschland die Zunahme der Einkindschaft nicht. Alles, was man weiß, ist, daß 1885 in Berlin 33.4 % aller Familienhaushaltungen mit Kindern nur ein Kind hatten. Für München gibt Salvioni in einem 1899 veröffentlichten Aufsatz des Allgemeinen statistischen Archivs 38.7 und für Leipzig 28,5 % an. Bis zu welcher Höhe der Prozentsatz der Familien mit einem Kind steigen kann, lehrt die von Lucien March 1907 für Paris ermittelte Zahl. Dort hatten 42.57 aller (lebende) Kinder besitzenden Familien nur ein Kind.

Ein richtiges Bild von der Verbreitung der Einkindschaft bekommt man aber natürlich erst durch Berücksichtigung der Ehedauer. Man muß wissen, wie viel Einkindehen auf 100 mehr als 10- oder 15jährige mit Kindern gesegnete Ehen kommen.

Fassen wir das Ergebnis der Nachprüfung der Tönniesschen Behauptung zusammen, so läßt sich etwa sagen, daß ohne Zuhilfenahme der Zunahme absichtlicher Geburtenbeschränkung noch lange nicht ein Viertel des Geburtenrückgangs erklärt ist. Der nach Tönnies »vermutlich« »überraschend geringe« Anteil des Wollens an dem Geburtenrückgang stellt in Wahrheit mehr als drei Viertel der Erscheinung dar. Der Rückgang der Mortalität der Jugendlichen (nicht bloß der Säuglinge) vermag diese drei Viertel nur zum kleineren Teile zu erklären.

Von dem »modernen Geist«, der in der Hauptsache den Geburtenrückgang zu Wege gebracht hat, können Tönnies und seine Anhänger nicht das mindeste verspürt haben, wenn sie sich und andere zu bereden versuchen, nicht die Zweikindschaft oder gar die Einkindschaft sei das Ideal derer, die »Vorsicht« walten lassen, alles, was sie wollen, sei nur, die Pause zwischen zwei Geburten zu verlängern. Also Verlangsamung des Tempos der ewigen Gebärmaschine, kein Streik, sondern passive Resistenz! Da weiß es doch Robert Michels um vieles besser. »Der zivilisierte Mensch«, so läßt er seinen Essay über die Grenzen des Rechts und der Pflicht der ehelichen Kindererzeugung ausklingen, »hat ein Recht auf sich selbst. Dieses Recht schließt zugleich das Recht auf Nachkommenschaft, auf die Zahl (!) der Nachkommenschaft, wie auf Nichtnachkommenschaft (!) ein.« »Die körperliche Geschlechtsliebe«, heißt es mehrere Seiten vorher, »ursprünglich Mittel zum Zweck und auch heute noch von orthodoxen Christen aller Konfessionen, Vegetariern und weißhaarigen Moralisten nur als solches gewürdigt, ist mit der fortschreitenden Emanzipation des Menschen aus einem der wesentlichsten Phänomene tierischer Psyche allmählich zum Selbstzweck geworden. Wir müssen den Mut haben, zu bekennen, daß wir die Liebe und ihre Ekstase um ihrer selbst willen lieben.«

Der moderne Mann will unter allen Umſtänden »jener Mindeſtsumme des Glücksgefühls« teilhaftig werden, »ohne die das Leben anfängt, eine, wenn auch selten ungern getragene Laſt zu sein«. Er will genießen, darunter allerdings auch »die tiefinnerliche, rein menschliche Liebe zum Kinde«. Dazu genügt aber ein Pärchen, oft auch ein einziges Kind.

Für viele bleibt freilich die Zweikindschaft oder Einkindschaft ein Ideal im eigentlichen Sinne, etwas Angeſtrebtes, aber Unerreichtes. »Ich habe einen Freund« — erzählt der zuletzt genannte Autor nicht ganz frei von Bosheit — »es iſt nebenbei bemerkt, sogar mein beſter — der hat jedes seiner fünf Kinder — von denen drei am Leben sind, denen er in innigſter Liebe zugetan iſt, und die er um alles in der Welt nicht missen möchte — mit einem andern Verhütungsmittel gezeugt.« Uns interessiert dies insofern, als daraus hervorgeht, daß die Anhängerschaft des Ein- bezw. Zweikindsyſtems um vieles größer iſt, als eine Auszählung der Ehen mit einem Kinde oder mit zwei Kindern ergeben würde. Jedenfalls ſteht feſt, daß der Wille zur Kleinhaltung der Familie sehr verbreitet iſt und Tönnies mit seiner entgegengesetzten Behauptung die Dinge geradezu auf den Kopf ſtellt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Deutsche Gesellschaft zum Studium Rußlands.

Am 10. März d. J. fand in Berlin im Saale des Künstlerhauses der erste von der Deutschen Gesellschaft zum Studium Rußlands veranstaltete Vortragsabend statt. An Stelle des verhinderten Präsidenten Fürsten Hatzfeldt eröffnete der Berliner Nationalökonom Geheimrat Sering die Sitzung. Nach Begrüßung der anwesenden Gäste, unter denen sich der russische Botschafter befand, machte der Redner in längerer Ansprache das Auditorium mit den Absichten der Gesellschaft bekannt und verbreitete sich dann über die von ihr geplanten Veröffentlichungen. Dieselben sollen zunächst in einer über die Vorgänge des russischen Lebens allgemein orientierenden, den Mitgliedern von der Gesellschaft zugestellten Zeitschrift bestehen. Sodann ist eine Reihe größerer Einzelarbeiten ins Auge gefaßt, die im Rahmen einer „Osteuropäische Forschungen" betitelten Serie in Zwischenräumen erscheinen werden, und von denen die ersten bereits in Vorbereitung sind. Zur Veranschaulichung des in diesen Arbeiten niedergelegten wissenschaftlichen Materials sollen Vorträge dienen. Ausdrücklich wurde von Geheimrat Sering hervorgehoben, daß bei all diesen Bestrebungen die Gesellschaft, ihren allgemeinen Grundsätzen getreu, neben dem Interesse an den mannigfaltigen wirtschaftlichen Problemen Rußlands das Studium der geistigen und künstlerischen Errungenschaften des Landes in Gegenwart und Vergangenheit unvermindert zur Geltung zu bringen gedenkt. Und in der Tat war gerade diesem letzteren Gebiet der erste aus der Reihe der Vortragsabende gewidmet. Seine Themata behandelten das außerhalb Rußlands überhaupt noch nicht bearbeitete große Gebiet der russischen Kunstgeschichte. Zunächst ergriff Herr Architekt Scheurembrandt das Wort, um auf Grund langjähriger Erfahrungen und Studien in Rußland über „Nationale russische Baukunst" zu berichten. Er gab zunächst eine Reihe der wichtigsten, die Entwicklung der russischen Baukunst bedingenden geschichtlichen Daten. Er begann mit der in ihren Anfängen sagenhaften frühen Zeit der Teilfürstentümer, unter denen sich im Verlaufe des 10. Jahrhunderts im südwestlichen Rußland das Großfürstentum Kiew zu geschichtlicher Bedeutung erhebt. Unter Wladimir dem Heiligen wurde hier um das Jahr 1000 zusammen mit dem Christentum der byzantinische Bautypus, die dem angestammten Holzbau gegenüber aus Stein errichtete Kuppelbasilika, übernommen. Die untergegangene Desjatinniaja-Kathedrale und die von Wladimirs Sohn Jaroslav um 1037 erbaute Sophienkirche, im Innern bis auf unsere



Tage in ihrer alten Form erhalten, bilden die ersten Etappen des neuen Stiles, der sich im 11. und 12. Jahrhundert nach den großen Zentren des nördlichen Rußlands weiterverbreitet, wo er von der freien Handelsstadt Nowgorod und dem in jener Zeit neben Kiew mächtig aufstrebenden Fürstentum Wladimir übernommen wird. Der Einbruch Tschingiskans zu Beginn des 13. Jahrhunderts und die Verheerung von Wladimir und Kiew durch Baty um 1240 unterbrachen diese bereits zu bedeutender Blüte gelangte Bautätigkeit für 200 Jahre. Verschont blieb einzig Nowgorod, das den übernommenen Typus des Steinbaues im 14. und 15. Jahrhundert in eigenartiger Weise weiterbildete, sowie der übrige durch seine Sümpfe und Wildnisse vor dem Einfall der Tataren geschützte Nordosten, dessen Christianisierung erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts zum Abschluß gelangt. Hier, in den Gegenden von Wologda und Kostroma, von Wjatka und Perm, im Gebiete der Flüsse Dwina und Mesen, konnte der Steinbau nach byzantinischem Vorbilde, der schon wegen des schwer zu beschaffenden Materials an die größten Kulturzentren des damaligen Rußlands gebunden bleiben mußte, keinen Eingang finden. Dagegen wurden die uralten Formen des nationalen Holzbaues mit der Zeit dem kirchlichen Zweck völlig angepaßt, im Verlaufe einer im engsten Sinne nationalen russischen Bauentwicklung, bei welcher der Redner als bei dem Hauptthema seines Vortrages ausführlich verweilte. Hier ergaben sich jene spezifisch russischen Bauformen, die aus dem Gebiete des Holzbaues vom Steinbau des nach der Niederwerfung der Tataren im 16. Jahrhundert mächtig aufstrebenden Moskau übernommen wurden. In Kirchenbauten von der Art des vor dem Kreml befindlichen berühmten Wassilj Blaschenny sind sie dann als spezifisch-moskowitisch weitergebildet worden.

Die Grundform des russischen Holzbaues bildet die Blockhütte, „Kletj", aus Fichtenholz gefügt, je nach der Länge der Stämme bis zu 10 m im Quadrat. Mehrere solcher Blockhütten aneinandergestellt und durch Türen verbunden ergeben ein zusammenhängendes großes Gebäude, Choromy genannt. Der Begriff dieses durch zusammenhängende Blockhütten entstandenen großen Hauses wurde auch auf die Behausung der Gottheit übertragen; das Wort für Tempel „chram", ist von „choromy" abgeleitet. Vorraum, Hauptraum und Heiligtum bilden die drei durch die Notwendigkeiten des Kultus gebotenen Grundräume der russischen Holzkirchen. Während der flachgedeckte Vorraum und das Heiligtum im äußeren Bilde des Gebäudes durch eigenartige Walmdächer, „botschki" oder „kokoschniki" genannt, betont werden, erhebt sich über dem Hauptraum ein achteckiges Zeltdach von beträchtlicher Höhe, auf der Spitze von einer kleinen, zwiebelförmigen Kuppel gekrönt. Dieser Zeltaufsatz, der sich ohne jedes Gerüst aus in- und übereinandergefügten Rundbalken aufbaut, findet sich bereits an den ältesten erhaltenen Monumenten des russischen kirchlichen Holzbaues; es ist unentschieden, ob er ursprünglich eine Nachahmung der byzantinischen Kuppel bedeutet oder auf vorchristliche Motive zurückgeht. Zeltaufsatz und Walmdächer bilden den Hauptbestandteil der von der Holzarchitektur auf den Steinbau übertragenen, dessen ursprüngliche Physiognomie völlig modelnden Bauformen. Das hohe Alter der gesamten Technik der russischen Holzbauten wird durch den Umstand erhellt, daß bei ihnen als einziges zur Verwendung gelangendes Instrument das Beil in Betracht kommt, dessen sich noch heute der russische Zimmermann, „plotnik", mit Vorliebe bedient. Zur Gewinnung von Brettern wurden hierbei die Baumstämme nicht mit der Säge zerschnitten, sondern mit Hilfe von Keilen gespalten und die auf diese Art gewonnenen Teile nachträglich mit dem Beil in äußerst sauberer Weise geglättet. Redner gab noch einige wichtige Angaben über das russische Bauernhaus, „isba", bei dem er zwei Typen, den nördlichen, zweistöckigen, mit Rauchloch in der Decke, und den südlichen, einstöckigen, unterschied, und machte abschließend Mitteilung von einer von ihm vorbereiteten Geschichte der russischen Baukunst, in der ein umfangreiches Material von Originalaufnahmen und Skizzen, das in Lichtbild-Projektion den Vortrag begleitete, zur Verwertung gelangen soll.

Die Ausführungen des Architekten Scheurembrandt wurden in treffender Weise durch den auf sie folgenden Vortrag von Professor Dr. Oskar Wulff ergänzt, der seinem Vorredner gegenüber den Schwerpunkt der Betrachtung auf den in Rußland zu Beginn des 11. Jahrhunderts von Byzanz her übernommenen Steinbau verlegte. Auf Grund weitgehender Kenntnis frühchristlicher und byzantinischer Kunst und aus der Anschauung der russischen Monumente heraus erläuterte Prof. Wulff einleitend den Ursprung des von den Russen übernommenen Bautypus auf dem Boden der byzantinischen Kunst, worauf er dann auf dessen Verbreitung in Rußland und auf seinen im Wesen des griechischen Kultus begründeten, von Byzanz her übernommenen Bilderschmuck überging. Redner erwähnte zunächst die dem ursprünglichen Predigtzweck angepaßte Basilika des Abendlandes mit ihrem langschiffigen Langhaus, Chorabschluß im Osten und Turmfassade im Westen, der gegenüber das Morgenland den kuppelüberwölbten Zentralbau entwickelt hat. Seit dem 4. Jahrhundert beginnt in der christlichen Kirche das in den Basiliken gepredigte Wort gegenüber dem im Allerheiligsten vollzogenen Sakrament an Bedeutung zu verlieren; die Predigt tritt hinter der Kulthandlung



zurück, wodurch bei der Anlage der jetzt entstehenden Kirchengebäude eine Annäherung an die Feierlichkeit des östlichen Zentralbaues stattfindet. Dieser letztere, im Abendlande bisher nur für Baptisterien und Memorien benutzt, wird von jetzt ab auch zu Kulthandlungen herangezogen und zu diesem Zweck entweder mit einer Apsis versehen (S. Vitale in Ravenna), oder aber in ein basilikales Viereck hineingestellt (S. Sergius und Bacchus in Konstantinopel). Aus dieser Verschmelzung von Basilika und Rundbau ergibt sich in der byzantinischen Kunst ein neuer Bautypus, nämlich die der sich im kirchlichen Leben vollziehenden Wandlung entsprechenden Kuppelbasilika, die um das Jahr 1000 bei der Christianisierung Rußlands von Kiew übernommen und im Laufe des 10. und 12. Jahrhunderts nach Nowgorod und Wladimir verbreitet wird, wo sich ihre Typen heute noch erhalten haben. Das einzige in die Gegenwart hinübergerettete Baudenkmal Kiews aus jener Periode, die 1037 geweihte Sophienkirche, zeigt in ihrem Innern diesen Typus der Kuppelbasilika in Uebereinstimmung mit den byzantinischen Kirchenbauten von Saloniki, und noch im 15. Jahrhundert werden in Moskau von norditalienischen Architekten, im Auftrage Iwans III., ihre Formen für den Kathedralbau wieder aufgenommen. Die Verschmelzung von Basilika und Zentralbau erwies sich vor allem der im orthodoxen Ritus dem Meßopfer vorangehenden Kulthandlung angemessen, dem Zug mit dem Sakrament aus der Protasis durch den Kuppelraum in das den Blicken der Anwesenden durch die hohe Bilderwand „Ikonostas" entzogene Allerheiligste der Hauptbasis, und ist aus diesen Gründen dauernd beibehalten worden.

Die endgültige Regelung des Bilderschmucks der byzantinischen Kirche, wie sie sich zur Zeit der mazedonischen Kaiser als Resultat der zum Abschluß gelangten Dogmenbildung um die Mitte des 11. Jahrhunderts ergibt, hat auch der russischen Kirche für ihre Innendekoration die Normen vorgeschrieben. Wie in der griechischen Kirche, so erscheint auch hier die Beziehung zwischen Kult und Kunst ein für allemal geregelt. Die 1843 unter der Tünche aufgefundenen Mosaiken der Sophienkirche in Kiew geben uns den Prototyp des russischen kirchlichen Bilderschmucks. Zunächst erblicken wir in der Höhe der Apsis auf dem Goldgrund der in der byzantinischen Kunst seit der Zeit der mazedonischen Renaissance den blauen Mosaikengrund der früheren Jahrhunderte durchgehend ersetzt, die 5 m hohe Gestalt der Gottesmutter mit erhobenen Armen, „die unerschütterliche Mauer", „neruschimaja stena" genannt. Sie ist in einem violetten Mantel dargestellt, der auch das Haupt bedeckt und mit drei Kreuzen geziert ist; im Gürtel trägt sie ein weißes, verbrämtes Tuch; die Füße zieren rote Schuhe zum Zeichen der höchsten Würde. Dem byzantinischen Hofzeremoniell ist ebenfalls der hölzerne Schemel entnommen, auf dem die Gestalt steht, und der mit Perlen und Edelsteinen reich geschmückt ist. Unter dieser Darstellung der Gottesmutter befindet sich die des mystischen Meßopfers. Christus, zweimal zu beiden Seiten des Abendmahlstisches dargestellt, verteilt den von links und rechts herantretenden Aposteln, denen sich Abraham und Melchisedek in symbolischer Weise anschließen, Brot und Wein. Zwei Engel, mit Sakramentfächern in den Händen, dienen ihm. Ueber dem Abendmahlstisch, auf dem sich die Patene mit dem Sakrament, ein Kreuz und drei weitere Abendmahlsgeräte befinden, erhebt sich ein aus vier Säulen gebildeter, von einer sechseckigen Pyramide gekrönter Tabernakel. Der der Apsis vorgelagerte Kuppelraum zeigt in den Pendentifs die vier Evangelisten, im Tambour die Propheten und Apostel in zwei Zonen, und dann, in der Höhe der Kuppel, umgeben von den vier Erzengeln (von denen nur der eine, prächtig gebildete, erhalten ist), die ungeschaffene Monarchie der Dreieinigkeit, den Pankrator, Christus, der eins ist mit dem Weltschöpfer. Der Pankrator ist ganz im Sinne des majestätischen griechischen Typus gegeben, dessen schönste Darstellung in den Mosaiken von Daphni zu finden ist. Die Gesamtanordnung der Mosaiken in Apsis und Kuppel bedeutet zusammengenommen die Himmelfahrt, das Symbol der Erhöhung Christi. Zu beiden Seiten der Apsis findet sich als Ueberleitung zu den erzählenden Darstellungen des Langhauses die Darstellung der Verkündigung — ein Motiv, dessen sich noch Giotto in der Arenakapelle bedient hat. Die durch diese Darstellung eingeleiteten erzählenden Bilder bringen die zwölf großen Feste des Jahres zum Ausdruck und bilden so einen abgeschlossenen, seinerseits wieder das Dogma bekräftigenden Festkalender.

Der Darstellungskreis der Mosaiken aus der Sophienkirche zu Kiew findet seine Ergänzung in den hundert Jahre jüngeren, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Wandmalereien der Kirche Spaß Nereditza bei Nowgorod. Auch hier findet sich die Gottesmutter in der Absis, der Pankrator (hier zweimal, das eine Mal in Greisengestalt) mit Aposteln, Propheten und Evangelisten im Kuppelraum. Neu dagegen ist hier die zu den frühesten ihrer Art zählende Darstellung des Weltgerichts an der Eingangswand. In S. Apollinare nuovo in Ravenna wird der Vorgang noch unter dem Bilde des die Schafe scheidenden guten Hirten geschildert. Hier wie auf der etwa gleichzeitigen Mosaik von Torcello thront Christus, von der Aureole umgeben, im Mittelpunkt der Darstellung; rechts und links von ihm stehen die Gottesmutter und der Täufer, die vor Christus die Sache der Menschheit vertreten,

und sitzen die Apostel. Unterhalb Christi befindet sich das mystische Thronsymbol, mit dem die Wage haltenden Engel und mit Adam und Eva. Von Christus geht ein Feuerstrom aus, der die Sünder in den Hades treibt. Letzterer findet sich personifiziert am unteren Rande, neben ihm der Engel, der die Rolle trägt, auf der Sonne und Mond zu sehen sind, das Symbol des vergehenden Himmels. Die nicht mehr erhaltene rechte Paradiesesseite ergänzte der Vortragende durch ein in der Demetrius-Kathedrale zu Wladimir befindliches Fresko des Moskauer Malers Rublew aus dem 15. Jahrhundert.

Das in den Mosaiken von Kiew und in den Fresken von Nereditza zum Ausdruck kommende Dekorationsschema erhält sich fortan in Rußland unverändert, im Laufe der Zeit nur durch mystische Erläuterungen des Kultus oder durch die Illustration von Hymnen bereichert, in seinem ganzen Gefüge indes unberührt. Hier eröffnet sich der ganze Unterschied der östlichen und der westlichen Welt. Im Abendlande hat sich das lebendige Wort immer wieder neben dem Kultus behaupten können; die Dogmenbildung blieb dort ständig in Fluß und das religiöse Leben behielt seine Beweglichkeit. Die Predigtkirchen der Franziskaner und Dominikaner zu Beginn des 14. Jahrhunderts, und noch im 17. Jahrhundert die der Jesuiten, brachten der Kunst neue und fruchtbare Aufgaben. Die dogmatische Entwicklung der griechischen Kirche schließt mit der Mitte des 11. Jahrhunderts ab. Gleichzeitig wurde die Ikonographie endgültig festgelegt. Jede Abweichung wäre Frevel gewesen. Die künstlerische Freiheit wurde hierdurch für immer unterbunden. Die Entwicklung der altrussischen Malerei ist auf dem Gebiete der stilistischen Durchbildung gegebener ikonographischer Zusammenhänge zu suchen.

Seine äußerst dankenswerten Ausführungen beschloß Professor Wulff mit dem Hinweis auf Wasnezow, den größten religiösen Maler Rußlands der Neuzeit. Auf den Wänden und in den Kuppeln der 1861 zur Feier des tausendjährigen Bestandes des russischen Reiches errichteten Wladimir-Kirche zu Kiew hat Wasnezow den Versuch einer großartigen Neubelebung der uralten Gestalten aus starker nationaler Empfindung heraus zur Durchführung gebracht.

Trotz der gedrängten Form vermochten die beiden Vorträge des Abends die Bedeutung der russischen Kunstforschung in ihrer Beziehung zur allgemeinen Kunst- und Kulturgeschichte genügend zu beleuchten. Abgesehen von dem 1877 erschienenen Buche von Viollet le Duc, das seinerzeit ohne Kenntnis des Landes geschrieben wurde, und das heute nur noch historischen Wert besitzt, gibt es außerhalb Rußlands keinerlei Veröffentlichungen über den Gegenstand, der andererseits bereits das Interesse der westeuropäischen Kunsthistoriker erregt hat. Die russische Forschung selbst hat inzwischen in einer Reihe von wertvollen Serien, Monographien, und in letzter Zeit auch in zusammenfassenden Kunstgeschichten eine Menge von ausgezeichnetem Material angehäuft. Der Bearbeitung desselben, sowohl aus der unmittelbaren Anschauung der Monumente heraus, als auf Grund des vorhandenen russischen Publikationsmaterials, hofft sich Schreiber dieser Zeilen in nächster Zeit unterziehen zu können. Eine allgemeine Darstellung der russischen Kunstgeschichte, herausgelöst aus der Spezialarbeit des Archäologen und eingerückt in den Zusammenhang der europäischen Kulturgeschichte, würde hier als Ziel vorschweben.

München. Philipp Schweinfurth.

Die Bedeutung der jüngsten technischen Schwierigkeiten in Panama.

Am 10. Oktober 1913 erfolgte die Sprengung des Gamboa-Dammes, der die Wasser des Gatun-Stausees vom Culebra-Einschnitt des Panamakanals fernhielt, und man hat sich daher daran gewöhnt, jenes Datum als das der Vollendung des großartigsten, nach fast 400jährigem vergeblichen Bemühen endlich zustande gebrachten technischen Werkes zu betrachten. Am 17. November gelang es dann dem kleinen Dampfer „Louise", die Fahrt von einem Ozean in den andern unter Anwendung besonderer Vorkehrungen in dem von Schuttmassen noch stark blockierten Culebra-Einschnitt auszuführen. Schließlich gab am 21. Januar 1914 der hochverdiente Bauleiter Oberst Goethals kund, daß im Culebra-Einschnitt das Wasser 30 Fuß hoch stehe, und er im April einen „großen Ozeandampfer" erstmalig durch den Kanal zu senden hoffe.

Diese über den Ozean kommenden Meldungen klangen außerordentlich vielversprechend und vertrauensvoll. Jeder Zeitungsleser mußte die Meinung haben, daß die Betriebsübergabe mehr wegen irgendwelcher formaler Bedenken als wegen technischer Schwierigkeiten noch hinausgezögert werde.

Wer aber einen tieferen Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse hat, der fühlt aus den jüngsten Meldungen von Panama das Eingeständnis heraus, daß seit der Inangriffnahme der Arbeiten durch die Amerikaner die Aussichten auf ein glückliches und dauerndes Gelingen des großartigen Werkes kaum je zuvor so unerfreulich wie gegenwärtig waren.

Das klingt befremdend und unbegreiflich; aber die Behauptung läßt sich erweisen:

In den letzten Monaten sind Verhältnisse



eingetreten, die die scheinbar schon unmittelbar bevorstehende Eröffnung des Kanals wieder in weite Ferne gerückt haben. Oberst Goethals hat vor kurzem in einer in San Franzisko gehaltenen Rede bereits erklärt, daß der Termin der Kanaleröffnung noch ganz unbestimmt sei.

Zwei Umstände sind es, die der Vollendung des Kanals bisher Schwierigkeiten in den Weg legen, und deren Bedeutung in den letzten Monaten in unerfreulicher Weise gewachsen ist: erstens die Abrutschungen in den Böschungen des Culebra-Einschnitts, zweitens die Wasserfüllung des Gatun-Stausees.

Die ganze Bedeutung der Abrutschungen erhellt klar aus dem Umstand, daß neuerdings rundweg erklärt worden ist*), ohne die Böschungsabstürze im Culebra-Einschnitt hätte der Kanal bereits am 1. Juni 1912 dem Betrieb übergeben werden können! Oft genug in den letzten Jahren mußten Nachrichten aus Panama über gewaltige Schwierigkeiten im Culebra-Einschnitt, jenem Durchbruch des Kanals durch das mittelamerikanische Gebirge, in dem die Amerikaner das Erdreich bis in eine zwischen 83 und 156 m wechselnde Tiefe aufwühlen mußten, in der Tagespresse veröffentlicht werden. Das an seiner schmalsten Stelle 91.4 Meter breite Kanalbett machte hier eine Erdbewegung von beispiellosem Umfang erforderlich. Infolge seiner sehr großen Tiefe an dieser Stelle, des gewaltigen seitlichen Druckes der benachbarten, bis zu 1600 Meter Höhe aufragenden Berge, des Vorhandenseins von mehrfachen Gleitflächen und der raschen Verwitterung des Felsgesteins sind daher im Culebra - Einschritt Böschungsrutschungen und -abstürze in einem Umfang vorgekommen, wie er bei keinem andern Tiefbauunternehmen der Erde beobachtet worden ist. Bis jetzt sind seit 1905, wo die erste Rutschung größeren Umfangs eintrat, insgesamt 31 verschiedene Abstürze vorgekommen, darunter 11 mäßig große und 20 sehr große. Die letzten beiden derartigen Ereignisse fanden noch Anfang Oktober 1913 während des vielerörterten Erdbebens in Panama und Ende November statt, hatten aber anscheinend beide eine nur verhältnismäßig bescheidene Bedeutung, während die voraufgegangenen vier Vorkommnisse gleicher Art, am 5. September 1912, 31. Januar, 8. (?) Februar und 16. Mai 1913 schon mehr Bergstürzen glichen und alles hinter sich ließen, was man jemals sonst in dieser Hinsicht an künstlichen Kanalbauten erfahren hat.

Nach dem Annual Report of the Isthmian Canal Commission von 1912 sind die ursprünglich in die Kalkulation der Bodenbewegungen und der Kanalbaukosten nicht eingestellten Erdarbeiten, die infolge der stetig wiederholten und bisher vergeblich bekämpften Abstürze im Culebra-Einschnitt erforderlich wurden, von Jahr zu Jahr umfangreicher geworden. Während in den fünf Jahren von 1905 bis 1909 insgesamt nur 3,227,059 Kubikyards entferntes Material = 7.87 Prozent aller gleichzeitig erforderlichen Erdarbeiten auf Böschungsrutschungen zurückzuführen waren, stellten sich die im Culebra-Durchbruch infolge der Einstürze erforderlichen Mehrarbeiten im Berichtjahr 1909-10 auf 2,649,563 Kubikyards = 14.83 Prozent, 1910-11 auf 4,879,378 Kubikyards = 26.30 Prozent, 1911-12 auf 5,915,000 Kubikyards = 34.50 Prozent der gesamten Erdarbeiten des Jahres.

Nach dem Official Handbook der Kanalkommission gab es Anfang 1913 insgesamt 18 von Gleitungen und Abstürzen bedrohte Stellen im Kanalbett, und insgesamt 21-22 Millionen Yards Erdarbeiten waren bis dahin allein durch die Rutschungen bedingt worden, gegen die kein Abhilfsmittel bisher verfangen hat.

Die Nachwirkungen dieser riesenhaften Böschungseinstürze, insbesondere wohl der Absturz-Katastrophe vom 16. Mai 1913, waren es denn auch, die nach der Sprengung des Gamboa-Damms dem Wasser des Gatunsees die Füllung des ganzen Kanalbetts und das Vordringen bis zu den Schleusen der pazifischen Seite verwehrten. Man hat die letzten Absturzmassen offenbar absichtlich im Kanalbett liegen lassen, weil man hoffte, sie nach Vollendung des übrigen Kanals mit Hilfe von Baggern leichter entfernen zu können, als es die Dampfschaufeln auf dem noch trockenen Boden vorher gestatteten. Die Bagger sind am 9. Oktober vom Atlantischen Ozean her durch die Gatun-Schleusen nach dem Gatun-See gebracht worden und dann sogleich nach der Sprengung des Gamboa-Deichs in den Culebra-Einschnitt gesandt worden, um wenigstens provisorisch eine Wasserrinne durch die dort lagernden Absturzmassen zu schaffen. Daß diese Arbeit erfolgreich gewesen ist, beweist die Fahrt des Dampfers „Louise". Der provisorische Kanal sollte in den Geröllmengen des Cucaracha-Erdrutsches zunächst nur 150 Fuß Breite, die Hälfte der definitiven Breite, erhalten. Auch die Tiefe konnte einstweilen nur in bescheidenen Dimensionen gehalten sein, zumal da die Füllung des Stausees noch im Gange war.

Das Vorhandensein der provisorischen Wasserstraße sollte gestatten, den den Kanal noch füllenden Gesteinsmassen energischer zu Leibe zu gehen, als es bisher möglich war. Die Baggermaschinen werden auch voraus-

*) Dr. Otto Lutz (Panama): „Die Erdrutsche im Culebra-Einschnitt des Panamakanals" in Weltverkehr und Weltwirtschaft, Novemberheft 1913.

sichtlich eine schnelle Beseitigung des heruntergebrochenen Erdreichs bedingen, wenn — nicht neue Abstürze die Früchte der Tätigkeit abermals verhindern, wie es Ende November schon geschehen ist!

Ob und wann und in welchem Umfange neue Rutschungen im Culebra-Einschnitt auftreten, ist gar nicht vorauszusehen; daß sie aber auch in Zukunft nicht ganz ausbleiben werden, ist so gut wie sicher. In Panama selbst rechnet man*) mit der Möglichkeit neuer Abstürze noch auf Jahre hinaus und jedenfalls bis nach der Betriebsübergabe des Kanals! Wenn auch bestimmt zu erwarten ist, daß die Erdmassen schließlich einmal ihren Gleichgewichtszustand erreichen, zumal wenn die Böschungen sich aufs neue mit Vegetation bekleiden, so dürfte dieser Zeitpunkt doch noch fern sein. Lehren doch die bisherigen Erfahrungen, daß auch an solchen Stellen, die man seit Jahren für gesichert hielt, die Abstürze von Zeit zu Zeit wieder auftreten — der Cucaracha-Slide vom 31. Januar v. J. erfolgte z. B. an einem Punkte, der seit anderthalb Jahren als gesichert galt! — und sind doch die Rutschstellen selbst an Stellen von ganz minimalem Gefälle hier und da vorgekommen, nach den Angaben des offiziellen Annual Report 1912 (S. 161) z. B. an Orten mit dem außerordentlich geringen Neigungswinkel von 1 : 10 m! — Die nächsten Monate dürften die Entscheidung darüber bringen, ob man der schlimmsten von den Abstürzen drohenden Gefahren jetzt Herr geworden ist oder nicht; denn in den letzten Jahren haben regelmäßig in der Trockenzeit des Isthmus von Panama (Anfang Januar — Ende April), und zwar vor allem in der ersten Hälfte Februar, besonders große Abstürze im Culebra-Einschnitt stattgefunden.

Die Bauleitung rechnet, wie gesagt, damit, daß die Abstürze sich wohl längere Zeit hindurch fortsetzen werden, und sie wird ihr Hauptaugenmerk demgemäß darauf richten, daß nach der Betriebsübergabe wenigstens der Verkehr im Kanal durch die Erdrutsche sowenig wie möglich gestört wird. In welchem Umfang ihr dies gelingen wird, ist kaum vorauszusagen. Selbst die günstigste Gestaltung der Dinge vorausgesetzt ist dennoch zu befürchten, daß schon die bloße Möglichkeit einer gelegentlich erhöhten Strandungsgefahr und einer Unterbrechung der Durchfahrt insofern einen ungünstigen Einfluß ausüben wird, als die Versicherungsgebühren für die den Kanal passierenden Schiffe in der ersten Zeit unverhältnismäßig hoch sein müssen, wodurch dem Verkehr im Kanal aller Voraussicht nach ein bedeutender Abbruch getan werden wird.

Es ist ja wiederholt der Meinung Ausdruck verliehen worden, daß die Wasserfüllung des Kanalbettes einen wohltätigen Einfluß auf die Zustände im Culebra-Einschnitt insofern ausüben wird, als der Druck des Wassers die Festigkeit der Böschungen erhöhen und sie gegen die zerstörenden Einflüsse der Verwitterung schützen, auch die durch seitlichen Druck bedingten oftmaligen starken Auswölbungen des Bodens im Kanlbett selbst unmöglich machen wird. Diese Hoffnung ist aber doch nur teilweise berechtigt. Die durch Seitendruck bedingten, oft sehr starken Aufwölbungen des Bodens im Kanalbett, die vereinzelt einen Betrag bis zu 8 m Höhe erreicht haben, werden zwar durch den Wasserdruck verringert werden, obwohl sie auch schon in geringem Maße die Strandungsgefahr für die passierenden, großen Schiffe beträchtlich vermehren müssen. Andererseits aber ist zu beachten, daß die Wassertiefe im Kanal nur 13 m betragen wird, während die Böschungen bis zu 156 m über die Kanalsohle emporragen — der vom Wasser ausgeübte Gegendruck wird also nur recht bescheidene Wirkungen hinsichtlich einer Kompensierung des labilen Gleichgewichts der Böschungen ausüben können. Andererseits befürchtet man in Panama selbst insofern geradezu einen ungünstigen Einfluß der Wasserfüllung des Kanals, als die unvermeidlichen Auswaschungen am Fuß der Böschungen durch Wellenschlag usw. die Einstürze begünstigen müssen. In vollem Umfang wird dieses Moment erst in die Erscheinung treten, wenn die großen Schiffe den Kanal durchfahren.

Während man nun aber in den letzten Monaten des Jahres 1913 alle Schwierigkeiten, die sich der Vollendung des Kanals entgegenstellen könnten, ausschließlich von den Abrutschungen im Culebra-Einschitt erwartete, ist ein neuer, sehr bedrohlicher Umstand aufgetreten, mit dem man noch Anfang Oktober in Panama nicht mehr rechnen zu müssen glaubte. Wenn Oberst Goethals den Termin der Kanalübergabe als noch unsicher bezeichnet, so trägt zumeist der Umstand die Schuld, daß man im Lauf des nächsten Jahres kaum wird übersehen können, ob der Stausee von Gatun dauernd auf dem geplanten Niveaustand von 87 Fuß über dem Meeresspiegel zu halten ist. Nachdem die Füllung des Sees in der ersten Zeit durchaus den Voranschlägen entsprechend vor sich gegangen ist, haben die letzten Monate des Jahres 1913 eine schmerzliche Enttäuschung gebracht, deren Tragweite sich noch gar nicht absehen läßt.

Mit der provisorischen Füllung des Staubeckens wurde bereits am 25. April 1910 der Anfang gemacht.*) Die letzten Durchlässe

*) Weltverkehr und Weltwirtschaft, Novemberheft 1913.

*) „National Waterways" Juliheft 1913.



wurden aber erst am 27. Juni 1913 geschlossen, und erst von diesem Tage an wurde alles vom Chagres-Fluß zugeführte Wasser uneingeschränkt für die Auffüllung des Sees verwendet. Am 27. Juni hatte der Stausee eine Höhe von 48¼ Fuß über dem Meeresnieveau erreicht.*) Dem Voranschlag gemäß sollte der Spiegel bis zum 10. Oktober auf 74, bis zum 1. Dezember auf 87 Fuß, den endgültigen Stand, gehoben sein.**) Bis Anfang Oktober verlief die Füllung auch ungefähr programmmäßig. Am 13. August betrug die Seehöhe 56***), am 2. Oktober 69 Fuß über dem Meeresniveau††), gemessen in unmittelbarer Nähe des Gamboa-Deiches. Nachdem diese letzte (künstliche) Sperrmauer des vollständigen Kanalbetts am 10. Oktober durch den Knopfdruck des Präsidenten Wilson im Weißen Hause zu Washington gefallen war, sank aber der Seespiegel nicht unbeträchtlich: am 16. Oktober war er bis auf 64.7 Fuß über dem Meeresniveau zurückgegangen, was angesichts der gewaltigen Oberfläche des Sees einen recht bedeutenden Wasserverlust darstellte. Selbstverständlich war dieser zum großen Teil durch den Abfluß des Wassers in den Culebra-Einschnitt bedingt worden, aber er war doch erheblich zu groß, als daß dieser Umstand allein den bedeutenden Verlust hätte erklären können, zumal da ja zunächst nur ein sehr kleiner Teil des Kanalbetts sich neu mit Wasser füllen konnte, weil die im Culebra-Einschnitt lagernden Schuttmassen ein weiteres Vordringen des Wassers bis zur Pedro-Miguel-Schleuse noch vereitelten. Die sehr bedeutenden Regengüsse des Oktober bewirkten dann trotzdem eine rasche weitere Füllung, so daß der Seespiegel am 27. Dezember 84 Fuß Höhe überschritt und somit fast seinen vollen Inhalt erreicht hatte. Die vom 21. Januar datierte Mitteilung des Oberst Goethals, daß im Culebra-Einschnitt das Wasser 30 Fuß hoch stehe, zeigte dann aber dem, der die Zahlen zu lesen weiß, daß die Ursache des Schweigens sehr unerfreulicher Art war: am 21. Januar stand das Wasser im Stausee erst 1 Fuß höher als am 2. Oktober und 14 Fuß tiefer als am 27. Dezember. Ein weiteres Steigen des Stausees ist nun mindestens bis zur nächsten Regenzeit ausgeschlossen, und die gewünschte Stauhöhe von 87 Fuß kann in vielen Monaten nicht mehr erreicht werden, da schon im November die Regenfälle stark nachgelassen haben, und da von Anfang Januar bis Ende April auf dem Isthmus von Panama regelmäßig eine Zeit vollständiger Dürre herrscht, in der der den Stausee speisende Chagres zu einem winzigen Flüßchen von kaum 1 m Tiefe eintrocknet, und in der das Staubecken überdies durch die gewaltige hochsommerliche Verdunstung im Tropenklima unter allen Umständen eine starke Einschrumpfung erfahren muß.*)

*) „Engineering News". 21. 8. 1913.

**) Bericht aus Panama in „Weltverkehr und Weltwirtschaft". Oktoberheft 1913, S. 279.

***) Ebendorf, S. 280. — ††) „Engineering News", 30. 10. 1913.

Welche Bedeutung man im übrigen der Tatsache zuzuschreiben hat, daß die Hoffnung auf eine Füllung des Stausees einstweilen fehlgeschlagen ist, kann man zurzeit noch in keiner Weise übersehen. Es ist leicht möglich, daß es sich nur um besonders starke Infiltrationsvorgänge handelt, und daß dann, nach genügender Sättigung des Bodens mit Wasser, in der nächsten Regenzeit glücklich gelingt, was man in der letzten vergeblich anstrebte. Auch ist es ziemlich wahrscheinlich, daß sich auf dem Grunde des Sees verhältnismäßig rasch eine ausreichende Schlammschicht bildet, die das Einsickern des Wassers zum großen Teil unterbindet. Dennoch aber ist das vorläufige Scheitern der an den Stausee geknüpften Hoffnungen eine recht ärgerliche, um nicht zu sagen eine stark beunruhigende Erscheinung. Von Weihnachten 1913 bis Ende Januar 1914 hat der Stausee dreizehnmal soviel Wasser verloren, als theoretisch veranschlagt war**)! Dabei stand die Zeit der Hauptdürre und Verdunstung noch bevor! Wohin sollen die Dinge steuern, wenn das Wasser weiter in so rapider Weise „verloren geht", wie es in den ersten Wochen des Jahres 1914 der Fall war?

Je höher die Füllung des Sees fortschreiten wird, um so größer nuß die benetzte Bodenfläche, um so umfangreicher die Seefläche werden, d. h. aber: um so stärker wird die Infiltration und die Verdunstung. Da der fertige Stausee eine Oberfläche von 426 km², einen Wasserinhalt von 1400 Millionen cbm haben soll, da ferner ein Druck auf den untersten Boden des Sees von etwa 3 Atmosphären ausgeübt wird, ist es ganz natürlich, daß man mit einem sehr bedeutenden Wasserverlust ohnehin zu rechnen hat. Nun steigt zwar der Wasserreichtum des Chagres zur Zeit größten Hochwassers auf nicht weniger als 170,000 Kubikfuß, aber in der viermonatigen jährlichen Dürreperiode wird der Fluß zu einem Bächlein, dessen bescheidene Wassermenge den Verlust des Sees nicht entfernt auszugleichen vermag, zumal, wenn erst die tägliche Durchschleusung von Schiffen gewaltige Ansprüche an die Wasserentnahme stellt. Die sekundliche Wasserführung des Chagres beträgt im Durch-

*) W. Ewald: „Trübe Aussichten für die Wasserversorgung des Panamakanals" in „Weltverkehr und Weltwirtschaft". Februarheft 1914.

**) Dr. O. Lutz ebd. Oktoberheft 1913.



schnitt des Jahres nach Abbot nur 5730 Kubikfuß, wenn sie auch in der Regenzeit zwischen 8200 und 9000 Kubikfuß schwankt.*)

Theoretisch ist für die Durchschleusung jedes Schiffes eine Wassermenge von vollen 540,000 cbm erforderlich; praktisch hofft man zwar, durch Verwendung von Spar-Schleusen mit der Hälfte dieser Menge auskommen zu können, aber auch dann würde der See bei einer Durchschleusung von 41 Schiffen täglich, wie man sie (freilich äußerst optimistisch erhofft,**) rund 10 Millionen Kubikmeter Wasser am Tag hergeben müssen. Da die Trockenzeit vier Monate dauert und eine ungewöhnlich starke tägliche Verdunstung unvermeidlich ist, ist es an sich theoretisch denkbar, daß bei täglich voller Beanspruchung des Kanals am Schlusse der Dürreperiode der Stausee vollkommen aufgebraucht ist, ja, nach Ewald würde der Inhalt des Stausees sogar zweimal aufgebraucht werden müssen!***) Praktisch freilich kann man diese Besorgnis fallen lassen, weil eben der Schiffsverkehr im Kanal nicht entfernt jene Idealhöhe erreichen wird, die dem doppelten Suezkanalverkehr entsprechen würde! In jedem Fall aber ist damit zu rechnen, daß regelmäßig am Ende der Trockenzeit, also etwa im April, infolge des stark gesunkenen Niveaus des Stausees eine vollständige Füllung des Kanals nicht mehr möglich sein wird; die Wassertiefe müßte dann reduziert werden, und nur Schiffe mit geringerem Tiefgang könnten hindurchfahren. Mit anderen Worten, im Frühling muß der Kanal für die großen Ozeanriesen, für die Dreadnoughts und Ueberdreadnoughts wahrscheinlich immer gesperrt bleiben, selbst dann, wenn die Füllung des Stausees im übrigen noch vollen Erfolg hat. Die gelegentlich ausgesprochene†) Erwartung, daß für den Fall einer ungenügenden Füllung des Stausees die Kanalsohle zur Erzielung einer größeren Wassertiefe niedriger gelegt werden würde, muß als gegenstandslos bezeichnet werden, da jede Tieferlegung der Scheitelstrecke die Abstürze im Culebra-Einschnitt in verstärktem Umfang wieder hervorrufen muß.

Diese Ausführungen gelten, wie gesagt, für den Fall, daß eine vollständige Füllung des Stausees auf 87 Fuß über dem Meeresniveau doch noch gelingt und dann auch alljährlich aufs neue erzielt werden kann. Sollte diese Hoffnung aber nicht in Erfüllung gehen, so liegen die Dinge natürlich in jeder Hinsicht ungünstiger.

Zu den nicht ganz kleinen Sorgen, welche die Vorgänge im Culebra-Einschnitt und am Gatun-Stausee den Erbauern in jüngster Zeit bereiteten, gesellt sich als dritter sehr beunruhigender Faktor das Vorkommen mäßig kräftiger Erdstöße, wie sie am 1. Oktober, 23. Oktober und 13. November 1913 auftraten. Diese Ereignisse haben ja vielleicht mehr Aufsehen gemacht, als sie ihrer absoluten Stärke nach verdienten. Die Beben waren an sich in Panama nicht allzu bedeutend, während der Stoß vom 1. Oktober in 100 englischen Meilen Entfernung die Stadt Tonosi in der Provinz Los Santos großenteils zerstörte; sie wären an anderen, häufiger von Erdstößen heimgesuchten Gegenden unbeachtet geblieben, und wenn sie auch an den Gebäuden Panamas einigen Schaden anrichteten, so haben sie doch dem Kanalbau selbst, bis auf eine kleinere Abrutschung im Culebra-Einschnitt*) kein weiteres Leid zugefügt. Als Symptom aber waren sie bedenklich; die Hoffnung, daß Panama gegen autochthone Erdbeben einigermaßen gesichert sei, haben sie mit einem Schlage zerstört, und die Möglichkeit, daß der Isthmus nun auch einmal von einem kräftigen Erdbeben betroffen wird, ist jetzt entschieden größer, als sie es vor dem 1. Oktober 1913 war.

Immerhin dürfen die terrestrischen Gefahren als gering erachtet werden im Vergleich zu denen, die im Culebra-Einschnitt und am Gatunsee von der natürlichen Beschaffenheit des Geländes und den klimatischen Eigenheiten der Gegend drohen. Wenn auch der 10. Oktober 1913, der Tag der Sprengung des Gamboadeichs, offiziell als das Datum der Beendigung des Kanals gilt, wenn auch am 17. November 1913, wie erwähnt, ein Schiff in der Tat von einem Ozean bis zum andern durch den Kanal vorgedrungen ist, wenn auch am 21. Januar 1914 die Scheitelstrecke des Kanals eine Tiefe von 30 Fuß aufwies, das Panamakanal-Kapitel ist bisher technisch so wenig wie wirtschaftlich abgeschlossen, und die Sachlage mag noch mancherlei überraschende Wendungen erfahren, ehe der neue Wasserweg seine Aufgabe als kommender Hauptweg des Weltverkehrs in vollem Umfang zu erfüllen in der Lage ist.

Berlin-Friedenau. Richard Hennig.

---

*) Oberst Goethals in „National Geographical Magazine", 1911, S. 148. — **) Derselbe im „Engineering" vom 4. März 1910, S. 292. — ***) „Weltverkehr und Weltwirtschaft", Februarheft 1914, S. 409. — †) Charles Davison im „Geographical Journal", Januarheft 1914, S. 62.

*) Dr. O. Lutz im „Weltverkehr und Weltwirtschaft", Novemberheft 1913.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich **3 Mark**; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs **4 Mark**. Einzelnummern kosten **1 Mark**.

8. Jahrgang, Nr. 9
Juni 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — **Insertionspreis** für die zweigespaltene Nonpareillezeile **75 Pf.**

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Die Phaeaken.

Von

U. v. Wilamowitz-Moellendorff.

Der zerlumpte Rhapsode, der in Goethes erster Epistel sein Reiseabenteuer erzählt, ist auf eine Insel links von Herkules' Säulen verschlagen, und der Richter, vor den er gerät, hat ihm die Pflichten der dortigen Staatsbürger eingeschärft

auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
über dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
unserer Sänger, zu sehen die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

Die Insel heißt Utopia; aber mit dem Wunschlande des Thomas Morus hat sie nur den Namen gemein. Eigentlich sollte sie Scheria heißen, denn sie ist nichts anderes als das Phaeakenland. Zwar ist Hans Ohnesorge von keiner Königstochter in ein Schloß geführt wie Odysseus, sondern in ein Wirtshaus. Die Verpflegung war bei beiden vortrefflich; aber Hans redete von Bezahlung, und da setzte es Prügel. Das ist dem Odysseus nicht passiert; der wußte sich zu benehmen und war am Ende auch ein Heros. Das Leben ist in Utopia und Scheria dasselbe, und die Lage stimmt auch, denn links von den Säulen des Herkules liegen die Inseln der Seligen, dafür gibt es Zeugen genug; und von denen ist es nach Scheria nachweislich auch nicht weit.

Rufen wir uns kurz ins Gedächtnis, was Homer erzählt. Odysseus ist jahrelang auf der ogygischen d. h. im Weltmeere, das die bewohnte Erdinsel umgibt, gelegenen Insel von Kalypso, der Verbergerin, festgehalten; dort verkehren nicht einmal die Götter, so abgelegen ist die Insel. Endlich erzwingt eine Botschaft aus dem Himmel seine Entlassung; er baut sich ein Floß und fährt siebzehn Tage, immer den Bären, das Nordgestirn, zur Linken: da erblickt er Scheria, das Phaeakenland, das sich »wie ein Schild« über dem Horizont erhebt. Scheria, das bedeutet so etwas wie »festes Land«; ob es aber Festland oder Insel war, hat Odysseus nicht erfahren, und Homer sagt es auch nicht; aber er schildert seine Natur. Es ist ein Wunderland; ohne Unterlaß weht der milde Frühlingswind, so daß die Obstbäume das ganze Jahr Blüten und

reife Früchte tragen. Vor einem Überfall durch Feinde iſt man ſicher, aber die Götter pflegen Verkehr mit den Phaeaken. Der himmliſche Schmied hat für das Königsſchloß goldene Hunde als Torwärter verfertigt und goldene Knaben, die im Speiſeſaale die Fackeln halten. Die Phaeaken ſind ein Schiffervolk; aber auch ihre Schiffahrt iſt wunderbar. Wenn ſie, wie ſie es öfter getan haben, einen Schiffbrüchigen, der an ihre Küſte verſchlagen war, nach Hauſe befördern, ſo fahren ſie gegen alle Menſchenſitte bei Nacht; das Meer iſt glatt, und die Schiffe finden ohne Steuer den Weg; am Tage darauf ſind ſie ſchon wieder zu Hauſe. So geht auch die Heimführung des Odyſſeus vor ſich. Alles wird darauf zugerichtet, daß er während der nächtlichen Reiſe ſchläft, und ſchlafend wird er an einem verſteckten Punkte auf Ithaka ausgeſetzt. Aber diesmal haben die Phaeaken einen Feind des Poſeidon befördert. Der Gott iſt ergrimmt, obwohl er der Ahn des Phaeakenkönigs Alkinoos iſt, und erbittet ſich von Zeus die Erlaubnis, das heimkehrende Schiff in Stein zu verwandeln und vor Scheria durch einen Steinwall vom Meere abzuſchließen. Die Phaeaken wußten, daß ihnen ſolch ein Strafgericht drohte; ſie ſehen vom Lande die Verwandlung des Schiffes und veranſtalten eine Bittprozeſſion an Poſeidon, um die weitere Strafe abzuwenden. Über den Erfolg erfahren wir nichts; der Dichter hat es gefliſſentlich im Unklaren gelaſſen.

Neben dieſen für die Hauptſache entſcheidenden Zügen iſt das Leben auf Scheria menſchlich ausgemalt. Die Anlage von Stadt und Hafen, das Speiſen der Landesälteſten an der königlichen Tafel, die Volksverſammlung, die Turnſpiele und Tänze der jungen Burſchen, die Vorträge des Sängers, alles entſpricht dem Leben, das die Geſellſchaft führt oder führen möchte, in welcher Homer ſteht, und für die er dichtet. Nur iſt es bei den Phaeaken, mit Schiller zu reden, »immer Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß«, und zu dem Feſtbraten gibt es Spiel und Tanz, und ihre Jugend verſteht ſich nur auf die leichteſten gymnaſtiſchen Übungen; gegen Odyſſeus kommt ſie nicht auf, obwohl er durch Alter und Strapazen geſchwächt iſt. Auch über die Herkunft der Phaeaken hören wir etwas. Sie haben früher in Hypereia, dem Oberland, gewohnt, waren aber ihren Nachbarn, den Kyklopen, nicht gewachſen; daher hat ſie der Vater des Alkinoos nach Scheria geführt. Seine Gemahlin wird dabei für ſeine Schweſter erklärt, aber unmittelbar dahinter ſteht eine Genealogie, in der ſie ſeine Nichte iſt, d. h. eine jüngere Faſſung, verfertigt, als man an der Geſchwiſterehe Anſtoß nahm; wir wiſſen, daß Heſiod dieſe Faſſung noch nicht kannte. In ihr iſt die Mutter des Alkinoos eine Gigantentochter; dem Verfaſſer werden dieſe Rieſen von den Kyklopen nicht verſchieden geweſen ſein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Aufenthalt des Odyſſeus gegen die Abſicht des erſten Dichters beträchtlich verlängert iſt, um für die Spiele und eine laſcive Göttergeſchichte, die der Sänger vorträgt, Raum zu ſchaffen; dadurch iſt die Vermenſchlichung der Phaeaken geſteigert; aber wir können das bei Seite laſſen, denn an der Hauptſache iſt nichts geändert.

Es bedarf eigentlich keines Wortes, daß dem Dichter Scheria kein geographiſch beſtimmtes Land iſt und die Phaeaken kein gewöhnliches Menſchenvolk. Die wunderbare Nachtfahrt rückt ihr Land in ganz unbeſtimmte Ferne von Ithaka, das für Homer die äußerſte

Insel nach Westen und Norden zu ist. Wenn auf Scheria die Götter verkehren, aber kein Feind hinkommt, so liegt es außerhalb des Horizonts, der die bekannte Welt umgrenzt, in jenem unbekannten Westmeere, das die ionischen Schiffe nicht befahren. Wohl aber wird manchmal ein Schiff hinausgetrieben, und dann ist es eine tröstliche Möglichkeit, daß der Schiffbrüchige vielleicht an den Strand der freundlichen Phaeaken geworfen werden kann, falls Poseidon sich hat erweichen lassen. Das hat freilich die Muse dem Dichter nicht verraten. Vielleicht ist Odysseus der letzte gewesen, dem es so gut erging. Nach einer näheren Bestimmung über Scherias Lage im Meere kann niemand auch nur fragen wollen. Nur eine Andeutung findet sich. Die Phaeaken haben einmal den Rhadamanthys nach Euboea gefahren, als er dort einen Besuch machen wollte, und Rhadamanthys wohnt immer auf den Inseln der Seligen. Die sind also mindestens in der Nähe. Die Geschichte, auf die hier angespielt wird, ist uns gänzlich unbekannt.

Die Auffassung der Phaeaken, wie sie hier aus der Odyssee dargelegt ist, ist die der griechischen wissenschaftlichen Geographie, des Eratosthenes, und der wissenschaftlichen Homererklärung, des Aristarch und des Apollodor. Für Homer ist damit alles Wesentliche gesagt. Wohl erhebt sich für uns die weitere Frage, wie der Glaube entstehen konnte, daß der Schiffbrüchige in ein solches Wunderland gelangen und auf geheimnisvolle Weise heimgeführt werden könnte. Da sind denn die weitverbreiteten Vorstellungen von einem Schlaraffenlande herangezogen, das mit dem Aufenthaltsort der Götter oder auch der Toten nicht selten zusammengebracht wird, und andererseits die geheimnisvollen Fergen, die den Verkehr zwischen den Reichen des Lichtes und des Todes vermitteln: die Phaeaken sind dem Wortsinne nach die Grauen. Das sind an sich interessante Dinge; aber mit Homer haben sie nur mittelbar zu tun. Seine Schilderung des Phaeakenlebens hat allerdings so viel mit dem Schlaraffenleben gemein, daß die späteren Griechen sich gewöhnt haben, sie dem gemäß zu beurteilen, und während die einen den Alkinoos beloben, weil er »zu leben verstand«, schelten die Moralisten auf die Jugend, »die ihr Bäuchlein zu pflegen allzu geschäftig ist«. Homer sollte ja ein Bild des Menschenlebens zu Nutz und Frommen seiner Leser gezeichnet haben; da fragt man nicht mehr, ob und wo Alkinoos gelebt hat, und die Phaeaken haben dieselbe Bedeutung wie für Schiller, dessen Vers ich oben einflechten konnte.

Das schloß nicht aus, daß trotz der richtigen Erklärung, die der wissenschaftlich gebildete Grammatiker geben mochte, eine geographische Bestimmung ihres Wohnsitzes populär blieb, die aus Zeiten stammte, welche noch nichts von Kritik wußten. Bei Thukydides lesen wir, daß Alkinoos auf Korkyra-Corfú ein Heiligtum hatte; nach ihm hieß auch der eine Hafen der Hauptstadt an der jetzigen Bucht von Kastrades-Garitza, und so hat sich die Gleichsetzung Scheria Korkyra ebenso behauptet, wie der Name der Kirke am Kap Circello haftet und der der Skylla an Squillace. Wie ist diese Ansetzung der mythischen Orte auf der Karte entstanden?

Im achten Jahrhundert haben die Griechen begonnen, die Länder des Westmeeres, das vorher in unheimlichem Nebel lag, planmäßig zu besiedeln. Die Fahrten gingen zuerst von der Insel Euboea aus, auch wenn sich Aus-



wanderer von anderen Inseln und von der asiatischen Küste beteiligten; daher heißen die ionischen Kolonien in Italien und Sizilien chalkidisch nach einer der Städte Euboeas, Katane-Catania, Zankle-Messina, Rhegion-Reggio, Kyme Neapel. Die Überfahrt ging immer wie heute über Corfú, und auch dort haben zuerst Leute aus Euboea gesessen. Der Name der Insel dauerte auf Corfú als Flurname, und die Nymphe Makris, nach der man Euboea ebenfalls nannte, ist sogar zur Herrin einer Höhle unweit der Stadt Corfú geworden. Aber noch im achten Jahrhundert ist die ionische Ansiedelung durch die Korinther ersetzt worden, die mit Macht in den Westen nachdrängten, und erst als korinthische Pflanzstadt ist Korkyra zur Macht gelangt. Erst jetzt erhielten Stadt und Insel den Namen Korkyra nach einem der eingeborenen Stämme, den Korkyres. Unsere Überlieferung ist besonders dürftig, weil in der Erdbeschreibung des Strabon die Schilderung dieser Gegend ausgefallen ist; aber wir wissen doch, daß die Hellenen eine illyrische Bevölkerung vorfanden, Liburner, wie sie genannt werden; der Name kehrt im eigentlichen Illyrien wieder. Sie sind natürlich ganz langsam unterworfen und hellenisiert und werden namentlich im Norden sich lange erhalten haben. Dieser Teil der Insel heißt noch heute wie zu Thukydides' Zeiten mit einem altgriechischen Worte »das Gebirge«; ein Ortsname Histone dauert als Vistones in einer älteren Form, die schon Thukydides dem atttisch-ionischen Munde angepaßt hat, und die Namenbildung ist dieselbe wie in Narona, Salona und anderen illyrischen Ortsnamen. Selbstverständlich kann man die Gräber und Wohnplätze der Liburner im Boden von Corfú finden und sich so über den Stand ihrer Kultur oder Unkultur unterrichten. Die griechische Stadt, neben der es niemals eine zweite gegeben hat, war gemäß der griechischen Weise auf einem Vorgebirge angelegt, das links und rechts einen Hafen zu bauen gestattete. Jetzt bedeckt sie zumeist der königliche Garten. Die Ansiedelung hat sich im Mittelalter ostwärts an das Binnenmeer gezogen; das venezianische Kastell liegt auf der Kuppe einer kleinen Insel, die man jetzt kaum als solche erkennt. Nach der Kuppe heißt Stadt und Insel Kor(y)phú.

Die Ionier von Euboea waren ganz voll von den homerischen Gedichten und fanden daher an den Küsten, die sie entdeckten und besiedelten, überall die Odysseelandschaften. Es sind immer chalkidische Kolonien, wo nun die Abenteuer lokalisiert werden, die Kyklopen in der Nähe von Katana, Skylla und Charybdis bei Rhegion und Zankle, Sirenen, Unterweltseingang, Laestrygonen und Kirke im Umkreise von Kyme. So ward denn auch Hypereia, wo die Phaeaken früher neben den Kyklopen gewohnt hatten, auf Sizilien untergebracht und Scheria ward Korkyra: es lag ja so nahe an Ithaka, daß die Nachtfahrt der Phaeaken nicht allzu viel Wunderbares mehr hatte, und der Frühling von Corfú ist lieblich genug. Dabei verloren die Phaeaken aber ihre dämonische Natur keineswegs. Die Stadt, die ja noch nicht Korkyra hieß, erhielt von der Krümmung des Vorgebirges den Namen Drepane, die Sichel, der auf Sizilien wiederkehrt. Zankle hat auch dieselbe Bedeutung. Heißen aber sollte sie nach der Sichel, mit der Kronos seinen Vater Uranos entmannt hatte, und die nun unter der Insel vergraben läge, und aus dem Blute des Uranos sollten Phaeaken und Giganten entstanden sein. Die Eindichtung, in

der Alkinoos eine Gigantentochter zur Mutter hat, ist also erst entstanden, als diese Herleitung galt, und vielleicht stammt auch die Fahrt des Rhadamanthys nach Euboea erst aus dieser Zeit; dann hat man damals noch die Inseln der Seligen irgendwo in dem nördlichen Meere gesucht, das man nicht befuhr.

Von Denkmälern, die aus der Phaeakenzeit stammten, hören wir nie etwas, wie es auch keine Deszendenz von Alkinoos und Nausikaa gibt. Nur verzeichnet Plinius aus einem geographischen Buche, daß vor dem westlichsten Vorgebirge Korkyras eine Klippe läge, die wegen ihrer ähnlichen Bildung für das versteinerte Phaeakenschiff gehalten würde. Diese Klippe ist in der Tat vorhanden, und so könnte der Verdacht aufkommen, daß das Naturspiel die homerische Sage erzeugt hätte; daß die Phaeaken von Ithaka nicht durch das »wilde Meer«, wie es jetzt die Korfioten nennen, westlich um ihre Insel fahren würden, brauchte am Ende nicht zu stören. Aber Homer erzählt anderswo, daß die Götter eine Schlange und das Volk der Niobe in Stein verwandelten: an die Erhaltung der Gestalt in dem Steine denkt er nirgend, und er müßte doch die Schiffsgestalt der Klippe hervorheben und sagen, wo sie bis auf den heutigen Tag zu sehen wäre, wenn es ihm auf das Naturspiel ankäme. Aber er sagt ja überhaupt nicht, wo Scheria liegt. Den Schiffern, die auf der Fahrt nach Italien eine schiffsähnliche Klippe bemerkten, verdenken wir nicht, daß sie sich über das Zusammentreffen mit der Odyssee freuen, was auch heute niemandem verwehrt sei. Es wird auch Homererklärer gegeben haben, die anders als Plinius die Sache ernst nahmen. Selbst ein verständiger Mann wie Strabon hat ja gemeint, die Menge von Odysseusmonumenten in den chalkidischen Städten bewiesen gegen Eratosthenes, daß die Irrfahrten dort wirklich stattgefunden hätten, obgleich er weiß, daß alle Ansiedelungen jünger als Homer waren. So gab es auch Leute, die an der Gleichung Korkyra-Scheria festhielten, und ihnen war es für die Lage gegenüber von Epirus ein Beweis, daß Alkinoos eine Sklavin aus Apeira hat, das wir ebensowenig kennen wie Hypereia. Es kostet zwei grammatische Verstöße, um es mit Epirus zu identifizieren; aber solche Kleinigkeiten beirren den Glauben nie.

Nach den Ioniern kamen die Dorer aus Korinth, denen Homer nicht so geläufig war. Sie übernahmen zwar die Phaeaken, aber sie sagten, Korkyra war die Tochter unseres heimischen Flußgottes; die hat Poseidon geraubt und auf die Insel gebracht, die er ihr als Morgengabe schenkte, wo sie ihm den Phaiax gebar. Es war ihre Gewohnheit, durch solche Erfindungen sich Anrecht auf die Landschaften zu schaffen, welche sie in Besitz nahmen oder nehmen wollten. Das galt auch von der gegenüberliegenden Küste, wo sie einen Ort Phaiake gegründet haben werden, der aber den Epiroten wieder zufiel, die Baiake sagten, weil sie keine Aspiraten hatten. An einem anderen Orte von Epirus siedelten die Korinther einen Sohn ihrer Heroine Medea an, den Mermeros, und der kommt nun im ersten Buche der Odyssee vor. Das ist wichtig; es bestätigt die auch sonst notwendige Annahme, daß die letzte Bearbeitung, in der wir die Odyssee lesen, erst spät entstanden ist, als die Gleichung Korkyra Scheria längst bestand.

Dieser Bearbeitung gehört zwar das erste Buch an, aber die Phaeakengeschichte hat sie glücklicherweise übernommen, ohne Korinthisches hineinzutragen. Medea hatten die Korinther sozu-

sagen zu ihrer Heroine,' die Argonautenfahrt zu der Geschichte von ihrer Heimholung gemacht. Die Heimreise aus Kolchis ging dann durch den nördlichen Okeanos und irgendwie in das Adriatische Meer. So gelangten Iason und Medea nach Korkyra, und daß sie dort von Alkinoos den verfolgenden Kolchern nicht ausgeliefert wurden, sondern Hochzeit hielten, war die Lieblingssage der Korkyraeer. Sie nahmen Alkinoos, der natürlich von der Korintherin Korkyra abſtammte, aus der Odyssee, unbekümmert darum, daß er nicht wohl Iason und Odysseus aufnehmen konnte, zwischen denen mehr als eine Generation liegt. Die verfolgenden Kolcher wurden die Ahnherren der illyrischen Feinde. Die Hochzeit des heroischen Paares ward in der Höhle der Makris begangen, die nun als Höhle Medeas heilig blieb. Die Nymphen des Gefildes, des Baches Aigaios, des Berges Melite kamen aus der Umgegend und ſtreuten dem Hochzeitspaare Blumen. Zwei Altäre vor der Stadt am Hafen, also am Strande des jetzigen Kaſtrades, waren von Medea zum Danke den Göttern errichtet, die ihre Ehe gesegnet hatten, ein Opfer, das alljährlich in dem Apollontempel vollzogen ward, galt als ihre Stiftung. Diese echt korkyraeischen Geschichten erzählt der Dichter Apollonios dem Hiſtoriker Timaios nach, der um 300 v. Chr. Korkyra besucht hat und alten Stiftungen gerne nachging. Höhle, Bach und Berg, Altäre und Tempel sind Realitäten: sie kann man auf Corfú suchen; wahrscheinlich iſt er Tempel des Apollon in demjenigen gefunden, dessen Gorgogiebel das Interesse jetzt auf Corfú gelenkt hat.

Eben darum schien es an der Zeit, an diesem Orte zusammenzufassen, was die Wissenschaft über Korkyra und die Phaeaken zu sagen weiß. Es iſt nicht besonders merkwürdig und in der Hauptsache nicht neu; dafür iſt alles klar und einfach. Es ſteht ja überhaupt so, daß in der Homererklärung die antiken Gelehrten die richtige Methode und daher auch die richtigen Resultate bereits in weitem Umfang gefunden haben. Es kann keinen besseren Grundsatz geben als den des Eratosthenes, daß Homer als Poet gedichtet hätte, ohne moralische oder hiſtorisch belehrende Tendenzen. Wenn bloß die Leute den Homer erklären wollten, die Griechisch können und wissenschaftlich zu denken imſtande sind, so würde es im Altertum nicht so viele abenteuerliche Aufstellungen über die homerischen Dinge gegeben haben und heute nicht die ruhige Forschung der Sachverständigen immer durch die gutgemeinte Entdeckerfreude von solchen geſtört werden (wenn sie sich ſtören läßt), die die Odyssee bei Voß lesen und von Eratosthenes, Aristarch und Apollodor womöglich kaum den Namen gehört haben. Wie es im Altertum nicht an Leuten gefehlt hat, die Spuren des Odysseus im spanischen Galicien fanden und gar Altäre mit Namen und Vatersnamen des Helden bei Asciburgium am Niederrhein, so ward er vor etlichen Jahren am Pic von Teneriffa nachgewiesen und kürzlich bei den Gorillas, die er für Kyklopen hielt. Zurzeit iſt besonders das Axiom vertreten, daß Homer ein Hiſtoriker wäre, und der örtliche Befund soll dafür den Nachweis erbringen. Die Ilias ſtimmt zu den Ausgrabungen ganz genau: nur der Skamander muß seinen Lauf ändern. Die Odyssee ſtimmt genau: nur Ithaka muß verlegt werden, und nun springen die homerischen Inselnamen wie auf das Kommando »verwechselt, verwechselt das Bäumchen« von Insel zu Insel; es

braucht auch gar keine Insel zu sein. In der Gleichung Scheria Korkyra wird zur Abwechslung eine Deutung aufgegriffen, die schon im Altertum aufgestellt ist, und wer weiß, ob nicht der Zauberpalast des Alkinoos in den Hütten der Liburner aufgefunden wird. Ich will nicht indiscret sein, aber ich weiß, daß eine Umtaufung auch für Korkyra in Aussicht steht, und zwar eine besonders belustigende. So dreht sich das weiter im Kreise herum, bis alles wieder am Ende auf demselben Flecke steht. Und das ist der Humor davon.

Ueber die Methoden der psychologischen Forschung.

Von

Oswald Külpe.

Vor etwa 50 Jahren hätte in einem Verein für Naturkunde schwerlich über Methoden der psychologischen Forschung gesprochen werden können*). Die Vertreter der Naturwissenschaft würden es sich damals auf das bestimmteste verbeten haben, wenn ein Philosoph gewagt haben sollte, sich dazu anzubieten. Aber was hätte er auch damals über diesen Gegenstand sagen können? Daß der Anatom Ernst Heinrich Weber, der Physiker Gustav Theodor Fechner, die Physiologen Hermann Helmholtz und Wilhelm Wundt gerade begonnen hatten, die Lehre von den Sinnesempfindungen methodisch auszubauen, war in seiner Bedeutung für die psychologische Forschung noch kaum erkannt worden. Schlägt man die psychologischen Lehrbücher jener Zeit auf, so findet man fast nichts über die Methoden, mit deren Hilfe das Gebiet dieser Wissenschaft untersucht werden könnte und sollte. Man brauchte — so schien es — ja bloß die von manchen für unfehlbar gehaltene innere Wahrnehmung und daneben noch die Erinnerung an früher Erlebtes anzuwenden und an sie bei dem Leser zu appellieren, sofern man es nicht vorzog, rein dogmatisch sich zu äußern und über den Weg, auf dem man zu den vorgetragenen Einsichten über das Denken, Fühlen und Wollen gekommen war, überhaupt zu schweigen.

Seitdem hat sich darin ein völliger Wandel vollzogen, der es einem Verein für Naturkunde gestattet hat, ohne sich von vornherein zu kompromittieren, einen Philosophen aufzufordern, daß er über die Methoden der psychologischen Forschung im Anschluß an physikalische und chemische, an anatomische und physiologische Ausführungen über Sinnesreize, Sinnesorgane und Sinneseindrücke eine orientierende Vorlesung halte, und der diesen Philosophen dadurch in eine Lage versetzt hat, in die etwa der Vertreter einer Naturwissenschaft geriete, wenn er über deren Methoden in einer kurzen Stunde Rechenschaft ablegen sollte. Umfang und Geschwindigkeit der Entwicklung der modernen Psychologie in den letzten 50 Jahren lassen sich nur noch mit dem Werden und Wachsen der modernen Naturwissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert vergleichen. In beiden Fällen ist die Entdeckung der rechten Methode

*) Nach einem Vortrag, gehalten am 2. März 1914 im Verein für Naturkunde zu München.

wissenschaftlicher Untersuchung der Ausgangspunkt dieser gewaltigen Entwicklung gewesen.

Das gilt nicht nur im ganzen, sondern auch für alle Einzelfragen. Die psychophysischen Maßmethoden Fechners erlaubten eine exakte Prüfung der Empfänglichkeit für Reize und ihre Unterschiede und waren vor allem dazu bestimmt, die Geltung des Weberschen Gesetzes auf allen Sinnesgebieten zu erforschen. Die Reaktionsmethoden von Donders und Wundt ließen die Dauer eines psychophysischen Prozesses von der Einwirkung eines Sinnesreizes an bis zur Ausführung einer ihn beantwortenden Bewegung bestimmen und versuchten die Geschwindigkeit von Erkennungsakten, von Vorstellungsreproduktionen und Wahlvorgängen in Tausendstelsekunden anzugeben. Die Erlernungsmethode von Ebbinghaus machte die Leistungen des Gedächtnisses einer quantitativen Vergleichung zugänglich und eroberte dem Experimente eine Fülle von Problemen, die zur angewandten, pädagogischen Psychologie hinüberführten. Die Ausdrucksmethoden von Mosso und Lehmann ermöglichten eine genaue Registrierung der körperlichen Änderungen, die unter dem Einfluß von Gefühlen und Affekten unwillkürlich auftreten. Alle diese und viele andere Methoden haben neue Gebiete des Seelenlebens für eine systematische Untersuchung erschlossen. Sie haben eine Arbeitsgemeinschaft und damit eine wechselseitige Kontrolle und Ergänzung in der Erforschung einzelner Tatbestände für die Psychologie zustande gebracht. Über Zufälligkeiten einzelner Erlebnisse, über rohe Feststellungen, die sozusagen auf den ersten Blick gelingen, über willkürliche Behauptungen und zweifelhafte Verallgemeinerungen haben sie die Psychologie mit der Sicherheit eines experimentellen Verfahrens hinausgeführt.

I.

Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit der z. Z. ausgebildeten Methoden ist es ausgeschlossen, ein auch nur annähernd vollständiges Bild derselben in einem Vortrage zu entwerfen. Ich muß mich darauf beschränken die Hauptarten anzugeben und durch einige Beispiele zu illustrieren, sowie die Eigentümlichkeit der psychologischen Methodik aus den Schwierigkeiten der hier bestehenden Sachlage heraus verständlich zu machen. Dabei wollen wir sofort mit der Angabe solcher Schwierigkeiten beginnen und auf eine Besonderheit der psychologischen Forschung hinweisen, die sie von der naturwissenschaftlichen wesentlich unterscheidet. Die Psychologie zielt auf die Erkenntnis derjenigen Tatsachen, deren qualitative Beschaffenheit nur der innern oder unmittelbaren Wahrnehmung eines jeden zugänglich ist. Empfindungen und Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken, Gemütsbewegungen und Willensakte kann man nicht jedermann aufzeigen, wie Sonne und Sterne, Tiere und Pflanzen, Nerven und Sinnesorgane, sondern sie können von jedem nur in seinem eigenen Bewußtsein als Erlebnisse vorgefunden werden. Wer sie nicht selbst erfährt, wird sie nicht erjagen. Darum kann sich ein Blindgeborener von den Farbenempfindungen eines Sehenden und ein Taubgeborener von den Tonempfindungen eines Hörenden keine adäquaten Vorstellungen machen. Ein junger, ganz früh erblindeter Klavierstimmer bedauerte mir gegenüber einmal, daß er absolut nicht begreifen könne, was ein Gemälde sei, während er sich sonst mit



Hilfe seines Taftsinns in der sichtbaren Welt gut zurechtfinden konnte.

Infolge dieser Gebundenheit der Bewußtseinsinhalte an die einzelnen Individuen macht sich an ihnen ferner eine Fülle von individuellen Unterschieden geltend, und das bedeutet eine große Schwierigkeit für die Erkenntnis der psychologischen Gesetzmäßigkeiten und des Allgemeinen, das in allen Erlebnissen einer beftimmten Art enthalten ift. Schon die Biologie rechnet mit der Ungleichheit aller Individuen als mit einer selbftverftändlichen Voraussetzung. Je höher wir aber in der Reihe der Lebewesen auffteigen, um so größer und mannigfaltiger werden die individuellen Differenzen. Alltägliche Erscheinungen, wie die Verschiedenheiten des musikalischen Gehörs, des äfthetischen Geschmacks, der Schnelligkeit des Lernens, der Treue des Behaltens, der Energie und Nachhaltigkeit des Willens, der Lebhaftigkeit und Originalität der Phantasieleiftungen vergegenwärtigen uns sofort die hier beftehende übergroße Mannigfaltigkeit nach Art und Grad der psychischen Fähigkeiten und Betätigungen.

Sodann bringt es die Abhängigkeit der Erkenntnis unserer selbft von der Unvollkommenheit unserer Anlagen und von mächtigen praktischen Interessen mit sich, daß unsere Einsicht in unser eigenes Seelenleben beschränkt und getrübt ift. Auf den verhängnisvollen Einfluß der Eitelkeit weift z. B. Nietzsche's Aphorismus hin: »Das habe ich getan — sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben — sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich — gibt das Gedächtnis nach.« Schon im Altertum wußte man, daß die Affekte und Leidenschaften für die objektive Selbfterkenntnis, deren Wichtigkeit man begriff, und die man forderte, eine große Gefahr bedeuten. Dazu kommt die Unmöglichkeit, viele psychische Vorgänge zu beobachten, während sie ablaufen, wie z. B. das Denken, das Wollen und das Schaffen. Je intensiver diese Vorgänge uns erfüllen und beherrschen, um so weniger lassen sie sich zugleich zum Gegenftande einer ihre Art und ihren Verlauf feftftellenden innern Wahrnehmung machen. Die Künftler pflegen uns deshalb auch nur wenig über die Prozesse mitzuteilen, die während der Konzeption und Geftaltung eines Werkes in ihnen ablaufen. Eine besondere Schwierigkeit bildet auch die extensive und intensive Begrenztheit unserer Aufmerksamkeit, die gerade dann am fühlbarften wird, wenn wir uns auf eine beftimmte Tatsache beobachtend einftellen. Auch das Mißverhältnis zwischen Erlebnis und Ausdruck sei als ein Hindernis für die psychologische Erkenntnis erwähnt. Vielleicht gab ein Gott uns zu sagen, was wir leiden, aber wie wir es leiden psychologisch genau zu schildern ift bei einem komplexen Verlauf unmöglich. Die moderne Psychologie hat sich genötigt gesehen, viele neue Ausdrücke und Begriffe einzuführen, um eine speziellere und eindeutigere Beschreibung der beobachteten Tatsachen geben zu können. Wer wollte sich getrauen, nachdem er eine Seite eines Buches mit voller Hingabe gelesen hat, über alle Gedanken und Vorftellungen, Aufmerksamkeits- und Blickwanderungen, Empfindungen und Gefühle, die er dabei erlebt hat, vollftändige und zuverlässige Rechenschaft abzulegen?

Damit tritt zugleich die notorische Unzulänglichkeit unserer Erinnerung in den Gesichtskreis dieser Betrachtung, insofern wir ein Wissen von

vergangenen Erlebnissen zur Vervollſtändigung unserer psychologischen Einsichten benutzen müssen. Die von William Stern methodisch ausgebildete Aussageforschung hat uns an Gegenſtänden der äußeren Erfahrung die Mängel unserer Erinnerung zu deutlichem Bewußtsein gebracht. Sie beſtehen aber sicherlich in keinem geringeren Grade auch für die Gegenſtände der Selbſtwahrnehmung. Man pflegt darum in der Psychologie nachträgliche Aussagen über eigene Erlebnisse nur ausnahmsweise über wenige Minuten sich ausdehnen zu lassen und dabei die Dauer des Vorganges, über den berichtet werden soll, auf wenige Sekunden zu begrenzen.

Endlich aber wird es bei der eigenen Erfahrung so schwer, eine syſtematische Analyse durchzuführen, die einzelnen Erscheinungen zu isolieren und zu besonderen Objekten der Untersuchung zu machen. Sie hängen alle miteinander zusammen, der Empfindende und Vorſtellende iſt zugleich der Beobachtende, und es sind ihm nicht nur die zu beobachtenden Empfindungen und Vorſtellungen während eines Bewußtseinsquerschnitts gegeben, sondern auch viele andere und manche Zuſtände, Tendenzen und Vorurteile dazu. Innerhalb einer wechselnden Umgebung solcher Begleiterscheinungen kann aber der zu beschreibende Vorgang einen verschiedenen Eindruck machen.

Selbſt wenn es nun auch gelingen sollte, durch Wahl günſtiger äußerer Umſtände und durch ausschließliche Beachtung eines Vorganges eine leidliche Isolierung desselben zuſtande zu bringen, kann der Psychologe ihn doch weder mit dem Mikrotom in eine Anzahl feinſter Schnitte zerlegen, noch mit dem Mikroskop in seine Struktur eindringen, ja nicht einmal ihn drehen und wenden, um ihn von verschiedenen Seiten zu betrachten, sondern muß ihn einfach hinnehmen wie er iſt, und dabei Gefahr laufen, daß er sich zusehends ändert oder unaufhaltsam zerfließt. Was wäre wohl aus der Botanik und Zoologie geworden, wenn jeder die Tiere und Pflanzen nur in andächtig respektvoller Entfernung hätte anschauen dürfen, und wenn, wie wir im Hinblick auf die Erkenntnis des fremden Seelenlebens sofort hinzufügen wollen, keiner der Forscher in das Gärtlein und den Käfig des andern hätte hineinblicken können, sondern nur auf Mitteilungen über deren Inhalt sich angewiesen gesehen hätte!

In der Tat iſt die unmittelbare Einsicht in die Bewußtseinsvorgänge anderer Personen uns verschlossen. Es wäre im Kampfe um das Dasein, um die Macht, um praktische Vorteile sehr ungünſtig, wenn die eigenen Absichten und Wünsche, Vorſtellungen und Gefühle allen anderen ebenso gut bekannt wären, wie dem, der sie erlebt. Wer von uns Kulturmenschen möchte bis in die letzten Falten seines Innern von jedermann durchschaubar sein? Vielleicht möchte man für die Allernächſten hüllenlos daſtehen, obgleich auch hier ein undurchsichtiger Schleier zuweilen erwünscht sein soll. Aber für die Allgemeinheit, und wenn sie noch so wissenschaftliche Ziele hat, scheuen wir uns, unsere Seele rückhaltlos preiszugeben. Und so setzt das allgewaltige Leben mit seinen Bedürfnissen und Interessen dem Herandrängen der psychologischen Erkenntnis einen mächtigen Damm entgegen.

Und nun verſtehen wir zugleich, warum der Psychologe sich genötigt sieht, bei sich selbſt und seinesgleichen mit dem Studium des Seelenlebens anzufangen. Wir können nur aus körperlichen Erscheinungen, aus den Mienen, Gebärden und vor allem aus



sprachlichen Mitteilungen erfahren, welche Empfindungen und Gefühle, welche psychischen Betätigungen und Zuſtände in einem andern beseelten Individuum ſtattfinden. Diese Erscheinungen werden sich dort am leichteſten deuten lassen, wo sie den unsrigen am meiſten gleichen, während uns der Schlüssel zum Verſtändnis der fremden Seele immer mehr entgleitet, je mehr sich ihre Äußerungen von den uns geläufigen unterscheiden. Wie bald wäre der Streit über die Elberfelder Pferde geschlichtet, wenn sie uns sagen könnten, wie sie ihre erſtaunlichen Rechenleiſtungen vollbringen. Dazu würde freilich auch gehören, daß sie sich selbſt zu beobachten vermöchten, also eine Fähigkeit besäßen, die ihnen nicht einmal von den naivſten Bewunderern ihrer mathematischen Superiorität zugeſtanden worden iſt. So muß denn der Psychologe schon über gewisse Kenntnisse auf seinem Gebiet verfügen, bevor er an eine erfolgreiche Untersuchung der primitiven Anfänge des Seelenlebens herantreten, also entwicklungsgeschichtlich verfahren kann. Dabei muß er zwischen zwei Klippen hindurchlavieren. Die eine beſteht darin, daß er seine eigenen Erlebnisse ohne weiteres auf die anderen Lebewesen überträgt. Maeterlincks Schilderungen der Bienen und Pflanzen mögen dafür aus unserer Zeit ein Beispiel abgeben. Sie sind, vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, an der Klippe des *Anthropomorphismus* gescheitert. Die andere beſteht darin, daß der Psychologe den Tieren überhaupt ein Seelenleben abspricht oder wenigſtens nur ihre körperlichen Erscheinungen für wissenschaftlich erkennbar hält. Loeb und andere moderne Biologen können als Vertreter dieses Standpunktes angeführt werden. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen.

II.

Sofern es der Psychologie darauf ankommt, über die qualitative Natur der psychischen Phänomene aufzuklären, iſt ihre grundlegende Methode nach alledem die *Methode der Selbſtbeobachtung*. Mit dem Worte Beobachtung wollen wir ein planmäßiges, auf Erkenntnis gerichtetes Verfahren andeuten. Sie unterscheidet sich darum von der einfachen Wahrnehmung, von dem aufmerksamen Erleben, von dem schlichten Bewußtsein. Sie setzt eine Einſtellung und Aufgabe, einen Gesichtspunkt und ein Ziel voraus. Das Erlebnis wird uns hier zu einem Gegenſtande, dem wir uns zuwenden, dessen Verhalten, dessen Eigenschaften und Beziehungen zu andern Erlebnissen wir so genau, wie wir können, und so vollſtändig, wie es durch die besondere Aufgabe gefordert wird, feſtſtellen.

Eine solche Selbſtbeobachtung kann zufällig oder gelegentlich geübt werden, sofern man es der Fügung des Schicksals, den Ereignissen des Lebens und der Konſtellation der Umſtände überläßt, Phänomene hervorzubringen, die man beobachten möchte. Diese *Gelegenheitsbeobachtung* hat ihren besonderen Wert in allen den Fällen, wo es sich um seltene, nicht willkürlich herſtellbare oder wiederholbare Erscheinungen handelt, wie z. B. um ſtarke Affekte oder um wichtige Entscheidungen, um die Erlebnisse bei Gefahr des Ertrinkens oder die Vorgänge bei der künſtlerischen Inspiration, bei der wissenschaftlichen Entdeckung, bei der technischen Erfindung.

Davon unterscheiden wir die *syſtematische* Beobachtung, deren Gegenſtände mit natürlicher oder künſtlicher *Regelmäßigkeit* auftreten. Jeder von

uns verbringt sein Leben in abwechselnden Zuständen des Schlafes beziehungsweise Traumes und des Wachens. Jeder von uns verrichtet während des Wachzustandes eine Reihe von regelmäßig wiederkehrenden Handlungen. Über diese mit natürlicher Gesetzlichkeit sich wiederholenden Erscheinungen können systematische Beobachtungen angestellt und genaue Protokolle aufgenommen werden. Die zahlreichen, über Jahre ausgedehnten täglichen Traumprotokolle verschiedener Forscher können dafür als hervorragendes Beispiel angesehen werden. Man kann aber auch die zu beobachtenden Erscheinungen künstlich erzeugen, indem man z. B. zur Beobachtung der Konsonanz und Dissonanz Intervalle und Akkorde vorführt, welche diesen Eindruck machen, oder zur Feststellung der beim Lesen und Verstehen sich abspielenden Vorgänge Wörter und Sätze darbietet, die sie anregen, oder zur Ermittelung der bei Wahlakten ablaufenden Prozesse der Versuchsperson zwei Möglichkeiten vorlegt, zwischen denen sie eine Wahl zu treffen hat. Man nennt diese Art von Selbstbeobachtung seit N. Ach die experimentelle systematische Selbstbeobachtung. Es liegt auf der Hand, daß sie uns für die Erkenntnis der Bewußtseinstatsachen von größter Wichtigkeit sein muß. Sie macht uns unabhängig von den Zufälligkeiten des natürlichen Geschehens, sie kann die Gegenstände, die beobachtet werden sollen, beliebig häufig und unter Anwendung zweckmäßiger Variationen hervorbringen, und sie kann die für die Beobachtung günstigsten Bedingungen verwirklichen. Damit ist sie zu einer grundlegenden Methode der wissenschaftlichen Psychologie geworden.

Wie weit man die Beobachtung ausdehnen will, hängt von dem besonderen Zweck einer Untersuchung ab. Wer neues Land zu entdecken sich anschickt, wird nach allen Seiten Umschau halten und sich nicht voreilig an eine bestimmte Richtung binden. Wer dagegen in diesem Lande nur einen schon feststehenden Teil genauer erfassen will, wird sich geradesweges zu ihm begeben und sich nicht durch Nebensachen ablenken lassen. Wichtiger ist, daß wir bei der Selbstbeobachtung zwei Fälle zu unterscheiden haben: die mit dem zu beobachtenden Phänomen gleichzeitige oder anschauende und die jenem nachfolgende oder rückschauende Beobachtung. Jene kann bei Sinneseindrücken, bei Vorstellungsinhalten, bei gedanklich vergegenwärtigten Gegenständen ausgeübt werden. Sie ist derjenigen nächstverwandt, deren sich der Naturforscher bedient, wenn er freien oder bewaffneten Auges auf ein Objekt der Außenwelt eingestellt ist. Aber schon bei den Gefühlen der Lust oder Unlust, die mit solchen Inhalten verbunden auftreten, bereitet die anschauende Beobachtung eigentümliche Schwierigkeiten. Wir können sehr leicht zwei Töne, welche eine große Terz bilden, während ihres Erklingens beobachten, aber die Lust, die uns dies Intervall auslöst, scheint bei dem Versuch einer unmittelbar auf sie gerichteten Beobachtung dahinzuschwinden. Es ist ein schon lange bekanntes Mittel, um eine Gemütserregung abzuschwächen, daß man sie zum Gegenstande einer abstraktiven Apperzeption macht. Noch mehr widerstehen die Operationen, die wir an den Bewußtseinsinhalten ausüben, einer gleichzeitig sich mit ihnen beschäftigenden Beobachtung. Wir können z. B. nicht wohl zwei Töne miteinander vergleichen und dabei zugleich den Vorgang der Vergleichsoperation beobachten. Wir können uns nicht in ein Ich, das vergleicht, und in

ein Ich, das diesem Vergleichen zuschaut, zerlegen. Alle solche Akte, wie das Nachdenken, das Wollen, das Beachten und Unterscheiden, nehmen uns, wenn sie gewisse Anforderungen an uns ſtellen und nicht gewohnheitsmäßig ablaufen können, normalerweise ganz in Anspruch. Darum muß in solchen Fällen nachträglich oder rückschauend beobachtet werden. Dasselbe muß natürlich geschehen, wenn sich der zu beobachtende Vorgang über einen gewissen Zeitraum erſtreckt, wenn z. B. die beim Auswendiglernen einer Reihe von sinnlosen Silben erlebten Prozesse nach Lösung dieser oft viele Minuten in Anspruch nehmenden Aufgabe angegeben werden sollen. Diese nachträgliche Beobachtung iſt, wie die Erfahrung gelehrt hat, besonders gut ausführbar, sobald schon vorher die Aufgabe geſtellt wird, über die beim Versuch aufgetretenen Erlebnisse zu berichten.*) Da die freien Protokolle der Versuchsperson nicht selten auch in wesentlichen Dingen lückenhaft sind, so pflegt man in solchen Fällen durch vorsichtige, der suggeſtiven Wirkung entbehrende Fragen eine Ergänzung ihrer Mitteilungen herbeizuführen.

Es leuchtet ein, daß man bei der Anwendung dieser Methode von der Beobachtungsfähigkeit und dem guten Willen, der Stimmung und Disposition, der Uebung und der Besonnenheit der Versuchspersonen abhängt. Nicht jede von ihnen taugt für alle Aufgaben, und manche eignen sich überhaupt nicht für die Anwendung der Methode der Selbſtbeobachtung. Die Außenkonzentration iſt ihnen geläufiger und lieber als die Innenkonzentration. Die Objekte interessieren sie mehr als die Art, wie wir sie auffassen und beurteilen. Farben und Geſtalten, Geräusche und Töne, Gerüche und Geschmäcke und alle die Dinge und Vorgänge, die sich daraus aufbauen, wahrzunehmen, gelingt ihnen ungleich besser, als über die psychischen Prozesse, die dabei stattfinden, eine Beobachtung anzuſtellen. Andere sind unergiebig, sie begnügen sich mit den gröbſten und roheſten Feſtſtellungen und haben keinen Sinn für die feineren Nuancen. Noch andere sind schwankend und widerspruchsvoll in ihren Angaben oder können das Erlebte nicht sachgemäß ausdrücken. Darum iſt es notwendig, die Versuchspersonen auszuwählen und für ihre Aufgabe zu schulen. Die Erziehung zur Selbſtbeobachtung beginnt deshalb in unsern psychologischen Inſtituten eine größere Rolle zu spielen. Die zahlreichen Vorversuche, die man einer syſtematischen Untersuchung vorausgehen zu lassen pflegt, dienen auch diesem Zwecke und lassen zugleich erkennen, ob eine Versuchsperson tauglich iſt oder von der Beteiligung an einer beſtimmten Aufgabe zurücktreten muß. Um aber eine solche Auswahl treffen zu können, muß man Kriterien der Brauchbarkeit zur Verfügung haben. Damit berühren wir die wichtige Frage nach den Kontrollen der Selbſtbeobachtung. Woran erkennen wir, ob eine Angabe der Versuchsperson zuverlässig iſt oder nicht?

Ueber solche Kontrollen verfügt die experimentelle Methode der Selbſtbeobachtung in vierfacher Richtung. Die erſte von ihnen beruht auf der Vergleichung der Berichte der Versuchspersonen mit der Aufgabe, die ihnen geſtellt wird, und mit den Reizen, die ihnen dargeboten werden. Aufgabe und Reize zusammengenommen bilden die experimentellen Bedingungen für

*) Vgl. dazu die Ausführungen in meinem früheren Aufsatz »Über die moderne Psychologie des Denkens«. Internat. Monatsschr. Juni 1912, besonders Sp. 1088.

die Entstehung der zu beobachtenden Erscheinungen und die Richtung, in der sie für die jeweilige Untersuchung in Betracht kommen. Die bloße Zuführung von Tönen oder Farben, Worten oder Zahlen genügt nicht, wie viele Erfahrungen gelehrt haben, es muß stets hinzugefügt werden, was man damit soll, d. h. es muß damit eine Instruktion verbunden sein, die teils eine bestimmte Leistung vorschreibt, teils den Bericht über die dabei aufgetretenen Erlebnisse verlangt. Die Bedeutung dieser Instruktion ist mit der Zeit immer klarer und größer geworden. Sie pflegt genau formuliert zu werden und ihre endgültige präzise und zweckmäßige Fassung auf Grund der Vorversuche zu erhalten. Die Versuchsperson wird durch sie, d. h. durch die verstandene, willig übernommene und völlig eingeprägte Aufgabe in die Bereitschaft versetzt, die dargebotenen Sinnesreize zu vergleichen oder einen gegebenen Stoff zu erlernen oder sich vorgeführten Bildern gegenüber ästhetisch zu verhalten oder zu einer mitgeteilten Behauptung eine Begründung zu geben usw. Die Berichte der Versuchsperson werden nun leicht erkennen lassen, ob ihre Erlebnisse und Beobachtungen der Aufgabe und den Reizen entsprachen, ob sie sich nach der Instruktion gerichtet hat, ob sie die verlangten Leistungen vollzogen und zum Gegenstande ihrer Beobachtung gemacht hat oder nicht. Zumeist ist der Versuchsleiter imstande, die Versuche innerlich mitzuerleben, oder er hat sie vorher aus eigener Erfahrung kennen gelernt und sich danach von der Wirkung der Aufgabe und der Reize eine genauere Vorstellung bilden können. So kann er auf diesem Wege kontrollieren, ob sich die Versuchsperson instruktions- und sachgemäß verhalten hat oder nicht.

Eine zweite Art von Kontrollen beruht auf der Vergleichung der Beobachtungen mit objektiven Befunden. Wir messen z. B. die Zeit, die von der Einwirkung eines Wortes (etwa Seide) bis zur Nennung eines andern ihm begrifflich übergeordneten Wortes (etwa Kleiderstoff) verstreicht. Daß diese Zeit kürzer ist, wenn die Versuchsperson unmittelbarer das von der Aufgabe geforderte Wort gefunden hat, und daß dabei weniger von ihr erlebt worden ist, darf im allgemeinen angenommen werden. Ungewöhnlich lange Zeiten dagegen weisen auf ein Suchen nach der Lösung, auf eine größere Schwierigkeit der Aufgabe und auf Zwischenerlebnisse hin. Ebenso besteht eine Wahrscheinlichkeit dafür, daß bei Vergleichung von zwei Sinneseindrücken das objektive Wachstum ihres Unterschiedes auch eine zunehmende Zahl von Verschiedenheitsaussagen der Versuchspersonen, eine Erleichterung und eine größere Zuverlässigkeit des Urteils zur Folge haben wird.

Ein ähnliches Verhältnis gilt auch zwischen Gefühlen oder Affekten und ihren Äußerungen. Ändert sich nichts im Pulse oder in der Atmung, so wird daraus geschlossen, daß der vorherige Gemütszustand ungefähr der gleiche geblieben ist. Eine größere Modifikation der Puls- oder Atmungskurve läßt dagegen, sofern keine Versuchsfehler vorliegen, annehmen, daß auch entsprechende innerliche oder psychische Änderungen stattgefunden haben. So können die objektiven Ergebnisse eine Kontrolle für das Verhalten der Versuchsperson abgeben und zu prüfen erlauben, ob ihre Angaben unsern Kurven und Zahlen entsprechen. Auch die Vergleichung der Resultate mit den einschlägigen Gesetzmäßigkeiten, die die

Psychologie bereits ermittelt hat, gehört in diesen Zusammenhang.

Eine dritte Art von Kontrollen beruht auf der Vergleichung der Beobachtungen derselben Versuchsperson miteinander. Von Zeit zu Zeit wiederholen sich, ohne daß die Versuchsperson davon zu wissen braucht, dieselben Reize. Daran kann dann festgestellt werden, ob die Aussagen auch dieselben sind oder Abweichungen und Widersprüche statt der zu erwartenden Übereinstimmung aufweisen. Ebenso kann man untersuchen, ob die von der Versuchsperson angegebenen Motive für ihre Aussagen zu diesen selbst passen, und ob die unwillkürlichen Verallgemeinerungen, die sie so gern vornehmen, und die Erinnerungen an frühere Verhaltungsweisen zutreffen.

Natürlich darf hier nicht mit den strengen Maßstäben der Logik gearbeitet werden. Überall wo Beobachtungen eine Rolle spielen, treten zufällige Schwankungen in ihrem Ausfall auf. Das ist bei den astronomischen Beobachtungen ebenso unvermeidlich wie bei den psychologischen und hindert nicht die Gewinnung von Mittelwerten, die als der wahrscheinlichste Ausdruck für das gesuchte Ergebnis gelten können. Dazu kommen noch konstante, für ganze Reihen von Beobachtungen charakteristische Änderungen, die infolge der Übung, der Ermüdung, der Gewöhnung an bestimmte Leistungen oder einseitiger Versuchsumstände eintreten. Der Nachweis der Wirksamkeit solcher Faktoren kann ebenfalls zur Kontrolle der Beobachtungen einer und derselben Versuchsperson dienen.

Eine letzte Art von Kontrollen beruht auf der Vergleichung der Beobachtungen einer Versuchsperson mit denen anderer Versuchspersonen. Es besteht in der experimentellen Psychologie die gute Praxis, eine ganze Anzahl von Versuchspersonen nebeneinander für jede Untersuchung zu benutzen, um dadurch die individuellen Unterschiede kennen zu lernen und die allgemeineren, überall wiederkehrenden Tatsachen davon abtrennen zu können. Zugleich aber werden die Aussagen der einzelnen Versuchspersonen, unbeschadet der zulässigen persönlichen Differenzen, durch einander geprüft. Wenn jemand 70 und mehr Lesungen braucht, um sich 12 sinnlose Silben bis zum erstmaligen Auswendighersagen einzuprägen, während andere mit etwa 17 auskommen, so zeigt das, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, auch wenn der Bericht der Versuchsperson über ihr Verhalten nichts davon erkennen lassen sollte. Abnorme Angaben einer Versuchsperson über ihre Erlebnisse sind ferner von diesem Gesichtspunkte aus stets etwas verdächtig. Sie lassen vermuten, daß sie sich interessant machen will oder sich nachträgliche Kombinationen zurechtlegt oder nachlässig war oder die Aufgabe nicht verstanden hat. Hier eröffnet sich eine allerdings sehr vorsichtig und taktvoll zu benutzende Gelegenheit, um auf die Versuchsperson erziehend einzuwirken und sie zur Pflichterfüllung, zur Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Sachlichkeit anzuhalten.

(Schluß folgt)

Shakespeares Sonette.

Von

Gregor Sarrazin.

Die lyrischen Gedichte, welche von Shakespeare zuerst nur seinen »vertrauten Freunden« mitgeteilt waren, wie Francis Meres im Jahre 1598 berichtete, und später, 1609, ohne des Dichters Zutun veröffentlicht wurden, haben für Shakespeare-Freunde in demselben Maße an Bedeutung gewonnen, wie sich das Interesse für die Persönlichkeit des Dichters steigerte. In Deutschland bezeugt die große Zahl von Übersetzungen die zunehmende Popularität der Sonette, freilich auch die Schwierigkeit der Interpretation. Die neue Übersetzung von Ludwig Fulda (Stuttgart und Berlin, Cotta, 1913), mit einer lichtvollen und feinsinnigen Einleitung von Alois Brandl versehen, bedeutet ohne Zweifel einen Markstein der Shakespeare-Philologie. Gelehrte und Dichter haben hier in rühmlicher Weise zusammengewirkt, um dem deutschen Publikum eine möglichst getreue und doch dichterische Wiedergabe jener wundersamen Konfessionen zu bieten und auszulegen. Aber auch jetzt werden sie dem deutschen Durchschnittsleser oft befremdlich, ja unerquicklich erscheinen. Nicht nur die Ausdrucksweise, auch die Lebensanschauung und Fühlweise jener Zeit der englischen Spätrenaissance sind uns fremd geworden.

Noch größer ist begreiflicherweise im Heimatland des Dichters das Interesse, welches den Sonetten Shakespeares entgegengebracht wird. Fast jedes Jahr liefert eine neue Ausgabe oder Besprechung. Das neueste, scharfsinnige und hypothesenreiche Buch von Arthur Acheson: Mistress Davenant, the Dark Lady of Shakespeare's Sonnets (London, Quaritch, 1913) wird ohne Zweifel noch viel erörtert werden. Wenn auch die kühne, im Titel enthaltene Hypothese wohl wenig Anklang finden wird, so enthält die Schrift doch sonst eine Fülle von guten Gedanken.

Selten ist wohl an die Auslegung dichterischer Bekenntnisse mehr Scharfsinn, auch übel angebrachter, verwandt und verschwendet worden: von mystisch-allegorischer Deutung bis zu pikanten Sensationsromanen. Bald sollte die Geliebte des Dichters die verführerische Lady Penelope Rich sein, bald die kokette Hofdame Mary Fytton, bald »Frau Welt«. Der Freund des Dichters, der mysteriöse Mr. W. H. der Widmung, wurde bald mit dem Grafen Pembroke, William Herbert, bald mit dem Grafen Robert Essex, bald mit irgend einem obskuren William Hart — bald mit »William Himself«, dem besseren Ich des Dichters, identifiziert. Nur die einfachste und natürlichste Deutung war wenig beliebt und konnte erst durch philologische Untersuchungen einigermaßen gesichert werden.

Bei der Beurteilung und Wertschätzung von Shakespeares sogenannten Sonetten — in Wirklichkeit sind es lyrische Gedichte von 14 Zeilen, die eine andere Reimstellung, dementsprechend einen anderen Bau und Charakter haben, wie die italienischen Sonette — wird häufig der Künstler über dem Menschen, die Schale über dem Kern vergessen — und wichtiger noch, der Zusammenhang zwischen künstlerischer und menschlicher Entwicklung. Freilich kann der



Künftler eigentlich nur von seinen Landsleuten oder von solchen Ausländern, die mit der englischen Sprache sehr gut vertraut sind, recht und ganz gewürdigt werden. Auch die befte Übersetzung gibt den eigentümlichen Reiz des Originals nur unvollkommen wieder. Je mehr sich indessen der sprachkundige Leser in diese Gedichte vertieft, um so mehr wird er in der Versmelodik, in Reimen und Stabreimen, Vokalwechsel und Klangmalerei, Antithesen und Wortspielen und Concetti die Kunft des Dichters bewundern, freilich auch zuweilen die Künftelei bedauern.

Kunft und Künftelei ift der Mode des Tages angepaßt. Der Schauspieler will ein modischer Dichter sein; aber er hat diesen Ehrgeiz bald überwunden. Wie in seinen erften Dramen und in den epischen Dichtungen, so hat auch in diesen Sonetten Shakespeare an berühmten Vorbildern sich herangebildet. Die im Jahre 1591 zuerft veröffentlichten nachgelassenen leidenschaft-durchglühten Sonette von Philip Sidney und die faft gleichzeitig erschienene Sonettensammlung Delia des elegischen Tasso-Nachahmers Samuel Daniel haben die Stilmufter geliefert, nach welchen der große Dramatiker zunächft arbeitete.

In den Jahren 1592—97 ift infolge jener Sonettensammlungen die Sonettdichtung in England wieder in Schwang gekommen, nachdem sie längere Zeit aus der Mode war. Shakespeare, der nur einer der Nachahmer war, hat seine Zeitgenossen an Zierlichkeit und Eleganz der Form zu überbieten gesucht. Besonders in den erften Freundessonetten, aber auch in den Sonetten an die dunkle Dame schwelgt er in Versgeklingel und Wortgetändel. Hier haben wir offenbar konventionelle Huldigung ohne tieferes Gefühl, vielleicht auch mehr ein Strohfeuer der Leidenschaft als wirkliche Liebe. Aber sehr bald wird die äußere Form einfacher, und der Ton aufrichtiger und herzlicher, auch leidenschaftlicher. Und in demselben Maße vertieft sich der innere Gehalt. Die sinnenfreudige, künftlerhafte, in Schönheit schwärmende Lebensanschauung tritt mehr und mehr zurück hinter resignierten moralisierenden Reflexionen. Nicht mehr Schönheit, Liebe, Ruhm, sondern Wahrheit und Treue werden jetzt als die Leitfterne des Lebens gepriesen.

Genau denselben Entwicklungsgang finden wir zu einer beftimmten Zeit in Shakespeares erzählenden und in dramatischen Dichtungen, die lyrischen Schwung haben und zuweilen Sonette einftreuen. In Venus und Adonis (1593 veröffentlicht), in geringerem Maße auch in der Lucretia (1594) herrscht dasselbe Versgeklingel und Wortgetändel vor, auch dieselbe Sinnlichkeit und Schönheitsschwärmerei, ebenso in dem Luftspiel von Verlorener Liebesmühe, welches in der Geftalt der Rosalinde ein Abbild der Sonettendame gibt. In den beiden Veronesern, im Sommernachtstraum, in Romeo und Julia wird der Stil allmählich schmuckloser und ernfter, tiefer. Die Schönheitsschwärmerei, die Liebesglut der früheren Dramen ift im Sommernachtstraum schon in leicht-ironische Resignation übergegangen, wenn der Liebende charakterisiert wird, als einer der in seiner Tollheit »Helenas Schönheit im Antlitz einer Zigeunerin« erblickt. Das entspricht der Selbfttäuschung des Liebenden in den an die dunkle zigeunerhafte Frau gerichteten Sonetten und kann natürlich erft nach der Überwindung jener Leidenschaft geschrieben sein.

Im Kaufmann von Venedig vollends ift die vorherrschende Stimmung eben-



so entsagungsvoll-melancholisch und ebenso von selbstaufopfernder Freundschaft getragen, wie in den späteren Sonetten. Und der Stil in diesem Lustspiel erinnert an die einfachere, aber gehaltvollere Diktion der späteren Freundessonette mit ihren moralisierenden Betrachtungen. Manche Gedankenparallelen und wörtlichen Anklänge verraten die ungefähre Gleichzeitigkeit, so die Reflexion Bassanios über das Trügerische des schönen Scheins (des falschen Blondhaars) bei der Wahl der Kästchen (Vergl. Son. Nr. 68).

Stilentwicklung und Gedankengehalt deuten ganz übereinstimmend auf die Periode 1593—96.

Der Zusammenhang zwischen künstlerischer Entwicklung und menschlicher Läuterung liegt also für jeden, der die Sonette chronologisch richtig einordnet, deutlich zu Tage. Gerade die letzten Sonette, die sich offenbar auf eine Frau (oder mehrere?) beziehen (Nr. 127—154), gehören, wie sich herausgestellt hat, zu den frühesten; die Hauptmasse aber (Nr. 1—126), offenbar einem Jüngling gewidmet, scheint chronologisch richtig angeordnet zu sein. Es ist nur eine Phase in der dichterischen Entwicklung, die wir hier verfolgen können, aber eine noch jugendliche, daher bedeutsame Phase: die Umwandlung des leidenschaftlichen Schwärmers in den kühlen, moralisierenden, sich selbst und andere kritisierenden Beobachter. Eine Umwandlung, die auf der Höhe des geistigen Schaffens, inmitten der ersten dichterischen Triumphe sich vollzog, gefördert offenbar durch Enttäuschungen in der Liebe und in der Freundschaft.

In bezug auf die Einzeldeutung bleiben immer noch manche Zweifel und Fragezeichen bestehen. Aber im ganzen sehen wir doch klarer. Vor allem dürfte jene An[illegible] jetzt wohl als beseitigt gelten, die in diesen Gedichten nur ein Spiel der Phantasie sah, einen Roman in Sonettform, eine Sammlung von lyrischen Etuden und Variationen über die Themen der Liebe und Freundschaft. Dagegen spricht schon die Leidenschaftlichkeit, die Ungeschminktheit und Originalität der meisten Sonette, dagegen auch die Versicherungen der Wahrhaftigkeit, welche öfters wiederholt werden. Auch wäre ja dann kein Grund zur Geheimhaltung gewesen, und ebensowenig Grund zu der mystifizierenden Widmung, die doch wohl auf den Hauptadressaten hinweist, indem sie mit dessen Namen in den Initialen »Mr. W. H.« ein irreführendes Versteckspiel treibt.

Nachdem nun aber dieser Adressat erkannt ist, können wir auch feststellen, daß alles was der Dichter über seinen Freund aussagt, buchstäbliche Wahrheit ist, und gewinnen damit ein neues Argument gegen die Fiktionstheorie.

Bei jener Hypothese allerdings, die so lange die Shakespeare-Biographen verwirrt und das Verständnis der Freundessonette erschwert hat, konnten wir diese genaue Übereinstimmung zwischen Dichtung und Wirklichkeit nicht entdecken. William Herbert Graf Pembroke entsprach zwar in den Anfangsbuchstaben seines Namens dem »Mr. W. H.«, aber weder in seinem Äußeren, noch in seinem Wesen dem Bild, das der Dichter gezeichnet hat. Diese Hypothese, die ich fast seit zwanzig Jahren bekämpft, ist nun doch ziemlich allgemein aufgegeben, sogar von den früheren Anhängern. Auch Brandl hat sie fallen gelassen. Schon aus chronologischen Gründen ist jene Annahme ganz unwahrscheinlich, ja fast unmöglich. Shakespeares Sonette sind bekanntlich schon im Sommer 1598 — wie die Schrift Palladis Tamia von

Francis Meres bezeugt, die im September dieses Jahres in die Buchhändlerregister eingetragen wurde — den vertrauten Freunden des Dichters bekannt gewesen, ja sie müssen dem Verfasser jenes Buches, der in Oxford lebte, in Abschrift zugänglich geworden sein. Nach allem aber, was wir jetzt wissen, kam der junge damals 18jährige Graf Pembroke erst im Frühjahr 1598 zu längerem Aufenthalt nach London, und es ist nahezu unmöglich, daß sich in dieser kurzen Zeit zwischen dem damals schon berühmten Dichter und dem ziemlich unbedeutenden, etwas scheuen Jüngling eine solche Freundschaft ausbildete. Zudem können wir, wie gesagt, jetzt aus stilgeschichtlichen und literargeschichtlichen Gründen mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Hauptmasse der Sonette schon erheblich früher, etwa 1593—1596 gedichtet war *), also zu einer Zeit, da William Herbert als Schulknabe auf dem Lande oder in Oxford lebte. Von näheren Beziehungen zwischen Graf Pembroke und Shakespeare ist nichts weiter verlautbart, als daß dieser Kavalier — wie gewiß manche andere — nach der Aussage der Herausgeber der Gesamtausgabe von Shakespeares Dramen (1623) dem Dramatiker Gunst bezeigt hat. Von irgend welchem Freundschaftsverhältnis zwischen Shakespeare und William Herbert ist nichts bekannt.

Mit der Herbert-Hypothese ist natürlich auch jene romanhafte Vermutung gefallen, daß die Hofdame Mary Fytton, mit der William Herbert im Jahre 1600 ein Liebesverhältnis unterhielt, auch die Geliebte Shakespeares — die »schwarze Schöne« der Sonette gewesen sein soll.

*) Genauer begründet ist diese Ansicht in meinem Buche »Aus Shakespeares Meisterwerkstatt«. S. 78 ff. (Berlin, Georg Reimer 1906).

Aus erhaltenen Porträts geht hervor, daß Mary Fytton nicht schwarzes Haar und schwarze Augen hatte, wie die Sonettendame, sondern blond und grauäugig war. Daß die Hofdame zu dem Schauspieler und Dichter irgend welche näheren Beziehungen hatte, ist ebenfalls unbezeugt und von Hause aus ganz unwahrscheinlich.

Auch andere geäußerte Vermutungen über das Original der Sonettendame sind ganz haltlos. Weder Lady Rich noch die Frau des Gastwirts Davenant in Oxford kann gemeint sein. Eher könnte man an eine Frau italienischer oder französischer Herkunft denken, vielleicht auch an eine musikalisch begabte Walliserin mit schwarzem Haar und schwarzen Augen. Brandl rät auf die Gattin eines Londoner Gastwirts. Aber es liegt nicht sehr viel an der Lösung dieses Shakespeare-Geheimnisses. Das wissen wir wenigstens, daß das Verhältnis in die Jahre 1592—93 fällt.

Den jugendschönen Nebenbuhler, dem der Dichter schließlich halb resigniert, halb degoutiert Platz macht, kennen wir dagegen jetzt ziemlich genau. Es kann nur der bekannte Gönner des Dichters sein! Henry Wriothesley (H. W.=W. H.) Graf Southampton, nach dem frühen Tode seines Vaters einziger Erbe, war einer der glänzendsten Kavaliere am Hofe der alternden Königin Elisabeth. Er hielt sich nach seinen Cambridger Studentenjahren in der Hauptstadt auf, um die Rechte zu studieren. Shakespeare hatte sich in der Widmung zu Venus und Adonis (1593) um seine Gunst beworben und diese offenbar auch erlangt, wie die Lucretia-Widmung deutlich dartut, die sehr viel wärmer gehalten ist. Die Sonette Nr. 26 und Nr. 105 verraten die Identität des Sonettenfreundes mit dem vornehmen Gönner. Auch die Lebensverhältnisse

und die persönliche Erscheinung sind zutreffend dargestellt. Venus, die verführerische Liebesgöttin, und Adonis, der unerfahrene, der Liebe abholde Jüngling, waren ungefähr zu gleicher Zeit in den Gesichtskreis Shakespeares getreten, und er mußte erleben, wie trotz seiner Warnungen Venus den Adonis umstrickte.

Die Männerfreundschaft erwies sich als dauerhafter als die Frauenliebe. Der junge Graf war offenbar nicht nur ein bildschöner Mann, wie erhaltene Porträts erweisen, sondern hatte auch sehr gewinnende Eigenschaften, die die Schwärmerei unseres Dichters ebenso erklären, wie auch die Bewunderung und Liebe, die dem Grafen Southampton sonst von verschiedenen Seiten entgegengebracht wurde. Seine Kühnheit und Tapferkeit, auch seine Freundestreue ist unbestritten. Seine Leutseligkeit und Freigebigkeit wurde auch von anderen Dichtern und Schriftstellern gerühmt. Aber er hatte auch genau die Charakterfehler, die in den Sonetten vorsichtig und sanft getadelt werden. Er war etwas leichtfertig und sinnlich angelegt, aufbrausend und jähzornig.

Bei der Königin stand er in den Jahren 1593—95 in hoher Gunst, worauf wiederum in den Sonetten mehrfach angespielt wird. Aber er verscherzte sich die Hofgunst durch sein Benehmen, insbesondere durch den Eifer, mit dem er schon im Herbst 1595 einer schönen Hofdame, Elisabeth Vernon, huldigte, was ihre Majestät, wie gewöhnlich, sehr übel vermerkte.

Im Sommer 1598 vermählte er sich mit seiner Geliebten heimlich und ohne Genehmigung der Monarchin, da die Heirat notwendig geworden war, und mußte dann diese Verfehlung mit einer Haft im Tower büßen.

Der Dichter hat selbst in dem 104. Sonett, einem der spätesten, ziemlich genau die Dauer dieser Sonettenfreundschaft bezeichnet: drei Jahre seit der ersten Bekanntschaft, also, nach der Widmung des Venus-Gedichts zu schließen, ungefähr 1593—95 (96). So erklärt es sich, daß von den späteren Erlebnissen des Grafen nichts erwähnt ist.*) Zu dieser Datierung stimmen genau die zahlreichen Ausdrucksparallelen und Gedankenähnlichkeiten, welche sich in den epischen Gedichten und Dramen gerade dieser Periode nachweisen lassen. Lyrik und Drama ergänzen und erhellen sich gegenseitig. Von den Freundschaftssonetten aus fällt so auch Licht auf die Jugenddramen jener Periode. Besonders die Lustspiele sind offenbar für oder wenigstens mit Beziehung auf den vornehmen Freund gedichtet. So Verlorene Liebesmühe, mit der deutlichen Anspielung auf den unerwarteten Besuch, den die Königin nicht lange vorher (Herbst 1591) in Titchfield, dem Stammschloß des jungen Grafen abgestattet. So die beiden Veroneser, wo Proteus, der seinem Freunde Valentin die Geliebte abspenstig machen will, an den gräflichen Don Juan erinnert. Ferner der Sommernachtstraum, der wahrscheinlich zur Feier der Vermählung der verwitweten Mutter des Patrons mit Sir Thomas Heneage gedichtet wurde (Frühling 1594**).

*) Wenn manche Shakespeare-Forscher meinen, daß das rätselhafte Sonett Nr 107 in der »Verfinsterung des irdischen Mondes« eine Anspielung auf den Tod der Königin und die darauf folgende Befreiung des Grafen aus dem Kerker enthalte, so kann ich ihnen nicht beipflichten. Nach Shakespeares Sprachgebrauch ist eher an eine überstandene Krankheit oder sonstige Lebensgefahr der Königin zu denken. Auch fehlt jede Anspielung auf die Kerkerhaft.

**) Vergl. Aus Shakesp. Meisterw. S. 41.



Auch das Freundschaftsverhältnis des schwermütigen Antonio, des Kaufmann von Venedig, zu dem leichtsinnigen, übermütig-kecken Bassanio, der sich um die Gunst der edlen Portia bewirbt, läßt vielleicht eine aktuelle Ausdeutung zu. Die Romeo-Tragödie scheint den Liebesroman Southampton - Vernon wenigstens in seinen ersten Anfängen wiederzuspiegeln und mußte den Patron um so mehr interessieren, als Graf Southampton mütterlicherseits aus dem Hause Montague stammt. Der italienische Familienname Montecchi war schon in Shakespeares Quelle in Montague umgeändert worden.

Es ist wohl mit Recht gesagt worden, daß diese Sonette den Schlüssel darstellen, mit dem Shakespeare sein Herz erschlossen hatte. Aber verschiedene Schlösser und Türen sind erst zu öffnen, ehe der Leser hoffen darf, in die Geheimkammer der Seele einzudringen.

Für die große Menge werden diese Gedichte immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Und auch die Gelehrten werden sie nicht verstehen, wenn sie nicht erst lesen lernen, was »stille Liebe geschrieben hat« (Nr. 23). Solange noch die Ansicht besteht, daß hier nur virtuoses Versgeklingel und Wortgetändel, ein Spiel mit geheuchelten Gefühlen und Gedanken getrieben wird, so lange sagen diese Sonette gar nichts.

Der konventionelle, hergebrachte Modestil der Sonette ist freilich bei der Deutung mit in Rechnung zu ziehen. Die Nachahmung von Philip Sidney und Samuel Daniel in den frühesten Sonetten ist nicht zu leugnen. Petrarchismus, Euphuismus, Platonismus sind gleichsam die Vorhallen für denjenigen, der in das innerste Heiligtum eindringen will.

Wenn wir diese durchwandert haben, was finden wir endlich?

Eine leidenschaftliche, nach Schönheit sich sehnende, nach Liebe und Freundschaft durstige Künstlerseele. Einen einsamen, armen, tief unglücklichen Menschen, der sich im innersten Grunde nach Weib und Kindern sehnt und daher seinen jungen Freund zur Familiengründung mahnt. Einen Dichter, der von seiner Dichterkraft und Kunst durchdrungen, sich selbst als ein Vornehmer erscheint, und dennoch weiß, daß er ein Ausgestoßener, Geächteter ist. Einen Mann, der in jugendlicher Vollkraft seines Schaffens sich schon gealtert und lebensmüde vorkommt. Einen Schauspieler, der seinen Beruf gering schätzt und fühlt, wie sein innerstes Wesen dadurch verändert und verderbt wird, »gleichwie des Färbers Hand in dem Stoff, in dem sie wirkt, gefärbt wird« (Nr. 111).

Das alles enthüllt unser Dichter für den, der ihn zu lesen versteht. Wer diesen Kern seines Wesens richtig erfaßt hat, wird auch die wilden Triebe und Schößlinge, die Auswüchse und Verirrungen verstehen, die der Dichter mit einer an das Peinliche grenzenden Offenheit gebeichtet hat. Vor allem eine lodernde Sinnlichkeit, die in dem Liebesverhältnis zur »Schwarzen Schönen« zutage tritt. Es ist gleichsam ein Johannistrieb, der nach rauhem Frühling um so kräftiger sich geltend macht. Nach Jahren der Entbehrung, der bittern Not, der harten Arbeit bietet ein zigeunerhaft verführerisches Weib dem Ausgestoßenen, dem Einsamen ein kurzes berauschendes Liebesglück. Es ist gewiß nicht die einzige Passion des Schauspielers gewesen, aber jedenfalls diejenige, die ihn am tiefsten gepackt hatte, so tief, daß die Erinnerung daran noch nach fünfzehn Jahren in Shakespeares Cleopatra ein offenbar lebensgetreues Courtisanen-Porträt her-



vorzauberte. Aber mitten im Rausch der Leidenschaft zeigt sich die tiefere Sittlichkeit des Dichters in seinem inneren Kampf, in reuigen Selbſtanklagen, schließlich — wie wir nach den letzten an die dunkle Dame gerichteten Sonetten annehmen müssen — in dem Abbruch des Verhältnisses.

Shakespeares Lyrik unterscheidet sich ungeachtet gelegentlicher Künſtelei und Tändelei von der seiner Zeitgenossen (von Sidney abgesehen) durch die Lebendigkeit, Gemütswärme und Leidenschaftlichkeit. Die Sonette eines Spenser, Daniel, Conſtable, Lodge, Drayton erscheinen daneben matt und kühl. Die Stimmung wechselt bei Shakespeare außerordentlich rasch: himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Von leichter Liebeständelei geht er zu moralisierenden Betrachtungen, eifersüchtigen Wallungen, Schmähungen, Verwünschungen faſt unvermittelt über. Faſt ebenso abrupt iſt der Stimmungswechsel in den Freundessonetten, die neben viel überschwenglicher Schwärmerei eifersüchtige Klagen, weltschmerzliche Betrachtungen, ja leidenschaftliche Zornausbrüche enthalten. Die tränenselige Schwermut mancher Sonette (z. B. Nr. 30, 31) erinnert zuweilen an die Sentimentalität des 18. Jahrhunderts.

Im Einklang mit der Gefühlsweichheit ſteht eine große, ja faſt krankhafte Reizbarkeit der Phantasie, die sich besonders in der häufigen Erwähnung von Träumen und Visionen äußert (z. B. Nr. 27, 30, 43, 61, 106). Bilder und Gleichnisse wechseln kaleidoskopartig. Sie beziehen sich besonders häufig auf Naturszenen, wie Wechsel von Jahres- und Tageszeiten, Geſtirne, auch auf Blumen, Juwelen, Spiegel, Gemälde, Statuen, Schauspielkunſt, Musik, Rechtsgeschäfte, Schiffahrt, Belagerung, Medizin, Alchimie usw.

Der Dichter iſt ein Grübler, der das Menschenleben mit dem Kreislauf der Natur vergleicht, der über die Schlechtigkeit der Welt, über Vergänglichkeit irdischer Pracht nachdenkt, und zu philosophierenden Betrachtungen kommt, die an Ovids Metamorphosen und an Platons Phaedon erinnern. Der Shakespeare-Kenner findet alle diese Grübeleien in den Dramen wieder.

Seltsam, aber aus den Lebensschicksalen erklärlich iſt die tiefe Schwermut, welche die meiſten dieser Gedichte durchzieht. Immer und immer wieder denkt der doch noch jugendliche Dichter an die zerſtörende Wirkung der Zeit, an die Hinfälligkeit irdischer Schönheit, an Tod und Grabesläuten und Würmerfraß. Das iſt doch eine tiefere Melancholie als die eines Werther. Sie iſt begründet nicht sowohl in unglücklicher Liebe, als vielmehr in dem, was der Dichter durchgemacht, was er in den Peſtjahren 1592/93 erlebt hat, in der Trennung von seiner Familie, in seinem Beruf, besonders aber in seiner Vereinsamung.

So klagt er im 29. Sonett:

> Beklag', ein Stiefkind des Geschicks und Lebens,
> Ich einsam, daß ich ausgeſtoßen bin,
> Schrei' auf zum tauben Himmelszelt vergebens
> Und seh', mein Los verfluchend, auf mich hin;
> Wünsch' ich mir eines Glücklicheren Gaben,
> So schön zu sein, von Freunden so begehrt,
> Des einen Kunſt, des andern Macht zu haben,
> Nichts minder schätzend, als was höchſt mir wert,
> Und weckt solch Sinnen faſt mir Selbſtverachtung,
> Dann denk' ich selig dein und send' empor
> (Gleichwie die Lerche sich aus Erdumnachtung



> Ins Frührot schwingt) mein Lied zum Himmelstor.
> Macht mich so reich doch deine Liebesnähe,
> Daß ich den Tausch mit Königen verschmähe.
> (Fulda)

Das Freundschaftsbedürfnis entspricht der Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose und dem Gefühl der Vereinsamung.

Psychologisch leicht begreiflich ist die schwärmerische Hingabe an den Freund, eine Verherrlichung, die uns zunächst phrasenhaft heuchlerisch oder doch gar zu überschwänglich erscheinen könnte, die aber im Zeitalter der Spät-Renaissance ganz natürlich und nicht beispiellos war. Man braucht sich nur die Verhältnisse etwas klar zu machen: auf der einen Seite ein ästhetisch-veranlagter, für alles Schöne und Vornehme sehr empfänglicher, noch junger Schauspieler und Dichter — auf der anderen Seite ein vornehmer schöner Jüngling, ein Lord, der dem aufstrebenden Dichtergenius Gunst erweist, wie es scheint, ihn auch aus materiell bedrängter Lage erlöst. Ästhetische Schwärmerei, Devotion und Dankbarkeit wirken zusammen.

Der große Abstand zwischen den sozialen Verhältnissen macht den unterwürfigen Ton der früheren Sonette begreiflich. Der Altersunterschied — Graf Southampton, 1573 geboren, war neun Jahre jünger — erklärt aber auch, daß der Dichter bald eine Mentor-Rolle übernahm. Offenbar hat sich aus einem bloßen Patronatsverhältnis sehr bald eine wirkliche Freundschaft entwickelt, wie die Lucretia-Widmung schon bezeugt. Freilich war das bei so verschiedenen Lebensverhältnissen etwas ganz Ungewöhnliches, aber bei ungewöhnlichen Charakteren Erklärliches. Graf Southampton war gerade der Mann dazu, sich über conventionelle Schranken hinwegzusetzen. Auch andere vornehme Herren und Damen, wie z. B. Sir Walter Raleigh oder Lady Pembroke oder Lady Rutland, Philip Sidneys Tochter, haben in jener Zeit mit armen Dichtern und Schriftstellern, sogar mit dem ungeschlachten Ben Jonson verkehrt. Daß aber Schauspieler damals in aristokratische Kreise gekommen wären — außer in untergeordneter Stellung als Spaßmacher und Mimen — ist sonst meines Wissens nicht bezeugt. Bei dem genialen Shakespeare konnte indessen umsomehr eine Ausnahme gemacht werden, als der liebenswürdige Dichter (gentle Shakespeare) gewiß auch in seinem äußeren Auftreten etwas Aristokratisches, Würdevolles, ja »Königliches« hatte, wie ausdrücklich bezeugt wird.

Sogar von kleinen freundschaftlichen Geschenken ist in den Sonetten die Rede. Der Dichter hat von seinem Freunde ein Notizbuch zum Geschenk erhalten (Nr. 122); ihm seinerseits einen Spiegel, eine Uhr und wiederum ein Notizbuch mit sinnigen Worten übersandt (Nr. 77).

Einige der Sonette beziehen sich auf poetische Nebenbuhler, andere Dichter, welche sich um die Gunst des Patrons mit mehr oder weniger Erfolg bemühen. Für den Shakespeare-Forscher wäre es interessant zu wissen, wen unter seinen Zeitgenossen Shakespeare als »besseren Geist« bescheiden anerkannt hat (Nr. 80). An George Chapman, an Samuel Daniel, auch an George Peele ist gedacht worden. Brandl nimmt in Übereinstimmung mit Minto und Acheson Beziehung auf den Homerübersetzer George Chapman an, dessen Hymnus an die Nacht (1594) gemeint sei. In der Tat scheinen gewisse Ausdrücke und Wendungen dieses Gedichts bei



Shakespeare wiederzuklingen. Aber leider läßt sich gerade bei Chapman keine Beziehung zu Graf Southampton nachweisen, während sonst außer den erwähnten Dichtern auch Nash, Gervase Markham, Barnabe Barnes ihn gefeiert haben.

In den späteren, zum Teil sehr dunklen Freundessonetten läßt sich deutlich eine zeitweilige Abkühlung des Freundschaftsverhältnisses beobachten. Der Dichter tritt seinem Patron gegenüber allmählich selbstbewußter auf, er wagt es, ihm wegen seines Lebenswandels leise Vorwürfe zu machen (Nr. 41, 69, 70, 95, 96, 120). Aber mitunter glaubt er sich selbst entschuldigen zu müssen wegen zu langen Schweigens, wegen scheinbarer Vernachlässigung des Patrons (Nr. 56, 100, 102, 109, 110, 111, 117, 118, 120). Ja er klagt sich und seinen Beruf auf das bitterste an, wie in den Versen (Nr. 110, Fulda):

> Ach, wahr ist's, hin und her ließ ich mich lenken,
> Bot mich zum Narren dar, gab in den Kauf
> Wohlfeil das Teuerste, zerbrach mein Denken,
> Riß alte Herzenswunden wieder auf.
> Und wahr ist's auch, daß scheel nach Treue lugend
> Ich von ihr abfiel; doch bei Gott dem Herrn,
> Aus der Verirrung sproß mir neue Jugend.

Und dann wieder (Nr. 111):

> O mir zuliebe sei Fortunen gram,
> Der schuldigen Göttin meiner üblen Schritte,
> Von der nichts Besseres ich mitbekam
> Als Pöbelgeld, verdient durch Pöbelsitte.*)

Diese reuigen, leidenschaftlichen Selbstvorwürfe erinnern an einen Charakterzug, den wir bei fast allen Shakespeareschen Helden wiederfinden, an die übertriebenen Selbstanklagen eines Romeo, Prinz Heinz und besonders Hamlets. Allzu buchstäblich dürfen diese Bekenntnisse also wohl nicht genommen werden; immerhin müssen wir sie bei der Beurteilung von Shakespeares Charakter in Rechnung ziehen. Liebesabenteuer wurden dem Dichter schon von Zeitgenossen nachgesagt. Aber hier ist offenbar eine andere mit dem Schauspielerberuf zusammenhängende Art von Unbeständigkeit und Untreue gemeint, vielleicht Indiskretion gegenüber plebejischen Schauspielerfreunden. Einige Sonette (Nr. 117, 122) deuten an, daß die Mitteilung der Lieder an vertraute Freunde übelgenommen worden war.

Wiederholt spricht der Dichter von einem Brandmal, das sich an seinen Namen hefte (111, 5), welches der Pöbelklatsch (vulgar scandal 112, 2) seiner Stirn eingeprägt habe. Damit kann nach dem Zusammenhange nicht der Makel des Schauspielerberufs gemeint sein; sondern vielmehr irgendeine üble Nachrede, die vielleicht mit diesem Beruf zusammenhängt. Auch das 121. Sonett, welches »ausgelassenes Blut« (sportive blood), und »Schwachheiten« zugibt, dürfte in diesen Zusammenhang gehören.

Aus zeitgenössischen Berichten aber ersehen wir, daß der Dichter durchaus angesehen und geachtet war. Anekdoten von Liebesverhältnissen waren allerdings schon damals im Umlauf; aber dergleichen galt in jener Zeit, wenigstens in den Kreisen des Grafen Southampton, durchaus nicht als Makel. Acheson und andere haben hier auf das anonyme, im Jahr 1594 veröffentlichte, vermutlich von Matthew Roydon verfaßte Gedicht »Willobie his Avisa« hingewiesen, in welchem ein »alter Schauspieler« W. S. (= William Shakespeare?) erwähnt wird,

*) Fuldas Übersetzung vergröbert hier Shakespeares Ausdrücke: Than public means which public manners breeds.

der seinem jungen Freunde H. W. (d. h. Henry Willobie = Henry Wriothesley??) bei seinen frevelhaften Bewerbungen um eine schöne, aber sittsame Frau (Avisa genannt) beiſteht. Diese Frau iſt dann weiter mit der »schwarzen Schönen« der Sonette identifiziert worden. Auch Brandl neigt sich dieser Auffassung zu, obwohl mit vorsichtigem Zweifel. Ich geſtehe, daß mir diese Deutung, welche im wesentlichen auf Buchſtaben beruht, sehr gewagt vorkommt, besonders da die Charaktere und Verhältnisse nicht zu ſtimmen scheinen, und da Henry Willobie (Willoughby) ja keine fiktive, sondern eine damals lebende Persönlichkeit war.

Wenn sie richtig wäre, würde unser Dichter allerdings in sehr üblem Lichte, d. h. als Kuppler erscheinen, etwa in einer Mephiſto-Rolle oder in der des Pandarus in Troilus und Cressida. Es könnte aber immerhin sein, daß eine auf andere Personen gemünzte Anspielung schon damals irrig gedeutet wurde.

Eher möchte ich glauben, daß Shakespeare auf die bekannte Wilddiebſtahlgeschichte angespielt hat, die gewiß schon damals aufgetaucht war, wenn sie auch erſt in viel späterer Zeit aufgezeichnet wurde.

Unser Dichter selbſt scheint ja in der erſten Szene der Luſtigen Weiber von Windsor (etwa 1598) darauf hingewiesen und seinen einſtigen Peiniger Sir Thomas Lucy in der Figur des Friedensrichters Shallow verspottet zu haben.

Daß dem inzwischen berühmt gewordenen Dichter und Schauspieler von Neidern diese Geschichte angehängt wurde, entsprach nur der gewöhnlichen Erfahrung des Menschenlebens. Sie konnte aber, wenn eine gewisse Grundlage vorhanden war, durch Londoner, die mit Stratford in Verbindung ſtanden, z. B. den Buchdrucker Richard Field sehr leicht bekannt werden. Natürlich wurde eine solche Verfehlung gerade in ariſtokratischen Kreisen sehr hart beurteilt.

Man kann es unter diesen Umſtänden verſtehen, wenn gerade damals der Dichter mit einer gewissen Genugtuung und gleichsam apologetisch die sagenhaften Jugendſtreiche des Prinzen Hal auf die Bühne brachte.

Wir werden wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß es mehr äußere Umſtände waren, welche den poetischen Verkehr aufhören ließen: insbesondere die Kriegsabenteuer des jungen Grafen, welche im Sommer 1596 begannen, auf der anderen Seite häusliche Sorgen und Familientrauer bei Shakespeare (Tod des einzigen Sohnes im Herbſt 1596). Der Abschluß der Sonette bedeutet keineswegs einen Abbruch der Beziehungen. Manche der späteren Dramen Shakespeares zeigen dem Tieferblickenden, daß der Dichter den weiteren Lebensweg seines Patrons mit warmem Gefühlsanteil begleitete. So besonders die Trilogie von Heinrich IV. und Heinrich V., wo die prächtige Figur des Prinzen Heinz, der sich aus einem Wildfang und Bummler zu einem Helden entwickelt, offenbar nach dem Modell des tatendurſtigen, tapferen jungen Grafen geſtaltet iſt. Gerade damals (1596/97) erwarb sich Henry Wriothesley bei den Expeditionen nach Cadiz und nach den Azoren die Ritterſporen.

Die ſtürmische Vorgeschichte seiner Eheschließung (1598) spiegelt sich deutlich in der kleinen (vermutlich im Sommer 1598 verfaßten) Dichtung »Klage der Liebenden« wieder, in welcher unser Dichter sich zum Anwalt der ver-

lassenen Elisabeth Vernon gemacht hat, vielleicht auch in der Haupthandlung des Luftspiels »Viel Lärm um nichts« (1599). Und die dröhnenden, siegverheißenden Fanfaren der Hiftorie von Heinrich V. (1599) begleiteten den jungen Grafen, als er mit dem Grafen Robert Essex nach Irland zog.

In diesem Sommer (1599) schrieb die junge Gräfin ihrem Gatten nach Irland einen Brief, in welchem sie auf Falftaff und Mrs. Quickly als »Dame Pintpot« anspielte, also ihre genaue Kenntnis der Falftaffszenen aus Heinrich IV., Erfter Teil (Akt II Szene IV) kundgab (Sidney Lee, Life of Shakespeare S. 399[6]). Sie meinte offenbar Personen ihres Gesellschaftskreises, denen wahrscheinlich von ihrem Gatten diese Spitznamen gegeben worden waren, vermutlich Lord Mountjoy und seine Geliebte Lady Penelope Rich, die Schwefter des Grafen Essex.

Als Graf Southampton nach der Rückkehr aus dem erfolglosen Feldzuge den Winter 1599/1600 in London verbrachte, ging er, wie wir zufällig aus einem Brief von Rowland Whyte erfahren, viel ins Theater. Das scheint auf Fortdauer der Beziehungen zwischen Graf und Dichter hinzuweisen.

Im Jahr 1600 wurde in Cambridge, wo Graf Southampton ftudiert hatte, von einem unbekannten Akademiker ein Theaterftück gedichtet, betitelt »Rückkehr vom Parnaß«, worin u. a. ein junger adliger Herr namens Gullio auftritt, der für Shakespeare schwärmt und aus Venus und Adonis zitiert*). Die Charakterschilderung ift ganz deutlich eine hauptsächlich auf den Grafen Southampton gemünzte Karikatur, wenn auch nicht alles genau zutrifft. Das Verhältnis Gullios zu Ingenioso (= Thomas Nash) entspricht den wirklichen Beziehungen von Southampton zu Nash, da dieser dem Grafen einen Roman gewidmet hatte; die Schwärmerei Gullios für Shakespeare ift ein anderer übereinftimmender Zug. Wenn Gullio von seinen Kriegstaten bei der Seeexpedition nach Portugal und »kürzlich in Irland« renommiert, so entspricht das ebenfalls den wirklichen Begebenheiten. Es trifft allerdings nicht zu, daß Gullio in Padua ftudiert haben soll — das würde eher auf den Grafen Rutland, einen Freund des Grafen Southampton, passen, der ja ebenfalls ein großer Theaterliebhaber gewesen sein soll. Es ift erft neuerdings ermittelt worden, daß unser Dichter auch zu diesem jungen Ariftokraten in Verkehr getreten war, der vielleicht als Benedikt von Padua (Claudios Freund) in »Viel Lärm um nichts« porträtiert ift. Auf diese, wahrscheinlich nur losen Beziehungen ift sogar von Peter Alvor und Karl Bleibtreu die vollkommen unbegründete Rutland-Hypothese als Kartenhaus aufgebaut worden, welche an Stelle der ebenso unsinnigen Bacon-Hypothese getreten ift.

Wir können aus verschiedenen Anzeichen schließen, daß der große Dichter durch seinen Patron in den Kreis gezogen wurde, der sich um den vielbewunderten, jetzt aber in Ungnade gefallenen Grafen Essex scharte. Jedenfalls ift neben der Königin Graf Essex die einzige zeitgenössische Persönlichkeit, der unser Dichter in einer dramatischen Dichtung eine deutliche, von innerer Sympathie getragene (»loving«) Huldigung darbrachte (Henry V, Akt V, Prolog).

Auch dieser Umftand hat zu einer irrigen Deutung des Adressaten der Sonette verleitet, welche sich schon durch chronologische und biographische Erwägungen leicht widerlegen läßt. Diese

*) Return from Parnassus edd. Macray (Oxford 1886) p. 58.

Beziehungen zum Essex-Kreise wurden aber für Shakespeare offenbar insofern verhängnisvoll, als er seiner Sympathie für die Frondeure in dem Luſtspiel »Wie es euch gefällt« Ausdruck gab und dann anscheinend durch seinen Richard II. in die Verschwörung der Essex-Partei verwickelt wurde. Die Verschworenen hatten sich am Vorabend des Putsches (7. Februar 1601) das Drama von Richard II. von Shakespeares Schauspielertruppe vorspielen lassen. Dieses Stück galt aber schon vorher wegen der Abdankungsszene als gefährlich und revolutionär. So war es denn natürlich, wenn auch die Schauspieler verhört und zur Verantwortung gezogen, wir wissen nicht, ob auch beſtraft wurden.

Jedenfalls mußte unser Dichter sehr bange Wochen und Monate durchleben, in denen nicht nur Graf Essex, sondern auch seine Anhänger, unter ihnen Southampton und Rutland, angeklagt, zum Tode oder zu schwerem Kerker verurteilt wurden, in denen Essex enthauptet wurde und England aus den Fugen zu gehen schien.

Für schwärmerische Sonette war das eine wenig geeignete Zeit, um so weniger als Sympathie mit den Verschworenen sehr gefährlich werden konnte. Dennoch wollen manche Erklärer, auch Brandl, nach dem Vorgange von Massey einige der letzten Sonette (Nr. 124, 125) auf den Aufſtand des Robert Essex beziehen. Ich halte das schon wegen des Wortlauts und Tons für ganz ausgeschlossen. Von der Todesgefahr und Kerkerhaft des Grafen Southampton iſt gar nicht die Rede.

Shakespeare konnte auch unmöglich in einem an den Grafen Southampton gerichteten Sonette Robert Essex und seine Anhänger als »Narren der Zeit« (fools of time) bezeichnen, er konnte unmöglich von ihnen sagen, daß sie »für Verbrechen gelebt« hätten (who have lived for crime), noch weniger, daß sie »für Gutheit geſtorben« wären. Viel eher würde ich dieses Sonett auf die in den Jahren 1594—95 hingerichteten katholischen Prieſter beziehen, die allerdings, nach proteſtantischer, anglikanischer Auffassung, ein verbrecherisches Leben als »Narren der Zeit« geführt, insofern sie Aufruhr und Hochverrat anſtifteten, und die dennoch »für Gutheit« ſtarben (die for goodness), d. h. weil sie treu an ihrer Religion feſthielten. Darum konnte sie der Dichter auch als Zeugen der Treue zitieren, obwohl sie Narren der Zeit, d. h. Opfer der Zeitumſtände waren.*) Acheson denkt an drei andere Männer (Stanley, Rolls, Squires), die wegen eines angeblichen Attentats auf die Königin im Dezember 1598 hingerichtet wurden.

Wenn jene Sonette wirklich so spät anzusetzen wären, wie vielfach angenommen wird, so hätte der Dichter seinen Patron, der inzwischen achtundzwanzig Jahre alt und Familienvater geworden war, gewiß nicht in den unmittelbar folgenden Versen als »my lovely boy« anreden können.

Der einheitliche Grundgedanke der letzten Sonette (100—125), von denen

---

*) Entschieden falsch und irreführend iſt in diesem Sonett die Übersetzung, welche Fulda den Worten gibt:

— nor falls
Under the blow of thralled discontent —
— und fällt
Nicht unter des zertretenen Aufruhrs Streichen.

»Discontent« kann nicht Aufruhr bedeuten, und »thralled« »zum Sklaven gemacht« iſt etwas anderes als »zertreten«. Auch sonſt iſt gerade die Übersetzung dieser Sonette sehr anfechtbar. Versbau, Stil, Gedankengehalt weisen aber übereinſtimmend auf eine frühere Zeit als die Hamletperiode.

eines (Nr. 104) ohne Zweifel 1595/6 gedichtet ist, spricht aus, daß wahre Liebe und Freundschaft der Zeit und »Fortuna« Trotz bietet und die »Politik« nicht fürchtet (Nr. 124). Der Dichter gibt zu, daß er zeitweilig, doch mehr scheinbar als wirklich, seinem Freunde entfremdet war, versichert aber, daß er ihm trotzdem die Treue gewahrt hat und wahren wird, und daß seine Liebe auch fern von Glücksfällen gebaut ist (it was builded far from accident 124, 5). Etwas versteckt, aber doch deutlich erkennbar ist der Nebengedanke, daß selbst die Ungnade der Königin, die doch nur eine vorübergehende ist, keine Änderung in dem Verhältnis des Dichters zu seinem Patron hervorrufen kann. Graf Southampton, der schon damals Elisabeth Vernon huldigte, scheint die Gunst der Herrscherin 1596 verloren zu haben, wie Rowland Whyte andeutet. Aber auch in das Jahr 1598 würden diese Sonette passen. Selbstverständlich mußte der Dichter, der auch Hofschauspieler war, bei solchen Anspielungen auf trügerische und wechselnde Hofgunst vorsichtig sein.

Mit der Einkerkerung des Grafen hörte begreiflicherweise jeder Verkehr auf. Der Dichter konnte seinem Schmerz nur in der weltschmerzlichen Hamlet-Tragödie einen versteckten Ausdruck geben. Auch nach der Freilassung (1603) scheinen die Beziehungen nicht wieder aufgenommen zu sein. Shakespeare ist, soviel wir sehen können, nicht unter den Gratulanten gewesen. Southampton lebte fortan meist auf dem Lande, widmete sich anscheinend der Bewirtschaftung seiner Güter, der Verwaltung der Insel Wight, daneben auch der Politik, insbesondere der Kolonialpolitik. Praktische Interessen überwogen mit der Zeit die poetischen, wie dies nur natürlich war. Auch Shakespeare zog sich dann bald nach Stratford zurück. Die Veröffentlichung der Sonette (1609), an der Shakespeare höchstwahrscheinlich ganz unschuldig war, mag von dem Grafen übelgenommen worden sein. Die allmähliche Entfremdung war also leicht zu erklären. Graf Southampton überlebte den Dichter nur um acht Jahre († 1624). Die Folio-Ausgabe der Dramen Shakespeares wurde (1623) bekanntlich nicht ihm, sondern den Grafen Pembroke und Montgomery gewidmet.

So verlief diese merkwürdige Freundschaft im Sande, die den großen Dichter einst zu rührenden Freundschaftshymnen begeistert hatte. Der Allgewalt der »Zeit« hatte sie trotz aller Versicherungen doch nicht standhalten können. Aber unvergessen soll es sein, daß ein solcher gewiß nicht unbedeutender Mann dem Genie eines Shakespeare in schwerer Zeit eine Stütze bieten konnte.



Die „Neue Wirklichkeitslehre“ in der amerikanischen Philosophie.

Von Günther Jacoby.

III (Schluß)

Ausgehend von der Frage nach der Möglichkeit, dem Bewußtsein des Anderen auf dem Wege der äußeren Beobachtung beizukommen, hatte Perry darauf hingewiesen, daß die bisweilen eintretende tatsächliche Schwierigkeit, das fremde Bewußtsein auf diesem Wege zu erkennen, nicht für eine grundsätzliche Unmöglichkeit gehalten werden dürfe. Es ist bisweilen auch anderen Dingen schwer beizukommen; und unter gewissen Umständen sind alle Dinge schwer zu beobachten. In dieser Hinsicht nimmt das Bewußtsein keine Ausnahmestellung ein. Daher ist auch gegen die äußere Beobachtung des Bewußtseins ein grundsätzlicher Einwand nicht vorhanden, und so können wir zu einer Untersuchung des tatsächlichen Verfahrens dieser Beobachtungsweise fortschreiten. Die Erkenntniswerkzeuge der äußeren Beobachtung sind mannigfach. Doch lassen sich zwei Hauptarten unterscheiden: Körperbewegung und Sprache.

Die Körperbewegung tritt namentlich dort in Kraft, wo es sich um äußere Beziehungen zu einfachen Gegenständen handelt. Wenn ich z. B. den Mond ansehe, so ist diese Tatsache meines Sehens nicht nur Gegenstand meiner Selbsteinschau, sondern auch Gegenstand der Beobachtung meines Freundes, der neben mir steht. Wenn ich dir die Hand gebe, wenn ich einen Einkauf bezahle, das ganze Muskel- und Mienenspiel meines Körpers, das meine Absichten verrät, neun Zehntel unseres menschlichen Verkehres beruhen auf der Kundgebung des eigenen und der Beobachtung des fremden Bewußtseins durch den Körper.

Eine zweite Art, den Geist des anderen unmittelbar zu erkennen, bietet die sprachliche Verständigung, durch die wir einander unser Bewußtsein mitteilen. Freilich wird meist eingewendet, daß diese Art, das fremde Bewußtsein zu erkennen, wie übrigens auch seine Beobachtung in der Körperbewegung keineswegs unmittelbar sei, sondern mittelbar. Unmittelbar, so heißt es, erkennen wir nur Worte. Perry aber weigert sich, diese Ausdeutung der Sachlage zu verstehen. Richtig ist, so meint er, daß wir das Bewußtsein des Anderen nur nach dem und durch das Hören seiner Worte verstehen. Allein, auch die Nummer des mir gegenüberliegenden Hauses erkenne ich nur nach meinem und durch mein Hinübergehen. Oder: den Wortlaut eines Satzes aus der Kritik der reinen Vernunft erkenne ich nur nach meinem und durch mein Aufschlagen dieses Werkes. Und doch fällt es uns nicht ein, zu sagen: wir hätten die Hausnummer oder den Satz bei Kant »lediglich mittelbar« erkannt. Warum also anders urteilen in der Bewußtseinsmitteilung durch den sprachlichen Verkehr? Daß die Sache hier ganz ebenso steht, dafür ist kennzeichnend, daß wir den Worten als Wortgebilden gar keine Aufmerksamkeit schenken, sondern aus ihnen unmittelbar den Geist des anderen ablesen[54]).

Auch in anderer Hinsicht muß man sich über das Wesen der Sprache keinen falschen Vorstellungen hingeben. Sprache

[54]) Journ. of Philos Bd. 6 S. 34 f. Vgl. Present Tendencies S. 296.

ist nicht etwa die »äußere« Kundgebung »innerer« Vorgänge. Sie ist etwas ganz anderes: nämlich ein Mittel, verwickeltere Denkvorgänge klar zu machen und fest zu legen. Für eine Verständigung über gröbere Denkvorgänge wäre die Sprache nicht nötig. Hier genügt das andere Mittel der Beobachtung des Geistes: nämlich die Köperbewegung. So brauchte ich z. B. nur auf den Ring an meinem Finger zu weisen, um dem anderen klar zu machen, daß dieser Ring jetzt im Vordergrunde meines Bewußtseins steht. Stände dagegen irgend eine einzelne Beschaffenheit des Ringes, z. B. seine Farbe, im Vordergrunde meines Bewußtseins, so genügte es nicht mehr, auf den Ring zu weisen. Ich müßte sprechen und durch Sprache diesen Bewußtseinsinhalt festlegen. Beide Male aber ist der offen vorliegende Ring der Bewußtseinsinhalt, und der Unterschied ist nicht der zwischen »innen« und »außen«, sondern der zwischen gröberem und feinerem Denkvorgange. Für den gröberen Denkvorgang genügt die Körperbewegung. Für den feineren bedarf es der Sprache[55]).

Natürlich gibt es aber auch Fälle, in denen durch Körperbewegung und Sprache ein »Innen« zum Ausdruck gebracht wird. Allein dieses »Innen« betrifft nicht den Geist, sondern den Leib. Für die Frage nach der Beobachtung des Geistes verdienen diese inneren Körperzustände besondere Aufmerksamkeit. Für sie ist nämlich der Mensch, der die Zustände hat, gewissermaßen der einzige Augenzeuge. Und vielleicht ist die Lehre von der Ausschließlichkeit der Bewußtseinserkenntnis durch Selbsteinschau, die Lehre von dem in der Schale unter der Haut sitzenden Geiste gerade diesem Umstande besonders zu verdanken. In der Tat, geht man der Frage nach, was denn das geheimnisvolle durch Selbsteinschau gefundene »Etwas« meines Geistes sei, das für den Unterschied von der Außenwelt in Anspruch genommen wird, so wird man finden, daß es meistens aus mehr oder minder deutlich wahrgenommenen inneren Körperempfindungen besteht. Diese inneren Körperzustände werden eben deshalb für das »eigentliche Wesen« des Bewußtseins gehalten, weil sie unmittelbar nur von dem Besitzer des Körpers erlebt werden können. Der Grund dafür aber, daß kein Fremder solche inneren Körperzustände eines Menschen unmittelbar erleben kann, liegt darin, daß von dem Fremden zu dem Inneren dieses Körpers keine Nervenstränge führen. Für das Gebiet meines inneren Körpers bin ich also der einzige, der mit ihm wie mit einem Fernsprechnetze verbunden ist[56]).

Was folgt hieraus? Es folgt erstens, daß es sich bei dem Bewußtsein von Innenzuständen nicht um eine Erkenntnis des Geistes als solchen, sondern um eine Erkenntnis des Leibes als solchen handelt. In gewisser Weise kann dieser Leib nur von mir erkannt werden. Aber daraus folgt keineswegs, daß Andere solche Empfindungen nicht auch kennen könnten. Handelt es sich z. B. um Herzklopfen, so ist zunächst klar, daß auch der Andere ein Herzklopfen kennt, und daß er den Ort meines Körpers wahrnimmt, an dem das Herzklopfen stattfindet. Es ist wahr: dieses beides muß erst miteinander verbunden werden. Aber das Ergebnis ist doch nichtsdestoweniger eine Erkenntnis meines Erlebens. Und wenn der Andere ein Arzt ist und die

[55]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 33 f. Vgl. Present Tendencies S. 290 f.

[56]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 119. Vgl. S. 121 Present Tendencies S. 292. Vgl. S. 294 f.

Herzbewegungen wissenschaftlich erforscht hat, so wird er mein eigenes Herzklopfen im ganzen viel besser erkennen als ich selber, obwohl ich selbst, aber nur in einer einzigen Hinsicht, auf einzigartige und ihm so nicht zugängliche Weise mit meinem Herzen verbunden bin. Diese Verbindung betrifft aber nur eine einzige Hinsicht, in der mir Beobachtungsvorteil gewährt ist, und um derer willen ich mit meinem Herzen »vertraut« bin. In allen anderen Hinsichten ist dieses Herz der Beobachtung durch Fremde ebenso zugänglich wie mir; und da »Vertrautheit« noch keineswegs »Erkenntnis« ist, so kann es geschehen, daß trotz Beobachtungsvorteil und Selbsteinschau die Erkenntnis meiner Innenempfindung durch Fremde besser ist als mein eigenes Erkennen[57]).

Die Empfindung innerer Körperzustände durch Selbsteinschau wird oft verwechselt mit der Selbsterkenntnis des Bewußtseins als solchen. Tatsächlich aber ist, wie wir sehen, das Bewußtsein als solches der Selbsteinschau verschlossen. Hier tritt nun die Erkenntnis des Bewußtseins durch äußere Beobachtung ersetzend und ergänzend ein. Man pflegt freilich gegen jede Beobachtung des Bewußtseins selbst von vornherein einzuwenden: Bewußtseinstat könne als solche überhaupt nicht beobachtet werden. Denn sie bestehe darin, Träger des Bewußtseins zu sein, während sie als Gegenstand der Beobachtung in das Verhältnis eines von dem beobachtenden Bewußtsein »Getragenen« rücke. Damit büße sie ihr eigentliches Wesen ein. Allein dieser Einwand ist unzutreffend. Er beruht auf dem Denkfehler einer »falschen Ausschließlichkeit«, der uns wiederholt begegnet ist. Es wird vorausgesetzt, daß ich als »Träger« meines Bewußtseins nicht gleichzeitig ein »Getragener« sein kann. Daran ist so viel richtig, daß als »Getragener« der »Träger« in ein neues Beziehungsverhältnis rückt. Aber falsch daran ist, daß durch diese Veränderung des Beziehungsverhältnisses auch das Wesen des »Trägers« als solches verändert werde. In Wahrheit bleibt der zu beobachtende Bewußtseinszusammenhang seinem Wesen nach vielmehr derselbe. Er gehört gleichzeitig zwei Beziehungszusammenhängen an. In dem Beziehungszusammenhange des eigenen Bewußtseins ist er der »Träger«. In dem Beziehungszusammenhange des fremden Bewußtseins ist er der »Getragene«. Als »Träger« des Bewußtseins erkennt er, aber wird nicht selbst erkannt. Als »Getragener« ist er Gegenstand des Erkennens für einen anderen »Träger«. Daher ist die Erkenntnis des Bewußtseins als solchen der Selbsteinschau verschlossen; der äußeren Beobachtung durch den Fremden dagegen zugänglich[58]).

Soll nun dieses durch den Fremden erkannte Bewußtsein begrifflich festgelegt werden, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß es durch den Nervenbau unseres Leibes bestimmt ist. Und zwar ist diese Bestimmtheit nach der naturwissenschaftlichen Auffassung seelischer Vorgänge zu fassen als eine durch die Ereignisse der Vergangenheit beeinflußte Vorbereitung zur Rückwirkung unseres Leibes auf die Umwelt. Der Eintritt eines Inhaltes in unser Bewußtsein bedeutet also eine Rückwirkung unseres Leibes auf dem Nervenwege[59]).

---

[57]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 120. Vgl. Present Tendencies S. 293 f.

[58]) Present Tendencies S. 297 f.

[59]) Ebd. S. 298 f. Vgl. S. 296 und Journ. of Philos. Bd. 6 S. 34 f.

Als Glied der Lebenseinheit, die unser Wesen ausmacht, wird unser Bewußtsein in seiner Erkenntnis der Umwelt durch die Bedürfnisse dieser Lebenseinheit geleitet. Daher lassen sich unsere Bewußtseinsinhalte als derjenige Teil der Umwelt beſtimmen, der für die Bedürfnisse unserer Lebenseinheit in Betracht kommt. Diese Eigentümlichkeit des menschlichen Erkenntnislebens gilt von der unterſten Stufe des tierischen Bewußtseins bis zu der hohen Stufe des menschlichen Denkens im Bildungsleben der Gegenwart. Die Benutzung der Beſtandteile der Umwelt im Dienſte meines Lebens iſt dasjenige, was durch die äußere Beobachtung als das eigentliche Wesen eines Bewußtseins erkannt wird, und worin für Perry der eigentümliche Bewußtseinsbeziehungszusammenhang tatsächlich beſteht. Der äußeren Beobachtung iſt dieser Beziehungszusammenhang offen, während er der Selbſteinschau, die nicht aus sich selbſt heraus kann, verborgen bleibt[60]).

Je mehr sich das Bewußtsein versenkt in den Gegenſtand, der es beschäftigt, deſto mehr tritt der Dienſt für die Bedürfnisse des eigenen Lebens in den Hintergrund; deſto mehr schwindet aber auch das Bewußtsein im Unterschiede von dem betrachteten Gegenſtande. Das Bewußtsein wird gewissermaßen der Gegenſtand selber, der dann vorhandene Beziehungszusammenhang iſt kein anderer als der sachliche. Und die Erkenntnis eines solchen Bewußtseins durch den fremden Geiſt beſteht in diesem Falle wesentlich aus einer Erkenntnis der Inhalte und der sachlichen Beziehungen, die das in den Gegenſtand versenkte Bewußtsein beschäftigen[61]).

Damit iſt die Lehre von der äußeren Beobachtung des Bewußtseins beendet. Sie gibt zu, daß unser Bewußtsein für die Selbſteinschau teilweise anders aussehen mag als für die äußere Beobachtung. Aber das bedeutet ihr noch nicht, daß von außen her das Bewußtsein nicht unmittelbar, oder doch nicht das wirkliche Bewußtsein beobachtbar sei. Auch andere Gegenſtände erscheinen von verschiedenen Gesichtspunkten aus verschieden. Aber diese verschiedenen Blickfelder pflegen sich nicht auszuschließen, sondern gegenseitig zu ergänzen. So erscheint in der Selbſteinschau der Beziehungszusammenhang des Bewußtseins als solcher verdunkelt. Anderseits sind für die äußere Beobachtung wieder die Inhalte des Beziehungszusammenhanges schwerer zu erkennen. In seiner Vollſtändigkeit wird das Bewußtsein weder durch Selbſteinschau allein noch durch äußere Beobachtung allein, sondern nur durch wechselseitige Ergänzung dieser beiden verſtanden. Der Geiſt von Innen und der Geiſt von Außen sind wie die gehöhlte Innenseite und die gewölbte Außenseite eines Schildes. Beide zusammen muß man betrachten, wenn man den Schild erkennen will[62]).

Den Untersuchungen Perrys über die verschiedenen Arten der Bewußtseinsbeobachtung tritt ergänzend seine Abhandlung über die verschiedenen Gebiete der Abhängigkeitsbeziehung zur Seite[63]). Diese Abhandlung bildet einen hervorragenden Beitrag zu der wissenschaftlichen Rechtfertigung der neuen Wirklichkeitslehre. Denn der Satz, der im Mittelpunkte der neuen Wirklichkeitslehre ſteht, heißt: die erkannte Wirklichkeit iſt von den Erkenntnisvorgängen

[60]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 172. Vgl. Present Tendencies S. 300f. S. 303.

[61]) Journ. of Philos. Bd. 6 S. 173. Vgl. Present Tendencies S. 302.

[62]) Present Tendencies S. 304 f., S. 274. Vgl. Journ. of Philos. Bd 6 S. 169 f.

[63]) New Realism S. 97—151.

unabhängig. Die neue Lehre stellt sich damit dem sogenannten »Idealismus« und einem »idealistischen Pragmatismus« entgegen, der da behauptet, daß mehr oder minder die erkannte Wirklichkeit von den Erkenntnisvorgängen abhänge. Unter diesen Umständen ist es natürlich außerordentlich wichtig, den Begriff der »Abhängigkeit« einmal näher zu untersuchen; festzustellen, was dieser Begriff in der Rede über die Abhängigkeit der Wirklichkeit von der Erkenntnis etwa bedeuten könne; und ob solche Bedeutung für jenes Erkenntnisverhältnis auch zutreffe. Das sind die Fragen, denen Perry in seiner Abhandlung näher tritt.

Zunächst muß der häufig zu findende Irrtum beseitigt werden, daß jede Beziehung schon als solche »Abhängigkeit« bedeute, und also Unabhängigkeit gleich Beziehungslosigkeit sei. Das ist falsch. Weder ist jede Beziehung Abhängigkeit, noch ist Unabhängigkeit Beziehungslosigkeit. Vielmehr ist Abhängigkeit eine besondere Abart der Beziehung. »Beziehung« ist also der übergeordnete, »Abhängigkeit« einer seiner untergeordneten Begriffe[64]).

Das Fehlen einer Abhängigkeit bedeutet daher keineswegs ein Fehlen von Beziehungen. Unter »Unabhängigkeit« aber versteht die neue Wirklichkeitslehre nichts anderes als eben dieses Fehlen von Abhängigkeit. Irgend eine bejahende Eigenschaft soll durch das Wort »Unabhängigkeit« nicht ausgedrückt sein. Von Selbständigkeit, von Eigenmacht, von einem besonderen Daseinsgrunde der Dinge ist im Rahmen der Untersuchungen Perrys nicht die Rede[65]).

In diesem Sinne unternimmt es Perry, die verschiedenen Bereiche zu untersuchen, für die der Begriff der Abhängigkeit in Anspruch genommen wird. Er geht dabei jedoch nicht von einer festen Begriffsbestimmung des Wortes »Abhängigkeit« aus[66]). Was »Abhängigkeit« eigentlich sei, wird am Schlusse der Untersuchung durch die Bereiche festgestellt, in denen Abhängigkeit vorkommt[67]). Und diese Bereiche ihrerseits lassen sich nach Perrys Dafürhalten ebenfalls nicht durch rein begriffliche Erwägungen auffinden, sondern nur durch erfahrungsmäßige Feststellungen an den uns vorliegenden Befunden[68]).

Der erste Bereich, für den man den Begriff der Abhängigkeit in Anspruch zu nehmen pflegt, ist das Verhältnis der Teile zum Ganzen und das Verhältnis des Ganzen zu den Teilen. Merkwürdigerweise wird gerade jenes erstere Verhältnis besonders häufig, und oft mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, als Abhängigkeitsverhältnis behandelt; wahrscheinlich weil man glaubt, daß die größere Würde des Ganzen mit einer größeren Unabhängigkeit Hand in Hand gehen müsse. In Wahrheit ist das Umgekehrte der Fall. Das Ganze ist abhängig von den Teilen, die es ausmachen, nicht umgekehrt der Teil von dem Ganzen. Das gilt ebenso für die stoffliche wie für die rein begriffliche Welt.

Begrifflich ist es durchaus falsch zu sagen, daß die Hypotenuse von dem Dreieck abhänge, zu dem sie gehört. Hypotenuse ist nur ein kurzer Name für die dem rechten Winkel eines Dreiecks gegenüberliegende Seite; und daß eine solche Seite ohne rechtwinkliges Dreieck nicht möglich sei, liegt nicht an der Abhängigkeit des

[64]) New Realism S. 114 f., 122 f.

[65]) Ebd. S. 106.

[66]) Ebd. S. 106 f.

[67]) Ebd. S. 151 Nr. 2.

[68]) Ebd. S. 123 f.



Teiles vom Ganzen, sondern an der Abhängigkeit des Ganzen von seinen Teilen, nämlich daran, daß das rechtwinklige Dreieck keins wäre, wenn ihm die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite fehlte, während diese Seite in allem übrigen dieselbe Gerade bliebe, wenn sie etwa aus ihrem Beziehungszusammenhange im Dreieck herausfiele. Das Dreieck hängt also von der Hypotenuse ab, nicht aber die Hypotenuse als eine einfache Gerade von dem Dreieck. — Dieser Sachverhalt läßt sich auch so darstellen: Hypotenuse heißt »Gerade, bezogen auf das rechtwinklige Dreieck«. Von diesem Beziehungsganzen ist das rechtwinklige Dreieck ein Teil. Zu sagen, daß die Hypotenuse als solche vom Dreieck abhänge, heißt also sagen: das Ganze hänge von einem seiner Teile ab.[69])

Etwas Ähnliches gilt für die stoffliche Welt. Man sagt: Die Atmungswerkzeuge können nicht leben ohne den Leib. Die Atmungswerkzeuge seien der Teil, der Leib sei das Ganze, also sei der Teil vom Ganzen abhängig. Sehr richtig. Nur bezieht sich diese Erkenntnis entweder auf die Abhängigkeit der Teile untereinander, z. B. der Lungentätigkeit von dem Blutumlauf, den Nerven usw., eine Beziehung, die nicht Abhängigkeit der Teile von dem Ganzen, sondern ursächliche Abhängigkeit ist, und über die später zu sprechen sein wird. Oder aber: es ist wirklich im strengen Sinne des Wortes die Abhängigkeit des Teils von dem Ganzen gemeint, und dann wird unter dem Leben der Lunge stillschweigend die für das Gesamtleben des Leibes bestimmte Verrichtung der Lunge als Leibesteiles verstanden, eine Verrichtung, die in dieser Begriffsbestimmung als Teilverrichtung natürlich ohne die Gesamtverrichtung des Leibeslebens nicht stattfinden kann: jedoch nicht weil die Lunge nicht ohne Leib, sondern deshalb, weil laut Begriffsbestimmung der Leib nicht ohne Lunge, das Ganze nicht ohne Teil sein kann. Auch hier ist also die vermeintliche Abhängkeit des Teiles von dem Ganzen in Wahrheit eine Abhängigkeit des Ganzen von den Teilen.[70])

Es zeigt sich demnach, daß sowohl für die rein begriffliche Welt als auch für die stoffliche Erfahrungswelt der vermeintlichen Abhängigkeit des Teiles vom Ganzen eine wirkliche Abhängigkeit des Ganzen von seinen Teilen zugrunde liegt. Diese letztere Abhängigkeit besteht zu Recht; jene erstere nicht. Das Ganze hängt ab von den Teilen; aber der Teil hängt nicht vom Ganzen ab.

Zu den Beziehungen zwischen den Teilen und dem Ganzen gehört die Frage nach der Abhängigkeit des Dinges von seinen Eigenschaften und der Eigenschaften von einem Dinge. Es sei denn, daß man an ein von der Erscheinung völlig zu trennendes Ding an sich glaube, so hängt das Ding insofern von seinen Eigenschaften ab, als es die Gesamtheit seiner Eigenschaften ist, und ohne sie dieses Ding nicht sein würde. Auch hier haben wir also eine Abhängigkeit des Ganzen von den Teilen. Anderseits entspricht die Frage nach der Abhängigkeit der Eigenschaften von dem Dinge der anderen Frage nach der Abhängigkeit der Teile von dem Ganzen. Rot kann nicht ohne die Rose eine Eigenschaft der Rose sein, so sagt man. Das aber bedeutet entweder, daß das Ganze: »Eigenschaft der Rose« von seinem Teile: »Rose« abhängt; oder daß

[69]) Ebd. S. 107 f.

[70]) Ebd. S. 108 f.

die Röte durch das Alter, die Ernährung usw. der Rose beſtimmt sei: was nur ursächliche Abhängigkeit des einen Teiles von anderen wäre, nicht dagegen eine Abhängigkeit der Eigenschaften als Teile von dem Ganzen.[71])

Ähnlich wie mit der Beziehung zwischen dem Ganzen und seinen Teilen ſteht es mit der in dem Schlußverfahren auftretenden Abhängigkeit. Hier iſt es der Obersatz in Verbindung mit dem Untersatze, der von dem Schlußsatze abhängt, insofern die Verbindung der Vordersätze nicht gelten würde, wenn der Schlußsatz nicht gilt.[72]) Dagegen hängt der Schlußsatz seinerseits in diesem Sinne von seinen Vordersätzen nicht ab. Denn der Schlußsatz kann wahr sein, auch wenn die Vordersätze falsch sind. Sind aber die Vordersätze richtig, so hängt der Schlußsatz nur dann von ihnen ab, wenn er ausschließlich aus diesen und aus keinen anderen Vordersätzen folgt. Folgt dagegen der Schlußsatz noch aus anderen Vordersätzen, so würde er mit diesen anderen Vordersätzen auch dann noch gelten, wenn jene erſteren Vordersätze nicht gelten würden. Die Abhängigkeit eines Schlußsatzes von seinen Vordersätzen iſt also beschränkt auf den jeweils in Frage ſtehenden Schlußzusammenhang.[73])

[71]) Ebd. S. 109.

[72]) Die Abhängigkeit gilt also nicht für den Obersatz als solchen, sondern vielmehr für seine Verbindung mit dem Untersatze, denn der Obersatz als solcher schließt den Schlußsatz ja noch keineswegs ein. Das geschieht erſt durch die in dem Untersatze vollzogene Anwendung des Obersatzes auf einen besonderen Fall. Dementsprechend beweiſt die Ungültigkeit des Schlußsatzes auch nicht notwendig die Ungültigkeit des Obersatzes, sondern nur die Ungültigkeit der Verbindung der beiden Vordersätze. New Realism S. 121.

[73]) Ebd. S. 112. Vgl. S. 121 f.

Mit dieser Abhängigkeit in dem Schlußverfahren iſt endlich die bei der »Verursachung« auftretende Abhängigkeit verwandt. Verursachung wird von Perry begrifflich beſtimmt als eine notwendige Beziehung zwischen unterscheidbaren Teilen. Und zwar wird sie als ſtoffliche Einzelbeziehung abgeleitet von einer übergeordneten allgemeinen Beziehung zwischen Veränderlichen. Solche allgemeinen Beziehungen treten als schlechthin gültige Naturgesetze auf, in die die einzelnen Fälle der Verursachung eingeordnet werden. Die jeweils ſtattfindende ſtoffliche Verursachung iſt ein Einzelfall, der unter das Gesetz fällt[73]).

Damit aber gehört die Notwendigkeit der Verursachung zu der Frage nach der Abhängigkeit des Schlußsatzes von seinen Vordersätzen. Das Gesetz bildet den Obersatz, die jeweilige Ereignislage den Untersatz und die Anwendung des Gesetzes auf diese Ereignislage den Schlußsatz. Nun iſt aber die Abhängigkeit des Schlußsatzes von den Vordersätzen, wie wir sahen, auf den jeweils in Frage ſtehenden Zusammenhang beschränkt. Außerhalb dieses Zusammenhanges könnte der Schlußsatz auch mit anderen Vordersätzen wahr sein. So im Falle der Verursachung. Die Bewegung des Körpers x von A nach B mag in einem einzelnen Falle durch die Nähe des Körpers y erklärbar sein. In einem anderen Falle mag genau dieselbe Bewegung ſtattfinden aus einer völlig verschiedenen »Ursache«. Die Abhängigkeit eines einzelnen Vorganges von dem Naturgesetze iſt also beschränkt auf den jeweils in Frage kommenden

[73]) Auch hier hängt nicht das Naturgesetz als solches von dem Einzelfalle ab, sondern nur das, gewissermaßen im Untersatze, auf diesen Fall bezogene Naturgesetz. New Realism S. 120.

Einzelzusammenhang. Nur wo kein anderer Einzelzusammenhang in Frage kommen kann, hängt der Vorgang von dem Naturgesetze schlechterdings ab.[74])

Damit erklärt Perry die Bereiche, in denen Abhängigkeit vorkommt, für erschöpft. Das Ergebnis lautet, daß das Ganze von den Teilen und die Vordersätze von dem Schlußsatze abhängen, und daß der Schlußsatz von den Vordersätzen sowie die Wirkung von der Ursache dann abhängt, wenn nur ein einziger Schlußzusammenhang oder nur ein einziges Naturgesetz in Frage steht[75]).

Aus diesem Ergebnisse folgt eine Reihe von Anwendungen. Zunächst diese, daß alle einfachen Wesen unabhängig sind. Denn weder haben sie Teile, von denen sie abhängen können; noch sind sie Sätze in einem Schlußverfahren; noch sind sie Einzelwerte in einem Naturgesetze, da solche Werte stets zusammengesetzte Größen sein müssen. Also sind auch in Erkenntnis- und Bewußtseinszusammenhängen deren letzte einfache Bestandteile als solche unabhängig[76]).

Es folgt aus unseren Untersuchungen ferner, daß Zusammenhänge sowohl von ihren einfachen als auch von ihren zusammengesetzten Bestandteilen abhängen. Daß ein Zusammenhang von einem zweiten abhängt, wenn aus jenem dieser ursächlich oder im Schlußverfahren oder aber jener ausschließlich aus diesem folgt[77]).

Zu den »Zusammenhängen« gehört das Bewußtsein. Dementsprechend ist es einerseits von den Dingen abhängig, deren es sich bewußt ist: denn das Bewußtsein ist das Ganze dieser Dinge, und das Ganze hängt von den Teilen ab, die es ausmachen[78]). Anderseits ist das Bewußtsein selber, wie Perry bereits in den vorhergehenden Untersuchungen andeutete, davon unabhängig, ob es erkannt wird oder nicht. Denn das Erkannte steht zu dem, der es erkennt, weder in dem Verhältnisse des Ganzen zum Teile, noch in einem ausschließenden Ursach- oder Schlußverhältnisse[79]).

Des weiteren fragt es sich, ob ein zuvor unabhängiges Ding nachträglich von einem anderen abhängig werden könne. Für Zusammenhänge läßt sich diese Frage bejahen. So ist es möglich, daß ein Körper in den Abhängigkeitsbereich eines anderen, von dem er zuvor unabhängig war, gelangt und damit zwar derselbe Körper bleibt, sich aber ändert in seinem Beziehungsverhältnisse zur Umgebung. Dagegen kann ein einfaches Wesen als solches, wie wir bereits gesehen haben, niemals in ein Abhängigkeitsverhältnis eintreten[80]).

Am wichtigsten für die neue Wirklichkeitslehre bleibt jedoch die Frage nach dem Eintritte der Dinge in den Beziehungszusammenhang des Bewußtseins. Ist es der Eintritt in ein Abhängigkeitsverhältnis? Perrys Antwort ist ein unumschränktes Nein. Was in das Bewußtsein eintritt, verhält sich zu diesem Bewußtsein wie der Teil zu seinem Ganzen, und der Teil ist von dem Ganzen unabhängig. So sind unabhängig als Gegenstände des Bewußtseins die einfachen Wesen, so die in der Selbsteinschau gefundenen Einzelinhalte des Bewußtseins, so die Sätze

[74]) New Realism. S. 110f. Vgl. S. 120. Dasselbe gilt von der Wechselwirkung, die von der Verursachung nicht verschieden ist, sondern nur die gegenseitige Bedingtheit der Teile innerhalb der Verursachung andeutet. Ebd. S. 111 f

[75]) Vgl. dazu New Realism S. 113.

[76]) Ebd. S. 118.

[77]) Ebd. S. 118–121.

[78]) Ebd. S. 137.

[79]) Ebd. S. 144–147.

[80]) Ebd. S. 124.

der Mathematik und der Logik, die von »Bewußtsein« gar nichts enthalten, und die Sätze der Naturwissenschaft, deren Geltung ebenfalls ohne jede Rücksicht auf das erkennende Bewußtsein feſtſteht.

Alle diese in das Bewußtsein eintretenden Inhalte sind als solche von dem Bewußtsein unabhängig. Das bedeutet aber nicht, daß das Bewußtsein ganz ohne Einfluß auf sie bleibe. Vielmehr gewinnen die Gegenſtände durch den Eintritt in das Bewußtsein neue bedeutende Beziehungen, ohne freilich dadurch ihre alten zu verlieren. Kraft dieser neuen Beziehungen werden sie nun von ihrem Bewußtsein beſtimmt. Jedoch die alten Beziehungen bleiben von diesen neuen unberührt. Wie vor ihrem Eintritt und nach ihrem Austritt, so bleiben sie auch während ihres Verharrens in dem Bewußtsein dieselben und bleiben insofern von diesem unabhängig. Die neuen Einwirkungen durch das Bewußtsein kommen also zu dem alten Beſtande der Dinge hinzu. Demnach darf von den Inhalten des Bewußtseins gesagt werden, daß sie gleichzeitig durch verschiedene Beziehungszusammenhänge beſtimmt sind: einmal durch ihre früheren mannigfaltigen Beziehungen und obendrein durch ihre neuen Beziehungen in dem Bewußtsein. Gerade diese doppelte Beſtimmtheit der Dinge zeigt aber auch schon ihre Unabhängigkeit von dem Bewußtsein an. Denn abhängig iſt nur das, was ausschließlich von einem einzigen Ursachzusammenhange beſtimmt iſt[81]).

Die Art der Beſtimmung durch die Bewußtseinsbeziehung ergibt sich aus dem Wesen des Bewußtseins. Als Lebensverrichtung des Menschen trifft das Bewußtsein eine Auswahl in der

81) Ebd. S. 133—136.

Dingwelt und rückt die dem Menschen wichtigen Dinge in den Vordergrund: ein Verhältnis, das keineswegs in der Dingwelt selbſt liegt. Ferner ſtellt das Bewußtsein Zergliederungen an und schafft als Ergebnis der Zergliederung neue Verbindungen, kraft deren der Gegenſtand eine ganz neue Bedeutung gewinnt und zu einer treibenden Kraft im Denken der Menschheit zu werden vermag[82]).

Zu diesen Veränderungen, die das Bewußtsein mit den Gegenſtänden vornimmt im Dienſte des menschlichen Lebens, gehört auch die Schaffung von Werten. Denn ob etwas wertvoll sei, liegt nicht in dem Dinge selbſt, sondern hängt davon ab, ob es gewünscht wird[83]).

Ferner werden natürlich diejenigen Gegenſtände von dem Bewußtsein beſtimmt, die der Mensch bewußt mit seinen Händen geschaffen hat. Allein es iſt auch klar, daß die hier ſtattfindende »Abhängigkeit« nicht mehr das unmittelbare Verhältnis des Bewußtseins zu seinem Gegenſtande betrifft, sondern vielmehr mittelbar das Verhältnis des Bewußtseins zu seinem Leibe und das ursächliche Verhältnis des Leibes zu dem Gegenſtande, den er erzeugt[84]).

Endlich sind alle sogenannten höheren Zusammenhänge, wie Geschichte, Gesellschaft, Wissenschaft, von dem Bewußtsein beſtimmt: jedoch nicht nach den Beſtandteilen, aus denen sie sich zusammensetzen, die vielmehr von dem Bewußtsein völlig unabhängig sind, sondern vermöge der eigentümlichen von dem Bewußtsein geschaffenen Verbindung, in die sie eingehen[85]).

Dem entspricht unser Gesamtergebnis. Es iſt im Wesentlichen dieses,

82) Ebd. S. 138—140

83) Ebd. S. 140 f. Vgl. S. 148 f.

84) Ebd. S. 141 f.

85) Ebd. S. 142 f.



daß, wo eine wirkliche Beeinflussung des Gegenstandes durch das Bewußtsein stattfindet, es sich stets handelt nicht um eine Änderung der Bestandteile, aus denen der Gegenstand besteht, sondern um neue, von dem Bewußtsein geschaffene Verbindungen dieser Bestandteile. Es ist die Verbindung, die unter dem Einflusse des Bewußtseins steht, nicht der eigentliche Gegenstand selber. Daher gibt es für die neue Wirklichkeitslehre auch nichts, was als schlechterdings abhängig von dem Bewußtsein behandelt werden könnte. Jedes »abhängige« Gebilde des Bewußtseins kann in Bestandteile zerlegt werden, die für sich unabhängig sind[86]).

Zu den von dem Bewußtsein geschaffenen Beziehungszusammenhängen gehört wie alle Wissenschaft, so die Philosophie und also auch die neue Wirklichkeitslehre selbst. Daher gilt auch von der Wirklichkeitslehre, was letzten Endes von jedem Bewußtseinszusammenhange gilt: nämlich, daß sie von bestimmten Lebenszielen geführt wird. Das Lebensziel der neuen Wirklichkeitslehre ist im Gegensatz zu dem »Idealismus« Ernüchterung, Enttäuschung im Sinne einer Aufhebung von Täuschungen. Die Wirklichkeit soll von dieser Lehre nicht vergoldet und besser gemalt werden, als sie ist, sondern sie soll mit allen Härten und Unvollkommenheiten dargestellt werden, damit wir die richtigen Mittel zu unserem Heile ergreifen können. Denn die neue Wirklichkeitslehre ist zwar eine Lehre der Enttäuschung, aber keineswegs eine Lehre der Entmutigung[87]).

Dieses Lebensziel einer Erkenntnis der wirklichen Beschaffenheit der Welt zum Zwecke einer richtigen Lebensgestaltung gibt sich in jener Schaffung von Werten kund, die wir soeben als eigentümliche Verrichtung des Bewußtseins erkannt haben. Werte als solche gelten nicht unabhängig, sondern stehen und fallen mit dem Wunsche, der den Wert hervorbringt. Einfache Werte entstehen aus dem Wunsche des einzelnen; sittliche Werte aus dem Vergleiche zwischen den Wünschen vieler. Sittlich »richtig« ist diejenige Tat, die im Hinblicke auf alle Beteiligten zu dem größten Gute führt; sittlich »falsch« wird sie in dem Maße, als sie von diesem Gute abweicht[88]).

Es kann demnach von einer »Ewigkeit« der Werte nicht wohl die Rede sein; denn die Werte kommen und gehen mit den lebenden Wesen, die Werte erzeugen. Höchstens von verhältnismäßig ewigen Werten könnte man sprechen, insofern nämlich manche Werte zu allem Leben wesentlich gehören und daher wahr sein werden, so lange Leben vorhanden ist. Dabei ist jedoch keineswegs gesagt, daß diese letzteren Werte notwendig die wertvollsten sein müssen.[89])

Endlich fragt es sich, ob diesen Werten von dem Standpunkte der wissenschaftlichen Philosophie aus eine das Leben gestaltende Kraft zukommt. Perry wagt diese Frage zu bejahen trotz der Gültigkeit der Naturgesetze für die Körper. Aufs neue spielt in diese Erwägungen seine eigentümliche Abhängigkeitslehre hinein. Nach dieser Lehre war das Naturgesetz eine Beschreibung von Vorgängen durch Gleichungen mit Veränderlichen. Und Ableitung aus einem Naturgesetze hieß Einsetzung fester Werte an die Stelle der Veränderlichen. Für das Verhalten der starren Körper galten in diesem Sinne die Gesetze der Raum- und Zeitverhältnisse. Für das Verhalten des Lebens gilt ein anderes Gesetz: das der Selbsterhaltung. Und

[86]) Ebd. S. 143.
[87]) Present Tendencies S. 329—331.
[88]) Ebd. S. 333 f.
[89]) Ebd. S. 335 f.

für das bewußte Leben nimmt dieses Gesetz die Form der Werte an. Jenes Gesetz der starren Körper und dieses Gesetz des Lebens haben keine ausschließende Geltung, sondern wirken nebeneinander in demselben Dinge. So mag ich in meinem Verhältnisse zu der Erde so und so viel Kilogramm wiegen und dennoch in meinem Verhalten von wissenschaftlichen Zielen bestimmt sein. So mag meine Kraft von meiner Ernährung abhängen und doch sittliche Zwecke erfüllen. Eines ist so gut Gesetz des tatsächlichen Geschehens wie das Andere, und wer da glaubt, das Eine um des anderen willen leugnen zu sollen, begeht den Denkfehler der falschen Ausschließlichkeit.[90])

Diese Gültigkeit von sittlichen Gesetzen neben den naturwissenschaftlichen ist das, was man gewöhnlich »sittliche Freiheit« nennt. Es ist ein Ausdruck dafür, daß ich innerhalb gewisser Grenzen handeln kann, wie ich will. Insoweit solche sittlichen Gesetze in Kraft sind, ist die Geltung der naturwissenschaftlichen Gesetze außer Kraft; und das Leben ist insoweit frei. Der Mensch ist soweit frei und unabhängig von den Gesetzen der toten Körper, als er sittlichen Gesetzen folgt. Daher ist auch das Schicksal des Einzellebens insoweit nicht mit den Schicksalen des Körpers besiegelt, als dieses Leben durch andere Gesetze als der Körper bestimmt ist[91])

Von hier aus eröffnet sich für Perry trotz seiner Lehre von der Trennung zwischen Fach- und Lebensphilosophie ein Ausblick auf die Religion der neuen Wirklichkeitslehre. Alle Religion der Starken wurzelt in der Hoffnung auf den Sieg des Guten. Die neue Wirklichkeitslehre nimmt zwar nicht wie der »Idealismus« eine ursprüngliche und wesenhafte Güte der Welt an; aber sie lehrt, daß das Gleichgültige und das Schlechte allmählich Wert erhält durch unsere sittliche Arbeit an ihm. Dieser Siegeszug des Guten vollendet sich in der Geschichte der Menschheit. Sein Ende kann keine Wissenschaft der Welt voraussagen. Daher dürfen wir die Annahme eines schließlichen Gelingens wagen und unsere ganze Kraft einsetzen für den ewigen Fortschritt des Guten[92]).

[90]) Ebd. S. 341—343.

[91]) Ebd. S. 343 f.

[92]) Ebd. S. 344—347.

Die „Neuen Marie-Antoinette-Briefe".

In einem Artikel »Neue Marie Antoinette-Briefe« in der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Jahrgang 8 (1913/14) Sp. 621—638, hat Herr Hans Glagau, Professor an der Universität in Greifswald, zu zeigen versucht, daß Herr Kammerherr O. G. von Heidenstam sich bei der Herausgabe seines Buches »Marie Antoinette, Fersen et Barnave« gefälschter Briefe bedient habe, und dem Leser den Eindruck beizubringen, als sei die Fälschung von Herrn von Heidenstam bewerkstelligt, und als ob die besagten Briefe, die nach Angabe des Herausgebers im Schloß Löfstad in Östergötland aufbewahrt werden, überhaupt nicht existieren.

Aus diesem Anlaß wurden die Unterzeichneten von Herrn von Heidenstam



gebeten, als Unparteiische (wir kennen Herrn von Heidenstam nur als Besucher unserer resp. Bibliotheken) eine Untersuchung der Frage von der angeblichen Fälschung vorzunehmen und unser Gutachten darüber abzugeben.

Eigentlich wäre nichts weiter erforderlich als ein Nachweis darüber, daß die Papiere, die dem Buche des Herrn von Heidenstam zu Grunde liegen, tatsächlich vorhanden sind, um jeden Gedanken an eine Fälschung in neuerer Zeit zu verbannen. Denn keiner dürfte wohl im Ernst behaupten wollen, daß jemand heute mehr als 120 Jahre nachher es zweckmäßig finden würde, sich zu bemühen, verschiedene sehr individuelle Handschriften Seite auf Seite in so großem Umfange nachzuahmen, daß ein Buch von 332 Oktavseiten zum größeren Teil mit Zitaten aus der so fabrizierten Sammlung gefüllt werden kann. Wir werden uns indessen nicht darauf beschränken.

Zunächst können wir feststellen, daß die in Rede stehenden Briefe, die von Herrn von Heidenstam der Königin Marie Antoinette und Barnave zugeschrieben werden, tatsächlich vorhanden sind. Sie gehören zum Löfstader Schloßarchiv und sind zusammen mit einigen anderen im gleichen Karton aufbewahrten Papieren von der Eigentümerin, Gräfin Emilie Piper, zum Zwecke dieser Untersuchung in der Königl. Bibliothek zu Stockholm deponiert worden. Hinsichtlich dieser Papiere hat die Gräfin Piper, die 1857 geboren ist, bezeugt, daß dieselben sich schon seit ihrer Kindheit in einem Schrank in der Bibliothek auf Löfstad unter den Papieren des Grafen Axel v. Fersen befunden haben, und daß nach Angabe ihrer Eltern dieselben durch ihre Urgroßmutter, die Gräfin Sophie Piper geb. v. Fersen, der sie von dem Bruder der letzteren, Grafen Axel v. Fersen übergeben worden waren, nach Löfstad gekommen sind. Ein in gleicher Richtung gehendes Zeugnis haben wir u. a. von der Frau Sophie von Nordenfalk geb. Gräfin Piper, der Schwester der Besitzerin, in Händen. Nach dem Löfstader Schloß war Herr von Heidenstam eingeladen worden, um von den erwähnten Papieren Kenntnis zu nehmen.

Diese uns vorliegende Sammlung enthält die eigenhändigen Briefe König Gustavs IV. Adolfs und Herzog Carls an den König Ludwig XVI. und die Königin Marie Antoinette über den Tod König Gustavs III., datiert den 29. März 1792, nebst anderen Papieren von zweifelloser Authentizität. Die von Herrn von Heidenstam in Bezug genommene Korrespondenz, der Hauptteil der Sammlung, besteht teils aus 107 Blättern (vorwiegend in kleinerem Oktavformat), die sich auf der ersten Seite als »copie exacte de tous ce que j'ai écris à 2:1« etc. betiteln, teils aus 237 Blättern (vorwiegend in kleinerem Quartformat), die die Antworten auf diese Billette bilden. Die Blätter sind zum allergrößten Teil vollgeschrieben. Was nun die Antwortbriefe anbelangt, so sind sie mit Vermerken von Datum, Ordnungsnummer und hin und wieder mit Randglossen von derselben Hand, die die Billette geschrieben, versehen. Diese selbst wiederum sind, wie durch eingehendes Vergleichen der Handschrift festgestellt wurde, von einer und derselben Person geschrieben. Wir haben dann die Billette mit uns in Original und Faksimile zugänglichen Marie Antoinette-Briefen, deren Authentizität von jeher anerkannt war, verglichen und uns dabei besonders an gleichzeitige Briefe gehalten, wie sie teils im Besitz des Freiherrlich Klinckowströmschen Archivs auf Stafsund (in Faksimile

wiedergegeben in Klinckowströms Buch »Le comte de Fersen et la cour de France«) teils in Faksimile in dem bekannten Buch Arneths »Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II.« zu finden sind. Die Handschrift in den in Rede stehenden Billetten ist ebenso wie die Handschrift in den Vermerken auf und den Randglossen in den Antwortbriefen bei diesem eingehenden Vergleich bis ins kleinste Detail vollkommen identisch befunden worden mit der Schrift in den vorerwähnten authentischen Proben von der Handschrift der Königin, ebenso ist auch das Wasserzeichen in dem Stafsunder Brief vom 4. Januar 1792 in einer ganzen Reihe der Briefe von Löfstad wiederzufinden; und es kann daher nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daß die Person, die diese Billette geschrieben und demnach auch die Antwortbriefe in Empfang genommen hat, die Königin Marie Antoinette gewesen ist.

Wir haben demnach konstatiert, daß die von Herrn von Heidenstam in seinem Buch in Bezug genommene Korrespondenz authentisch ist. Wir gehen nun zu einer Prüfung der inneren Gründe über, die von Herrn Glagau als Stützpunkte für seine Behauptung, daß die Briefe Hirngespenste des Herausgebers seien, angeführt worden sind.

Herr Glagau glaubt in den Briefen teils Anachronismen und tatsächliche Irrtümer, die seines Erachtens nur von einem mangelhaft unterrichteten Fälscher herrühren können, teils auch Beurteilungen damaliger Personen und politischer Situationen gefunden zu haben, die gleichfalls die Unechtheit der Briefe dartun sollten. Die von uns bewerkstelligte Untersuchung hat indessen erkennen lassen, daß die von Herrn Glagau angeführten Stellen, die wirklich bedenklich aussehen, auf Mißverständnis oder auf unrichtigen Angaben von seiten des Kritikers beruhen.

Um dies zu beweisen, brauchen wir uns wohl nur an die folgenden Fälle zu halten.

Herr Glagau gibt an (Sp. 629), daß in zwei Briefen vom 25. Sept. und 10. Okt. 1791 die Frage von der Besetzung des »Gouverneurspostens von Paris« vorkommt; da nun ein solches Amt zu jener Zeit überhaupt nicht existierte, sind nach seiner Meinung Briefe, in welchen ein so imaginärer Gegenstand behandelt wird, zweifelsohne unecht. Gegen diese Schlußfolgerung dürfte nichts einzuwenden sein. Anders verhält es sich mit der Prämisse, indem das besagte Amt, im Widerspruch mit Herrn Glagaus Angabe, in diesen Briefen garnicht erwähnt wird. In dem Buche des Herrn von Heidenstam kommt Seite 174 der Satz vor: »nous avons aussi pensé à la nomination du gouverneur«. Ebenfalls Seite 186: »On reparle à ce qu'on m'a dit du gouverneur«. Der Zusatz »de Paris« kommt nur in einer vom Herausgeber herrührenden Anmerkung vor. Herr von Heidenstam, der auch an anderen Stellen kürzere Aufklärungen in Anmerkungen unter den Text gesetzt hat, ist nunmehr selbst der Meinung, daß es sich hier nicht um den Gouverneur von Paris, sondern um den Gouverneur des Kronprinzen handelt.

Spalte 632 erklärt Herr Glagau, daß ein bedenklicher Anachronismus in einem Briefe vom 13. Dezember zu finden sei, worin als bevorstehend einige Ministerernennungen erwähnt werden, die in Wirklichkeit schon am 29. November wie auch am 3. und 6. Dezember desselben Jahres stattgefunden hatten. In dem Buche des Herrn von Heidenstam findet sich der Brief allerdings



unter den Dezemberbriefen, trägt dort aber nur die Aufschrift »le 13 au matin« und entbehrt demnach einer Angabe des Monats. Es scheint daher unerfindlich, wie man derade diesen Brief als unecht hat stempeln können; schon der Inhalt zeigt deutlich, daß er vom Herausgeber unrichtig plaziert ist. Wir müssen hinzufügen, daß das Original datiert ist, »le 12 9br«. Das Wort 9br (= November) ist undeutlich und ist unglücklicherweise von Herrn von Heidenstam als Abkürzung für »au matin« gedeutet worden; der Zusammenhang schien ihm — obgleich mit Unrecht — die Einreihung des Briefes unter die Dezemberbriefe zu erfordern. Ein ähnliches Versehen erklärt, daß ein anderer Brief, worin die Ministerfrage berührt wird, nicht unter den Novemberbriefen zu finden ist, wo er von Rechtswegen seinen Platz haben müßte. Der vermeintliche Anachronismus ist also nicht vorhanden.

Herr Glagau sagt (Sp. 631), die Königin spreche in einem von Herrn von Heidenstam (S. 240) zitierten Brief vom 18. November von Lafayette als dem Chef der Nationalgarde, obwohl er dieses Amt bereits am 8. Oktober niedergelegt hatte. Dieser Anachronismus dürfte auf einem Irrtum des Kritikers beruhen, indem an der angeführten Stelle die Nationalgarde nicht erwähnt ist.

Durch Herrn Glagaus Artikel erhält man wie gesagt den Eindruck, als sei der Inhalt des ganzen Buches von Herrn von Heidenstam erdichtet. Zwei Briefe werden doch ausgenommen (Sp. 637): »So mischt er (v. H.) unter seine Fabrikate auch zwei echte Stücke, die schon von Arneth im Jahre 1866 veröffentlicht worden sind.« Die von Herrn von Heidenstam Seite 74 u. f. abgedruckten Briefe finden sich indessen in der Löfstadsammlung. (Eine andere Frage ist es, ob der eine derselben, der Brief von Leopold II., bei Herrn von Heidenstam S. 83 u. f. eigenhändig ist. Wir können uns hier nicht mit Bestimmtheit darüber äußern und haben auch keine Veranlassung dazu, da diese Frage im vorliegenden Falle von untergeordneter Bedeutung ist. Daß der Brief in der Löfstadsammlung alt ist, unterliegt keinem Zweifel.)

Die von Herrn Glagau angedeuteten Diskrepanzen zwischen den Editionen desselben Briefes vom Grafen Axel v. Fersen an seine Schwester, den Herr von Heidenstam teils in der Revue de Paris (1912) und teils in seinem Buch (S. 324) veröffentlicht hat, sind in der Tat ohne Bedeutung für die hier vorliegende Echtheitsfrage. Jedermann kann sich davon überzeugen, daß die genannte Seite mit dem Faksimile von dem eigenhändigen Brief des Grafen v. Fersen, der dem Buche beiliegt, übereinstimmt. Die Frage ist jedoch von Interesse für die Beurteilung der Editionsprinzipien des Herrn von Heidenstam. Der Herausgeber hat sich nicht auf die übliche Normalisierung von Orthographie und Interpunktion beschränkt, sondern hin und wieder stilistische Retuschen vorgenommen; ein Verfahren, das wir für unseren Teil mißbilligen. Daß Herr von Heidenstam hiermit nicht bezweckt hat, den Leser irrezuführen, ist schon daraus ersichtlich, daß er selbst als Beilage Faksimiles von drei Briefen veröffentlicht, die im Text in der angegebenen Weise wiedergegeben sind. (Beiläufig sei erwähnt, daß diese Faksimiles leider in einem etwas verkleinerten Maßstab ausgeführt sind).

Hinsichtlich der übrigen von Herrn Glagau dargelegten Anmerkungen können wir konstatieren, daß die von



ihm hervorgehobenen Briefstellen tatsächlich in den Originalbriefen zu finden sind und, was den Inhalt anbelangt, völlig mit diesen übereinstimmen.

Ist die Briefsammlung authentisch, und darüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten, so hat sich der Historiker mit dem Wortlaut der Briefe abzufinden; war der Inhalt eine Überraschung für ihn, so zeigt dies nur, daß die Veröffentlichung der Sammlung ihren guten Grund hatte. Und die vorliegende Publikation dürfte daher von dem sachkundigen und unparteiischen Forscher mit Befriedigung begrüßt und human beurteilt werden können.

Stockholm, den 3. April 1914.

Carl Magnus Stenbock.
Carl Grönblad.

Erwiderung.

Das vorstehende Gutachten hat eine interessante Vorgeschichte, auf die ich mit einigen Worten eingehen muß, weil sie recht charakteristisch ist für das Gewicht, das wir den Ausführungen der Herren Verfasser beilegen dürfen.

Die Frage, ob die von Herrn von Heidenstam veröffentlichten Briefe Marie Antoinettes, Fersens und Barnaves echt sind oder nicht, ist im verflossenen März in der skandinavischen Presse sehr lebhaft erörtert worden. Den äußern Anstoß dazu hatte ein größerer Artikel gegeben, den der norwegische Historiker Herr Wilhelm Munthe am 6. März an der Spitze der »Aftenposten«, einer der angesehensten Zeitungen Christianias, unter dem Titel: »Eine literarische Fälschung?« veröffentlicht hatte. Herr Munthe teilte hier den Inhalt meiner im Februarheft der »Internationalen Monatsschrift« erschienenen Untersuchung ziemlich ausführlich mit und schloß sich in seinem Urteil durchaus meiner Auffassung an. Nunmehr griff die schwedische Presse die Frage auf und forderte von Herrn von Heidenstam Aufklärungen. Dieser behauptete, daß die angezweifelten Briefe trotz meiner Beweisführung sämtlich echt seien, und kündigte zugleich an, daß er sie einem Untersuchungsausschuß im Original zur Prüfung vorlegen würde. In diesen Ausschuß berief er die beiden Bibliothekare Herrn Grafen Stenbock und Herrn Groenblad sowie den Reichsarchivar Herrn Dr. Almquist. Herr Dr. Almquist aber lehnte den Auftrag ab aus Gründen, die mir bisher nicht bekannt geworden sind.

So sehr auch an sich die Tatsache der Berufung einer Kommission zur Untersuchung der Echtheitsfrage zu begrüßen gewesen wäre, so mußten sich doch sofort gegen die Art und Weise ihrer Zusammensetzung sehr schwerwiegende Bedenken regen; denn mit vollem Recht durfte man die Frage aufwerfen, ob gerade Herr von Heidenstam die Mitglieder einer solchen Kommission zu ernennen habe, und weiter, ob die von ihm erwählten Herren bezüglich der vorliegenden Frage wirklich als sachverständig gelten könnten. Wird doch auf den Namen eines Sachkenners in unserm Fall nur der mit Fug Anspruch erheben, der sich als solcher durch selbständige Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte Marie Antoinettes und der Revolutionszeit ausgewiesen und damit dargetan hat, daß er mit dem einschlägigen sehr umfassenden Quellenmaterial wohl vertraut ist. Diese Voraussetzung erfüllte weder Herr Graf Stenbock noch Herr Groenblad; ihre Studien haben sich, wie mir von einem guten Kenner der schwedischen Gelehrtenwelt sofort mitgeteilt wurde, aus-

schließlich auf dem Gebiete der schwedischen Geschichte bewegt. Es mußte daher unter ihren Fachgenossen Verwunderung erregen, daß sie sich in der vorliegenden Frage für kompetent ansahen.

Herr Munthe erhob auch in einem neuen Artikel in Aftenposten am 15. März gegen die unzweckmäßige Zusammensetzung der Kommission entschiedenen Einspruch, den er auch damit begründete, daß in Stockholm kein ausreichendes Quellenmaterial vorhanden sei, um die Handschriften der Heidenstamschen Dokumente mit unzweifelhaft echten zu vergleichen. Er machte Herrn von Heidenstam den Vorschlag, die von mir beanstandeten Manuskripte der Nationalbibliothek oder dem Nationalarchiv in Paris zu überweisen, wo sie dann einem freilich nicht von dem Kammerherrn zu berufenden Ausschuß von wirklich auf dem in Frage kommenden Gebiete sachverständigen Gelehrten zur Prüfung unterbreitet werden sollten. Er nannte als geeignete Kommissionsglieder die Herren Arthur Chuquet, Aulard, Seignobos, Pierre de Nolhac und Mathiez.

Mit diesem Vorschlag Herrn Munthes kann man vollständig einverstanden sein: gibt er doch den besten Weg an, auf dem eine sachgemäße Lösung der Frage am ehesten erwartet werden kann. Uebrigens habe auch ich, sobald ich über die Art der Zusammensetzung der Heidenstamschen Kommission zuverlässige Nachrichten erhalten hatte, diese in einem kurzen Telegramm abgelehnt, das ich durch Vermittlung des schwedischen Telegrammbüros an die Stockholmer Presse richtete.

Unsere Proteste aber kamen schon zu spät. Denn mit erstaunlicher Eile hatten die beiden Sachwalter des Kammerherrn ihren Freispruch gefällt. Bereits am 15. März, d. h. kaum acht Tage nach dem Eintreffen der Löfstader Papiere in der schwedischen Hauptstadt, brachte das Stockholmer Blatt »Dagens Nyheter« eine Erklärung der Kommission, die sich in allen wesentlichen Punkten mit dem Gutachten deckt, das der »Internationalen Monatsschrift«, freilich erst vier Wochen später, zugegangen ist.

Das Gutachten selbst, zu dem wir uns jetzt wenden, zeigt, wie sehr Herrn Munthes und meine Befürchtungen gerechtfertigt waren. Die Herren Verfasser haben sich ihre Aufgabe leicht, recht leicht gemacht. Bei dem handschriftlichen Vergleich, dem sie die angeblichen Marie Antoinette-Briefe unterwarfen, hat ihnen nur ein einziges Original-Schreiben der Königin, sonst nur einige Faksimile-Drucke zur Verfügung gestanden. Die Barnave-Briefe haben sie überhaupt nicht prüfen können, da sie kein einziges echtes Stück sich verschaffen konnten. Das Auffallendste aber ist, daß sie die angeblichen Briefe des Grafen Fersen, die Herr von Heidenstam neu aufgefunden haben wollte, die Briefe, in denen er zu seiner Schwester Sophie von seiner Liebe zu Marie Antoinette gesprochen haben soll, schon in der Beschreibung der Löfstader Papiere mit völligem Stillschweigen übergehen. Von einer Prüfung der Fersenschen Handschrift ist mit keinem Sterbenswörtchen die Rede, obwohl es in diesem Fall gewiß nicht schwer gewesen wäre, authentische Schreiben Fersens zum Vergleich herbeizuschaffen.

Noch rascher gleiten die Herren über die innern Gründe hinweg, die ich in meiner Untersuchung zum Erweise der Fälschung angeführt hatte. Die triftigsten und einleuchtendsten, nämlich diejenigen, die zeigen, daß sich die Heidenstamschen Briefe mit Tatsachen, die uns aus den unzweifelhaft echten Quellen bekannt geworden sind, in einem unlösbaren

Widerspruch befinden, werden in dem Gutachten gar nicht berührt. Im wesentlichen begnügt man sich damit, den angeblichen gouverneur (de Paris) als den zukünftigen Erzieher des Kronprinzen zu erklären und einen Anachronismus dadurch zu beseitigen, daß man ihn auf eine Falschlesung des Datums von seiten des Kammerherrn zurückführt.

Vor allem aber suchen die Herren Stenbock und Groenblad gerade an der Frage, für die sie, wollten sie ihren Klienten von dem Verdacht der Fälschung reinigen, eine vollbefriedigende Aufklärung hätten geben müssen, mit einigen flüchtigen Bemerkungen vorbeizugehen, nämlich an der Frage: Wie war es möglich, daß Herr von Heidenſtam einen Brief Fersens, den er in der Revue de Paris (Jahrgang 1912 Heft 11 S. 492) veröffentlicht hatte, ein Jahr darauf in seinem Buche (S. 324) in einer ſtark veränderten Fassung wiedergeben konnte? Sie behaupten in ihrem Gutachten: »Die von Herrn Glagau angedeuteten Diskrepanzen zwischen den Editionen desselben Briefes vom Grafen Axel von Fersen an seine Schweſter sind in der Tat ohne Bedeutung für die hier vorliegende Echtheitsfrage.« Nur für die Beurteilung der Editionsprinzipien des Herrn von Heidenſtam sei die Frage von Interesse; denn sie zeige, daß der Herausgeber sich nicht auf die übliche Normalisierung von Orthographie und Interpunktion beschränkt, sondern hin und wieder ſtiliſtische Retuschen vorgenommen habe, »ein Verfahren, das wir für unsern Teil mißbilligen«.

Nun handelt es sich aber im vorliegenden Fall keinesweges um oberflächliche ſtiliſtische Retuschen, sondern vielmehr um eine tief eingreifende Bearbeitung des zuerſt gegebenen Textes, wie sie sich nur ein Autor an seinem eigenen geiſtigen Eigentum geſtatten wird, nimmermehr aber ein gewissenhafter Editor an einer fremden Quelle. Davon wird sich jeder Unbefangene überzeugen, der beide Fassungen miteinander vergleicht. Ich rücke die beiden Texte hier noch einmal ein, um dem Leser eine nochmalige Prüfung zu ermöglichen und um eine weitere für die Echtheitsfrage geradezu entscheidende Schlußfolgerung daranzuknüpfen, die ich früher, wie ich offen geſtehen will, übersehen habe.

Revue de Paris (1912):

Ma chère et bonne Sophie,

Plaignez-moi, plaignez-moi! L'état dans lequel je suis ne peut se concevoir que par vous. J'ai tout perdu dans ce monde. Vous seule me restez. Celle qui faisait mon bonheur, celle pour laquelle je vivais, n'est plus.

Oui, ma tendre Sophie, je n'ai jamais cessé de l'aimer, ce sentiment me dominait, il était le tout du tout en moi. Je lui aurais sacrifié ma vie avec joie, j'aurais donné mille vies pour elle si je les avais.

Elle n'est plus et je vis encore. Mon Dieu, pourquoi m'accabler ainsi! En quoi ai-je mérité ta colère? Elle est montée au ciel et je suis encore sur terre. Ma coupe est comble et je ne sais comment je puis vivre et supporter ma douleur.

Marie Antoinette (1913):

Ma tendre et bonne Sophie,

Ah! plaignez-moi, plaignez-moi. L'état où je suis ne se peut concevoir que par vous. J'ai donc tout perdu dans le monde. Vous seule me restez. Ah! ne m'abandonnez pas. Celle qui faisait mon bonheur, celle pour laquelle je vivais, oui, ma tendre Sophie, car je n'ai jamais cessé de l'aimer, non, je ne le pouvais, jamais un instant je n'ai cessé de l'aimer et tout du tout je lui aurais sacrifié; je le sens bien en ce moment. Celle que j'aimais tant, pour qui j'aurais donné mille vies, n'est plus! Ah, mon Dieu; pourquoi m'accabler ainsi, par quoi ai-je mérité ta colère? Elle ne vit plus! Ma douleur est à son comble, et je ne sais comment je puis vivre et supporter ma douleur.

Erst die Herren Stenbock und Groenblad haben meine Aufmerksamkeit auf diesen hochwichtigen Punkt gelenkt, ohne freilich nur entfernt zu ahnen, welches Mißgeschick sie dadurch ihrem Klienten bereiten würden.

Herr von Heidenstam hat seinem Buche drei faksimilierte Schriftproben aus je einem Brief Marie Antoinettes, Fersens und Barnaves beigegeben; diese wollen die Herren Stenbock und Groenblad als einen Beweis für die loyalen Absichten ihres Freundes angesehen wissen: »Daß Herr von Heidenstam«, sagen sie, »hiermit [d. h. mit den Textänderungen] nicht bezweckt hat, den Leser irrezuführen, ist schon daraus ersichtlich, daß er selbst als Beilage Faksimiles von drei Briefen veröffentlicht, die im Text in der angegebenen Weise wiedergegeben sind.« Was die Herren mit diesem Satze eigentlich sagen wollen, ist mir nicht ganz klar geworden. Jedenfalls hat es den Anschein, als ob sie gerade in der Vorlage der Faksimiles und in der Tatsache, daß diese mit dem vorher im Buch gegebenen Text übereinstimmen, einen Beweis nicht allein für die Ehrlichkeit des Herausgebers, sondern auch für die Echtheit der von ihm vorgelegten Briefe erblicken möchten. Ist aber den Herren nicht bekannt, daß solche Faksimiles keineswegs irgendwelche Gewähr für die Echtheit der in einer Publikation enthaltenen Briefe bieten, daß es geriebene Fälscher gibt, die sich vortrefflich auf die Nachbildung von Handschriften verstehen? Wer auf dem Gebiet der Marie Antoinette-Literatur nur einigermaßen bewandert ist, kennt die bekannte vom Grafen Hunolstein veranstaltete Sammlung von Briefen der französischen Königin, die in rascher Folge in der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mehrere Auflagen erlebte, bis Heinrich von Sybel überzeugend nachwies, daß sie nicht ein einziges echtes Stück enthielt. Auch ihr waren in der vierten Auflage eine große Anzahl von Faksimiles beigefügt, um dadurch die Echtheit der von Sybel angegriffenen Briefe zu erhärten. Es stellte sich aber heraus, daß Graf Hunolstein einem verschmitzten Fälscher zum Opfer gefallen war, und die Faksimiles waren nichts weiter als der Abklatsch von lauter Falsifikaten. Die Faksimiles haben die unechte Briefsammlung nicht, wie ihr Herausgeber erhoffte, retten können, sondern vielmehr zur Aufdeckung der Fälschungen beigetragen.

Eine ähnlich verhängnisvolle Rolle scheint in unserm Falle das Faksimile des umgearbeiteten Fersenbriefes spielen zu sollen. Die Herren Stenbock und Groenblad weisen darauf hin, daß der im Buche wiedergegebene Wortlaut des Fersenbriefes »mit dem Faksimile von dem eigenhändigen Brief des Grafen v. Fersen, der dem Buche beiliegt, übereinstimmt.« Diese Tatsache ist durchaus richtig. Haben aber die beiden Herren auch bedacht, welche schlimme Folgerung gerade aus dieser Tatsache der Übereinstimmung notwendig gezogen werden muß? Ich selbst war zunächst von ihrer überraschenden Wucht förmlich betroffen, besonders als ich der eigentümlichen Ironie der Verhältnisse gedachte: wird es sich doch nicht häufig ereignen, daß die Verteidiger dem Richter Schuldbeweise für ihren Klienten geradezu in die Hände spielen. Hier aber handelt es sich um diesen seltenen Fall. Denn aus der Tatsache der wörtlichen Übereinstimmung zwischen dem im Text (S. 324) wiedergegebenen Fersenbrief und dem Faksimile ergibt sich mit logischer Notwendigkeit, daß das Faksimile eine Fälschung und ferner daß der ganze Brief unecht ist. Ich

möchte den Leser bitten, die beiden oben noch einmal wiedergegebenen Fassungen des Fersenbriefes miteinander zu vergleichen. Auch die Herren Stenbock und Groenblad haben ja unter ausdrücklicher Mißbilligung dieses Verfahrens zugeben müssen, daß die Fassung I, die in der Revue de Paris abgedruckt war, von ihrem Klienten ſtark verändert worden und so die im Buche veröffentlichte Fassung II entſtanden iſt, die nachweislich durch Verbesserungen und erhebliche Zusätze von Herrn v. Heidenſtams Hand ihre neue Form erhalten hat. Da nun das Faksimile diese Heidenſtamschen Verbesserungen und Zusätze in der nachgebildeten Handschrift Fersens enthält, so iſt es zweifellos apokrypher Herkunft. Denn die Annahme, daß Herr v. Heidenſtam uns vielleicht erſt in der zweiten Veröffentlichung den authentischen Text geschenkt und vorher in der Revue de Paris eine von ihm herrührende Verballhornung geboten haben könnte, iſt nicht nur an und für sich als gänzlich unwahrscheinlich, sondern auch in logischer und sprachlicher Beziehung als eine Unmöglichkeit abzulehnen. Zeigt doch eine aufmerksame textliche Vergleichung aufs deutlichſte, daß Fassung II nur aus Fassung I entſtanden sein kann, nicht aber umgekehrt! Die Verbesserung des fehlerhaften »l'état dans lequel je suis« (Fassung I) in das richtigere l'état, où je suis, die Einfügung der begründenden Konjunktionen donc und car weiter unten in Fassung II, die Ausscheidung der albern geschmacklosen Wendung: »Elle est montée au ciel et je suis encore sur terre«, die Ersetzung der wenig glücklichen Wendung: »Ma coupe est comble« durch die bessere: »Ma douleur est à son comble«: alle diese Änderungen beweisen augenscheinlich, daß die zweite Fassung aus der erſten sich entwickelt hat, was ja sowohl ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge wie der natürlichen Entwicklung durchaus entspräche.

Jeder, der den entscheidenden Wert dieser Feſtſtellung, durch die nunmehr sowohl das Faksimile wie der ganze Fersenbrief als Falsifikate sich erwiesen haben, richtig zu würdigen weiß, wird zugeben müssen, daß auch die übrigen Schreiben des schwedischen Edelmanns, die Kammerherr von Heidenſtam als von ihm entdeckt mitteilt, sicherlich apokrypher Herkunft sind, zumal da sie, wie ich schon in meiner erſten Untersuchung hervorgehohen habe, im Charakter oder vielmehr im Mangel an wirklichem Charakter sich gleichen und den uns bekannten Briefen Fersens so unähnlich sind. Außerdem müßte man wohl annehmen, daß Herr von Heidenſtam, falls nur einer der von ihm mitgeteilten Fersenbriefe echt wäre, diesen als Faksimile beigegeben hätte und nicht eine seiner Fälschungen. In unserm Argwohn werden wir noch durch die Beobachtung beſtärkt, daß die Herren Stenbock und Groenblad in der Beschreibung, die sie von dem Löfſtader Handschriftenfunde geben, auffallender Weise, wie ich bereits oben hervorhob, mit keinem Worte die Heidenſtamschen Fersenbriefe erwähnen. Sollten ihnen die »Originale« garnicht vorgelegt worden sein?

Schon durch die eben gewonnenen Ergebnisse wird die Ansicht der Herren Gutachter, nach welcher die Diskrepanzen zwischen den beiden Editionen des Fersenbriefes »in der Tat ohne Bedeutung für die hier vorliegende Echtheitsfrage« sein sollten, rettungslos über den Haufen geworfen. Der kritische Leser der Heidenſtamschen Publikation wird naturgemäß sein Mißtrauen von den Fersenbriefen auch auf die beiden andern Briefgruppen

ausdehnen, namentlich wenn er erfährt, daß sich auch bei den Schreiben Barnaves und Marie Antoinettes verdächtige Abweichungen zwischen den beiden Ausgaben aufzeigen lassen. Darauf hatte ich schon in meiner ersten Untersuchung hingewiesen; da aber die Bedeutung dieses Moments von den Herren Stenbock und Groenblad so sehr unterschätzt wird, ist es wohl notwendig, noch einige Beispiele anzuführen.

In der Revue de Paris (Jahrgang 19, VI. Band, S. 296) findet man in einem Briefe Barnaves vom 10. Dezember an die Königin die Mitteilung: » . . . On s'étonne également du choix qu'on fait dans la garde du roi . . . « Diese Stelle wird in der Buchausgabe (S. 253) folgendermaßen wiedergegeben: »Les esprits sont généralement disposés à prendre une bonne direction, mais il nous revient de toute part que la principale difficulté qu'ont à vaincre ceux qui veulent le bien est l'impression que font les choix dans la garde du roi. On les oppose à tout ce que l'on peut dire en faveur de ses intentions«. Vergleichen wir die beiden Fassungen miteinander, so bemerken wir wieder, daß Herr von Heidenstam den in der Revue wiedergegebenen Text nicht etwa nur stilistisch retuschiert, sondern ganz bedeutend erweitert und sehr wesentlich umgeformt hat.

Auch die Briefe der Königin verschont Herr von Heidenstam nicht mit nachträglichen Umbildungen. In einem kurzen Billett, das die Königin unter dem 30. November an Barnave gerichtet haben soll, hat der Satz, der in der Revue de Paris Band VI, S. 297 f. lautete: »Les considérations présentées par ces Messieurs me paraissent justes« später im Buch (S. 262) die erweiterte Form erhalten: »Les considérations présentées par ces messieurs sont justes et ont été bien senties.«

In einem Briefe der Königin vom 31. August an Barnave finden wir in der Revue folgenden Wortlaut: » . . . Certainement il y a des avantages à tirer par le Roi et la Monarchie de la Constitution telle qu'elle est présentée par ces messieurs, mais quels sont les moyens qui assureront son exécution? L'anarchie se renouvelle partout avec plus d'acharnement etc.« Der Abdruck im Buch (S. 132) hat aber eine Erweiterung erfahren durch einen Einschub hinter den Worten: son exécution?: »Certes la popularité et la confiance sont les premiers de tous, mais l'anarchie se renouvelle partout.«

So könnte ich noch eine ganze Reihe von andern Umgestaltungen anführen, die Herr von Heidenstam an dem zuerst in der Revue de Paris von ihm veröffentlichten Text in willkürlicher Weise vorgenommen hat. Ich glaube aber, daß diese neuen Proben sein Verfahren zur Genüge kennzeichnen. Wir haben es dabei keineswegs mit leichten stilistischen Retuschen zu tun, wie uns die Herrn Stenbock und Groenblad glauben machen wollen, sondern mit groben Textverfälschungen, nach deren Feststellung wir naturgemäß vermuten müssen, daß wahrscheinlich wie im Fall des Fersenbriefes das ganze Schriftstück auf Erdichtung beruhen wird.

Daß aber auch in Fällen, wo der in der Revue wiedergegebene Text mit dem späteren im Buch wiederholten Abdruck übereinstimmt, sich Fälschungen ohne Mühe und überzeugend nachweisen lassen werden, will ich nur noch an einem lehrreichen Beispiel zeigen. Es betrifft ein Billet, das Marie Antoinette am 26. Juni [1790] verfaßt haben soll. Das Datum: »le 26 juin« hat Herr von Heidenstam nur in der Revue de Paris (Jahrgang 19, Bd. III, 481 f.) über das Schreiben der Königin gesetzt,



bei der Wiederholung in der Buchausgabe (S. 39) hat er es unterdrückt (wie auch in manchen andern Fällen!). Aus dem von ihm hinzugefügten erklärenden Text geht hervor, daß er das Billet der Königin in das Jahr 1790 einordnet. Er gibt für seine Entstehung folgenden Anlaß an. Fersen habe im Sommer des Jahres 1790 mit einigen andern Ratgebern und Freunden der Königin diese veranlassen wollen, den Grafen Mercy, der aus Besorgnis vor der dem Wiener Hofe feindlichen Stimmung der französischen Demagogen seinen Wohnsitz von Paris nach Brüssel verlegt hatte, zur Rückkehr in die französische Hauptstadt zu bewegen. Zu diesem Zweck habe der schwedische Edelmann seiner hohen Freundin den Entwurf eines Schreibens an Mercy unterbreitet, in dem sich die Königin an den österreichischen Gesandten mit der Bitte, wieder an ihre Seite zu eilen, wendete. Darauf habe Marie Antoinette dem Grafen Fersen folgendes Billet, das er den andern Ratgebern des Hofes übermitteln sollte, überreicht:

»Je trouve la lettre pour M. de Mercy très bien, mais la difficulté existe de la lui faire tenir. Je me suis déclaré, et tout le monde sait que je n'écris à personne du tout, pas même à mes parents. L'étonnement sera grand, si j'envoie tout à coup une lettre, soit par M. de Montmorin, soit par la poste. A coup sûr, elle sera lue. Le faut-il? C'est aux personnes qui donnent ce conseil à en juger. . . . Le porteur entrera dans plus de détails sur M. de Mercy. Cela serait trop long à écrire.« Herr von Heidenstam fügt dann hinzu, daß Fersen von der Königin, wie das in ihrem Schreiben angedeutet wird, noch den mündlichen Auftrag erhielt, »d'expliquer »»à ceux qui donnaient ce conseil«« qu'une grande difficulté pour le retour de M. de Mercy à Paris serait l'équivoque de sa position et de ses rapports avec les nouveaux gouvernants, »»qui montrent si peu d'égards pour les représentants étrangers.««

Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß Graf Fersen die Rolle, die Herr von Heidenstam ihm in dieser Angelegenheit zuschreibt, nicht gespielt haben kann, weder im Sommer 1790 noch im folgenden Jahre noch überhaupt zu irgendeiner Zeit. Denn im Sommer 1790 war Mercy noch in Paris: er brauchte also nicht von Brüssel zurückgeholt zu werden. Und im Sommer des folgenden Jahres, wo in der Tat von Ratgebern des Hofes, und zwar von den Führern der Feuillants, an die Rückberufung des österreichischen Gesandten gedacht worden ist, war Fersen nicht mehr in Paris, wo er sich nach dem Scheitern des von ihm vorbereiteten Fluchtversuches nicht mehr hätte blicken lassen dürfen. Der Briefentwurf aber, in dem die Königin den Grafen Mercy bitten sollte, nach Paris zurückzukehren, stammt nicht aus der Feder Fersens, wie Herr von Heidenstam behauptet (Revue de Paris a. a. O. S. 481), sondern ist von Barnave und Duport abgefaßt und trägt bei Arneth (S. 187) das Datum des 29. Juli 1791. Und Marie Antoinette hat nicht, wie Herr von Heidenstam versichert, die Ausfertigung der Vorlage abgelehnt, sondern vielmehr, dem Wunsche der Feuillants entsprechend, das Schreiben an Mercy abgefaßt. Auch war die Königin wegen der Übersendung desselben nicht, wie es Herr von Heidenstam in dem angeblichen Billett, das er Marie Antoinette in den Mund legt, darstellt, in großer Verlegenheit; denn der Weg, es dem Gesandten zu übermitteln, war längst gefunden. Sollte es doch dem Überbringer, d. h. dem Abbé



Louis, dem Vertrauten der Feuillants, der sich in ihrem Auftrage Anfang August nach Brüssel begab, um mit Mercy ausführlich über die Lage des französischen Königspaares sich zu unterreden, als Legitimation von Marie Antoinettes Seite dienen.

So hat sich Herr von Heidenstam, als er das Billet Marie Antoinettes verfertigte, in einem wahren Rattenkönig von historischen Irrtümern befunden, welcher Umstand leicht zur Aufdeckung seiner Fälschung führen mußte. Wenn er übrigens die für die Königin bestimmte Briefvorlage der Feuillants in den Sommer des Jahres 1790 statt 1791 versetzte und Fersen zum Helden des Abenteuers machte, so hat ihn wohl kein anderer als Feuillet de Conches auf diese falsche Fährte gelockt. Denn dieser hat 1864 im ersten Bande seiner Briefsammlung allerdings dem Schreiben, das die Königin an Mercy wegen seiner Rückkehr nach Paris richtete, das unrichtige Datum des 3. Juli 1790 gegeben (statt des 29. Juli 1791), und eine irrige auf Mirabeau bezügliche Anmerkung hinzugesetzt, die wieder Heidenstam zu dem Schluß verleitete, daß Mirabeau an der Angelegenheit sich beteiligt und in diesem Sinn auf Marie Antoinette durch Vermittlung Fersens habe wirken wollen.

Auch das andere Billet Marie Antoinettes an Fersen, das in demselben Zusammenhang etwas weiter unten (Revue de Paris a. a. O. S. 482, Buchausgabe S. 39f.), ohne Datum mitgeteilt wird — es beginnt mit den Worten: »Je n'ai qu'un moment à moi« — ist sicherlich apokrypher Herkunft, was sich unschwer erweisen lassen würde. Aber ich breche hier ab. Geht doch schon aus den von mir oben angeführten Feststellungen und kritischen Erörterungen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit hervor, daß die Heidenstamschen Ausgaben von Fälschungen zum mindesten stark durchsetzt sind und so, wie sie uns vorliegen, kein Vertrauen verdienen. An diesem Ergebnis können die Bemühungen der Herren Stenbock und Groenblad, einige Irrtümer und Anachronismen, die ich Herrn von Heidenstam in meiner ersten Untersuchung nachgewiesen hatte, durch nachträgliche Aufklärungen zu beseitigen, nicht das mindeste ändern, zumal da sich zeigen wird, daß selbst in den wenigen Fällen, in denen die Herren Gutachter auf meine Argumente einzugehen suchen, diese fast ohne Ausnahme ihre frühere Beweiskraft behaupten.

Ich hatte darauf hingewiesen, daß es höchst überraschend sei, wenn Marie Antoinette in einem Billet vom 18. November an Barnave La Fayette als Generalkommandanten der Nationalgarde erwähne und verheiße, daß ihn der Hof in dieser Eigenschaft auch in Zukunft nachdrücklich unterstützen würde, wo doch der Königin bekannt sein mußte, daß der General das Kommando über die Nationalgarde bereits am 8. November niedergelegt hatte. Darauf entgegnen die Herren Stenbock und Groenblad: »Dieser Anachronismus dürfte auf einem Irrtum des Kritikers beruhen, indem an der angeführten Stelle die Nationalgarde nicht erwähnt ist.« Darauf ist zu erwidern, daß La Fayette, auch wenn hier die Nationalgarde nicht ausdrücklich erwähnt wird, in nicht mißzuverstehender Weise als Kommandant dieser Bürgertruppen von der Königin angesprochen wird. Das geht deutlich aus den Worten Marie Antoinettes hervor: »Il est clair«, sagt sie, »que dans son propre intérêt même il (Lafayette) doit employer toute la force qu'il a entre les mains pour le maintien de l'ordre et la sûreté des Tuileries.«

Seitdem La Fayette aber das Kommando über die Nationalgarde am 8. November niedergelegt, hatte er keinerlei Macht mehr in den Händen, um die Tuilerien zu schützen. Das wußte Marie Antoinette, und darum konnte sie nicht mehr in einem Billet, das das Datum des 18. November trägt, sich der oben angeführten, den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Wendung bedienen. —

Ich hatte in meiner Untersuchung darauf aufmerksam gemacht, daß Herr v. Heidenstam in seiner Briefsammlung auch zwei bekannte, von Arneth bereits im Jahre 1866 veröffentlichte Schreiben Marie Antoinettes und Kaiser Leopolds abdruckt und dabei die Miene annimmt, als seien diese Briefe von ihm zum ersten Male entdeckt. Ja, er behauptet, daß die Königin an dem ihr von den Feuillants vorgelegten Modell für das Schreiben an ihren Bruder stark geändert habe, um ihm nach dem Wunsche Barnaves den Stempel ihrer Eigenart aufzuprägen. Diese angebliche Bearbeitung des Briefmodelles von seiten Marie Antoinettes erklärte ich für höchst unwahrscheinlich, weil sie in scharfem Widerspruch steht zu dem mehrfach bezeugten Wunsch der Königin, ihr Bruder möchte sofort aus dem Charakter des Briefes entnehmen, daß er ihr von den Feuillants in die Feder diktiert sei und nicht ihren politischen Anschauungen entspreche: »Je serais trop humiliée qu'il (Leopold) pût croire un moment que ce fût là mon style,« schreibt Marie Antoinette in bezug auf jenen Brief an Mercy am 7. August 1791. Auf diese Argumente gehen die Herren Stenbock und Groenblad mit keiner Silbe ein; sie begnügen sich mit der Bemerkung: »Die von Herrn von Heidenstam S. 94 u. f. abgedruckten Briefe finden sich indessen in der Löfstadsammlung.« An dem springenden Punkte aber, der dringend näherer Aufklärung bedurft hätte, gehen sie wiederum vorüber, und der auffallende Widerspruch, der zwischen der Handlungsweise der Königin in der Heidenstamschen Sammlung und ihren Äußerungen gegenüber Mercy besteht, bleibt ungelöst.

Einige auffallende Anachronismen, die Barnave in Briefen an die Königin bei der Erwähnung mehrerer Ministerkandidaturen begangen hatte, suchen die beiden Herren durch die Feststellung zu beseitigen, daß Herr v. Heidenstam sich im Datum verlesen — statt November Dezember — und daher die in Frage kommenden Schreiben in einen falschen Zusammenhang gerückt habe. Das mag sein; trotz dieser Korrektur aber ist die Echtheit der Briefe noch keineswegs gesichert. Denn wir begegnen darin einigen Angaben, die jeden stutzig machen müssen, der die damaligen Parteiverhältnisse auf Grund der echten Quellen studiert hat und den Gegensatz kennt, der zwischen den beiden Fraktionen der Konstitutionellen, der Anhänger Lafayettes einerseits und der Parteigänger des Triumvirates andererseits, gerade in der Mitte des Monats November herrschte (vgl. meine Arbeit über die Legislative S. 58 ff.) Es ist z. B. durchaus unwahrscheinlich, daß die Feuillants schon am 13. November der Königin die Wahl Narbonnes zum Kriegsminister nachdrücklich empfohlen haben sollen. Und dieser Zweifel wird auch durch einen Brief Barnaves an Marie Antoinette bei Heidenstam vom 5. November (nicht vom 25. November, wie es auf S. 233 infolge eines offenbaren Druckfehlers heißt) bestätigt, wo der Führer der Feuillants wenige Tage vor dem 13. November Narbonne für einen Ministerposten für ungeeignet erklärt: (»Au reste, quelque peu propre que

paraisse M. de Narbonne à remplir la place qu'il désire etc.) Wie unvereinbar ist damit die optimistische Auffassung, der Barnave in dem jetzt von den Sachwaltern Herrn v. Heidenstams auf den 13. November datierten Schreiben an die Königin Ausdruck gegeben haben soll: »Je persiste à croire que le choix de M. de Lessart aux Affaires étrangères, de M. Garnier à l'Intérieur et de M. de Narbonne à la Guerre mettra chacun à la place qui lui convient et formera un ministère parfaitement homogène et aussi fort qu'on peut l'avoir dans les circonstances.«

Wir wenden uns schließlich zu demjenigen Irrtum Heidenstams, bei dem es einzig und allein den Herren Stenbock und Groenblad gelungen ist, unsere Bedenken zu zerstreuen und eine annehmbare Aufklärung zu geben, nämlich zu der zweimaligen Erwähnung eines angeblichen Gouverneurs von Paris. Die Auffassung, daß es sich um einen militärischen Verwaltungsposten handelte, war durch Herrn v. Heidenstam selbst, wie seine Freunde zugeben müssen, hervorgerufen und geteilt worden, und die Behauptung der Herren Stenbock und Groenblad, als beruhten meine Argumente in diesem Fall wie in den übrigen, wo ich inzwischen überall ihre Gegenbemerkungen als haltlos widerlegen konnte, »auf Mißverständnis oder auf untichtigen Angaben von Seiten des Kritikers« ist entschieden abzulehnen. Denn in keinem einzigen Falle ist es den Herren gelungen, ein wirkliches von mir verschuldetes Versehen nachzuweisen.

Wie eine Schwalbe aber nach einem bekannten Sprichwort noch keinen Sommer macht, so erweist auch in unserm Falle die Hinwegräumung eines einzigen von den vielen Argumenten, die ich für die Wahrscheinlichkeit einer umfassenden Fälschung in meiner ersten Untersuchung vorbrachte, noch lange nicht die Echtheit der von mir angefochtenen Heidenstamschen Veröffentlichung. Die Sachlage wird dadurch nicht im mindesten verändert, zumal da es mir gelungen ist, die früheren Argumente noch erheblich zu vermehren und den Beweis der Fälschung an einigen Stücken mit durchschlagender Überzeugungskraft zu führen.

In ihrem Schlußwort stellen die Herren Stenbock und Groenblad folgende sehr wunderliche Behauptung auf: »Ist die Briefsammlung authentisch, und darüber«, meinen sie, »kann nicht der geringste Zweifel obwalten, so hat sich der Historiker mit dem Wortlaut der Briefe abzufinden; war der Inhalt eine Überraschung für ihn, so zeigt dies nur, daß die Veröffentlichung der Sammlung ihren guten Grund hatte.« Nein, meine Herren, nach diesem Grundsatz wird der kritische Geschichtsforscher nimmermehr verfahren dürfen, namentlich wenn die neuen Dokumente nicht nur »Überraschungen« für ihn enthalten, sondern in einen unlösbaren Widerspruch mit uns bisher bekannten echten Quellenzeugnissen treten. Wenn Narbonne und Frau von Staël bei Herrn von Heidenstam als Feinde La Fayettes bezeichnet, während sie in allen anderen Äußerungen der Zeitgenossen als intime Freunde aufgeführt werden; wenn in einer authentischen Denkschrift der Feuillants an den Kaiser Leopold der Herzog von Orléans eine politische Null genannt wird, während ihm in einem andern beinahe gleichzeitigen Memoire, das angeblich von denselben Verfassern stammen und an den gleichen Adressaten gerichtet sein soll, die Rolle eines gefährlichen Thronbewerbers zuerteilt wird, wenn ferner nach den besten Quellen-

zeugnissen Marie Antoinette die Feuillants hintergeht, während sie in der Heidenſtamschen Publikation sich diesen Ratgebern in ehrlicher Absicht und voller Vertrauen anschließt, — so sind das Ungereimtheiten, mit denen sich nicht nur nicht der Hiſtoriker, sondern auch kein Laie von gesundem Menschenverſtand »abzufinden« vermag. Da gibt es keine Vermittlung, sondern nur ein entweder — oder. Und welche Wahl man zu treffen hat, das glaube ich sowohl in meiner erſten wie in meiner zweiten Untersuchung mit unwiderleglichen Beweisgründen gezeigt zu haben.

Greifswald, den 2. Mai 1914.

Hans Glagau.

Nachrichten und Mitteilungen.

Im Kampf um die Ostmark des Deutschen Reichs.

Deutscher, wahre deine Ostmark!

Lange Zeit blieb der Kampf unseres Volkes in der Ostmark gegen das vordringende Polentum von der Masse auch der politisch Regsameren und Eifrigen im Zentrum und im Westen des Reichs unbeachtet. Es stand manches im Wege. Vor allem die ungenügende Kenntnis der wichtigen Frage. Schwankte doch fast während des ganzen 19. Jahrhunderts auch das Urteil der Regierung hin und her, obwohl ihr weit reicheres Material zur Verfügung stand als dem allgemeinen Leserkreise. Dazu kam, daß eine namentlich unter den Liberalen verbreitete Meinung staatliche Eingriffe in solche wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse grundsätzlich verbot oder doch für so bedenklich erklärte, daß dadurch jede Energie des Vorgehens gelähmt wurde. Aus solchen Gründen und ferner aus kleinlicher Sparsamkeit wurden namentlich unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. nie wiederkehrende Gelegenheiten versäumt, für die innere Kolonisation der Provinz Posen und der ähnlichen Gebiete mit deutschen Bauern und Arbeitern hinreichende Güter aus polnischer Hand zu kaufen.

In den letzten Dezennien hat sich das zum Glück geändert. Wir haben eine aufmerksame Presse, in dem Ostmarkenverein eine tüchtige Organisation der deutschen Interessen und eine rasch anwachsende wissenschaftliche Literatur, welche die Tatsachen untersucht, um die es sich handelt. Besonders lebhaft rüttelte die Schrift von L. Bernhard: Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat. Die Polenfrage, 1907 (2. Auflage 1910) die Teilnahme größerer Kreise auf, und ähnlich wirkten die Schrift: „Preußische Städte im Gebiete des Nationalitätenkampfes" von Bernhard, Zitzlaff, Vosberg und Krapinski; die zahlreichen Schriften von Professor Laubert (Studien zur Geschichte der Provinz Posen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 1908; Die geschichtliche Entwicklung des Posener Distriktskommissariats, 1912 u. a.). Auch Warschauers Schrift über die deutsche Geschichtschreibung in der Provinz Posen, 1910, Wagner und Vosberg, Polenstimmen, das Jahrbuch des Evangelischen Vereins für die Kirchengeschichte der Provinz Posen, die Schriften des Obersten a. D. Georg Cardinal von Widdern und andere wären hier zu nennen, die teils die Einzelforschung mehrten, teils zusammenfassend und mahnend wirkten. In den beiden letzten Jahren ist nun eine Zeitschrift großen Stils in diesen Kampf eingetreten, die eine besondere Beachtung fordert, denn sie erweckt die Hoffnung, die Kräfte, die sich diesem Kampfe widmen, zu vereinen zu geordnetem, sich gegenseitig ergänzendem Wirken für die von der Regierung und von dem deutschen Großgrundbesitz und damit von dem einflußreichsten Gliede der deutschen Gesellschaft jenes Gebiets nur lau unterstützte, ja teilweise preisgegebene deutsche Sache in der Ostmark.

Diese neue Zeitschrift führt den Titel: Das Ostland. Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Herausgegeben von Albert Dietrich, Otto Hötzsch, Manfred Laubert, Dietrich Schaefer, Max Sering, Leo Wegener, Kurt Wiedenfeld, Erich Zechlin. 1. Jahrgang: 1912, 2. Jahrgang: 1913. Lissa i. P., Oskar Eulitz. 4.—M., geb. 5.— M. „Zweck und Absicht dieses Jahrbuchs", schreibt Professor Hötzsch in der ‚Einführung' des ersten Jahrgangs S. 3, „sind aus seinem Titel und dem Inhalte dieses ersten Bandes wohl ohne wei-



teres klar: Wir wollen die Erkenntnis von der polnischen Frage und ihrer Gefahr durch eine genaue, von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitete periodische Verfolgung fördern in dem großen Zusammenhange der Interessen unseres deutschen Ostens, die unlösbar mit ihr verknüpft sind." „Durch die Modernisierung seines wirtschaftlichen und geistigen Lebens scheint dieses polnische Volk reif zu werden für den nationalen Staat und scheint sich damit eine Ablösung vom Deutschen Reiche ganz von selbst, anders als durch Gewalt vorzubereiten." Nämlich durch die wirtschaftliche Verdrängung der Deutschen. „Diesen Prozeß im Polentum Preußens wie in seinen außerhalb Deutschlands wohnenden Teilen genau zu verfolgen und das Material aus deutschen, polnischen und russischen Quellen und aus der Beobachtung des Lebens geschöpft, wissenschaftlich gesichtet und geordnet der öffentlichen Meinung und den verantwortlichen Staatsmännern alljährlich vorzutragen — ist die Absicht unserer Arbeit."

Aber nicht bloß eine gelehrte Absicht ist das Ziel, sondern diese wissenschaftliche Arbeit soll die Vorarbeit liefern für schaftliche Arbeit die Vorarbeit liefern für die Erwägungen und Aufgaben der Regierung, soll das Rüstzeug schaffen und schärfen für den nationalen Kampf. Je strenger die wissenschaftliche Arbeit ihre Gesetze befolgt, desto besseres Rüstzeug wird sie liefern, und die vorliegenden Bände zeigen diesen Geist in bester Form und Herrschaft.

Der einleitende Artikel schließt mit der leider nur zu berechtigten Mahnung: „Ob und wie es gelingt, diese polnische Frage zu lösen, das wird zu einem guten Teile mit über die Stellung des Preußischen Staates im Deutschen Reiche und über die Stellung des Reiches in Europa entscheiden."

Das Jahrbuch gliedert sich in zwei Teile. Der erste bringt Aufsätze, der zweite „Uebersichten über die einzelnen Zweige der Polenfrage und des ostdeutschen Wirtschaftslebens des betreffenden Jahres". Der erste Jahrgang enthält Seite 1 bis 116 sechs Aufsätze, nämlich: „die erwähnte Einführung von O. Hötzsch. Deutsche Sprachgrenzen und Sprachenkämpfe von Dietrich Schäfer. Die Abwehrmaßnahmen des Deutschtums in Oberschlesien auf finanziellem Gebiet von Landrichter Ernst Sonntag. Der deutsche Osten im Verkehrssystem der Gegenwart von Kurt Wiedenfeld. Der Handel der Ostmark von Kommerzienrat Otto Münsterberg. Die oberschlesische Montanindustrie und ihre Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten von Georg Hoffmann.

Der zweite Teil des Bandes (Seite 117 bis 289) gibt unter dem Namen „Uebersichten" Material zum Verlauf des Kampfes auf den einzelnen Gebieten des Lebens im letzten Jahre. Die Verfasser dieser Aufsätze und Uebersichten leben fast alle im Ostmarkengebiet oder haben dort gewirkt oder sind wie Dietrich Schäfer durch langjährige Studien und Teilnahme an den Kämpfen mit dem Gegenstande vertraut. Unter den zehn Uebersichten behandeln zwei die Polenfrage, die eine für Rußland und Oesterreich (Hötzsch), die andere für Preußen (Zechlin). Andere behandeln die deutsche Kleinsiedlung in Posen und Ostpreußen (Nehring), die Besitzbefestigung (Dietrich), deutsches und polnisches Genossenschaftswesen (Swart), das Volksbildungswesen in Oberschlesien (Reisig), die polnischen Organisationen (Vosberg), die ostdeutsche Landwirtschaft (Angstin), deutsches und polnisches Handwerk (Krause), die oberschlesische Industrie (Hoffmann).

Der zweite Jahrgang 1912-13 enthält Aufsätze von Justizrat Wagner über Tiedemann-Seeheim, den ehrwürdigen Führer im Kampfe um die Ostmark, über die Grundbesitzverteilung vom nationalen Standpunkte (Regierungspräsident v. Schwerin), über die ostmärkische Städtepolitik (Landgerichtspräsident Viereck, Dr. Stübben und Generalsekretär Vosberg), Schule und Kirche im Sprachenkampf in der Ostmark (Pfarrer R. Rassek), deutsche Volksbildungsarbeit in Oberschlesien (Roland), staatliche Kolonisationsversuche in der Provinz Posen unter Friedrich Wilhelm IV. (Laubert). In den zwölf Uebersichten handeln wieder Hötzsch, Zechlin, Dietrich, Swart, Christiani, Kaisig, Vosberg, Keup, Münsterberg, John und Hoffmann über die gleichen oder verwandte Materien und ihre Entwicklung im Jahre 1912-13 wie im Vorjahre. Es ist in diesen beiden Bänden eine große und wichtige Arbeit geleistet, die ich an einigen Beispielen näher schildern möchte.

Das Ostmarkenproblem ist nach Ansicht Zechlins (Die Polenfrage in Preußen I, 137ff.) nicht so sehr eine Landfrage als eine Bevölkerungsfrage. Ende 1910 war noch ein etwas größerer Teil des Landes in deutschen Händen als der in politischem Besitz befindliche Teil, und auch in der Oberschicht der Bevölkerung war und ist die Stellung des Deutschtums günstig; aber in der gewerblichen Unterschicht steigerte sich von 1895 bis 1907 das Uebergewicht der Polen erheblich.

Recht trübe erscheint die Lage der Ansiedlungskommission im Jahre 1911. Aus polnischer Hand konnte nur „verschwindend wenig" gekauft werden, und die Ansiedlungstätigkeit der Kommission vollzieht sich fast ganz auf Kosten des deutschen Großgrundbesitzes. Deshalb war es eine Notwendigkeit, endlich mit der Enteignung vorzugehen, um Land für Ansiedelungen zu gewinnen und diese Enteignung in größerem Umfange als

bisher durchzuführen. Sodann. Weil es darauf ankommt, die Zahl der deutschen Familien zu vermehren, ist es notwendig, nicht die Zahl der deutschen Großgrundbesitzer zu vermehren, sondern die bäuerlichen Besitzungen. Diese Frage hängt nahe zusammen mit den von Swart und Vosberg behandelten Problemen des Genossenschaftswesens (Swart) und der polnischen Organisationen (Vosberg), auch noch mit den meisten übrigen, doch will ich zunächst auf jene beiden eingehen. Friedrich Swart schildert (2. Jahrgang, S. 176 ff.) das deutsche und das polnische Genossenschaftswesen mit gründlicher Sachkenntnis. Er behandelt die Genossenschaften aller Art: für Molkerei, Weide, Brennerei und andere Sonderzwecke und die Vorschußvereine und Darlehenskassen, und zwar zunächst ihre wirtschaftlichen Folgen. Sie machen es zahlreichen Volksgenossen möglich, einen Besitz zu erwerben oder ein Geschäft zu eröffnen, die keine andere Bürgschaft für das geliehene Kapital geben können als ihre persönliche Kraft und Tüchtigkeit, und die deshalb von anderen Kreditinstituten regelmäßig keinen Kredit erhalten würden oder nur zu schweren Bedingungen. Diese deutschen und polnischen Genossenschaften wagen den Kredit, weil es ihre Aufgabe ist, die Zahl der selbständigen und wirtschaftlich leistungsfähigen Männer ihrer Nationalität zu vermehren.

Diese Tätigkeit ist die Hauptwaffe der beiden Nationen in dem Kampfe um den Boden und um den Einfluß in der Gesellschaft. Es ist ein Ringen um die Zahl der Besitzenden und wirtschaftlich Selbständigen. Noch höher schätzt Swart den erziehlichen Einfluß dieser Wirksamkeit der Genossenschaften. Seite 226 sagt er: „Die Genossenschaft gewährt auch dem wirtschaftlich Schwachen Kredit, aber sie fordert von ihm, daß er ordentlich, mäßig und sparsam ist; sie erzieht ihn durch den Abzahlungszwang zu diesen Tugenden. Dadurch hat sie die besonders bei den Polen früher allgemeine Trunksucht fast ganz ausgerottet, sie hat den Bauern befähigt, den Uebergang zur intensiven Wirtschaft mit ihren bedeutenden Betriebs-Ausgaben und -Einnahmen sicher zu gehen." Die Deutschen hatten in ihren Genossenschaften anfangs politische Farblosigkeit als Grundsatz befolgt, sind aber dann zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie ebenfalls das nationale Interesse in den Vordergrund stellen und die Hebung der Deutschen als Ziel und Aufgabe ihrer Vereine erfaßten. Die Vorschußvereine konnten aber die Polen an manchen Orten nicht ausschließen, und manche von Deutschen gegründete Vereine sind von Polen übersetzt und polonisiert worden. Daran trug einmal die Gleichgültigkeit der Deutschen Schuld, die sich in allen politischen Dingen offenbart, solange die Gefahr nicht brennend ist, und dann die doktrinäre Ansicht einiger leitenden Persönlichkeiten, die da glauben, politische und nationale Interessen aus den wirtschaftlichen Kämpfen ausschalten zu können. Schmoller hat den Irrtum solcher doktrinären Anschauungen in vorzüglicher Weise nachgewiesen, und Swart hat mit gutem Grunde diese Worte in seinem Aufsatz wiederholt.

Von einer anderen Seite behandelt der Generalsekretär Fritz Vosberg diese nationalen Kämpfe in dem Bericht über die polnischen Organisationen (I, 226—245). Auf diesen 20 Seiten ist ein großes und überaus lehrreiches Material gesammelt und wirksam geordnet. Gleich zu Anfang tritt uns der ungeheure Einfluß der katholischen Kirche in der Organisation der polnischen Arbeitermassen entgegen. Eine Enzyklika Papst Leos XIII. veranlaßte 1891 den Erzbischof von Stablewski in Posen, der Organisation der polnischen Arbeitermassen näher zu treten. Zunächst wurde dies als geistliche Fürsorge für die polnischen Wanderarbeiter gefaßt, aber bald entstand der Verband der katholischen Vereine polnischer Arbeiter der Diözese Gnesen-Posen, und 1901 entstand ebenfalls auf Anregung des Erzbischofs und einer gegen die Sozialdemokratie gerichteten päpstlichen Enzyklika von 1901 eine polnische gewerkschaftliche Organisation der städtischen Arbeiter. Noch älter sind die Vereine der polnischen Großgrundbesitzer und der Bauern. (Vosberg, S. 236ff.) Die Bauernvereine wurden von dem landwirtschaftlichen Zentralverein in Posen, der 1861 gegründet ist und im wesentlichen den polnischen Großgrundbesitz vereinigt, unterstützt und geleitet. Es sind besondere Sektionen gebildet für Hypotheken, Meliorationen, für Viehzucht und Milchwirtschaft, für landwirtschaftliche Ausstellungen, für Versuchsfelder und für Vorträge. Der eigentliche Gründer dieser zahlreichen Vereine — 1873 waren es 11, 1911 aber 373 mit rund 17,000 Mitgliedern — war der Rittergutsbesitzer Dr. v. Jackowski, und mit ihm sehen seine Genossen in diesen landwirtschaftlichen Vereinen einen Schutz gegen den Einfluß des Deutschtums, „eine Schule der landwirtschaftlichen Kenntnisse, eine Quelle der Nationalgefühle — sie sind der Grundstein im Fundament unserer allseitigen Wiedergeburt". Aehnliche Organisationen vereinigen die Gewerbetreibenden, die Kaufleute und die Frauen. In all diesen Organisationen offenbart sich eine Kraft, die unzweifelhaft auch dem deutschen Beobachter, der darin eine Quelle politischer Gefahren für unseren Staat erblickt, Teilnahme und Bewunderung abnötigt. Dankbar aber müssen wir allen denen sein, die uns diese Dinge nüchtern und ohne jede Verhüllung klarlegen.

Das geschieht dann ebenso auch in den übrigen Stücken des Jahrbuchs. So in dem Aufsatz von Vosberg: Die Mittel- und Kleinstädte der Provinz Posen, S. 63, und den vorangehenden des Präsidenten Viereck und des Dr. Stübben, Direktors der deutschen Pfandbriefanstalt in Posen, über das städtische Kreditwesen. Vosberg schließt mit dem Ergebnis, daß die Bevölkerung der 129 Städte der Provinz Posen fast zur Hälfte polnisch ist, und daß sich das Verhältnis der Nationalitäten seit 1895 um 8.2 Prozent zu Gunsten des Polentums verschoben hat, und daß die Städte je kleiner sie sind desto schneller der Polonisierung verfallen. Vor allem: Latifundien und Fideikommisse in der Umgebung der Städte hemmen die Entwicklung der größeren und führen zur Polonisierung und schließlich zum Rückgang der kleineren.

Ein besonderes und warnendes Licht fällt noch auf diese Verhältnisse der Gegenwart aus dem Aufsatz Lauberts über die staatlichen Kolonisationsversuche in der Provinz Posen unter Friedrich Wilhelm IV. (Bd. II, S. 148 ff.) Das ist ein trauriges Bild von halben Maßregeln und schwachen Anläufen in einer so überaus wichtigen Sache. Damals hätte die Regierung mit Summen, die gegen die heutigen Preise verschwindend waren, große zu einer kräftigen Kolonisation deutscher Bauern ausreichende Gütermassen ankaufen können, aber es fehlte jener Regierung in dieser wie in anderen wichtigen Angelegenheiten an dem Entschluß. Man ließ die Dinge laufen.

Zum Schluß muß ich noch des mit großer Frische und unbekümmertem Urteil geschriebenen Aufsatzes des Pfarrers Richard Rasserek in Tarnowitz (O.-S.) über Schule und Kirche im Sprachenkampfe der Ostmark gedenken (II, S. 104—122). Er weist einmal diejenigen zurück, die schlankweg die polnische Sprache als Unterrichtssprache fordern. Das liefe „auf eine Polonisierung zweisprachiger Lande hinaus, die den Deutschen Kultur und Wohlstand verdanken". Wir trieben galizischen Zuständen zu. Nicht weniger verfehlt aber würde der Versuch sein, den Unterricht in beiden Sprachen zu erteilen. Die Versuche sind gemacht und haben die Unmöglichkeit erwiesen. S. 112 widerlegt Rassarek den Satz, daß für den Religionsunterricht nur die Muttersprache verwendbar sei. Zunächst erinnert er daran, daß damit auch über den herkömmlichen Gebrauch des Lateinischen im Gottesdienst das Urteil gesprochen werde, und dann schreibt er: „Das polnische Kind wie jedes Kind aus Familien, die auf einem niedrigen Bildungsniveau stehen und sozial rückständig sind, tritt mit wenig entwickelter Sprachkraft in die Schule ein. Sein muttersprachlicher Vokabelschatz ist gering, häufig mit deutschen Wörtern in polonisierter Form durchsetzt und dem Kinde nur in der mundartlichen Aussprache des Wasserpolnisch geläufig. Der Unterricht in der Schule, speziell der Religionsunterricht bringt nun an das Kind eine Fülle von neuen Begriffen, für die diesem die sprachlichen Bezeichnungen fehlen. Die polnische Vokabel ist ihm ein ebensolches Novum wie die deutsche." Die schwierige Frage wird mit großer Ruhe und offenbar aus langen Erfahrungen geschöpfter Sachkenntnis behandelt, so daß ich nur hinweisen mag auf eigenes Lesen dieser vortrefflichen Studie eines in der Frage vorzüglich orientierten Mannes. Die gleiche Empfehlung gilt aber auch den anderen Materien, deren Wert hier mehr nur berührt als erschöpft werden konnte. Ich möchte energisch hinweisen auf die Gefahren, die hier unserem Volke drohen. Der Deutsche kümmert sich ja leider nicht um die öffentlichen Dinge, um Staat und Gesellschaft, wenigstens nicht ernsthaft, nicht über das Bedürfnis der Unterhaltung oder des geschäftlichen und sonst persönlichen Interesses hinaus, so lange es nicht dringende Gefahr gilt. Dann freilich schüttelt er die Gleichgültigkeit ab, dann steht er seinen Mann.

Wir haben es Gott sei Dank wiederholt erlebt. So in den Tagen von 1863 bis 1871 und so, als Bismarck 1888 am 6. Februar die Mittel für die Heeresverstärkung forderte und mit seiner gewaltigen Rede, mit jenem unvergeßlichen Schlagwort: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt" alle Herzen emporriß und alle Schlaffheit verjagte.

Aber es muß erst hart kommen, und vor allem: es muß eine einfache, dringende, ganz klare Angelegenheit sein. Weil es nun keine einfache, sondern eine mit vielen streitenden Interessen und Ansichten verwickelte Frage ist, deshalb steht die Masse der Deutschen unserer Ostmarkenfrage und Ostmarkennot gleichgültig gegenüber. Die Wichtigkeit der Frage kann niemand bezweifeln. Es handelt sich um die weiten Gebiete östlich der Oder, die in Urzeiten von Germanen, später von Slaven besiedelt waren, unter und über denen besonders seit dem 12. Jahrhundert die deutsche Kolonisation vordrang, Herrschaft gewinnend und Kultur ausbreitend. Unter den durch unsere Erziehung gehobenen Slaven ist nun in dem verflossenen Jahrhundert das die Zeit beherrschende Nationalbewußtsein und das damit verknüpfte Verlangen nach einem Nationalstaat erwacht, im besonderen unter den Polen, die einst ein ausgedehntes Reich besaßen und es als ein Recht beanspruchen, dieses auch über nicht polnische Gebiete ausgedehnte Polenreich von der Oder bis zum Dniepr wieder aufzurichten. Daß damit zahlreiche Deutsche in

polnische Abhängigkeit kommen würden, das stört sie nicht bei ihren Forderungen nach nationalen Grenzen. Die Polen treiben ihre Agitation auf Grund der freien Verfassung unseres deutschen Staates und sie haben schon bedeutende Erfolge erreicht kraft der leidenschaftlichen Energie ihres Kampfes und kraft der Tatsache, daß sie sich bedeutend rascher vermehren als wir Deutsche seit den letzten Jahrzehnten. Einst waren auch bei uns Familien mit fünf bis zehn Kindern, ja noch darüber hinaus, nicht selten. Seit aber die Anforderungen an die Erziehung der Kinder und an die Lebenshaltung der Familie namentlich in den letzten fünf Dezennien so ungemein gesteigert wurden, gelten schon drei bis fünf Kinder als zahlreich. Wichtiger noch als dieser Naturprozeß, oder diese einem Naturprozeß ähnliche Willensrichtung des Volkes ist die Tatsache, daß das deutsche Volk sich im Besitz fühlt und keinen Anlaß spürt, besonderen Eifer zu entwickeln zur Abwehr der Polonisierung, daß dagegen die Polen eine von der heißen Leidenschaft nach der verlorenen Macht erfüllte Energie in den Kampf hineintragen.

Am meisten wird die Kraft der Deutschen gelähmt durch die Zweifel, die unter ihnen herrschen über das Recht und über die Möglichkeit des Kampfes gegen die vordringende Polonisierung. Alte Reste des staatlichen Individualismus, der im 19. Jahrhundert weite Kreise der Liberalen beherrschte, berühren sich mit historischen Konstruktionen, die in den verwickelten Vorgängen dieses Prozesses leicht scheinbare Stützen finden, um uns zu belehren, daß alle Bemühungen, die Polonisierung zu hindern, nichts nützen, daß sie uns den Kampf verbittern und in den Polen erhöhte Begeisterung wecken. Diese Ueberklugen gewinnen starke Bundesgenossen an einer erheblichen Zahl namentlich von Großgrundbesitzern, die in den Polen die billige Arbeitskraft schätzen und sie lieber vermehren als durch deutsche Kolonisation vermindern wollen. Dagegen kann nur die ruhige Belehrung, die unwidersprechliche Gewalt der Tatsachen helfen, dazu will das „Ostland" helfen. Möge sein Erfolg die Arbeit der tüchtigen Männer lohnen, die sich dazu vereinigt haben.

Breslau. Georg Kaufmann.

Die Versammlung der Internationalen Mathematischen Unterrichts-Kommission zu Paris am 1. bis 4. April 1914.

Über Entstehung, Ziele und Tätigkeit der Internationalen Mathematischen Unterrichts-Kommission findet man ausführliche Angaben in dem Aufsatz von E. H. Timerding, zu dem die Versammlung in Mailand (September 1911) Veranlassung gegeben hatte (Novemberheft 1911 dieser Zeitschrift). Im Anschluß an den fünften Internationalen Mathematiker-Kongreß zu Cambridge (August 1912) wurde eine weitere Versammlung abgehalten, über die an dieser Stelle ebenfalls berichtet worden ist (Novemberheft 1912). Die Versammlung zu Paris im April dieses Jahres war zahlreich besucht; fast alle Kulturländer hatten amtliche Vertreter entsandt, und die Gesamtzahl der Teilnehmer belief sich auf nahezu zweihundert. Dank der vortrefflichen Vorbereitung durch das Zentral-Komitee verliefen die Beratungen anregend und erfolgreich.

Wie Timerding mit Recht hervorgehoben hat, handelt es sich bei den Arbeiten der Internationalen Mathematischen Unterrichts-Kommission nicht etwa um die Sonderangelegenheiten einer engbegrenzten Gruppe eigenartig veranlagter Menschen, sondern um Fragen, die allgemeine Bedeutung besitzen und allgemeine Teilnahme beanspruchen dürfen; daß bei einer genauen Erörterung auch Dinge zur Sprache kommen, die nur den engeren Kreis der Fachgenossen angehen, ist unvermeidlich. Die beiden Fragen, die auf der Pariser Versammlung erörtert wurden, lassen sich dahin aussprechen, erstens, welche Forderungen an den mathematischen Unterricht der allgemeinbildenden Schulen aus den Fortschritten der Naturwissenschaften und ihrer Anwendungen hervorgehen, und zweitens, wie der mathematische Unterricht an besonderen Schulen den verschiedenen Arten der Schüler anzupassen ist, die in ihrem künftigen Beruf Mathematik anzuwenden haben.

Fragen wie die soeben genannten in ihrer ganzen Ausdehnung zum Gegenstand der Verhandlungen zu machen, ist unzweckmäßig, weil man leicht ins Uferlose gerät; sich sofort auf ein Teilgebiet zu beschränken, hat den Nachteil, daß leicht die allgemeinen Gesichtspunkte verloren gehen, deren Mit- und Wiederklang den Einzelheiten erst die volle Bedeutung verleiht. Es war daher ein glücklicher Gedanke, bei beiden Fragen mit einem Vortrag zu beginnen, bei dem die leitenden Gedanken zum Ausdruck kamen, und diesem einen Bericht über eine Sonderfrage folgen zu lassen.

Hierdurch wurde eine ausführliche Aussprache vorbereitet, bei der die Vertreter der verschiedenen Länder Gelegenheit hatten, die Eigentümlichkeiten der heimatlichen Zustände zu schildern und zu erklären. Trotz der bereits vorliegenden ausführlichen Berichte der Unterausschüsse in den einzelnen Ländern, von denen jetzt gegen 200 Hefte vorliegen, bedarf es vielfach solcher Erklä-



rungen, weil in den Berichten gerade das nicht gesagt wird, was dem Einheimischen als selbstverständlich erscheint, was aber für den Fremden den Schlüssel zum Verständnis bildet. Erst durch das Spiel von Frage und Antwort läßt sich volle Einsicht in fremde Verhältnisse gewinnen, und so hat die persönliche Berührung der Vertreter der verschiedenen Völker einen höchst fruchtbaren Gedankenaustausch ermöglicht.

Aus der geschilderten Aussprache ergaben sich endlich die Punkte, über die eine genauere Erörterung nützlich erschien; diese Erörterungen waren sehr lebhaft und angeregt und setzten sich nicht selten im Zwiegespräch der Teilnehmer noch bis weit in die Nacht fort.

Es schien angebracht, auf Plan und Form der Pariser Verhandlungen ausführlich einzugehen, weil die Mathematik durch die Schaffung einer Internationalen Unterrichts-Kommission den anderen Fächern gegenüber die Führung genommen hat; bei ihr allein sind die in allen Ländern parallel laufenden Bestrebungen zur Einsetzung eines gemeinsamen Arbeitsausschusses gediehen, vielleicht weil die Mathematik den Vorzug hat, außerhalb aller menschlichen Parteien zu stehen, so daß eine sachliche Verständigung so gut wie vollständig erreicht werden kann. Es ist zu wünschen, daß dies Beispiel Nachahmung findet, und dann sollten die Erfahrungen benutzt werden, die bei den Versammlungen der Mathematiker gemacht worden sind.

Bei der ersten Frage hatte E. Borel, Direktor der Pariser École Normale Supérieure, der Ausbildungsstätte der Lehrer an den höheren Schulen Frankreichs, den einleitenden Vortrag übernommen: L'adoption de l'enseignement secondaire aux progrès de la Science. Es folgte ein Gesamtbericht von Prof. M. Beke (Budapest): L'introduction des premières notions du calcul des dérivées et des fonctions primitives dans l'enseignement secondaire, der durch einen Sonderbericht von Prof. Ch. Bioche (Paris) über denselben Gegenstand in Beziehung auf die französischen Lyzeen ergänzt wurde.

Es kann nicht stark genug betont werden, daß die Umgestaltung des mathematischen Unterrichts, um die es sich hierbei handelt, durchaus nicht auf den Teil der Schüler berechnet ist, die bei ihrem Hochschulstudium und bei ihrem künftigen Beruf Mathematik anzuwenden haben, daß man vielmehr von der Ansicht geleitet wird, daß allen Schülern der höheren Lehranstalten ein gewisses Verständnis für die moderne Kultur nur dann vermittelt werden kann, wenn sie einen Einblick in die moderne Mathematik erhalten, die mit Newton und Leibniz beginnt. Ich kann es mir nicht versagen, eine Stelle aus dem Werke von J. Tannery, Notions de Mathématiques, anzuführen, das als Leitfaden für den mathematischen Unterricht in der classe de philosophie (Prima) der französischen Lyzeen dient, die unseren humanistischen Gymnasien entsprechen. „Man weiß nicht, was Mathematik ist, man hat keine Ahnung von ihrer außerordentlichen Ausdehnung, von der Art der Aufgaben, die sie sich stellt und die sie löst, wenn man nicht weiß, was eine Funktion ist, wie man eine gegebene Funktion untersucht, wie man ihren Veränderungen nachgeht, wie man ihren Verlauf durch eine krumme Linie darstellt, wie Algebra und Geometrie sich gegenseitig unterstützen, wie Zahl und Raum sich gegenseitig aufklären. . . . Diese Begriffe und Methoden sind für einen jeden unentbehrlich, der etwas von der wissenschaftlichen Bewegung begreifen will, die sich immer schneller vollzieht, von den Anwendungen der Naturwissenschaften, die sich täglich vermehren und immer tiefer die Art unseres Denkens und Lebens beeinflussen. . . . Sie sind einfach und leicht, wenn man sie auf das Wesentliche zurückführt, leichter als viele Beweise, die man gegenwärtig den Schülern zumutet, obwohl diese lang und verwickelt und ihre Tragweite nicht über den besonderen Fall hinausgeht, auf den sie angewandt werden. Jene Begriffe und Methoden sollten mehr und mehr in den elementaren Unterricht eindringen, um ihn abzukürzen und gleichzeitig wirksamer zu machen."

Die Bestrebungen, den Begriff der Funktion, das heißt den Begriff des Werdens in den mathematischen Unterricht einzuführen und ihn von der Starrheit der antiken Denkweise zu befreien, haben den mathematischen Unterricht in allen Kulturländern beeinflußt und werden ihn ohne Zweifel im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch stärker beeinflussen. Diese Auffassung des Unterrichts, die von den untersten Klassen an durchzuführen ist, wird sich ohne Zweifel durchsetzen; wie weit man in den oberen Klassen mit der Einführung in die moderne Mathematik gehen soll, das sind Fragen der Methodik, die erst auf Grund langer Erfahrungen eine abschließende Beantwortung finden können.

Für die zweite Frage bildete die Einleitung ein Vortrag von M. d'Ocagne, Professor an der Pariser École Polytechnique und der École Nationale des Ponts et Chaussées: Sur le rôle des mathématiques dans les sciences de l'ingénieur, dem ein Gesamtbericht von P. Stäckel (Heidelberg) folgte: Sur la préparation mathématique des ingénieurs dans les différents pays.

Seit etwa fünfundzwanzig Jahren hat die Frage, wie die mathematische Ausbildung der Ingenieure zweckmäßig zu gestalten sei, die beteiligten Kreise lebhaft bewegt, und die Meinungen gehen auch heute noch weit auseinander. Der letzte Grund der Meinungs-

verschiedenheiten dürfte darin zu suchen sein, daß die Stellung der Mathematik an den Technischen Hochschulen wesentlich bedingt ist durch die Auffassung, die man über die Aufgabe der Technischen Hochschulen im ganzen hat. Wer die technischen Mittelschulen als ein Übel ansieht, wer fordert, daß die Stellungen vom Werkmeister ab nicht zum Teil mit Technikern, sondern durchweg mit Diplom-Ingenieuren besetzt werden sollen, der wird wünschen, daß die mathematische Ausbildung des Ingenieurs auf die vorbereitenden Schulen abgeschoben wird, so daß die Hochschule sogleich mit den technischen Fächern beginnen kann. Wer aber der Meinung ist, daß die Hochschule lediglich für die führenden und leitenden Personen der technischen Zweige des Staatsdienstes und der Industrie bestimmt ist, und daß diese Männer ihre Stellungen nur dann ausfüllen können, wenn sie eine breite allgemeine technisch nutzbare Bildung besitzen, der wird auch eine gründliche allgemeine mathematische Ausbildung auf der Hochschule fordern.

Es wäre undankbar, nicht der überaus freundlichen Aufnahme zu gedenken, deren sich die Versammlung seitens der französischen Kollegen zu erfreuen hatte; im besonderen seien die Abende in der Société Mathématique de France und der Société des Ingénieurs civils de France erwähnt. Und noch eins darf nicht vergessen werden: die verständnisvolle Teilnahme der ersten französischen Mathematiker, Appell, Borel, Darboux, Hadamard an den Beratungen über die Unterrichtsfragen. Welch' ein Unterschied gegen Deutschland! Aber auch hier naht die Zeit, wo man von dem Mathematiker verlangen wird, daß sein Horizont jenseits seiner Studierstube liegt.

Heidelberg. Paul Stäckel.

Fortschritte der chemischen Forschung in England.

Die Wirkung eines Natrium-Amalgams auf Wasser. — Gas-Absorption durch Kupfer. — Eine neue Reihe von cyklischen Verbindungen. — Das physikalische Atom. — Das chemische Atom.

Vor zwei Jahren wies Baker darauf hin, daß ein Natriumamalgam in weit geringerem Maße als gewöhnlich auf Wasser einwirkte, wenn dieses nach einem besonderen Verfahren gereinigt worden war. Das Verfahren bestand darin, daß man das Wasser aus einem Kupferkessel destillierte und die Dämpfe in eine Kupferröhre führte, von der drei Zoll bis zur Rotglut erhitzt waren, so daß der Rest als Kondensator diente. Während bei gewöhnlichem Wasser die Reaktion auf der ganzen Oberfläche des Amalgams eintritt, beschränkt sie sich bei besonders zubereitetem Wasser auf einen kleinen Punkt, von dem aus ein feiner Strom von Wasserstoff-Blasen aufsteigt. Eine Reihe Versuche, die mit Wasser ausgeführt wurden, das durch Destillierung aus verschiedenen Blasen unter wechselnden Bedingungen gereinigt worden war, bewies, daß das Wasser am wenigsten beeinflußt wurde, das als Wasserdampf überhitzt worden war. Prüfungen der Leitfähigkeit, die mit sämtlichen Proben angestellt wurden, zeigten, daß keine Beziehung irgendwelcher Art bestand zwischen der Leitfähigkeit und der Beeinflußbarkeit durch das Amalgam. Die Wirkungen des Druckes, der Hineinlegung eines Stückes Platindraht und die Zuführung von Ätznatron wurden versucht, ergaben aber keine Erklärung. Es wurde klar, daß die Beeinflußbarkeit des gewöhnlichen Wassers die Folge des Vorhandenseins irgendeiner Unreinlichkeit ist, die durch die gewöhnliche Destillierung nicht entfernt wird, andererseits aber die Leitfähigkeit nicht berührt. Der einzige bekannte Stoff, der diesen Bedingungen entspricht, ist Wasserstoff - Superoxyd, das im Dampf flüchtig ist. Und wirklich genügte die Zusetzung einer Spur von Wasserstoff-Superoxyd zu inaktivem Wasser, das Maß der Reaktion riesig zu steigern. Die Überhitzung des Wasserdampfes bei der Destillierung des Wassers scheint also das in Spuren vorhandene Waserstoff-Superoxyd zu vernichten und so die Wirkung des Natriumamalgams auf das Wasser sehr herabzusetzen.

*

Angesichts der Annahme des Vorhandenseins einer Verbindung von Kupfer und Neon interessiert der Hinweis, daß die Absorption anderer Gase als Neon von Merton in den Proceedings of the Chemical Society 1914, S. 55, mitgeteilt worden ist. Die so absorbierten Gase haben einen so niedrigen Dampfdruck, daß die Methode zur Erzeugung hoher Vacua anwendbar ist.' Baker hat gefunden, daß Kupfergaze, die in einer Röhre enthalten war, in der Stickstoff unter 1 bis 2 Millimeter Druck war, in wenigen Stunden den Druck so verminderte, daß eine mächtige elektrische Entladung durch die Röhre nicht hindurchgehen konnte. Diese Kraft geht verloren bei Erhitzung auf 250 Grad, bei welcher Temperatur etwa amorphes Kupfer in die kristallinische Abart übergeht. Es scheint, daß es die Eigenschaft des amorphen und nicht des kristallinischen Kupfers ist, Gase zu absorbieren.

*

Unter den vielen wichtigen Ergebnissen, zu denen Dr. J. F. Thorpes Untersuchungen der



Glykonsäure und ihrer Derivate geführt haben, ist vielleicht die Synthese eines neuen Typs von cyklischen Verbindungen das außerordentlichste gewesen. Er präparierte einen Tricarboxyl-Ester von der Formel CH_3. C. (CH_2. CO_2 C_2 H_5)$_3$; dieser ergab bei der Bromierung den symmetrischen Tribrom-Ester CH_3. C. (CHBr. CO_2 C_2 H_5)$_3$. Die Bildung der letzteren Substanz deutete auf die Möglichkeit hin, „eingeschlossene" oder „eingesperrte" Verbindungen zu präparieren. Der einfachste Fall wäre, daß vier Kohlenstoffatome die vier Ecken eines Tetraeders einnehmen. In einem verwickelteren Typus würden sechs Kohlenstoffatome die Ecken eines Würfels einnehmen. Das Haupthindernis, zu der gewünschten Verdichtung zu gelangen, lag in der Unzulänglichkeit der üblichen Methoden der Brombeseitigung, da diese beständig Laktonen entstehen lassen. Schließlich fand man, daß die folgende Methode das gewünschte Ergebnis hätte. Der Brom-Ester wurde in eine sehr konzentrierte wässrige Lösung von Ätzkali bei 130° getröpfelt. Eine heftige Reaktion trat ein; ihr Ergebnis stand im Verhältnis zu der Heftigkeit. Das Erzeugnis hatte die Formel CH_3. C. (C. CO_2 H)$_3$. Diese Verbindung kann durch keine einfache Formel entsprechend dargestellt werden; denn die einzige, die für sie geschrieben werden könnte, würde andeuten, daß sie eine Verbindung von Cyklobutan sei. Und das ist sie sicher nicht. Die einzige mögliche Annahme ist, daß die heftig gepreßten Kohlenstoffatome die Ecken des Tetraeders besetzen. CH_3 C. (C. CO_2 H)$_3$. Die Säure ist merkwürdig dauerhaft. Sie entfärbt in der Kälte permangansaures Kalium nicht und wird bei gewöhnlicher Temperatur von Brom nicht angegriffen. Heißes alkalisches permangansaures Kalium oxydiert sie zu Methyl-Bernsteinsäure.

*

Die Untersuchungen in den letzten paar Jahren über Radioaktivität haben ganz unerwartet ein Licht auf die Natur des Atoms geworfen. Was der Chemiker als unteilbare und unzerstörbare Einheit betrachtet hatte, aus der sich Verbindungen aufbauen, scheint ein sehr verwickelter Bau zu sein, durchaus nicht beständig, vielmehr der Sitz von Bewegungen und Kräften, die in gewissen Fällen Spaltungen und Umbildungen verursachen können. Die von Sir E. Rutherford aufgestellte Theorie, daß das Atom aus einem Kern positiver Elektrizität besteht, der von Elektronen oder Einheiten negativer Elektrizität umflossen wird, hat durch Bohrs mathematische Arbeit (Philosophical Magazine 1913) eine bedeutende Unterstützung erhalten. Von Rutherfords Theorie ausgehend, ist Bohr imstande gewesen, die Spektrallinien und andre Grunderscheinungen des Atoms zu erklären. Einen Beweis von noch größerem Interesse für den Chemiker hat Moseley in einer Abhandlung „Elementarspektra hoher Frequenz" (Philosophical Magazine 1913, S. 1024) erbracht. Seine Untersuchung verdient trotz ihres physikalischen Charakters eine kurze Beschreibung. Durch einen schmalen senkrechten Spalt in einer Platinplatte beobachtete X-Strahlen wurden von der Oberfläche des Metalls zurückgeworfen. Wenn sie durch ein Aluminium-Fenster gegangen waren, fielen die Strahlen auf die Oberfläche eines Kristalls von Ferrocyan-Kalium, die als Gitter wirkte. Von solcher Oberfläche werden verschiedenartige Strahlungen nach allen Richtungen zurückgeworfen, aber die endgültigen charakteristischen Strahlungen werden nur zurückgeworfen, wenn sie in einem bestimmten Winkel auf die Oberfläche fallen. Diese letzteren wurden nach der Reflektion auf einer photographischen Platte aufgenommen. Folgende Elemente wurden beobachtet: Calcium, Scandium, Titanium, Vanadium, Chrom, Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Kupfer und Zink. Sie alle gaben zwei charakteristische Linien; wenn andere Linien erschienen, konnte man sie immer für Anzeichen bekannter Unreinheiten, z. B. von Eisen im Kobalt, ansehen. Diese neue Methode der Spektralanalyse hat nicht den Nachteil der gewöhnlichen, daß ein Element die Wirkung eines andern verdecken kann. Aber mit Bezug auf die Häufigkeit der Linien der verschiedenen Elemente zeigt sich ein Punkt von höchster Wichtigkeit. Man fand, daß eine gewisse Größe „Q", die abgeleitet wird aus der Quadratwurzel der Frequenz und der Kernladung des Atoms proportional ist — $Q = \sqrt{\frac{V}{\frac{3}{4} V_0}}$ — beim Übergang von einem Element zum andern, um einen feststehenden Betrag wächst. Rutherford schloß aus seinen Versuchen bei der Zerstreuung von α-Teilchen, daß der positive Kern eines Atoms eine Ladung trägt, die $\frac{A}{2}$ annähernd gleich ist, wobei A das Atomgewicht ist. Da die Atomgewichte der Elemente in Stufen von etwa zwei Einheiten aufsteigen, rückt wahrscheinlich N, die Zahl der Elektronen, denen der Kern entspricht, von Atom zu Atom in je einer Einheit vor. Durch gewisse mathematische Erwägungen zeigte Moseley die Übereinstimmung dieser Zahl Q mit der durch Bohrs Theorie geforderten. So findet die zuerst von Broek, dann von Bohr angewandte Theorie eine experimentelle Stütze. Sofort erhebt sich die Frage: Wie steht es mit den Ausnahmen vom periodischen System? Soweit Nickel und Kobalt in Betracht kommen,

gibt es keine Ausnahme von dem „elektroperiodischen System". Diese Elemente geben folgende Figuren;

	Q	N (Atomzahl)	Atomgew.
Kobalt	26	27	58,97
Nickel	27,04	28	58,68

Wir schließen deshalb auf Grund der obigen Ergebnisse, daß

1. eine ganz fundamentale Verwandtschaft zwischen den Elementen besteht;
2. das Atomgewicht irgendeine komplexe Funktion von N ist;
3. die Eigenschaften der Elemente Funktionen nicht ihrer Atomgewichte, sondern ihrer Atomzahlen sind, und die Ladung in dem Kern der Zahl der Elektronen entspricht;
4. Versuche, große Fehler in den Atomgewichten von Elementen zu beweisen, die im periodischen System abweichende Stellen einnehmen, indem man das Vorhandensein unbekannter Elemente zeigt oder die Methoden der Atomgewichtsbestimmung verbessert, wahrscheinlich fruchtlos sind.

*

Man hat zuweilen gefragt: „Ist das Atom des Chemikers eine bloße Annahme, oder hat es eine wirkliche Existenz als Naturtatsache?" Alle Zweifel, die vernünftigerweise bestanden haben können, sind dadurch zerstreut worden, daß Sir E. Rutherford die Identität des a-Teilchens mit dem Helium-Atom bewiesen hat. Jedenfalls besteht die alte Definition, soweit man sie auf chemische Reaktionen anwendet, noch zu recht. Die anscheinende Ausnahme der radioaktiven Elemente gibt nur der Atom-Vorstellung eine größere Bestimmtheit; denn wir können uns ein zerfallendes Atom erst vorstellen, wenn wir uns unser Atom vorstellen. Hierbei kann uns die Analogie des Schlagballs helfen. Für den Ballspieler ist er eine Einheit und unteilbar und nur so lange von Bedeutung, wie er eine Einheit bleibt. Für den Bindfadeninteressenten ist er eine sehr feste Vereinigung dieser und anderer Stoffe, das ändert aber nicht im mindesten des Sportsmanns Anschauung von ihm als einer Einheit. Und so hat auch für den Chemiker das Atom nichts an Bedeutung verloren, und genaue Atomgewichte sind noch ebenso nötig. Aber die Erkenntnis wächst, daß sehr einfache numerische Verwandtschaften zwischen den Atomgewichten der Elemente sich wahrscheinlich nicht finden lassen.

Manchester. F. R. Lankshear.

Die neuesten Funde von Tell el-Amarna.

Dein Aufleuchten ist schön am Rande des Himmels,
Du lebender Aton, der zuerst lebte!
Wenn du dich erhebst am östlichen Rande des Himmels,
So erfüllst du jedes Land mit deiner Schönheit.
Denn du bist schön, groß und funkelnd, du bist hoch über der Erde;
Deine Strahlen umarmen die Länder, ja alles, was du gemacht hast.
Du bist Re, und du hast sie alle gefangen genommen;
Du fesselst sie durch deine Liebe.
Obwohl du fern bist, sind deine Strahlen doch auf Erden;
Obwohl du hoch droben bist, sind deine Fußstapfen der Tag!
Die Dunkelheit wird verbannt,
Wenn du deine Strahlen aussendest.

Mit diesen Worten voll dichterischer Kraft und inbrünstiger Verehrung wendet sich Amenophis IV. in seinem großen Hymnus der Sonne, als der höchsten Gottheit zu. Dann schildert er, wie ihre belebenden Strahlen den Menschen, die Tiere und die Pflanzen, kurz die ganze Schöpfung täglich von neuem erwecken, und bricht in den Jubelruf aus:

O du einziger Gott, dessen Macht kein anderer hat,
Du schufst die Erde nach deinem Begehren,
Während du allein warst.

Aber der königliche Sänger blieb bei der dichterischen Verehrung dieser gewaltigen Gottheit, die er als einzige anerkannte, nicht stehen. Als er im Jahre 1375 v. Chr. den Thron Aegyptens bestieg, setzte er mit aller Energie den Sonnenkultus und damit die Verehrung eines einzigen Gottes in seinem Reich durch und führte einen erbitterten Kampf gegen die bisherige Vielgötterei. So weit ging sein Haß gegen die alte Religion, daß er die Residenz seiner Väter mit ihren hauptsächlich dem Amonskult geweihten Stätten verließ und fern von Theben eine neue Hauptstadt gründete. Hier, in der Gegend des heutigen Tell-el-Amarna, entfaltete sich während der kurzen Regierungszeit des Königs, der schon mit 30 Jahren starb, ein glänzendes Hofleben, eine geradezu fieberhafte künstlerische Tätigkeit in der Errichtung prächtiger Bauten und ihrer Ausschmückung mit Bildwerken und Malerei.

Schon die früheren Ausgrabungen an dieser Stelle haben uns darüber belehrt, daß mit den neuen und großzügigen Gedanken des Königs auch ein anderer Geist in die ägyptische Kunst einzog. Die kräftige und liebevolle Beobachtung der unter den befruchtenden Strahlen der Sonne atmenden und schaffenden Natur führte die Kunst zu ihrer stärkeren Berücksichtigung. Dadurch wurde der starre Bann gebrochen, ein freierer Zug belebte die alten Formen und äußerte sich selbst in den strengen Bauteilen. Den größten Einfluß aber erlangte er auf dem Gebiet der Bildnerei und der dekorativen Künste.

Den nachdrücklichsten und stärksten Beweis hierfür und damit zugleich die ungeahn-



testen Ueberraschungen brachten die Ausgrabungen, die die Deutsche Orientgesellschaft in den letzten Jahren in Tell el-Amarna vornahm. Der größte und wichtigste Fund war die Entdeckung einer vollständigen Bildhauerwerkstatt, die man im Jahre 1912-13 ausgrub. Selbst der Name des Oberbildhauers, Thutmes, ist durch die Inschrift auf dem Bruchstück eines Elfenbeindeckels der Nachwelt überliefert worden.

Bei dem Bestreben des Königs, seine Residenz so schnell wie möglich und seiner Macht und Würde entsprechend mit höchster Pracht auszustatten, arbeitete Thutmes in seiner geräumigen Wohnung zusammen mit zahlreichen Gehilfen. Die Ausdehnung des Gebäudekomplexes und seine innere Einrichtung belehren uns hierüber ebenso, wie über die Trennung seines Ateliers von den Werkstätten der Gehilfen. Ueberall aber fand man Spuren und Beweise der eifrigsten, großzügigsten Tätigkeit, von den Werkzeugen, Ton- und Gipsmodellen an bis zu den fast fertig gearbeiteten Statuen oder einzelnen Teilen, die zu einem großen polychromen Werk zusammengestellt werden sollten. Die dabei vorhandenen Ansatzstücke beweisen, daß die aus braunrotem Sandstein gearbeiteten Köpfe und Gliedmaßen mit Gewändern und Perücken aus andersfarbigem Stein verbunden werden sollten. Schwarze Korrekturlinien sowie die Andeutung von Augenbrauen und Pupillen an noch nicht fertigen Werken zeigen die Zusammenarbeit des Meisters und der Gehilfen. Durch die Ungeschicklichkeit eines Gesellen brach die Statue einer Königin an der schwächsten Stelle, den Knöcheln, durch, und konnte deshalb nicht abgeliefert werden, an einer anderen fehlte nur noch die allerletzte Ueberarbeitung, und sie prangt in dem reichen Schmuck ihrer königlichen Würde. Für die fertigen Bildwerke wurde teilweise das härteste Gestein benutzt, das der Bearbeitung den größten Widerstand entgegensetzte. Nach dieser Richtung hin waren Thutmes und seine Gehilfen geschickter als in der Gipsformerei. Das hierzu verwendete Material ist noch reichlich grob, die Technik fehlerhaft. Auf der anderen Seite aber weisen gerade die erhaltenen Gipsmodelle wieder die eigentümlichsten Beziehungen zur Natur auf. Denn sie wurden nicht nur von Statuen, sondern auch von der Natur direkt abgenommen, ja charakteristische Eigentümlichkeiten des Modells, die bei der mangelhaften Gußtechnik nicht deutlich genug zum Vorschein kamen, im Abguß nachgearbeitet. So blicken wir überall dem Künstler über die Schulter und können sein Schaffen und damit das seiner Zeit nach allen Seiten hin beobachten. Was bisher nur vage Vorstellung blieb, wenn wir den Namen irgend eines Künstlers jener vergangenen Zeiten erfuhren, das hat jetzt durch die Werkstatt des Thutmes greifbare und lebendige Gestalt gewonnen. Ja, wir sind damit über die künstlerischen Gepflogenheiten jener so weit zurückgelegenen Zeit viel besser unterrichtet als über manche späteren und unserem eigenen Kunstschaffen näherstehenden Perioden.

Sind wir durch die Werkstatt des Thutmes geradezu in persönliche Berührung mit ihm und dem von seiner Kunst verherrlichten Hof Echnatons getreten, so wird der Reiz dieser Beziehung noch erhöht durch die überraschende Naturwahrheit, die aus allen Werken zu uns spricht. Sie bestätigt uns, weit mehr als sich früher ahnen ließ, die völlig neue Richtung, die die Kunst der Zeit Echnatons genommen hatte. Ein wundervolles geistiges Leben spricht aus den Gesichtszügen des Königs und seiner Mutter Teje, ein unendlicher Liebreiz aus dem Antlitz jener in den Knöcheln abgebrochenen Königinstatue oder dem fast vollendeten und schon leicht bemalten Kopf, der ihr wohl ähnlich ist, aber wie angenommen wird, nicht völlig gleicht. In einem Relief sehen wir den König, dem die ihm gegenüberstehende Königin eine Blume reicht, wobei der Gegensatz in den Stellungen und die Abgewogenheit in den Bewegungen besonders glücklich getroffen sind.

Der König selbst ist — auch das erscheint völlig neu und einzig — seiner göttergleichen Uebernatürlichkeit entkleidet. Wie er sich selbst mit allen anderen Geschöpfen vor der Sonne verneigt, so will er auch nichts anderes sein als eines unter ihnen. So läßt er sich darstellen, wie ihm die Königin auf dem Schoß sitzt, um ihm sein Perlhalsband umzulegen. Er spielt mit den Töchtern und der Gattin oder hat eines der Mädchen auf den Schoß genommen, um es zu küssen. Reizende Szenen, die uns noch heute das glückliche Familienleben des Herrschers verkündigen, und bei deren Wiedergabe der Künstler ebensoviel Natürlichkeit wie Anmut verrät.

Doch hierbei bleibt die Kunst nicht stehen. Sie scheut sich nicht, den König in seinen späteren Jahren mit all den Zeichen des körperlichen und geistigen Verfalles darzustellen. Nichts mehr von seiner geistigen Lebendigkeit ist hier zu beobachten, mit erschreckendem Realismus wird alles behandelt. Auch in den Köpfen der Königstöchter ist die gleiche Naturwahrheit zu finden, und ihre geistige Beschränktheit wird rücksichtslos zum Ausdruck gebracht.

So begegnet uns überall das Streben, die Natur und ihre richtige Beobachtung in den Mittelpunkt der künstlerischen Darstellung zu rücken. S.



Der Rheingau.

Die deutsche und zumal die rheinische Landesgeschichte ist zwar seit langem von Berufenen und Unberufenen eifrig durchforscht und dargestellt worden. Aber das Massenangebot an kleinen und großen Darstellungen steht in keinem Verhältnisse zu seinem wissenschaftlichen Gehalt und seiner künstlerischen Durchdringung. Die großen und so verdienstvoll arbeitenden Publikationsinstitute aber schließen darstellende Arbeiten als solche grundsätzlich aus oder verstecken sie in ihren Einleitungen, wo sie oft ein wenig beachtetes Dasein führen. Auch die rheinische Geschichte ist trotz allen seit Jahrzehnten und Jahrhunderten auf sie verwandten Sammler- und Forscherfleißes durch einen empfindlichen Mangel an brauchbaren zusammenfassenden Darstellungen charakterisiert, die den berechtigten Forderungen, die man an Wissenschaftlichkeit und Lesbarkeit zu stellen hat, in gleicher Weise Genüge leisteten.

Um so willkommener ist da für jeden Freund der so reichen rheinischen Landesgeschichte die ausgezeichnete Geschichte des Rheingaues, zwar eines nur kleinen und heute nicht einmal zur Rheinprovinz gehörigen, aber eines historisch-geographisch ungewöhnlich interessanten Gebietes aus der Feder des Wetzlarer Archivdirektors P a u l R i c h t e r*). Wie jede gute lokalgeschichtliche Darstellung, so bietet auch die vorliegende der allgemeinen Geschichte die wertvollsten Handhaben, weniger zwar für die politische Geschichte, in der der Rheingau innerhalb des Erzstiftes Mainz erst seit der Stauferzeit eine größere Rolle spielt, wohl aber für die vergleichende Erforschung des Zuständlichen. Glänzende Zustandsschilderungen, aufgebaut auf einer anschaulichen geographischen Einleitung und erläutert durch zahlreiche topographische Hinweise, denen man überall die genaueste Ortskenntnis anmerkt, sind die besonderen Zierden des Richterschen Buches auch vom Standpunkt der allgemeinen Geschichtswissenschaft. Dahin gehören beispielsweise die Schilderungen der Geschichte des Weinbaus, die das ganze Buch durchziehen, ferner der Blüte und späteren Verweltlichung der 1135 gegründeten Zisterzienserabtei Eberbach und der älteren klösterlichen Kultur und ebenso der Überblick über die Entwicklung des Burgenbaues und der einzelnen einheimischen und eingewanderten ritterlichen Familien, der sich ohne sorgfältige genealogische, heraldische und topographische Vorstudien nicht so bildhaft hätte gestalten lassen. Insbesondere dieses Stück der Zustandsschilderungen gibt dann erst das rechte Verständnis für die verwickelte Geschichte des Rheingaus im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, für den Kampf zwischen den rheingauischen Grafen, den sog. Rheingrafen, und den Mainzer Erzbischöfen, sodann für die Befestigung der Mainzer Landeshoheit im Rheingau seit etwa 1280 und überhaupt für den Anteil des Rheingaus an den großen Kämpfen um Reich und Kirche. Auch die Schicksale des Rheingaus, besonders sein Gegensatz gegen die Stadt Mainz, im späteren Mittelalter werden, übrigens immer mit weiser Beschränkung auf das Wesentliche, erst dargestellt, nachdem das Interesse dafür durch eine breite verfassungs-, verwaltungs-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Zustandsschilderung im Anschluß an das unschätzbare Weistum von 1324 geweckt worden ist.

Die mittelalterliche Blütezeit erstreckt sich in den gesegneten Gefilden des Rheingaus, denen Richters stimmungsvolle historisch-wissenschaftliche Epik neue Freunde gewinnen wird, noch über das nur durch den anfangs siegreichen rheingauischen Bauernaufstand unter Friedrich von Greiffenklau tiefer bewegte sechzehnte Jahrhundert hinüber, während am Niederrhein schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Verfallserscheinungen einsetzen. Der Dreißigjährige Krieg hat aber auch im Rheingau, besonders infolge der schwedisch-französischen Verwüstungen, die aufsteigende Entwicklung jäh abgebrochen: „der vorher stark und voll strömende Fluß der Entwicklung setzt über das mächtige Hemmnis [des Krieges] hinweg nur mühsam seinen Weg fort und wird nun zu einem breiten und flachen, gleichsam stehenden Gewässer."

Die besonderen sachlichen und formalen Vorzüge des Werkes lassen schon vermuten, daß es bereits eine kleine Geschichte hinter sich hat. In der Tat ist es nur die Neubearbeitung der „Geschichte des Rheingaus", die der Verfasser 1902 zu der vom Kreisausschusse herausgegebenen Kreisbeschreibung des Rheingaus (Rüdesheim, im Selbstverlage des Kreisausschusses) als zweite Hälfte beigesteuert hatte. Wie ein genauerer Vergleich lehrt, hat Richter die erste Fassung einer sorgfältigen Umarbeitung unterzogen. Nicht nur Irrtümer und unsichere Vermutungen sind getilgt, sondern auch der Aufbau hat wesentlich gewonnen. So werden jetzt z. B. „die Anfänge der geistlichen und klösterlichen Kultur" mit Recht vor dem doch eine jüngere Kulturschicht darstellenden Rittertume behandelt. Außerdem ist die erste Fassung „etwa um die Hälfte", besonders hinsichtlich der Zufälligkeiten der äußeren Geschichte, gekürzt. Das liegt gewiß im Interesse der Lesbarkeit. Aber manches, z. B. topographische und kunsthistorische Detail muß man jetzt missen, und jedenfalls ist bei wissenschaftlichem Studium die erste Fassung schon

*) Der Rheingau. Eine Wanderung durch seine Geschichte. Wiesbaden, Staadt, 1913. XII, 299 S. 8. 299 S. 8.

wegen der Quellen- und Literaturangabe neben der zweiten, die auf sie verzichtet, nicht zu entbehren. Leider fehlt in der zweiten Fassung auch eine Karte des Rheingaus. Und das ist zusammen mit dem schon an der ersten Fassung zu rügendem Fehlen eines Registers ein Mangel. Der älteren Arbeit war eine vortreffliche physikalisch-wirtschaftsgeographische Karte beigegeben, die sich für das vorliegende Werk leicht und ohne übermäßige Kosten zu einer historischen Karte hätte umarbeiten lassen, mit Einzeichnung etwa der verschiedenen Gruppen der Siedelungen, Pfarrkirchen, Klöster, Burgen, Weingüter, Zollstätten usw. Die jetzt neu hinzugefügten bildlichen Beigaben, ferner ein Flußprospekt von 1573 und eine Karte des Rheingaus von 1770 sind schon wegen ihrer guten technischen Ausführung gewiß sehr dankenswert, können aber doch für eine nach den Grundsätzen moderner Topographie entworfene historische Karte nicht entschädigen. Jedenfalls kann man das Studium des Richterschen Werkes nur vor der Karte der ersten Fassung oder einer anderen gleichwertigen fruchtbar machen. Bei den sonstigen so rühmenswerten Eigenschaften des vorliegenden Buches kann man schließlich ein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß Richter auch in der neuen Fassung die skizzenhafte Behandlung der Zeit seit 1789 beibehalten und die Gelegenheit versäumt hat, durch eine ausführlichere Darstellung der inneren Geschichte des Rheingaus seit der Revolution seinem Werke erst ren rechten Abschluß zu geben.

Bonn. J. Hashagen.

„Elektrische Leitfähigkeit der Metalle bei tiefen Temperaturen."

In dem Kältelaboratorium zu Leiden sind in der letzten Zeit von Kamerlingh Onnes außerordentlich interessante Versuche über die elektrische Leitfähigkeit der Metalle bei tiefen Temperaturen ausgeführt worden. Bedingung für das Gelingen dieser Versuche war allerdings, daß genügende Mengen Wasserstoffs bzw. Heliums für die Abkühlung der Metalle zur Verfügung standen. Die hierfür erforderlichen Vorarbeiten waren im Laufe früherer Jahre in glänzender Weise von Kamerlingh Onnes durchgeführt worden, wobei es ihm im Jahre 1908 zum erstenmal gelang, Helium zu verflüssigen. Interessant ist dabei, abgesehen von dem Erfolg als solchen, daß für die Herstellung von 100 ccm flüssigem Helium 20 Liter flüssigen Wasserstoffs gebraucht werden, zu dessen Herstellung wiederum 50 Liter flüssiger Luft nötig sind. Mittels dieses flüssigen Heliums, dessen Siedepunkt unter normalem Druck bei minus 268 Grad liegt, konnte nun Kamerlingh Onnes durch Durckerniedrigung die tiefste bisher erreichte Temperatur von minus 271.6 Grad erhalten, eine Temperatur, die nur noch um 1.4 Grad von dem absoluten Nullpunkt, minus 273 Grad, entfernt ist. Es war nun besonders interessant, die elektrische Leitfähigkeit der Metalle bei dieser tiefen Temperatur zu untersuchen, weil gerade die Widerstandsänderungen der Metalle in den sogenannten „Widerstandsthermometern" zur Temperaturmessung im Anschluß an das Gasthermometer Verwendung finden. Bei diesen Untersuchungen zeigte sich zunächst, daß der Widerstand eines Metalles sich mit fallender Temperatur mehr und mehr dem Werte Null nähert, und zwar kommt er diesem um so näher, je weniger Verunreinigungen das Metall enthält. Es war also von größter Bedeutung, möglichst reine Metalle für die Untersuchung zu verwenden. Da man nun Quecksilber durch mehrfache Destillation in vorzüglicher Reinheit herstellen kann, so untersuchte Kamerlingh Onnes zunächst dieses Metall bei den durch flüssiges Helium erreichbaren tiefen Temperaturen. Hierbei ergab sich, daß, wie auch zu erwarten war, der Widerstand des Quecksilbers stark sinkt und bei minus 268.9 Grad etwa 500mal kleiner ist als bei seinem Erstarrungspunkt (minus 38.9 Grad Celsius). Sobald jedoch die Temperatur noch weiter erniedrigt wurde und nur um ein Geringes minus 268.9 Grad unterschritt, fiel der Widerstand ganz plötzlich auf einen außerordentlich kleinen Wert, der geringer war als 1 Millionstel des Wertes bei minus 38.9 Grad. Die gleiche Erscheinung wurde auch bei Zinn beobachtet. Sie verspricht noch manche Ergebnisse, welche für die Quantentheorie von großer Bedeutung sein dürften.

Ein interessanter Vorschlag zur Ausnutzung dieser großen Leitfähigkeit der Metalle bei tiefen Temperaturen rührt von Perrin her, welcher stark gekühlte Drahtspulen zur Erzeugung sehr kräftiger Magnetfelder verwenden will. Zur Herstellung derartiger Felder sind große Stromstärken erforderlich, welche beim Durchfließen der Magnetspulen in dem Widerstand erhebliche Wärmemengen entwickeln, so daß man auch bei Anwendung künstlicher Kühlung bald an einer oberen Grenze der Belastbarkeit angelangt ist. Setzt man jedoch durch die oben beschriebene starke Abkühlung den Widerstand der Spule auf nahezu den Wert Null herab, so wird der Energieverbrauch in der Spule außerordentlich gering, man kann erheblich größere Stromstärken anwenden und damit sehr viel stärkere Magnetfelder herstellen als bisher, ohne befürchten zu müssen, daß die Spule sich unzulässig stark erwärmt. Diese würden dann wiederum die Möglichkeit bieten, neue physikalische Probleme, z. B. über die Wechselwirkung von Licht und Magnetismus, in Angriff zu nehmen. Gl.



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich **3 Mark**; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs **4 Mark**. Einzelnummern kosten **1 Mark**.

8. Jahrgang, Nr. 10
Juli 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Der Beruf der Philosophie in der Gegenwart.

Von
A. Riehl.

Die philosophische Bewegung der Gegenwart nimmt ihren Anfang im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit einem erneuten und vertieften Studium Kants. Nach dem Scheitern ihrer naturphilosophischen Abenteuer fand sich die Philosophie wie von selber, um es mit einem Worte von Helmholtz zu sagen: auf den gesunden Boden Kants zurückgebracht. Von dieser Grundlage aus suchte sie sich erst wieder über sich selbst zu besinnen. Inzwischen war die Naturwissenschaft ihrerseits zu Entdeckungen und Anschauungen von philosophischer Bedeutung gelangt, so zu der Entdeckung der Erhaltung der Energie, des Prinzipes, das es erst möglich machte, alle Teile der Physik in ein einheitliches System zu verbinden, und zu der Anwendung der Idee der Entwicklung auf die Erforschung der organischen Natur, der Lehre von der Abstammung der Arten. In dem Maße nun, in welchem sich die forschende Wissenschaft immer exakter gestaltete, wurde sie sich auch der Bedingtheit ihrer Aufgaben bewußt; ein namhafter Physiologe redete von den »Grenzen des Naturerkennens«. Zwischen einer solchen kritisch gewordenen Naturwissenschaft und einer Philosophie, die sich die Prüfung der Quellen des Wissens und die Bestimmung seiner Grenzen zu ihrer vornehmsten Aufgabe gestellt hatte, konnte sich eine Annäherung vollziehen, die bald zu einem Bündnisse werden sollte. Mathematiker und Physiker von Rang — Ludwig Boltzmann, Henri Poincaré, Ernst Mach u. a. — beteiligten sich, dem Beispiel von Helmholtz folgend, an den philosophischen Diskussionen über die Grundlagen der Erkenntnis. Wissenschaft und Philosophie, die beiden, längere Zeit getrennten und feindlichen Mächte, hatten sich nicht bloß versöhnt, sondern noch darüber hinaus eine Art Personalunion geschlossen. Wie vielverheißend indes diese Bewegung begonnen hatte und wie kurz die seither verflossene Zeit ist, die Periode der wisssenschaftlichen Philosophie scheint vielen

Vortrag, gehalten in Princeton am 20. Oktober 1913.



heute bereits wieder überschritten zu sein.

Die junge Generation der neunziger Jahre zeigte, verglichen mit der ihr vorangegangenen, eine neue geistige Verfassung, eine veränderte Richtung ihres Denkens. Sie empfand Ungenügen an bloßer Wissenschaft. Nietzsche wird ihr Wortführer, Leben, gesteigertes Leben ihre Losung. Und wer wollte ihr ein gewisses Recht zu diesem Wandel der Anschauungen abstreiten? Die Wissenschaft, oder was damals beinahe dasselbe bedeutete, die Naturwissenschaft hatte sich gleichsam übernommen, sie hatte über ihren rechtmäßigen Bereich hinaus den Anspruch auf Herrschaft ausgedehnt, zwar nicht von Seiten ihrer eigentlichen Vertreter, wohl aber solcher, die sich ihre Ergebnisse dogmatisch angeeignet hatten. Historiker, nicht Naturforscher von Fach, versuchten im Ernste selbst aus der Geschichte eine exakte Wissenschaft, eine Naturwissenschaft zu machen. Der Mensch galt ihnen als das Produkt seiner Umgebung. Sie sahen, um ein Sprüchwort umzukehren, vor dem Walde die Bäume nicht, vor den Massenerscheinungen und ihrer Statistik nicht die persönlichen Kräfte der Geschichte. Die Wissenschaft, so hieß es dagegen jetzt, ist inhuman. Sie habe so gut wie nichts mit uns zu tun, so gut wie nichts mit den wahren Tendenzen unseres geistigen Lebens. Sie kann die Religion nicht ersetzen; sie kann die Kunst nicht ersetzen — der Naturalismus ist ein Irrweg; — sie denkt nur, sie handelt nicht; ihr Reich ist das Tote, das Lebendige erstarrt vor ihren Begriffen.

Wie es der gewöhnliche Verlauf von Gegenströmungen ist, in die entgegengesetzte Einseitigkeit auszuschlagen, so führte auch die Reaktion gegen den Intellektualismus der Wissenschaft über das Ziel hinaus; ging man doch so weit, der Wissenschaft Galileis und Newtons jeden eigentlichen Erkenntniswert abzusprechen; nur für eine praktisch-technische Angelegenheit wollte man sie gelten lassen.

Wieder begann man **ohne** Wissenschaft und **gegen** die Wissenschaft zu philosophieren. Wieder herrschte die Literatur über die Philosophie, und höchstens als literarische Produkte kommen die hierher gehörigen Erzeugnisse in Betracht. Man erklärte die wissenschaftlichen Begriffe für Symbole und schuf dafür eine Philosophie in Metaphern, die gewiß erst recht Symbole sind. An die Stelle begrifflicher Klarheit und Bestimmtheit trat die Einfühlung, »die intellektuelle Sympathie«; **sie** solle uns in das Innere der Dinge versetzen, durch sie sollen wir das Absolute zu ergreifen vermögen. Diese neue Philosophie der Intuition ist in Wahrheit nur eine Wiedergeburt der Romantik. Auch die Romantik war eine Reaktion des Gefühls und der Einbildungskraft gegen Vernunft und Klarheit, auch in ihr herrschte die Poesie über die Philosophie, auch sie bedeutet eine wesentlich literarische Epoche. Und völlig romantisch ist der Mythus »der schöpferischen Entwicklung.« Gegen diese Art von Naturphilosophie, die weder Philosophie noch Naturwissenschaft ist, hat schon der spätere Fichte das letzte Wort geredet: »unfähig, ihre unklaren Gedanken zu begründen, verweist sie statt der Gründe an das Vermögen, womit sie schwärmt, und nennt es intellektuelle Anschauung«; heute heißt dieses Vermögen intellektuelle Sympathie, Intuition.

Frei von einem offenkundigen Einflusse romantischer Neigungen hat sich eine andere Form der Opposition gegen die Wissenschaft gehalten. Hätte der

»Pragmatismus« nur bezweckt, das Wissen mit dem Leben zu verbinden, statt es von dem Leben zu trennen, so müßten wir ihm Recht geben. Aber er durfte nicht übersehen, daß auch das Erkennen zum Leben des Geistes gehört, und wenn die Erkenntnis auch nicht der einzige geistige Wert ist, so bleibt sie doch ein Eigenwert für sich. Die Wahrheit folgt nicht dem Nutzen nach, sie wird nicht erst durch den Nutzen wahr gemacht. Sie wird überhaupt nicht gemacht, oder erfunden, sie wird entdeckt. Man lasse sich nicht durch den Ausdruck: Verifikation täuschen, er will nicht bedeuten, daß Wahrheiten gemacht, er bedeutet, daß Wahrheiten bestätigt werden, und ihre Bestätigung erfolgt in der positiven Wissenschaft durch Tatsachen, welche von unserem Belieben und von jeder Rücksicht auf unseren Nutzen unabhängig sind, nicht wie beim Pragmatismus durch Gefühle und Wünsche.

Angesichts dieser ungewissen und einigermaßen verworrenen Lage der zeitgenössischen Philosophie ist es unerläßlich, für die Beurteilung ihrer Bestrebungen einen Maßstab zu suchen. Der Weg, diesen Maßstab zu finden, führt durch eine geschichtliche Betrachtung.

Philosophie und Wissenschaft sind zugleich entstanden, bestimmter noch: die Wissenschaft ist als Philosophie ins Leben getreten. Noch Jahrhunderte später empfand Aristoteles ihre Schöpfung wie etwas Übermenschliches. Thales und die ihm Folgenden hätten die Wissenschaft um dieser selbst willen gesucht und nicht eines Nutzens wegen, und darum sei diese Wissenschaft allein frei und ihr Besitz für etwas Göttliches zu erachten, weil sie nicht auf Nutzen ausgeht. Und auch noch wir nennen mit Ehrerbietung die Namen jener Ahnherrn unserer Naturforscher und Philosophen, die Namen Anaximander, Pythagoras, Heraklit, Parmenides, und suchen durch die undeutliche Überlieferung hindurch das Bild ihrer Persönlichkeit zu sehen. Jene Denker der vorsokratischen Zeit haben bereits alle die Grundkonzeptionen der wissenschaftlichen Gesamtbetrachtung der Dinge vorweggenommen und damit den Rahmen aufgestellt, den die wissenschaftliche Forschung der Folgezeit zwar mit reicherem Inhalte erfüllte, aber nicht zu erweitern vermochte. Denn die von ihnen nach und nach aufgedeckten allgemeinen Gesichtspunkte der Naturforschung: die Begriffe der Substanz und der Größenunveränderlichkeit des Gegebenen, der Gesetzlichkeit des Geschehens, der mathematischen Bestimmtheit der Erscheinungen stammen im letzten Grunde aus der Verfassung des menschlichen Geistes ab, der die Natur erforscht.

Niemals aber konnte es der Philosophie genügen, bloße Wissenschaft zu sein; sie wäre sonst nicht Philosophie gewesen, denn diese wendet sich als solche wie an das Ganze der Dinge, so auch an das Ganze des geistigen Lebens und seiner schöpferischen Tendenzen.

Sokrates, der pädagogische Genius der Philosophie, entdeckte eine allen Antrieben der sinnlichen Natur überlegene geistige Macht im Menschen; er entdeckte sie nicht bloß, er lebte sie. Sein Leben und der höchste Akt seines Lebens, sein Sterben erscheinen auch uns, wie sie den Alten erschienen waren: als Offenbarung einer unbedingten Macht des Geistes, als Triumph der Helligkeit des Bewußtseins und eines souveränen Willens über die Instinkte.

Seit ihrer sokratischen Epoche hat die Philosophie zu ihrem wissenschaftlichen Berufe die praktische Bestimmung ergriffen, eine Kunst der Geistesführung



und Lebensgestaltung zu sein. Sie ward damit zu einer lebendigen Kraft in der ferneren Entwicklung erst der griechischen Kultur und weiterhin der Kultur der Menschheit.

In Platons Lehre gehen die beiden Tendenzen der Philosophie, die theoretische und die praktische eine Verbindung ein, die in ihrer Geschlossenheit für alle nachfolgende Zeit vorbildlich geblieben ist. Wollen wir die antike Philosophie bei ihrem Doppelberufe am Werke sehen, so müssen wir sie auf ihrer Höhe betrachten, der Höhe, die sie mit der von Platon begründeten und geleiteten Akademie erreicht hat. Mit dem engeren Kreise von Forschern und Lehrenden, Platon an der Spitze, war in der Akademie ein weiterer von Jüngern und Lernenden zu einer Lebensgemeinschaft vereinigt und der Zweck der Gemeinschaft ein zweifacher: die Organisation des Wissens und die Beherrschung der Formen des Lebens durch das Wissen, das Wissen der »Ideen«.

Planvoll, nach einheitlichen Gesichtspunkten wurden in der Akademie alle Wissensgebiete durchforscht; Platon selbst stellte den mitforschenden Freunden die Aufgaben. So führte er zur Lösung geometrischer Probleme die analytische Methode ein, er veranlaßte die Schöpfung der Stereometrie durch seinen Schüler Theätet, und berühmt ist die von ihm herrührende astronomische Aufgabe: solche Hypothesen gleichmäßiger und geordneter Bewegungen anzusetzen, daß dabei die Erscheinungen, der planetarischen Bewegungen gewahrt werden. Das *σώζειν τὰ φαινόμενα*, die Forderung, die Erscheinungen zu erhalten, ist ganz im Geiste der heutigen positiven Wissenschaft und die leitende Maxime auch unserer exakt wissenschaftlichen Forschung. Auch wir suchen uns dem Verständnis der Wirklichkeit durch mathematische Annahmen zu nähern, deren Folgen wir mit den Erscheinungen vergleichen; auch wir »wahren« bei unseren wissenschaftlichen Untersuchungen die Phänomene.

Wie die Akademie ein Mittelpunkt gemeinsamer Forschungsarbeit war, so wurde sie bald auch zu einer Autorität in Verfassungsfragen; man wandte sich in Zweifelfällen an sie um Auskunft. Platon lebte der Überzeugung: die klare Einsicht in die höchsten Ziele des Handelns vermöge allein die Angelegenheiten der Menschen zu ihrem Heile zu leiten; so ergab sich ihm die Forderung, die Regenten des Staates sollten Philosophen sein.

Erkenntnis und sittliches Leben standen in der Akademie in gleicher Weise unter der Führung der Philosophie.

Auch in der neueren Zeit ist dieser doppelte Beruf der Philosophie niemals völlig in Vergessenheit geraten. Spinozas Philosophie heißt und ist Ethik. Sie gipfelt in einer mehr als rationellen, in der intuitiven Erfassung der Einheit unseres geistigen Lebens mit der schaffenden Substanz des göttlichen Seins, der »actuosa essentia Dei«. Kant unterscheidet den »Schulbegriff« der Philosophie von ihrem »Weltbegriff«. Nach dem ersteren ist Philosophie »ein System der Erkenntnis, die als Wissenschaft gesucht wird«, nach dem zweiten bezieht sie alle Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft und im Sinne dieses Begriffes ist der Philosoph der Gesetzgeber der Vernunft und ein Lehrer im Ideale. Nur mit stärkerem Akzente, aber im Grunde dasselbe sagt auch Nietzsche, die eigentlichen Philosophen sind nach ihm Befehlende und Gesetzgeber, sie sagen: so soll es sein! Ihr Erkennen ist Schaffen, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung. Vor-

nehmlich aber war es Fichte, der den platonischen Begriff der Philosophie und den Typus des platonischen Philosophen erneuerte. Der Philosoph, oder wie Fichte ihn nennt: der »Gelehrte« trage in der Idee die Geſtalt des künftigen Zeitalters in sich, sein Leben sei selbſt »das Leben der die Welt fortschaffenden und neu geſtaltenden göttlichen Idee«. Je nachdem dieses Leben wirkend nach außen erscheint, oder beharrend im bloßen Begriffe, gebe es zwei Hauptgattungen von Philosophen. Die erſte nennt Fichte die der Regenten und erinnert schon durch diesen Namen an Platons Archonten. Zu ihr soll Jeder gehören, der über die Anordnung der menschlichen Angelegenheiten selbſtändig zu urteilen und etwas Geltendes zu beschließen das Recht und den natürlichen Beruf hat. Die zweite Gattung, die der Philosophen oder »Gelehrten« im engeren Sinne zerfalle wieder in zwei Arten: die der Erzieher der Gelehrten und die der Schriftſteller oder der Forscher. Man weiß, welchen Wert Fichte, der Redner und Bildner seiner Nation auf die Erziehung legte; unwillkürlich denken wir dabei an die Bedeutung der Erziehung im Staate Platons.

Wie aber kann die Philosophie den doppelten Beruf, den sie einſt in der Akademie verwaltete, auch noch in der Gegenwart erfüllen? Zunächſt: wie soll sie die Aufgabe lösen, das Wissen zu organisieren?

Das Zeitalter der positiven Wissenschaften hat mit der zunehmenden Sonderung der Wissensgebiete eine immer weiter gehende Teilung der wissenschaftlichen Arbeit mit sich gebracht, und kein Einzelner vermöchte wieder das gesamte Wissen seiner Zeit zu beherrschen, oder der Forschung von sich aus ihre Aufgaben vorzuschreiben. Der Prozeß der Spezialisierung des Wissens, der autonomen Entwicklung der Sonderdisziplinen iſt unaufhaltsam, und er soll auch nicht aufgehalten werden. Umso dringender erhebt sich die Forderung, über der Einzelforschung nicht das Bewußtsein der Einheit alles Wissens zu verlieren. Die Wissenschaften insgesamt, erklärte Descartes, sind nichts anderes als die menschliche Erkentnis und diese iſt immer eine und dieselbe, auf wie verschiedene Gegenſtände sie auch angewandt werden mag, gleichwie das Licht der Sonne eines und das nämliche bleibt, wie verschieden auch die Dinge sind, die es beleuchtet. Wohl haben wir aufgehört, an die Möglichkeit eines in irgend einem Augenblicke abzuschließenden Syſtemes aller Erkenntnisse zu glauben; wir haben selbſt aufgehört, diese Möglichkeit zu wünschen. Ihre Verwirklichung erschiene uns wie das Erlöschen, wie der Tod des Erkenntnistriebes selbſt. Aber mit dem Syſteme im Sinne eines Werkes, das einmal geleiſtet nur noch erlernt und überliefert werden könnte, braucht nicht auch das Syſtem im Sinne einer Tendenz aufgegeben zu werden. Alles Erkennen unterscheidet sich durch die ihm innewohnende syſtematische Richtung von einem bloßen Wissen. Hier nun tritt die Bedeutung einer Theorie der Erkenntnis, die Bedeutung einer allgemeinen Wissenschaftslehre schlagend hervor. Auch geschichtlich erschien und entwickelte sich diese zentrale philosophische Disziplin als eine Folge und Forderung der Epoche der Spezialwissenschaften. Die Wissenschaft als solche iſt zu einem Probleme der Philosophie geworden. Indem die Erkenntnistheorie das Wissen in allem Wissen prüft, und auf seine Voraussetzungen hin untersucht, gibt sie der positiven Forschung den Maßſtab, nach welchem

diese ihr Werk zu beurteilen und sein Verhältnis zu dem Ganzen der Erkenntnis zu bestimmen vermag. Zu erkennnistheoretischen Problemen führt jede Wissenschaft, und darum ist das Studium dieser Probleme ein Weg, auch heute wieder zu einer Organisation des Wissens zu gelangen.

Auch eine Art platonischer Akademie, nur angepaßt an die veränderte Lage der Wissenschaft ist gegenwärtig noch möglich; ich meine die Herstellung und Vervielfältigung der lebendigen Beziehungen unter den künftigen Forschern verschiedener Disziplinen. Diesen Weg hat sich das Graduate College vorgezeichnet, wenn es solche Beziehungen schon unter den Lernenden zu schaffen sucht, in der frischen und empfänglichen Zeit also, in der sich die Forschungsgrundsätze für ein ganzes wissenschaftliches Leben festzustellen pflegen.

Noch wesentlicher für die Gegenwart erscheint indes jener andere Beruf der Philosophie neben ihrem rein theoretischen, ihr Beruf zur Geistesführung auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnis.

Unsere Zeit verlangt nach einem neuen geistigen Gehalt des Lebens, nach Erneuerung der inneren Kultur. Diesem Verlangen, dem kein Fortschritt, der äußeren Zivilisation genügen kann, kommt von Seite der Wissenschaft die eben in Aufschwung begriffene Philosophie der Geschichte entgegen, dieses Wort in der weiteren Bedeutung einer Philosophie der geistigen Werte genommen. Hier knüpft die Philosophie der Gegenwart an die großen Tendenzen des deutschen Idealismus an, sie macht sich dessen kostbarstes Erbe zu eigen: den Sinn für das geschichtliche Leben.

Alles in der Geschichte ist durch geistiges Tun entstanden in seiner Verflechtung mit der Sinnenwelt: darum ist die Geschichte nichts vom Leben des Geistes Getrenntes oder zu Trennendes. Sie erfüllt die Zeit, was durch sie wirkt, in ihr sich fortsetzt, ist von der Gegenwart durch die Zeitform nicht gesondert. Die Geschichte geschieht, die Geschichte dauert, von ihr gilt wirklich Bergsons Zeitbegriff. »Objektiver Geist«, das von Hegel so ausdrucksvoll und sachgemäß geprägte Wort bedeutet uns mehr, als es nach seinem Urheber bedeuten sollte, — keine bloße Entwicklungsstufe, sondern das Wesen der Geschichte selbst, den Wirkungszusammenhang in jeder Äußerung des geschichtlichen Lebens und in dem Ganzen seiner Äußerungen. Unter diesen erweiterten Begriff des objektiven Geistes fallen in gleicher Weise Erziehung, sittliches Leben, Staat und Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft — sie alle sind Objektivationen des geschichtlich geistigen Lebens.

Doch so weit bedeutet auch dies erst noch Theorie. Die Philosophie aber ist keine bloße Betrachtung des Lebens, sie ist selbst eine Form des Lebens, sie selbst ist »objektiver Geist«. Das Reich der »Ideen«, in das sie uns einführt, soll nicht bloß erkannt, es soll verwirklicht werden. Praktische Grundsätze sind nicht dazu da, bewiesen zu werden, sie sind dazu da, befolgt zu werden; ihr Beweis ist die Kraft, womit sie das Handeln leiten. Alle Wissenschaft, sagt in diesem Sinne Fichte, ist tatbegründend.

Geistiges Leben ist aus sich tätiges Leben. Es kennt keinen Determinismus außer sich oder über sich; es selbst ist, in dem, was es schafft, das Determinierende, das sein Gesetz in sich trägt. In der Erkenntnis sind es die logischen Postulate und die Elemente des Wissens a priori, die aus der aktiven

Natur des Geiſtes den Urſprung nehmen, in der Kunſt iſt es die Herrſchaft der Form über den Stoff, im Gebiete des ſittlichen Handelns die Selbſtverpflichtung und Selbſtverantwortlichkeit, in dem des religiöſen Erlebniſſes die innere Ergriffenheit des Gemütes und die freie Hingabe an das Göttliche. Geiſtiges Leben iſt in jeder ſeiner Geſtalten, auf allen ſeinen Gebieten autonomes Leben; Freiheit durch Eigengesetzlichkeit iſt ſein Element, die Verwirklichung der Freiheit ſeine Beſtimmung. Wir denken es hervorgegangen aus dem, was an Aktivität ſchon im Grunde der Dinge vorauszuſetzen iſt; entwickelt aber wurde und wird es durch die übergreifenden Verbände der Individuen, durch Familie, Geſellſchaft, Staat, religiöſe Gemeinſchaft und die Vollendung erreicht es in dem Schöpfer der Kultur, der zugleich ihr Gipfel iſt, in der großen autonomen Perſönlichkeit.

Es gibt ein Syſtem der Werte; zwiſchen den Grundrichtungen des geiſtigen Lebens muß eine Harmonie zu ſchaffen ſein, ſo gewiß der Geiſt lebendige Einheit iſt. Der Beruf der Philoſophie als Geiſtesführung iſt es, das Wiſſen von den Werten und ihrem Syſtem zur Klarheit des Begriffes zu erheben, das ſtrebende Bemühen um die harmoniſche Geſtaltung unſeres Lebens tatkräftig zu erhalten.

Dies war der Beruf, den die Philoſophie im Altertume neben ihrem wiſſenſchaftlichen erfüllte — und dieſer nämliche Doppelberuf iſt ihr auch in der Gegenwart und für dieſe geblieben.

Papyrusfunde und griechische Literatur.

Von

W. Schubart.

I.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts und beſonders in den letzten Jahrzehnten ſind dem Boden Ägyptens, der ſo viele Zeugen ferner Vergangenheit treu bewahrt hat, Tauſende von Papyrusblättern abgewonnen worden, die, mit ſchriftlichen Aufzeichnungen aller Art bedeckt, vornehmlich aus der griechiſch-römiſchen Zeit ſtammen, als das Land erſt unter der Fremdherrſchaft des ptolemäiſchen Königshauſes noch einen eigenen Staat bildete und dann eine Provinz des römiſchen Weltreichs wurde, bis es, von den byzantiniſchen Kaiſern nicht mehr geſchützt, dem Anſturm der Araber erlag. Öffentliche und private Urkunden jeder Art, dazu eine Fülle von Privatbriefen legen dem Forſcher die unmittelbaren Äußerungen der damals Lebenden in ſolcher Mannigfaltigkeit und ſo unerſchöpflichem Reichtum in die Hand, daß er von der Kultur dieſes Landes in dieſer Zeit ein Bild entwerfen kann, wie es ſchwerlich für irgend ein anderes Gebiet und irgend einen andern Abſchnitt des Altertums möglich ſein dürfte. Aber dies Bild bliebe unvollſtändig, wollte man nicht auch denjenigen Teil der Papyrusfunde hineinziehen, der im einzelnen vielleicht das größte Aufſehen erregt und die meiſten wiſſenſchaftlichen Arbeiter in Bewegung geſetzt hat, im ganzen aber noch am wenigſten für das Kulturbild jener Welt ausgebeutet worden iſt: die literariſchen Papyri in



griechischer und lateinischer Sprache. Denn die Bücher und Überreste von Büchern, die in Papyrusrollen und Bänden aus Papyrus- oder Pergamentblättern, nur allzuoft arg zerstört, auf uns gekommen sind, reden nicht minder laut als jene Urkunden und Briefe von der Lebensart und Denkweise derer, die sie lasen und schrieben.

Wer unter diesem Gesichtspunkte die Kultur der griechisch-römischen Zeit Ägyptens im großen darstellen wollte, müßte die gesamte literarische Entwicklung des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit bis in die byzantinische Periode hinein schildern, denn was die Papyrusfunde bieten, kann nicht mehr als ein begrenzter Ausschnitt sein; er müßte die Wandlungen des griechischen Geistes innerhalb dieser Zeit verfolgen und in dem, was im Original vor unsern Augen liegt, ihr Spiegelbild erkennen lehren. Es liegt mir fern, diese Aufgabe auch nur anzurühren, da ich wohl weiß, daß ich sie nicht lösen könnte. Außer manchen einzelnen Hinweisen hat U. v. Wilamowitz-Möllendorff in seiner Geschichte der griechischen Literatur zwar nicht im besonderen Hinblicke auf die griechische Kultur in Ägypten, wohl aber unter dem viel weiter reichenden Gesichtspunkte der Geschichte des griechischen Geistes den Grund gelegt, auf den jeder Spätere bauen muß; ob aber schon heute die Ausarbeitung ins einzelne gelingen kann, ob sie überhaupt schon unternommen werden darf, möchte wohl mancher bezweifeln, der das Feld ein wenig übersieht.

Wenn ich trotzdem versuche, die literarischen Papyri für das Kulturbild des damaligen Ägyptens zu verwerten, so stecke ich mir erheblich engere Grenzen. Ich will in Umrissen erzählen, was tatsächlich ans Licht gekommen ist, will fragen, wie weit wir aus den Funden Schlüsse ziehen dürfen auf das, was man damals gekannt und gelesen hat, und will einige Linien ziehen, die dazu dienen mögen, in den großen Stoff, der unübersichtlich zu werden beginnt, Ordnung zu bringen, damit er künftig für ein Kulturbild leichter zur Hand sei.

Vielleicht findet mancher, der den Dingen ferner steht, darin eine willkommene Anregung; dem Kenner werde ich nichts Neues sagen.

Die Bedeutung der Funde für die Geschichte der Überlieferung, für die Textkritik, kurz für die philologische Wissenschaft ist eine Sache für sich, die hier beiseite bleiben muß.

Obwohl ich die Grenzen der Periode, die hier in Betracht kommt, bereits im allgemeinen bezeichnet habe, muß ich noch bemerken, daß ich, wie sich von selbst versteht, nach oben soweit hinaufgehe, wie die Funde griechischer Papyri es zulassen, also etwa bis auf Alexander den Großen, nach unten aber eine so bestimmte Grenze nicht habe ziehen können. Zwar betrachte ich die arabische Eroberung, 640—641 n. Chr., als einen tiefen Einschnitt im Kulturleben Ägyptens, der auch für den jetzigen Zweck sich aufdrängt, habe aber doch dies oder jenes, was jenseits dieser Zeit liegt, noch berücksichtigt, wenn es bezeichnend zu sein schien. Außerdem mache ich besonders darauf aufmerksam, daß ich nur die Funde verwerte, die bis zum Juni 1914 veröffentlicht worden sind, denn da jeder Tag Neues bringen kann, ist es nicht gleichgültig, wann eine solche Sammlung abgeschlossen wird. Benutzt wird im allgemeinen nur, was durch Veröffentlichung irgendwelcher Art den Gelehrten zugänglich geworden ist; aber ausnahmsweise habe ich auch Texte, die mir vor der Veröffentlichung be-



kannt geworden sind, berücksichtigen wollen. Manches, was veröffentlicht worden ist, kann mir entgangen sein; jedoch hoffe ich, nichts Erhebliches übersehen zu haben.

Es wird wohlgetan sein, bevor die Zahlen, die leicht blenden, und die Statistik, der man leicht zuviel glaubt, an die Reihe kommen, von den Einschränkungen zu sprechen, die man vornehmen muß, um nicht in der Benutzung des großen Stoffes auf Schritt und Tritt auszugleiten. Es sind Funde, mit denen wir es zu tun haben, gewiß Ergebnisse des Suchens, aber fast nie das, was man suchte. Denn man kann es gar nicht oft genug aussprechen, daß gerade die Papyrusfunde vom Zufall abhängen, vom Zufall längst vergangener Zeiten ebenso wie vom Zufall des Heute. Zufällig ist in weitem Umfange die Erhaltung der Papyri. Mögen sie nun einem Toten ins Grab gelegt, mögen sie als Pappe zu Särgen verarbeitet worden sein, ob sie im Schutt und in Kellern der Häuser oder im Kom, dem Schutthaufen, der sich neben Stadt und Dorf aufbaute, liegengeblieben sind, überall stoßen wir auf Willkür, Laune, Gleichgültigkeit, Vergeßlichkeit jener Leute, die vor rund 2000 Jahren diese griechischen Bücher besaßen. Wer dem Toten ein Buch mitgab, was leider nicht allzuoft geschehen zu sein scheint, hatte vielleicht etwas Verständnis für den Inhalt oder wußte, daß der Tote das Werk geschätzt hatte, so daß man allenfalls eine innere Beziehung des gefundenen Buches zum antiken Besitzer vermuten darf. In allen anderen Fällen aber beweist der Fund nicht mehr, als daß eben dies Buch vorhanden war und einmal gelesen worden sein mag; zehn oder zwanzig andere, die nicht weniger vorhanden und nicht weniger gelesen waren, hat ihr Besitzer aus irgend einem Grunde, den wir weder erraten können noch sollen, nicht als Makulatur dem Sargfabrikanten verkauft, nicht auf den Kom geworfen und nicht liegen lassen, als er umzog oder auswanderte. Wollte man freilich daraus entnehmen, gerade was uns nicht erhalten sei, habe sich größerer Beliebtheit erfreut, so würde damit wiederum etwas Fremdes in den Zufall hineingedeutet. Und weiter: was jener erste Zufall ausgesondert und die Jahrhunderte zu überdauern bestimmt hatte, wie ist es dem weiter ergangen? Das Grab ist vielleicht schon im Altertum, vielleicht erst in neuerer Zeit geplündert und die schöne Papyrusrolle zertreten oder verbrannt worden, während daneben ein Toter, der literarischen Anwandlungen fern stand, ruhig liegen blieb; Särge aus Papyrusmakulatur sind von der Feuchtigkeit zerstört worden, im Kom hat oben der Wind und unten das Wasser Schaden angerichtet, oder der Druck dieser oft sehr hohen Schutthügel hat die Papyrusblätter zu Staub zerrieben, und in den Häusern hat eine stürzende Decke, eine fallende Wand ein wertvolles Werk der Literatur in tausend Stücke geschlagen, die uns nichts mehr lehren, selbst wenn wir sie finden. In vielen Gestalten hat der Zufall der Vergangenheit hier bewahrt und dort vernichtet.

Was durch alle diese Umstände hindurch, die mit Wesen und Verbreitung des Literaturwerkes nichts zu tun haben, bis auf den heutigen Tag bewahrt geblieben ist, wird keineswegs alles gefunden. Nicht ohne Grund hat man gesagt, der Wüstenrand des Niltals, besonders an der Westseite, sei von Cairo bis Assuan ein einziger Friedhof; zahlreiche Nekropolen, die oft genug allein vom Leben der alten Städte zeugen, können so manchen Schatz an Büchern



enthalten; die Ruinen verlassener, dann zerfallener, endlich verschütteter Ortschaften liegen hier und da am Eingange der Wüste, besonders zahlreich im Fajum, aber auch sonst fehlt es nicht daran. Manche verraten sich noch durch Mauerreste, einige durch Schutthügel und Scherben, andere aber haben keine Spur hinterlassen, die dem Suchenden einen Wink geben könnte, ebenso wie jene Nekropolen vielfach unkenntlich geworden sind. Freilich wissen die Fellachen oft gut Bescheid und kennen die Punkte, wo der Spaten auf Altertumsfunde stößt; aber ob ihre Raubgrabungen, die früher fast allein Papyrusblätter ans Licht brachten und jetzt trotz aller Verbote den Antikenhändlern immer noch Vorräte liefern, an dieser oder jener Stelle einsetzen, hängt mehr oder weniger vom Zufall ab. Wohnt im Dorfe oder der Stadt ein Mann, der mit den Händlern in Verbindung steht, der vielleicht durch ein paar Zufallsfunde seine Augen auf »antikât« gerichtet hat, so läßt er die Umgegend absuchen, während anderwärts die schönsten Dinge in der Erde ruhen können, ohne daß sich ein Finger darum rührt. Ob der Platz, den die Fellachen durchspüren, einst ein lebhafter Ort mit gebildeten, Bücher lesenden Bewohnern war, bleibt dabei ganz außer der Rechnung. Es kommt ebensowenig in Betracht, wenn die Fellachen eine Ortschaft des Altertums um des Sebbachs willen ausbeuten, jenes wertvollen Dungmittels, das sich aus den tausendfachen Abfällen vergangener Kultur gebildet hat; jedoch ist dieser Fall noch günstig genug, da hier in der Regel ganze Arbeit gemacht und solch eine alte Stadt von Anfang bis zu Ende ausgeräumt wird. Was überhaupt noch vorhanden ist, muß schließlich ans Licht kommen und wird von den Grabenden, die heute auch den Wert der Papyrusblätter kennen, in den Handel gebracht.

Unternimmt ein Altertumsforscher eine Ausgrabung, so wird er zwar versuchen, eine Stelle zu finden, die einst eine reichere Kultur trug, womöglich eine größere Stadt, von der auch literarische Bildung erwartet werden darf; ob er sie aber findet, hängt von mancherlei Zufällen ab, und selbst wenn er auf das richtige Feld stößt, wenn das Glück es will, daß hier wirklich Reste griechischer Bücher im Boden erhalten geblieben sind, so kann ein Zufall, der manchmal im Bunde mit seinen Arbeitern und ägyptischen Händlern steht, ihn um wenige Fuß von dem ergiebigen Punkte ablenken. Wer die Ausdehnung solcher Grabungsfelder kennt, wird begreifen, daß man selbst mit einer großen Arbeiterschar und mit beträchtlichen Geldmitteln über umfangreiche Stichproben nicht hinauskommt; wo aber eine wirklich gründliche Durchforschung geschehen kann, wird auch der Erfolg nicht fehlen, wie es am klarsten die Grabungen von Grenfell und Hunt in Behnesa = Oxyrhynchos dargetan haben. Freilich gehört dazu, daß der richtig gewählte Platz bereits im Altertum und bis auf die Gegenwart von jenem Zufall der Erhaltung begünstigt worden ist, also ein Zusammentreffen mehrerer Bedingungen, die von Willen und Einsicht des Ausgrabenden nur zum Teile bestimmt werden können. Oft genug hat gerade ein entlegenes, geistig armes Dorf unter einem rettenden Sterne gestanden, der schließlich auch den Forscher dorthin geleitet hat, während eine bedeutende, regsame Stadt verschwunden ist oder keine Hoffnung auf Funde bietet. Wir brauchen nur auf die Fundstätten zu blicken, die bisher griechische Literaturwerke herge-

geben haben. Gewiß, Arsinoë = Medinet el Fajum, Hermupolis = Eschmunên und allen voran Oxyrhynchos = Behnesa haben einigermaßen gehalten, was man von ihnen hoffen durfte; wenn aber Memphis und Antinoupolis bisher fast nichts beigesteuert haben, wenn umgekehrt ein entlegenes Fajumdorf, Tebtynis = Umm el baragât, an Zahl der literarischen Papyri sich neben das große Hermupolis stellen kann, muß man da nicht vom Zufall sprechen, eben dem Zufall, der hier dem Grabenden einen großen Teil dessen, was überhaupt vorhanden war, in die Hand gibt und ihn dort mit einem kümmerlichen Brocken abspeist? Freilich, das Bild würde sich ein wenig ändern, wenn wir die Herkunft der Papyri, die im Handel erworben werden, erfahren könnten; wissen wir doch nur bei der Hälfte der gefundenen literarischen Texte einigermaßen, woher sie stammen. Aber ohne Zweifel würde auch dann der Eindruck bleiben, daß der Zufall die Funde regiert. Bedenkt man noch, daß der Mittelpunkt griechischen Lebens in Oberägypten, Ptolemaïs = Menschije, uns bisher nichts gegeben hat und, wie die Dinge liegen, auch schwerlich etwas geben wird, vor allem aber, daß uns Alexandreia völlig fehlt, so wird auch der mutigste Beurteiler nicht zu behaupten wagen, daß wir an der Hand der literarischen Funde ein Bild vom geistigen Leben in den wichtigsten Städten des griechischen Ägyptens auch nur umreißen könnten. Weitaus am besten kennen wir Oxyrhynchos, haben aber keine Möglichkeit, es mit andern Städten etwa gleicher Größe zu vergleichen, und können ihm deshalb fürs Ganze nur wenig abgewinnen. Und jeder Tag kann neue Fundstätten öffnen und den Überblick, den man etwa erreicht zu haben wähnt, von Grund aus ändern, nicht nur für die örtliche Verteilung, sondern für die Verbreitung eines Buches im allgemeinen. Noch vor wenigen Jahren durfte man sich billig darüber wundern, daß der Alexandriner Kallimachos in den Papyrusfunden fast gar nicht vertreten war; aber die letzten Jahre haben gelehrt, daß man ihn bis in späte Zeit hinein gelesen hat, und ganz ähnlich ist es mit Menander gegangen. Auf der andern Seite hat ein Zufallsfund uns den Timotheos von Milet kennen gelehrt, der schwerlich viele Freunde unter den Bücherlesern Ägyptens gehabt haben wird.

Endlich waltet der Zufall noch über den griechischen Büchern und Bücherresten, die glücklich bis auf die Gegenwart gelangt sind und das Licht des Tages wieder erblickt haben: viele fallen durch den Antikenhandel den Touristen anheim, die sie als Reiseandenken, als Merkwürdigkeit mitnehmen, aber der Wissenschaft nicht zugänglich machen, und diese sind in den meisten Fällen so gut wie nicht vorhanden. Erreichen sie aber die schützenden Räume unserer Bibliotheken und Museen, so werden sie zwar sicherlich einmal ihren gebührenden Platz in der Geschichte der Literatur und der Kultur erhalten, aber wann die gelehrte Arbeit sie in die Öffentlichkeit befördert, das bestimmt zwar nicht selten ihr eigener Wert, oft aber auch eine Reihe äußerer Umstände, unter denen Neigung und Arbeitskraft der Fachmänner nicht immer an erster Stelle stehen. So ist denn bis jetzt von dem, was den Ausgrabungen und dem Handel entstammt, was überhaupt aus Ägypten herrührt, ohne Zweifel nur ein Teil, den man schwer berechnen und nur mit allem Vorbehalt vielleicht auf die Hälfte schätzen kann, in irgendeiner Art ver-

öffentlicht worden, und man darf wohl sagen, daß in mancher Sammlung noch Schätze ruhen mögen, die unser Wissen auf diesem Felde bereichern, ja umgestalten können.

Wir müssen uns von vornherein klar machen, daß der Zufall der Erhaltung, der Zufall der Funde und der Zufall der Veröffentlichung für die griechischen Literaturwerke aus Ägypten und ihre Verwertung eine geradezu entscheidende Bedeutung besitzen, wenn wir nicht in grundlose Phantaftereien uns verirren wollen. Wie wenig es bei solchen Voraussetzungen gelingen kann, die Verteilung griechischer Bildung und griechischer Literaturfreunde oder gar gewisser Richtungen des literarischen Geschmacks über einzelne Kernpunkte geiftigen Lebens aus den bekannten Papyri abzulesen, mag wohl jedem eingeleuchtet haben; aber auch ein Versuch, die Eigenart größerer Zeitabschnitte oder den Wandel des Geschmacks durch die Jahrhunderte zu erkennen, findet in unserm Material jetzt noch keine fefte Grundlage. Man pflegt innerhalb der Zeit, in der griechische Sprache und Kultur in Ägypten herrschen oder wenigftens als Herrscher gelten, drei Abschnitte anzunehmen, nicht nur weil sie politisch sich leicht abgrenzen, sondern auch weil sie in Kultur- und Geiftesleben eine Eigenart erkennen lassen. Die Zeit der Ptolemäer fällt zusammen mit dem, was man Hellenismus nennt, die Zeit der römischen Kaiser bis auf Diokletian bedeutet die völlige Durchdringung des orientalischen Landes mit griechischem Wesen, freilich nicht eine Vertiefung, sondern eine Verflachung des Griechentums, und um 300 n. Chr. setzt die Entwicklung ein, die den griechischen Often vom lateinischen Weften der Mittelmeerwelt sondert und zur Überwältigung des Griechentums durch das griechisch gewordene Chriftentum führt. Es wäre außerordentlich wertvoll, wenn die Funde literarischer Papyri uns die Eigenart dieser Zeitabschnitte, die sich erkennbar genug auch in der griechischen Literatur ausgeprägt hat, unmittelbar verfolgen ließen, wenn wir sehen könnten, wie dies oder jenes Buch Einfluß gewinnt, sich durchsetzt und wieder verschwindet, wenn wir das Verhältnis der Jahrhunderte zur klassischen Literatur der Griechen beobachten, wenn wir prüfen könnten, wie weit Ägypten an der Wendung teilgenommen hat, die um Chrifti Geburt der griechische Geift vollzog, als er seine letzte Vergangenheit, den Hellenismus, verleugnete, und sich ganz dem Klassischen in die Arme warf. Wir möchten sehen, wie die Richtungen im Denken und im literarischen Stile sich hier ablösen, kurz wie die Hellenen Ägyptens sich zu dem Wandel der griechischen Literatur verhalten haben. Ich will nicht leugnen, daß mancherlei sich ergibt, aber faft nie, ohne daß man aus geringen Andeutungen ratend und ahnend einen Zusammenhang bauen müßte; und gerade die Zahlen, auf die man Angesichts der Fülle des Erhaltenen seine Hoffnung setzt, versagen so gut wie vollftändig. Es ift lediglich Zufall, ob ein Werk in der erften, der zweiten oder der dritten Periode ftärker vertreten ift oder überhaupt vorkommt; weiß man sonft nichts darüber, so kann man aus den Funden weder seine Verbreitung noch seine Entftehungszeit erschließen. Greifen wir auf Kallimachos zurück, der schon einmal als Beispiel diente: alle in Ägypten entdeckten Bruchftücke gehören der Kaiserzeit und der byzantinischen Periode an, der hellenistischen nicht ein einziges; wird jemand behaupten wollen, man habe

ihn zu seiner Zeit und in den folgenden zwei Jahrhunderten weniger gelesen? Ein richtiges Bild werden die Funde wohl insofern ergeben, als ihre Mehrzahl der zweiten Periode, der Zeit von Augustus bis auf Diokletian angehört; allein wir würden ihnen weder glauben noch glauben dürfen, wenn nicht andere Zeugen uns lehrten, daß damals in der Tat griechische Sprache und Bildung Ägypten am stärksten durchdrungen hatten. Macht man sich alle jene Zufälle klar, von denen zuvor die Rede gewesen ist, so wird man es aufgeben, aus der Verteilung der literarischen Papyri auf die drei großen Zeitabschnitte wesentliche Folgerungen zu ziehen; man wird erst recht darauf verzichten, wenn man hört, daß insgesamt in der rund tausendjährigen Zeitspanne, die uns beschäftigt, auf jedes Jahr bisher wenig mehr als ein gefundenes Literaturwerk kommt. Gewiß ist solch eine Rechnung äußerlich, aber sie mahnt nachdrücklich zur Vorsicht. So sehr man es bedauern muß, es ist heute noch nicht möglich, mit der zeitlichen Folge der literarischen Funde etwas Rechtes anzufangen und einen Überblick nach jenen drei Perioden einzuteilen; vielmehr müssen wir sie trotz ihrer tief reichenden Unterschiede hier als Einheit zusammenfassen. So groß ist das Zufällige unseres Materials, daß demgegenüber die Unsicherheit der Datierung, an die gerade der leicht denken wird, der von den Originalen einen Begriff hat, für die Zeitfolge gar nicht ins Gewicht fällt.

Auf die einzelnen Gattungen der Literatur das Spiel mit Zahlen anzuwenden, würde nicht minder in die Irre führen; es wäre lächerlich, etwa die Zahlen, die sich für das Drama ergeben, mit denen der Lyrik zu vergleichen oder Herodot und Thukydides einen Zahlenwettkampf um die Gunst des Publikums aufführen zu lassen. Und wenn wir sehen, daß der Roman in der Fundreihe sehr schlecht wegkommt, obwohl an seiner Beliebtheit und Verbreitung kein Zweifel bleibt, so wird wohl jedem die Lust zu solchen Versuchen vergehen. Sie wären aber nicht allein zwecklos, sondern auch innerlich ohne Recht. Denn es gibt kaum eine andere Tatsache, die gerade aus den Papyrusfunden so deutlich herausleuchtete, wie die vielfachen Übergänge von einer Gattung der Literatur zur andern. Mochten auch in der griechischen Literatur Gattungen und Formen streng ausgeprägt sein und eine ungewöhnliche Kraft des Beharrens, ja eine zwingende Gewalt ausüben, sie haben auf die Länge den Schriftsteller nicht unter ihrem Joche halten können, um so weniger, je ferner er den Höhen der Bildung, je näher er dem täglichen Leben und dem Volke stand. Deshalb dürfen wir gerade auf diesem Gebiete die sogenannten Gattungen überhaupt nicht in den Vordergrund rücken und sie erst recht nicht statistisch verarbeiten.

Allenfalls dürfen wir dann, wenn sich für ein einzelnes Werk oder einen einzelnen Schriftsteller Zahlen herausstellen, die ihre Umgebung augenfällig überragen, an eine besonders weite Verbreitung glauben. So nimmt Homer mit mehr als 250 Handschriften weitaus den ersten Platz ein, und die Ilias übertrifft die Odyssee fast um das Vierfache; dagegen kann die Zeitfolge: 22 Handschriften aus der hellenistischen Periode, 201 aus der Kaiserzeit und 31 aus der byzantinischen Periode wenig oder gar nichts lehren. Unter den Rednern, zu denen die gesamte rhetorische Prosa gerechnet wird, hebt sich Demosthenes mit 42 Handschriften erkennbar aus einer Gesamtsumme von 109 heraus;



noch mehr überragt Euripides mit 30 Handschriften, wobei die häufigen Anführungen in den Florilegien gar nicht mitgezählt werden, die übrigen Tragiker und was man ihnen zurechnen darf, denn die Gesamtzahl beläuft sich nur auf 63. Weniger stark ist schon Platons Übergewicht mit 23 unter 70 Handschriften philosophischen Inhalts, und noch zweifelhafter scheint Menanders Stellung in der Komödie. Dagegen hat es schon etwas zu bedeuten, wenn die christliche Literatur als Ganzes genommen rund $^1/_6$ aller Funde ausmacht; unter den biblischen Büchern nehmen die Psalmen weitaus den ersten Platz ein. Endlich scheidet der Zufall sicherlich aus, wenn die lateinischen Bücher nur knapp $^1/_{37}$ aller Funde erreichen. Nehmen wir diese Zahlen, wie sie sind, ohne viel Gewicht darauf zu legen, daß mehr als eine nur durch ziemlich willkürliche, jedenfalls persönlich beeinflußte Abgrenzung gewonnen werden konnte, so haben wir ungefähr alles herausgehoben, was die mechanische Statistik uns sagen kann. Und sie sagt uns nur Dinge, die wir nicht von ihr zu lernen brauchen, daß Homer weitaus am meisten verbreitet war, die Ilias viel mehr als die Odyssee, daß Demosthenes das große Stilmuster bildete; die Ursachen lagen bei der Schule und beim rhetorischen Unterricht. Auch für Euripides ergibt sich nichts Erstaunliches; eher darf man Platons Verbreitung als wertvolle Erkenntnis betrachten, vorausgesetzt, daß man seiner Zahl ernstlich trauen will. Bei Menander betritt man schon sehr schwankenden Boden. Die Herrschaft christlicher Bücher in späterer Zeit kann nicht befremden, und daß lateinische Werke uns ganz selten begegnen würden, mußte jeder voraussehen, der ein halbwegs zutreffendes Bild vom Einflusse des römischen Wesens in Ägypten gewonnen hatte; eher soll man sich wundern, daß doch so manches lateinische Blatt gefunden worden ist. Wie wenig aber mit der Statistik anzufangen ist, mag zuletzt noch ein Blick auf die einzelnen Bücher der Ilias zeigen. Die beiden ersten sind mit je 27 natürlich am stärksten vertreten, dann halten sich 3, 4 und 5 noch zwischen 10 und 20, und ebenso Buch 8 und 11, während alle übrigen unter 10 bleiben. Weshalb nun die Doloneia (Buch 10) noch nicht $^1/_3$ der Agamemnonos aristeia (Buch 11) erreicht, wird ebenso wie viele andre ähnliche Fälle niemand erklären können, wenn er nicht im Zufall die Ursache erkennt.

Wollen wir von den Funden literarischer Papyri rechten Gebrauch machen, wollen wir etwas von ihnen lernen, so müssen wir die Statistik und ihre Zahlen bei Seite lassen, und dürfen keinen Augenblick vergessen, daß unserm Bilde Alexandreia völlig fehlt.

Trotzdem wird vielleicht mancher von den Zahlen, die bei einer Sammlung literarischer Stücke aus Ägypten herauskommen, etwas zu hören wünschen, und nachdem ich dargetan habe, was von ihnen zu halten sei, trage ich kein Bedenken, einige folgen zu lassen. Meine Sammlung, die sich nur auf Griechisch und Lateinisch erstreckt hat, also die christliche Literatur in koptischer Schrift und Sprache beiseite läßt, die ferner sich auf Funde in Ägypten beschränkt und die endlich die Zauberpapyri nur soweit heranzieht, als von wirklichen Büchern die Rede sein kann, schließt mit einer Gesamtzahl von 1247 einzelnen Handschriften ab. Davon sind 1212 griechisch und 35 lateinisch. Die Homerischen Gedichte erreichen 254; auf die Ilias entfallen 199, auf die Odyssee 55. Ebenso verteilen sich

auch Kommentare und Wörterbücher, von denen allgemeiner Natur abgesehen, mit 19 auf die Ilias und nur 4 auf die Odyssee. Hesiodos bringt es auf 19 Handschriften, darunter nicht weniger als 9 der Kataloge.

Da man bei solcher Sammelarbeit es kaum vermeiden kann, ganz äußerlichen Gesichtspunkten zu folgen, habe ich trotz schwerer Bedenken die epische Dichtung, die Elegie, das Epigramm, kurz alles, was im Hexameter geschrieben iſt, in einer Gruppe zusammengefaßt, ohne zu übersehen, daß auf diese Weise ganz ungleichartige Dinge vereinigt werden; diese Gruppe umfaßt 77 Handschriften. Ein wenig mehr Zusammenhang wohnt in der Gruppe Lyrik, obgleich es auch hier nicht ohne Gewalt abgehen konnte. Es sind 65 Handschriften, unter denen Pindar und Sappho mit je 8, die freilich nicht alle ohne Zweifel sind, den erſten Platz einnehmen. Die Tragödie bringt es auf 63 Nummern, von denen 30 dem Euripides, 7 dem Sophokles zufallen; aus den 67 Handschriften der Komödie kommen 14 auf Ariſtophanes, 18, und wenn man eine Reihe sehr zweifelhafter Fälle zu seinen Gunſten deutet, 27 auf Menander. Florilegien im eigentlichen Sinne haben wir 13, Roman und Fabel bringen es auf 18. Die Philosophie erreicht dagegen 70 Handschriften, worin Platon mit 23 weitaus den erſten Platz einnimmt. Sehr umfangreich iſt die Gruppe der Rede und Rhetorik mit 109 Handschriften: Isokrates mit 16, und wenn man die ihn behandelnden Schriften zurechnet mit 19, bleibt zwar weit hinter den 42 des Demoſthenes zurück, überragt aber in demselben Maße die 7 des Aischines und die 6 des Hypereides. Auf dem Gebiete der Geschichte besitzt kein einzelner Schriftſteller ein solches Übergewicht, wenn auch Xenophon mit 15 vorangeht; Thukydides folgt mit 14, deren 5 auf das zweite Buch fallen, und Herodot ſteht mit 7 an dritter Stelle, wenn man nicht eine Epitome und Ariſtarchs Herodotkommentar benutzt, um seine Zahl auf 9 zu erhöhen. Insgesamt sind es 87 Handschriften. Medizin und Naturwissenschaften erreichen 50, Aſtronomie und Aſtrologie, die man in Wirklichkeit nicht trennen kann, 26 Handschriften; der Grammatik mit einigen Anhängseln sind 20, der Mathematik, Musik und Metrik 14 Nummern zuzuweisen. Bei der chriſtlichen Literatur schien es ratsam, die Bücher der Bibel, wie sie heute iſt, von der übrigen chriſtlichen Schriftſtellerei zu scheiden; dabei ergaben sich für diese 93, für jene 125, insgesamt 218 Handschriften. Das alte Teſtament mit 67 iſt etwas ſtärker vertreten als das neue Teſtament mit 58, weil die Psalmen allein 26 mal vorkommen. Endlich können die kleinen Gruppen, Schriften erkennbaren Inhalts, die sich keiner Gruppe einfügen wollen, unbeſtimmbare Fragmente, eine erfreulicherweise recht geringe Anzahl, und Zauberpapyri, deren Umgrenzung ganz unsicher iſt, hier fortbleiben; die Zahl der Unbeſtimmten würde freilich sehr beträchtlich wachsen, wenn man alle Stücke hinzuzählen wollte, die man zwar sicher oder mit Wahrscheinlichkeit einer Gruppe einreihen, aber keineswegs genauer deuten kann.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Zahlen, so wird es nicht nutzlos sein, etwas von der Verteilung der Funde auf die bekannten F u n d o r t e zu hören. Weit obenan ſteht Behnesa-Oxyrhynchos mit 462 Handschriften, die bisher darauf zurückgeführt werden können; mehr als ein Drittel aller literarischen Texte ſtammt aus Oxyrhynchos, woraus sich ergibt, daß unser Bild vom

Ganzen geradezu entscheidend von diesem Grabungsplatze Grenfells und Hunts bestimmt wird, dessen Züge wir nicht unbesehen verallgemeinern dürfen. Es folgt das Fajum mit insgesamt 140 Handschriften, die nur zum Teil bestimmten Plätzen zugewiesen werden können, da gerade aus dem Fajum der Antikenhandel seine Hauptnahrung zieht; immerhin mögen Umm el baragât = Tebtynis mit 36, Hawara mit 23, Batn Harît = Theadelphia mit 14 genannt werden, und selbst das ganz entlegene, wohl nur teilweise hellenisierte Dimê = Soknopaiu Nesos hat uns sechs Handschriften gegeben. Wichtig sind noch Eschmunên-Hermupolis mit 36, Hibeh mit 29 und Ahmîm = Panopolis mit 11 Texten; alle übrigen bleiben unter 10 und haben nur gelegentlich etwas geliefert. Aber auch die eben genannten Zahlen dürfen völligen Glauben nicht beanspruchen, da so manche Angabe des Fundortes berechtigtem Zweifel offen steht, und alles in allem wissen wir, wie ich schon sagte, nur bei der Hälfte der literarischen Papyri ungefähr, woher sie stammen. Reiche Quellen waren bisher nur Oxyrhynchos und das Fajum; sonst hat das mittlere Ägypten wenig, das eigentliche Oberägypten, die Thebais, nicht viel mehr als nichts eingebracht. Vielleicht war hier wirklich die griechische Kultur dünn gesät; aber das Niltal von Ehnâs = Herakleopolis bis Menschije = Ptolemais dürfte noch längst nicht ausgeschöpft sein. Und eines steht wohl über jedem Zweifel: Oxyrhynchos war nicht etwa die einzige Metropole, die groß und reich genug war, um der griechischen Literatur eine Stätte zu gewähren, sondern hier haben in besonderem Maße der Zufall der Erhaltung und der Zufall der Funde mit einer geschickten und ausdauernden Arbeit der Engländer Grenfell und Hunt sich vereinigt, sodaß ein Ergebnis ohne gleichen zutage kam.

So stellt sich denn auch hier heraus, daß wir aus den Fundorten für die räumliche Verteilung griechischer Kultur kaum etwas entnehmen können und keinesfalls Vergleiche ziehen dürfen. Wie wir zeitlich die ganze griechische Periode notgedrungen als ein Ganzes nehmen müssen, so ist es auch räumlich mit geringen Einschränkungen der Fall.

Was auf uns gekommen ist, zeigt ungefähr alle Träger der Schrift, die das Altertum überhaupt gekannt hat, Papyrus und Pergament, Holztafeln, Wachstafeln und Tonscherben; in der älteren Zeit herrscht unbedingt die Papyrusrolle, aber schon früh, im 2. Jahrhundert n. Chr., drängt sich auch in Ägypten der anderwärts schon bekannte Kodex, die heutige Buchform, ein und bemächtigt sich sowohl des Papyrus wie des Pergaments. Neben diesen beiden Buchformen erscheinen einzelne Blätter aus Papyrus oder Pergament, Holztafeln, Wachstafeln und Ostraka als Bewahrer kurzer Texte oder einzelner Stellen aus Büchern, nicht als wirkliche Bücher, und es fehlt nicht an Fällen, wo man zweifeln kann, ob eine vereinzelte, herausgerissene Aufzeichnung überhaupt mitgezählt werden dürfe, wenn es sich um die Verbreitung eines Literaturwerkes handelt: ein Euripides-Vers auf einem Ostrakon setzt keineswegs die Kenntnis des Dramas oder gar eine ganze Euripidesrolle voraus, und besonders in christlicher Zeit fliegen Bibelstellen, vom Zusammenhange gelöst, durch die Welt, nicht anders als bei uns. Trotzdem darf man weitherzig sein und auch solche Zeugnisse im allgemeinen mitzählen. Um so sicherer gehören alle Handschriften hierher, die äußerlich hinter dem zurückbleiben,

was man von einer guten Ausgabe fordern darf und an manchen Beispielen verwirklicht sieht. Oft steht das Literaturwerk auf der Rückseite einer Urkundenrolle, oft hat man beide Seiten der Rolle mit verschiedenen literarischen Texten bedeckt, hier ungleichartige Dinge in einen Kodex gestopft, dort, um Raum zu sparen, mit Abkürzungen geschrieben. Private Liebhaber, Studenten und Schüler, nicht nur die gewerbsmäßigen Buchschreiber, haben uns viel gerettet und verdienen unsern Dank.

Der Umfang eines erhaltenen Stückes hat für die Fragen, die uns hier beschäftigen, nur geringe Bedeutung. Gewiß wird eine Handschrift an Wert gewinnen, wenn sie vollständig oder zu einem großen Teil auf uns gekommen ist, und wir dürfen uns des Zufalls freuen, der neben einigen unbedeutenden Werken doch so manches unersetzliche Buch in gutem Zustande bewahrt hat; aber für unsern Zweck ist auch der kleinste Fetzen wichtig, wenn er nur so viel bietet, daß man seine Art erkennen kann; denn auch der geringste Rest bezeugt ein Literaturwerk nicht weniger, als wenn es völlig erhalten uns vor Augen läge. In der Tat haben wir es nur allzuoft mit kleinen Fragmenten zu tun, die wenige Buchstaben enthalten und uns schwere Rätsel aufgeben; gelingt es, ihren Inhalt zu fassen oder sie als Bruchstücke bekannter Werke festzustellen, so werden sie zwar wertvolle Zeugen für die Verbreitung dieses Werkes, können aber von der Textgestalt selbstverständlich niemals ein solches Bild geben wie ein größeres Stück einer Rolle oder eines Kodex.

Wollte man die größeren erhaltenen Texte aufzählen, so würde sich eine sehr lange Reihe herausstellen; da aber doch mancher Leser vielleicht danach fragen möchte, sei eine kleine Auswahl mitgeteilt. Unter den Homerhandschriften stehen die früher berühmten Vertreter, der Harris-Homer, der große Teile von Ilias 18 enthält, und der Bankes-Homer mit Ilias 24 längst nicht mehr an erster Stelle; mehrere Iliashandschriften haben sie geschlagen, und heute übertrifft sie alle die Ilias Morgan, ein Papyruskodex, der 11—16 umfaßt. Der längste Vertreter der Odyssee ist ein Rylands-Kodex aus Pergament, worin 12—15 und 18—24 zum größeren Teile erhalten sind. Für Hesiodos ist der Wiener Kodex, der große Stücke der Theogonie, der Erga und der Aspis gibt, noch nicht zurückgedrängt worden. Unvergleichlichen Wert hat es, daß uns gerade von Pindar zwei große Papyrusrollen aus Oxyrhynchos völlig Neues gebracht haben; demselben Fundorte verdanken wir die umfangreiche Handschrift der Meliamben des Kerkidas und das stattliche Buch der Aitia und Jamboi des Kallimachos. Auch die Perser des Timotheos, die Mimiamben des Herodas und die Lieder des Bakchylides haben, wie bekannt ist, in gutem Zustande die Zeit überdauert. Unter die großen Rollen gehören auch die Hypsipyle des Euripides, der Eurypylos, des Sophokles und von derselben Hand geschrieben die berühmten Ichneutai, alle aus Oxyrhynchos. Für Menander ist Lefebores stattlicher Papyruskodex von Aphrodito eine neue Grundlage geworden. Von Platons Symposion lesen wir ungefähr die Hälfte in einer Rolle aus Oxyrhynchos, umfangreich ist auch des Stoikers Hierokles Ethische Elementarlehre. Einer der glänzendsten Funde, die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener, verteilt sich auf vier Papyrusrollen. Für Isokrates steht dem Umfange nach obenan die Panegyrikos-Rolle aus Oxyrhynchos, der



Demosthenes nichts Ähnliches an die Seite stellen kann, während Hypereides sein Dasein überhaupt den Papyrusrollen verdankt. Nehmen wir den Berliner Kommentar des Didymos zu Demosthenes und den sog. Theopompos von Oxyrhynchos hinzu, so haben wir die größten Rollen und Bücher ziemlich vollständig uns vergegenwärtigt. Aus der lateinischen Literatur reiht sich die Livius-Epitome an, wieder aus Oxyrhynchos, und unter den Bibelhandschriften wird die große Leipziger Psalmenrolle noch weit überboten durch die vier Pergamentbücher mit Deuteronomium und Josua, Psalmen, Evangelien, Akta und katholischen Briefen, die unter dem Namen der Freer-Codices jetzt in Detroit (Michigan) liegen. Wollen wir endlich der Literatur der Fälscher auch eine Zeile gönnen, so verdient der umfangreiche Stockholmer Kodex mit chemischen Rezepten zu allerlei Fälschungen eine Erwähnung.

Nur im Vorbeigehen mag noch ein Wort über die Schrift dieser Handschriften fallen. Wer sich ein Bild davon machen will, findet zwar schon manches gute Hilfsmittel, aber noch nirgends eine nur von ferne genügende Übersicht. Und was für die Stellung dieser Handschriften in der literarischen Entwicklung, in der Kulturgeschichte überaus wichtig wäre, die Bestimmung ihrer Zeit, liegt noch ganz im argen. Nur sehr wenige sind annähernd datiert, bei der großen Mehrzahl ist man, abgesehen von den Grenzen, die sich etwa aus der Zeit des Verfassers und der äußeren Buchform ergeben, auf das persönliche Urteil weniger Kenner angewiesen, die zwar durch viel Sehen und Vergleichen eine gewisse Sicherheit des Blickes erworben haben, aber wohl selbst am besten wissen, daß wir auf diesem Felde von klaren Erkenntnissen noch weit entfernt sind. Dieser Übelstand würde schwer ins Gewicht fallen, wenn nicht, wie ich zuvor ausführte, eine Reihe von Zufällen uns überhaupt verböte, für unsere Fragen die Zeitfolge in den Vordergrund zu rücken.

Vollen Gewinn wird man aus den Funden griechischer Literaturwerke erst dann ziehen, wenn es gelingt, sie in die literarische Entwicklung des tausendjährigen Zeitabschnittes von Alexander dem Großen bis auf die arabische Eroberung einzuordnen und zugleich den besonderen Weg, den der griechische Geist in Ägypten einschlägt, von dem gesamten griechischen Kulturkreise zu unterscheiden. So weit ist es aber noch nicht, und hier soll kein Anlauf dazu genommen werden. Trotzdem wird es sich lohnen, aus dem gewaltigen Stoffe schon heute die Antwort auf einige Fragen herauszulocken, die er jedem in den Mund legt, mögen die Fragen und daher auch die Antworten noch so sehr an der Oberfläche haften.

Wie weit tritt die Geltung der sogenannten klassischen Literatur in den Funden zu Tage? Was finden wir und was finden wir nicht? Was von der zeitgenössischen, in diesem Jahrtausend entstehenden Literatur stellen sie uns vor Augen? Gibt es auch hier auffällige Lücken? Und welchen Anteil nimmt Ägypten selbst daran als Zeuger, nicht nur Empfänger, wie stellt es sich zu den Schöpfungen des Auslandes, also des großen griechischen Kulturkreises? Scheidet sich die anspruchsvolle, nach Dauer strebende Literatur von den leichten Dingen, die nur für den Tag geschaffen sind, die stilistisch gebildete Schöpfung von der niederen Volksliteratur? Hebt sich von den Büchern, die sich an alle Gebildeten wenden, eine gelehrte oder eine fachmäßige Schriftstellerei ab? Was er-

zählen uns die Papyri von den sogenannten literarischen Hilfsmitteln? Und endlich: was hören wir von der geistigen Arbeit der Christen, was von den Werken lateinischer Sprache?

Ordnen wir den Stoff nach dem vorangestellten Gesichtspunkte, sondern wir die klassische Literatur von der zeitgenössischen, so können wir diese wenigstens insofern geschichtlich gliedern, als wir die hellenistische Periode von der Kaiserzeit scheiden, und indem wir so vorgehen, werden wir der übrigen Fragen bei den einzelnen Werken eingedenk sein. Denn für eine weitere Teilung innerhalb der großen Gruppen eignen sie sich nicht, weil nur allzu oft die erhaltenen Schriften oder Bruchstücke jeder solchen Einfügung widerstreben, wie ein Versuch nur zu klar bewiesen hat. Daher bleibt uns nichts übrig, als in der Hauptsache das herkömmliche Netz der literarischen Gattungen zu zeichnen, das ohne Zweifel gerade für die griechische Literatur wirkliche Bedeutung hat, aber doch beständig durchbrochen wird; immerhin soll es uns nur ein stillschweigend benutztes Hilfsmittel, nicht ein betonter Grundsatz sein, und immer werden wir uns die Freiheit wahren, den Schriftsteller als Einheit zu behandeln, auch wenn seine Werke in mehrere Gattungen gehören.

Es ist für unsern Zweck nicht nötig, den Begriff der klassischen Literatur scharf zu bestimmen oder gar zu begründen; wir verstehen darunter die griechische Literatur etwa bis zum Ausgange des 4. Jahrhunderts v. Chr., ungefähr dasselbe, was der Klassizismus zur Zeit des Augustus darunter verstand; daß die hellenistische Zeit engere Grenzen zog, in der späteren Kaiserzeit aber so manches hellenistische Werk klassisch wurde, tut hier nichts zur Sache. Vielleicht sollte ich noch eines bemerken: ich strebe nicht danach, alles aufzuzählen, sondern nur hervorzuheben, was mir wesentlich erscheint.

Klassische Literatur:

Am Anfange steht der Name Homers der ja auch der Zahl nach unter den Funden den ersten Platz einnimmt. Man las zu allen Zeiten die Ilias, beträchtlich seltener die Odyssee, und die homerischen Hymnen, die doch zum Teile alt sind, fehlen bis heute unter den Papyri ganz. Um so erfreulicher ist es, unter dem Namen des Hesiodos nicht wenig neues zu finden, denn neben die Theogonie, die Werke und Tage, den Schild treten umfangreiche Stücke aus den Katalogen. Von der alten Lyrik hat sich mancherlei bis in die Kaiserzeit, ja bis in die byzantinische Periode erhalten, Bruchstücke aus Archilochos und Alkman, aus Alkaios und Sappho; von dieser hat uns soeben das reiche Oxyrhynchos viel neues beschеert, während Archilochos, den man am meisten wünscht, nicht hoffnungslos ist, da ihn immerhin die Kaiserzeit noch besaß. Aber vergeblich sehen wir uns bisher nach manchem andern um, nach Semonides, Theognis und Solon, nach Anakreon und Mimnermos, denn was in der Abhandlung des Chrysippos über die Negativsätze uns aufbewahrt ist, bedeutet keineswegs ein Zeugnis für die hellenistische Zeit, der die Chrysippos-Handschrift entstammt. Hipponax hat nicht viel zu sagen; um so wichtiger ist es, daß die Kaiserzeit viel von Pindar gelesen hat, was uns fehlte: Oden, Päane und Jungfrauenchöre, und die schlichte Anmut der Böoterin Korinna hat uns erst ein Papyrusblatt kennen lehren. Der gewandte Erzähler Bakchylides ist völlig



ein Geschenk des ägyptischen Sandes, und in einem Grabe haben die Perser des Timotheos geruht, die älteste griechische Papyrushandschrift, die zu den Tagen Alexanders, des Demosthenes und des Aristoteles hinaufreicht. Nehmen wir die Sprüche des Simonides — sie handeln hauptsächlich vom Gelde — hinzu und von der Grenze der Zeit, die wir klassisch nennen wollen, die Choliamben des Phoinix und die Gnomen des Chares, so bliebe nichts Wesentliches unerwähnt.

Nur zweifelnd hat man ein kleines Papyrusbruchstück dem Aischylos zugeschoben; im übrigen fehlt er unter den Funden. Reichlicher ist schon Sophokles vertreten: Antigone, Elektra und Ödipus Tyrannos, dazu manches Neue, die Achäerversammlung, Eurypylos, Tyro und besonders das berühmt gewordene Satyrstück Jchneutai sprechen für seine Verbreitung. Aber, wie ich schon zuvor bemerkt habe, reicht sie nicht von ferne an Euripides heran; von ihm sehen wir die Phoinissai, Medea, Orestes, Troades, Hekabe, Hippolytos, Andromache, die taurische Iphigenie, Elektra wenigstens in einer Inhaltsangabe, und Rhesos, den man hier nicht ausscheiden darf, in der Hand der Leser, die außerdem über den jetzigen Bestand hinaus Melanippe, Hypsipyle, die Kreter, Phaëthon, Archelaos, Antiope, Skiron, vertreten durch eine Inhaltsangabe, besaßen; zweifelhaft sind die dem Oineus und den Temenides zugewiesenen Bruchstücke. Außerdem entnehmen die Florilegien mit Vorliebe dem Euripides ihren Stoff. Neben ihm verschwinden die geringen Zeugnisse für Neophron und Astydamas, an die sich ein Satyrstück eines unbekannten Dichters anreihen mag. So bezeugen denn die Papyri in Wirklichkeit fast nur Sophokles und Euripides. Etwas reicher wird das Bild, wenn wir auf die Komödie blicken. Unzweifelhaft las man Epicharmos, und die berühmten Anfänger der attischen Komödie, Kratinos, Eupolis tauchen vor uns auf, der eine mit einer Inhaltsangabe des Dionysalexandros, der andere mit den Demen. Aristophanes begegnet uns in den Acharnern, den Fröschen, den Vögeln, den Wolken, den Rittern und der Lysistrata. Ein schmaler Titelstreifen, ein sogenannter Sillybos, hat wenigstens den Titel der Weibermimoi des Sophron gerettet; auch was sich von Antiphanes erhalten hat, ist unbedeutend.

Platons Schriften erscheinen in den Papyri der hellenistischen und der Kaiserzeit verhältnismäßig oft, und zwar die Apologie, Gorgias, Laches, Lysis, Euthydemos, Phaidon, Phaidros, Symposion, Politikos, Politeia und Nomoi; nur durch einen Kommentar wird der Theaitetos bezeugt; ein Fragment aus der älteren Akademie, vielleicht sogar von Herakleides Pontikos, reiht sich an. Um so spärlicher ist das, was für Aristoteles zeugt, denn mit einem Fragmente des Protreptikos und der Analytika, sowie einem Kommentare zur Topik wäre alles erschöpft, wenn nicht die Schrift von der Verfassung der Athener einen freilich sehr wertvollen Ersatz böte. Theophrast erscheint mit den Charakteres und vielleicht einer physikalischen Schrift. Was alle diese Funde aufwiegen würde, Demokritos, ist bis heute nicht entdeckt worden und wohl kaum zu erwarten.

Gehen wir zur Rhetorik und den Rednern, so mag es genügen, die Namen zu nennen. Wertvoller als Alkidamas ist uns Antiphons Apologie und des Lysias Rede gegen Theozotides; von Isaios gibt es ein Stück einer unbekannten Rede. Offenbar am beliebtesten waren die großen Muster Isokrates und Demosthenes, die mit zah-

reichen Reden in den Papyri begegnen und außerdem durch Kommentare und Wörterbücher bezeugt werden; obenan ſteht des Demosthenes Kranzrede. Tritt Aischines hinter ihm beträchtlich zurück, so iſt es ein um so größerer Gewinn, daß uns die Papyri den Hypereides wiedergegeben haben. Noch ins vierte Jahrhundert gehört wohl eine namenlose Rede an die Athener, die Rhetorik an Alexander und das merkwürdige Bruchſtück einer Rhetorik in dorischem Dialekte.

Nur ein Bruchſtück iſt es, das an die Atlantika des Hellanikos erinnert, dagegen sind mehrere Fragmente aus dem Werke des Herodotos und dem des Thukydides auf uns gekommen; unter den Schriften Xenophons scheint mehr als Anabasis und Hellenika, Poroi, Oikonomikos, Memorabilien und Symposion das Buch von der Erziehung des Kyros Beifall gefunden zu haben, wenn man auf die Zahlen etwas geben will. Daß Oxyrhynchos den Theopompos besaß und einen beträchtlichen Teil seiner Hellenika bewahrt hat, bedeutet für uns einen außerordentlichen Gewinn. In einem Bruchſtücke aus einer Geschichte Siziliens dürfen wir vielleicht die Hand des Timaios erkennen; namenlos bleibt ein Werk, worin vom Prozesse des Pheidias erzählt wird.

Nicht ganz bedingungslos darf hier der große Name des Hippokrates erscheinen, denn wohl nur zwei der Papyri zeugen für Schriften seiner eigenen Hand oder wenigſtens der alten Ärzte des fünften und vierten Jahrhunderts; die Kaiserzeit las natürlich die falschen Briefe. Ob ein anderes medizinisches Fragment auf Diokles von Karyſtos zurückgeht, scheint noch unentschieden. Endlich mag der klassischen Zeit noch ein Werk über Musiktheorie angehören.

So wenig ein solcher Überblick in die Tiefe gehen kann, er wird immerhin lehren, daß zwar die Funde den Begriff der klassischen Litteratur im wesentlichen beſtätigen, aber doch an mehr als einem Punkte erheblich über das hinausgehen, was das Mittelalter uns überliefert hat; das griechische Ägypten besaß noch Hesiods Kataloge, las noch Sappho, kannte mehr von Pindar, von Sophokles und Euripides und von den Vätern der attischen Komödie, um nur einiges herauszugreifen. Wir dürfen noch viel Neues erhoffen und keineswegs glauben, ein Schriftſteller oder ein Buch sei damals vergessen gewesen, weil bis heute kein Papyrusblatt uns sein Dasein unter die Augen rückt.

Hellenismus.

Die Griechen haben sich selbſt schweren Schaden getan und uns faſt unmöglich gemacht, ein reines Bild vom Werdegange ihrer Literatur zu zeichnen, als sie zu Beginn der Kaiserzeit die letzten drei Jahrhunderte verleugneten und auszulöschen ſtrebten. Man lese, was Wilamowitz darüber geschrieben hat, um die Größe des Verluſtes zu ermessen. Gerade diese Lücke auszufüllen, scheinen die Papyrusfunde vornehmlich berufen, haben sie doch den Vorteil, in beträchtlichem Umfange eben aus der helleniſtischen Zeit zu ſtammen und aus einem Lande, dessen Hauptſtadt Alexandreia einer der Mittelpunkte geiſtigen Lebens war; überdies hat Ägyptens Griechentum den Klassizismus der Kaiserzeit nur halb mitgemacht, sodaß auch in den Papyri der Kaiserzeit helleniſtisches Gut gesucht werden darf und gefunden worden iſt. Aber bis auf den heutigen Tag iſt das Ergebnis noch bescheiden geblieben, und wenn ich versuche, einige Werke zu nennen, die helleniſtisch sind oder wahrschein-

lich dem Hellenismus angehören, so werden es längst nicht so viel Namen sein wie bei der klassischen Litteratur. Vielleicht nirgends so wie hier macht es sich zu unserm Schaden geltend, daß Alexandreia unter den Fundstätten fehlt und wohl immer fehlen wird.

Die Argonautika des Apollonios Rhodios unter den Papyri anzutreffen, ist keine Überraschung; wenn das dritte Buch, das sich mit Jasons und Medeas Liebe beschäftigt, am häufigsten vorkommt, so wird das nichts als Zufall sein. Von dem, was sonst der Hellenismus an epischer Dichtung hervorgebracht hat, erfahren wir nicht viel; Bruchstücke nur sind es, die in eine Erzählung der Ledasage und ein Telephosgedicht hineinblicken lassen, und auch von dem Epos, das im erhaltenen Teile von einer Empörung in der Heimat des Diomedes während seiner Abwesenheit berichtet, ist nur ein Blatt erhalten, aber es lehrt auf jeden Fall, daß man noch im vierten Jahrhundert n. Chr. solche Werke des Hellenismus besaß. Von einem Gedichte über den Raub der Persephone erfahren wir nur durch eine prosaische Umschreibung der letzten Ptolemäerzeit. Nahe genug liegt es, ein offenbar langes Gedicht, das unter vielen andern Dingen und Sagen von der Hochzeit der Arsinoë spricht, eben der Zeit der großen Königin zuzuschreiben; aber vielleicht ist das, was wir lesen, nur eine spätere Verarbeitung oder Verwässerung. Das Epigramm, das gerade in der hellenistischen Periode blühte, tritt uns wenigstens in einigen Proben entgegen; neben mehreren, die genauer Bestimmung widerstreben, stehen solche auf eine geweihte Statue, auf den Tod des Tragikers Philikos, also ein unmittelbares Gelegenheitsgedicht aus dem alexandrinischen Dichterkreise um Kallimachos, Epigramme des Poseidippos und aus dem Kranze des Meleagros, diese in einer ungemein kleinen, zierlichen Papyrusrolle, während ein Ostrakon uns ein Epigramm auf Homers Heimat bewahrt hat.

Vielleicht darf man auch ein kleines, anspruchsloses Hochzeitsgedicht, das zwar nicht viel sagt aber als Werk des Augenblicks wertvoll ist, in die hellenistische Zeit hinaufrücken. Sicher ist dagegen der frühe Ursprung bei Skolien mit folgender Elegie, die auf der Insel Elefantine zusammen mit frühptolemäischen Urkunden ausgegraben worden sind; der Papyrus hat nie einem Buche angehört, sondern war ein einzelnes Textblatt für den Vortrag beim Gelage. Nach Form und Inhalt gehört ein anapästisches Gedicht zwar nicht zu den erfreulichen aber zu den merkwürdigen Erzeugnissen des Hellenismus: auf dem engen Raume des Erhaltenen führt es uns zuerst eine Verherrlichung Homers und dann die Prophetin Kassandra vor Augen. Auch die Epoden in dorischem Dialekt, die eine Handschrift der Kaiserzeit überliefert, werden hellenistischen Ursprungs sein.

Auf soviel Namenlose folgen endlich einige der großen und berühmten Vertreter hellenistischer Dichtung. Allen voran Theokritos, den man hier erwartet, aber nicht so gar oft antrifft; jedoch sind soeben in Antinoupolis umfangreiche Stücke aus seinen Dichtungen gefunden worden. Viel reichere Anschauung hat sich bei Kallimachos aufgetan, der ja in besonderer Weise mit seiner Person das Alexandreia des Ptolemaios und der Arsinoë darstellt; wir lesen jetzt beträchtliche Stücke aus den Aitia mit ihren so schlicht erscheinenden und so fein gefeilten Erzählungen, aus den Iamboi, die Hekale beginnt zu erstehen, und unter den Liedern





bedeutet besonders das Gedicht auf den Tod der Arsinoë viel für Art und Stil des Verfassers. Daß faſt alle Papyri Neues geben und nur ein Stück eines Kommentars sich mit den Hymnen befaßt, iſt gerade hier ein sehr willkommener Zufall. Auch Euphorion reiht sich den Dichtern ein, die wir ganz oder überwiegend neu kennen lernen; freilich rückt ihn der Vergleich weit unter Kallimachos. Eine Überraschung war auch die Entdeckung der Meliamben des Kynikers Kerkidas. Weitaus am meiſten Aufsehen hat Menander erregt, dessen Name ruhmvoll aus dem Altertum herüberklang, ohne daß seine Kunſt anschaulich geworden wäre. Ihn, der um die Wende des vierten zum dritten Jahrhundert v. Chr. die neue Komödie in Athen auf die Höhe führte, hat man in Ägypten bis in späte Zeit in Händen gehabt, enthält doch eine Handschrift des fünften Jahrhunderts n. Chr. das Meiſte von dem, was wir jetzt lesen. Zwar iſt kein Stück vollſtändig erhalten, aber doch viele in beträchtlichem Umfange, und es will etwas sagen, wenn wir in der neueſten Ausgabe Heros, Epitrepontes, Samia, Perikeiromene, Kolax, Georgos, Misumenos, Perinthia, Koneiazomenai, Phasma und Kithariſtes finden; auch noch manche andere Bruchſtücke mögen dem Dichter gehören. Neben ihm verschwinden die Reſte aus Philemon völlig, und in der Tat: die Papyrusfunde haben wohl kaum für einen andern der schöpferischen Geiſter des Hellenismus so viel geleiſtet wie für Menander.

Neben das Luſtspiel ſtellt sich schon sehr früh der Mimos, erſt ein kurzes Bild beſtimmter Charaktere in beſtimmter Lage, bald von der geschilderten Szene und der Einzelrede übergreifend auf das Zwiegespräch, halb lyrisches Stimmungsbild, halb dramatischer Vorgang. Die Papyrusrolle, der wir die Mimen des Herodas verdanken, blieb nicht allein; Mimen minderen Ranges, wie die Liebesklage der Verlassenen und der trunkene Liebhaber reihen sich an. Recht verbreitet waren damals die Florilegien, die mit Vorliebe aus Euripides und der Komödie schöpften, um allerlei Sprüche bald allgemeiner Lebensweisheit, bald — und dies besonders gern — Sentenzen über die Frauen, mehr tadelnd als lobend, zusammenzubringen; einma aber haben sie uns in der sogenannten Monodie der Helena und einer lyrischen Versgruppe über den von Vögeln und Bienen durchschwirrten Wald sehr eigenartige Stimmungsbilder bewahrt. Äußerlich sind sie oft unscheinbar, auf gebrauchte und abgewaschene Blätter oder auf die Rückseite anderer Texte geschrieben, nur geringe Beispiele einer gewiß zahlreichen und immer neu entſtehenden Litteratur.

Aus einer beträchtlichen Anzahl von Bruchſtücken, deren Inhalt man im weiteſten Sinne philosophisch nennen darf, heben sich nur wenige einigermaßen greifbare Werke heraus, eine Sammlung von Anekdoten über den Kyniker Diogenes — vielleicht war es besonders auf seine Aussprüche abgesehen —, eine Streitschrift, die sich lebhaft gegen Hippokrates wendet, praktische Regeln für den Umgang mit Königen, daneben Stücke, die bald ſtoischen, bald antiſtoischen Ursprung anzuzeigen scheinen, epikuräisch oder kynisch sich geben, kurz eine Schriftſtellerei, die nicht so sehr wissenschaftlich iſt, als vielmehr dem gebildeten Mittelſtande eine bequeme Lebensweisheit in die Hand drückt. Und Epikuros selbſt fehlt bis heute; die Rollen aus Herkulanum gehen uns hier nichts an.

Von den Reden, die uns die Papyri erhalten haben, gehören nicht allzu



viele sicher dem Hellenismus an, und wohl so gut wie alle sind nicht gehaltene Reden, sondern rhetorische Kompositionen, die auch abgesehen von ihrem Werte für das rhetorische Studium manchmal noch eine schätzbare Kenntnis des attischen Bodens verraten, auf den sie sich natürlich stellen. Wenn auch jetzt ein Überblick noch nicht möglich ist, so scheint doch die Rhetorik in Ägypten mehr Pflege gefunden zu haben, als man gewöhnlich meint. Einen Platz für sich beansprucht des Satyros Leben des Euripides, das seinen Gegenstand in der Form eines leichten Gesprächs vorträgt. Vielleicht geht auch ein Werk, das im erhaltenen Fragmente vom Dithyrambos zu handeln scheint, auf die hellenistische Zeit zurück. Daß die gebildeten Griechen Ägyptens, die sich mit Athen durch Euripides und Menander, durch Demosthenes und Platon verbunden fühlten, auch eine Beschreibung der Stadt lasen — man nennt sie eine Attische Periegese —, daß die Geschichtswerke des Hellenismus, die Athens Geschichte behandelten, auch hier einen Leserkreis fanden, liegt auf der Hand. Noch mehr freilich mußten die Ereignisse der Zeit selbst eine Reihe historischer Werke anregen und ihnen Verbreitung schaffen; so sehen wir die Feldzüge Alexanders behandelt, treffen aber den Alexanderroman bisher nur einmal an; Briefe an makedonische Könige, echt oder unecht, tauchen auf, und vor allem erweckt es unsere Hoffnungen, wenn wir die Spuren der Geschichtsschreibung recht im Mittelpunkte der Periode finden: weit wichtiger als Polybios, der nicht häufig vorkommt, ist das alleinstehende Bruchstück aus dem Buche des Sosylos über Hannibal, und der Bericht des Königs Ptolemaios Euergetes über seinen Feldzug in Syrien, den man doch wohl nicht zu sehr als Aktenstück, sondern eher als öffentliche Darstellung betrachten sollte. Der erweiterte Gesichtskreis zeigt sich in den Resten einer Schrift über die Sitten fremder Völker. Aber einer der Größten, Poseidonios, ist bisher aus dem Sande Ägyptens nicht auferstanden. Geschichtliche und geographische Kenntnisse verflacht und für den bescheidensten Gebrauch des Hauses oder der Schule vereinfacht, sehen wir in einer Sammelrolle vor uns, die an ein Stück aus dem Alexanderroman eine Liste berühmter Maler, Bildhauer, Baumeister und Techniker anschließt, und die Geographie in Gestalt von Bergen, Flüssen, Inseln folgen läßt; solche Werke, die aus dem Tage für den Tag entstehen, hat es gewiß in Menge gegeben. Soeben hat uns Oxyrhynchos ein neues Beispiel dieser Gattung geschenkt, das besonders durch die Liste der alexandrinischen Bibliothekare wertvoll wird.

Aus der Reihe der Papyri medizinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts kann man nur sehr unsicher die Bücher hellenistischen Ursprungs aussondern, so daß es besser scheint, ihnen bei der Besprechung der Kaiserzeit ein Wort zu widmen. Nur ein physiologisches Werk, von dem nicht wenig erhalten ist, gehört sicher dem Hellenismus an, ob auch einem Griechen aus Ägypten, muß dahingestellt bleiben.

Die Astronomie hat bei den Griechen kaum irgendwo besseren Boden finden können als in Ägypten. Zwar die Phainomena des Aratos, die wir um des Inhaltes willen hierher rücken dürfen, und die Techne des Eudoxos kamen von außerhalb; die Papyrusrolle, die das zweite Werk enthält, ist eines der wenigen antiken Werke mit Bildern, die wir haben. Aber alle die Kalender, angefangen von dem frühen Kalender




von Saïs, die man bald astronomisch, bald astrologisch nennen muß oder darf, und nicht minder ein meteorologisches Handbuch, das sich mit Planeten, Wetterzeichen und ihrer Deutung befaßt, sind sicherlich in Ägypten entstanden, lehrreiche, aber doch nur abgeleitete, für die vielen zurecht gemachte Niederschläge der strengen Forschung. Nehmen wir gleich die Mathematik hinzu, so wäre Eukleides zu nennen, und aus der sich anfügenden Musiktheorie die Werke des Aristoxenos; namentlich aus den Rhythmika Stoicheia ist ein beträchtliches Stück erhalten. Auch die Metrik tritt uns in einem Werke hellenistischen Ursprungs vor Augen, das mehrere Versmaße an Beispielen aus Dichtern bis herab auf Kallimachos erläutert und ein Schema in unserer Weise hinzufügt. Ob dagegen ein Fragment, worin vom Zitherspiel die Rede ist, aus einem Buche über Musik herrührt, kann man ihm nicht deutlich ansehen.

Während für uns das Bruchstück aus dem Buche des Chrysippos oder eines Nachahmers über die Negativsätze wegen der eingestreuten Dichterstellen eine Schatzkammer ist, stellt es dem Verfasser ein übles Zeugnis aus, daß er Sappho mißbrauchte, um ihren Liedern Beispiele für den Negativsatz zu entnehmen. Das Grundbuch der Grammatik, die Techne des Dionysios Thrax, konnte man unter den Papyri mit Recht erwarten.

Es ist kein Zweifel, daß der Hellenismus zahlreiche Kommentare verschiedensten Ranges zu der älteren Literatur hervorgebracht hat, ganz abgesehen von den berühmten Werken der alexandrinischen Gelehrten. Am wertvollsten ist ohne Frage des Didymos großer Kommentar zu den philippischen Reden des Demosthenes, der ganz und gar auf der alexandrinischen Gelehrsamkeit hellenistischer Zeit aufgebaut ist und deshalb hierher gehört, wenn auch Didymos bis in die Regierung des Augustus hinein gelebt hat. Sonst können wir nur bei wenigen Papyrusfragmenten des hellenistischen Ursprunges gewiß sein, wie es z. B. bei ein paar Iliaskommentaren und dem bedeutenden Kommentare des Aristarchos zu Herodotos der Fall ist. Denn hier fragt es sich nur, wann der Kommentar selbst entstanden ist, nicht wo seine Quellen liegen, die ja auch bei den Werken der Kaiserzeit fast immer hellenistisch sind.

Nicht wenig haben die Papyrusfunde zur Kenntnis der hellenistischen Literatur beigetragen; aber noch ist es ein weiter Weg, bis man mit ihrer Hilfe ein volles Bild der Dichtung und der Wissenschaft jener Periode wird gewinnen können. Was wir finden, sind Ausläufer; der Mittelpunkt Alexandreia müßte ganz anders aussehen. Greifbar wird uns hier und da die niedere Literatur, die Wissen oder Kunst aus zweiter und dritter Hand empfängt und dem Volke weitergibt, die nicht für die Ewigkeit, sondern für den Tag Verse macht und Aufsätze schreibt; wir können sehen, wie das Griechentum Ägyptens teilnimmt nicht nur als Leser, sondern auch als Erzeuger literarischer Werke; der weite Umfang der hellenistischen Literatur ist selbst in diesem engen und zufälligen Ausschnitte unverkennbar, der ständige Zustrom griechischer Literatur von außen nach Ägypten hinein, das weltbürgerliche Wesen des Hellenismus spiegelt sich auch in den Funden, aber alles in allem ist es doch nur eine Hoffnung, noch keine Erfüllung, was bis heute vor unserm Auge liegt.

Ueber die Methoden der psychologischen Forschung.

Von

Oswald Külpe.

(Schluß.)

III.

Mit der Besprechung dieser Kontrollen haben wir bereits zum Teil, wie wohl schon bemerkt worden ist, über die Methode der Selbstbeobachtung hinausgegriffen. Solcher Kontrollen bedarf man nicht nur für die Selbstbeobachtung, von der wir bei ihrer Aufstellung ausgegangen sind, sondern auch für die Operationen und Leistungen, welche unter der Herrschaft bestimmter Aufgaben verrichtet werden. Das Vergleichen von Sinneseindrücken, das Auswendiglernen, das Begründen einer Behauptung, das Reagieren auf vorgezeigte oder zugerufene Worte, die ästhetische Beurteilung u. dgl. m. sind keine Selbstbeobachtung, sondern psychische Betätigungen, die Ausführung einfacherer oder komplexerer psychischer Akte, die Wirkungen psychischer Faktoren. Ueber die qualitative Beschaffenheit dieser Vorgänge werden wir freilich, soweit sie ins Bewußtsein fallen, nur durch Selbstbeobachtung völlig aufgeklärt. Aber wir wollen auch wissen, was sie zustande bringen und nach welcher Gesetzmäßigkeit sie ablaufen und wirken, und dadurch einen Maßstab für sie und die Fähigkeiten zu solchen Leistungen gewinnen. Damit erhalten die Aeußerungen des Seelenlebens, die objektiven Ergebnisse, die jederman zugänglichen Produkte des psychophysischen Verhaltens besonderen und selbständigen Wert. Diese Ergebnisse erlauben Rückschlüsse auf die Bedingungen, von denen sie abhängen. Verschiedene Ergebnisse lassen auf verschiedene Bedingungen schließen. Da nun die Aufgabe und die Reize während einer Versuchsreihe für verschiedene Versuchspersonen dieselben bleiben, so kann die Verschiedenheit ihrer Leistungen nur auf den Operationen beruhen, durch die jene zustande gebracht worden sind.

Diese objektive Methode, wie man sie zum Unterschiede von der subjektiven Methode der Selbstbeobachtung nennen kann, ist die eigentliche Domäne der experimentellen Psychologie geworden. Hier hängt alles daran, daß nicht nur die Aufgabe genau formuliert und befolgt wird, daß nicht nur die Reize (worunter wir nicht bloß Sinnesreize, sondern jede adäquate, von außen heranzubringende Veranlassung für die Entstehung eines psychischen Vorganges zu begreifen haben) exakt erzeugt und gesetzmäßig variiert werden, sondern daß auch die Leistungen der Versuchspersonen fixiert, gemessen und quantitativ ausgedrückt werden können. Was im Bewußtsein der Versuchsperson vor sich geht, darüber kann im letzten Grunde nur sie selbst eine volle Auskunft geben. Aber ihr Seelenleben bleibt nicht eine rein innerliche Angelegenheit, sondern tritt in verschiedenen Formen äußerlich wahrnehmbar hervor. Die unwillkürliche Kundgabe durch organische Veränderungen, durch Bewegungen und sonstige Aeußerungen gehört dazu ebenso wie die absichtliche Mitteilung oder die unter dem Druck einer Instruktion vollzogene Leistung. Damit erschließt sich uns ein Einblick in die

psychischen Vorgänge aller derer, die keine Selbſtbeobachtung treiben können, in die der Kinder in den erſten Lebensjahren, der Primitiven und der Tiere sowie solcher Geiſteskranker, die unfähig sind, über ihre inneren Zuſtände brauchbare Angaben zu machen. Ja, diese objektive Methode dringt noch weiter: sie richtet sich auch auf Erzeugnisse, die von ihren Urhebern ganz losgelöſt sind, auf Dokumente seelischer Herkunft, die eine selbſtändige Bedeutung erlangt haben. Die Literatur, die bildende Kunſt, die Leiſtungen der Technik, die Werke der Wissenschaft, die Sprache, Gesetzesbeſtimmungen, Kulte und Sitten beruhen zweifellos alle auf einem psychophysischen Verhalten, wenn sich oft auch eine Vielheit von Individuen an ihrer Entſtehung beteiligt hat, und erlauben und fordern somit auch eine psychologische Untersuchung. Selbſt die ganze geschichtliche Entwicklung läßt sich auf solche Gesichtspunkte und Tendenzen zurückführen, und Lamprecht hat es bekanntlich versucht, die einzelnen Perioden durch das Vorwalten einer gewissen psychischen Stimmung und Richtung zu charakterisieren. Auf die Methoden, welche in solchen Fällen anwendbar sind, um über bloße Vermutungen hinauszukommen, wollen wir hier nicht eingehen. Wundts Völkerpsychologie ſtellt einen großartigen Versuch dar, in dieses Gebiet selbſtändiger Ergebnisse eines psychophysischen Verhaltens mit syſtematischer Forschung einzudringen. Aber im großen und ganzen bleibt noch das meiſte zu tun übrig.

Am beſten ſteht es um den wissenschaftlichen Ausbau der objektiven Methode dort, wo die Leiſtungen der Versuchspersonen einen durch Inſtruktionen und Reize geregelten Verlauf nehmen, wie z. B. bei den oben erwähnten Reaktionsversuchen oder bei den Vergleichungen von Sinneseindrücken, und wo zugleich die Ergebnisse genau fixiert und verwertet werden können. Hier kommt der ganze Vorteil der experimentellen Psychologie zur Geltung. Wir können ein *unwissentliches* Verfahren anwenden, indem wir der Versuchsperson nichts über die Beschaffenheit der einzelnen Reize und über das Ziel der ganzen Untersuchung verraten und indem wir ihr nichts über die objektiven Feſtſtellungen mitteilen, die wir an ihr ausgeführt haben. Dadurch kann eine volle Unbefangenheit, ein bloßes Hingegebensein an die geſtellte Aufgabe und die notwendige Unabhängigkeit von Vorurteilen, von theoretischen Erwartungen oder ehrgeizigen Wünschen, rascher und besser als andere zu arbeiten, erzielt werden. Wenn es für eine Leiſtung am beſten iſt, daß die ganze Energie sich auf sie richten kann, so wird die unwissentliche Ausführung einer Operation für sie vorteilhaft sein. Auch hier sind ferner alle die *Kontrollen* anwendbar, die wir für die Selbſtbeobachtung angegeben haben, und der Bericht der Versuchsperson über ihre Erlebnisse kann dann zur Kontrolle ihrer Leiſtungen benutzt werden. So z. B. würde eine Reaktion auf ein vorgezeigtes Wort offenbar gar nicht ſtattgefunden haben, wenn die Versuchsperson einfach ein schon bereitgehaltenes Wort ausgesprochen hätte. Dem zeitlichen Ergebnis kann man es nicht ohne weiteres ansehen, ob die Reaktion sachgemäß ausgeführt worden iſt oder nicht. Hier vermag das Protokoll der Versuchsperson über ihr Verfahren eine Aufklärung darüber zu geben, ob und wie eine verlangte Leiſtung erfolgt iſt. Wo wir nur auf objektive Daten angewiesen sind, die in der Regel mehrdeutig bleiben, gelingt es uns meiſt nur



allgemeine Angaben über den Verlauf eines Vorgangs zu machen. Die andern Kontrollen, der Vergleich mit der Aufgabe und den Reizen und mit den sonſtigen Leiſtungen derselben Versuchspersonen und anderer Versuchspersonen können natürlich auch bei der hier in Rede ſtehenden Form der objektiven Methode vorgenommen werden.

Dazu gewährt sie als experimentelles Verfahren den Vorteil der Ueberschaubarkeit aller Bedingungen und Umſtände. Wir haben die Herrschaft über die Wahl der Tageszeit, der Apparate, die zur Erzeugung von Reizen oder zur Regiſtrierung von Aeußerungen der Versuchsperson dienen, und der Aufgaben, die wir ihr ſtellen. Wir können die Versuche wiederholen und gesetzmäßig abändern und auf die Dispositionen der Versuchspersonen geeignete Rücksicht nehmen. Dadurch werden die Ergebnisse nicht nur miteinander vergleichbar, sie können auch jederzeit von andern an andern Orten und mit andern Versuchspersonen nachgeprüft werden. Das war ja ein Grundmangel der älteren Psychologie, daß sie ihre Behauptungen zum großen Teil auf persönliche Erfahrungen des einzelnen Psychologen ſtützte, die sich gar nicht einer Nachuntersuchung unterwerfen ließen, weil man über ihre Entſtehung und Tragweite nicht orientiert war. Ueber denselben Tatbeſtand konnten darum verschiedene, ja entgegengesetzte Urteile vorgebracht werden, ohne daß eine Entscheidung darüber herbeizuführen war, wer recht habe oder ob in gewissem Sinne vielleicht beide zutreffende Aussagen gemacht haben. Die Exaktheit und Allgemeingültigkeit der experimentell-psychologischen Feſtſtellungen beruht zum Teil auf der Nachkonſtruierbarkeit aller Versuche, die ihre Grundlage bilden. So iſt erſt wirkliche Arbeitsgemeinschaft in der Psychologie heimisch geworden.

Dazu iſt endlich als ein besonderer Vorteil der objektiven Methode die quantitative Fixierbarkeit der Ergebnisse und die Meßbarkeit der Leiſtungsfähigkeiten durch beſtimmte Leiſtungen und ihre Bedingungen getreten. Wir können die einzelnen Vergleichungen, Urteile, Gedächtnisoperationen usw. ſtatiſtisch ordnen und aus ihnen Mittelwerte errechnen, die Zahl der richtigen Lösungen einer geſtellten Aufgabe ebenso wie die Zahl der Fehler und ihrer Arten in Prozenten angeben und die Abhängigkeit der zur Herbeiführung beſtimmter Wirkungen erforderlichen Operationen, wie des Erlernens und Behaltens, von gewissen Bedingungen, wie der Länge des Stoffes oder der Größe der Zwischenzeit, graphisch darſtellen und damit psychologische Gesetzmäßigkeiten veranschaulichen. Wir können ferner die Empfindlichkeit für Sinnesreize durch die sogenannte Reizschwelle d. h. die Reizgröße, die notwendig und hinreichend iſt um gerade merklich zu werden, die Unterschiedsempfindlichkeit durch die Unterschiedsschwelle, d. h. den Reizunterschied, der notwendig und hinreichend iſt, um eben bemerkt zu werden, die Übungsfähigkeit durch die Größe des Übungsgewinns in einer Zeiteinheit, die Übungsfeſtigkeit durch die reziproke Größe des Übungsverluſtes, die Treue des Gedächtnisses durch die Größe der Ersparnis an Wiederholungen beim Wiedererlernen eines Stoffes u. dgl. m. messen. Solche Maßbeſtimmungen lassen eine einheitliche Skala aufſtellen, auf die die Leiſtungen der Versuchspersonen bezogen und durch die sie ausgedrückt werden können.

Welch ein ungeheures Arbeitsfeld hier vor uns liegt, bedarf kaum eines

besonderen Nachweises. Jede differenzierte Leiſtung, das Lesen, Schreiben und Rechnen, das Merken und Lernen, die konzentrierte Beachtung eines Gegenſtandes, Handarbeit und Kopfarbeit, Erziehung und Unterricht, wissenschaftliche und künſtlerische Produktion u. a. fällt in den Bereich solcher psychologischen Forschungen. Die ganze menschliche Kultur baut sich aus Leiſtungen dieser Art auf. Selbſtverſtändlich sind die elementaren Prozesse von der wissenschaftlichen Forschung zuerſt in Angriff genommen worden, aber man iſt bereits mit Erfolg bemüht, auch das höhere Seelenleben und seine Wirkungen in den Bereich derselben zu ziehen. Die Grenzen der experimentellen Methode liegen dort, wo es nicht mehr gelingt, die verlangten Leiſtungen unter willkürlich herſtellbare und variierbare Bedingungen zu bringen. Wir wissen heute, daß selbſt das äſthetische, ethische, religiöse und wissenschaftliche Verhalten nicht durchweg jenseits dieser Grenzen liegen.

Die moderne Psychologie benutzt somit subjektive und objektive Methoden und erreicht ihren Zweck der Erkenntnis des Seelenlebens zweifellos dann am beſten, wenn sie beide nebeneinander anwenden kann. Ohne die subjektive Methode wüßten wir nichts über die qualitative Beschaffenheit der psychischen Vorgänge, und ohne die objektive hätten wir keine Kenntnis der Wirkungen und Gesetzmäßigkeiten dieser Vorgänge. Beide sind also erforderlich, damit ein Vollbild wissenschaftlicher Beſtimmung des Seelenlebens gezeichnet werden kann, und beide dienen einander zur wechselseitigen Kontrolle. Keine kann die andere ersetzen und keine sollte ohne die andere ausgeführt werden, wo beide möglich sind. Bei der syſtematischen experimentellen Selbſtbeobachtung wird ſtets auch eine psychische Leiſtung zur Aufgabe geſtellt, und so können hier immer objektive Daten gewonnen und verarbeitet werden. Bei der objektiven Methode aber muß überall dort auf die subjektive verzichtet werden, wo eine Selbſtbeobachtung unmöglich iſt, und iſt in den erſten Anfängen der experimentellen Psychologie im Übereifer auch dort verzichtet worden, wo sie ausführbar war. Darum sind die eigentlich psychologischen Ergebnisse in den Arbeiten jener Zeit so dürftig und vieldeutig. Man schwelgte in Zahlen, Tabellen und Kurven und ſtellte die Versuchspersonen mit Tieren, Wilden und unmündigen Kindern auf eine Stufe, insofern sie bloß verabredete Urteilsausdrücke, wie größer, kleiner, gleich zu gebrauchen oder auf verabredete Reizwirkungen hin ihre Hand so rasch wie möglich von einem elektrischen Taſter zu heben hatten. Auch an Annäherungen an das andere Extrem, an die bloße Berücksichtigung subjektiver Ergebnisse, hat es nicht gefehlt. Doch iſt die Gefahr hier schon deshalb weniger groß, weil die Protokolle der Versuchspersonen ja auch eine Leiſtung voraussetzen und objektive Daten bilden, die einer Behandlung nach den Grundsätzen der objektiven Methode unterzogen werden können. Daß der heutige Psychologe von Fach im Sinne der früheren Zeiten unkontrolierbare Selbſtbeobachtungen triebe, darf als ausgeschlossen gelten.

IV.

Die objektiven Methoden, auf deren Einteilung wir hier nicht eingehen konnten, bringen die psychologische Forschung in die Nachbarschaft der Naturwissenschaften. Wir haben

Beziehungen zur Physik und Chemie durch die Sinnesreize, die wir anwenden müssen, und durch die Registrierung der Äußerungen, die wir vorzunehmen haben. Wir berühren uns aber auch mit der Biologie und Physiologie durch die Arbeit an lebenden Organismen. Zur fremden Seele führt der Weg der wissenschaftlichen Psychologie nun einmal durch den zu ihr gehörenden Körper. Das gilt nicht nur für die Einwirkungen, die wir jener zuführen, sondern auch für die Mitteilungen, die von ihr ausgehen. Daß es eine Telepathie gibt, dafür ist ein einwandfreier Beweis bisher noch nicht erbracht worden. Jedenfalls gründet die wissenschaftliche Psychologie keine ihrer Einsichten auf diese vielumstrittene Fähigkeit, sondern beschreitet den sicherlich viel unbequemeren Weg durch die Sinnes- und Bewegungsorgane. Deshalb ist die Funktion der Eingangspforten für alle Reize und Instruktionen sowie die Fortpflanzung der Sinneserregungen bis in ihre zentralen Stationen und die Operation aller Ausdrucksorgane für den Psychologen von großer Bedeutung. Darum hat er sich auch für alle Fortschritte der Gehirnanatomie und -physiologie offenzuhalten. So wird er sich von der Naturwissenschaft abhängig fühlen und dankbar alle Anregungen und Belehrungen aus diesem Gebiet zu benutzen suchen. In der Sinnesphysiologie und -psychologie sind die Grenzen auch schon so fließend, daß schwer zu sagen ist, was zur einen und was zur andern gehört. Ebenso besteht ein reges Herüber und Hinüber von der Pathologie des Seelenlebens und der Psychiatrie zu der Psychologie des Normalen und Gesunden.

Mit diesen naturwissenschaftlichen Beziehungen und dem experimentellen Verfahren hängt es nun auch zusammen, daß der moderne Psychologe ein geräumiges Institut braucht, um eine größere Anzahl von Arbeiten nach den geschilderten Methoden ausführen lassen zu können. Genauer gesprochen, bedarf er dazu verhältnismäßig vieler, wenn auch kleiner, gegen Störungen möglichst gesicherter Einzelzimmer. Nehmen wir an, es sollten 10 Untersuchungen in einem Institut stattfinden. Jede davon benötigt etwa 5 Versuchspersonen, jede von diesen hat 2 bis 3 Versuchsstunden in der Woche. Wir erhalten dann bereits für jene 10 Arbeiten 125 Versuchsstunden, die, auf 5 Tage in der Woche verteilt, 25 Stunden täglich in Anspruch nehmen. Da wir nun außerdem mit einiger Vorbereitungszeit für die Versuche zu rechnen haben, und einige von ihnen wegen des störenden Geräusches der Apparate 2 Zimmer gleichzeitig besetzen, da auch nicht alle Räume für jede Art von Versuchen taugen, so dürften mindestens 8 Arbeitszimmer erforderlich sein, um bloß jene 10 Untersuchungen bequem unterbringen zu können. Abgesehen von Massenversuchen, bei denen eine Anzahl von Versuchspersonen gleichzeitig tätig sein kann, die aber in unseren Instituten eine sehr geringe Rolle spielen, sind regelmäßig nur 2 Personen, der Versuchsleiter und die Versuchsperson, während einer Versuchsreihe in einem und demselben Zimmer unterzubringen. Durch diese besonderen Umstände unterscheidet sich das psychologische Laboratorium wesentlich von den naturwissenschaftlichen Schwesteranstalten.

In einem solchen Institut entfaltet sich nun eine Arbeitsgemeinschaft, wie sie kaum ihresgleichen hat. In anderen Laboratorien bildet die anorganische Natur, höchstens ein Frosch oder Kaninchen, ein Hund oder Affe das Objekt der Forschung. Hier pflegt sich zwischen



dem Forscher und seinem Gegenstande kein persönliches Verhältnis auszubilden, und auch die Teilnahme des Vorstandes und der Assistenten an den einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten beschränkt sich in der Regel auf eine gelegentliche Besichtigung der Versuchsanordnung und der Ergebnisse. Bei den psychologischen Experimenten aber gibt das noch keinen hinreichenden Einblick in die psychischen Vorgänge, welche untersucht werden. Hier müssen die Leiter des Instituts selbst mitmachen, wenn sie ein wirkliches Urteil über die Versuche gewinnen wollen. So steht denn die eigenartige menschliche Beziehung zwischen dem Versuchsleiter und seinen Versuchspersonen im Mittelpunkt des ganzen Institutsbetriebes. Ein Vertrauensverhältnis umschließt beide. Die sozialen Bande wechselseitiger Rücksicht und Opferbereitschaft, gegenseitigen Verständnisses und Wohlwollens bilden eine Voraussetzung für das Gedeihen der wissenschaftlichen Arbeit. Der Versuchsleiter muß auf den guten Willen, auf strenge Pflichterfüllung, auf volle Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Versuchspersonen zählen können, und diese müssen sicher sein dürfen, daß sie eine humane Behandlung erfahren, ihre Bereitwilligkeit nicht ausgebeutet, auf ihre Ermüdung oder sonstige ungünstige Dispositionen Rücksicht genommen wird, und daß ihre Aussagen nicht mißbraucht werden. So breitet sich eine Atmosphäre edler menschlicher Beziehungen, eine wahrhaft ethische Atmosphäre im psychologischen Institut aus, wie sie in der Akademie des Plato, im Lykeion des Aristoteles oder in der Säulenhalle der Stoiker geherrscht haben mag. Die Blüte wissenschaftlicher Kultur strömt hier zugleich den feinen Duft einer sittlichen Gesinnung aus. Die psychologischen Versuche fördern nicht nur unsere theoretische Einsicht, sondern auch unsere Menschlichkeit. Sie werden zu einer Schule nicht nur für den Geist, sondern auch für den Charakter.

Diese Beschäftigung mit dem Menschen und der eigentlichen Quelle aller Kultur, mit seinem Geiste, begründet natürlich auch viele Beziehungen der modernen Psychologie zu den Geisteswissenschaften. Wir brauchen nur an die Sprachpsychologie, an die Psychologie des ästhetischen, ethischen und religiösen Verhaltens zu denken, um uns die zahlreichen Fäden zu vergegenwärtigen, die die psychologische Forschung mit den Geisteswissenschaften verbindet. Aber auch eine methodische Beziehung sei hier erwähnt. Der Psychologe hat gegenüber den Protokollen der Versuchspersonen ein Verfahren anzuwenden, das demjenigen ähnlich ist, welches der Historiker oder der Philologe bei seinen Texten zu gebrauchen pflegt, die Interpretation. Es ist von diesem Gesichtspunkte aus verständlich, daß sich die in jenen Geisteswissenschaften ausgebildeten Kriterien der Zuverlässigkeit von Quellen vielfach mit den von uns angegebenen Kontrollen berühren. Die Aussagen der Versuchspersonen sind nun einmal eine besonders wichtige Quelle der modernen psychologischen Forschung. Es handelt sich nicht nur darum, sie mit möglichster, etwa phonographischer Treue aufzunehmen, sondern auch darum, sie zutreffend deuten und analysieren zu können. Die Schulung des Historikers und Philologen wird dem Psychologen namentlich dann von Vorteil sein, wenn auf ältere Protokolle zurückgegriffen werden muß, bei denen die Versuchspersonen selbst nicht mehr sagen können, wie sie diesen oder jenen Ausdruck gemeint haben.

Wie der Mensch selbst in die beiden



Reiche der Natur und des Geiſtes hineinragt, so hat auch die Wissenschaft vom Menschen, insbesondere seine Psychologie zu den beiden Hauptgruppen der Erfahrungswissenschaften ſtarke und wesentliche Beziehungen. So dürfte sie zugleich berufen sein, ein Mittelglied zwischen Natur- und Geiſteswissenschaften zu bilden, die oft recht gegensätzlich auftretenden Ansprüche beider zu mildern und zu versöhnen und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß jede nur Teilerscheinungen des Universums behandelt.

Wolfgang und Johann Bolyai, zwei ungarische Mathematiker.

Von

E. Study.

Wie viele unter den Lesern dieser Zeitschrift wohl je den Namen Bolyai gehört haben mögen?*) Die Bolyai (spr. Bójaī), Vater und Sohn, gehörten ja beide zur Zunft jener unbeliebten Geheimniskrämer, deren Gebaren dem »gemeinen Verſtand« faſt so rätselhaft zu sein pflegt, wie das Tun und Treiben der Alchymiſten, und deren ernſteſte Arbeit dem nicht Eingeweihten zuweilen vielleicht nur als eine Art geschäftigen Müßigangs erscheinen mag. Sie sind aber beide nicht Durchschnitts-Exemplare der verbreiteten Spielart Homo insipiens v. mathematicus gewesen, sondern wirklich sehr merkwürdige, sogar äußerſt exzentrische Menschen, wohl geeignet, ein allgemeines und menschliches Interesse zu erwecken.

Feuergeiſter waren sie, so ungefähr, wie der des Landes Unkundige sich das Volk der Ungarn überhaupt vorſtellt, wenn er sie und ihre Steppe aus Romanen kennen lernt; voller Widersprüche, und dabei voll eiserner Konsequenz in der einen großen Sache, die ihnen vor allem am Herzen lag; vom höchſten Idealismus waren sie beseelt und zugleich in abgrundtiefe Leidenschaften verſtrickt; Vater und Sohn einander voll Erbitterung bekämpfend, und dennoch so eins im Wollen, daß uns ihr Bild heute beinahe zu dem einer einzigen Persönlichkeit zusammenfließt. Beide waren sie musikalisch hochbegabt, und beide hatten sie auch myſtische Neigungen, was bei Bolyai dem Sohn im Entwurf einer Art von neuer Religion, der »Allheil-Lehre« zum Ausdruck kam.

Doch versuchen wir vor allem, dem Leser — so weit es möglich iſt — einen Begriff zu geben von dem Problem, an das jene Beiden die Arbeit ihres Lebens gesetzt haben, und dessen siegreicher Bezwingung der Name Bolyai seinen Ruhm verdankt. Wir bitten hier um ein wenig Geduld.

Wie ein Jeder weiß, der sich einer guten Erziehung erfreuen darf, oder wie er doch zu wissen glaubt, hat der Raum, in dem wir leben, eine mathe-

*) Wolfgang und Johann Bolyai. Geometrische Untersuchungen, mit Unterſtützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von Paul Stäckel, I, 12 + 281 Seiten, II, 6 + 274 Seiten. Leipzig und Berlin, O. S. Teubner, 1913.



matisch-präzise Struktur, die in allbekannten geometrischen Lehrsätzen zum Ausdruck kommt. Davon handelt ja das geometrische System des Euklid, das wir alle, mit größerem oder geringerem Erfolg und Genuß, auf der Schule haben über uns ergehen lassen. Und wer keine unmittelbare Kenntnis davon hat, wie diese Dinge aller Physik zugrunde liegen, bis zu ihren fernsten Konsequenzen in Astronomie und Technik wie sogar auch in der modernen Medizin, der wird sich wenigstens der Sage von jener Hekatombe erinnern, deren schnöde Abschlachtung die Folge der Entdeckung des pythagoräischen Lehrsatzes gewesen sein soll. Er wird ein Gefühl dafür haben, daß diese Dinge, wenn sie auch nicht jeder immer zur Hand zu haben braucht, doch für die Menschheit im Ganzen wertvoll und für eine höhere Kultur unentbehr- sind.*)

Aber mathematische Lehrsätze müssen bewiesen werden, und da man einen Beweis gewiß nicht auf nichts gründen kann, so mußten, mangels einer anderen Grundlage, im System der Euklidischen Geometrie gewisse Begriffe wie Punkt, Gerade, Ebene usw. als unmittelbar gegeben gelten, gewisse Gesetzmäßigkeiten mußten als erfahrungsmäßig oder intuitiv gesichert angesehen werden. Was dem menschlichen Verstand vielleicht als minder einleuchtend erschien, war dann aus solchen Prämissen zu deduzieren; aus möglichst wenigen und möglichst einfachen Prämissen natürlich. Diese Prämissen aber waren nicht eindeutig bestimmt, und ihre Wahl war selbst ein schwieriges Problem. Es schien Grund zu der Annahme vorhanden zu sein, daß der mit Recht bewunderte Scharfsinn des griechischen Systematikers gerade in diesem Punkte fehlgegriffen hatte.

Der Stein des Anstoßes war das unter dem Namen Parallelenaxiom bekannte und berühmte fünfte Postulat, demzufolge in der ebenen Geometrie zwei gerade Linien, die mit einer dritten gleiche Wechselwinkel bilden, einander nicht schneiden sollen, während Gerade mit verschiedenen Wechselwinkeln einander immer treffen müssen. Diese Forderung wich in ihrem ganzen Charakter von den übrigen dem Aufbau der Geometrie zugrunde zu legenden Forderungen oder Postulaten so stark ab, daß man sich des Eindrucks nicht zu erwehren vermochte, daß hier eine Lücke des Systems vorlag. Was als Postulat hingestellt worden war, das mußte, so schien es, sich beweisen lassen, es mußte aus den sonstigen Voraussetzungen des geometrischen Systems rein-logisch hergeleitet werden können.

So geringfügig dieser Umstand nun dem Laien erscheinen mag, so hat er doch nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften nicht wenig das Völkchen der Mathematiker beschäftigt, die früher und besser als andere gelernt hatten, auf Ordnung und Reinlichkeit in ihrem Gedankensystem Gewicht zu legen. So sprach der hochverdiente Jesuitenpater Saccheri von einem häßlichen Fleck am schönen Leibe der Geometrie, und schon vorher hatte mit John Wallis (1616—1703) eine Arbeit eingesetzt, deren Zweck eben die Beseitigung jenes Makels war. Verloren war diese Arbeit nicht, aber ihr eigentliches Ziel hatte sie nicht erreicht: alles was vor moderner Prüfung standhält, war die Auffindung neuer Ausdrucksformen für das im Grunde bestehen bleibende Parallelenpostulat;

*) Näheres findet man bei A. Voss: Die Beziehungen der Mathematik zur Kultur der Gegenwart. (In Hinnebergs »Kultur der Gegenwart«. Leipzig 1914).



erreicht wurde also nur eine Verschiebung der Schwierigkeit. Man konnte diese zum Beispiel beheben, wenn man zugab, daß zu jeder Figur eine zu ihr ähnliche Figur in anderem Maßstab hergestellt werden konnte; aber das bedurfte dann selbst wieder eines Beweises, der nicht erbracht war. Daran jedoch, daß überhaupt ein Beweis möglich sei, zweifelte man nicht.

Wer sich die Mühe genommen hat, uns bis hierher zu folgen, der wird nun auch verstehen können, daß solche Untersuchungen mit einer eigentümlichen und zwar sehr bedeutenden Schwierigkeit verbunden sind. Was sollte wohl einleuchtender scheinen, als daß zu jeder Figur eine ähnliche in beliebigem Maßstab hergestellt werden kann? Beruht doch eben darauf jede Bauzeichnung, enthält doch jeder Atlas Karten in allerlei Maßstäben! Und doch braucht dieses scheinbar Selbstverständliche, dieses Alltägliche, nicht genau zutreffend, also überhaupt nicht zutreffend zu sein. Man sieht das an einem analogen Falle. Es ist tatsächlich unmöglich, auf einem kleinen Stück einer Kugelfläche, auf der Erdkugel zum Beispiel, ein unverzerrtes Bild eines größeren Stücks eben dieser Kugelfläche zu entwerfen. Man muß den Kugelradius mit verkleinern, wenn man nicht störende Abweichungen vom Original in den Kauf nehmen will. Nur auf einem Globus sind wirklich »treue« Karten von Stücken der Erdoberfläche denkbar, und die Dimensionen der Karten sind dann immer durch die Größe des Globus bestimmt. Auf einer im voraus gegebenen Kugelfläche haben also zu einander ähnliche Figuren notwendig auch gleichen Maßstab. Dann aber könnte die Sache in unserem Raume vielleicht ebenso liegen. Figuren, die unseren groben Sinnen als ähnlich erscheinen, sind es möglicherweise gar nicht, es finden vielleicht kleine Verzerrungen statt, die mit hinreichend feinen Instrumenten vielleicht sogar nachzuweisen wären. Dann dürften wir nun nicht mehr von »ähnlichen« Figuren im strengen Sinne reden; die Sache würde ungefähr so liegen, wie in der Geometrie auf der Kugelfläche, und das Euklidische System, an das wir gewöhnt sind, wäre nur noch eine, für die meisten Zwecke gewiß ausreichende, für ein genaues Studium der Naturvorgänge aber nicht genügende Annäherung an die Wirklichkeit. Ist doch auch die von einem naiven Verstand angenommene Geradlinigkeit des Lichtstrahls im Luftraum nur eine Annäherung, und bedarf es doch auch in diesem Falle zur Aufdeckung des wirklichen Sachverhalts feinerer Instrumente und subtiler mathematischer Theorien.

Überlegungen der eben besprochenen Art haben die älteren Geometer wohl kaum angestellt. Daher ist es ihnen wohl auch entgangen, daß das logische Problem, an dem sie arbeiteten, verschieden ist von der Frage nach den Eigenschaften unseres Raumes. Es lassen sich unendlich viele folgerechte Begriffssysteme, Systeme abstrakter Geometrie ausdenken, solche, die untereinander so verschieden sind, wie die uns vertraute ebene Geometrie und die Geometrie auf einer Kugelfläche. Alle diese Gedankendinge können in unserem Geiste friedlich beisammen wohnen. Aber sie geraten mit einander in Kollision, sobald wir sie auf die Wirklichkeit unseres Raumes anwenden wollen. Nur eines unter ihnen allen kann dieser Wirklichkeit entsprechen. Welches dieses System aber ist, welche diese praktische, »wahre«, oder »natürliche« Geometrie, kann, wenn überhaupt, niemals durch rein-logische Über-

legungen irgend welcher Art entschieden werden. Umgekehrt lehrt uns auch die Wirklichkeit des Raumes nichts über den logischen Charakter irgend eines Syſtems abſtrakter Geometrie, also auch nichts über die logische Stellung des Parallelenaxioms im Syſtem der (abſtrakten) Euklidischen Geometrie. Wohl aber kann sie uns so etwas zu lehren scheinen. Wir ſtehen ja doch mitten in jener Wirklichkeit. Wir sind ja nicht nur denkende, sondern auch räumliche, fühlende und empfindende Wesen.

So beſteht also bei Untersuchungen der bezeichneten Art die große Gefahr, daß dem Mathematiker sich Vorſtellungen nicht logischer Natur in seine Deduktionen einmischen, daß ihm als denknotwendig erscheint, was höchſtens empirisch gewiß und vielleicht nicht einmal so viel iſt. Es iſt dieselbe Schwierigkeit, an der noch heute zahlreiche mathematische Dilettanten scheitern, die *circle squarers*, und alle, die da meinen, das Parallelenaxiom »beweisen« zu können, mögen sie sich nun Mathematiker oder Philosophen nennen. Sie scheitern daran, weil sie nicht begriffen haben, daß da eine Schwierigkeit verborgen liegt, wie der Seemann scheitert, der in eine glatte Wasserfläche trügerisches Vertrauen setzt. Und viele Schiffe mußten zu Grunde gehen, bis auch nur die Gewiegteſten dahinter kamen, wie diese Klippen umfahren werden konnten.

Die Überwindung dieser großen Schwierigkeit gelang in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Mehreren, die unabhängig von einander gearbeitet haben. Die Zeit war reif. Nachdem bereits der schon erwähnte Saccheri (1667—1733) und der berühmte Lambert (1728—1777) der Wahrheit nahe gekommen waren, gelangten Gauß, Joh. Bolyai und der Russe Lobatschewskij, außerdem auch noch ein gewisser Taurinus und sogar ein scharfsinniger Juriſt Schweikart zu der Einsicht, daß das Parallelenaxiom nicht duduziert werden kann.

Sie zeigten das durch Begründung einer neuen Art von abſtrakter »Geometrie«, die von der Euklidischen verschieden war, derselben, die heute unter dem Namen der Nicht-Euklidischen Geometrie bekannt iſt, und sich unter Mathematikern von Fach allgemeinen Ansehens erfreut.

Doch hier haben wir schon dem Gang der Ereignisse vorgegriffen.

So ungefähr, wie wir es zuvor geschildert hatten, lag nämlich die Sache noch, als Gauß (1777—1855) und mit ihm Wolfgang Bolyai (1775—1856) auf den Schauplatz traten. Als junge Studenten hatten sich die beiden in Göttingen gefunden und waren einander bald nahe gekommen; der damals schon Alle überragende, übrigens bescheidene und schweigsame Gauß, und der ebenfalls bescheidene und in dieser Gesellschaft auch schweigsame, im Wesen aber lebhafte und phantaſtische Ungar, der Mathematiker und zugleich Dichter, wie auch ein tüchtiger Musiker war, oder doch später seine Gaben in diesen Richtungen entfaltet hat. Die Gespräche, die die beiden damals über die Grundlagen der Mathematik, besonders der Geometrie geführt haben, sind gewiß von entscheidendem Einfluß auf W. Bolyais weitere Entwicklung gewesen. Getrennt arbeiteten sie dann an demselben Problem einer befriedigenden Begründung der Geometrie, doch mit verschiedenem Erfolg. Bolyai glaubte, wohl mehr als einmal, die Schwierigkeit überwunden zu haben; doch konnte sein Beweisversuch der Kritik von Gauß nicht ſtandhalten.

Bolyai konnte indessen u. a. zeigen, daß mit dem Parallelenaxiom die Annahme äquivalent war: »Drei Punkte, die nicht auf einer Geraden liegen, liegen immer auf einem Kreis.« Aber diese Annahme war auch wieder nicht bewiesen; und das Ergebnis von Bolyais durch viele Jahre fortgesetzten Bemühungen war helle Verzweiflung.

Rührend zugleich und durch ihre wilde Leidenschaftlichkeit erstaunlich sind die Worte, mit denen W. Bolyai seinen Sohn Johann vor der Beschäftigung mit der Parallelentheorie warnt: »Du darfst die Parallelen auf jenem Wege nicht versuchen; ich kenne diesen Weg bis an sein Ende — auch ich habe diese bodenlose Nacht durchmessen, jedes Licht, jede Freude meines Lebens sind in ihr ausgelöscht worden — ich beschwöre Dich bei Gott! laß die Lehre von den Parallelen in Frieden — Du sollst davor denselben Abscheu haben wie vor einem liederlichen Umgang, sie kann Dich um all Deine Muße, um die Gesundheit, um Deine Ruhe und um Dein ganzes Lebensglück bringen. — Diese grundlose Finsternis würde vielleicht tausend Newtonische Riesentürme verschlingen, es wird nie auf Erden hell werden, und das armselige Menschengeschlecht wird nie etwas vollkommen Reines haben, selbst die Geometrie nicht . . . Hier steckt sogar die Wurzel aller meiner späteren Fehler . . . Es ist unbegreiflich, daß diese unabwendbare Dunkelheit, diese ewige Sonnenfinsternis, dieser Makel in der Geometrie zugelassen wurde, diese ewige Wolke an der jungfräulichen Wahrheit . . . Ich bin bei allen Klippen dieses höllischen Toten Meeres vorbeigefahren, und von überall kehrte ich mit zerschmettertem Mastbaum und zerfetzten Segeln zurück, und von da an datiere ich die Verderbnis meines Humors und meinen Fall. Unbesonnen setzte ich mein Leben und mein Glück hierauf — aut Cäsar aut nihil —. Wahrscheinlich hätte Newton selbst sein ganzes schätzbares Leben hiermit verschwendet . . . Die Säulen des Herkules stehen in diesen Gegenden, gehe nicht um einen einzigen Schritt weiter, sonst bist Du verloren«.

Aber Johann Bolyai (1802—1860) war viel zu sehr Sohn seines Vaters, als daß solche Worte nicht gerade das Gegenteil der Wirkung hätten hervorbringen sollen, die beabsichtigt war. Und was der ersten Generation nicht gelungen war, gelang der zweiten, freilich auf eine sehr unerwartete Weise, nämlich, wie schon angedeutet, durch Begründung einer neuen Art abstrakter Geometrie, der Nicht-Euklidischen Geometrie.

Dieser Johann Bolyai war ein Stürmer und Dränger, ein undiszipliniertes Kraftgenie ersten Ranges. In allem hatte er die Eigenschaften des Vaters, doch alle in sehr verstärktem Maße. Nur die Poesie liebte er nicht, ja er betrachtete sie, mit der bei beiden Bolyai üblichen Übertreibung, als einen Fluch der Menschheit. Er hatte den Beruf des Offiziers ergriffen, schied aber schon ziemlich jung, und nicht ganz freiwillig, aus dem Dienst aus. Sein maßloses Temperament hatte ihn in allzuviele Ehrenhändel verwickelt. An einem Tage soll er sich einmal mit dreizehn Kavallerieoffizieren geschlagen und alle besiegt haben; dabei hatte er nur die Bedingung gestellt, daß er sich dazwischen durch Spiel auf seiner geliebten Geige erholen dürfe. Die Rauflust, die seiner Offizierslaufbahn ein Ziel gesetzt hat, brachte ihn auch in Konflikt mit dem eigenen Vater, den er einmal sogar zum Zweikampf herausgefordert haben soll!

Der alte Bolyai wollte nicht glauben, daß im Ringen mit dem Parallelenproblem sein Sohn glücklicher gewesen war als er selbst, und es kam besonders auch darüber zu ernsten Zerwürfnissen. Selbst die hohe Anerkennung von Gauß für Johanns Arbeiten scheint nur vorübergehend etwas Licht in das unfreundliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn gebracht zu haben. Aber Gauß, dem der ältere Bolyai in unbedingter Verehrung und voller Bescheidenheit gegenüberstand, hatte gleichzeitig gesagt, daß er die von Joh. Bolyai gefundenen Ergebnisse schon seit Jahren besaß (wie wir es heute mit Sicherheit bestätigen können); und zu einer öffentlichen Anerkennung jener Arbeiten durch Gauß kam es überhaupt nicht. So richtete sich denn des jungen Bolyai Wut nunmehr gegen Gauß, von dem er sich bestohlen glaubte.

Harmonische Naturen sind die beiden Bolyai also gerade nicht gewesen, der Sohn noch viel weniger als der Vater. Aber durch ihre Fehler haben sie nur sich selbst geschadet. Wir werden diesen Unglücklichen unsere Teilnahme nicht versagen, wenn wir sehen, wie Begeisterung für Schönheit und Reinheit ihrer Wissenschaft ihnen die Energie eingab, die es ihnen, wenn auch im Laufe zweier Generationen, möglich machte, zum Ziele zu kommen. Die dazu ebenfalls nötige Selbstkritik, die in vielen verwandten Versuchen zu vermissen ist, mag gerade ihnen schwer genug geworden sein, und um so höher ist dann ihre persönliche Leistung einzuschätzen.

Auf die sonstigen Arbeiten der beiden Bolyai kann hier nicht eingegangen werden, und auch eine genauere Würdigung der erkenntnistheoretischen Bedeutung ihres eigentlichen Lebenswerks müssen wir uns versagen.

Das Buch, von dessen merkwürdigem Inhalt wir Einiges berichtet haben, ist die Frucht langjähriger und mühevoller Studien. Vieles war noch gar nicht herausgegeben und mußte erst aus oft recht mangelhaften verstaubten Manuskripten entziffert und in gute Ordnung gebracht worden.

Wir Deutschen dürfen stolz darauf sein, daß wir so sorgfältige und dazu gut geschriebene, von kritischen wohldurchdachten Anmerkungen begleitete Ausgaben klassischer mathematischer Schriften haben, wie die von P. Stäckel und F. Engel hergestellten Ausgaben es sind. Andere Nationen haben uns das bis jetzt nicht einmal in den Ausgaben ihrer eigenen Klassiker nachgemacht, und es sieht auch nicht so aus, als ob sie Lust dazu hätten.

Daß Deutschland überall an der Spitze marschierte, kann durchaus nicht behauptet werden, auch nicht in bezug auf Mathematik. Die historische Gerechtigkeit aber, die wie die Wissenschaft selbst keine Nationalität kennen darf, hat unter deutschen Mathematikern ihre berufensten Vertreter. Wir schließen mit dem hoffentlich nicht »frommen« Wunsche, daß diese Art von Überlegenheit unseres Volksstammes bald ein Ende nehmen möge — jedoch nicht durch ein Abflauen der historischen Gewissenhaftigkeit auf unserer Seite.

Zur Psychologie des Mythos.

Von
Karl Groos.

Jedermann kennt die Fähigkeit der Phantasie, die in der Erfahrung gegebenen Eigenschaften der Dinge zu fremdartigen Gebilden verschmelzen zu lassen, wie sie in der Natur nicht vorkommen. Ebenso vertraut ist uns allen der Gedanke, daß diese Fähigkeit nicht nur für die Kunst, sondern auch für das religiös-mythologische Denken von größter Bedeutung ist; wir erinnern uns sofort an die »phantastischen« Vorstellungen von Menschenleibern mit Tierköpfen, Tierkörpern mit menschlichem Haupte und Rumpf, Schwanenjungfrauen, Sphinxen, Kentauren, beflügelten Himmelsrossen usw., die in dem Glauben der verschiedensten Völker einen so breiten Raum einnehmen. In dem Glauben: die erste Frage, die man solchen Gestaltungen gegenüber zu erheben pflegt, ist begreiflicherweise gerade die Glaubensfrage; wie kommen die Menschen dazu, von der Existenz solcher Wesen überzeugt zu sein? Aber wenn wir auch annehmen, daß hierauf schon eine befriedigende Antwort erfolgt sei, so bleibt doch noch ein zweites Problem bestehen, das wir schärfer, als es vielleicht sonst zu geschehen pflegt, von der ersten Aufgabe unterscheiden wollen: wir wünschen außerdem auch zu wissen, auf welche Erlebnisse sich das mythenbildende Bewußtsein stützt, wenn es jene merkwürdigen Mischgebilde erzeugt. Hiermit ist das Thema der folgenden Ausführungen bezeichnet.

Es ist fast unvermeidlich, daß man sich von dieser Fragestellung aus an die Schöpfungen phantasievoller Künstler erinnert fühlt. Man wird hoffen, von hier aus Belehrung zu erhalten. Ist doch gerade in den Anfängen der Kultur der Zusammenhang zwischen Religion und Kunst besonders eng. Und in der Tat, eine Parallele wird man sofort ziehen können. Es gibt eine Art der Kombination, die weder dem wahrhaft künstlerischen noch dem religiösen Schaffen eigen sein kann, nämlich das absichtliche, mosaikartige, vom Verstand geleitete Zusammensetzen der Merkmale, die dem phantastischen Gebilde zukommen sollen. Ich habe eben die Sätze aufgeschrieben: »Auf dem Felsen stand ein seltsames Männchen; es war nur zwei Fuß hoch; sein Haar war orangefarbig; die Nase hing schräg über den linken Mundwinkel herunter; das eine Auge war geschlossen, während das andere weit aufgerissen starrte und mit bläulichem Lichte von innen heraus glühte« usw. Hierbei habe ich einfach mit dem Verstand unter den auftauchenden Wortvorstellungen gewählt, ohne von einem anschaulichen Erlebnis auszugehen; erst nachträglich stellten sich teilweise die den Worten entsprechenden Bilder ein. Nun, wenn ein solches Zusammentragen nicht wahrhaft künstlerisch ist, aber doch ab und zu bei Schriftstellern vorkommen mag (auch der bildende Künstler kann ähnlich verfahren), so ist es ganz gewiß der mythenerzeugenden Phantasie gänzlich fremd. Ihre Gebilde müssen nicht nur unwillkürlich entstehen, sondern sie müssen auch sinnlich erlebt, un-



mittelbar geschaut sein. Dieses Schauen ist aber ein eigentümliches »Zusammenschauen« von Eigenschaften, die in der Natur so nicht vereint sind. Unsere Frage nach der Art des Erlebens bei der Entstehung mythologischer Mischgestalten kann daher jetzt so formuliert werden: wie kommt ein solches Zusammenschauen zustande?

Hier ist jedoch bei dem Versuch, die Parallele zwischen künstlerischem und mythologischem Vorstellen weiterzuführen, Vorsicht geboten. Der phantastische Dichter oder Maler wird häufig durch ein Erleben innerer Gesichte angeregt werden. Unabhängig von der Gegenwart äußerer Objekte taucht dann vor seinem »inneren« Auge die von der Wirklichkeit abweichende Gestaltung als ein anschauliches Ganzes auf. Gerade dieses innere Zusammenschauen ist der Gegenstand, der die Abfassung meines Aufsatzes veranlaßt hat. Aber wenn es sich um die ersten Anfänge des mythologischen Vorstellens handelt, werden wir gut tun, vorher die Bedingungen ins Auge zu fassen, die das Zustandekommen jener Gebilde aus einem äußeren Schauen erklärbar machen könnten. Soviel ich sehe, gibt es, wenn wir uns auf das Wichtigste beschränken, zwei solche Möglichkeiten. Auch dabei werden die Zusammenhänge mit der Kunst nirgends zerschnitten.

Der erste Gedanke bezieht sich nicht nur auf die Anfänge, sondern auch auf die höheren Formen des mythologischen Vorstellens. Der Kunst und der Religion ist jene personifizierende Auffassung der Gegenstände gemeinsam, auf die Karl Otfried Müller zur Erklärung der Mythologie hingewiesen hat und die Wilhelm Wundt die »belebende Apperzeption«, Alfred Biese die »anthropozentrische Nötigung« nennt. Man denke etwa an den Anblick der Sturmwolken, die im Brausen und Heulen und Pfeifen des Windes über den nächtlichen Himmel eilen; wie nahe liegt da die personifizierende Vorstellung der »wilden Jagd«. Auch der aufgeklärte Kulturmensch, der nicht an Seelen, Geister und Dämonen glaubt, die in den Lüften ihr Wesen treiben, kann, wenn er einsam und schutzlos durch die Sturmnacht wandert, ein leises Grauen empfinden, das über die blos ästhetische Betrachtung hinweg auf die urmenschlichen Regungen des mythenbildenden Bewußtseins hinüberweist. Hier haben wir es nicht mit einem blos inneren Schauen zu tun, sondern in die vom äußeren Auge wahrgenommenen Dinge sehen und hören wir ein Leben hinein, das sie erfüllt und — verwandelt.

Aber geht diese Verwandlung auch äußerlich so weit, daß sie das von uns gesuchte Zusammenschauen herbeiführt? Ein bloßer Vergleich der Wolken mit Rossen, Reitern oder Wölfen würde für unsere Zwecke natürlich nicht genügen. Auch eine nur gefühlsmäßig belebende Apperzeption, die den Wolken ein erregtes Vorwärtsdrängen u. dgl. einfühlt, könnte das, wonach wir suchen, nicht leisten. Soll das anschauliche Bild auf dem Wege der personifizierenden Apperzeption zustande kommen, so müssen Menschen und Tiere tatsächlich in dem Gewölke erblickt werden. Können wir eine so weitgehende Illusion annehmen? Bei unserem Beispiel mag das schon angehen. Wenn wir den primitiven Glauben an die Existenz von dämonischen Wesen und die dadurch gewaltig gesteigerte Furcht vor den wütenden Elementen voraussetzen, ist es nicht schwer, ein viel vollständigeres, viel illusionsähnlicheres »Apperzipieren« anzunehmen, als wir selbst es beim Anblick von Sturmwolken erleben können.

Und wir hätten dann in einem besonderen Falle ohne Zweifel die anschauliche Entstehung von Mischwesen erklärt; denn die Eigenschaften der hineingeschauten Organismen müssen sich doch der Farbe, Form und Größe der Wolken anpassen, sodaß aus der Verbindung verschiedener Erfahrungskomplexe etwas neues entsteht. Aber in anderen Fällen wird die Erklärung durch das »Hineinsehen« kaum befriedigen. »Als das erste Morgenleuchten«, heißt es in der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye (3. Aufl. II, S. 255), »sich plötzlich durch den ganzen Luftraum ausbreitete, dachte man sich zwei jugendliche Götter auf schnellen, von fliegenden Rossen gezogenen Wagen (Asvinen, Dioskuren), plötzlich hervorbrechend, in zügelloser Fahrt den Raum durcheilend. Dies ist wahrscheinlich schon eine Vorstellung der indogermanischen Vorzeit«. Hier müßte erst jede andere Erklärung versagen, ehe man ernstlich geneigt sein könnte, dem primitiven Menschen eine derartige Illusion zuzuschreiben. Man kann ziehende Wolken als jagende Wölfe »sehen«; wie sich aber die Strahlen der Morgenröte für das sinnliche Auge in göttliche Wagenlenker verwandeln sollen, ist schwer zu begreifen. Auch der Künstler kann ja, wie Leonardo da Vinci bemerkt hat, durch das Hineinsehen in sinnlose Fleckenmuster u. dgl. bei seinen Konzeptionen angeregt werden*); aber so wenig alle die Visionen von abenteuerlichen Höllenwesen, die auf den malerischen Darstellungen der Versuchung des heiligen Antonius ihr Spiel treiben, auf solchem Wege gefunden sind, so wenig wird die Illusionstheorie für das ganze Gebiet der mythologischen Mischgebilde genügen. Sie versagt schon bei der eben erwähnten Himmelserscheinung der Dioskuren; und sie versagt wohl noch vollständiger bei der Vorstellung der tier-menschlichen Wesen, die die Wälder, Steppen und Gewässer der Erde bevölkern sollen.

Gerade hier tritt nun die zweite Erklärung auf den Plan. Sie knüpft ebenfalls an die Kunst an, aber in ganz verschiedener Weise. Im Zentrum der primitiven Kunst steht der Tanz. Unter den Tänzen der wilden Jägerstämme nehmen die Nachahmungstänze einen besonderen Rang ein. Im Nachahmungstanz werden auch Tiere dargestellt. Soweit die Tiertänze eine religiöse Bedeutung haben, beziehen sie sich auf den Glauben, daß in den Tieren menschliche oder auch übermenschliche Seelen wohnen. Dieser Seelenglaube würde an und für sich die Vorstellung von abenteuerlichen Mischgestalten kaum erklären. Aber indem der Wilde beim Tanzfest seine menschliche Gestalt tatsächlich mit den tierischen Attributen versieht, die uns aus den ethnologischen Werken so wohl bekannt sind, entsteht für die Zuschauer beim Tanz ein äußerlich sichtbares Mischgebilde, dessen Anblick ihre Phantasie befruchten kann. Daß auch viele Darstellungen mythologischer Wesen in der bildenden Kunst ursprünglich nicht auf ein inneres Zusammenschauen, sondern einfach auf die Wiedergabe dessen zurückgehen, was im Tanzfest äußerlich gesehen wurde, kann kaum bezweifelt werden. Hier stoßen wir also auf Zusammenhänge, die gerade die ersten Ursprünge jener »phantastischen« Vorstellungen gar nicht als eine geheimnisvolle Leistung der auf ein inneres Schaffen und Schauen ge-

*) Bei den prähistorischen farbigen »Halbrelief-Darstellungen« könnte man Ähnliches annehmen. (Vgl. z. B. Klaatsch: »Die Anfänge von Kunst und Religion in der Urmenschheit«, 1913, Abb. 14).

ſtützten Einbildungskraft erscheinen lassen. Wenn wir uns völlig hierauf beschränken müßten, so würde zwar die Beziehung zur künſtleriſchen Produktion bewahrt bleiben, aber der Vergleich mit den inneren Gesichten des Künſtlers würde völlig aufzugeben sein. Wie die Psychologen vom Kinde sagen, daß seine Phantasie lange nicht so schöpferisch iſt, als man gewöhnlich annimmt, so würden auch in der Entwicklung der menschlichen Gattung die erſten Vorſtellungen von tier-menschlichen Mischgeſtalten auf eine recht sinnfällige Weise erklärt werden können. Ihr Keim wäre nicht in den schwer zugänglichen Tiefen dunkler Seelenkräfte, sondern in der nüchternen Tatsache zu suchen, daß sich der Wilde, der sich im Tanze als Tier maskiert, rein äußerlich als ein aus tierischen und menschlichen Attributen zusammengesetztes Objekt zeigt. Erſt von diesem Gegebenen aus würde die Entwicklung zu freieren Geſtaltungen einsetzen.

Damit sind zwar nicht alle, aber doch wohl die beiden wichtigſten Möglichkeiten angedeutet, die uns veranlassen könnten, das innere »Zusammenschauen« durch ein äußeres zu ersetzen. Es würde sich nun in der Tat empfehlen, bei der erſten Entſtehung der uns beschäftigenden Mischgeſtalten die Annahme »innerer Gesichte« ſtark zurücktreten zu lassen, wenn diese nicht auch in Formen vorkämen, deren Dasein und deren ſtarke Wirkung gerade auf primitiver Kulturſtufe nicht bezweifelt werden kann. Ich meine natürlich die Visionen, die im Traume, im Fieber und bei Geiſteskrankheiten eine Rolle spielen. Beschränken wir uns auf die Traumvisionen als die allgemeinſte und zugleich normale Tatsache, so müssen wir uns auch hier wieder an die Unterscheidung zweier Fragestellungen erinnern, mit der unsere Betrachtung einsetzte. Daß der Traum für den Glauben an die Exiſtenz der vom Leibe getrennten Seelen außerordentlich wichtig iſt, das iſt seit Tylors berühmtem Werke über die Anfänge der Kultur zum wissenschaftlichen Gemeingut geworden. »Der Traum iſt für den Wilden Wirklichkeit«, sagt Klaatsch in der schon angeführten Schrift (S. 33 Anm. 1). Wir haben es dagegen mit der hiervon zu unterscheidenden Frage zu tun: schafft der Traum in seinen Visionen Verschmelzungen, die man mit den mythologischen Mischgebilden vergleichen kann, und zwar Verschmelzungen, die originell, d. h. nicht als eine bloße Reproduktion von Vorbildern aus der Kunſt anzusehen sind?*)

Daß diese Frage zu bejahen iſt, wird nicht beſtritten werden können. Othmar Sterzinger zitiert in einem Aufsatz, mit dem wir uns später noch beschäftigen müssen, Sätze aus einem Buche des Malers A. Kubin (»Die andere Seite«, 1908), von denen hier folgende Schilderung eines Traumes wiedergegeben sei: »Nun hörte ich um mich herum ein vielfaches Ticken und gewahrte eine Menge flacher Uhren der verschiedenſten Größen, von der Turmuhr bis zur Küchenuhr und kleinſten Taschenuhr herab. Sie hatten kurze ſtumpfe Beine und krochen wie Schildkröten unter aufgeregtem Ticken durcheinander auf der Wiese umher.« In demselben Aufsatz wird auch von den Träumen berichtet, die die Versuchspersonen Sterzingers aufgezeichnet hatten. Ich führe nur wenige Beispiele

*) Daß solche Vorbilder nicht nur auf höheren, sondern auch auf primitiven Kulturſtufen die religiösen Visionen beeinflussen können, hat Tylor gezeigt (»Anfänge der Kultur«, Leipzig 1873, I, 302).



an. Die Versuchsperson v. W. sah im Traume drei verschiedene schöne Irisarten; daraus wurden katholische Geiſtliche mit sehr feinen, den Irisblüten entsprechenden Sutanen.« Eine andere Versuchsperson sah eine Schuhbürſte mit breitem Rücken und »seltsamen« schwarzen Borſten, aus der »eine Art sich bewegender Käfer oder Schwabe« wurde; ein grüner Koffer flog und war »von etwas wie Schwanz und Flügeln« umgeben; »eine Parkmauer begann sich zu bewegen und Wülſte zu schieben und wurde eine Art riesiger Wurm.«

Man hat solche Phänomene mit dem künſtlerischen Schaffen in Zusammenhang gebracht. Es gibt phantasievolle Maler (wie den erwähnten Kubin), die man geradezu als Traumkünſtler bezeichnet. Vielleicht noch wichtiger iſt der Schluß von den Traumvisionen auf die mythenbildende Phantasie*). Wenn die Träume schon in den erſten Anfängen der Religion für die Entſtehung des Seelenglaubens eine große Bedeutung besitzen, so müssen sie auch für unser Problem in Betracht gezogen werden. Denn die Beobachtung zeigt, daß hier in rein inneren Gesichten Mischbildungen vorkommen, die mit den mythologischen Mischgeſtalten sehr wohl verglichen werden können. Wir sind also doch nicht genötigt, uns mit der belebenden Apperzeption und mit der äußerlichen Mischung durch die Maskierung im Tanz allein zu begnügen. Von Bedeutung iſt, wie hinzugefügt werden muß, auch die hierbei ermöglichte Einsicht in die Entſtehung solcher Verschmelzungen: die Seele wird von einer anschaulichen Vorſtellung auf Grund vager Analogien in eine zweite hinübergezogen. Dabei verwandelt sich*) das erſte Bild so, daß es Eigenschaften des zweiten übernimmt, ohne doch die Eigenschaften des erſten ganz aufzugeben, und so entſteht die Verbindung heterogener Züge zu einer phantaſtischen Einheit; aus zwei Wirklichkeiten erwächſt etwas neues, was in der Natur nicht vorkommt, aber dem Wilden unter Umſtänden als eine Realität aus der Geiſterwelt gelten wird. Man ſtelle sich nur vor, was für Traumerscheinungen auch wir erleben müßten, wenn wir überzeugt wären, daß die Seelen der verſtorbenen Angehörigen in Wölfe oder Tiger hinüberwandern.

So würde neben jenen zwei erſten Möglichkeiten auch das »Zusammenschauen« im Traume (und in pathologischen Zuſtänden) bereits im Beginn des religiösen Lebens wirken. Und nun bleibt noch als Letztes der von uns zurückgeſtellte Gedanke: das innerliche Zusammenschauen im Wachen. Ob es ebenfalls schon beim erſten Aufkeimen mythologischer Gebilde eine entscheidende Rolle spielt, könnte vielleicht bezweifelt werden. Für das Schaffen des Künſtlers, besonders des Dichters, iſt es sicher von großer Bedeutung. Ich habe schon in meinem Buch über das »Seelenleben des Kindes« die Überzeugung ausgesprochen, daß die sogenannten »Wachträume« der gewöhnlichen künſtlerischen Produktion viel näher ſtehen als die Träume des Schlafenden. Nun wird es allgemein eingeräumt, daß in der höheren Entwicklung der mythologischen Vorſtellungen die dichterische Phantasie

*) Vgl die Arbeiten von Traugott und Abraham im »Archiv f. d. ges. Psychologie«, 29. [illegible]d 21 Bd.

*) Diese Verwandlungen im Traume, die Sterzinger bei den angeführten Stellen besonders betont hat, kann man auch mit den mythologischen Metamorphosen in Zusammenhang bringen. Auch sie gewinnen dadurch eine anschauliche Grundlage.

einen Einfluß ausübt, der immer mehr zunimmt, bis schließlich das religiöse Moment von dem rein poetischen Fabulieren überwogen wird. Spricht man doch nicht nur in der hellenischen, sondern auch in der nordischen Mythologie von einem »erdichteten Pantheon« neben dem eigentlich religiösen!*) Wir haben schon ein Beispiel erwähnt, das ohne Zweifel noch echt religiös ist und trotzdem die Verwandschaft mit dem poetischen Vorstellen deutlich verrät: jene Asvinen oder Dioskuren, in denen das erste Morgenleuchten personifiziert und vergöttlicht wird. Daher lautet die letzte Frage, die wir uns stellen: kommt auch in der Phantasietätigkeit des W a c h e n d e n ein wirkliches Zusammenschauen, eine nicht gedankliche, sondern anschauliche Verschmelzung heterogener Eigenschaften zu einheitlichen Mischgestaltungen vor? Und wenn sie vorkommt — unter welchen Bedingungen wirkt sie mythenbildend?

Daß sie vorkommt, kann man schon aus der Tatsache der Erinnerungstäuschungen schließen. So habe ich mir einmal (vergl. meine »Spiele der Menschen«, Jena 1899, S. 168 f.) bei gewöhnlichen Assoziationsversuchen das Haus meines Schwagers in Stuttgart deutlich vergegenwärtigt; »aber ich hatte dabei, wie ich nachträglich erkannte, die Backsteine in einer Färbung gesehen, die viel zu rötlich war, und offenbar aus der Erinnerung an andere Häuser stammte«. Schon beim Erinnern kommen demnach ungewollte anschauliche Vermengungen aus verschiedenen Erfahrungsreichen vor. In meinem »Seelenleben des Kindes« (1913, S. 151) habe ich unter Anführung eines anderen Beispiels von »Interpolationen« gesprochen, die sich unvermerkt der scheinbar treuen Wiedergabe des früher Erlebten u n t e r s c h i e b e n.« In beiden Fällen handelte es sich nur um Erinnerungsbilder, die durch die aus anderen Erfahrungen eingeschlichenen Züge nichts phantastisches erhielten; aber die Mischung der Karaktere ist doch vorhanden. Man wird daher erwarten dürfen, daß dieselben Bedingungen bei freier Phantasietätigkeit zu viel überraschenderen Verschmelzungen führen können.

Hier sind nun vor allem die schon erwähnten Experimente S t e r z i n g e r s anzuführen, die im September 1913 veröffentlicht wurden (»Die Gründe des Gefallens und Mißfallens am poetischen Bilde«, Archiv für die gesamte Psychologie. 29. Bd.). Zu den interessantesten Ergebnissen seiner Versuche gehören die anschaulichen »U n t e r s c h i e b u n g e n«, die seine Versuchspersonen b e i m L e s e n p o e t i s c h e r B i l d e r (Tropen, Metaphern, Metonymien u. dgl.) erlebten. Ich greife als Beispiele die drei Stellen heraus: »Die Winde schwangen leise Flügel« (Goethe); »das Schneehuhn hat den Hermelin des weißen Winters abgelegt« (Renk); »Es wimmeln vergnügliche Fische zu silbernen Massen im See« (Ginzkey). Wie man sieht, hat hier die Sprache zwei verschiedene Vorstellungen nicht nur wie im Vergleich nebeneinandergestellt (auch hierfür finden sich in Sterzingers Versuchsmaterial einige Beispiele), sondern unmittelbar zu einer Einheit verschmolzen: die Winde selbst sind beflügelt, das Schneehuhn trägt selbst den Hermelin des Winters usw. Diese grammatische Ver-

*) Auch bei dem orthodoxen Christen ird der Gedanke an die Herrlichkeit des immels (den Glanz, der vom Throne Gottes isgeht, den Gesang der Seligen usw.), iufig eine eigentümliche Mischung zwischen :m buchstäblichen Glauben an die Realität s Vorgestellten und dem Bewußtsein aufeisen, daß es sich nur um eine poetische ersinnlichung des Übersinnlichen handle.

schmelzung können wir natürlich in unanschaulichem Verstehen genießen, indem nur die Gefühlsstimmungen, die direkt an den Worten als solchen hängen, zusammenwirken. Es kann aber auch jenes sinnliche Zusammenschauen eintreten, für das wir uns interessieren. So hat eine Versuchsperson bei dem Verse Goethes die Luft als etwas »Flaumiges« gesehen, womit sich die Vorstellung von Libellenflügeln (ohne Leib und vergrößert) verband. Eine andere sah bei der Stelle über die Fische große Massen schuppigen Silbers im Wasser. Eine dritte schreibt (Schneehuhn): »Ich stelle mir das Gefieder als Hermelin vor; das gefällt wegen der Neuartigkeit und Traumhaftigkeit.« Die Traumähnlichkeit des Vorgangs wird dabei wiederholt und mit Recht hervorgehoben.

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte ich selbst bei der Analyse eines Versuchsmaterials, das in der Hauptsache aus dem Winter 1910/11 stammt, aber erst jetzt veröffentlicht wurde (»Das anschauliche Vorstellen beim poetischen Gleichnis«, Zeitschr. für Aesthetik und Kunstwissenschaft, 1914). Es handelte sich um Versuche über das innere Erleben beim Anhören poetischer Gleichnisse. Hier stellte also die Sprache zwei gesonderte Vorstellungsreihen nebeneinander, ohne sie grammatisch zu verschmelzen. Trotzdem traten mir in den Aussagen der Teilnehmer, ohne daß ich danach gefragt hätte, deutliche Unterschiebungen entgegen. So schrieb eine Versuchsperson zu der Stelle in Dante's göttlicher Komödie, wo zwei auf Dante zuschwebende Seelen (Paolo und Francesca) mit Tauben verglichen werden, die mit offenen Schwingen nach dem süßen Neste streben: »Zunächst tauchte das Bild von ein paar Tauben auf, die dem Schlage zuflogen. Dann erst stellte sich die Vorstellung der Verdammten ein, verband sich aber mit der ersten Vorstellung, so daß manches vom ersten Bild ins zweite überging und diesem besondere Anmut verlieh.« In dem Protokoll wurde noch hinzugefügt: »Die Tauben sind weiß; sie schmiegen sich beim Fluge zärtlich und ängstlich aneinander.«

Ich habe ferner in der Tübinger Dienstagsgesellschaft (Dezember 1913) über das Thema des anschaulichen Vorstellens einen Vortrag gehalten. Ganz im Anfang las ich, ohne irgend etwas von solchen Verschmelzungen zu sagen, die Homerverse vor, die den über das Meer dahinschießenden Hermes mit einer flüchtigen Möve vergleichen. Einer der Zuhörer, Professor W., war so freundlich, mir hierzu folgendes zu schreiben: »Bei dem Anhören der Verse sah ich eine schlanke silberglänzende Gestalt in nach unten konvexem Bogen — also zunächst ab- und dann wieder auffliegend — schnell dahinschießen. Ich sah weder den Hermes als menschliche Gestalt noch die Möve. Das Bild vereinigte beide: die lange, schlanke Gestalt des Hermes, den Silberglanz und den Flug der Möve.«

Mit dieser Aussage sind wir wieder in die nächste Nähe des mythologischen Vorstellens gelangt. Wir gingen davon aus, daß die mythischen Mischgebilde unmöglich aus einem gedanklichen, mosaikartigen Zusammentragen der heterogenen Merkmale hervorgehen können, sondern ein sinnliches Zusammenschauen voraussetzen. Dann fragten wir uns, ob sich hierfür in der äußeren Sinneswahrnehmung Stützpunkte finden lassen. Wir hoben zwei recht verschiedenartige Möglichkeiten



hervor: das personifizierende »Hineinsehen« (und Hineinhören) in das äußerlich Gegebene und die praktische Vermischung von Merkmalen im nachahmenden Tiertanz. Ein spontanes inneres Zusammenschauen trat uns bei den Phaenomenen des Traumes vor Augen, dessen große Bedeutung für die Anfänge religiöser Vorstellungen allgemein anerkannt ist. Und nun haben wir gefunden, daß auch die Wach-Phantasie anschauliche Verschmelzungen erzeugt, deren Ähnlichkeit mit den Produkten des religiösen Denkens nicht zu leugnen ist. Soweit die künstlerische Tätigkeit an der Ausgestaltung und Entwicklung der mythischen Gebilde beteiligt ist, werden wir auf diese Quelle mit besonderem Nachdruck hinweisen müssen. Ich möchte aber hinzufügen, daß sie nach meiner Meinung auch bei den primitivsten Formen des religiösen Denkens nicht fehlt. Auch da, wo wir noch keine poetischen Vergleiche und kunstmäßigen Metaphern vorfinden (sie gehen übrigens weit genug zurück!) wird doch die noch unkünstlerische Sprache immer schon Anlässe schaffen, die das innere Zusammenschauen herbeiführen können: ich meine die auch bei dem Kinde zu beobachtende Übertragung der Wortbezeichnungen nach oft vagen Analogien. Wenn der Australier ohne jede poetische Absicht den Blitz als einen Speerwurf bezeichnet (Klaatsch, a. a. O S. 43), so verbindet die Sprache gerade wie beim poetischen Vergleich nach Analogie zwei verschiedene Erfahrungskomplexe, und der Wach-Phantasie ist genau wie bei den geschilderten Versuchen die Anregung gegeben, aus heterogenen Merkmalen ein neues Gebilde zu erzeugen — in unserem Falle etwa die Gestalt eines finsteren Riesen, der einen feurigen Speer herabschleudert.

Damit zeigt es sich zugleich, daß die hier besprochenen Experimente im wesentlichen vielleicht dieselben Bedingungen benützt haben, die in anderer Form auch auf den tieferen und höheren Stufen des mythologischen Vorstellens die innere Schau von Mischgestalten begünstigen: die bildererweckende Gewalt der Worte. Bei den mannigfaltigen, oft allzukühnen Versuchen, den Einfluß der Sprache auf die Mythologie nachzuweisen, wird man dies stets im Auge behalten müssen: die Wirkungen des Wortes werden uns nur dann ganz verständlich, wenn wir uns dabei an diese Beschwörungskraft der Sprache erinnern, die gewiß bei dem primitiven Menschen viel größer ist, als bei uns. Auch Usener (»Götternamen«, 1896, S. 73) sagt bei seiner Besprechung der merkwürdigen »Sondergötter«, die so eng mit der Sprache zusammenhängen: »die Vorstellung trat mit sinnlicher Kraft vor die Seele und übte eine solche Macht aus, daß das Wort, das sie sich schuf, trotz der adjektivischen Beweglichkeit, die ihm verblieb, dennoch ein göttliches Einzelwesen bezeichnen konnte.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Ueber Soziologie.

Wohl keine Tatsache der neueren Wissenschaftsgeschichte erweist so schlagend die Vorherrschaft des Objekts über das Subjekt, der bleibenden Wirklichkeit über die relativistische „Kategorie", wie die Entwicklung der Erkenntnis, die man mit verschiedenen Namen als die des spezifisch Gesellschaftlichen bezeichnet. Nicht die sprichwörtliche Vielheit und Verschiedenheit ihrer Begriffsbestimmungen, Methoden und Ergebnisse wird einmal für den Geschichtsschreiber dieser ihrer Entstehungszeit das Wunderbare und Erklärungsbedürftige sein, sondern wie trotz und unter aller solcher Kräftezersplitterung eine bestimmte Stufe allgemeiner geschichtlicher Orientierung die Definitionen im Kerne konvergieren, die Arbeitsweisen am Ende einander ergänzen, die Resultate durch Widerspruch und Uebereinstimmung sich gegenseitig befruchten ließ.

Auf den äußeren Verlauf der theoretischen Fassungen hin angesehen, scheint mir die Soziologie namentlich in Deutschland seit ihrer ersten Absonderung vom Ganzen der übrigen Kulturwissenschaften einer bestimmten Linie gefolgt zu sein. Tochter und bis zum gewissen Grade praktische Nachfolgerin der im klassischen Zeitalter als „Politik" und „Geschichtsphilosophie" zusammengefaßten Gruppen von Gesetzes- und Normenforschung, war sie zunächst nach Stoff und Werkzeug der Objektseite des wissenschaftlichen Kosmos, dem physischen und psychophysischen Geschehen in der geschichtlichen Welt vorwiegend zugewandt. Ja die Antriebe, die sie gleichzeitig heuristisch der großen kollektivistischen und materialistischen Umbildung der Geisteswissenschaften verdankte, stellten sie darüber hinaus auf der andern Seite geradezu feindlich gegen ihre eignen anthropomorphen und individualpsychologischen Elemente. Die Soziologie der ersten Soziologen, der Sozialisten, wurde so wenigstens in ihrer weitesten Folgerung das seelenlose, wertfreie Gebilde, das in seiner Kälte wohl am leidenschaftlichsten von Ludwig Gumplowicz ausgestaltet worden ist. Ein ungeheueres Material war jedenfalls mit durch diese Einseitigkeit bereits in eine Anzahl der merkwürdigsten Aufgaben auseinandergelegt, als vom entgegengesetzten Pol des Wissenschaftsbetriebes die feineren Mittel kritischer und psychologischer Selbsterkenntnis daran gewendet wurden. Aber man wird es nun freilich deutlich gewahr, wie sich diese neuen Einflüsse vorerst in einer gewissen skeptischen Zurückhaltung von eben jener Objektseite, von den fertigen Tatbeständen und Fragestellungen der politisch-historischen Soziologie auswirken. Georg Simmels soziologische Arbeit verharrt mit der unendlichen Feinheit ihrer Analyse namentlich in der Ausführung je länger je mehr auf der Stufe einer (wenn das Paradoxon erlaubt ist) Individualsoziologie bei der phänomenologischen Beschreibung vergesellschaftender Elementarvorgänge, so daß hier umgekehrt das Subjektive mit der Hundertfältigkeit seiner Anwendungsmöglichkeiten hypothetisch zu werden und die bestimmt gelagerten Probleme der Erfahrung zu verfehlen droht. Diese doppelte Mangelhaftigkeit der bisherigen Forschung versucht erst ganz neuerdings Max Webers Entwurf einer „verstehenden" Soziologie zu überwinden, der mit großartigem Instinkt durch eine Reihe fester Verursachungsbahnen letztlich psychophysischer Begründung (wie namentlich „Zweck" und „Richtigkeit") das gesellschaftliche Handeln aus der Unterwelt des indifferent Nurpsychologischen zugleich an die Oberfläche und in die Gestaltung der eigentlichen sozialen Zentralerscheinungen heraufhebt. Auf diesem Wege muß dann der ganzen lebendigen und wertbezognen Fülle empirischer soziologischer Komplexe gewiß schließlich wieder begegnet werden. Die Länge des Weges hängt von der Bereitschaft des sozialgeschichtlichen Rohstoffes ab. Wie sehr auch diese seit denAnfängen gesteigert worden ist, zeigen etwa die Leistungen von Ferdinand Tönnies, wo die ältere, sozusagen stoffliche Soziologie in ihrer Systematik auch ihrerseits die Interessen der Form nicht allein aufsucht, sondern schon in hohem Maße befriedigt. Jedenfalls aber liegt an dieser Stelle auch für das strömende Gegenwartsleben der gesellschaftlichen Betrachtung und Beobachtung, für soziale Empirie und Statistik aller Gebiete die vor der Hand unvollendbare Aufgabe, mit der begrifflichen Arbeit einer sozialen Erkenntnistheorie in die fruchtbarste Wechselwirkung zu treten: in fortdauernder Auseinandersetzung leitende Grundsätze von ihr zu nehmen und



sie ihr an der Erfahrung geprüft und bewährt zurückzugeben.

Im Sinne einer Trennung der beiden möglichen Ausgangspunkte soziologischer Forschung wünschte ich, Robert Michels hätte seinen neuen Abriß der Sozialwissenschaft, Probleme der Sozialphilosophie (Leipzig, Teubner, 1913. Preis geb. 4.80 M.), nicht gerade nach dem von beiden benannt, der bei der praktisch unvermeidlichen Arbeitsteilung nachher fast ganz zurücksteht. Denn man würde dem eigentümlichen Wert des kleinen Buches sicher am wenigsten gerecht werden, wollte man es nach seinem eignen Anspruch als ein philosophisches Unternehmen nicht im verblasenen Sinne der romanischen Sprachen, sondern im deutschen, kritischen Verstande beurteilen. Wie es sich nach ganz wenigen einleitenden Worten, die seine soziologischen Betrachtungen auf das spezifisch Wirtschaftliche einschränken zu wollen scheinen, sogleich dem ersten seiner lose aufgegriffenen und aneinander gereihten Sonderprobleme zuwendet, ist auch weiterhin die Erörterung und Rechtfertigung der gebrauchten Erkenntnismittel selbst durchaus nicht seine Hauptsorge. Gerade auf der nichtphilosophischen Seite der soziologischen Aufgabe halte ich vielmehr den Verfasser zur Durchführung eines so kurzen und an weitere Kreise gerichteten Ueberblicks für vorzüglich geeignet. Leben und Lehrtätigkeit in einem fremden und noch dazu in einem klassischen Lande sozusagen praktischer Soziologie, Italien, haben seiner Erfahrung und Belesenheit eine gewisse kosmopolitische Weite und Freiheit aufgeprägt, die die Verteilung seiner Aufmerksamkeit zunächst ganz äußerlich und quantitativ vor nationaler Einseitigkeit und Engigkeit schützt. Man kennt aus seiner Soziologie des Parteiwesens die Gerechtigkeit seiner Schätzung für die aristokratischen und demokratischen Momente sozialer und politischer Gruppenbildung. Hier bewährt sich die gleiche Abgewogenheit als stärkster Zug noch zwischen vielen anderen Gegensätzlichkeiten der Forschung und der Wirklichkeit. Ein erster, mehr systematisierter Teil, den die Kapitel über Kooperation, Eugenetik, Solidarität und Kastenwesen, Fortschritt, Messung der Sittlichkeit, Koketterie bilden, sucht in Erkenntnis und Wertung, in Zeichnung und Farbe gleichsam, die Mitte zu halten zwischen den beiden großen entgegengesetzten Interessen und Stimmungen der heutigen Welt und Menschheit, die man mit der denkbar weitesten Ausdehnung dieser Bezeichnungen auf alle Gebiete der Tätigkeit und Ueberzeugung den optimistischen Positivismus der Bourgeoisie und den (noch bei den positiven Sozialisten wie etwa Franz Oppenheimer eigentlich, d. h. im Verhältnis zur Geschichte und Praxis) negativen Pessimismus der Schichten darüber und darunter nennen könnte. Die (abgesehen von dem Schlußkapitel über Wirtschaft und Politik, d. h. wesentlich die materialistische Geschichtsauffassung) letzten drei Kapitel schildern dann in mehr historischer Zusammenfassung die klassenmäßigen Träger dieses Gegensatzes: Proletariat, Adel und Bourgeoisie. Der ganze Eindruck ist um so machtvoller, als er in den wenigsten Fällen begrifflich, analytisch, ja auch nur gefühlmäßig antithetisch herausgearbeitet ist. Er entsteht nicht durch Zergliederung psychischer Komplexe, sondern durch Zusammenstellung einzelner durch eine eindeutige Relation zum Physischen bestimmter Tatsachen der Geschichte, mit Vorliebe der Statistik. Er wirkt wie das ganze Buch mehr in der Breite als in der Tiefe. Aber eben nach solcher unbefangenen, unzergliederten Breite ist in der Soziologie viel Sehnsucht und mehr noch: sachliches Bedürfnis.

Ihre Leistung für soziologisches „Verständnis" in der von Weber betonten Bedeutung zeigt ein beliebiger Vergleich mit der psychologischen Methode. Simmel untersucht den Begriff der Armut. Er setzt dabei voraus den mehr oder minder deutlichen Durchschnitt ihrer Merkmale im erkennenden Subjekt, im „Bewußtsein überhaupt", und dringt nun durch Abstraktion zum allgemeinsten, beherrschenden darunter vor: Es ergibt sich ihm so als begriffliches Prius noch über den weitesten objektiven Bestimmungen (wie Schwäche des Vermögens oder Einkommens verhältnismäßig zur Lebenshaltung einzelner Klassen), die überwiegend subjektiv verstandene Stellung des Armen als Empfängers von Unterstützung durch das Ganze der Gesellschaft. Die geschichtlichen Tatsachen, in denen dieser Begriff sich verkörpert, interessieren lediglich soweit sie den Gang des abstrakten Verfahrens begleiten und unterstützen. Auf der anderen Seite: Michels untersucht den Begriff des Proletariats. Von vornherein ist bezeichnend, daß das trotz aller ungefähren Entsprechungen ein weniger zeitloser, engerer, bestimmterer, und zwar herkömmlich gerade von der äußeren Objektwelt her bestimmterer Begriff ist als der der Armut. Dem ist die Methode gemäß. Wohl ist auch sie scheinbar bloß eine Abstraktion von der Gesamtheit soziologisch gebrauchter Merkmale des Proletariers. Aber diese Merkmale sind doch eben schon die Ausbeute einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Begebenheit. Daher läßt sich überall angeben, wie weit ihr Objektcharakter, z. B. der von statistisch-zahlenmäßig ausgesonderten Klassen, wie Industriearbeitern unter einem gewissen Einkommen, Landarbeitern unter einer gewissen Besitzgröße, zuverlässig reicht. Und an dem Punkte, von dem das nicht mehr der Fall ist, hat die Prüfung einzusetzen, ob und wie weit

diese Merkmale auch sonst den bei ihrer Auszeichnung gemeinten Sinn wirklich erfüllen oder gerade um dieses Sinnes willen mit Hilfe neuer Begebenheiten zu neuen Bildungen getrennt und vereinigt werden müssen. Dadurch jedoch verwandelt sich die Abstraktion von Begriffen in eine Induktion an Tatsachen. Aber weiter: Die neuen Tatsachen, die so den Fortschritt der Begriffsbildung kontrollieren, werden in einer mehr als hypothetischen Soziologie letzten Endes psychologisch sein. Eben der Objektcharakter einer soziologischen Erscheinung als Schnittpunkt sozialer Wirkungen wird erst dann völlig gesichert sein, wenn diese Wirkungen an ihrem psychischen Ende irgendwie einsichtig oder einfühlbar gemacht, wenn als Innenseite des einheitlichen Oberflächenbildes gleiche Seelenzustände und Tätigkeiten aufgezeigt werden können. Auch die Induktion mündet so in die Psychologie, aber nicht wie die Abstraktion in die erkennende, subjektivePsyche des wissenschaftlichen, sondern in die zu erkennende,objektive des lebenden Menschen. Sie erfaßt das soziologische Objekt mithin nicht bloß von seiner analytischen und deshalb notwendig hypothetischen Seite, etwa den Menschen als Armen, sondern schließlich ebensowohl in seiner sozial wirksamen Ganzheit, etwa den bestimmten proletarischen Menschen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich im vorstehenden versucht habe, nicht so sehr die Michelssche Darstellung selbst zu umschreiben, als aus ihr gleichsam das Ideal ihrer Gattung, der materiellen, objektiven, historischen (oder wie sonst ähnlich zu bezeichnenden) Soziologie zu entwickeln. Die Grenze selbst dieser ideellen Leistungsfähigkeit liegt am entgegengesetzten Ende wie bei der formell-subjektiv-kritischen Soziologie, nämlich darin, daß, wie diese ihre empirische Ausrichtung jederzeit auf die Objekte der historischen zu nehmen haben wird, umgekehrt die letzte ihre grundsätzliche Einstellung stets nach der kritischen wird vollziehen müssen. Eine solche Einstellung kann und muß in der praktischen Arbeit bis zum gewissen Grade unbewußt oder wenigstens gefühlsmäßig sein. Ebenso gewiß aber wird ihr gänzlicher Mangel ihre empirische Leistung zur Unfruchtbarkeit verurteilen. Jeder Schritt auf jener induktorischen Suche nach noch so objektiven Tatsachen ist unsicher ohne die prinzipielle Erkenntnis des soziologisch Möglichen und Vereinbaren, und selbst wo sich diese Erkenntnis zu einem bloßen Taktgefühl sublimieren möchte, sollte sie doch der begrifflichen Auflösung in kritische Soziologie niemals unfähig bleiben.

Aber ich glaube, nicht das ist seit der Überwindung der materialistischen Soziologie namentlich in Deutschland dasjenige, woran zu erinnern am meisten not tut. Mindestens ebenso nahe wie die Gefahr einer unkritischen Verflachung liegt wohl der heutigen Soziologie die andre, gleich große einer überkritischen, kasuistischen oder terminologischen Verbohrung. Deshalb möchte ich Michels' kleines Buch schon um der stofflichen Übersichten willen begrüßen dürfen, die es über die Fragen und Bemühungen des zeitgenössischen soziologischen Denkens in allen Kulturländern vermittelt. Die Gesamtheit dieses Denkens ist ja an und für sich selbst wiederum auch eines der merkwürdigsten soziologischen Erlebnisse der Gegenwart.

Im Hinblick auf den ihnen immanenten Typus der soziologischen Induktion darf ich aber endlich auch nicht unerwähnt lassen, wo mir Michels Gedankengänge ihre gesunden Strebungen zur Fülle und zum Gleichgewicht des Stoffes zu übertreiben und wenigstens im Einzelfall jenes unentbehrliche kritische Gefühl für leitende Prinzipien zu verlieren scheinen. Es ist in jenen Abschnitten, wo bei der Schilderung der großen Klassengemeinschaften, bei allerhand geschichtlichen Quer- und Längsschnitten die psychologische Einfühlung den Bereich der objektiven Tatsachenforschung zu überwiegen oder ihm sogar zu präjudizieren anfängt. Auch hier spürt man mit Achtung als treibenden Beweggrund vielfach das Mißtrauen gegen Lehrmeinungen und Schlagworte, eine edle Offenheit für alle beteiligten Standpunkte. Aber unglücklicherweise begeben sich diese schönen Stimmungen nicht selten des noch größeren Privilegs, das Recht und Wissenschaft in solchen Lagen haben: sich durch eigene Untersuchung nicht nur von einer Partei, sondern von allen schlechthin unabhängig zu machen. Und so gerät mitunter die Induktion auf Abwege oder auf voreiligen Stillstand in dem rechten Wege. Beispielshalber ist für die soziologische Erkenntnis der deutschen Gegenwart nichts wichtiger als die Frage nach den Gründen der relativ geringen politischen Macht, die unter allen Bourgeoisien die deutsche sich zu erringen vermocht hat. Die gewöhnlich angegebenen, Jugend der Wirtschaftsentwicklung und Stärke der proletarischen Eigenbewegung, will Michels nicht in erster Reihe gelten lassen und setzt an ihre Stelle die bestechende Formel einer politisch-wirtschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Adel und Bürgertum. Aber was heißt das? Ist es mehr als ein Bild für den Zustand, den es erst zu erklären galt, d. h. enthält es die Annahme eines „Einverständnisses" der beiden Klassen in der bezeichneten Richtung, so könnte offenbar nichts irreführender sein. Unverstanden bliebe einer bloßen Hypothese wegen das ganze große Vorwärtsdrängen der deutschen

Klassenschichtung, der stille Kampf der wirtschaftlichen und sozialen Handels- und Gewerbeinteressen gegen die feudal-bureaukratische Agrarmacht Altpreußens und innerhalb Deutschland Ganzpreußens.

Als Zaghaftigkeit mehr denn als Kühnheit tritt die Vermittlungstendenz in dem sozusagen geschichtsphilosophischen Schlußabschnitt hervor. Mit einer neuerdings gerade bei den geistreichsten Wirtschaftsforschern beliebten Schärfe werden hier in raschem, allzu raschem Lauf durch die Jahrhunderte wesentliche Instanzen gegen die wirtschaftliche Ansicht der Geschichte gesammelt. Nun kann es sich dabei, wenn man von dem ins sinnlose verbitterten Streit um historischen Materialismus und historische Gesetze absieht, im Grunde doch nur um folgende beiden (von Michels nicht getrennten) Fragen handeln: Verdienen in der Geschichte die (im Konventionssinn) politischen oder die wirtschaftlichen Verläufe die nächste Beachtung? Und: Welche Bedeutung haben in ihr individuelle Tatsachen und Ereignisse als nicht weiter erklärbare Anfänge und Momente von Entwicklungen? Die zweite Frage wird nur so lange im Mittelpunkt der historischen Methodologie stehen, bis man erkannt haben wird, daß alle geschichtlichen Wissenschaften als Wissenschaften nur mit der Erklärung aus Ursachen in Systemen zu tun haben und bei jeder so unauflöslichen Begebenheit entweder noch am Anfang oder schon am Ende ihrer Aufgabe sind. Dann wird es hoffentlich nicht mehr möglich sein, vor epochalen Begebenheiten der „politischen" Geschichte wie den Ketzerwanderungen, den dynastischen Verbindungen, der Kontinentalsperre über ihre individuellen Anlässe hinaus die Waffen des wissenschaftlichen Begreifens überhaupt zu strecken. (Daß es ein wirtschaftliches zu sein hätte, ist nicht gesagt und im Bejahungsfalle insofern zufällig.)

Und erst dann wird auch die erste Frage einen anderen Sinn erhalten als den müßigen quantitativen, den auch Michels noch für den einzigen hält. Man wird die notwendigen, gleichsam vorgeschichtlichen Beziehungen jedes Wirtschaftlichen zu jedem „Politischen" und umgekehrt zu durchdringen suchen und statt einander ausschließender Reihen eine feste Verbundenheit herstellen. Die Soziologie, die dies Problem nicht zu ihren vornehmsten zählt, bringt sich dadurch selbst um ihren besten Anspruch und ihr größtes Ziel: die zwei sehr zu unrecht getrennten, von allem Anfang im Gedanken der Wissenschaft vereinten Teilaufgaben des Was und Wie, der Gesetzes- und Tatsachenforschung auf dem Gebiet der Kulturwissenschaften einander wieder zu nähern.

Freiburg i. B. Carl Brinkmann.

Das Lebensalter der deutschen Industriearbeiter in den wichtigsten Gewerbezweigen.

I.

Die Frage nach dem Schicksal des alternden Lohnarbeiters in Industrie und Handel ist ein Problem, welches die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Forschung sowie der Praxis im In- und Auslande seit einigen Jahren in hohem Maße in Anspruch nimmt.

Es werden hier nur Bausteine zur Frage über das Lebensschicksal der industriellen Lohnarbeiter zusammengetragen, aber es mag zugegeben werden, daß auch der „alternde Angestellte" in Handel und Industrie gezwungen ist, dieser Frage Beachtung zu schenken, denn es wird behauptet, daß arbeitsfähige, arbeitswillige und arbeitskräftige alternde Angestellte, die ein wertvolles Kapital von Kraft darstellen, ebenfalls nicht selten in einem gewissen Alter beiseite geschoben oder, falls aus irgend einem Grunde arbeitslos geworden, nur schwer wiederum eine gleichgünstige Stellung wie früher erobern können.[1])

Die Beantwortung ist schwierig, vor allem deshalb, weil es bisher an ausreichenden statistischen Unterlagen fehlte und nur zu oft persönliche Anschauungen oder gelegentliche einzelne Beobachtungen an deren Stelle traten und verallgemeinert wurden. Der Verein für Sozialpolitik griff in Deutschland wohl zuerst die Frage durch seine Untersuchungen über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal der Arbeiter)[2]) auf und suchte dieses wichtige Problem im Zusammenhange mit zahlreichen anderen Fragen wenigstens für einzelne Betriebe der Großindustrie zu erforschen.

Umfassendere Untersuchungen, welche die begonnene Arbeit wesentlich fördern werden, liegen jetzt für das Jahr 1912 vor. Die preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten waren nämlich angewiesen worden, Erhebungen über das Alter der männlichen Arbeiter in den wichtigsten Gewerbezweigen anzustellen[3]) und dieses Material ist jetzt vom Kaiserlichen Statistischen Amte, Abteilung für Arbeiter-

---

[1]) Vergl. Verbandstag 1913 des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen (30. Schrift des Verbandes) S. 79 ff. Buchverlag des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen, Leipzig 1913.

[2]) Vergl. Vorwort zu Band 133 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik S. VII. ff.; ferner in demselben und in den folgenden Bänden die Arbeiten von Marie Bernays, Clemens Heiss, J. Deutsch, Dora Landé, Fritz Schumann, R. Sorer usw.

[3]) Vergl. Vorbemerkung zu den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden für das Jahr 1912, Bd. 1 Preußen. v. Deckers Verlag, Berlin 1913.

statistik, nach einheitlichen Gesichtspunkten verarbeitet worden.[4])

Im Mittelpunkte des Problems stehen die Fragen: Erreicht der Industriearbeiter in einem bestimmten Alter und gegebenenfalls in welchem das Höchstmaß seiner Leistungsfähigkeit? Ferner: Verbleibt er, nachdem er das Höchstmaß der Leistungsfähigkeit überschritten, noch in der gleichen oder doch in einer gleich gut bezahlten Stellung, oder wird er durch jüngere Kräfte verdrängt und was wird alsdann mit ihm? Endlich: Behält er auch in vorgerücktem Alter den gleichen Lohn oder sinkt dieser?

Alfred Weber[5]) glaubt bereits auf Grund der vorliegenden Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik sagen zu können, daß das 40. Jahr im ganzen „den entscheidenden Knick des Berufsschicksals der Industriearbeiter" darstelle, die Majorsecke, wie Herkner es nennt. Immer bald nach dem 40. Iahre trete eine Gelegenheit ein, bei der der Arbeiter aus seinem Posten herausgedrängt werde, und in der Regel gelinge es ihm nicht, in eine gleich gute Stellung wie die verlassene zu gelangen.

Ich glaube nicht, daß in dieser Allgemeinheit die Weberschen Behauptungen aufrecht zu halten sind.

Hier soll zunächst nur eine Nachprüfung versucht werden, soweit es sich um die Altersgliederung der Industriearbeiter handelt. Die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Alter und Lohnhöhe, freilich die wichtigste, wird ausgeschieden, da das amtliche in Betracht kommende Material ebensowenig zur Beantwortung der Frage ausreicht wie das private.

Die Art der Erhebung über die Altersgliederung der Industriearbeiter war den Beamten überlassen worden. Kein bestimmter Fragebogen wurde entworfen, und meist wurden die Erhebungen bei Gelegenheiten der Revisionen angestellt, wobei jedem Gewerberat überlassen blieb, die wichtigsten Industriezweige zu berücksichtigen. Zumeist wurden die Gewerbezweige mit geringer Arbeiterzahl fortgelassen, ferner solche, in denen vorwiegend Arbeiterinnen tätig sind, wie die gesamte Konfektionsindustrie, ferner die Kampagnebetriebe, obwohl sie, wie die Zuckerfabriken und die Ziegeleien, eine große Zahl Arbeiter beschäftigen; jedoch war bei dem starken Wechsel der Arbeiter, überwiegend ausländische Saisonarbeiter, kein sicheres Ergebnis zu erwarten, ganz abgesehen davon, daß das nationale Interesse an diesen Arbeitern nicht unwesentlich zurücktritt.

Mancher Beamte, z. B. der für den Bezirk Magdeburg, warnt übrigens davor, aus den ermittelten Zahlenverhältnissen bindende Schlüsse zu ziehen.

Die Reihenfolge der Gewerbezweige mußte nach irgendeinem typischen Gesichtspunkte gewählt werden, und ich entschied mich dafür, nach dem Anteil der Arbeiter über 50 Jahre dieselben zu ordnen. Damit bringe ich gleich zum Ausdruck, daß ich mich nicht zu der Weberschen Ansicht bekennen kann, daß bald nach dem 40. Lebensjahre eine Gelegenheit eintritt, bei der der Industriearbeiter aus seinem gut bezahlten Posten herausgedrängt und durch jüngere eventuell auch billigere Arbeitskräfte ersetzt wird.

Von der Wiedergabe der ganzen Altersgliederung der Lohnarbeiter nach den Gewerbezweigen soll hier raummangels wegen Abstand genommen werden. Wohl aber mag der Anteil der Arbeiter über 50 Jahre veranschaulicht werden, wobei gleich die gewählte Methode, die Reihenfolge der Gewerbezweige auf Grund der Altersgliederung selbst, erkennbar ist. Nebenbei ist auch die Zahl aller Arbeiter über 40 Jahre zusammengefaßt und in die Tabelle aufgenommen worden. Die Reihenfolge der Gewerbezweige würde sich natürlich sofort ändern, wollte man eine Gruppierung nach dem Anteil der Arbeiter über 40 Jahre vornehmen. Immerhin sind die Veränderungen, wie man sieht, nicht sehr bedeutend. Vergleichsweise ist noch die Altersgliederung der männlichen Lohnarbeiter in der deutschen Industrie nach den Berufszählungen von 1895 und 1907 beigefügt.

Nr. Gruppe	Gewerbezweige	Zahl der Betriebe	Zahl der Arbeiter insgesamt	Zahl der Arbeiter ü. 40 Jahre		Zahl der Arbeiter ü. 50 Jahre	
				abs.	v. H.	abs.	v. H.
IX	Textilindustrie	1105	74569	26347	35,3	12595	16,[illegible]
XI	Lederindustrie u. Gerbereien	62	6304	2268	35,9	989	15,[illegible]
XII	Holzindustrie	1462	42832	14679	34,3	6667	15,[illegible]
IV 1	Steinbrüche	845	25688	7940	30,9	3224	12,5
VII	Chem. Fabriken	267	52078	16183	31,1	6310	12,1
XIII	Cigarrenindustrie	528	10976	2571	23,4	1172	10,[illegible]
IV 3	Porzellan und Tonwaren	23	5922	1865	31,5	619	10,4
VI 2	Werften	30	39517	9385	23,7	3917	9,[illegible]
V 3	Kleineisen und Metallverarbeitung	484	49997	11760	23,5	4857	9,[illegible]
IV 2	Glasindustrie	115	16773	3736	22,3	1573	9,[illegible]
XVII	Buchdruckerei	813	16542	3796	23,0	1469	8,[illegible]
III	Zink-, Blei-, Kupferhütten	40	13360	3548	26,6	1154	8,[illegible]
V 1	Eisengießerei	68	11211	2708	24,1	903	8,[illegible]
VI 1	Maschinenindustrie	1046	127931	26252	20,5	10261	8,[illegible]
V 2	Großeisenindustrie	630	217381	47234	21,7	17238	7,[illegible]

[4]) Vergl. Reichs-Arbeitsblatt 1914 No. 3 S. 216 ff., No. 4 S. 314 ff. sowie die dem Aprilheft beiliegende Sonderbeilage: „Uebersichten über die Altersgliederung der Industriearbeiter nach Gewerkzweigen und Bezirken."

[5]) Alfred Weber: „Das Berufsschicksal der Industriearbeiter" im Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik Bd. XXXIV. Heft 2 S. 377 ff.

Hauptberuflich tätige männl. Lohnarbeiter ($c_2 + c_3$-Personen) nach der Berufs- und Betriebezählung.

	Zahl der Arbeiter über 40 Jahre		Zahl der Arbeiter über 50 Jahre	
	abs.	v. H.	abs.	v. H.
im Jahre 1895[1]) . . .	1 082 593	21,9	480 987	9,7
„ „ 1907[1]) . . .	1 613 899	23,0	675 570	9,6

Die Tabelle enthält aber trotz des Versuches, das Gesetz der großen Zahlen zu berücksichtigen, noch Fehler, welche durch die zu kleinen Zahlen bedingt sind. So ist z. B. die Zahl der untersuchten Arbeiter in der Lederindustrie nur gering, dürfte zudem durch Besonderheiten einzelner Betriebe beeinflußt sein, so daß weitergehende Schlüsse für diese Industrie nicht gezogen werden können. Man wird also, wie u. a. der Breslauer Gewerberat besonders hervorhebt, die gegebenen Zahlen mit Vorsicht werten müssen, „da sie lediglich tatsächliche Zustände darstellen, über zahlreiche sie bedingende Verhältnisse aber keinen Aufschluß geben, wenn auch hier und da Zusammenhänge klarliegen".

Und noch ein Umstand muß hervorgehoben werden, bevor auf die einzelnen Gewerbezweige eingegangen sei:

Das Alter der Arbeiter dürfte nicht allein vom Gesundheitszustande, sondern zum Teil von besonderen Verhältnissen in den Gewerben abhängig sein. „Selbst die Leistungsfähigkeit", hebt der Beamte für Marienwerder hervor, „wird man nicht dem Gesundheitszustande gleichsetzen dürfen, da die Spannkraft und Gewandtheit der jüngeren Leute die Leistungen erhöhen. Das gilt namentlich von den gelernten Handwerkern. Diese verschwinden aber auch deshalb schneller aus den Reihen der Arbeiter, weil sie vielfach in ihrem Fache in eine bessere Lebensstellung (Meister, Verwalter, selbständige Gewerbetreibende) gelangen oder durch ihre Ersparnisse sich sonst selbständig zu machen vermögen."

Es sei nunmehr an Hand der vorstehenden Tabelle, welche einen Auszug aus einer Haupttabelle darstellt[2]), auf die einzelnen Gewerbezweige eingegangen.

An erster Stelle steht die Textilindustrie. Stellt man sich die Altersgliederung in einer Kurve vor, so verläuft diese ungemein gleichmäßig, bleibt bis zum 40. Lebensalter etwa auf gleicher Höhe und neigt sich auch in der Altersklasse 40—50 Jahre nur wenig. Für die höchsten Altersklassen, 50—60 Jahre und über 60 Jahre, die hier besonders interessieren, zeigt die Textilindustrie bei weitem die günstigsten Verhältnisse, denn die Zahl der untersuchten Arbeiter in der Lederindustrie ist zu gering, so daß weitergehende Schlüsse für diese Industrie nicht gezogen werden können.

In zahlreichen Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten wird auch diese günstige Stellung im Altersaufbau der Textilarbeiter hervorgehoben. So sagt z. B. der Beamte für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O. von der Textilindustrie im allgemeinen, „daß sie vergleichsweise hohe Altersklassen aufweist. Vom 40. Jahre ab ist ihre Anteilszahl mit 9.88 v. H. größer als die fast aller anderen Gewerbezweige. Noch ausgesprochener zeigt sich das in den weiter gesteigerten Altersstufen, wo sie sogar bis zum 64. Lebensjahre noch den Durchschnittswert der gesamten männlichen Bevölkerung übersteigt".

Die Lederindustrie kann hier übergangen werden, nachdem bereits hervorgehoben wurde, daß die Zahlen zu klein sind, um Schlüsse zu ziehen.

Die Holzindustrie ist alsdann zu besprechen. Sie ist in den meisten preußischen Regierungsbezirken vertreten, sei es durch Möbeltischlereien, sei es durch Holzbearbeitungsfabriken wie Sägewerke usw.

Etwa 1460 Betriebe mit rund 43,000 Arbeitern sind berücksichtigt worden. Die Zahl der über 50 Jahre alten Arbeiter beträgt 15.5 v. H., bleibt also nur um 1.4 v. H. hinter der Zahl der „älteren" Arbeiter in der Textilindustrie zurück, wenn man das 50. Lebensjahr als Altersgrenze bezeichnen will. Nach dem 40. Lebensjahre zeigt sich jedoch ein viel steilerer Abfall als in der Textilindustrie, nämlich von 27.0 auf 18.7 v. H. Dies mag damit zusammenhängen, daß, wie der Beamte für den Bezirk Königsberg hervorhebt, in den Holzbearbeitungsfabriken, namentlich den Sägewerken, der schweren Arbeitsleistungen wegen vollkräftige Arbeiter im Alter von 22 bis 45 Jahren bevorzugt werden. Andererseits bleibt auch eine beträchtliche Zahl von älteren Arbeitern gerade in den Sägewerken, da es hier oft auf große Sorgfalt und langjährige Erfahrungen ankommt.

Die Zahl der Steinbrüche und Steinhauereien, welche in der Haupttabelle berücksichtigt wurde, beträgt 845. Die Kurve steigt hier bis zum 40. Lebensjahre an. Wenn auch wie bei zahlreichen Betriebsarten die Zahl der Arbeiter nach dem 40. Lebensjahre beträchtlich abnimmt (im Durchschnitt von 28.2 v. H. auf 18.4 v. H.), so muß doch hervorgehoben werden, daß die Zahl der 40 bis 50jährigen und über 50jährigen Arbeiter noch recht beträchtlich ist und vor allem in der erstgenannten Altersklasse weit über dem Reichsdurchschnitte (für 1907: 13.4 v. H.) steht.

Viele Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten weisen denn auch auf die verhältnismäßig hohe Zahl der älteren Arbeiter in den Stein-

[1]) Bd. 211 d. Statist. d. D. R. S. 186 u. 188.
[2]) Vergl. Reichs-Arbeitsblatt, Jahrg. 1914, Märzheft S. 219.



brüchen hin. — „Die für die Steinhauereien angegebenen Zahlen lassen erkennen", heißt es in dem Bericht für Potsdam, „daß die Mehrzahl der Steinhauer im Alter von 21 bis 39 Jahren steht, die Abnahme in den höheren Altersstufen aber nicht so stark ist, wie bei der Art der Beschäftigung im allgemeinen angenommen wird."

Im Bezirk Breslau sind unter den Granitarbeitern ebenfalls noch ziemlich stark die älteren Arbeiter vertreten. „Als bemerkenswert wird angeführt werden dürfen, daß die Granitarbeiter alljährlich in Scharen die Brüche verlassen und in die Kirschernte ziehen, um darin einige Wochen Erholung zu finden."

Auch die chemische Industrie gehört zu den Großindustrien, die noch zahlreiche Arbeiter in vorgerücktem Alter beschäftigt. Es wurden über 52,000 Arbeiter berücksichtigt. In den Altersklassen 20—30 und 30—40 Jahre bleibt die Kurve fast auf gleicher Höhe (29.1 bzw. 28.0 v. H.), auch in der folgenden Altersklasse (40—50 Jahre) sind verhältnismässig mehr Arbeiter zu finden wie in fast allen anderen aufgeführten Betriebsarten.

In den folgenden Altersklassen sind ebenfalls noch erheblich mehr Arbeiter anzutreffen, wie durchschnittlich nach der Reichsstatistik in diesen Altersklassen an Lohnarbeitern zu finden sind. Diese Altersgliederung der Arbeiter in der chemischen Industrie deckt sich übrigens ziemlich genau mit derjenigen aus der Berufs- und Betriebszählung, wobei es sich um etwa 100,000 männliche Lohnarbeiter handelt. In den Berichten der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten finden sich mancherlei Hinweise auf die hohe Zahl der älteren Arbeiter in der chemischen Industrie. Besonders günstig scheinen die Verhältnisse im Regierungsbezirk Potsdam in zwei fiskalischen Betrieben zu liegen.

Auch der Stettiner Beamte bemerkt, daß die Gruppen VII (Chemische Industrie) und VIII (Industrie der Seifen, Fette usw.) sich durch eine hohe Verhältniszahl älterer Arbeiter auszeichnet (im Durchschnitt 19.2 v. H. und 20.4 v. H.). „Bemerkenswert", sagt der Magdeburger Beamte, „ist der große Prozentsatz (über 38 v. H.) der Arbeiter über 40 Jahre in der chemischen Industrie, eine im Bezirk überall ziemlich gleichmäßig beobachtete Erscheinung." Der Beamte für den Bezirk Merseburg unterstreicht gleichfalls den verhältnismäßig hohen Anteil älterer Arbeiter und begründet dies in seinem Bericht.

In der Zigarrenfabrikation handelt es sich zumeist um kleinere Betriebe, zum Teil um Heimarbeiter. Im Regierungsbezirk Stade stehen die meisten Leute im Alter zwischen 31 und 45 Jahren. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse im Regierungsbezirk Breslau, wo allerdings zumeist Arbeiterinnen (2800) gegenüber 591 Arbeitern in 40 Betrieben beschäftigt werden. Hier findet ein ziemlich gleichmäßiger Rückgang in der Arbeiterzahl statt, die Zahlen sind aber viel zu klein, um weitergehende Schlüsse zu gestatten. — Wie wesentlich die Gesamtziffer durch die Zahl der Heimarbeiter beeinflußt wird, geht aus nachstehender kleinen Zusammenstellung aus dem Regierungsbezirk Minden hervor.

Zigarrenarbeiter

Alter in Jahren	Fabrikarbeiter		Heimarbeiter	
	Anzahl	v. H. der Gesamtzahl	Anzahl	v. H. der Gesamtzahl
unter 20. .	2 050	36,9	325	6,7
20 bis 24. .	993	17,9	475	9,8
25 „ 29. .	709	12,7	820	17,0
30 „ 34. .	556	10,0	882	18,3
35 „ 39. .	432	7,7	784	16,3
40 „ 44. .	288	5,2	467	9,7
45 „ 49. .	174	3,1	359	7,4
über 49. .	360	6,6	711	14,8

Während nun bei den in gewerblichen Betrieben tätigen Arbeitern mit steigendem Alter regelmäßig eine Abnahme zu verzeichnen ist, nimmt die Anzahl der Heimarbeiter alsdann bis zur vierten Altersklasse zu. Das hat seinen Grund darin, daß meist mit oder bald nach der Verheiratung die jungen Männer von der Fabrik- zur Heimarbeit übergehen. Viele der meist auf dem Lande wohnenden Arbeiter haben noch ein kleines Eigentum oder sind Pächter eines Stückchen Landes. Sie können alsdann in der Heimarbeit ungebundener ihrer häuslich-landwirtschaftlichen Nebenbeschäftigung nachgehen oder auch mit ihrer Frau zur Erzielung eines höheren Verdienstes zusammenarbeiten, er als Roller, sie als Wickelmacherin.

Wie die Tabelle zeigt, nehmen vom 35. Lebensjahre an auch in der Heimarbeit die Zahlen mit steigenden Altersstufen ab. „Nach Ueberschreitung des 50. Lebensjahres wird wohl nochmals eine größere Abwanderung der Arbeiter aus den Fabriken in die Heimarbeit stattfinden."

Von allen hier gewählten Industriezweigen ist die Porzellan- und Tonwarenindustrie diejenige, in der verhältnismäßig die geringste Zahl von Arbeitern vorhanden ist, nämlich nicht ganz 6000. Zu weitgehende Schlußfolgerungen wird man also aus diesem statistischen Material nicht eben herleiten dürfen. — Dies hebt auch der Beamte für den Regierungsbezirk Erfurt hervor, der sagt: „Die günstigen Ergebnisse in den Porzellanfabriken könnten die Schlußfolgerung nahelegen, daß die Beschäftigung mit der Porzellanherstellung für die Gesundheit besonders günstig sei. Um Aufschluß über diese

Frage zu erlangen, wurden die Porzellandreher, die bekanntlich am meisten unter dem Staube der Porzellanmasse leiden, besonders behandelt. Es ergab sich dabei, daß von 83 Porzellandrehern nur vier das 50. Lebensjahr überschritten hatten, während von den übrigen 520 Porzellanarbeitern 91 über 50 Jahre alt waren. Hiernach scheint die Lebensdauer der Porzellandreher wesentlich kürzer zu sein als die der übrigen Arbeiter in den Porzellanfabriken. Es wäre aber verfehlt, aus dem geringen statistischen Material, das zur Verfügung stand, bestimmte Schlußfolgerungen nach irgendeiner Richtung hin zu ziehen."

Der Breslauer Beamte weist darauf hin, daß in seinem Bezirk in den Porzellanfabriken verhältnismäßig viele Arbeiter über 50 Jahre angetroffen werden, „und die Erfahrung lehrt, daß für manche Vorrichtungen, die nicht sowohl körperliche Kraft und Gewandtheit als Ruhe, Besonnenheit und Zuverlässigkeit erfordern, gerade die ältere Generation sehr geschätzt ist".

Bei den Schiffswerften ist ebenfalls die Zahl der Arbeiter über 50 Jahre noch recht beträchtlich und hält sich mit 9.9 v. H. über dem Reichsdurchschnitt, der für 1907 nur 9.65 v. H. beträgt. Diese verhältnismäßig günstige Stellung der Werften dürfte u. a. darin seinen Grund haben, daß in den fiskalischen Betrieben die Arbeiter auch in höherem Alter zumeist nicht ausscheiden, sondern gehalten und mit leichteren Arbeiten betraut werden.

Unter den größeren Privatbetrieben, die doch ebenfalls für den Staat zahlreiche Aufträge ausführen, zeichnen sich die, welche auf eine gute Altersversorgung ihrer Arbeiter Wert legen, gleichfalls durch eine verhältnismäßig hohe Zahl von älteren Arbeitern aus. So hebt z. B. der Beamte für den Regierungsbezirk Stettin und Stralsund hervor, daß eine große Schiffswerft und Maschinenfabrik (gemeint ist wohl der Vulkan) unter etwa 5600 Arbeitern etwa 1007 Leute, also 17.9 v. H., im Alter von mehr als 50 Jahren beschäftigt. „Von diesen sind 294 länger als 25 Jahre und 534 zwischen 10 und 25 Jahre ununterbrochen auf dem Werke tätig. Die Firma hat eine besondere Invalidenabteilung eingerichtet, in der solche Arbeiter, die an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, mit dem Sammeln, Sortieren und Gangbarmachen von Schrauben und Muttern beschäftigt werden[1])."

Auch ein staatlicher Betrieb aus Gruppe VI (Maschinenindustrie) in demselben Bezirk steht mit 41.3 v. H. der mehr als 50 Jahre alten Arbeiter erheblich über dem Durchschnitt.

In kleineren Betrieben z. B. im Regierungsbezirk Stade ist ein bemerkenswerter Rückgang in der Zahl der Arbeiter im Lebensalter über 30 Jahre eingetreten, was auf die schwerere Körperarbeit im Werftbetriebe anderen Betriebsarten gegenüber zurückgeführt werden muß.

In kleineren Betrieben dürften auch die oben erwähnten Momente weniger berücksichtigt werden als in den Staatswerften und privaten Riesenbetrieben.

Die bisher betrachteten Gewerbezweige haben alle das eine gemeinsam, daß die Zahl der über 50 Jahre alten Arbeiter überall verhältnismäßig größer ist als bei den hauptberuflich tätigen männlichen Lohnarbeitern in der deutschen Industrie ($c_2 + c_3$ Personen).

In einem folgenden Aufsatz wird mit der Metallverarbeitung und Kleineisenindustrie zu beginnen sein; die Altersgliederung dieser Industriearbeiter deckt sich ungefähr mit den Ziffern für den Reichsdurchschnitt.

Es folgen dann noch das Buchdruckergewerbe, die Glasindustrie, Zink-, Blei- und Kupferhütten, ferner die Eisengießereien, die Maschinen- und endlich die Großeisenindustrie, alles Gewerbezweige, bei denen die Zahl der über 50 Jahre alten Arbeiter zum Teil nicht unerheblich unter dem Reichsdurchschnitt liegt.

Charlottenburg. Walter Abelsdorff.

Die Umgestaltung der Berliner Nationalgalerie.

Die Sammlungen von Bildwerken und Gemälden moderner Kunst sind einer der jüngsten Zweige, die die öffentliche staatliche Kunstpflege ihren Museen angegliedert hat. Als im ersten Viertel des vergangenen Jahrhunderts der Anspruch der Öffentlichkeit auf den bis dahin rein privaten fürstlichen Kunstbesitz anerkannt wurde und Preußen dessen Verstaatlichung zuerst vornahm, während in München unter Ludwig I. die private Sammeltendenz des Fürsten noch einmal einen glänzenden Aufschwung erlebte, war der Blick nur auf die Kunst der Vergangenheit gerichtet. Antike Skulpturen, Gemälde der großen Kunstepochen Westeuropas standen im Mittelpunkt des Interesses und ihnen wurden die prächtigen Räume der Glyptothek und Alten Pinakothek in München, des Alten Museums in Berlin errichtet. In der Konzentration auf diese Kunstzweige schien man ganz vergessen zu haben, daß die fürstlichen Sammler des 17. und 18. Jahrhunderts, aus deren umfangreichen Beständen man das Wertvollste für

[1]) Eine besondere Altersgliederung dieser Schiffswerftarbeiter findet sich in dem Berichte nicht.

die neuen Museen auswählte, durchaus nicht so einseitig vorgegangen waren, sondern häufig der Kunst ihrer eigenen Tage einen breiten Raum in ihren Galerien gewährt hatten. Man denke nur an die französischen Gemälde und Skulpturen in Sanssouci, an die späten Holländer in Düsseldorf und Schleißheim und an die deutschen Bildnisse in der Salzdahlumer Galerie Anton Ulrichs, den seine vielgetadelte Nachahmung französischer Vorbilder doch nicht in der Schätzung der Kunst seiner eigenen Landsleute beeinträchtigte.

Aber der rein historische und wissenschaftliche Charakter, die Absicht der Belehrung des Publikums über die große Kunst der Vergangenheit waren zu mächtige Faktoren, um daneben noch andere Gedanken aufkommen zu lassen. Vielleicht auch war es gut so, sonst hätten sich die Kräfte, die für die neue Aufgabe der Errichtung öffentlicher Museen so lebendig und uneigennützig am Werk waren, zu schnell zersplittert. Erst allmählich machte sich die Nichtberücksichtigung der modernen Kunst fühlbar. Die Maßnahmen zur Änderung aber gingen nicht von staatlicher, sondern von privater Seite aus. Die neue Pinakothek in München ist noch viel mehr als die alte ein rein privates Unternehmen Ludwigs I. gewesen und hat diesen Charakter bis fast in die jüngste Zeit hinein bewahrt. In Dresden setzte das Legat eines ehemaligen Ministers den Staat instand, auch moderne Bilder anzukaufen, und gab dadurch die Anregung, auch staatliche Mittel hierfür auszusetzen. In Berlin vermachte der Konsul H. W. Wagener im Jahre 1859 seine Sammlung moderner Gemälde dem damaligen Prinzregenten und nachmaligen König Wilhelm, der nach dem Tod des Stifters im Jahre 1861 in den Besitz von dessen Galerie gelangte. Auch hier blieb der private Charakter maßgebend und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verschwunden, da der persönliche Einfluß des Monarchen als eigentlichen Besitzers der Sammlung hier stärker als bei den staatlichen Sammlungen hervortreten kann.

Es würde uns zu weit führen, die Entwicklungsgeschichte dieser Galerien für moderne Kunst im einzelnen zu verfolgen. Zum Verständnis so mancher Eigentümlichkeiten aber, die sich noch heute bemerkbar machen, ist es nötig, wenigstens die Art ihrer Entstehung zu kennen.

Der jeweils vorhandene Grundstock, in dem sich die besondere Liebhaberei des Sammlers bestimmend geäußert hatte, war auch für die Erweiterung lange Zeit maßgebend. Dazu kamen weitere Schwierigkeiten, die beim Sammeln alter Kunst wegfielen und die auch heute noch nicht behoben sind. Die Einschätzung der Kunst der eigenen Zeit stellt den Leiter einer Sammlung vor ganz andere Probleme, als sie der Direktor eines Museums vergangener Kunstepochen zu lösen hat. Hier handelt es sich meistens um festgesetzte Werte, dort um Größen, die der Streit der Meinungen hin und her schwanken läßt. Das persönliche Urteil tritt noch stärker in den Vordergrund und wirkt um so schwerwiegender, als der Ankauf eines modernen Kunstwerkes durch eine Staatsgalerie immer auch als ein offizieller Akt angesehen wird. Die öffentliche Meinung ist hier leicht gereizt, das Heer der Künstler nimmt scharfe Stellung, persönliche Wünsche aller Art treten hinzu, um die Verhältnisse zu komplizieren. Man muß dies immer wieder hervorheben, um den leichtfertigen und ohne Kenntnis der Sachlage oftmals abgegebenen Kritiken, die sich an jeden Neuerwerb knüpfen, entgegenzutreten. Der Privatsammler, selbst der Leiter einer städtischen Galerie, die doch nie mit den gleichen amtlichen Ansprüchen auftritt als eine Staatssammlung, sind hier ungleich besser daran.

Lange waren diese Erscheinungen so mächtig, daß sie eine glückliche Entwicklung der Staatssammlungen moderner Kunst beeinträchtigten. Bis es der jüngsten Zeit gelang, mit dem gewaltigen Aufschwung, den das Museumswesen überhaupt genommen hat, auch diese Hindernisse zu beseitigen oder wenigstens durch früher nicht mögliche Kompromisse zu umgehen. Hauptsächlich in den drei großen deutschen Kunstzentren Berlin, München und Dresden sehen wir auch hierin ein mächtiges Aufstreben, das weit über das lokale Interesse hinaus von allgemeiner Bedeutung ist und je nach den Verhältnissen die Lösung der Probleme versucht. Im Mittelpunkt der mannigfachen Fragen aber, die hierbei eine Rolle spielen, steht die der Unterkunft der Kunstschätze der eigenen oder jüngst vergangenen Zeit. Dank dem regen Sammeleifer und den bedeutenden staatlichen Mitteln zu seiner Befriedigung sind die Bestände überall gewachsen, während der ihnen zur Verfügung stehende Raum der gleiche geblieben ist. Zudem aber drängt die in allen Museumszweigen mit Recht betonte Forderung der künstlerischen und nicht magazinartigen Aufstellung der wertvollen Schätze gerade dies Problem auch für die moderne Kunst in den Vordergrund.

Die einfachste Lösung, eines Neubaues einer Galerie für moderne Kunst, ist, ganz abgesehen von den Kosten in diesen Städten, durchaus nicht so einfach zu verwirklichen. Denn hier kommen Rücksichten auf vergangene Traditionen zu den modernen Forderungen der Vereinheitlichung des Städtebildes und die Notwendigkeit, die Kunstsammlungen möglichst an einer Stelle zu konzentrieren.

Gerade diesen Zusammenschluß der Sammlungen vertrat am originellsten der Gedanke Friedrich Wilhelms IV., der die Berliner Museumsinsel zu einem Kunstforum gestalten wollte, in dessen Mittelpunkt sich der korinthische Tempel der heutigen Nationalgalerie erhebt. Freilich sollte er ursprünglich nicht zur Aufstellung von Kunstwerken, sondern zu feierlichen Akten dienen, die im Zusammenhang mit der Kunst stehen. Aber erst nach dem Tode des kunstliebenden Königs wurde sein Plan ausgeführt, und zwar in modifizierter Weise. Denn der für festliche Veranstaltungen durchaus geeignete korinthische Tempel, in dessen Architektur sich die antikisierend romantischen Ideen der Zeit deutlich verkörpern, wurde so gut, oder besser so schlecht es eben ging, der Aufnahme von Gemälden und Skulpturen neuerer Kunst angepaßt. Die aus diesem Kompromiß entstandenen Mängel sind bekannt genug, und die Pracht der inneren Ausstattung konnte schon bei der ersten Einrichtung nicht über die empfindliche Knappheit des Raumes hinwegtäuschen. Mit Recht aber betont Ludwig Justi in seiner eben bei J. Bard erschienenen Broschüre „Der Umbau in der Nationalgalerie" den künstlerischen Wert des Gebäudes als des wichtigsten Monumentes aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV.

Dieses in seinem Gesamtcharakter zu erhalten und trotzdem den neuen Museums-Anforderungen entsprechend umzugestalten, war das gewiß nicht leichte Problem, vor das sich der neue Direktor der Nationalgalerie gestellt sah. Seine erste Maßnahme galt seinerzeit einer Sichtung und Sonderung der Bestände, woraus sich der glückliche Gedanke einer getrennt aufgestellten nationalen Bildnisgalerie und die Überweisung der historisch wertvollen Schlachtenbilder in die Ruhmeshalle des Zeughauses ergab. Hierdurch wurde manches Werk, das in der Fülle des Vorhandenen unterging, in dem neuen Zusammenhang zu ganz anderer Bedeutung erhoben und der Überlastung der Nationalgalerie wenigstens einigermaßen vorgebeugt. Da der Gedanke an einen notwendigen Neubau noch auf lange Zeit hinaus nur ein allerdings dringender Wunsch bleiben kann, weil die Mittel für andere Museumszwecke notwendig sind, so blieb für die beabsichtigte Neuanordnung der Kunstwerke nur die Möglichkeit eines Anbaus oder inneren Umbaus. Ein Anbau aber, betont nachdrücklich und folgerichtig die Broschüre, hätte die architektonische Wirkung des wertvollen Gebäudes ebenso wie den Gesamteindruck des einzigartigen Städtebildes schwer geschädigt. Es wäre ein Eingriff in Traditionen gewesen, die um so bedeutungsvoller sind, da sich gerade hier noch als an einziger Stätte Berlins die künstlerischen Pläne Friedrich Wilhelms IV. offenbaren. So blieb nur der innere Umbau für den übrig, der mit historisch geschultem Blick die Pietät für das einmal Gewordene verband. Aber auch dieser Umbau sollte das Vorhandene schonen, um das Gebäude vielleicht einmal seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeben zu können, wenn günstigere Umstände einen umfassenden Neubau ermöglichten. Ebensowenig aber sollte er den Charakter eines Provisoriums verraten, da er doch auf Jahre hinaus bestehen muß, sich daher dem festlichen Wesen des Gesamtbaues anschließen und einen würdigen Rahmen für den kostbaren Inhalt bilden. Dies waren die obersten Grundsätze für die Umgestaltung, die sich Ludwig Justi zusammen mit dem Museumsarchitekten, Regierungsbauführer Wille, gestellt hatte.

Im einzelnen galt es, die kalte Marmorpracht der bisher den Skulpturen eingeräumten Westseite, die den Beschauer immer aufs neue blendende Wandelbahn der Ostseite und die turmartigen Räume der nördlichen halbrunden Apsis mit dem unglücklichen dunklen Zwischenraum, den Hugo von Tschudi durch seine Umgestaltung dieser Partie nicht mit Unrecht den Museumszwecken völlig entzogen hatte, zu einer möglichsten Einheit zusammenzuschließen. Dies wurde im wesentlichen dadurch erreicht, daß die Seitenwände der Osträume bis zur Mitte des Gebäudes verlängert und die Durchgänge nach den Fenstern zu verlegt wurden, während man die Marmorsäulen und -wände der Westseite verkleidete und hier entsprechend der Ostseite vier geschlossene Räume schuf, deren Durchgänge teils in die Mitte, teils nach den Fenstern zu verlegt sind, und schließlich die fünf Apsiden-Kabinette zu kleinen, durch die Eigentümlichkeit des Grundplans bedingten ovalen Räumen gestaltete. Der unglückliche dunkle Raum davor wurde zu den beiden ihm zunächst liegenden größeren Räumen apsidenartig hinzugezogen. Die Höhenunterschiede wurden hier und in den Apsiden-Kabinetten durch Erhöhung des Fußbodens und Einziehen niedrigerer Decken, in den übrigen Räumen nur durch Niedrigerlegen der Decken ausgeglichen. So entstanden je vier an den Längsseiten des Gebäudes liegende mittelgroße Gemächer, von denen die beiden nördlichen an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand eine um drei Stufen erhöhte Apsis haben, und fünf kleine, um acht Stufen erhöhte ovale Kabinette. Sie dienen zur Aufnahme von rund 150 Gemälden und einer Anzahl von Aquarellen und Handzeichnungen, die alle der neuen und neuesten Kunst angehören.

In drei große Gruppen, entsprechend dieser Raumeinteilung, hat Justi diese Werke geschieden. Die Apsiden-Kabinette, die



schon durch ihre Form und ihre erhöhte Lage als etwas in sich Abgeschlossenes wirken, sind Menzel gewidmet. Die vier Westräume gehören den Meistern, „die in Italien schufen", den „architektonisch komponierten Bildern mit frei erfundenen Farben" (Böcklin, Feuerbach, Marées), die vier Osträume bergen die Meister, „die nicht nach Italien blickten, die in Komposition und Helligkeit und Farbe andere Wege gingen und der Natur ganz besonders nahe zu kommen suchten". (An ihrer Spitze Leibl, dann Trübner, Thoma, Liebermann, Uhde usw.). Nur wenige große Gemälde wie Menzels Leuthen, Feuerbachs Gastmahl und Konzert sind von diesem Zusammenhang ausgeschlossen und ihrer ganzen Wirkung wegen in den vorderen Oberlichtsaal des mittleren Geschosses verwiesen, wo ihr Eindruck, besonders der des Gastmahls, ein überraschend günstiger ist. Gerade dieses Werk hat damit, schon längere Zeit vor dem eigentlichen Umbau, die ihm längst gebührende einzig würdige Aufstellung gefunden, während es früher im Treppenhaus gänzlich deplaciert war. Man mag über die Systematisierung dieser Einteilung streiten. Sie hört und liest sich gewaltsamer, als sie in Wirklichkeit auf den Beschauer wirkt, und bietet doch einen Grundgedanken, der der Einheitlichkeit des Einzelraums ebenso wie der Gesamtanordnung zugute kommt.

Entsprechend dieser Einteilung ist auch die Ausstattung der Räume nach drei Gruppen gewählt: der Grundton der Wandbekleidung der Böcklinreihe ist ein helles Rot, der der Leiblreihe ein warmes Grau, der der Menzelkabinette ein leuchtendes Grün. Dazu kommt in den Räumen der Böcklinreihe und Menzels die Verwendung reicher Vergoldung, die nach den Decken hin zunimmt. Ganz hell gehalten sind schließlich die beiden Apsiden, in denen neben Werken Klingers und Marées Handzeichnungen verschiedener Künstler und einige kleine Bronzen untergebracht sind. Auch hier waren viele Kompromisse zu schließen, da die farbige Einheit für je eine Gruppe in den Werken unter sich stark voneinander abweichender Künstler nicht jedem Maler gleich gerecht werden konnte. Aber durch sie sollte wieder ihre Zusammengehörigkeit betont und eine Verwirrung des Besuchers durch häufiges Wechseln der Raumfarbe vermieden werden.

Mit bewußter Absicht ist diesen Räumen alles Provisorische genommen und auch durch die Kostbarkeit der Wandbespannung und die Gewähltheit der übrigen Ausstattung ein gewisser feierlicher Charakter gewahrt. Man soll fühlen, daß man nicht in einem vergänglichen Ausstellungssaal, sondern in einer festgegründeten Heimstätte der Kunst weilt. Das kommt besonders auch in den Menzelkabinetten zum Ausdruck, die, wenngleich die kleinsten, in ihrem Zusammenschluß ein Museum für sich bilden und zugleich eine Ehrung des Berliner Meisters bedeuten. Die meisten seiner im Format kleinen Werke ertragen ohne weiteres die räumliche Beschränkung, bei den drei größeren: dem Eisenwalzwerk, dem Flötenkonzert und der Tafelrunde, gewinnt man durch die Türe zum nächsten Kabinett die nötige Distanz. Jedes der drei Bilder beherrscht einen der drei Gemälde - Räume, zwischen die sich je ein Kabinett mit Handzeichnungen und Aquarellen schiebt. Die Ausstellung dieser Proben ist ebenso glücklich wie die Ausstattung gerade dieser Räume. Das mittlere Kabinett enthält an der Kopfwand in einer Nische die Büste Menzels, über der in der halbrunden Wölbung reichliche Vergoldung strahlt.

Der Gedanke der Durchblicke durch die Türen, der in den Menzel-Kabinetten so geschickt benutzt ist, begegnet uns auch in der Böcklinreihe verschiedentlich zur Steigerung der Wirkung manchen Bildes. Schon vor Betreten des ersten Saales grüßt uns „Triton und Nereide". Gegenüber der mittleren Tür nach dem nächsten Gemach, deren breitere Öffnung die Zusammengehörigkeit der beiden Räume auch äußerlich veranschaulichen soll, hängen „Die Gefilde der Seeligen". Vom Marées-Raum winkt das Bild der „Vier Ruderer" durch die am Fenster gelegene Türöffnung. Der Gedanke des Hinweises auf die Handzeichnungen ist auch in den beiden Apsiden durch Proben aus der großen Sammlung der Galerie vertreten.

Diese Sammlung soll künftig, wie wir aus Justis Broschüre erfahren, nicht in der unzulänglichen Weise wie bisher in dem langen Durchgangsraum im Obergeschoß ausgestellt bleiben. Es ist geplant, sie in praktischen Kästen nach historischen Gruppen geordnet aufzubewahren und dem Beschauer in dem dafür einzurichtenden Saal mit den Fresken der Casa Bartholdy zur eingehenden Betrachtung vorzulegen. Eine würdige und stimmungsvolle Umgebung für diese vielfach einzige Sammlung, an der der Betrachter dann nicht mehr schnell vorbeijagen wird, sondern die er in Muße und günstiger Beleuchtung genießen kann. Führer, die der Kustos der Galerie, Dr. Kern, bearbeitet, sollen zum Verständnis der köstlichen Blätter dienen. Die im Erdgeschoß ausgestellten Proben aber sollen den Besucher gerade auch auf diesen Zweig der Galerie hinweisen.

Erstaunt wird sich wohl mancher, der die Nationalgalerie von früher her kennt, fragen, was mit den reichen und so unruhig wirkenden Beständen der Skulpturen-Abteilung in der ehemaligen Marmorpracht der Westseite geworden ist. Ein Teil der größeren Bronzen hat vor der Galerie Aufstellung gefunden.

Bildnisse sind der Bildnisgalerie überwiesen, der Rest wurde in der nunmehr geschlossenen Durchfahrt zwischen der äußeren Treppe und dem Gebäude selbst im inneren Treppenhaus, dem Quersaal im Erdgeschoß und dem runden Saal im mittleren Stockwerk, dessen vier Nischen hierzu besonders geeignet waren, untergebracht. Nur zwei größere Werke stehen in den Gemälderäumen. Besonders wirkungsvoll ist die Aufstellung des „Jünglings" von Hildebrand an der Eingangswand der Querhalle, von wo aus er durch die in einer Flucht liegenden Öffnungen der Gemälderäume der Ostseite bis in den letzten sichtbar ist und so einen monumentalen Abschluß für den Blick bildet.

Die Anordnung und der Bestand der übrigen Räume ist geblieben wie früher und so, wie Justi einzelnes zu Beginn seiner direktorialen Tätigkeit umgeändert hatte, mit Ausnahme des oben schon erwähnten ersten Oberlichtsaales im Mittelgeschoß. Damit wird die Umgestaltung der Galerie vorläufig ihr Ende erreicht haben. Man wird, wie dies immer in solchen Fällen ist, nicht restlos mit allem einverstanden sein, der persönliche Geschmack des Einzelnen spricht hier zu stark mit. Aber es wäre falsch, sich durch solche Einzelheiten das Gesamturteil trüben zu lassen. Dieses muß vielmehr darin gipfeln, daß hier eine Arbeit geleistet ist, die endlich auch den Besuch der Nationalgalerie zu einem hohen Genuß gestaltet und den Werken eine den neuesten und so vielseitigen Anforderungen der immer größer werdenden Zahl der Museumsfreunde entsprechende Stätte bereitet hat. Dies rechtfertigt auch im vollen Umfang die verhältnismäßig lange Zeit, die dieser Umbau beanspruchte. Man hat hieraus Justi, dessen Amtstätigkeit anfangs mit lauter Begeisterung begrüßt wurde, mit Unrecht einen Vorwurf gemacht. Wer die Schwierigkeiten einer inneren Umgestaltung schon unter einfacheren Verhältnissen kannte, mußte diese Anwürfe von vornherein mißbilligen. Hier hatten sich die Hindernisse gehäuft, und das Ganze, das sich jetzt der Öffentlichkeit darbietet, spricht besser als die längsten schriftlichen Gegenbeweise für die Tätigkeit des Direktors und seines Architekten.

Berlin-Wilmersdorf. Val. Scherer.

Das Deutsche Museum in München.

Der Riesenbau des Deutschen Museums, dessen künstlerische Ausgestaltung nach dem Ableben des Architekten Prof. Gabriel von Seidl von Prof. Emanuel von Seidl weitergeführt wird, ist nunmehr so weit gediehen, daß seine feierliche Eröffnung für den Herbst 1916 in Aussicht genommen ist. Es werden dann die jetzt zerstreut, und zwar im alten Nationalmuseum und in der aufgelassenen Reiterkaserne an der Zweibrückenstraße untergebrachten naturwissenschaftlichen und technischen Sammlungen für den Beschauer als Wahrzeichen einstiger und gegenwärtiger Geistesarbeit auf den praktischen Gebieten des Lebens in geschlossener Übersicht geordnet erscheinen, womit ein großzügiges nationales Werk, zugleich ein Werk der Zukunft wegen der so gebotenen Grundlagen und Anregungen vollendet sein wird. Das den Südteil der einstigen Kohlen-, nunmehrigen Museumsinsel bedeckende Ausstellungsgebäude ist im Rohbau samt den im Hofe hergestellten Hallen für die Luftschiffahrt und die Landtransportmittel (Lokomotive usw.) bereits völlig fertiggestellt. Erfreulich berührt die Tatsache, daß bei aller Rücksicht auf den realen Zweck man auch dem ästhetischen Momente in anziehender Weise gerecht wird. Der 67 m hohe Hauptturm, drei Kuppeltürme an der Vorderfront, die terrassenförmige Abstufung der Saalbauten längs der großen und kleinen Isar zu den mittleren Bauten und Säulenhallen griechischen Stils vor dem Hauptportal und an der Rückseite neben dem großen Turm bewirken einen mit dem sonst ernsten Charakter des Bauwerks feinsinnig in Übereinstimmung gesetzten Gesamteindruck. Die derzeitigen, mit Nachdruck unter der bewährten Oberleitung des Architekten Gelius betriebenen Arbeiten erstrecken sich auf die künstlerische Durchbildung im Innern beim Einbau der Gruppen der Sammlungen, auf die Fertigstellung der drei Sternwarten in den Türmen der Vorderfront und in der Anlegung der Verbindungstrakte, die zu beiden Seiten des großen Hofes längs der beiden Wasserläufe zu dem für den Nordteil der Insel geplanten „Bibliothekhaus" führen werden. Mit diesem wird wohl erst im nächsten Jahre begonnen werden; bei der Eröffnung wird er nur bis zur Sockelhöhe ausgeführt sein. Ein im Modellhause an der Zweibrückenstraße erst vor kurzem aufgestelltes mächtiges Modell läßt erkennen, welche Summe von Arbeit noch für diesen zweiten Teil des gewaltigen Unternehmens zu leisten sein wird, der Bibliothekräume, Büchermagazine und Lesesäle (4800 qm), die Plansammlungen und Zeichensäle und Plandepots (1850 qm), die Kongreßsäle, Vortrags- und Sitzungssäle samt Nebenräumen (2200 qm), Magazine, Werkstätten und Laboratorien (5800 qm), Separat-Studierzimmer (1000 qm), die Verwaltungsräume und technischen Bureaus (1100 qm) und eine Restauration zu enthalten bestimmt ist. Im Modellbau befinden sich seit jüngster Zeit außer dem großen Modell mehrfache Anschauungsmittel, die den Bau als Ganzes und in Einzelheiten kennzeichnen, so

Bilder mit der Gesamtansicht des Baues, Photographien des Hauptmodells, Skizzen der im mittleren astronomischen Turm anzubringenden zwei Riesen-Planetarien, von denen das eine die scheinbaren, das andere (kopernikanische) die wirklichen Bewegungen der Himmelskörper darstellen wird, u. a. m. Der Haupteingang in den Bereich des Museums wird von der Zweibrückenstraße, seitliche Zugänge vom linken Isarufer über die Innere Erhardbrücke, vom rechten Isarufer über die Zeppelinbrücke hergestellt. Die bisherigen Baukosten beliefen sich auf rund 3 Mill. M.; die weiteren werden wohl noch ungefähr das Gleiche betragen, wovon ungefähr 400—500,000 M. jährlich zur Verwendung gelangen dürften. Aus dem Stipendienfonds werden derzeit jährlich schon 200 Stipendiaten mit Reisestipendien bedacht, Mittelschüler, Lehrlinge und jüngere Arbeiter, die zum größten Teile aus Norddeutschland kommen.

Die Sammlungen des Deutschen Museums mehren sich stetig, meist durch Spenden opferwilliger Gönner. Von den vielen neuen Objekten, die während Jahresfrist den alten Bestand vermehrten, hier nur das Wichtigste: Die im Auftrage der Deutschen chemischen Gesellschaft für die Jahrhundertausstellung 1900 in Paris von Geheimrat Wickelhaus zusammengestellte historische Präparaten-Sammlung; als Geschenk des Nordpolfahrers Peary zwei Hundeschlitten nordgrönländischer Art, mit denen er am 6. April 1909 den Nordpol ereichte; eine Samojedengruppe mit Winterzelt und dreispännigem Rentierschlitten, Geschenk der Söhne Heinrich und Lorenz des verstorbenen Kommerzienrates Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg; sämtliche Gerätschaften zur Erzeugung des Kaffernbiers, Geschenk des P. Alex. Hanisch in Kloster Marienhill (Natal); Nachbildung der Wasseruhr des Griechen Ktesibios (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.), nach den Angaben des Vitruvius im Auftrag des Kommerzienrats Artur Junghans von Gust. Speckhart, Hofuhrmacher in Nürnberg, und Friedr. Holzöder, Turmuhrmacher in Rotenburg o. d. Tauber, hergestellt; Relais-Lampe von Eugen Reiß, die zur Verstärkung ankommender schwacher elektrischer Ströme dient, Geschenk der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin; die Original-Gondel des ersten Parseval-Luftschiffs „P II", die als altes Eisen hatte verkauft werden sollen, aber noch rechtzeitig von der Militärverwaltung für das Deutsche Museum erworben ward; Modell des ersten Tunnels in Deutschland bei Oberau in Sachsen, gestiftet von der Direktion der sächsischen Staatsbahnen; Modell des Flußkanonenbootes „Vaterland", hergestellt durch freiwillige Beiträge des Deutschen Flottenvereins auf Anregung des Großadmirals v. Köster; Modell des größten Segelschiffes der Welt, des Fünfmaster-Vollschiffs „Preußen", Geschenk der Erbauerin, der Schiffahrtswerft Joh. C. Tecklenborg A.-G. in Geestemünde; als Geschenk des Dr.-Ing. Rudolf Diesel sämtliche Originaldokumente, Skizzen, Berechnungen usw. aus der Zeit der Konstruktion seines Motors (an 600 Stück); Modell des Panamakanals, Geschenk der amerikanischen Ingenieure gelegentlich ihres Besuches; Modell des unstarren, lenkbaren Luftschiffs, das von der Siemens-Schuckert-Luftschiff-A.-G. 1910/11 erbaut wurde, als Spende der Gesellschaft. Eine ganz besondere Bereicherung hat die Gruppe „Astronomie" durch Schenkungen moderner Fernrohre seitens der Firma C. A. Steinheil Sohn in München und Karl Zeiß in Jena erhalten. Als historisch bedeutsames Kabinettstück wurde der 15zöllige Refraktor von Utzschneider und Fraunhofer erworben, gebaut im Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein Zeichen der hervorragenden Leistungen des von den beiden in München begründeten Instituts. Es besitzt 2000fache Vergrößerungsmöglichkeit und kostete 60,000 M. Seinerzeit galt es als eines der großartigsten Meisterwerke des damaligen astronomischen Instrumentenbaues. Das wohlerhaltene Objekt wird in der Mittelkuppel des Neubaues für die Benutzung des Publikums aufgestellt. Die Gruppe „Drahtlose Telegraphie" wird im Neubau derart übersichtlich angeordnet sein, daß sowohl ihre historische Entwicklung als auch der heutige Betrieb lückenlos dargestellt sein wird. In dem Vorbau über dem Turmportal werden in der Höhe des ersten Stockwerkes zwei große Stationen für drahtlose Telegraphie eingerichtet sein, eine Telefunkenstation, gestiftet von der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie" in Berlin, und eine Station für ungedämpfte Schwingungen nach dem System Paulsen; bei beiden wird mit hohen Spannungen gearbeitet werden. Ein Plan, der derzeit eifrigst betrieben wird, ist die Anlage eines Phonogramm-Archivs, das ist der Stimmporträte von Persönlichkeiten, die sich um die Schaffung des Deutschen Museums besonders verdient gemacht haben, des Deutschen Kaisers, des Königs Ludwig III. von Bayern usw., sowie von berühmten Ingenieuren und Naturforschern. Vorläufig sind 143 Aufnahmen beabsichtigt. In absehbarer Zeit wird auch das vom höchsten Protektor des nationalen Unternehmens, König Ludwig III., gelegentlich der Festversammlung anläßlich des Jubiläums des zehnjährigen Bestandes des Deutschen Museums-Vereins huldvollst in Aussicht gestellte Geschenk zu sehen sein, das Modell des Donau-Main-Kanals, eines für die wirtschaftlichen Verhältnisse von ganz Deutschland richtunggebenden Werkes der Zukunft, das im Könige Bayerns selbst seinen



weitschauenden und verständnisinnigsten Förderer gefunden hat.

München. Karl Fuchs.

Walter Nernst in Argentinien. — Zur argentinischen Kultur; ein deutsches Institut in Buenos Aires.

Zahlreiche Ehrungen sind Walter Nernst während seiner sechswöchigen Vorlesungszeit an der argentinischen Universität La Plata im April und Mai des Jahres zuteil geworden. Die Universität und die Chemische Gesellschaft von Buenos Aires ernannten ihn zum Ehrenmitglied, die Direktoren und Professoren der argentinischen Universitäten, der Deutsche wissenschaftliche Verein, der Deutsche Klub veranstalteten besondere Festlichkeiten für ihn, und noch beim Abschiedsbankett, ehe er am 15. Mai das ihm so gastlich gewordene Land verließ, wurden die großen wissenschaftlichen Verdienste des deutschen Forschers von dem argentinischen Unterrichtsminister Dr. Cullen gebührend hervorgehoben. Der Minister schloß daran die Mitteilung, daß der deutsche Gesandte Frhr. v. dem Bussche-Haddenhausen ein Abkommen über einen Professorenaustausch vorbereitet habe, das bald schöne Wirklichkeit sein werde.

Die besonders herzliche Rede, mit der in der Festsitzung des Deutschen wissenschaftlichen Vereins der Vorsitzende, Professor Dr. Keiper, Geheimrat Nernst begrüßte, wies darauf hin, daß zum erstenmal ein deutscher Gelehrter in so ehrenvoller Weise an eine argentinische Universität berufen worden sei. Bisher hätten nur französische, spanische und italienische Professoren die europäische Wissenschaft an den Hochschulen des Landes vertreten. In seiner Antwort verband der Gefeierte mit seinem Dank die tiefgreifende Betrachtung, ob die von ihm vertretenen Wissenschaften geeignet seien, eine Weltanschauung zu finden. Anknüpfend an das bekannte Goethewort von der Natur, die sich mit Hebeln und mit Schrauben nichts abzwingen lasse, widersprach er zwar dieser Behauptung des Dichters. Gerade die Physik und die Chemie hätten mit außerordentlich vielen und sehr feinen Apparaten zu arbeiten; und so sei es den exakten Wissenschaften gelungen, der Natur eines ihrer größten Geheimnisse, die Struktur der Atome in dem festen Körper, abzulauschen. So weit aber müßten wir Goethe recht geben, daß eine Weltanschauung nicht von den Gelehrten, sondern von den Dichtern zu begründen sei. Selbst wenn die exakten Wissenschaften eine Formel für eine Weltanschauung finden könnten, würde diese doch so kompliziert sich gestalten, daß sie praktisch nicht anwendbar wäre.

Vorausgegangen war der Begrüßung Walter Nernsts in derselben Festsitzung des Deutschen wissenschaftlichen Vereins ein Vortrag des Vorsitzenden über „Kulturpolitische Bestrebungen in Argentinien" mit sehr beachtenswertem Inhalt. Professor Keiper erinnerte zunächst an die Tatsache, daß die im fremden Lande geborenen Abkömmlinge deutscher Eltern gemeinhin schon in zweiter oder dritter Generation sich nicht mehr als Reichsdeutsche fühlen, wohl aber noch als Glieder der großen deutschen Kulturfamilie, wofern das Elternhaus und die deutschen Schulen in der Fremde ihre Schuldigkeit tun. So werden sie danach trachten, deutsche Kultur in ihrem fremden Geburtslande auszubreiten oder doch zu fördern und später ihren Einfluß auch für die Herstellung innigerer Beziehungen zu Deutschland geltend machen.

Daß soviel zu erreichen ist, wird jeder Lehrer einer deutschen Auslandsschule bestätigen. Dabei aber wird naturgemäß die sich bildende Kultur eine ausländische, in Argentinien also eine argentinische sein. Dem Argentiner eignet ein frischer, optimistischer Sinn in der Lebensführung und Lebensgestaltung, ein scharfer Blick für das, was dem eigenen Nutzen und Vorteil dient, ein Eklektizismus gegenüber den tausend fremden Kultureinflüssen in Philosophie und Wissenschaft, in Kunst und Dichtung, die Loslösung von aller tragenden aber auch hemmenden geschichtlichen Überlieferung, ein starkes Selbstbewußtsein, ein zunächst oft überhitzter und äußerlicher, aber doch bewußter Patriotismus. Ob solche Kultur, wie sie ähnlich auch bei anderen Kolonialvölkern sich ausbildet, imstande sein wird, von der bisher noch rein aufnehmenden Stufe zu der selbständig schaffenden aufzusteigen, das wird durch die Einflüsse bestimmt, denen sie zukünftig sich öffnet.

In demselben Zustande kolonial-kultureller Mannigfaltigkeit, ja, Verworrenheit, in dem Argentinien in seinem Jubiläumsjahr 1910 der Welt erschien, erscheint es auch heute noch. Ein Land, fünfmal so groß wie Deutschland, von sieben bis acht Millionen Menschen bewohnt, deren fünften Teil allein die Hauptstadt und ein weiteres Drittel die Provinz Buenos Aires umschließt, hat im übrigen auf ungeheure Flächen seine Bewohner so spärlich verteilt, daß in manchen Gegenden kaum ein bis zwei Menschen auf den Quadratkilometer kommen. Politisch geeint und geordnet, in glänzendem wirtschaftlichen Aufschwung begriffen, mit ungeahnten und bisher unerschöpften Wohlstandsquellen, immer neue zuströmende Kräfte empfangend, von fast reiner europäischer Rasse ist es doch



noch durchaus unklar über die Richtung seines Kulturfortschrittes und hat nur ein einziges Eingangstor für auswärtigen Handel und auswärtige Kultur: Buenos Aires, den großen Wasserkopf des Landes.

Über die Mittel nun, wie diese sich selber noch unklare Kulturbewegung von Deutschen in und außer dem Lande gefördert werden könnte, machte Herr Professor Keiper sehr erwägenswerte Vorschläge. Es sei eine Sammelstelle zu bilden, wo alle, die sich für bestimmte Argentinien betreffende wissenschaftliche Fragen interessieren, Auskunft über den augenblicklichen Stand der Forschung und über das zur Verfügung stehende wissenschaftliche Material erhalten könnten. Diese Sammelstelle würde in gleicher Weise für deutsche Forscher, die Argentinien bereisen wollen, wie für die Deutschen in Argentinien und in Europa, ja auch für die Argentiner selbst, von allergrößter Bedeutung sein. Sie soll systematisch und vollständig angelegt werden und zugleich das Material bieten für Veröffentlichungen und Zusammenstellungen über Argentinien.

Sodann handelt es sich darum, Lehrkurse über deutsche Sprache zu veranstalten, wie sie der Deutsche wissenschaftliche Verein schon 1913 nach dem Vorgang der Alliance française mit gutem Erfolge begonnen hat. So werden argentinische Studenten, vor allem der Ingenieurwissenschaft und der Medizin, Offiziere, die nach Deutschland abkommandiert werden, Kaufleute und Schüler in die deutsche Sprache eingeführt, und wenn so an einer genügenden Anzahl der Vorteil dieser Einrichtung erwiesen ist, wird man auch an die argentinische Regierung mit der Bitte herantreten können, an den argentinischen Schulen die deutsche Sprache wenigstens fakultativ einzuführen. Vorträge und Vortragsreihen in spanischer und deutscher Sprache für die vorgeschrittenen Teilnehmer dieser Sprachkurse über die deutsche Kultur und ihre Geschichte sollen sich anschließen, zu denen das nötige Büchermaterial die erweiterte Bibliothek des Deutschen wissenschaftlichen Vereins zu liefern hat.

Die Fortschritte deutscher Technik und Industrie werden durch Vorführung von Modellen, Lichtbildern, graphischen Darstellungen und durch erläuternde Vorträge sowie durch wechselnde kleine Ausstellungen bekannt gemacht; ein Unternehmen in Buenos Aires nach Art der Berliner Urania soll dann, wenn die verfügbaren Mittel ausreichen, die wirksamste Bildungsanstalt auf diesen Gebieten werden. Kleine Gruppenausstellungen sollen auch die Erzeugnisse der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes zur Anschauung bringen.

Zur Förderung der wissenschaftlichen Landes- und Volkskunde Argentiniens will das in Aussicht genommene deutsche Institut in Buenos Aires die neuesten Ergebnisse der Forschung in periodischen Veröffentlichungen zusammenfassen, eigene Forschungen über das Land herausgeben und aus seinen Mitteln die Untersuchungen deutscher Gelehrten in Argentinien unterstützen. Aus Deutschland selbst müßten diese Bestrebungen gefördert werden durch Übersetzungen guter deutscher wissenschaftlicher Werke, durch Wanderredner, die in deutscher und spanischer Sprache die Fortschritte der deutschen Wissenschaft in Argentinien zur Kenntnis zu bringen hätten, durch Übersendung von Material, das von den Erzeugnissen der deutschen Wissenschaft und Kunst, der Technik und Industrie, des Handels und des Gewerbes, von den Verkehrsverhältnissen, den deutschen Städten, von dem deutschen Leben im allgemeinen Kunde geben kann.

Die Bestrebungen ähnlicher in Deutschland bestehender Vereinigungen würden somit in dem deutschen Institut in Buenos Aires einen Sammelpunkt für Argentinien finden, von wo aus beständig Anregungen, Wünsche, Auskünfte und Fragen in die deutsche Heimat herübergehen können.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

8. Jahrgang, Nr. 11
August 1914

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 75 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Papyrusfunde und griechische Literatur.

Von
W. Schubart.
(Schluß)

Kaiserzeit.

Bedenkt man, wie ſtark in der uns überlieferten griechischen Literatur dem Umfange nach die Erzeugnisse der Kaiserzeit vertreten sind, so wird man es als eine gute Seite der Papyrusfunde anerkennen, daß sie dies Übergewicht nicht allzusehr vermehren. Wollte man fragen, aus welcher Zeit die erhaltenen Papyri ſtammen, so würde freilich die Kaiserzeit einen gewaltigen Vorsprung haben; sucht man aber heraus, was in ihr entſtanden iſt, so ergibt sich kein gar so großes Mehr, wenn auch immerhin ein recht ausgedehntes und buntes Bild. Für unsere Betrachtung scheint es aus praktischen Gründen notwendig, die byzantinische Periode hineinzuziehen, obwohl der Unterschiede nicht wenig sind. Dagegen sollen, ebenfalls nur um der Übersicht willen, die chriſtliche und die lateinische Literatur getrennt behandelt werden.

Unter den Werken epischer Form Oppians Halieutika lediglich zu nennen, wird genügen. Wichtiger iſt eine ziemlich umfangreiche und wertvolle Handschrift der Dionysiaka des Nonnos; vor allem aber sehen wir jetzt etwas von dem literarischen Umkreise, aus dem der ägyptische Grieche Nonnos von Panopolis sich erhoben hat. Nicht allein Reſte eines Gedichtes, das sich gleichfalls mit Dionysos beschäftigt und vielleicht aus den Bassarika des Dionysios ſtammt, gehören hierher, sondern auch andere Epen, in denen die Liebe Achills zu Polyxena besungen wird oder der Schatten Achills die Achäer anredet. Etwa derselben Zeit, dem vierten Jahrhundert n. Chr., darf man einige der epischen Verherrlichungen hoher Herren zurechnen, Gedichte, in denen mit mehr oder minder gelungener Nachahmung homerischen Stiles die Kämpfe der Thebais mit den Blemyern geschildert und die Helden der Griechen, romäische Offiziere wie Germanos und andere, gefeiert werden. Ein Epos über die Kriegstaten Diokletians und seiner Mitkaiser schließt sich dieser Reihe an, und nehmen wir aus demselben Papyrus



buch eine epische Darſtellung der Schöpfung hinzu, die ſtoische und ägyptische Vorſtellungen vermengt und den großen Hermes als Weltbildner in die Mitte rückt, so gewinnen wir wenigſtens eine wenn auch begrenzte Anschauung der ägyptisch-griechischen Epik in byzantinischer Zeit, die in Nonnos ihren Höhepunkt findet. Man wird alle diese Werke nicht überschätzen, wenn man sie beträchtlich über die Dichtungen ſtellt, die uns »Der Dichter von Aphrodito« aus den späteren Jahren Juſtinians hinterlassen hat, meiſtens Entwürfe auf der Rückseite von Urkunden, in allen möglichen Formen, Hexametern, iambischen Trimetern usw., auch prosaische Deklamationen, alle gleich furchtbar in Sprache und Inhalt, aber überaus merkwürdige Proben dessen, was damals in Oberägypten aus griechischer Sprache und Bildung geworden war. Derselbe Dichter von Aphrodito hat uns ein längeres Preisgedicht auf den kaiserlichen Statthalter Johannes geschenkt, das neben den großen Urkunden derselben Herkunft die schlimmen Zeiten anschaulich schildert.

Älter, etwa aus dem dritten Jahrhundert, iſt ein Preisgedicht, das zwar als Enkomion auf Hermes bezeichnet wird, in Wirklichkeit aber einem jugendlichen Gymnasiarchen gilt. Und für die langweiligen Verse auf die Löwenjagd des Kaisers Hadrian und seines Antinoos kann man sogar den Verfasser Pankrates nennen. Beide sind Erzeugnisse ägyptischer Griechen. Dagegen hat ein merkwürdiger Zufall uns Trauergedichte, Epikedeia, auf gefeierte Rhetoren der Schule von Berytos erhalten, Werke des vierten Jahrhunderts, die vielleicht durch Studenten ägyptischer Herkunft ins Niltal geraten sind. Hymnen auf Hermes in Ägypten zu finden, wird niemand sich wundern; und auch einige Verse auf die Tyche, die Anspruch auf Kunſtwert kaum erhoben haben, werden ägyptischer Herkunft sein. Für die Elegie gibt das arg entſtellte Gedicht eines Poseidippos aus dem böotischen Theben ein kümmerliches und kaum verſtändliches Beispiel. Um so mehr Beachtung verdient ein Epigramm auf die Eroberung Ägyptens durch Oktavian, ein Blatt, das sonderbarerweise mitten in eine Urkundenrolle eingeklebt worden iſt, und eine Reihe von Entwürfen zu Grabepigrammen auf einen Euprepios, die im Konzept des Dichters, wenn wir den Verfasser so nennen wollen, vor uns liegen. Endlich sei nicht vergessen, daß auch Stücke aus den Sibyllinen dem ägyptischen Sande entſtiegen sind.

Nur spärlich iſt bisher vertreten, was man etwa Lyrik nennen könnte, und kaum etwas fällt genau unter diesen Begriff; dafür iſt alles unverkennbare Volksdichtung, nämlich in Ägypten erwachsen und weder auf hohe Ansprüche noch auf die Ewigkeit berechnet. Skolienartige Epigramme in ungewöhnlich gebauten Hexametern geben sich als Flötenlieder zu erkennen; aus einer Reihe wenig verſtändlicher Bruchſtücke tritt die weinerlich possenhafte Klage um einen entlaufenen Hahn heraus, halb in Versen, halb in Prosa, und dem verwandt eine Liebesklage. Weit erfreulicher iſt ein kleines vollſtändiges Schifferlied, das den Meerschiffer dem Nilschiffer gegenüberſtellt. Vor allem aber haben wir ein treffliches Beispiel für den Mimus der Kaiserzeit in einem Papyrus aus Oxyrhynchos, der uns mit zweien dieser Art bekannt macht: in dem einen will eine junge Frau ihren Sklaven verführen und, da er nicht gehorcht, ihn mit seiner Geliebten töten lassen; der andere, bekanntere, führt uns in zwei Entwürfen eine derbe Posse

vor, die mit einer größeren Anzahl von Personen und mit Musik arbeitet; der Inhalt dreht sich um die Befreiung eines griechischen Mädchens durch ihren Bruder, der die Barbaren, die sie in einem Tempel Indiens festhalten, betrunken macht; die Barbaren reden in kanaresischer Sprache. Das ist also eine ins Possenhafte gezogene Iphigenie. Die Handschrift ist, ganz abgesehen von ihrem Inhalte, auch äußerlich sehr merkwürdig, weil sie nicht nur die Personen bezeichnet, sondern auch Bühnenanweisungen gibt. Solche Stücke, gewiß Werke ägyptischer Griechen, muß man sich auf den Bühnen der Provinzstädte in der Kaiserzeit vorstellen. Ein paar Reste von Mimen, unbestimmbare Komödienfragmente, vielleicht ein paar Florilegien mögen hinzukommen; damit ist im wesentlichen gesagt, was über dichterische Werke unter den Papyri zu bemerken wäre; in der Kaiserzeit hat ja die Rhetorik alles zurückgedrängt.

Auch an Romanen, die unfraglich einen großen Leserkreis hatten, liegt uns nicht gerade viel vor: von Chariton hat uns Ägypten außer Chaireas und Kallirhoe noch ein Romanbruchstück gegeben, dessen Heldin Chione heißt. Für den Roman vom Prinzen Ninos können wir ebensowenig einen Verfasser nennen wie für den Roman von Metiochos und Parthenope. Soeben ist aus Klitophon und Leukippe des Achilles Tatius ein beträchtliches Stück aus Licht gekommen. Daß des Babrios' Schulfabelbuch in Ägypten mit lateinischer Übersetzung gelesen wurde, weist auf den Vorstoß des Lateinischen im 4. Jahrhundert hin, der freilich nicht vorhielt. Neben Spuren anderer Fabeln taucht auch das fabelhafte Leben des Aisopos auf. Insgesamt muß man feststellen, daß die höhere dramatische Dichtung in den Papyrusfunden so gut wie ganz fehlt, dagegen der possenhafte Mimos und das breite Gelegenheitscarmen in epischer Form hervorzutreten scheinen.

Auf dem Gebiete der Philosophie verdanken wir den Papyrusfunden immerhin ein wertvolles Werk nicht geringen Umfanges, die Ethische Elementarlehre des Stoikers Hierokles; die ziemlich gut erhaltene Einleitung legt die physiologischen Grundlagen der stoischen Ethik dar. Von mancherlei Schriften ethischen Inhalts zeugt eine Reihe von Bruchstücken, daneben stehen Sammlungen von Sentenzen und Anekdoten, und auch die sogenannte Diatribe fehlt ebensowenig wie Lebensbeschreibungen von Philosophen, z. B. des Secundus, und auf die immer dauernde Beschäftigung mit Platon stoßen wir in einem umfänglichen, leider innerlich dürftigen Kommentar zum Theaitetos. Nur mit halbem Rechte darf hier Philon angereiht werden. Einige Werke über religiöse Gegenstände, darunter auch eines, das den ägyptischen Horosmythos erzählt, sind zu schlecht erhalten, um wirklich etwas zu bieten. Die bedeutenden Denker der Zeit fehlen bisher in den Funden, wohl kaum durch Zufall, da Ägypten selbst für den religiös gerichteten Neuplatonismus schwerlich der rechte Boden war.

Nicht viel anders steht es in der Rhetorik. Daß man sie gepflegt hat, lehren zahlreiche Übungsreden und Schulübungen, die bald allerlei Sagenstoffe, wie Adrastos und seine Töchter, behandeln, bald es darauf absehen, einen Gegner des Demosthenes vorzustellen; an einem Katechismus der Rhetorik sehen wir, wie man die Grundbegriffe mundgerecht machte und einprägte. Natürlich studierte man die großen attischen Muster, schrieb Kom-



mentare zu Demoſthenes, z. B. zu den Reden gegen Meidias und Androtion, verfaßte Wörterbücher, wie sie zur Midiana und Aristocratea noch vorliegen, und las Lebensbeschreibungen des Demoſthenes und des Isokrates. Eine Abhandlung über verschiedene Literaturwerke iſt nicht gut genug erhalten, um erheblichen Ertrag zu bringen. Aber wirklich bedeutende Erzeugnisse der Zeit fehlen noch; ſelbſt von Ariſteides, dessen Ansehen bei den Griechen Ägyptens eine Ehrentafel bezeugt, iſt noch nichts zutage gekommen. Und auch Lukian, den man vielleicht hier nennen darf, erscheint nicht, obwohl er als Bureaudirektor des Statthalters in Ägypten gewiß eine bekannte Person geworden iſt. Die Rede eines Rechtsanwalts gegen einen hohen Beamten iſt wohl wirklich gehalten worden und dann erſt als Broschüre erschienen; auch richterliche Urteile, die wohl aus dem Gerichte ſelbſt hervorgegangen sind, erscheinen rhetorisch aufgeputzt und halbliterarisch.

Der Teilnahme des ägyptischen Griechentums an geschichtlichen Studien verdanken wir mehrere wichtige Werke, besonders ein umfangreiches Stück aus einer chronologischen Übersicht, wovon uns die Zeit von 355—315 v. Chr., nach Olympiaden und athenischen Archonten datiert, erhalten iſt; daneben eine Liſte olympischer Sieger, vielleicht verfaßt von Hadrians Zeitgenossen Phlegon von Tralles. Sehr kurz zugeschnitten iſt ein Leben des Alkibiades; ein Bruchſtück über die Belagerung von Rhodos durch Demetrios verdient nur deshalb genannt zu werden, weil der Verfasser sich gequält hat, ionisch zu schreiben, was damals für solche Gegenſtände faſt noch feiner erschien als attisch. Die Nachahmung des Alten, und zwar in erſter Linie der Sprache und des Stils, hat uns außer Bruchſtücken aus Herodot und Thukydides ſelbſt auch Kommentare zu beiden erhalten, die damals entſtanden sind. Wie weit einige Schriften über fremde Völker, z. B. über Sitten der Spartaner, über merkwürdige Bräuche halbbarbarischer Stämme, Liſten von Völkernamen, ihren Ursprung im ägyptischen Griechentum haben, bleibt im einzelnen unentschieden; dagegen gehört eine Weltchronik mit Bildern sicher in den alexandrinischen Kreis hinein. Auch den trojanischen Krieg des Diktys, den wir griechisch auf einem Papyrusblatte finden, wird man damals als Geschichtswerk gelesen haben. Aber wir vermissen, um nur ein paar Namen herauszugreifen, Diodoros und Strabon, die man doch in Ägypten hätte lesen sollen; und auch Plutarchos iſt noch nicht aufgetaucht. Den Josephus schätzte vielleicht nur die alexandrinische Judenschaft, die in den Papyri nichts zu sagen hat. Um so mehr haben ihre Gegner zu sagen, die alexandrinischen Antisemiten, und aus dem Kreise der Griechen Alexandriens ſtammen die sogenannten Alexandrinischen Märtyrerakten, die auf Dokumenten beruhend, zu politischen Schriften ausgeſtaltet worden sind; sie feiern den Mut und Stolz alexandrinischer Gymnasiarchen vor dem Kaiser und waren gewiß beliebte Lesebücher bei den Griechen Ägyptens.

Beträchtlich iſt die Zahl medizinischer Bücher, von denen die Papyri uns größere oder kleinere Reſte erhalten haben, Werke über Frauenkrankheiten, darunter ein Stück aus den Schriften des Soranos, Schriften über Augenheilkunde, z. T. Notizen, die unmittelbar aus der Praxis zu erwachsen scheinen eine chirurgische Abhandlung und ein Katechismus der Chirurgie sowie zahlreiche Rezepte für Krankheiten und

einzelne Fälle. Andere befassen sich mit grundsätzlichen Fragen, besonders vom empirischen Standpunkte aus mit der Spitze gegen die Theoretiker, die ihre Schüler, wie es in einem dieser Texte heißt, zwar den Begriff der Chirurgie bestimmen, aber nicht den einfachsten Verband anlegen lehrten. Auch mit der medizinischen Pflanzenkunde hat man sich beschäftigt, wie ein Bruchstück aus Dioskorides und ein anderes von ihm unabhängiges dartun; das zweite zeigt noch Reste der Pflanzenbilder. Zu einem erheblichen Teile wird diese medizinische Literatur aus der Praxis der griechischen Ärzte in Ägypten selbst hervorgegangen sein. Eigentlich ägyptischer Einfluß scheint sich mit griechischer Chemie verbunden zu haben, um ein merkwürdiges Buch hervorzubringen, das in glänzender Erhaltung uns mit den Geheimnissen thebanischer Fälscher bekannt macht, die besonders Silber, Edelsteine und Purpur nachzuahmen wußten.

Auch in der Kaiserzeit, oder nun erst recht, blühte die Astrologie in Versen und in Prosa und überwucherte gerade in Ägypten die Astronomie, denn das reine Griechentum, das mitten in der Thebais einen Ptolemaios hervorbrachte, war doch nur eine Insel, und die Papyri geben nichts von ihm. Was man überall brauchte, war eine Anleitung, Horoskope zu stellen, wie sie schön erhalten vor uns liegt, oder ein Buch über Vorzeichen, das z. B. Blitzschläge, die Statuen treffen, deutet; dies freilich wird schwerlich ägyptischer Herkunft sein, da Gewitter dort fast nie vorkommen. Die Reste einiger Schriften über Zuckungen der Körperteile und ihre Bedeutung darf man hier anreihen als Proben der sogenannten Zuckungsliteratur, die schon an die »dunklen Wissenschaften« grenzt. Was dahin gehört, entsprach ägyptischem Geiste und hat auch das Griechentum stark beeinflußt. Scheiden wir auch einen großen Teil der Zauberpapyri aus, weil man bei ihnen meistens nicht von Büchern sprechen kann, so müssen doch Auszüge aus den apokryphen Büchern Mosis, aus den hermetischen Büchern und eine Abhandlung über Mantik erwähnt werden, vor allem aber die merkwürdigen Kestoi des Julius Africanus, die tausenderlei Dinge behandelten und auf dem erhaltenen Blatte eine Totenbeschwörung, die in die Nekyia eingeschoben und dem Odysseus in den Mund gelegt wird, sehr ernsthaft mit Berufung auf Handschriften in Rom, Jerusalem und Nysa in Karien als echt und wertvoll verteidigen.

Von mathematischen Studien sehen wir nicht viel, in dem schon genannten Kommentar zum Theaitetos und in einer Schrift über ein Brettspiel sowie über die Wasseruhr jedenfalls mehr als in den Papyrusblättern, die geometrische Aufgaben für Landmesser enthalten. Eine Schrift über Hohl- und Längenmaße scheint auch in die Kaiserzeit zu gehören. Mit metrischen Studien hat man sich abgegeben, und vor allem hat man Grammatik getrieben, wofür es neben Tryphons Techne noch eine Anzahl Beispiele gibt, die bald die Verba auf αω, bald andere Gebiete behandeln. Hieran reihen sich auch die Bücher, die lediglich der Schule gelten, soweit sie nicht dem höheren rhetorischen Unterricht bestimmt sind; Kommentare und Wörterbücher zu Homer, namentlich das des Apollonios, die Homerglossen des Apion und ein mythologisches Handbuch, das über die Ereignisse, die sich an die Ilias anschließen, unterrichtet. Zu den Hilfsmitteln wollen wir auch die Bücherverzeichnisse rechnen,



deren zwei uns in kleinen Bruchstücken erhalten geblieben sind. Endlich mögen noch ein paar Schriften hier Platz finden, die bestimmten Fertigkeiten gelten, ein Buch über die Ringkunst und vielleicht ein anderes über die Jagd.

In der Kaiserzeit lassen die Papyrusfunde noch mehr als in der hellenistischen die Niederungen der Literatur sichtbar werden, bald in der verwilderten oder sich auflösenden Gestalt, die oberflächlich Gebildete ihren Eintagswerken geben, bald in der Masse der Schriften, die für die Durchschnittsbildung des Mittelstandes bestimmt sind. Hält man sich, wie billig, vor Augen, daß die meisten Funde klassischer Schriftsteller der Kaiserzeit entstammen, so tritt das Bild des Klassizismus hinzu, aber auch dies vornehmlich in seiner Bedeutung für die höhere Schule und den Bedarf der mittleren Bildungsschicht. Ein auffälliger Zug ist es, daß die bedeutendsten Schriftsteller der Kaiserzeit in den Papyrusfunden bis jetzt recht spärlich erscheinen.

Christliche Literatur.

So gewiß die christlichen Schriftsteller in die Literatur der Kaiserzeit hineingehören, so wird es doch hier, wo es nicht auf den Werdegang der Literatur ankommt, sondern auf den Ausschnitt, den die Papyrusfunde sehen lassen, am Platze sein, sie für sich zu besprechen. Was hier geboten wird, kann nur unvollständig sein selbst in der Beschränkung auf die Papyri, weil die koptischen Schriften ausscheiden, die in der christlichen Literatur Ägyptens, meistens als Übersetzungen oder Bearbeitungen griechischer Vorlagen, einen breiten Raum einnehmen. Von den Bibelhandschriften, großen und kleinen, dürfen wir absehen, ja, es ist besser, sie beiseite zu lassen, weil gerade bei ihnen das Bild stark davon abhängen wird, wo man die untere Zeitgrenze zieht. Von ihrem Studium erzählt der Rest eines biblischen Namenwörterbuches, worin die Namen, meistens aus dem Alten Testament, griechisch erklärt werden. Wir fassen daher die christliche Literatur ohne die im heutigen Kanon der Bibel enthaltenen Schriften ins Auge. Da ist es denn ein besonderer Gewinn, daß die Papyri uns nicht wenig von dem Kreise, aus dem die kanonischen Evangelien hervorgegangen sind, wiedergegeben haben, mehrere Reste von Evangelien, die man bald dem sogenannten Ägypterevangelium nahe rückt, bald auf ein Urevangelium zurückführt oder nur allgemeiner bestimmen kann, indem man etwa ihre gnostische Richtung feststellt; am meisten Aufsehen haben die sogenannten Logia Jesu erregt, die Aussprüche Jesu zum Teil abweichend von dem Bekannten oder darüber hinausgehend enthalten und jedenfalls in die Literatur gehören, die sich an »das Evangelium« anschließt, mögen sie aus einer Sammlung von Aussprüchen des Meisters oder aus einem der vielen Evangelien stammen. Auch den Briefwechsel Jesu mit Abgar hat man in Ägypten gelesen. Recht beliebt waren offenbar die Apokalypsen und verwandte Bücher, die sich an die Namen des Petrus und Elias, Henoch, Baruch und Ezra knüpfen und die Himmelfahrt des Jesajas zu Hilfe nehmen, wertvolle Zeugen für die Gedankenwelt des frühen Christentums, und uns durch die Papyri, sei es zum ersten Male, sei es zuerst in griechischem Texte, geschenkt. Aber kein Buch könnte man mit solchem Rechte das Erbauungsbuch der christlichen Ägypter nennen wie den Hirten des Hermas, der, abgesehen von den koptischen Übersetzungen, vielfach im griechischen

Texte unter den Papyri erscheint, ein Werk, das durch alle Wunder und Wunderzeichen seine Nüchternheit nicht verbergen kann. Von einer im ſtrengen Sinne gnoſtischen Literatur iſt nur hier und da eine Spur zutage getreten.

Schlecht ſteht es bis heute mit den Kirchenvätern: Irenaeus und Ignatius sind aufgetaucht, auch Kyrillos von Alexandria, und zwei ziemlich umfang⸗reiche Anthologien aus Basileios und Gregor von Nyssa mochten dem ägypti⸗schen Chriſten die Schriften der großen Kappadoker ersetzen; aber damit haben wir auch ungefähr alles gesagt; denn die Oſterfeſtbriefe alexandrinischer Pa⸗triarchen, deren einer so gut wie voll⸗ſtändig, der andere in einem Reſte vor uns liegt, dürfen wir nicht zu den Büchern zählen, obwohl sie dem Inhalte nach theologische Schriften sind, Pre⸗digten mindeſtens ebenso gut wie die Homilien, die unter den Papyri nicht fehlen. Traut man auch den Funden nicht weit, so scheint doch wirklich der ägyptische Chriſt, soweit er über⸗haupt Bücher las, sich nicht hoch ver⸗ſtiegen zu haben; daß der Einfluß Alex⸗andreias nicht weit nilaufwärts reichte, daß man in der Thebais den Athanasios nicht las, geschweige denn den Origenes, wird jeder, der von den Kulturzuſtänden einen Begriff hat, für wahrscheinlich halten. Dagegen sagten die Märtyrer⸗akten dem Geschmacke der lesenden Chriſten mehr zu, sodaß wir hier Paulus und Thekla, Petrus, Johannes, Julianus, Chriſtina und Paphnutios vor uns sehen, dazu das Leben des heiligen Abraham und der heiligen Theodora.

Recht beträchtlichen Wert besitzen die Bruchſtücke liturgischer Bücher, mögen sie Lieder oder Gebete enthalten. Hymnen auf die Dreieinigkeit, auf Maria, auf die Märtyrer geben uns eine Vor⸗ſtellung davon und mögen wohl auch in Ägypten selbſt entſtanden sein; ob dasselbe von den akroſtichischen Hymnen gilt, deren einer, gut erhalten, sogar je drei Glieder mit demselben Buchſtaben beginnt, iſt nicht so sicher; wenigſtens hat die akzentuierende Dichtungsart, der sie angehören, anderswo ihren Ur⸗sprung. Und daß man Gut von außen übernahm, beweiſt uns der Oſterkanon des Johannes Damaskenos. Aus einer Reihe unbeſtimmter liturgischer Bruch⸗ſtücke seien noch eine Abendmahls⸗liturgie, eine Weihnachtsliturgie, Spuren der Doxologie und des Nicänischen Bekenntnisses erwähnt; viel merkwür⸗diger iſt neben einer Anrufung Jesu gegen Krankheiten ein Blatt mit Ge⸗beten aus demjenigen Kreise, der chriſt⸗liche Gedanken mit hermetischer Myſtik verband und in eine chriſtliche Um⸗gebung ein Gebet aus dem sogenannten Poimandres einwob; man sieht, wie die Wirkungen herüber und hinüber gehen.

Lateinische Literatur.

Ganz anderes Gebiet betreten wir in den lateinischen Papyri. Mußte man die chriſtliche Literatur sich zu ihrer Zeit weit verbreitet denken, so konnte der Bereich der lateinischen Literatur in Ägypten immer nur eng sein. Hier werden wir nicht fragen, was fehle, sondern werden mit Erſtaunen bemerken, daß es denn doch mancherlei gibt. Freilich, Dichtung in lateinischer Sprache finden wir faſt nur durch Vergils Äneis vertreten, diese aber mehrmals. Man las den Catilina des Sallust; in einem Exemplare sind griechische Übersetz⸗ungen zwischen die Zeilen geschrieben, ein Zeichen, daß das Buch von einem lernenden Griechen benutzt worden iſt. Eine griechische Übersetzung hat man auch neben Ciceros zweite Rede gegen Catilina geschrieben, während die übrigen Bruchſtücke aus Ciceros Werken, in

Verrem II, de imperio Cn. Pompei, pro Caelio und pro Plancio nur den lateinischen Text enthalten. Zeugen diese Beispiele von der Beschäftigung mit den großen Vorbildern des Stiles, so ist es für uns ein größerer Gewinn, daß eine umfangreiche Epitome zu Livius, zwar voller Fehler, aber reich an Neuem, in Oxyrhynchos einen Liebhaber besessen hat; ein anderes Stück geschichtlichen Inhalts hat man bald dem Ennius, bald dem Trogus Pompeius zuschreiben wollen. Ob eine Erzählung der Arbeiten des Herkules nur ein Schüleraufsatz ist, wird man ebenso wenig erraten können wie die Quelle eines Verzeichnisses von Statuen, das irgend jemand im Fajum auf die Rückseite einer Urkunde geschrieben hat. Und mit einigen kleinen Resten in Poesie und Prosa läßt sich vor der Hand gar nichts anfangen.

Um so klarer umgrenzt sich die römische Rechtswissenschaft, deren Spuren wir hier treffen müssen. Allerdings, so gar oft zeigt sie sich in literarischer Gestalt noch nicht: wir finden Papinian, Ulpian und Paulus, die sogenannte Formula Fabiana und einen griechischen Kommentar zu den Digesten, den wir nicht nur wegen der Fülle lateinischer technischer Ausdrücke, die er anwendet, mit aufzählen dürfen, wenn wir vom römischen Recht und seiner literarischen Behandlung reden.

Merkwürdiger mutet es an, aus Oxyrhynchos ein Blatt der lateinischen Bibel, der Vulgata, auftteigen zu sehen und damit ein Zeugnis für lateinisch sprechende Christen zu besitzen. Aber der wunderlichste aller Funde ist doch ein kleiner Pergamentfetzen aus dem Lukasevangelium in lateinischer Sprache mit gotischer Übersetzung; wer kann ahnen, welches Schicksal, welcher Zufall dies Buch nach Ägypten verschlagen hat!

Wie eifrig man sich bemüht hat, Latein zu lernen, lassen einige Wörterbücher erkennen, deren eines im besonderen Vergils Äneis gilt; manchmal wird auch das Latein mit griechischen Buchstaben geschrieben, damit der Grieche ihm leichter nahe komme. So ist es auch in einem lateinisch-griechisch-koptischen Gesprächbuche geschehen, das dem koptisch sprechenden Ägypter, der natürlich griechisch versteht, den Zugang zum Latein eröffnen will, nicht durch einzelne Wörter, sondern durch eine fortlaufende Unterhaltung. In diese Reihe fügt sich die schon erwähnte lateinische Übersetzung der Fabeln des Babrios, wohl die Übung eines Latein lernenden Griechen.

Blickt man aufs Ganze, so wird man die Spuren klassischer lateinischer Literatur ebenso begreiflich finden wie den Mangel lateinischer Volksliteratur und manches Neue und Merkwürdige als eine Aussicht auf künftige Funde gern deuten mögen.

III

Wollen wir diese Fülle der Bücher und die Gesichtspunkte, die sich ihnen abgewinnen ließen, für die Kulturgeschichte des griechischen Ägyptens nutzbar machen, so können wir die Frage nicht umgehen, wer sie denn wohl besessen und gelesen habe. Die literarischen Papyri allein würden darauf keine Antwort geben; man muß schon weiter greifen, man muß Urkunden und Briefe, ja alles, was von der Kultur jener Zeit noch zeugt, mit hineinziehen, um wenigstens einige Andeutungen zu finden; von sicherer Erkenntnis sind wir noch weit entfernt. Klar ist zunächst, daß die große Masse der eigentlichen Ägypter hier nicht mitzählt; sie haben in der Zeit, die uns angeht, sich äußerlich dem angepaßt, was der Staat,

erſt der Ptolemäer, dann der Kaiser, verlangten und das herrschende Griechentum unvermeidlich machte, haben vielfach eine oberflächliche Kenntnis des Griechischen sich angeeignet, die aber wohl nur selten über den Umfang des täglichen Gesprächs hinausging. Wir dürfen nie vergessen, daß unter den Schichten, die wir aus ihrer Hinterlassenschaft kennen lernen, eine breite Volksmenge lagert, von der wir so gut wie nichts wissen, weil sie weder las noch schrieb, oder wenn sie schreiben wollte, sich des Lohnschreibers bediente. Sicherlich hat es nicht an Ägyptern gefehlt, die etwas höher zu kommen ſtrebten, und mancher Brief, manche Urkunde erzählt von ihrem nicht immer siegreichen Kampfe mit der griechischen Sprache; aber die Zahl derer, denen es gelang, bis zum Verſtändnisse griechischer Literatur vorzudringen oder gar selbſt griechisch zu schreiben wie Manetho und Chairemon, wird man sich nicht allzu groß vorſtellen dürfen. So haben wir es für unsere Frage in Wirklichkeit nur mit der griechischen Bevölkerung Ägyptens zu tun, die allerdings zu einem großen Teile nicht reiner Abſtammung war, sondern ägyptisches Blut enthielt; wie diese Gräkoägypter entſtehen und um sich greifen, kann ich hier nicht im einzelnen darſtellen. In jedem Falle aber iſt es eine Bevölkerung, deren Kultur überwiegend griechisch aussieht; mochten auch in Religion und Lebensweise so manche Züge dem Orient entſtammen, so war doch ihre Sprache und ihre Bildung griechisch.

Freilich, von den Kreisen, in denen echt hellenische Bildung blühte, wissen wir aus den Funden so gut wie nichts. Nur selten berührt in den Briefen unser Ohr ein Ton, der wirklich von einer nicht gelernten, sondern mit der Muttermilch eingesogenen Bildung herkommt, der jene Reife und Freiheit offenbart, die der Emporkömmling nicht lernen kann. Ein wenig Ersatz bieten hier allerdings die literarischen Papyri, denn unter ihnen sind uns nicht wenige Werke begegnet, die nur einem echten Gebildeten zusagen konten; Beispiele zu nennen, kann ich mir ersparen. Aber wir wollen nicht überschätzen, was sie lehren. In einer Stadt wie Oxyrhynchos, das in der Kaiserzeit blühte, gab es gewiß griechische Kreise, die an griechischer Kultur Teil hatten und in griechischer Literatur lebten; leider können wir ihr Dasein nur eben gerade erraten, uns aber kein rechtes Bild von ihnen machen. Und wieweit sie zurückſtanden hinter dem, was etwa in den Hochburgen des Griechentums noch blühte, wie Ptolemais eine war, das vermögen wir auch nicht annähernd zu beurteilen. Vor allem aber muß ich hier wiederholen, was ich schon mehr als einmal betont habe: die Funde erzählen uns nichts von Alexandreia, auch nicht die Urkunden alexandrinischer Herkunft, die ein merkwürdiger Zufall uns bewahrt hat, nichts von dem Alexandreia, das geiſtige Heimat des Kallimachos werden, das die Wissenschaft eines Eratoſthenes nähren konnte, das noch zuletzt dem Chriſtentum seine feinſten Geiſter erzog und endlich in der Geſtalt einer Hypatia den Märtyrertod der Kultur zu ſterben wußte. Darf man aber vermuten und raten, so möchte ich glauben, daß die Bücherfreunde und Bücherleser von Oxyrhynchos recht weit hinter den echt griechisch gebildeten Kreisen Alexandreias, die so lange Führer in der geiſtigen Welt waren, zurückbleiben würden. Allem Anscheine nach iſt die alexandrinische Bildung, nicht ohne an ihrer Eigenart und ihrer feinſten Blüte Schaden zu leiden, ins Niltal hinaufgeſtiegen.

Viel eher wird uns der mittlere Bildungskreis, oder nennen wir ihn gebildeten Mittelſtand, durch die Funde nahe gerückt, Leute, die nicht nur die Elementarschule, sondern auch die höhere, hauptsächlich rhetorische Bildung durchgemacht hatten und nun eben »gebildet« waren. In ihren Händen dürfen wir uns wohl einen erheblichen Teil der klassischen Literatur denken, die sie von der Schule kannten und vielleicht auch später einmal aufschlugen, und wie bei uns der Besitz innerlich wertvoller Bücher nicht immer auf den inneren Wert des Besitzers schließen läßt, so beweisen die Funde griechischer Meiſterwerke keineswegs mehr als eine allgemeine Bildung ihrer einſtigen Besitzer. Es wäre thöricht, im einzelnen zu vermuten, welche Bücher man etwa diesen Kreisen zutrauen dürfe und welche nicht; aber daß wir ihnen z. B. einen beträchtlichen Teil dessen, was Oxyrhynchos gegeben hat, verdanken, iſt mir wahrscheinlich. Eine Stufe tiefer ſtehen diejenigen Kreise, die zwar noch Fühlung mit der Literatur haben, aber deren Bildung oder Zeit zum ernſtlichen Lesen nicht ausreicht; für sie wird der Roman eine wichtige geiſtige Nahrung gewesen sein, und die Anthologien legten ihnen die Sentenzen in den Mund, durch die man bewies, daß man die Klassiker kannte und anzuwenden wußte. Genaue Grenzen wird niemand ziehen wollen, und die Schulbildung hat sie ebenso wenig ziehen können wie heute, so daß es unzählige Übergänge gab; jeder Versuch, zu ordnen, erweckt nur zu leicht den Schein, als sonderten sich Bildungskreise wie auf dem Papier so auch im Leben. Was wir zuvor Tagesliteratur genannt haben, diese Gedichte, Mimen, Possen, Reden und Abhandlungen untergeordneter Art, mögen in solchen Kreisen, im gebildeten Mittelſtande erwachsen sein, der für den Rhetor und Literaten Nährboden und williger Empfänger zugleich war.

Die Schule selbſt, die niedere wie die höhere, das rhetorische Studium eingeschlossen, hat uns ohne Zweifel viel gerettet, nicht nur Homer und Demoſthenes, sondern auch viele andere Klassiker; in ihrer höchſten Stufe hat sie den Klassizismus der Kaiserzeit getragen, dem wir sicherlich einen beträchtlichen Teil der literarischen Funde verdanken. Was wir unmittelbar von ihr wissen, iſt allerdings bescheiden, abgesehen von den einfachſten Übungen im Lesen und Schreiben allerlei grammatische Studien und vor allem Aufsätze in Prosa wie in Versen. Wie schon zuvor mehrmals bemerkt worden iſt, gehört manches, was wir den literarischen Papyri zuzählen, einfach in die Schule, und wenn man die wesentlichen Gesichtspunkte des Unterrichts insbesondere des höheren rhetorischen, den man öfters der Universität vergleicht, auf diese Funde anwendet, so ſtellt sich heraus, wieviel von der Schule abhängt. Umgekehrt aber lehren uns dieselben Funde, daß auch in Ägypten die höhere rhetorische Ausbildung keineswegs von den Griechen vernachlässigt worden iſt. Wie weit größere Bibliotheken beſtanden haben, können wir für die Provinzſtädte, denen unsere Papyri entſtammen, nicht übersehen; aber jene zwei Reſte von Bücherkatalogen, die ich erwähnt habe, erlauben uns immerhin, damit zu rechnen.

Mit der Schule ſteht wenigſtens zum Teil der Kreis der eigentlichen Gelehrten in Verbindung, derjenigen, die sich das Studium der Klassiker zur Aufgabe machten, und zwar wohl in den meiſten Fällen in der Richtung auf Sprache und Stil; hin und wieder mag auch ein ein-

zelner den Inhalt seinen philosophischen und geschichtlichen Forschungen zu Grunde gelegt haben. Ob wir in wirklich nennenswertem Umfange mit einem Verständnisse für den Werdegang der Literatur und für ihre künstlerische Seite rechnen dürfen, mag dahin gestellt bleiben. Was wir an gelehrten Ausgaben besitzen, Handschriften, die sorgfältig verbessert und mit gelehrten Anmerkungen versehen sind, in einigen Fällen auch mit abweichenden Lesarten, geht auf jene Gelehrten und ihre Büchereien zurück, und es ist nicht wenig der Art vorhanden. Desgleichen die umfassenden Kommentare, die kritischen Abhandlungen und die fachwissenschaftlichen Bücher über Grammatik, Metrik, Musik, Astronomie und Ähnliches, soweit sie sich von den Grundzügen entfernen, die auch die Schule behandelte.

Von selbst heben sich einige Gruppen mit besonderen Fachkenntnissen heraus, die wissenschaftlich und praktisch zugleich arbeiten; ihren Kreisen gehören die Feldmesser und Techniker jeder Art an, vor allem aber die Ärzte. Gerade für diese Gebiete kann man einmal die literarischen Funde ziemlich genau herausheben und mit dem in Verbindung setzen, was Urkunden und Briefe lehren; zumal von Wissen und Praxis der Ärzte läßt sich ein Bild gewinnen.*) Zu den praktischen Berufen mit wissenschaftlicher Grundlage gehört auch der Rechtsanwalt, sei es nun, daß er nur rechtskundiger Berater, nur rhetorischer Sachwalter oder beides war; wenn auch die literarischen Papyri hierfür in größerem Umfange in Betracht kommen und nicht so leicht zu überblicken sind, so muß doch auch hier etwas Erhebliches herauskommen, sobald man die Menge der Rechtsurkunden, besonders die Prozeßakten heranzieht.

*) Vgl. Sudhoff, Ärztliches aus griechischen Papyrusurkunden. 1909.

Einen Blick werfen wir auf das Theater. Zwar wissen wir nur wenig davon, obwohl es gewiß in keiner größeren Metropole fehlte; daß aber wenigstens ein Teil der erhaltenen Dramen, vor allem die Erzeugnisse der hellenistischen und der Kaiserzeit selbst auf diesen Bühnen gespielt worden sind, dürfen wir annehmen, um so sicherer, je leichter oder possenhafter das Stück ist. Menander dieser Bühne zuzutrauen, ist wohl nicht zu gewagt; weniger sicher gehen wir bei Euripides. Immerhin verdient das Theater einen Platz, wenn wir an die Kreise denken, die mit dramatischer Literatur zu tun hatten. Für den Mimus sehen wir im täglichen Leben, wie es die Urkunden uns schildern, Anlässe genug, öffentliche und private Feste, die auch gelegentlich den Homersprecher, den Charakterdarsteller, den Redner, den Gelegenheitsdichter in Bewegung setzten, und es bedarf nur eines Blickes in die literarischen Papyri, um die Fäden zu bemerken, die von ihnen zu dieser Seite des damaligen Lebens hinüberführen.

Auch in diesem Überblick müssen wir das Christentum als gesonderte Erscheinung ins Auge fassen, die Kirche Ägyptens in ihrer Beziehung zur christlichen Literatur. Da ist es denn nun wohl kein Zufall, daß wir so mancherlei aus der christlichen Volksliteratur, mancherlei Übergänge christlicher Gedanken zu religiösen Vorstellungen anderer Herkunft, und ziemlich viel Liturgisches antreffen, aber nur wenig von den Werken der theologischen Wissenschaft zu sehen bekommen. Das ägyptische Christentum ist im großen und ganzen von Alexandriens Theologie kaum berührt worden; es besaß

seinen Anhang im niederen Volke und blieb zu einem beträchtlichen Teile immer unterhalb der Literatur, zumal da es schon ziemlich früh koptisch wurde und das griechische Wesen ablehnte. Die Bibel, Heiligenleben und Märtyrerakten, dazu Liturgien, das sind die Bücher, die man von den Klöſtern Ägyptens erwarten darf. Allerdings ergibt sich eine richtige Vorſtellung von der ägyptischen Kirche nur dann, wenn man die koptische Literatur heranzieht, die in ihrer Frühzeit hin und wieder auch theologische Werke höherer Art der Übersetzung gewürdigt hat.

Endlich nimmt die lateinische Literatur einen eigenen Platz ein. Ob wir aber das, was bisher gefunden worden iſt, auf Römer als Besitzer und Leser zurückführen dürfen, iſt recht ungewiß, wenn wir auch wissen, daß es ihrer in den Provinzſtädten gab; allzuviel werden es nicht gewesen sein, und wie es mit ihrer Bildung beſtellt war, können wir nicht raten. Die hohen römischen Beamten, die an der Spitze der kaiserlichen Verwaltung ſtanden, hatten ihren Sitz faſt alle in Alexandreia und waren so gering an Zahl, daß sie ernſtlich gar nicht in Betracht kommen; eher könnte man an römische Offiziere denken. Auch besondere Gelegenheiten, wie etwa Hadrians Reise, mögen lateinische Bücher ins Land gebracht haben. Am meiſten aber müssen wir uns an die Griechen halten, die Latein lernen und, wenn sie höher ſtrebten, auch die römischen Klassiker lesen wollten; die römischen Juriſten hatten für den Rechtsanwalt zudem auch einen praktischen Wert.

Alle diese Gesichtspunkte habe ich nur andeuten wollen; es würde nicht schwer sein, noch manchen andern zu finden. Sie sollen die Aufmerksamkeit darauf richten, in welcher Verbindung die Funde literarischer Papyri mit der Kultur Ägyptens in jener Zeit ſtehen, wie die Kulturverhältnisse die Eigenart der literarischen Funde erſt ins rechte Licht setzen, und wie die literarischen Papyri wesentlich dazu helfen, ein lebendiges Bild von der Kultur jener Jahrhunderte zu gewinnen. Vielleicht iſt der Augenblick noch nicht gekommen, die Aufgaben, die sich daraus der Forschung ergeben, in vollem Umfange anzugreifen; aber dies und jenes könnte schon jetzt den Versuch lohnen. Einen solchen Versuch als ein Beispiel auch nur im Entwurfe vorzuführen, würde weit über das hinausgehen, was der Rahmen dieser Zeitschrift umfassen kann und zulassen darf.

Die Entstehung des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses unter dogmengeschichtl. Gesichtspunkt.

Von

Johannes Kunze.

Der nachfolgende Artikel will ein Gegenſtück sein zu dem über die Entſtehung des neuteſtamentlichen Kanons unter dogmengeschichtlichem Gesichtspunkt, den ich in der damaligen Internationalen Wochenschrift (3. Jahrg. 1909 Nr. 41, Sp. 1273—1288) vorgelegt habe. Der neuteſtamentliche Kanon und das Apoſtolikum können weithin als parallele Bildungen bezeichnet



werden.*) Sie stimmen auch darin überein, daß ihr Ursprung nicht ohne weiteres faßbar, nicht als eine geschichtliche Tatsache direkt bezeugt ist, sondern nur hypothetisch ermittelt werden kann. Denn die seit Ende des 4. Jahrhunderts auftauchende, im Mittelalter zu allgemeiner Anerkennung gelangte Legende, daß die zwölf Apostel am ersten Pfingstfeste das Apostolikum gemeinsam komponiert hätten, ist längst als Sage erwiesen und hat in der evangelischen Kirche von Anfang an keine Geltung genossen. So bleibt die Entstehung des Apostolikums ein Problem für die geschichtliche Forschung.

Wie bei jenem früheren Aufsatze ist es auch bei dem vorliegenden nicht meine Absicht, auf neues Quellenmaterial hinzuweisen, das für die Lösung des genannten Problems etwas austrüge. Allerdings haben manche Entdeckungen uns wichtige Aufschlüsse gebracht. Man wird aber mit ziemlicher Sicherheit sagen dürfen, daß heute bei dieser Frage der Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis nur noch in geringem Maße von zu erhoffenden Funden abhängt. Wichtiger erscheint und notwendiger ein Fortschritt in der methodischen Bearbeitung des bereits vorhandenen Materials. Und wieder, wie bei der Frage nach dem Ursprunge des Neuen Testaments scheinen mir auch bei der Erforschung des Apostolikums und seiner Entstehung nicht genügend die dogmengeschichtlichen Gesichtspunkte berücksichtigt zu werden. Man befolgt auch hier im allgemeinen die Methode einer literarhistorischen Untersuchung. Einerseits wird nämlich das Apostolikum als ein Literaturprodukt betrachtet, andererseits wird seiner literarischen Bezeugung nachgegangen und daraus seine Geschichte hergestellt.

Aber diese literargeschichtliche Methode ist beim Apostolikum doppelt unzulänglich. Denn es ist von Haus aus kein literarisches Erzeugnis, wenn anders es zum Wesen eines solchen gehört, daß es ursprünglich in irgend einer Form schriftlich aufgezeichnet worden ist. Aber das altrömische Symbol, in dem seit Casparis Forschungen viele, wie Harnack, die Urgestalt des Apostolikums sehen, ist uns nicht als Schriftdenkmal aus dem zweiten Jahrhundert, in dem es entstanden sein soll, überliefert, etwa in der Weise der apostolischen Kanones oder Konstitutionen, die man mit Fug und Recht unter die Literatur der folgenden Jahrhunderte rechnet. Daher muß es als wissenschaftlich unzulässig bezeichnet werden, wenn Harnack und G. Krüger das altrömische Symbol in ihre Geschichten der altchristlichen Literatur der ersten drei Jahrhunderte aufnehmen (Krüger unter die Gattung: Lehrschriften neben 2. Clemens u. ä.). Ein Gegenstück zu diesem methodischen Fehler ist es, wenn Krüger jenes von Muratori entdeckte Kanonverzeichnis aus der römischen Kirche, das wirklich um 200 niedergeschrieben worden ist, in seine Literaturgeschichte nicht mit aufnimmt.

Hierzu kommt, daß das Apostolikum offenbar von Haus aus g r u n d s ä t z l i c h einen unliterarischen Charakter trug. Seine eigentliche Stelle war nämlich bei der Taufe, wo es dem Täufling als Bekenntnis abgefordert wurde, nachdem es ihm zuvor übergeben und ausgelegt worden war. Nun wird es aber in vielen Zeugnissen des vierten Jahrhunderts als alte Sitte bezeichnet, daß

*) Diesen Gesichtspunkt führt durch und rechtfertigt meine Schrift: Glaubensregel, heilige Schrift und Taufbekenntnis. Untersuchungen über die dogmatische Autorität, ihr Werden und ihre Geschichte vornehmlich n der alten Kirche. Leipzig 1899.

das Taufsymbol nicht aufgeschrieben werde, ja nicht aufgeschrieben werden dürfe. Als Grund dafür wird nicht bloß die wohl erst späterer Zeit entstammende Betrachtung des Symbols als eines geheimzuhaltenden Mysteriums angegeben, sondern die einfache, urchristlichen Gedanken entsprechende Erwägung, daß dies Bekenntnis nicht mit Tinte auf Papier, sondern durch den heiligen Geist ins Herz geschrieben werden solle. Wenn wir nun finden, daß mit denselben Worten ungefähr, wie ein Hieronymus (ep. 61 (38) ad Pammachium) dies wenigstens als Tatsache schon Irenaeus angibt (adv. haer. III, 4, 2), so werden wir annehmen dürfen, daß wirklich von altersher das Symbol als ungeschriebenes weiter überliefert wurde. Daher ist das Taufbekenntnis in liturgischen Schriften erst relativ spät bezeugt und seine Entstehung nicht einfach auf literargeschichtlichem Wege zu ermitteln. Denn nicht einmal zu dem Muratorischen Kanonverzeichnisse haben wir auf dem Gebiete des Symbols etwas Entsprechendes. Wirkliche Aufzeichnungen des Taufbekenntnisses finden wir erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts.

Dagegen wird es schon frühe bei der dogmatischen Auseinandersetzung verwertet und faßbar. Zwar ist das Apostolikum selbst kein dogmatisches Lehrbekenntnis, wenigstens wenn wir einen theologisch-wissenschaftlich strengen Begriff von Dogma anwenden, wovon noch zu handeln sein wird. Das Apostolikum ist ebenso wenig eine dogmatische Bildung wie das Neue Testament. Aber wie die dogmatische Lehrbildung seit etwa Mitte des zweiten Jahrhunderts sich des Neuen Testaments bedient — bei der Auseinandersetzung zwischen Gnostizismus und Großkirche — und durch das Neue Testament dogmengeschichtlich faßbar wird, so rankt sich naturgemäß diese Lehrbildung um das Taufbekenntnis, und dieses selbst wird dadurch dogmengeschichtlich viel früher faßbar als literargeschichtlich. Daraus ergibt sich, daß die Frage nach der Entstehung des Apostolikums nicht beantwortet werden kann, ohne daß man im weitesten Umfange dogmengeschichtliche Gesichtspunkte berücksichtigt.

Wir haben aber zunächst einmal einen dogmengeschichtlichen Begriff von »Apostolikum« zu bilden. Denn ungenügend ist es, nur die seit dem Mittelalter der abendländischen Kirche (einschließlich der Kirchen der Reformation) gemeinsame Formel des Taufbekenntnisses so zu nennen; ebensowenig ist es wissenschaftlich begründet, diesen Namen für das sogenannte altrömische Symbol ausschließlich vorzubehalten; endlich aber geht es auch nicht an, sämtliche Taufbekenntnisse der alten Kirche, der westlichen und der östlichen, ohne weiteres als Apostolikumsformeln zu bezeichnen, sondern unter dem A p o s t o l i k u m haben wir dogmengeschichtlich zu verstehen: eine kurze, mannigfach variierende, aber im ganzen gleichartige, nach Inhalt und Form das neutestamentliche Kerygma wiedergebende, trinitarische Bekenntnisformel aus der alten Kirche, die, wo sie vorkommt, irgendwie auf die Apostel zurückgeführt wird. Wir unterscheiden sie nach den angegebenen Merkmalen von den stärker differenzierten, dogmatisch ausgeführten, unter Umständen auch anders als trinitarisch angelegten Lehr- und Taufbekenntnissen aus der alten Kirche. Als Beispiele dieser Art können uns das zweite und dritte der sogenannten ökumenischen Symbole dienen, das nicänisch-konstantinopolitanische und das Athanasianum, welch letzteres in einen trinitarischen und

einen chriſtologischen Teil zerfällt. Dagegen darf das uns noch heute geläufige Glaubens- und Taufbekenntnis, wie wir es durch Luther aus der mittelalterlich-katholischen Kirche überkommen haben, sehr wohl als Typus für das »Apoſtolikum« gelten. Inwieweit dieses, d. h. irgend eine Form desselben, auch jenen erweiterten Bekenntnissen zugrunde liegt, bleibt vorläufig eine offene Frage.

Den Ausgangspunkt für eine dogmengeschichtliche Untersuchung des Apoſtolikums, insbesondere seines Ursprungs, muß das 4. und 5. Jahrhundert bilden. Denn einerseits treffen wir hier zuerſt vollſtändige Formeln des Apoſtolikums an — auch die sogenannte altrömische iſt uns nicht früher als aus dem vierten Jahrhundert überliefert —, andererseits kennen wir aus dieser Zeit eine bedeutende dogmenbildende Tätigkeit der Gesamtkirche, anläßlich der trinitarischen und chriſtologischen Lehrkämpfe. Schon hier bewährt sich uns die dogmengeschichtliche Frageſtellung als fruchtbar. Denn eine rein literargeschichtliche Untersuchung der im 4. und 5. Jahrhundert allerdings zahlreich bezeugten Taufbekenntnisse führt zu keinem klaren Gesamtergebnis. Beschränkt man sich nämlich auf die einzelnen Bezeugungen, so bleiben einerseits bei der Spärlichkeit unserer Quellen zahlreiche Lücken übrig, und man kann vom rein literargeschichtlichen Standpunkte aus einem Forscher es nicht wehren, wenn er die tatsächlich vorhandenen Lücken so erklärt, daß es um 380 wenigſtens im Orient noch nicht überall Taufsymbole gegeben habe (Kattenbusch). Andererseits enthalten viele morgenländische Taufbekenntnisse jener Zeit, zu denen z. B. auch das nicänisch-konſtantinopolitanische gehört, dogmatische Formeln aus der nicänischen Lehrbildung, wie das homousios. Daraus folgt, daß die betreffenden Bekenntnisse in der vorliegenden Geſtalt nicht älter sein können als das 4. Jahrhundert, und wiederum kann man vom rein literargeschichtlichen Standpunkte aus der Ansicht nicht entgegentreten, daß die betreffenden Bekenntnisse auch als Ganzes nicht früher entſtanden seien.

Wesentlich anders dagegen ſtellt sich die Sache für die dogmengeschichtliche Betrachtung. Hier iſt das Problem so zu formulieren: wie verhält sich das »Apoſtolikum« in dem oben beſtimmten Sinne zu den trinitarischen und chriſtologischen Lehrkämpfen des 4. und 5. Jahrhunderts? Da kann denn gar kein Zweifel darüber obwalten, daß diese Lehrkämpfe viel speziellere Probleme verhandeln, als das Apoſtolikum in seinem gesamten Umfange sie umschließt. Es handelt sich in jenen dogmatischen Verhandlungen zuerſt um die Frage nach der Art der Gottheit, welche dem Sohne oder Logos und dem Heiligen Geiſte zukommt, dann um die Art der Vereinigung von Gottheit und Menschheit in Jesus Chriſtus, dem menschgewordenen Gottessohne. Da iſt denn beides klar, sowohl daß diese Probleme weit über den nächſten Gesichtskreis des Apoſtolikums hinausliegen, als auch daß sie eben dieses voraussetzen und als ein Streit um seinen richtigen Sinn sich darſtellen, oder, anders ausgedrückt, daß das Apoſtolikum die für beide ſtreitende Parteien, insbesondere schon für Athanasianer und Arianer, gemeinsame Basis darſtellt, um deren Behauptung sie, jeder in seiner Weise, kämpfen. Um eine Analogie aus späterer Zeit heranzuziehen: die trinitarischen und chriſtologischen Lehrentscheidungen des 4. und 5. Jahrhunderts verhalten sich zum Apoſtolikum wie etwa die Konkordienformel zur Confessio Augustana: es handelt sich beide Male um die Aus-



legung eines älteren einfacheren Bekenntnisses. Wie nun die Konkordienformel geschichtlich nicht denkbar ist ohne die vorangegangene Confessio Augustana, und wie sie ihre Entscheidungen nur fällt für solche, die die Confessio Augustana bereits anerkennen, so setzt die Lehrbildung des 4. und 5. Jahrhunderts voraus, daß das Apostolikum von beiden Parteien anerkannt wird. Dem entspricht nun auch die merkwürdige Tatsache, daß zu Nicäa 325 die Homousie des Sohnes in der Form eines erweiterten Apostolikums festgelegt wird — nur mit Weglassung der hinter dem Heiligen Geist folgenden Glieder (Kirche usw.), weil diese ganz außer Betracht waren. Ausdrücklich ist ja bezeugt, daß der nicänischen Formel eine dogmatisch minder bestimmte zugrunde liegt, die Eusebius von Cäsarea als Ausdruck des gemeinsamen Taufbekenntnisses vorgelegt hatte.*) Aber auch Arius bekannte dem Kaiser seinen Glauben mittels einer Formel des Apostolikums. Wir dürfen dabei einstweilen unberücksichtigt lassen, daß auch diese vornicänischen Bekenntnisformeln den Typus des Apostolikums nicht mehr ganz rein tragen, sondern selbst schon gewisse dogmatische Erweiterungen aufweisen. Um so mehr aber steht als Ergebnis fest, daß das Apostolikum seiner Entstehung nach hinter dem Nicaenum und dem nicänischen Lehrstreite, und zwar erheblich, zurückliegt.

Darf man von da aus mit Sicherheit schließen, daß die abendländischen Taufbekenntnisse des 4. und 5. Jahrhunderts der vornicänischen Zeit entstammen, weil auch diejenigen unter ihnen, die den Typus des Apostolikums nicht mehr ganz rein aufweisen, doch keinen Einfluß des nicänischen Dogmas verraten, so würde für die dogmatisch ausgeführteren Taufbekenntnisse der östlichen Kirche nur dann ein nachnicänischer Ursprung anzunehmen sein, wenn irgendwo das Nicaenum von 325 selbst als Taufbekenntnis eingeführt oder zu einem solchen im 3. Artikel erweitert worden wäre. Davon ist aber kein Fall bekannt.*) Vielmehr stimmen diejenigen Taufbekenntnisse der östlichen Kirche, in denen die nicänischen Stichworte stehen, mit dem Nicaenum selbst nur eben in diesen Stichworten genau überein, so daß der Schluß nicht abzuweisen ist, daß die betreffenden Bekenntnisse selbst in eine frühere Zeit zurückgehen und nur nach 325 eine dogmatische Erweiterung im 2., später auch im 3. Artikel erfahren haben. Wir sind durch Horts Nachweise in der glücklichen Lage, diese Hypothese durch ein tatsächliches Beispiel belegen und erläutern zu können: das sogenannte Nicaeno-Constantinopolitanum erweist sich als eine nicänische Überarbeitung eines mit dem Jerusalemer Taufbekenntnisse Cyrills (348) wesentlich identischen Symbols. Daß nun aber vollends solche morgenländischen Symbolformeln, in denen die nicänischen Stichworte noch ganz fehlen, ihrer Entstehung nach hinter 325 zurückgehen, auch wenn sie uns, wie etwa das des Marcus Eremita**), erst aus dem Jahre 430 überliefert sind, darf wohl als dogmengeschichtlich wohlbegründeter Schluß bezeichnet werden.

*) Vgl. meine Glaubensregel S. 20 ff.

*) Vgl. meine Schrift: Das Nicänisch-Konstantinopolitanische Symbol 1898. Das Athanasianum, in welches der Ertrag der trinitarischen und christologischen Kämpfe eingearbeitet ist, ist selbst kein Taufbekenntnis, läßt aber als seine Grundlage ein solches von gemeinüblichem abendländischen Typus erkennen.

**) Vgl. meinen Marcus Eremita 1895.

Wir werden demgemäß mittelst dogmengeschichtlicher Erwägungen darauf geführt, daß der Ursprung des Apostolikums hinter 325 anzusetzen ist, ohne daß wir allerdings einen Schluß auf seine Entstehung hätten ziehen können. Sondern nur sein Vorhandensein war vorauszusetzen. Suchen wir nun wieder mittels dogmengeschichtlicher Schlüsse nach rückwärts weiter vorzudringen, so ist dies nur unter der Annahme möglich, daß es auch schon vor der nicänischen Lehrentscheidung Dogma und Dogmengeschichte gegeben hat. Ich glaube, daß man dies nur bei einem katholisch verengten Begriff von Dogma leugnen kann. In der Tat geht der nicänischen Periode unverkennbar eine solche von ganz ähnlichen dogmatischen Lehrkämpfen voraus, nämlich zwischen Großkirche und Monarchianismus, wobei es sich um die selbstständige Gottheit des Sohnes oder Logos handelte. Diese wurde von den Monarchianern entweder so geleugnet, daß sie in ihm nur eine Erscheinung des einen Vater-Gottes sahen (Modalismus oder Patripassianismus) oder daß sie in dem Menschen Jesus nur eine göttliche Kraft annahmen (dynamistischer Monarchianismus). Und nun entsteht die Frage, wie sich das Apostolikum zu diesen Lehrdifferenzen verhält, und ob etwa seine Entstehung sich als gegen den Monarchianismus gerichtet begreifen läßt. Hat doch Kattenbusch gemutmaßt, daß man in Antiochia gegen den dynamistischen Monarchianer Paul von Samosata nach 272 das altrömische Symbol, das den Typus des Apostolikums besonders rein darstellt, rezipiert habe.*) Aber er nimmt doch seiner Hypothese sofort selbst alle überzeugende Kraft, wenn er erklärt, daß man mit dem reinen Apostolikum nicht ausreichte, sondern gerade diejenigen Wendungen, auf die es gegen den Monarchianismus ankam, einschalten mußte. Deutlicher als durch dies Zugeständnis kann dogmengeschichtlich der Beweis nicht geliefert werden, daß das eigentliche Apostolikum sich auch zu diesem Lehrstreite genau so verhält, wie zu dem arianischen: es steht ihm noch neutral gegenüber oder anders ausgedrückt: auch der monarchianische Lehrstreit findet auf dem Boden des bereits in Geltung stehenden Apostolikums statt. Eben deshalb beobachten wir nun auch das andere, daß mehrfach — jedoch auch nicht überall — der dogmatische Ertrag dieses Lehrstreites in den Taufbekenntnissen erscheint. Und zwar ist dies — im Unterschiede von später — nicht nur im Morgenlande, sondern teilweise auch im Abendlande der Fall.*) Es handelt sich da einerseits um Aussagen im ersten Artikel, durch die Gott-Vater etwa als unsichtbar und leidensunfähig, und um solche im zweiten Artikel, in denen der Sohn Gottes als vorweltlich erzeugter und als Gott aus Gott, Licht aus Licht oder ähnlich bezeichnet wird. Da dieser Lehrstreit überhaupt noch nicht durch ein offizielles einheitliches Lehrbekenntnis, nach Art des nicänischen, entschieden wurde, so ist hier der Schluß vollends unausweislich, daß diejenigen Taufbekenntnisse, welche antimonarchianische Formeln enthalten, nur Überarbeitungen älterer Bekenntnisse sind. In diesem Falle können wir unsere Hypothese durch ein direktes geschichtliches Zeugnis stützen. Rufin von Aquileja, der um 400 einen Kommentar zum »Symbol

*) Das apostolische Symbol II, 195—204.

*) Die dogmatischen Formeln der Lehrentscheidung von Nicäa dagegen sind in kein abendländisches Taufsymbol mehr aufgenommen worden.

der Apostel« geschrieben hat, bezeugt, daß die Attribute unsichtbar und leidenslos, die das aquilejanische Symbol Gott dem Vater gibt, gegen die Patripassianer eingeschaltet worden seien (cap. 5.) Streichen wir sie weg, so behalten wir eine Formel von reinem Apostolikums-Charakter übrig. Deren Inhalt als solcher war im monarchianischen Lehrstreite nicht kontrovers: z. B. über keine der Tatsachen, die das Kerygma des zweiten Artikels aufzählt, bestand zwischen den Streitenden eine Differenz. Daher ergibt sich für die dogmengeschichtliche Betrachtung das weitere Resultat, daß das Apostolikum auch nicht erst im Verlaufe dieses Lehrstreites entstanden sein kann, sondern daß auch er nur verständlich wird, wenn man das Apostolikum als gegeben voraussetzt. Seine Entstehung muß hinter jenem Kampfe zurückliegen.

Damit werden wir schließlich aus dem 3. in das 2. Jahrhundert, auf die große Auseinandersetzung der Kirche mit dem Gnostizismus — im weitesten Sinne — geführt. Das ist nämlich nach rückwärts die nächste dogmengeschichtliche Epoche und zwar diejenige, mit der die eigentliche dogmengeschichtliche Entwicklung überhaupt erst beginnt (s. später). Wie nun für die Entstehung des Neuen Testaments, so ist auch für die des Apostolikums dies die dogmengeschichtlich entscheidende Stelle. Zugleich bewährt sich hier in besonderem Maße die Fruchtbarkeit der von uns befürworteten Methode. Während nämlich die literargeschichtliche Methode immer nur die einzelnen Schriftsteller von Mitte des zweiten bis Mitte des dritten Jahrhunderts auf Spuren des Apostolikums untersucht und dabei gemäß dem Stande unserer Quellen zu keinen irgendwie sicheren Ergebnissen gelangen kann, ergibt sich von dogmengeschichtlichem Gesichtspunkte aus eine ebenso einfache wie Erfolg versprechende Problemstellung, von der aus zugleich die einzelnen Spuren des Apostolikums in jener Periode sich sachgemäß bewerten lassen. Es bestehen nämlich dogmengeschichtlich nur drei Möglichkeiten (wieder genau so, wie beim Neuen Testament): entweder ist das Apostolikum eine nachgnostische und dann natürlich auch antignostische Schöpfung der Kirche, oder es ist eine Schöpfung des Gnostizismus, während die Kirche ihm darin erst nachgefolgt ist, oder es ist vorgnostisch.

Von diesen drei Möglichkeiten scheidet — wieder ebenso wie beim Neuen Testament — die mittelste sofort aus. Sie spielt in Harnacks Dogmengeschichte eine gewisse Rolle. Aber die Annahme, daß das Apostolikum in irgend einer Urgestalt zuerst von den Gnostikern aufgestellt worden sei*), ist schon dadurch ausgeschlossen, daß dasselbe oder sein Inhalt von den Gnostikern nicht minder, wie von der Großkirche zur öffentlichen Überlieferung gerechnet wurde, während die Gnostiker das ihnen Eigentümliche in einer Geheimüberlieferung zu besitzen behaupteten. Dazu kommt, daß nach Zeugnissen der Kirchenväter, des Tertullian und Irenäus, die Gnostiker, insbesondere die Valentinianer sich zu dem gemeinen Christenglauben des Apostolikums bekannten, ja nicht einmal Bedenken trugen, die »Auferstehung des Fleisches«, allerdings mit Umdeutung, zu bekennen. (Tert. de resurr. carnis 19). Daraus geht aber weiter hervor, daß auch die erstgenannte Möglichkeit nicht zutrifft, nämlich daß das Apostolikum

*) Das ist nicht ganz genau Harnacks Ansicht, aber so scheint mir die Sache formuliert werden zu müssen, wenn dem Gnostizismus eine Priorität bei der Symbolbildung zuerkannt werden soll.

von der Großkirche gegen den Gnoſtizismus aufgeſtellt worden wäre; denn die Gnoſtiker mußten erhebliche Kunſt aufwenden, um sich mit dem Glaubensinhalt des Apoſtolikums abzufinden. Sie würden das nicht für nötig gehalten haben, wenn sie dies Bekenntnis nicht als ein in Geltung ſtehendes vorgefunden hätten. Ein gegen sie erſt neugebildetes Bekenntnis hätten sie gewiß ebenso abgelehnt, wie die Arianer das Nicänum. Aber auch das Apoſtolikum ſelbſt und der Gebrauch, den die Kirche im antignoſtischen Kampfe von ihm machte, beweisen, daß es die Kirche nicht gegen die Gnosis geschaffen haben kann, ganz abgesehen davon, daß die damalige Kirche sich ſtets bewußt war und es auch aussprach, sie habe dies Bekenntnis von den Apoſteln her überkommen. Die Theologen der Großkirche haben nämlich nie das Apoſtolikum sozusagen nackt den Gnoſtikern entgegengehalten, sondern mit Auslegungen und Ergänzungen, in denen erſt ihre eigentliche Gegenansicht zum Ausdruck kommt. Dem entspricht, daß das rein für sich genommene Apoſtolikum nicht die Probleme entscheidet, die zwischen Gnoſtikern und Großkirche ſtrittig waren. Zum Beispiel bildete bekanntlich einen Hauptgegensatz die Frage nach dem Weltschöpfer, den die Gnoſtiker von dem höchſten Gotte, dem von Jesus Christus Vater genannten, streng unterschieden als ein untergeordnetes Wesen, während die Großkirche beide identifizierte. Aber das Apoſtolikum nimmt in seiner älteſten Geſtalt auf diesen Gegensatz nicht Bezug, sondern der erſte Artikel lautet da — im altrömischen Symbol wie offenbar auch bei dem aus Kleinasien ſtammenden Irenäus — nur: Ich glaube an Gott Vater den Allgewaltigen. Wenn dagegen dieser Glaubenssatz gegen Gnoſtiker vertreten wird, fehlt nie ein erläuternder Zusatz, der diesen Gott Vater als Schöpfer charakterisiert. Wäre also das Symbol überhaupt erſt gegen den Gnoſtizismus (einschließlich Marcionitismus) gebildet worden, so wäre gewiß von vornherein ein solcher Zusatz hineingekommen.

Aus diesen dogmengeschichtlichen Erwägungen ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß das Apoſtolikum vorgnoſtischen Ursprungs iſt. Dann aber iſt es wissenschaftlich unberechtigt, es als eine »katholische« Schöpfung anzusprechen. Will man nicht völlig willkürlich das Chriſtentum von vornherein oder doch von Paulus an für »katholisch« erklären, so kann der spezifische Begriff des Katholischen, in dem der Gegensatz zur Häresie enthalten iſt, erſt auf diejenige Kirche angewendet werden, die häretische Gemeinschaften von sich ausgeschieden, sich gegen diese verfeſtigt hat.*) Das aber gilt erſt von der Kirche in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, sofern sie die Gnoſtiker, Marcioniten und Montaniſten von sich ausgeschieden hatte und sich ihnen gegenüber ihrer Eigenart bewußt geworden war. Die Sache liegt hier wieder genau so, wie beim Neuen Teſtamente. Auch dieses iſt keine katholische Bildung. Allerdings konnte bei beiden Größen der Schein entſtehen, daß sie dies seien, insofern als sie in der Literatur der (alt)katholischen Zeit eine neue und zugleich reichlichere Verwendung finden als vorher. Aber es iſt in der Tat auch nur ein Schein. Denn jener Tatbeſtand erklärt sich einfach daraus, daß jetzt zum erſten Male eine chriſtliche Ge-

*) Vgl. die Regelung des wissenschaftlichen Gebrauches der Bezeichnung »katholisch« in meinem obengenannten Aufsatze der Internationalen Wochenschrift.



meinschaft der anderen mit der Behauptung gegenübertrat, das echte, ursprüngliche Christentum — im Unterschiede von der anderen Partei — zu besitzen. Da berief man sich denn auf christliche, beiderseits anerkannte Autoritäten, insbesondere auf das Neue Testament und das Glaubensbekenntnis. Das Neue hieran war aber nur ihre Verwertung, nicht wurden sie selbst erst neu geschaffen. Vielmehr erklärt sich diese ihre Verwertung nur so und daraus, daß sie schon vor der Krisis bei den christlichen Gemeinden in Brauch und Geltung standen.

Man wird daher dem Apostolikum seinem Ursprunge nach, genau so wie dem Neuen Testamente, das Prädikat »urkirchlich« geben müssen. Unter »Urkirche« verstehen wir aber wissenschaftlich nicht bloß die Kirche, soweit das Neue Testament von ihr berichtet, sondern überhaupt die in sich noch wesentlich einheitliche Kirche der vorgnostischen Zeit oder die Kirche der apostolischen und nachapostolischen Periode. Sobald man sich klar gemacht hat, daß die Apostel und die apostolische Kirche ebenso von einander zu unterscheiden sind, wie etwa die alttestamentlichen Propheten und das israelitische Volk ihrer Zeit, dann wird man auch vom rein theologischen Standpunkte aus gegen die Zusammenfassung der apostolischen und nachapostolischen Kirche nichts einzuwenden haben. Daß aber für die geschichtliche Betrachtung beide gegenüber der altkatholischen Kirche zu einer Einheit zusammentreten, ist offenbar. Sie sind durch keinerlei epochemachende Einschnitte oder Wandlungen von einander geschieden. Innerhalb dieses Zeitraumes, der also bis an die Anfänge der Kirche zurückreicht, ist die Entstehung des Apostolikums anzusetzen.

Mit dem Ergebnisse aber, daß das Apostolikum in dem bezeichneten Sinne »urkirchlich« ist, ist auch der Verwertung dogmengeschichtlicher Gesichtspunkte für die Frage seines Ursprungs die Grenze gezogen. Denn befolgt man einen streng methodischen Sprachgebrauch, so gilt, daß das Dogma als Erzeugnis der Kirche im Sinne von lehrhaft formulierten kirchlich anerkannten Glaubenssätzen erst der Auseinandersetzung mit dem Gnostizismus seinen Ursprung verdankt. Erst hier begegnen uns die Versuche, das Christentum als geistige Gesamtanschauung in maßgebenden Lehrsätzen auszuprägen; erst mit der altkatholischen Kirche beginnt die Geschichte des Dogmas; dahinter liegt nur seine Vorgeschichte. Die Urkirche in dem oben bestimmten Sinne hat noch keine dogmatischen Lehrkämpfe geführt oder dogmatische Sätze aufgestellt, was man sich an der Christologie leicht verdeutlichen kann. Mithin fehlt es auch an jedem dogmengeschichtlichen Anhalt, um etwa die Entstehung des Apostolikums innerhalb der urkirchlichen und speziell der nachapostolischen Zeit irgendwo anzusetzen oder aus seiner Einführung ein dogmengeschichtliches Ereignis zu konstruieren. Dergleichen gibt es in jener Periode noch nicht.

Vielmehr ist der letzte Satz, der sich von dogmengeschichtlichem Gesichtspunkte aus über das Apostolikum ergibt, dieser: das Apostolikum als solches trägt noch undogmatischen Charakter gemäß dem soeben entwickelten Begriff von Dogma. Es enthält nichts anderes als einen Extrakt der positiv-religiösen Verkündigung, wie sie als Grundlage der christlichen Religion in der ganzen christlichen Urliteratur erscheint. Wohl kann man in gewissem Sinne sagen, das Bekenntnis: Jesus von Nazareth ist

der Christ oder Messias, sei das erste Dogma der christlichen Kirche gewesen, aber man befolgt damit einen wissenschaftlich ungenauen Sprachgebrauch. Denn die Messianität Jesu ist von der Kirche ebensowenig jemals lehrhaft festgestellt worden wie das: gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben. Vielmehr hat jener Satz oder richtiger: die in ihm ausgedrückte geschichtliche Wirklichkeit erst die Kirche ins Dasein gerufen. So trägt denn das Apostolikum noch durchaus positiven Zeugnischarakter, positiv im Gegensatz zu polemisch verstanden. Dementsprechend beginnt es mit einem freipersönlichen: Ich glaube, so jedoch, daß der einzelne Bekenner sich zugleich als Glied einer Gemeinschaft gleichen Glaubens weiß; denn Jesus wird in allen Formeln des Apostolikums »unser«, nicht mein Herr genannt. Insoweit ein Gegensatz hinter diesem Bekenntnis steht, ist es nicht der zu Christen anderer Denkungsweise, sondern zu anderen Religionsgemeinschaften, dem Judentum einerseits, den heidnischen Religionen andererseits, aus welchen die Täuflinge herkamen. Somit weist das Apostolikum seinem ganzen Charakter nach in die Urkirche gemäß dem oben bestimmten Sinne. In keiner Periode der eigentlichen Dogmengeschichte läßt es sich unterbringen; vielmehr soweit wir in dieser auch hinauf- und zurückgehen, finden wir es immer schon als Grundlage und Voraussetzung der kirchlichen Dogmenbildung vor, genau so wie das Neue Testament. Vom dogmengeschichtlichen Gesichtspunkte aus erkennt man, daß das Neue Testament und das Apostolikum zeitlich und sachlich, nach Ursprung und Wesen, zusammengehörige Parallelbildungen aus der Urkirche sind und nicht dem Lehrstreite, sondern offenbar positiven Bedürfnissen der Kirche ihr Dasein verdanken.

Formeigenheiten des Romans.

Von

Oskar F. Walzel.

Prächtig gedeiht in unseren Tagen der deutsche Roman. Die Zeit ist vorbei, in der die gebildeten Deutschen wie die ungebildeten nur den englischen und den französischen Roman für voll nahmen und, wenn sie einen deutschen lasen, bei aller Anerkennung zugestanden, daß er nur schwacher Abglanz ausländischer Erzählungskunst sei. Das Ausland beginnt sogar auf den deutschen Roman zu achten. Stolz berichten deutsche Kritiker, die jetzt schon die literarischen Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts ausrechnen, von dem Erblühen des neuen deutschen Romans und von der Anerkennung seiner Geltung in der Weltliteratur. Sie rühmen den tiefen wagenden Ernst deutscher Dichter, dem die größten Probleme für den Roman nicht groß genug sind, und die reiche Vielseitigkeit der deutschen erzählenden Kunst der Gegenwart.

Zeiten der Fruchtbarkeit hatte der deutsche Roman längst. Das 18. Jahrhundert pflegte die neugewonnene Form mit Fleiß und Ausdauer. Im Ve[illegible] des 19. Jahrhunderts wurde er



einer Lieblingsform dichterischen Ausdrucks, fand — etwa um 1850 — glückliche Förderung durch eine ſtattliche Reihe guter Erzähler, wurde zur führenden literarischen Form und ſchien endlich, als der ſogenannte Naturalismus einſetzte, mit Zola und mit den Ruſſen wetteifern zu wollen. Doch gerade im naturaliſtiſchen Lager gewann ihm das Drama den Rang ab. Lange war es, als ob der Weg, den Ibſen gewieſen hatte, der jüngſten deutſchen Literatur die beſten Gewinne bringen ſollte. Die Ernüchterung, die auf dem Gebiet der Bühne um 1900 platzgriff, die Erkenntnis, daß Deutſchland auf dieſem Gebiet es zuletzt doch nicht gar ſo weit gebracht habe, daß heute beſtenfalls einige ganz wenige Künſtler der Bühne wirklich Wertvolles zuführen, und daß bei ihnen abermals ein gewiſſer Widerſtreit ihrer beſten Abſichten und der Forderungen der Bühne ſich ankündige, all das wendete die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder dem Roman zu. Die größten äußeren Erfolge trug zuletzt unter allen Dichtungsformen der Roman davon. Und allmählich begann man zu fragen, ob die eigentliche mächtige Leiſtung jüngſter deutſcher Poeſie nicht im Roman zu ſuchen ſei. Die Zahl der bemerkenswerten Werke und der anerkannten Dichter iſt ohne Zweifel auf dem Feld des Romans heute größer als auf dem Feld des Dramas. Der Dichter, der heute vielen als der erſte gilt, wirbt ſeit ſeinem »Emanuel Quint« gleichfalls für den Roman und ſcheint nicht blos dem Drama treu bleiben zu wollen, dem er und das ihm die glänzendſten Siege der jüngſten deutſchen Dichtung zu danken hat.

Überraſchend groß iſt in Deutſchland nicht ſowohl der Reichtum an neueren Romanen als der Reichtum an guten Romanen. Nicht einige wenige Dichter ſind an der Arbeit und nicht bloß dann und wann glückt einem Auserleſenen, ein hervorragendes Werk zu ſchaffen. Vielmehr gelten heute viele Dichter als Künſtler im Geſtalten von Romanen, und ſie ſchenken uns, wenn auch nicht in jeder ihrer Arbeiten, aber in einer ſtattlichen Zahl, immer wieder Meiſterwerke. Mitleidig blicken wir zurück auf die Vergangenheit, in der eine fruchtbare Romanſchriftſtellerei nur zu einträglicher Herſtellung von Schmökern führte, und auf andere Länder, in denen heute noch der gleiche Brauch vorherrſcht. Ja, in der langen Reihe von wirklich künſtleriſch geformten Romanen der Gegenwart ſcheinen ſogar die oft gerügten Mängel auch noch der beſten Leiſtungen der Zeit nach 1850 überwunden zu ſein. Da rühmen wir uns wirklich mit Recht beſſer zu ſein als unſere Väter, ja als die beſten unter ihnen. Die architektoniſche Unform, die Gottfried Kellers erſter »Grüner Heinrich« an ſich hat, geſtattet ſich jetzt kein Erzähler, der etwas auf ſich hält. Von der erreichten Höhe erſcheint in den Romanen Freytags, Spielhagens und ihrer Zeitgenoſſen ſehr viel wie etwas Überholtes. Und ſpottete man vor einem Menſchenalter über den Roman, bei dem man ſich langweilt, und der doch in erſter Reihe zu ſtehen ſich anmaßt, ſo darf den beſten Schöpfungen unſerer Zeit nachgerühmt werden, daß ſie nicht langweilen. Sie täuſchen nicht eine Vornehmheit vor, die nur Deckmantel künſtleriſcher Ohnmacht iſt.

Frage bleibt, ob die Zukunft de hohen Einſchätzung zuſtimmen wird. Feſte geſchichtliche Tatſache iſt, daß auch aus Zeiten hoher Blüte einer Kunſtgattung immer nur einzelne Werke in die Erinnerung der Zukunft übergegangen ſind. Der Kampf ums Daſein in der Nachwelt führte ſtets nur zum

Sieg einiger weniger Werke. Dem geschichtlichen Betrachter kann es vielleicht gleichgültig sein, wie die Zukunft urteilen wird. Doch wenn geschichtliche Betrachtung sich an die schwere Aufgabe wagt, den Wert der Gegenwart zu bestimmen, so muß sie auch zugleich schon mit der Zukunft rechnen. Denn sie verzichtet dann auf ihren besten Vorteil, auf die Möglichkeit, nur Leistungen zu bewerten, die ihre Bedeutung beweisen, indem sie in dauernder Nachwirkung ihr eigenes Zeitalter überlebt haben. Ihr Wert ist unschwer zu erhärten, weil er noch für die Nachwelt besteht. Selbst wenn eine nachträgliche Rettung versucht werden muß, selbst also wenn eine Tat, die ihrer eigenen Zeit wenig oder nichts bedeutete, hinterdrein zu besserer Schätzung emporzuheben ist, hilft am sichersten der Nachweis der Bedeutung, die dieser Tat in späterer Zeit zukommt. Umsoweniger dient geschichtliche Betrachtungsweise zur Wertbestimmung der Kunst von heute. Wer der Gegenwart sein geschichtlich geschultes Auge zuwendet und ihren Wert bemessen möchte, stellt sich daher von vornherein auf den Standpunkt der Zukunft, nimmt ihn vorweg und maßt sich an, die Dinge zu sehen, wie sie einst der geschichtliche Betrachter sehen wird.

Zu den Bewertungen, die von geschichtlich Denkenden heute vorgenommen werden, und in denen das Urteil der Zukunft vorweggenommen wird, gehört die Behauptung, daß wir nicht in einem Zeitalter der großen Persönlichkeiten, sondern der tüchtigen mittleren Begabungen stehen. Wenn die Beobachtung zutrifft (darüber zu entscheiden hat die Nachwelt!), dann wäre die Lösung der Frage, die angesichts des deutschen Romans der Gegenwart oben aufgeworfen worden ist, nicht schwer. Gerade das hohe Durchschnittsmaß der Romandichtung von heute kann ja ein Anzeichen sein, wieweit eine ganze Generation von Dichtern, die über ein anständiges Mittelmaß nicht hinauskommen, aber innerhalb ihrer Grenzen ein Höchstmaß erreicht haben und einhalten, in der künstlerischen Gestaltung einer einzelnen Form gelangen kann.

Über deutsche Wissenschaft wurde vor kurzem das Urteil abgegeben, daß sie nach einem Zeitalter der großen Persönlichkeiten derzeit nur noch hohen Durchschnitt zeige und ihre bedeutendsten Leistungen lediglich durch Massenorganisation bestreite. Ist die Romandichtung unserer Tage etwa auch das Ergebnis einer Art von Massenorganisation?

Vielleicht dünken manchem die Erwägungen, die ich angestellt habe, unerlaubt oberflächlich. Sind sie's, so muß ich die Schuld der Oberflächlichkeit von mir auf andere abwälzen. Nur Glossen zu den Behauptungen brachte ich vor, die mir in Darstellungen der Literatur unserer Tage begegnen, nur zuende ziehe ich die Linien, die dort zu finden sind. Ein Mittel gäbe es wohl, die hier angerührten Fragen fester ins Auge zu fassen und eine zuverlässige Antwort anzubahnen. Eine Selbstbesinnung ist nötig, von der in den Schriften unserer Kritiker nicht nur, auch unserer Dichter wenig zu verspüren ist. Wir freuen uns der reichen Ernte, die sich auf dem Feld des Romans zeigt. Aber wenn auch einzelne Unarten älterer Erzählungskunst überwunden sind, so dürfte der eigentliche künstlerische Fortschritt, den die Romane unserer Zeit gebracht haben, der Mehrzahl recht unklar sein, und zwar nicht bloß der Mehrzahl der Leser, auch der Kritiker.

Auf anderen Gebieten künſtleriſcher Tätigkeit iſt seit längerem zu beobachten, wie Künſtler und Forſcher Wesen und Wert der Form zu ergründen suchen. Schon iſt es, als ob die schaffende Kunſt selbſt von solcher Beſtrebung Gewinn zöge. Im Umkreis der Dichtung wird bereits die Form der Lyrik und des Dramas geprüft. Nur die Erzählung in ungebundener Rede kommt vorläufig bei der Untersuchung der Form einigermaßen zu kurz. Eher fällt noch dann und wann ein Licht auf die Form der Novelle. Über das Handwerk des Romandichters hat, seitdem von Spielhagen seine eigentümliche, eigenwillige und doch sicher künſtleriſch gedachte Lehre von der Objektivität des Romandichters verkündet worden iſt, in größerem Zusammenhang nur Käthe Friedemann etwas gesagt. Im Gegensatz zu Spielhagen vertritt ihr Buch »Die Rolle des Erzählers in der Epik« (Leipzig 1910) das Recht einer Romanform, die den Erzähler in minder schwere Fesseln schlägt. Wesentliche Merkmale der Romanform kommen bei Spielhagen und Käthe Friedemann zu gegensätzlicher Erörterung, nicht indes wird die Romanform in ihrem Wesen, nicht das Ganze des Romans nach seiner Formung ergründet. Selbſtverſtändlich gewinnt dieses Ganze einen ausgesprochenen Charakter, wenn Spielhagens Ansicht die Geltung eines unverbrüchlichen Gesetzes erreicht. Anders wirkt dieses Ganze, wenn der Erzähler die freieren, vielleicht auch gemächlicheren Pfade geht, die von Käthe Friedemann ihm zugeſtanden werden. Allein das wesentlichſte Merkmal einer Form, das Merkmal, das in jeder anderen Kunſtübung den äſthetiſchen Eindruc[illegible]rkſten bedingt, fällt bei S[illegible] bei seiner Gegnerin nur [illegible]racht: der Aufbau, die

Oder sage ich zuviel, wenn ich die Architektonik so hoch bewerte? Ich bin mir bewußt, daß ich durch meine Behauptung mit vielen, mit Künſtlern wie mit Kritikern, in Gegensatz gerate. Noch immer unterschätzt man gern die Wirkung, die auf unsere Seele von der Komposition einer Dichtung ausgeübt wird, von dem Verhältnis, in dem ihre Teile zu einander ſtehen. Ich glaube in dieser Unterschätzung ein Überbleibsel des Kunſtwollens nachklassiſcher Zeit zu entdecken. Durch das ganze 19. Jahrhundert iſt die Abneigung gegen ſtrengen künſtleriſchen Aufbau von Dichtungen zu verfolgen. Die Romantik leitet die Abneigung ein. Je gleichgültiger dem Jahrhundert auf seinem Weg zum Materialismus die Form überhaupt wurde, deſto geringer schätzte man die Organisation eines künſtleriſchen Ganzen.

Nahe liegt die Vermutung, daß die Abneigung gegen einen kunſtvoll gedachten Aufbau, die dem 19. Jahrhundert eigen iſt, der beträchtlichen Entwicklung des Romans zur Voraussetzung gedient habe. Weil man gern vermied, eine Dichtung in ſtrenger Architektonik zu einem einheitlichen Ganzen werden zu lassen, wandten die Dichter sich mit Vorliebe der Dichtungsform zu, die von vornherein den Anspruch nicht zu erheben scheint, dem der Dramatiker, aber auch der Epiker und Lyriker nachkommen muß. Der Roman widerſtrebt ja schon vermöge seines Umfangs einer deutlich fühlbaren Gliederung. Auch läßt die lange Dauer seiner Entſtehung häufig sogar die Hand erlahmen, die zu kraftvoller Zusammenfassung, zu energiſcher Bändigung des widerſtrebenden Stoffs bei der Geſtaltung minder umfangreicher Dichtungen beſten veranlagt iſt.

Langsam und in unterbrochen[illegible]



Arbeit sind gerade die Meisterwerke der Weltliteratur auf dem Feld der Romandichtung entstanden. Der »Don Quijote« erhält nur nach Jahren seinen zweiten Teil. Über die Dauer der Entstehung der »Lehrjahre« und über die Nachteile ihres späten Abschlusses braucht heute kein weiteres Wort verloren zu werden. Während der Niederschrift der »Nouvelle Héloïse« wurde Rousseau ein anderer; und in ihr spiegelt sich die Wandlung. Weit stärker noch läßt sich Gleiches an Kellers erstem »Grünen Heinrich« beobachten; die unförmliche Architektonik, in der ein Einbau weit über die ihm zugedachten Grenzen hinauswächst, ist zum guten Teil bedingt durch Kellers Unvorsichtigkeit, den Anfang drucken und veröffentlichen zu lassen, ehe Fortsetzung und Schluß geschrieben waren. Keller geriet dadurch schon bei der Ausführung seiner ersten großen Schöpfung auf die schiefe Bahn, die von Romandichtern gern begangen wird, wenn sie eine besonders glückliche Leistung geschaffen und beim Publikum mit ihr einen starken Erfolg erzielt haben: sie setzen ihr Werk fort und zerstören schon durch die bloße Tatsache der Fortsetzung den Bau, den sie einst errichtet hatten. Der schlimmste Fall solcher Art, der auf den Höhen der Weltliteratur zu verzeichnen ist, wurde von Goethe geboten, als er den »Lehrjahren« die »Wanderjahre« folgen ließ und vermöge der inneren Entfremdung, die inzwischen den Stoff und die Stimmungen einer Konzeption seiner Jugend und Schöpfung seiner Reifezeit weit von ihm abgerückt hatte, nur notdürftig den alten Faden weiterspann oder auch das Weiterspinnen anderen überließ. Schon der zweite Teil des »Don Quijote« entgeht nicht völlig den bösen Folgen fortsetzerhaften Weiterdichtens. Andere wiederum, wie Wieland bei der Abfassung seines »Agathons«, finden beim ersten Anhieb überhaupt kein rechtes Ende und verurteilen ihre Dichtung zu mehrfach erneuerten Versuchen eines endgültigen Abschlusses.

Falsch jedoch wäre, diese Tatsachen der Weltliteratur so zu deuten, als sei dem Roman ein für allemal solche Formlosigkeit eingeboren. Dichter von heute vermeiden sorgsam, die Spuren langsamer und unterbrochener Entstehung merken zu lassen. Fortsetzungen, die nur auf buchhändlerische Erfolge zurückgehen, dürften jetzt Dichtern höheren Ranges kaum zuzumuten sein; nur in der Form vorausberechneter Zyklen gestattet man sich die Weiterführung. Und auch die Ansprüche, die an den inneren Zusammenhang von Zyklen gemacht werden, sind von Balzac zu Zola und dessen Nachfolgern gewachsen. Die Unform des ersten »Grünen Heinrich« — das wurde schon oben bemerkt — gilt jetzt als unerlaubt. Keller selbst suchte sie in späteren Jahren zu beseitigen und durch Besseres zu ersetzen. Und wenn seine Absicht auch nicht völlig erreicht worden ist, so bedeutet der zweite »Grüne Heinrich« doch einen starken Fortschritt in der Architektonik der Erzählungskunst, hinaus über den ersten.

Strenge Gesetzlichkeit des Aufbaus strebte schon Gustav Freytag in seinen Romanen an. In Freytags »Erinnerungen aus meinem Leben« von 1887 findet sich bei der Besprechung von »Soll und Haben« der Satz: »Der Aufbau der Handlung wird in jedem Roman, in welchem der Stoff künstlerisch durchgearbeitet ist, mit dem Bau des Dramas große Ähnlichkeit haben« (S. 261). Auch die Teile der Handlung, fährt Freytag fort, seien in der Hauptsache die gleichen wie im Drama: Einleitung Höhepunkt, Umkehr und Katastrophe.

In »Soll und Haben« seien die gelungene Schurkerei Itzigs, der Ruin des Freiherrn und Ehrenthals und die Trennung Antons aus dem Geschäft der Höhepunkt des Romans, die Rückkehr Antons in das Geschäft aber mit allem, was daraus erfolgt, die Katastrophe. Die Beschaffenheit des Stoffes habe eine breite Ausführung des zweiten Teils notwendig gemacht. Daher habe der Verfasser sich die Freiheit genommen, die Umkehr in zwei Bücher zu scheiden. Dadurch erhielt die Erzählung sechs Teile. Notwendig aber, das anzumerken vergißt Freytag nicht, wäre nur die Fünfzahl. »Es hat«, setzt er hinzu, »Jahrhunderte gedauert, bevor die Handlung der Romane zu künstlerischer Durchbildung gelangt ist, und es ist das hohe Verdienst Walter Scotts, daß er mit der Sicherheit eines Genies gelehrt hat, die Handlung in einem Höhenpunkt und in großer Schlußwirkung zusammenzuschließen.«

Mancher lächelt wohl, wenn er erkennt, wie Freytag die etwas schablonenhaften Kunstausdrücke seiner »Technik des Dramas« hier auf den Roman anwendet. Noch mehr fällt auf, wie Freytag es für eine verhältnismäßig neue Errungenschaft hat halten können, daß für den Roman Kunstgriffe dramatischer Technik verwertet werden. Wie stark schon im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts der französische Roman sich von Racines Dramen bestimmen ließ, zeigt Max von Waldberg in seinem Buch »Der empfindsame Roman in Frankreich« (Straßburg und Berlin 1906, I, 172 ff.). In der Verteilung des Stoffs und sogar in der Technik nähert man sich dem Vorbild. Rührende Hofgeschichten werden derart angelegt, daß sie von einem Theaterkenner leicht in dramatische Form zu gießen sind. Bewußt oder unbewußt sind die drei Einheiten bewahrt. Das Epische erscheint in der Form einer eingeschobenen Icherzählung und gewinnt den Charakter eines dramatischen Botenberichts. Von der Bühne wird die Einrichtung der »Vertrauten« übernommen. Wortgefechte zwischen Rivalinnen sind pointiert und voll dramatischer Schlagkraft wie im Dialog Racines.

Für den »dramatischen Roman« tritt auch Jean Paul in seiner »Vorschule der Ästhetik« (§ 71) ein. Kaum möchte ein Fernstehender ihm zumuten, daß er »diese schärfere Form« des Romans gegen den epischen Roman ausspielt und sie für die bessere hält, da ohnehin die Losgebundenheit der Prosa dem Roman eine gewisse Strenge der Form nötig und heilsam mache. Jean Paul führt Aristoteles ins Feld und dessen Rat, das Epos an die dramatische Gedrungenheit heranzuführen. Dieser Weg breite sich weniger zum Spielraum der Geschichte aus, schränke sich mehr zur Rennbahn der Charaktere ein. Jean Paul beruft sich auf Richardson, Thümmel, Wieland, Schiller, Jacobi, Fielding, Engel und auf seinen eigenen Vorgang. Freilich wird durch diese Berufung seine Absicht nicht klarer. Was er meint, ergibt sich besser aus seiner Bemerkung, daß die dramatische Form »Szenen der leidenschaftlichen Klimax, Worte der Gegenwart, heftige Erwartung, Schärfe der Charaktere und Motive, Stärke der Knoten« leihe. Ein Brief Charlotte von Kalbs an Jean Paul (vom 13. Mai 1796) beweist, daß seine Bewunderer wegen der dramatischen Form seiner Romane von ihm ein Drama forderten. Er scheint ernstlich daran gedacht zu haben, wie er dem Wunsche nachkommen könne. Auch der Schluß des »Titan« deutet auf seine dramatischen Hoffnungen und Absichten

Freytag wußte von diesen und anderen Vorläufern nichts. Das Wesen dramatischer Technik faßte er sicher anders als sie, minder ängstlich als die Zeitgenossen Racines, strenger als Jean Paul. Zu streng, möchten wir meinen. Das Schema, das von Freytag dem Drama vorgeschrieben wird, dünkt uns heute wenig zuverlässig. Es preßt dichterisches Schöpfen in ein Fächerwerk, wir aber fahnden nach den Formwirkungen, ohne deshalb an eine alleinseligmachende Form zu glauben. Noch bedenklicher erscheint, was Freytag in den »Erinnerungen«, mit deutlichem Bezug auf die Darlegung seiner »Technik des Dramas«, über die poetische Idee von »Soll und Haben« vorträgt. Die poetische Idee müsse schon in der Einleitung eines Romans sichtbar werden und den ganzen Verlauf der Ereignisse bestimmen. Für »Soll und Haben« sei sie in dem leitenden Kapitel auf Seite 9 in Worte gefaßt: der Mensch solle sich hüten, Gedanken und Wünschen, die durch die Phantasie in ihm aufgeregt werden, allzu große Herrschaft über sein Leben zu gewähren. Diese magere Moral soll die poetische Idee des Romans, soll überhaupt eine poetische Idee sein! Wir denken uns eine poetische Idee heute doch wohl anders. Uns gilt sie als etwas Inkommensurables. Freytag aber drückt einen künstlerischen Gedanken, der ganz nur erlebt, aber nie in Worte gefaßt werden kann, herab zu einer Wendung des Verstandes, die nichts Künstlerisches an sich hat. Man möchte den Dichter gegen ihn selbst in Schutz nehmen und seinem Roman zubilligen, daß er mehr enthält, reichere künstlerische Gesamtwirkung auslöst, als Freytag selbst in der Bestimmung der poetischen Idee der Dichtung zugestehen möchte.

Daher ist Freytags Mitteilung über die Architektonik von »Soll und Haben« fast nur als Symptom wertvoll. Sie beweist, daß um 1850 ein Romandichter an übersichtliche Ordnung seines Werks, an einen dramatischen Aufbau gedacht hat. Er rechtfertigt diese Absicht in recht unkünstlerischer Weise. Aber er verrät doch, daß er eine besondere Form hat verwirklichen wollen. Noch wertvoller wird sein Zeugnis, sobald man erkennt, wie vereinzelt es dasteht. Leider lassen sich ja die Romandichter so selten über die Absichten vernehmen, die ihnen bei der Anordnung ihres Stoffes vorschwebten, daß Freytags Äußerung mit Dank hingenommen werden müßte, auch wenn sie noch weniger tatsächlichen Gewinn dem Erforscher der Erzählungskunst und ihrer Formmöglichkeiten brächte.

Mancher möchte einem Roman der Zeit Gustav Freytags nicht so viel absichtliche Formgestaltung zutrauen, wie sie aus Freytags Worten sich ergibt. Lässiges Schlendern scheint ja den Erzählern dieser Zeit eigen zu sein. So denkt man; und um so überraschender berührt der Hinweis auf Raabes peinlich genaue Weise der Stoffverteilung. Heinrich Spiero sucht sogar in seiner Schrift »Das Werk Wilhelm Raabes« (Leipzig 1913, S. 87) darzutun, daß alle Romane Raabes außerordentlich kunstvoll und mit bewußter Steigerung aufgebaut seien. Er erinnert daran, daß der »Hungerpastor«, »Abu Telfan« und der »Schüdderump« je sechsunddreißig Kapitel haben, und daß je zwölf sich zu einem vollen Bild runden. Genau in der Mitte von »Abu Telfan« steht als Höhepunkt die Rede vor dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publiko in der Residenz. Fraglich ist nur, ob die strenge äußere Symmetrie nicht vielmehr die innere Formlosigkeit verdecken soll. Raabe erweckt sicherlich in dem

Unvorbereiteten nicht den Eindruck kunſtvoller Stoffgeſtaltung und Stoffanordnung. Gegen diesen Gesamteindruck dürfte auch die mathematisch genaue Kapiteleinteilung kaum aufkommen. Ähnlich verhält es sich mit Holtei. Paul Landau vermutet in seiner trefflichen Arbeit über Holteis Romane (Leipzig 1904, S. 35), daß Holtei mit Absicht seinem »Chriſtian Lammfell« sechzig Kapitel gewidmet und um die Zahl nicht zu überschreiten, das lange Kapitel 58 in zwei Unterabteilungen geschieden habe. Ja, Landau kann noch feinere und minder äußerliche Mittel, die Architektonik fühlbar zu machen, bei Holtei nachweisen. Der erſte und der zweite Band der »Vagabunden« beginnt mit den Worten: »Die Linden ſtanden in voller Blüte.« Ebenso schließt das ganze Buch. Oder der »Eselsfresser« beginnt mit einem Motiv, das am Schluß des Romans wieder erscheint. Raabe kennt ähnliches, etwa in den »Alten Neſtern«.

Holtei und Raabe dichten im Zeichen Jean Pauls. Die Inhaltsverzeichnisse von Jean Pauls Romanen verdienten, einmal im Zusammenhang betrachtet zu werden. In ihnen ſteckt unverkennbar viel Absicht; sie dienen den Zwecken seiner Komik. Ganz selbſtverſtändlich gilt dies von den fünfundvierzig Hundspoſttagen, in die sein »Hesperus« zerfällt. Um die Abfolge der Hundspoſttage nicht zu eintönig erscheinen zu lassen, schiebt Jean Paul Schalttage und ähnliches ein. So hatte er es schon in seiner »Unsichtbaren Loge« gehalten und sich nicht begnügt, fünfundfünfzig »Sektoren« auf zwei Teile zu verteilen, sondern [illegible] einzelne dieser Sektoren als [illegible] oder »Trinitatis-» oder »A[illegible] »Weihnachtssektoren« h[illegible]ch »Extrablätter« ein[illegible] [illegible]lter größerer Einfachheit baut sich der »Jubelsenior« in fünf »offiziellen Berichten« auf, zwischen die sich vier »Hirten- und Zirkelbriefe« einreihen. Oder die »Auswahl aus des Teufels Papieren« reiht drei »Zusammenkünfte mit dem Leser« aneinander und fügt der erſten wie der zweiten einen ironischen, einen launigen, einen witzigen und einen ernſthaften Anhang (allerdings nicht in genau übereinſtimmender Abfolge) an. Soll aus diesen zahlenmäßig genauen, scharf gliedernden Kapitelüberschriften gefolgert werden, daß Jean Paul seine Romane klar und übersichtlich aufbaut? Wir wissen im Gegenteil, daß er auch seine größeren Dichtungen auf gut Glück zu beginnen pflegte, ohne zu ahnen, wie er sie zu Ende führen werde. Am 25. Dezember 1802 schrieb er an seinen Freund Otto: »Ich wage oft ganze Bände hin auf die Möglichkeit, daß ich für eine unauflösliche Schwierigkeit schon die Lösung finde, wenn die Not da iſt, und nie mißlang's.« Bei der Abfassung der »Flegeljahre« mißlang's endlich doch, und sie blieben Bruchſtück. Der gleichen Gefahr war er immer ausgesetzt gewesen. Geschäftig baſtelte er an Einzelheiten herum, ehe ihm seine Charaktere in feſter Prägung vor den Augen ſtanden. Die Schicksale seiner Menschen und mit ihnen ein feſter Plan ergaben sich ihm zuguterletzt. Er beneidete Dichter, die sofort mit sicherer Hand den Grundriß ihrer Werke feſtſtellen. Völlig müßte er scheitern, wenn ihm nicht von Anfang an jede künftige Dichtung durch einen ſtarken Stimmungston gekennzeichnet wäre. In einheitlicher Stimmung entwickelt sich ihm allmählich sein Werk zu einer Einheit. Vielgeſtaltig verworrenen Stoff umspannt er mit einem einzigen Gefühl. Und dieses Gefühl gibt ihm die Kraft, ein Ganzes zu schaffen, dessen

Mittelpunkt freilich nicht mit bewußt künstlerischer Hand festgelegt wird, sondern nur der Ton ist, auf den er das Ganze abstimmt.

Das ausgetüftelte Fächerwerk, in das er seine Romane einordnet, offenbart sich vermöge solcher Technik als ein Werk der Ironie. Ironie ist das, gerichtet gegen die willkürlich und doch planlos weiterschreitende Arbeitsweise, deren Jean Paul sich bewußt war. Ironie ſt es besonders gegen die saubere ;liederung und Bezifferung klassischer :höpfungen. Die runden Zahlen, die ›n dem Epos der Antike und von ssen Nachbildnern bei der Einteilung r Gesänge gewahrt werden, parodiert *n Paul*, weil er den Gegensatz, nicht l er die Übereinstimmung mit an› ·r *Art* und Kunst merklich machen .

latürlich soll nicht behauptet werden, allenthalben, wo in neuer Dichtung Abschnitte und Kapitel wie im ;en Epos runde Zahlen weisen, des› auch die ironischen Absichten Pauls anzunehmen wären. Sicher te es Georg von Ompteda ganz ·s, als er seinen »Sylvester von r« in genau hundert Kapitel teilte. :ins dürfte feststehen: runde Kapitel› ı sind nicht unbedingt ein Beweis ückliche und fühlbare Strenge der tektonik. Holtei und Raabe er› n trotz ihren Bezifferungen nicht ;indruck kunstvoller Gliederung; der subjektive Gefühlseindruck gegen die exakte Mathematik behalten.

h die theoretischen Bekenntnisse ıngen Jean Paul ändern an dem :rhalt nichts. Die Vorreden zur :htbaren Loge« und zum »Jubel› ĸ verlangen festen, lückenlos ge› ;enen Aufbau der Handlung, Ver› ng aller Episoden, sorgfältige Motivierung, Ausschaltung des Zufalls, ja sogar Beobachtung der pseudoaristotelischen Einheiten des Orts und der Zeit. Jean Paul behauptete, daß sich aus seinen Romanen kein Stein herausziehen lasse, ohne das ganze Gebäude zu Fall zu bringen. In der »Vorschule der Ästhetik« von 1804 hingegen ist den strengen Anforderungen der Jugend Jean Pauls kein Raum weiter gegönnt. Poetische Freiheit wird nun für den Roman in Anspruch genommen, wenngleich Jean Paul wohl beherzigt, daß der Roman durch die Weite seiner Form, in der fast alle Formen liegen und klappern können, an reiner Bildung verliere.

Wie langsam auch der englische Roman im Verlauf des 18. Jahrhunderts zu kräftigerer Führung der Handlung gelangt, zeigt in seinem Werk über englische Romankunst des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts (Berlin 1910) Wilhelm Dibelius. Noch Defoe wußte eine einigermaßen umfangreiche Handlung nicht klar zu gruppieren. Er ist unfähig, für passendere Gelegenheit zu verschieben, was ihm im Moment einfällt. Richardson wiederum läßt die Handlung in Seitenschößlingen üppig wuchern. Fielding ordnet schon nach bestimmten Gesichtspunkten. Zuerst bei ihm begegnen das letzte Hindernis am Schluß, der Wechsel der Wendung und Gegenwendung, die Häufung des Unglücks, das verhängnisvolle Mißverständnis, die unglückliche Fügung. Doch auch bei ihm machen sich Nebenhandlungen, bloße Episoden und Parallelereignisse übermäßig breit. Goldsmith bleibt, indem er eine verhältnismäßig einfache Geschichte eindrucksvoll und knapp erzählt, eine vereinzelte Erscheinung. Dem Sensationsroman gelingt es dann zunächst, eine größere Handlung zu gleichmäßiger Spannung zu bringen. Episodisches

tritt zurück, jede kleine Einzelszene wird zu einer wichtigen Einheit und gewinnt ebenso eindrucksvolle Formung wie das Ganze. Walter Scott lernt vom Sensationsroman, ebenso wie er gleich Mrs. Inchbald dem Drama Züge der Handlungsführung ablauscht. Doch noch Scott läßt sich von seiner Vorliebe für Altertumskunde zu Abschweifungen verleiten. Ja, er bildet Nebengeschichten so ſtark aus, daß schließlich nicht mehr zu erkennen iſt, wer den Helden des Romans darſtellt. Nach Scott verfallen Hook und Marryat teilweise wieder ganz in die lose Technik Smollets.

Wie große Bedeutung noch von Freytag dem Vorgänger Scott zugesprochen wurde, iſt schon aus der oben angeführten Äußerung über die architektonischen Absichten von »Soll und Haben« zu erkennen. Wie viel von Scott um 1850 noch zu lernen war, erhärtet durch Dichtung wie durch Betrachtung Otto Ludwig. Aus Scotts Romanen leitete Ludwig eine der wenigen Bemerkungen ab, die innerhalb seiner Romanſtudien dem Aufbau dienen. Aufgabe des Romandichters scheint ihm, eine Fabel zu entwerfen, in der alle Hilfsfiguren eigentlich bloß Hilfslinien an einer geometrischen Figur, Gerüſte an einem Bau sind, und dann diese Figuren so auszuführen, daß sie vollkommen selbſtändig und mit eigenem Kerne versehen erscheinen und doch bei allem Reichtum ihres Details nicht aufhören, jene bloßen Hilfslinien zu sein. Jedes Organ sei möglichſt emanzipiert; und doch werde keines zu einem Nebenher[illegible] der Geschichte. »Das iſt«, sa[illegible] Sterns Ausgabe VI, 122), [illegible]chlankheit und Geschl[illegible] über der epischen Bre[illegible] werden darf. Die epi[illegible]ört bloß der Ausfü[illegible] Erfindung.«

Ludwigs Beobachtung trifft durchaus überein mit den Ergebnissen, zu denen Bernhard Seuffert (Germanisch-romanische Monatsschrift I, 599 ff.) bei der Prüfung des Aufbaus von »Soll und Haben« gelangt iſt. Vielleicht hätte es die scharfsinnige Untersuchung Seufferts noch wesentlich gefördert, wenn sie mit Ludwigs Beobachtung in Verbindung gesetzt worden wäre. Seuffert zieht auch nicht ausdrücklich heran, was von Freytag selbſt über den dramatischen Aufbau des Romans vorgebracht worden iſt. Seuffert meint allerdings auch nicht blos die Ordnung und Gliederung der Erzählung, sondern prüft das Verhältnis, in dem die Menschen des Romans und ihre Schicksale zu einander ſtehen. Das Schematische, das dem Roman Freytags vermöge seiner dramatischen, der Theorie Freytags angepaßten Technik eigen iſt, findet Seuffert wieder in der Formung der Menschen des Romans und ihrer wechselseitigen Beziehungen. Er gelangt zu dem Endergebnis, daß der Aufbau des Romans bis zum Peinlichen konſtruiert sei. »Man sieht, daß hier nicht die organisch sich entwickelnde Lebensgeschichte eines Menschen die Grundlage iſt, sondern ein Fachwerk, das mit nur allzu verſtändiger Architektur gezimmert iſt. Der Dichter zeigt seine Erfindungskraft bei aller bunten Fülle nicht reich, sondern arm. Es bleibt für das Urteil ziemlich gleich, wieviel bewußte Überlegung, wieviel Kunſtfertigkeit unbewußt dabei im Spiele iſt: blinder Zufall können solche Parallelen, Kontraſte, Ordnungen nicht sein« (S. 606).

Seuffert prüfte noch, wieweit in Gottfried Kellers »Grünem Heinrich«, und zwar wesentlich in der zweiten Fassung, verwandte Beziehungen des Helden zu den Mitspielern und zu den

: durchaus
ıssen, zu
ermanisch-
ı99 ff.) bei
von »Soll
Vielleicht
:ersuchung
gefördert,
ıchtung in
:n wäre.
sdrücklich
über den
ıans vor-
rt meint
Ordnung
, sondern
lem die
e Schick-
Schema-
tags ver-
Theorie
eigen ist,
Formung
nd ihrer
:r gelangt
Aufbau
ıen kon-
ıier nicht
Lebens-
Grund-
das mit
ctur ge-
:t seine
n Fülle
bleibt
wieviel
Kunst-
ıiele ist:
rallelen,
sein«

weit in
:inrich«,
zweiten
en des
den

ıfiguren walten. Auch Keller ar-
t, nach Seufferts Beobachtungen
berechneten Ordnungen und Zu-
ungen, mit Parallelen und Symmetrien.
noch sei der »Grüne Heinrich« nicht
:in konzentrisches Schema einzu-
ınen wie »Soll und Haben«. Gegen-
wie der von Anton und Itzig fänden,
nicht bei Keller. Auch die übrigen
nsätze schlössen sich nicht aus,
:rn ergänzten sich, wie die geläuterte
ı und die mehrfachen Abstufungen
ıer Grundcharaktere zeigten.
:rt meint, der Unterschied der
ıik sei bedingt durch die Tatsache,
»Soll und Haben« mehr gedacht,
Grüne Heinrich« mehr von Poesie
tränkt ist.
ler dehnte Seuffert seine förder-
Untersuchungen nicht auf weitere
ıe aus, sondern beschränkte sich
, die Gruppierung der Menschen
ırer Erlebnisse in einigen Dramen
zu verfolgen. Mir scheint es
gefährlich, von der technischen
htung nur zweier Romane gleich
nem Gesamtwerturteil weiterzu-
oder auch nur diese Betrachtung
Urteil münden zu lassen, das
vorher bestanden hat. Mensch-
chicksale erbaut auch Raabe durch
iegenüberstellung zweier gegen-
ıer, einander völlig ausschließen-
haraktere. Hans Unwirrsch, der
rpastor, und Moses Freudenstein,
Gegenbild, hat man längst mit
und Itzig verglichen. Es lohnte
der Frage nachzugehen, wieweit
von der Zeichnung eines ver-
:n menschlichen Gegensatzes zu
ıer kontrastierender Symmetrie
Fassung der anderen Gestalten
Romans gelangt, wieweit er auf
gs wohl allzu reinliche Rechnung
ıtet.
:htiger indes ist an dieser Stelle, daß nach Seufferts Ergebnissen die saubere Architektur eines Romans, deren langsame Vervollkommnung auf dem Weg vom 18. ins 19. Jahrhundert als wertvoller Gewinn erscheint, einer einzelnen Schöpfung bedenklich werden kann. Strengerer Aufbau bedeutet also nicht immer einen künstlerischen Fortschritt! Und das ist nichts weniger als wundersam. In der Baukunst ergeben sich die gleichen Gefahren. Zu viel Mathematik kann dem Architekten die künstlerische Schöpfung verderben, während er doch auf innere Gesetzlichkeit des Aufbaus dauernd achten muß. Im geschichtlichen Ablauf wechselt wohl immer eine Zeit, in der die Bauwerke alle freiere Beweglichkeit aufopfern und nur noch streng symmetrische Linienführung weisen, mit einer andern, in der das rechnerische Problem eines Baus dem Auge kaum noch fühlbar wird. In diesem zweiten Fall überwuchert gern das Ornament die Führung der Linien.

Die Bedeutung des Ornaments für die Romandichtung ist nach allem, was hier über Technik des Romans gesagt worden ist, noch zu erwägen. Sie kommt in unseren Poetiken meist zu kurz. Scheiden möchte ich eine Ornamentik, die schier gesetzlos die Erzählung überwuchert, von einer Ornamentik, die lediglich die notwendigen, durch den Aufbau geforderten, im Zusammenhang unentbehrlichen Linien stärker unterstreicht.

Überladene Ornamentik ist das Kennzeichen Jean Pauls. Seine Abschweifungen, Einschübe, Zusätze, Beiblättchen sind nicht sowohl Folgen einer ungezügelten Erzählungskunst oder des Bedürfnisses, immer wieder im Ablauf der Vorgänge in den Bericht hineinzureden, als gewollte Verzierungen, die dem Ganze einen wesentlichen, humoristisch

dachten Beigeschmack geben sollen. Sein »Titan« ist in »Jobelperioden« eingeteilt. Die ersten dieser Jobelperioden halten im Eingang am einfachen Erzählerton fest. Bald beginnen sich bei den neuen Einsätzen jeanpaulische Betrachtungen breit zu machen. Und schon die sechste Jobelperiode braucht ein paar Seiten, ehe sie mit einem »Nun zur Historie!« wieder schlichter zu erzählen beginnt. Sie setzt ein: »Heischesätze — Apophthegmen — Philosopheme — erasmische Adagia — Bemerkungen von Rochefoucauld, von La Bruyère, von Lavater ersinn' ich in einer Woche unzählige und mehre, als ich in sechs Monaten loszuwerden und als Einschiebeessen in meinen biographischen petits soupers wegzubringen imstande bin. So läuft der Lotto-Schlagschatz meiner ungedruckten Manuskripte täglich höher auf, je mehr ich dem Leser Auszüge und Gewinnste gedruckter daraus gönne. Auf diese Weise schleich' ich aus der Welt und habe nichts darin gesagt.« Um seine Aphorismen — er nennt sie »Verfolgungen des Lesers«, weil er sich die Leser als Märtyrer ihrer Meinungen und sich selbst als den Regenten denkt, der sie mit Gewalt bekehrt — loszuwerden, reiht er zehn Stück aneinander. Dann heißt es: »So verhofft der Leser jetzt nach überstandenen 10 Verfolgungen in den historischen Hafen einzufahren und da ein ruhiges Leben zu führen vom unruhigen meines Personale; aber kann ihn der geist- und weltliche Arm denn decken gegen einzelne Gleichnisse — gegen halbseitige Kopfschmerzen — Waldraupen — Rezensionen — Gardinenpredigten — Regenmonate — oder gar Honigmonate, die nach dem Ende jedes Bandes einfallen?« — Ohne dem Leser auch nur entfernt zu verraten, ob oder wieweit die »Verfolgungen« mit der Dichtung »Titan« zusammenhängen, beginnt Jean Paul dann wieder seine Erzählung. Jeder mag sich nach Kräften den wirklichen oder eingebildeten Zusammenhang ausrechnen.

Die Technik solcher Einsätze wie der Einsätze überhaupt gelangt zu übersichtlicher Prüfung in Robert Riemanns vorzüglicher Arbeit »Goethes Romantechnik« (Leipzig 1902). Nach seinem Vorgang wurden seither die Einsätze anderer Erzähler geprüft. Noch bleibt zu untersuchen, welche Rolle die eine oder die andere Art des Einsatzes im Aufbau einer Erzählung spielt und wieweit sie den Wert eines Ornaments hat, das eine trennende Linie stark betont. Wäre der angeführte Einsatz Jean Pauls auch nur eine Art hörbaren Atemschöpfens, er soll doch die Architektonik fühlbar machen. Das ist nicht nur eine absichtlich konfuse Manier. Vielmehr ergibt sich an dieser Stelle die Aufgabe, die Bedeutung herauszufinden, die der Wechsel der Einsatzformen für die Gliederung und den Aufbau eines Romans hat.

Noch stärker tritt diese Bedeutung hervor, wenn der Blick vom Eingang des Kapitels an das Ende schweift. Jean Paul liebt es, mit hochgesteigerter Lyrik zu schließen. Unmittelbar vor dem Einsatz der sechsten Jobelperiode des »Titan« klingt die fünfte aus in erlösende Tränen. Ein Naturbild verklärt den Vorgang. Blitz und Donner sind vorbei, und nur noch mit einem leisen weiten Regen steht das Gewitter über der Erde . . . Da zeigt sich, wie der folgende Einsatz künstlerisch gemeint ist. Aus der Poesie soll er in die Prosa des Alltagslebens hineinführen, ja mit einem Ruck hineinstoßen. Aber nur, um dem Dichter zu gestatten, daß er im nächsten Abschnitt, in der sechsten Jobelperiode, allmählich wieder zu überfeinten seelischen Stimmungen empor-

leite. Am Ende dieser Jobelperiode ist die Lyrik der Stimmung wieder auf der gleichen Höhe, die am Abschluß der vorhergehenden erklommen worden war. Eine lyrische Steigerung vollzieht sich innerhalb des Abschnittes. Ja, als technischer Grundsatz in der Gestaltung des Aufbaues offenbart sich bei Jean Paul, daß er in jedem größeren Abschnitt ebenso wie in den einzelnen Jobelperioden des »Titan« den weiten Weg von alltäglich trockenem Tone zu weicher, beinahe verzückter Lyrik zurücklegt.

Der Bau des einzelnen Kapitels oder eines größeren Abschnitts ist für die Formwirkung eines Romanes von außergewöhnlicher Wichtigkeit. Der ganze Roman ist zu umfangreich, als daß dem Leser aus ihm eine so wohlberechnete Architektonik entgegenstrahlen könnte, wie sie aus einem Drama sich dem Zuschauer als etwas Selbstverständliches ergibt. Noch ein sorgloser Betrachter verspürt einen fühlbaren Ablauf der Stimmungsfolge nicht nur in den verschiedenen einzelnen Aufzügen eines Dramas, auch in der Abfolge des Ganzen, in dem Verhältnis der Aufzüge zu einander. Einige Dutzend Romankapitel können den Rhythmus des Ganzen lange nicht so fühlbar machen wie vier oder fünf Akte. Auf fünf Aufzüge läßt sich eine Stimmungsfolge von schlichtem Behagen, Erregung, leidenschaftlichem Zusammenprall, Spannung und Lösung dieser Spannung verteilen. Wer sich auch nicht Rechenschaft gibt, wieweit ein Aufzug Träger einer dieser Stimmungen ist, der erlebt in sich doch immer noch den fühlbaren Wechsel der Stimmungen. Dem Romanleser ist gleiches kaum zuzumuten, und so wird der Romandichter es auch kaum aufsuchen. Darum werden die vielen Kapitel eines Romans nicht wie Aufzüge eines Dramas zu Individuen, die sich scharf sondern lassen. Allein der Stimmungsablauf, der innerhalb des einzelnen Aufzugs sich vollzieht, kann ähnlich auch im einzelnen Kapitel eines Romans walten. Diesen Stimmungsablauf bezeichnet der Gegensatz des Einganges und des Ausklangs. Wie die charakteristische Betonung des Einsatzes und des Endes eines Kapitels ein gutes und künstlerisches Mittel ist, die trennenden Linien der Gliederung des Ganzen zu betonen, so gibt der Akzent, der auf den beiden wichtigen Stellen jedes Kapitels ruht, gibt der Stimmungsgegensatz von Eingang und Ausgang des Kapitels diesem selbst seinen Rhythmus.

Jean Pauls Technik sucht mit ihren Mitteln diesen Formwirkungen gerecht zu werden. Doch seine überladene Ornamentik erinnert an Friedrich Schlegels spitzes Wort, Jean Pauls Schmuck bestünde aus bleiernen Arabesken im Nürnberger Stil. Vielleicht zählt es zu den besten Errungenschaften neuerer Romandichtung, daß sie schlichter und einfacher die Formwirkungen erreicht, an die Jean Paul die grotesken Künste seines Witzes wendet.

Reiche Abwechslung im Einsatz, vielfältige Gestaltung des Kapitelschlusses können den Roman vor Einförmigkeit bewahren. Leicht wirkt eine häufige Wiederholung der gleichen Anfangs- und Schlußformen manieriert. Je einfacher die beiden Stellen gestaltet sind, desto geringer wird diese Gefahr. Und die schlichte Linie darf auch, wenn der Erzähler den Eindruck strengerer Stilisierung wachrufen will, häufiger wiederkehren, ohne daß die Ornamentik ein feineres Gefühl störte.

Willkürlich seien ein paar Beispiele aus neuester Romandichtung herausgegriffen.

Clara Viebig beginnt die Kapitel ihrer »Wacht am Rhein« gern mit tat-



ſächlichen Mitteilungen: Ein Kind wird geboren oder es wird getauft. »Der erſte Weg, den Joſefine lernte allein zurückzulegen, war der zu den Großeltern.« »Zum fünften und ſechſten Mal war der Storch über den Exerzierplatz geflogen und hatte vor des Feldwebels Fenſtern geklappert.« »Der alte Peter Zillges konnte ſich nicht in die jetzige Welt finden.« »Eigentlich war es ſchon Winter«. So beginnen die erſten Kapitel. Mit ähnlicher Tatſächlichkeit ſetzen auch noch die letzten ein: »Der Halbfaſtenmarkt auf dem Karlsplatz war im Gang.« »Herr und Frau Schnakenberg waren in Paris geweſen.« »Es war für Düſſeldorf jetzt an der Zeit, ſeiner großen Männer zu gedenken.« Dann erklingt ein anderer Ton: »Es war ein Sonntagmorgen, ſo ſchön wie noch keiner in dieſem Sommer geweſen.« Da iſt eine Steigerung zu verſpüren; von Großem hat das Kapitel zu berichten. Noch mehr ſteigert der nächſte Einſatz: »Wenn nur die Ungewißheit nicht geweſen wäre! Aber nein, keine Ungewißheit mehr, es war ſchreckliche Gewißheit.« Dann geht es wieder bergab: »Es waren rauhe Herbſttage, die nun folgten.« »Nicht ſo raſch als man gedacht, rückten die beliebten Neununddreißiger wieder in ihre Garniſon ein.« Und doch erhebt ſich von dieſem Eingang das letzte Kapitel zu dem weihevollen Schluß der Dichtung. Aber auch ſonſt geht es in den verſchiedenen Kapiteln zu ſtarken Schlußwirkungen empor. Gern wird zuletzt ein Naturbild hingetuſcht: »Das verklärende Abendrot überm Exerzierplatz war erloſchen, plötzlich aller Glanz hin. Ein [illegible] terner, bleichherbſtlicher Nacht- [illegible] nte ſeinen Bogen, und ein [illegible] gte abſtändige Kaſtanien- [illegible] önigsallee wirbelnd in den [illegible] e Sterne zogen auf und ſtanden, ohne zu leuchten, über der Kaſerne.« Doch neben die weichen Lyrismen des Naturgefühls treten knappe und kräftige Gebärden, in denen preußiſche Zucht ſich ausgibt, Worte, die der preußiſche Soldat zu ſeiner Tochter ſpricht: »Mein Kind, über alles die Ehre!« Oder: »Das ‚Herrraus' der Wache dröhnte ihr noch immer in den Ohren.« Oder berichtet wird, daß der König die Kunſtausſtellung beſehen habe. »Er hatte bei Schulte ſogar einen Ankauf befohlen — das Bildchen hieß: ‚Die Rekruten'.« Unnötig iſt es hinzuzufügen, wie im Weiterſchreiten zu ſolchen Kapitelausgängen ſich ſymboliſch der Grundgedanke des ganzen Romans ſpiegelt: die Erziehung des rheiniſchen Landes zu preußiſcher Zucht und Kraft. Den Charakter ängſtlicher Berechnung tragen dieſe Formeigenheiten des Romans nicht an ſich.

Thomas Manns »Königliche Hoheit« ſtrebt unverkennbar nach einem ungewöhnlicherem Erzählerton als die Romane Clara Viebigs. Mancher Leſer mochte beinahe erſchrecken, als ihm die gewollte und kraftvoll durchgeführte Sprach- und Satzformung des Romans zum erſtenmal aufging. Die Tatſächlichkeit der Kapiteleingänge bekommt hier zuweilen den Anſtrich trockener Statiſtik: »Das Land maß achttauſend Quadratkilometer und zählte eine Million Einwohner.« Oder eines Hofberichts: »Des Großherzogs zweiter Sohn trat öffentlich zum erſtenmal hervor, als er getauft wurde.« »Klaus Heinrich verlebte drei Knabenjahre gemeinſam mit Altersgenoſſen aus dem Hof- und Landadel der Monarchie in einem Internat.« Ebenſo trocken tatſächlich klingen Kapitel aus: »Das war die Stadt; das war das Land. Das war die Lage.« Steigert ſich an dieſer Stelle der Ton, ſo geht es nicht in Lyrik



über, sondern ins Epigrammatische: »Man fühlte die Hoheit, aber niemand erriet sie.« Nachdem der Prinz den Dichter Martini kennen gelernt hat, sagt er zu seiner Schwester: »Ich weiß doch nicht, ob ich mich freuen kann, ihn kennen gelernt zu haben, denn er hat etwas Abschreckendes, Ditlinde, ja er ist bei all dem entschieden ein bißchen widerlich.« Und mit diesem Epigramm voll Ironie und Selbstironie endet der Abschnitt.

Die knappen Schlußgebärden entstammen wohl vorzüglich der grundsätzlichen Abneigung gegen die Gewohnheiten des Sensationsromans. Er liebt es, Abschlüsse innerhalb des Werks und auch das Ende mit starken Mitteln zu instrumentieren. Er tut des Guten zu viel, aber wie auch sonst — wir sahen es schon — half seine äußerlich wirkungsreiche Art dem Roman weiter, der eine künstlerischere Absicht verfolgte Dem Feuilletonroman liegt es nah, am Kapitelschluß starke Spannung, große Erwartung zu wecken. Die Nachfolger Eugène Sues versetzen am Kapitelausgang irgend einen Menschen in eine möglichst grauenhafte Lage. Er scheint dem gewissen Tod verfallen. Oder sonstwie bricht unerwartet etwas Ungeahntes, Ungeheures herein. Womöglich geht das nächste Kapitel zu einem anderen Menschen und zu dessen Schicksalen weiter, damit der gründlichst erregte Leser nur möglichst lange in ängstlichster Spannung festgehalten werde. Solche überwirksame Art des Kapitelbaus ist ganz wie die Neigung, um der kräftigeren Wirkung willen dem Kapitel keinen großen Umfang zu geben, noch bei J. C. Heer zu spüren. Oder sollen Ausgänge einen anderen Zweck verfolgen, wenn sie lauten: »Das Schweigen des Schreckens herrscht unter der Gruppe und sie erreicht Samaden.« Oder: »Auf weiten heimlichen Wegen, durch menschenverlassene Täler, über öde Grate treibt es Sigismund Gruber die herbstlichen Berge dahin in die Einsamkeit des Palügletschers. — Und die Geschicke erfüllen sich.« Oder: »Die Seinen hassen ihn, den Übergewaltigen, den keine Tat der Milde schmückt. Soll ihn aber sein Volk nie lieben lernen? — ihn, den einst Cilgia Premont geliebt hat?«

Diese Kraftgebärden, mit denen Heer die Kapitel seines »Königs der Bernina« beendet, entsprechen dem Pathos der Dichtung, in der dem Engadin neuerer Zeit ein Heros geschenkt werden soll, »gewaltig wie ein Held der Vorzeit, wie der lebendig gewordene Fels des Gebirges«. Einem feinfühligen Ohr mag immerhin auffallen, wieviel von dem Stelzenhaften französischer Sensationsromane hier wie in den kurzen Sätzen und Absätzen des Romans zu spüren ist.

Weitab liegt von Heers Art die gehaltene und gebändigte Sprache Manns. Aber auch Ricarda Huch geht andere Wege, wenn sie Menschen von heroischem Gehaben in eine verklärte Gegenwart versetzt. Sie führt, Kapitel für Kapitel, aus dem Alltäglichen und aus seiner Tatsächlichkeit schrittweise hinüber in die Tiefe der Seelen gar nicht alltäglicher und aller Tatsächlichkeit fremder Menschen. Sie beginnt in dem Roman »Von den Königen und der Krone« ein Kapitel: »Herr Beatus nahm es ohne ein Zeichen der Erbitterung auf, daß Lastari sein Geschäft verlassen und ein eignes gründen wollte.« Und wie ein selbstverständliches Ergebnis der Vorgänge des Kapitels steht am Ende: »Die Maielies lächelte glücklich mit feuchten Augen; es war ihr, als behängte der Überschwang seiner Liebe sie mit Schnüren von Perlen, immer neuen, reicheren, edleren, die sich kühl

um ihren Leib legten und ihn allmählich schwer zu Boden zögen.« Das ist mehr als ein beliebiges Schlußornament, angebracht, um den Einschnitt kräftig zu bezeichnen. Da wird die Summe des ganzen Kapitels gezogen. Dem geschäftsmäßig kühlen Eingang steht ein Ende gegenüber, das in das Heimlichste einer Frauenseele hineinleuchtet. Und dabei verwehrt die herbe Kühle der Sprache jeden Gedanken an eine überstarke Instrumentation. Nur daß in dieser gedämpften Sprache Bilder von schwerer Farbenpracht sich auftun, nicht etwa leuchtend und blitzend, sondern dumpf lastend in ihrer Vornehmheit. So beginnt sie ein andermal: »Die Hochzeit fand statt, als die protestantische Kirche vollendet war.« Kann man trockeneren Berichterstatterton anschlagen? Schon zwei Seiten später schließt der kurze Abschnitt: »Eine Bangigkeit, wie sie sie in der Brautzeit oft gefühlt hatte, wollte sich ihrer bemächtigen, aber sie zwang das wehe Gefühl nieder und maß den Unglücklichen mit ihren starken leuchtenden Blicken; denn sie hatte den unbewußten Glauben, daß mit ihr der Genius des Lebens sei und gegen die zuckenden Schatten kämpfte, die seine Seele verdunkelten.«

Die unpersönliche Sachlichkeit von Ricarda Huchs Dichtung »Der große Krieg in Deutschland« gestattet sich auch die gehobenen Abschlüsse des Romans »Von den Königen und der Krone« nicht mehr. Gleichwohl gilt es, die Abschnitte scharf von einander zu trennen und den Rhythmus des einzelnen Abschnitts kräftig zu betonen; sonst käme in der Menge von Kapiteln, die rasch von einem Ende des Kriegsschauplatzes zum anderen überspringen und ebenso rasch wieder [illegible]kehren, das ausgeprägte F[illegible] Dichterin nicht zu seinem Recht. Epigrammatische Abrundung ergibt sich daher wie von selbst, wenn Ricarda Huch in ihrer Weise da die Summe eines Abschnitts zieht. Der vierte des dritten Teils beginnt: »Oxenstierna fand den französischen Gesandten Feuquières tölpelhaft und das ironische Lächeln in seinem steifen Gesicht unausstehlich, weshalb er sein Benehmen zwar höflich und entgegenkommend gestaltete, aber Wendungen persönlicher Vertraulichkeit einstweilen unterließ.« Die Unterredung Oxenstiernas und Feuquières' ist auf den Ton gestimmt, den der Eingang ankündigt: vorsichtig und zurückhaltend äußert sich der Schwede, der Franzose aber höflich bis zur Schmeichelei und in steter Versicherung, wie uneigennützig sein König ans Werk gehe. Der Reihe nach sprechen sich mit dem Franzosen dann aus die deutschen Fürsten: Markgraf Friedrich von Baden, Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, ferner ein Abgeordneter der Stadt Nürnberg, endlich Graf Philipp Reinhard Solms; jeder geht mehr oder minder rasch auf das eine Ziel los, Geld von Frankreich zu bekommen. Mit keiner Silbe wird während der Darstellung dieser Gespräche auf die Ironie der Lage hingewiesen. Völlig bleibt es dem Leser überlassen, die wunderliche Einmütigkeit der Deutschen und ihren gemeinsamen Wunsch, von Frankreich bestochen zu werden, zwischen den Zeilen zu lesen. Kein »ebenso« oder »ganz wie« stellt die Gleichungen her, die tatsächlich vorhanden sind. Die Erzählerin verzichtet auch noch auf die letzten Rechte eines vermittelnden und dem Leser vordenkenden Chorus. Doch selbst am Ende des Abschnitts tritt sie, um nun endlich die einzelnen Posten zusammenzufassen, völlig in den Hintergrund. Gleichwohl ist die Pointe epi-



grammatisch scharf herausgearbeitet. Wie das Ganze gemeint ist, wird noch dem stumpfesten und eiligsten Leser klar. Dieser Abschluß erscheine deshalb in vollem Umfang:

»Als Feuquières am Abend dem Herrn de l'Isle, den er nach Straßburg und Württemberg schickte, einige Instruktionen gab, sagte er zu ihm, er habe jetzt ein Trompetensignal herausgefunden, das die deutschen Pferde unfehlbar in die blutigste Schlacht brächte.

»Ich habe Sie immer für ein großes Genie gehalten,« sagte de l'Isle, indem er sich gegen Feuquières verneigte, »was ist es?«

Feuquières griff in eine Seitentasche seines Überrocks und warf eine Handvoll Goldstücke über den Tisch, daß es klirrte.

De l'Isle brach in helles Gelächter aus. »Diese Tiere scheinen sehr musikalisch zu sein!« sagte er.

»Das ist eine deutsche Eigenschaft,« sagte Feuquières ernsthaft, »vermittelst welcher es mir hoffentlich gelingen wird, die Bedürfnisse der Deutschen in Einklang mit den Wünschen unseres Königs zu bringen.«

Nicht mit einem einzigen deutenden Wort begleitet Ricarda Huch die Gesprächsfolge. Dennoch gibt der Abschnitt, der diese Gespräche aneinanderreiht, ein geradezu erschöpfendes Bild des entscheidenden Augenblicks, ebenso durch die Worte, die von den Unterrednern gesprochen werden, wie durch das, was ungesagt bleibt. Gustav Adolf ist tot, sein Kanzler bewährt Vorsicht und Klugheit, aber auch Charakter in der schweren Lage, Frankreich prüft den unsicheren Boden, um zu erkunden, ob sein Weizen reift, die deutschen Stände sind durch den langen Krieg zermürbt und zögern nicht länger, sich der Macht auszuliefern, die ihrer Geldnot ein Ende setzt. All das spiegelt sich in dem Kapitel. Aber auch die Schlangenklugheit des französischen Unterhändlers, die plumpe Offenherzigkeit, mit der die deutschen Stände ihre kleinliche Gewinnsucht eingestehen, die Überlegenheit des Franzosen, der mit den »deutschen Pferden« um so erfolgreicher sein Spiel treibt, weil er ihre Bekenntnisse wie etwas Selbstverständliches hinnimmt und dazu schweigt: alles gelangt durch die Form, die von Ricarda Huch gewählt und genau durchgeführt wird, zu voller Vergegenwärtigung. Diese Form entspricht durchaus der verschlagenen Schweigsamkeit des französischen Gesandten. Fügte der Bericht deutende Worte hinzu, es wäre, wie wenn er auf die Stufe der »deutschen Pferde« herabsänke. Die Ironie des Vorganges, diese Ironie, die von Feuquières erkannt wird und sein Vorgehen bestimmt, während die Deutschen ahnungslos zum Opfer und Spielball der gleichen Ironie werden, sie trägt auch die Darstellung. Ihrer Gebärde entspricht das Gebaren des Franzosen. Sie wirkt symbolisch.

Der herben und keuschen Kunst Ricarda Huchs und Thomas Manns ist eine Ornamentik der einfachen und schlichten Linien eingeboren. Unter den Belegen für ornamentale Formgebung im Roman, die ich hier eilig gemustert habe, bedeutet Jean Paul den Gegenpol der beiden. Er kennt den Wert der Rhythmik des einzelnen Abschnitts, sei es, daß sie den Aufbau des Abschnitts selbst bedingt, sei es, daß sie die Abschnitte innerhalb des ganzen Aufbaues von einander sondert. Doch das Ornament wird ihm Selbstzweck, es verliert seinen ordnenden und rhythmisierenden Wert, weil es die Linien des Baus breit überdeckt. Die Übereinstimmungen, die zwischen solchen

gegensätzlichen Erzählungsformen und den gegensätzlichen Möglichkeiten der Ornamentik bildender Kunst bestehen, sind zu augenfällig, als daß ich sie jetzt noch hervorheben müßte.

In meinen flüchtigen Betrachtungen ist nur eine einzige Art der Ornamentik erwogen worden: Einsatz und Ausgang des einzelnen Kapitels in ihrer Bedeutung für das Kapitel selbst und für das ganze Werk. Ornamente, die der Verknüpfung des Ganzen, der Verbindung weitauseinanderliegender Teile eines Romans dienen, gibt es noch mehr. Nur eines sei noch genannt: das Leitmotiv. Es ist nicht selbstverständliche Eigenheit vieler Romane. Doch manchem Romandichter scheint es so gut wie unentbehrlich. Thomas Mann — um ihn allein zu nennen — liebt es, freilich nicht, soweit es nur »bloßes Merkmal physiognomischen und mimischen Inhalts« ist. Er verwertet es bewußt »direkt musikalisch«. Es lohnte sicher der Mühe, die beiden Möglichkeiten des Leitmotivs, die von Mann festgestellt werden, durch eine Reihe von Romanen mehrerer Dichter zu verfolgen. Hier aber mögen nur noch die Worte angeführt werden, in denen Mann das Werden des Leitmotivs beschreibt. Wieweit bewußtes Wollen, wieweit künstlerischer Takt die verschiedenen Formen von Einsatz und Ausklang bedingt, diese schwere Frage blieb oben ausgeschaltet. Willkommen mag darum sein, aus Manns eigenen Bekenntnissen zu erfahren, wie sich ihm das Leitmotiv ergibt, wie wenig es vorbestimmter Wegweiser ist und wie sehr es nur als eine Notwendigkeit im Lauf des Gestaltens sich einstellt. Er berichtet von dieser Eigenart seiner Erzählkunst:

»Nun, diese Machart allein würde genügen, meine Langsamkeit zu erklären. Es handelt sich dabei weder um Ängstlichkeit noch um Trägheit, sondern um ein außerordentlich lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl bei der Wahl jedes Wortes, der Prägung jeder Phrase — ein Verantwortlichkeitsgefühl, das nach vollkommener Frische verlangt und mit dem man nach der zweiten Arbeitsstunde lieber keinen irgend wichtigen Satz mehr unternimmt. Aber welcher Satz ist »wichtig« und welcher nicht? Weiß man es denn zuvor, ob ein Satz, ein Satzteil nicht vielleicht berufen ist, wiederzukehren, als Motiv, Klammer, Symbol, Zitat, Beziehung zu dienen? Und ein Satz, der zweimal gehört werden soll, muß danach sein. Er muß — ich rede nicht von »Schönheit« — eine gewisse Höhe und symbolische Stimmung besitzen, die ihn würdig macht, in irgend einer epischen Zukunft wiederzuklingen. So wird jede Stelle zur »Stelle«, jedes Adjektiv zur Entscheidung, und es ist klar, daß man auf diese Weise nicht aus dem Handgelenk produziert. Ich blicke in dieses oder jenes gerne gelesene erzählende Werk und ich sage mir: »Nun ja, ich will glauben, daß das flink vonstatten gegangen ist!« »Was mich betrifft, so heißt es, die Zähne zusammenbeißen und langsam Fuß vor Fuß setzen . . .«*)

Niemand wird behaupten wollen, daß jeder Dichter, dem es um künstlerische Höhe seiner Leistung zu tun ist, ganz so vorgehe wie Thomas Mann. Sein Zeugnis ist indes äußerst wertvoll für die Ergründung der Formeigenheiten des Romans. Es erhärtet, daß die Kunstform des Romans nicht bloß in der Durchführung eines einheitlichen Rhythmus der Erzählung fußt.

Novalis schrieb einmal, angeregt von

*) Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, Jahrgang 2 (1907), Sonderheft 7, S. 276 f.



»Wilhelm Meifters Lehrjahren«, die Worte hin (in Minors Ausgabe II, 307 f.): »Die Schreibart des Romans muß kein Kontinuum, es muß ein in jedem Perioden gegliederter Bau sein. Jedes kleine Stück muß etwas Abgeschnittenes, Begrenztes, ein eignes Ganze sein.« Er beftätigt, was oben vorgebracht ift. Meine Erwägungen dienen dem Text seines Ausspruchs zur Begründung und zur Erläuterung. Daß diese abgeschnittenen, begrenzten, ein eignes Ganze dárftellenden kleinen Stücke überdies durch kräftige Bande zusammengehalten werden können, verrät Manns Mitteilung.

Die „Neue Wirklichkeitslehre" in der amerikanischen Philosophie.

Von

Günther Jacoby.

IV.

Edwin B. Holt.

Neben Ralph Barton Perry ift sein Fachgenosse auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie an der Harvard-Universität, Edwin B. Holt, in die Reihen der Vorkämpfer für die »Neue Wirklichkeitslehre« eingetreten. Er hat bisher auf diesem Gebiete noch verhältnismäßig wenig veröffentlicht; aber der Beitrag, den er in dem Sammelbande über die neue Wirklichkeitslehre vor zwei Jahren lieferte, hat bei seinen Freunden ein gewisses Aufsehen erregt[1]) und läßt manche neue Anregung für das von ihm in Aussicht geftellte größere Werk über den »Begriff des Bewußtseins« erhoffen. Dort soll auch die vorläufig von ihm noch nicht völlig klar herausgearbeitete, am Schluß dieses Aufsatzes wiedergegebene Auffassung Holts von der Urteilsirrung ausführlicher behandelt werden.[2])

Holt geht davon aus, daß der »Neuen Wirklichkeitslehre« immer wieder der Vorwurf gemacht wird: sie könne nicht dem Thatsachenverhalte unserer Sinnestäuschungen gerecht werden. Für sie »sei« alles Wahrgenommene so, wie es wahrgenommen werde; und bei Sinnestäuschungen »seien« in Wahrheit die Gegenftände »anders«, als wir sie wahrnehmen. Infolgedessen könnten bei der Sinnestäuschung unsere Wahrnehmungen nicht als selbftändig und unabhängig gelten, sondern müßten vielmehr als von unserem Geifte entweder erzeugte oder beeinflußte Gebilde betrachtet werden.

Diesem Einwurfe tritt Holts Untersuchung entgegen. Sie weift zunächft ausführlich nach, daß die Mehrzahl der Sinnestäuschungen mit nichten von unserem »Geifte«, sondern vielmehr von

[1]) Namentlich Montague und Pitkin haben sich in einem besonderen Anhange des Sammelbandes noch näher mit Holts Bewußtseins- und Empfindungslehre beschäftigt. Vgl. auch Walter T. Marvin 'A First Book in Metaphysics' New York (Macmillan) 1912. S. 149 Anm. 1.

[2]) New Realism. S. 358 Anm. 2, vgl. auch S. 353 Anm. 1, S. 355 Anm. 2.

der körperlichen Beschaffenheit unserer Sinneswerkzeuge herrührt.[3])

So pflegen die Gesichtstäuschungen über Raumverhältnisse von körperlichen Umſtänden bedingt zu sein. Es hängt nicht von unserem Geiſte, sondern von der Muskeleinſtellung des Auges ab, wenn wir Dinge kleiner sehen, als sie sind.[4]) Es hängt nicht von unserem Geiſte, sondern von der Beschaffenheit der Linse ab, wenn uns Dinge verzerrt erscheinen.[5]) Es liegt nicht an unserem Geiſte, sondern an der Zweiheit unserer Augäpfel, daß wir das Einfache doppelt sehen: erzeugt doch ohne allen Geiſt ein Stereoskop dieselbe Verdoppelung. Alle diese Verkleinerungen, Zerrbilder, Verdoppelungen sind deshalb, wie Holt betont, nicht Erzeugnisse des Geiſtes, sondern von dem Geiſte völlig unabhängige körperlich bedingte Gebilde. Ja, sie sind sogar selber die Gegenſtände, die sie als Widergabe abbilden: wenn nicht ganz, so doch teilweise.[6]) Wir werden später sehen, wie Holt das meint.[7])

Wie mit dem Raume, so verhält es sich mit der Zeit. Auch hier ſtammt die Sinnestäuschung nicht aus unserem Geiſte, sondern aus Körperursachen. Wir sehen einen fernen Stern erſt Jahre lang, nachdem er an der gesehenen Stelle war. Aber so wenig iſt diese Täuschung geiſtig, daß sie genau ebenso für die von keinem Geiſte besessene lichtempfindliche Platte gilt.[8])

Und zu einem ähnlichen Ergebnisse kommen wir für unsere Täuschungen über Farben, Töne und andere Empfindungsbeschaffenheiten. Daß uns das Dunkele noch dunkeler erscheint, wenn wir aus dem Hellen kommen, und daß der ferne Hügel je nach dem Sonnenſtande seine Farben ändert, iſt durchaus kein Werk unseres Geiſtes, sondern nur eine Rückwirkung unserer Netzhaut auf veränderte Lichtſtrahlen. Eine farbenempfindliche Platte würde dieselben Vorgänge aufweisen.[9]) Ähnlich lassen sich Gehörstäuschungen auf körperliche Vorgänge in dem inneren Ohre zurückführen und Störungen des Gleichgewichts auf körperliche Vorgänge in unserem Gleichgewichtssinne. Nirgends wird hier die Sinnestäuschung von unserem Geiſte herbeigeführt.[10])

Das findet endlich auch bei den Nachbildern nicht statt, die, meiſt nach Lichteindrücken, durch selbſttätige Nachwirkung der Netzhaut entstehen. Sollte es sich, neueren Untersuchungen von A. Meisling[11]) zufolge bestätigen, daß Wärme-, Licht- und Hertzsche Wellen derselben physikalischen Ordnung angehören, und daß die Stäbchen und Zäpfchen unserer Netzhaut als »elektromagnetische Resonatoren« anzusprechen sind, so würden wahrscheinlich jene Nachbilder als ein Sonderfall der allgemeineren Tatsache zu betrachten sein: wonach eine für Hertzsche Wellen bestimmte und auf eine bestimmte Wellenlänge eingepaßte Empfangsſtelle ſtets auch auf eine zugeordnete zweite Wellenlänge eingestellt iſt.[12])

---

[3]) In ähnlichem Sinne hatte sich im Journal of Philosophy Bd. 8, S. 393 ff. John Dewey geäußert, an den Holt sich hier anschließt.

[4]) New Realism. S. 304.

[5]) Ebd. S. 306.

[6]) Ebd. S. 305 f.
Vgl. Holts Begriff des »Querschnittes« ...ie Ausführungen in den letzten Teilen ...Aufsatzes.
...bd. S. 307 f.

[9]) Ebd. S. 309.

[10]) Ebd. S. 310.

[11]) Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 1907. Bd. 42, S. 229 ff.

[12]) New Realism, S. 312 vgl. auch S. 327. Holt beruft sich dafür auch auf Versuche von G. W. Pierce in der »Physical Review« 1905, Bd. 20, S. 220 f., Bd. 21, S. 367 ff. und 1907, Bd. 24, S. 151.

Die Tatsache der Sinnestäuschung pflegt eine wichtige Rolle in unserer Erkenntnislehre zu spielen. Sie hat hier zu einer Spaltung des Gegebenen in Eigenschaften erster, »primärer«, und zweiter, »sekundärer«, Ordnung geführt. Die Eigenschaften zweiter Ordnung, Farben, Töne, Gerüche usw., gelten als ganz verschieden von den Eigenschaften erster Ordnung. Dennoch wird behauptet, daß letzten Endes auch ihnen Eigenschaften erster Ordnung zu Grunde lägen, denen sie in einer bestimmten, aber nicht weiter zu ergründenden Weise zugeordnet seien. Dem entsprechend werden die Eigenschaften zweiter Ordnung gewöhnlich aufgefaßt als Eigenschaften erster Ordnung, die durch eine Art Sinnestäuschung auf falsche Weise wahrgenommen sind.[13])

Johannes Müllers Lehre von der »spezifischen Energie« als der eigentümlichen Kraft jedes Sinnesnerven, auf verschiedenartige Reize immer nur in seiner eigenen, ein für alle Mal feststehenden Weise zu antworten[14]), ist ein Versuch, die Entstehung der Eigenschaften zweiter Ordnung auf den Nervenbau zu begründen. Es wird behauptet, die Wirklichkeit bestehe nur aus Eigenschaften erster Ordnung, diese aber würden von der eigentümlichen Kraft unserer Sinnesnerven, als der Voraussetzung des Bewußtseins, so umgewandelt, daß wir sie als Eigenschaften zweiter Ordnung wahrnehmen.

Diese berühmte Lehre Müllers krankt an einem Übelstande. Der Bau der Nerven zeigt nämlich, daß eine Verschiedenheit zwar stattfindet in unseren Sinneswerkzeugen, von denen jedoch unser Bewußtsein nicht abhängt; daß dagegen an den Stellen, von denen es abhängt, keinerlei Verschiedenheit aufzutreten scheint: nämlich in der Großhirnrinde als dem wirklichen Träger des Bewußtseins und in den Nerven, die aus den Sinneswerkzeugen zu der Großhirnrinde führen: sind doch nicht einmal Empfindungs- und Bewegungsnerven verschieden gebaut. Es ist also schwerlich richtig, daß die Verschiedenheit unserer Sinneswahrnehmungen aus einer Verschiedenheit unserer Sinnesnerven als Trägern des Bewußtseins folge.[15])

Diese Lehre könnte übrigens auch den Eigenschaftverschiedenheiten innerhalb desselben Sinnesgebietes nicht gerecht werden, wie sich denn auch sonst die alte, von Müller zu Grunde gelegte, Einteilung der Empfindungen nach unseren Sinneswerkzeugen immer mehr als unzureichend erweist. Innerhalb der einzelnen Sinneswerkzeuge selber tut sich eine Fülle ganz verschiedenartiger, scheinbar einfacher und teilweise doch zusammengesetzter Empfindungen auf. Um ihnen gerecht zu werden, müßte man Müllers Lehre von den eigentümlichen Nervenkräften so umgestalten, daß man besser tut, zu den Tatsachen selbst zurück zu gehen, die jene Lehre erklären will, und eine neue, einfachere Erklärung zu versuchen.[16])

Hier kommt uns nun eine in der Nervenforschung schon seit längerer Zeit vorbereitete Feststellung C. S. Sherringtons zu Hilfe.[17]) Es hat sich nämlich in der Beobachtung von Muskel-

[13]) Ebd. S. 313 f.

[14]) Zum ersten Male wurde diese Lehre klar ausgesprochen in Müllers Schrift »Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtsinnes« Leipzig 1826, S. 44 f.

[15]) New Realism. S. 314—318.

[16]) Ebd. S. 320 f.

[17]) C. S. Sherrington »The Integrative Action of the Nervous System« New York 1906 S. 42 f., vgl. New Realism, S. 32 f.

zuckungen gezeigt, daß die Geschwindigkeit und die Zahl der mechanischen Rückwirkungen eines Nerven genau der Geschwindigkeit und der Zahl der Reize entspricht, durch die der Nerv erregt wurde. Dazu kommt, daß sich diese Beobachtung auch für das Gehör zu bestätigen scheint in einer Reihe neuerer Versuche und Erörterungen, die sich bei den englischen Physikern und Psychologen an die Unterschiedsempfindlichkeit des mit beiden Ohren bedienten Gehörs für langsame Tonschwingungen angeschlossen hat.[18]) Sie würde sich möglicher Weise aber auch für den Gesichtssinn bestätigen, wenn Meislings Vermutung richtig ist, daß die Stäbchen und Zäpfchen der Netzhaut »elektromagnetische Resonatoren« sind, die ihre Erregung durch die Lichtwellen in entsprechender Schwingungszahl auf den Sehnerv übertragen.[19]) Was endlich die anderen Sinneswahrnehmungen angeht, so reicht unsere Kenntnis der ihnen zugeordneten Nervenvorgänge vorläufig zu sicheren Angaben noch nicht aus. Doch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß auch hier Reiz und Nervenrückwirkung in einem genauen Zahlenverhältnisse zu einander stehen.[20]) Wäre das der Fall, so würde unser Ergebnis dahin lauten, daß die entsprechenden Nervenvorgänge der Empfindungen zweiter Ordnung genau so wie die der Empfindungen erster Ordnung in einem rein zahlenmäßig ausdrückbaren Verhältnis zu ihren Reizen stehen.

Für dieses rein zahlenmäßige Verhältnis der Empfindungen zweiter Ordnung zu ihren Reizen spricht auch ein Vergleich dieser Empfindungen untereinander. Es zeigt sich nämlich, daß sie uns meist in einer fest bestimmten, an keiner Stelle willkürlich zu ändernden Reihenfolge gegeben sind. So stehen die Farben des Sonnenlichtes für unsere Sinneswahrnehmung in einer eindeutig bestimmten und ohne Willkür an keiner Stelle verrückbaren Ordnung. Jeder Farbenausschnitt der Lichtbrechung scheint uns nur zwischen den ihm unmittelbar benachbarten Farben stehen zu dürfen: in genau demselben strengen Sinne, in dem eine jede Zahl nur zwischen den ihr unmittelbar benachbarten Gliedern einer Reihe stehen darf. Dasselbe gilt von der Stufenleiter der Helligkeitsunterschiede, von der Stufenleiter der Töne, von den Wärmeunterschieden, ja in gewissem, mit dem Fortschritte unserer Kenntnis sich immer steigernden Grade, selbst von den Unterschieden in Geruch und Geschmack. Diese fest bestimmte, nur den Zahlenverhältnissen einer Reihe vergleichbare Ordnung der Empfindungen zweiter Klasse läßt auf ihre Angemessenheit den Reizen als Schwingungen von bestimmtem Zahlenwerte gegenüber und deshalb auf ihre annähernde Gleichwertigkeit mit den Empfindungen erster Klasse schließen[21]).

[18]) New Realism. S. 322–325. Die englischen Untersuchungen über diesen Gegenstand finden sich im »London, Edinburgh, and Dublin Philosophical Magazine and Journal of Science« Sixth Series. Bd. 13, 14, 15 und 18, vgl. namentlich die Ausführungen von Lord Rayleigh, in Bd. 13, S. 214 ff., S. 316 ff. und Bd. 14, S. 596 ff., dazu L. T. More in Bd. 13, S. 452 ff. und Bd. 18, S. 308 ff. Ebd. T. J. Bowlker, Bd. 15, S. 318. Vgl. auch C. S. Myers und H. A. Wilson im »British Journal of Psychology«, Bd. 2, S. 363 ff. und M. Greenwood »Physiology of the Special Senses« London 1910, S. 83. — Rayleigh weist darauf hin, daß schon im Jahre 1886 Rutherford in seinem Angriffe gegen Helmholtz' Verlegung des Gehörvorganges in die Basilarmembran auf ähnliche Erwägungen gekommen sei.

[19]) New Realism, S. 326–328.

[20]) Ebd. S. 328–330.

[21]) Ebd. S. 330 f. Vgl. Franz Brentanos »Untersuchungen zur Sinnespsychologie«. Leipzig 1907. S. 62 ff.



Dazu kommt, daß sich viele Empfindungen zweiter Ordnung als Zusammensetzung aus anderen Empfindungen erweisen. So iſt Grün für geübte Beobachter nicht etwa nur als Farbstoff, sondern auch als schiere Sinneswahrnehmung ein Gemisch von Gelbempfindung und Blauempfindung[22]; oder die Apfelsinenfarbe ein Gemisch aus Gelb und Rot; und Purpur ein Gemisch aus Rot und Blau. Schwarz, weiß, rot, gelb und blau erscheinen aber auch dem geübteſten und sorgsamſten Beobachter als reine Farben[23].

Ebenso sind in dem Gebiete des Gehörs die meiſten Empfindungen zusammengesetzt. Und die wenigen, die als »rein« in Anspruch genommen werden, zeigen doch noch eine Beimischung von »Dumpf« und »Hell«, wenn sie auch nicht, wie Ernſt Mach wollte[24], aus »Dumpf« und »Hell« allein bestehen[25].

In anderen Sinnesgebieten zeigt sich ein Gemisch von scheinbar ganz verschiedenen Empfindungen aus Nerven mit scheinbar ganz verschiedenen Reizempfängern. Das iſt für die Zusammensetzung der meiſten unserer Geschmacksempfindungen aus Geschmack-, Geruch-, Wärme- und Taſtwahrnehmung wohl bekannt, gilt aber wahrscheinlich auch für die Taſtempfindung als solche und für andere Empfindungen[26].

Andererseits zeigt sich das Zusammengesetzte und die Zerlegbarkeit nicht nur einiger, sondern wahrscheinlich aller unserer Empfindungen auch darin, daß sie gewisse Züge gemeinsam haben, durch die sie mit Empfindungen aus anderen Sinnesgebieten vergleichbar werden[27]. Vergleichbar sind die Empfindungen, wie Brentano zeigt, namentlich in ihrer Stärke. So kann z. B. ein zarter Duft, als weniger stark, mit einem lauten Geräusche verglichen werden. Auf anderem Felde mag der Unterschied zwischen einem kühlen Anblasen und einem warmen Anhauche, ebenso wie der Unterschied zwischen süß und sauer, dem Unterschiede zwischen heller und dunkeler Farbe verglichen werden usw.[28].

Aus diesen Verhältnissen scheint zweierlei zu folgen. Erſtens, daß die aus verschiedenen Sinnesgebieten ſtammenden Empfindungen zweiter Ordnung keineswegs völlig von einander verschieden sind, sondern sich etwa so zu einander verhalten, wie die Unterarten einer und derselben Gattung[29]. Ihre Gattungsgemeinschaft würde aber da liegen, wo sie mit einander vergleichbar sind. Zum anderen aber auch, daß diese Eigenschaften nicht einfach sind. Es ist nämlich keine Eigenschaft einfach, die mit einer anderen verglichen werden kann[30]. Denn sie muß ja erstens das haben, was ihr mit der anderen Eigenschaft gemeinsam iſt, und zweitens das, was sie von der anderen Eigenschaft trennt. Also kann auch keine Empfindung einfach

---

22) Vgl. die glänzenden Vorträge von Franz Brentano über das »phänomenale Grün« a. a. O. S. 3ff. und S. 129ff., auf die sich Holt hier stützt. Siehe ebendort S. 8, 847, vgl. auch S. 155, Anm. 5, den Hinweis, daß Olivengrün als eine Zusammensetzung aus Grün und Rot betrachtet werden könne.

23) Aus dem Ebbinghaus-Titchenerschen Farbenoktaeder wäre also Grün als »Drehpunkt« ausgeschaltet.

24) Analyse der Empfindungen. 4. Aufl. 1903. S. 204ff.

25) Brentano a. a. O., S. 101ff.

26) Vgl. dazu Brentanos Bemerkungen über die »multiple Qualität« a. a. O., S. 159ff.

27) Vgl. auch die Bemerkungen von J. von Kries über Helligkeitsvergleichungen zwischen ungleichfarbenen Lichtern in Nagels »Handbuch der Physiologie des Menschen« Bd. 3. 1905, S. 256f.

28) Zu diesen Vergleichungen siehe die Anmerkungen bei Brentano a. a. O., S. 80 und S. 155, Anm. 5.

29) New Realism. S. 347.

30) Vgl. Brentano a. a. O., S. 113f.

sein, die sich mit einer anderen vergleichen läßt. Also sind auch die meisten unserer Empfindungen zweiter Ordnung nicht einfach. Nur dann wären wir zu wirklich einfachen Empfindungen gelangt, wenn diese schlechterdings aufhörten, mit einander verglichen werden zu können,

Vielleicht kommen wir dieser Zusammensetzung in unseren Empfindungen zweiter Ordnung auf einem anderen Wege noch näher. Es hat sich in der Naturwissenschaft erfahrungsgemäß bewährt, Eigenschaftsunterschiede zurückzuführen auf Unterschiede in der Zusammensetzung eigenschaftsgleicher kleiner Teilchen. Auch die Empfindungen zweiter Ordnung lassen sich nun als eine Zusammensetzung kleiner Teilempfindungen verstehen. Die aus der Zusammenordnung von Teilerlebnissen entstehende Gesamtbeschaffenheit nennt man »Gestaltbeschaffenheit«. Es wird also darauf ankommen, unsere Empfindungen zweiter Ordnung als solche Gestaltbeschaffenheiten zu begreifen[32]).

Den Beweis dafür kann nur die Erfahrung selbst bringen. Wir müssen uns daher nach Beispielen umsehen, in denen neue Empfindungen zweiter Ordnung aus einem Zusammenwirken von kleinen Teilempfindungen hervorgehen. Solche Beispiele sind in der Tat vorhanden.

Zunächst auf dem Gebiete des Tastsinnes. Hier ruft eine rasche Folge von Reizen als Gestaltbeschaffenheit eine ganz andere Empfindung hervor als die einzelnen Tastreize, aus deren Menge diese Gesamtempfindung entsteht. Anstatt der Reihe der Einzeltastempfindungen erhalten wir nämlich die durchaus von ihnen verschiedene Gesamtempfindung: »rauh«. Bei einer weiteren Beschleunigung verwandelt sich das »Rauhe« wieder in sein scheinbares Gegenteil nämlich in die Empfindung »glatt«. Noch größere Geschwindigkeit der Reizfolge bringt die Empfindung einer »dauernden Berührung« und unter anderen Umständen eine »Festigkeitsempfindung« hervor[33]).

Ein ganz entsprechender Vorgang kann auf dem Gebiete des Gehörs beobachtet werden. Hier wird eine schnelle Folge von leisen Geräuschen zu einem von diesen Geräuschen selbst durchaus verschiedenen Tone, wie wir es alle von der Sirene kennen. Hierher gehört auch die Erfahrung, die man macht, wenn sich zwei fast gleiche Töne immer mehr in ihrer Tonhöhe von einander entfernen, bis sie nach einem unangenehmen Übergangsmißklange in ihren »Differenzton« übergehen[34]).

Endlich das Gebiet der Gesichtswahrnehmung. Auch da haben wir entsprechende Beobachtungen. Wenn man z. B. eine Folge von Farbenreizen langsam an sich vorüber ziehen läßt, so nimmt man zunächst die Reize einzeln nach einander in deutlicher Reihenfolge wahr. Beschleunigt man die Folge, so tritt ein Flackern auf, das immer stärker wird und das Gewahrwerden der Reihenfolge als solcher immer mehr in den Hintergrund drängt. Bei erhöhter Beschleunigung hört die Reihenfolge schließlich ganz auf, und man erkennt nur noch ein grobes, bei größerer Geschwindigkeit sich glättendes Flackern. Bei noch größerer Beschleunigung verschwindet auch das Flackern, und es tritt eine zusammenhängende einheitliche Farbenerscheinung auf[35]).

Man sieht: auf allen Sinnesgebieten ergibt die »Gestaltbeschaffenheit« einer

---

[32]) New Realism S. 340 f.

[33]) New Realism S. 341–345

[34]) Ebd. S. 345–347.

[35]) Ebd. S. 346.

schnellen Folge von Reizen eine von diesen Reizen selbst durchaus verschiedene neue Gesamtempfindung. Das Entstehungsgesetz dieser neuen Gesamtempfindung aber liegt darin, daß bei großer Geschwindigkeit die Zwischenzeit zwischen den einzelnen Reizen nicht mehr als solche wahrgenommen wird[36], Ordnung und Dichtigkeit der Reize sich aber in der jeweils besonderen Färbung der neuen Empfindung geltend macht[37].

Dieses Entstehungsgesetz neuer Gesamtempfindungen gibt vielleicht einen Schlüssel zum Verständnis unserer Empfindungen zweiter Ordnung überhaupt. Sie sind vielleicht alle neue Gesamtempfindungen, »Gestaltbeschaffenheiten«, die entstanden sind aus einer außerordentlich schnellen Aufeinanderfolge von Einzelempfindungen, welche Einzelempfindungen in ihrer Art anders sind als jene Gestaltbeschaffenheit. Oder anders ausgedrückt: die Eigenschaften zweiter Ordnung sind vielleicht aus einer Folge von Empfindungen hervorgegangene »Gestaltbeschaffenheiten«, deren Folge im einzelnen unser Zeitsinn nicht mehr aufzufassen imstande ist, während wir die Dichtigkeit der Reize inne werden und zwar wahrscheinlich durch einen Vorgang, der auf der Häufung der Nervenerregungen beruht[38].

Dieses Ergebnis würde durchaus übereinstimmen mit der physikalischen Erklärung von Licht und Schall als einer schnellen Folge von Wellenschwingungen, und mit der physiologischen Erklärung der neueren Nervenlehre, daß die Nervenerregung der Schwingungszahl der sie erregenden Reize entspricht: selbst bei der hier, namentlich für die Lichtwellen, in Frage kommenden außerordentlichen Geschwindigkeit der Schwingungen[39].

Damit kehren wir zurück zu unserem Ausgangspunkte. Sinnestäuschungen, und zwar sowohl die eigentlichen, wie Doppeltsehen, Verkleinerung, Zuspätsehen usw., als auch die uneigentlichen, nämlich die Wahrnehmung der Eigenschaften zweiter Ordnung, werden nicht hervorgebracht durch unseren Geist, sondern durch die körperliche Beschaffenheit unseres Nervenbaues und seiner Sinneswerkzeuge.

Dementsprechend werden auch die Empfindungen, die ohne äußeren Reiz zustande kommen, also namentlich die Traum- und Wahnvorstellungen, nicht als von unserem Geiste, sondern als von unseren Nerven hervorgebracht zu denken sein. Die Nerven erzeugen hier durch Verursachung innerhalb des Nervenbaues dieselben schnellen Schwingungen, die sonst durch äußere Reize in ihnen erzeugt werden. Und diese schnellen Nervenschwingungen werden auch hier in ihrer zusammenfassenden Gestaltbeschaffenheit als Empfindungen aufgefaßt. Der Fall ist insofern grund-

---

[36]) Die der Zeitwahrnehmung zu Grunde liegenden Nervenvorgänge sind uns gegenwärtig noch nicht hinreichend bekannt. Ebd. S. 348.

[37]) Ebd. S. 344 f.

[38]) Ebd. S. 349.

[39]) Dabei scheint es, daß die Empfindungen zweiter Ordnung unsere Aufmerksamkeit in einem ungefähren Verhältnis zu der Schwingungszahl ihrer Reize in Anspruch nehmen. Ebd. S. 349. — Das Gesamtergebnis erinnert an Leibniz' Lehre von den »kleinen Empfindungen«, die dieser freilich mit anderer Wendung gebrauchte. (Monadologie 21.) — Holt selbst weist auf Herbert Spencer hin, dessen Lehre von der Zusammensetzung der Empfindung aus kleinsten gleichartigen Teilempfindungen in der Tat das Ergebnis der Erwägungen Holts auffallend vorweg nimmt. Vgl. Herbert Spencer »Principles of Psychology« 3. Aufl. Bd. 1. Teil 2. Kapitel 1.

sätzlich nicht verschieden von dem Falle der Sinneswahrnehmungen überhaupt. Sinnestäuschung ist in Wahrheit Sinneswahrnehmung von Nervenvorgängen[40].

Das darf jedoch nicht so aufgefaßt werden, als ob die uns auf Grund der Nervenvorgänge bewußte Welt, handle es sich nun um Traum, Wahn oder Wirklichkeit, in unserem Schädel vor sich gehe. Unsere Empfindungen sind zwar an Nervenvorgänge gebunden, aber nicht notwendigerweise an die Raumstelle der Nerven. Man kann sich das durch den Vergleich mit einem Scheinwerfer klar machen, der bald diesen, bald jenen Teil einer Landschaft mit Licht überflutet, selber an den Brenner gebunden bleibt und doch die Landschaften jenseits des Brenners erreicht. So findet auch das Bewußtsein keineswegs innerhalb unserer Nerven statt, wiewohl es an sie gebunden ist, sondern erreicht die wirkliche Außenwelt, mit der es sich beschäftigt[41].

Ist das der Fall, so gehört der von dem Bewußtsein erreichte Gegenstand nicht zu diesem Bewußtsein ausschließlich. Er gehört vielmehr auch zu der Umwelt, in der er sich findet, und zu anderen Bewußtseinen, die ihn etwa wahrnehmen: genau so, wie der von einem Scheinwerfer getroffene Gegenstand nicht nur zu dem Lichtfelde des Scheinwerfers gehört, sondern auch zu den Nachbargegenständen im Dunkel und zu den Lichtfeldern anderer Scheinwerfer, die ihn etwa treffen.

Daraus ergibt sich das Verhältnis des Bewußtseins zu seinen Inhalten. Nennt man »Querschnitt« eine Zusammenordnung von Inhalten durch irgend ein von diesen Inhalten unabhängiges, auswählendes Werkzeug, so ist das Bewußtsein ein durch Rückwirkung der Nervenvorgänge ausgewählter »Querschnitt« aus einer von den Nervenvorgängen und dem Bewußtsein selbst an und für sich unabhängigen Welt[42].

Die Unabhängigkeit dieser Welt von dem Bewußtsein schließt aber noch keineswegs ihre Wirklichkeit ein. Holt betont vielmehr, daß allen Empfindungen, Vorstellungen und den übrigen Sachbefunden des Bewußtseins wohl unabhängiges »Sein« zukommt, aber nicht notwendigerweise »Dasein« im Sinne der »Wirklichkeit«. »Wirklichkeit« gehört überhaupt nie zu einem sachlichen Befunde als solchem. Sie wird vielmehr erst in einem »Satze« über den Befund festgestellt und bedeutet ein Beziehungsverhältnis des Befundes. Daher ist denn auch die in einem anderen philosophischen Lager viel gebrauchte Redewendung, daß ein »Befund« sich auf etwas »beziehe«, es »meine« usw., eigentlich falsch. Der Befund als solcher »meint« garnichts, sondern wir »meinen« etwas über ihn[43].

Das Reich des von unserem Bewußtsein unabhängig Seienden steht im Mittelpunkte der Untersuchung Holts. Seine Wirklichkeitslehre behandelt also im Widerspruche zu ihrem Namen gar nicht die Wirklichkeit, sondern ein Feld, von dem die Wirklichkeit nur einen Ausschnitt bildet[44]. Holt ist geneigt, diesen Wirklichkeitsausschnitt aus dem »Seienden« als einen sehr umfassenden, von Widersprüchen reinen Beziehungszusammenhang anzusprechen, läßt sich jedoch nicht näher auf diese Begriffsbestimmung ein. Denn das

[40]) New Realism S. 352.

[41]) Ebd. S. 353.

[42]) Ebd. S 353 f.

[43]) Ebd. S. 357 f.

[44]) Es klingt in der Tat merkwürdig, wenn Holt als Vertreter einer »Lehre von der Wirklichkeit« sagt: »was Wirklichkeit ist, kümmert mich nur wenig«. Ebd. S. 366.

Gesamtbild, mit dem er es zu tun hat, ist eben nicht das »Wirkliche«, sondern das »Seiende«.

In diesem Gebiete des Seienden verbindet sich nun leicht mit der Sinnestäuschung ein von ihr grundsätzlich zu unterscheidender »Urteilsirrtum«. Jeder Urteilsirrtum hat die Wahrnehmung eines Widerspruches oder Gegensatzes zur Grundvoraussetzung. Dabei ist das Wesentliche nicht jene Wahrnehmung, sondern das Vorhandensein des Widerspruches oder Gegensatzes. Und zwar findet dieses Vorhandensein nicht nur in der »Wirklichkeit« statt, sondern in jenem Felde des »Seins« überhaupt, von dem soeben gesprochen wurde. Mit anderen Worten: die eigentliche Grundvoraussetzung des Irrtums liegt in dem Inhalte der Erkenntnis, der als »Seiendes« schlechthin von dem Bewußtsein unabhängig ist. In diesem »Seienden« als solchem, nicht etwa blos im »Wirklichen«, sind Widersprüche unmöglich. Um zum Beispiel festzustellen, daß ein rundes Viereck unmöglich sei, bedarf es lediglich des Versuches, sich eine solche Gestalt als »seiend« zu vergegenwärtigen. Der Versuch erweist sich als unmöglich, und damit ist der Widerspruch als Grundvoraussetzung des Irrtums gegeben. Die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit eines runden Vierecks hat mit seiner Unmöglichkeit, dem Widerspruche und also auch mit dem Irrtum garnichts zu tun[45]).

Aus dieser Erwägung geht hervor, was bereits erwähnt wurde, daß nämlich, wie die Wirklichkeit, so auch der Erkenntnisvorgang und das Bewußtsein für das logische Wesen des Irrtums durchaus gleichgültig sind. Das logische Wesen des Irrtums ist eine Frage der Lehre vom »Sein«, nicht etwa eine Frage der Lehre vom Denken oder Erkennen[46]).

Innerhalb des »Seins« ist ein Widerspruch oder Gegensatz unmöglich. Dagegen ist ein solcher Widerspruch nicht nur möglich, sondern sogar sehr häufig zwischen Sätzen, die nicht in dem Beziehungszusammenhange desselben »Seins« erfüllt worden sind. Das gilt selbst für Naturgesetze. Auch diese stehen häufig nicht nur in einem Gegensatze, sondern in einem wirklichen Widerspruche zueinander. So behauptet, wenn zwei entgegengerichtete Bewegungen auf einen Körper einwirken, das eine Naturgesetz, daß er nach oben, das andere, daß er nicht nur nicht nach oben, sondern sogar nach unten gehen soll. Dieser Widerspruch wird keineswegs beseitigt, wenn man die Naturgesetze nachträglich dahin einschränkt, daß sie im Falle einer Hinderung keine Geltung haben sollen. Denn eine solche Einschränkung tritt erst dann in Kraft, wenn der Widerspruch bereits da ist[47]).

Die Tatsache, daß die beiden Naturgesetze im Widerspruche zu einander stehen, kommt auch hier zur Klarheit, sobald man sie in dem Beziehungszusammenhange desselben »Seins« zu erfüllen sucht. Stellt man sich einen Körper von zwei gleichen Kräften in entgegengesetzter Richtung angetrieben vor, so bewegt er sich nicht etwa nach beiden Richtungen hin und her, sondern tut keins von beiden und bleibt stehen. Der Widerspruch findet also keineswegs statt im Seienden oder im Wirklichen als einem Teile des Seienden, sondern nur in den Naturgesetzen als Sätzen, die etwas über das Seiende aussagen[48]).

---

45) Ebd. S. 360 ff.

46) Ebd. S. 361 f.

47) Ebd. S. 363 ff.

48) Ebd. S. 364



Leider hat Holt die Anwendung dieser Lehre auf die mit Sinnestäuschung verbundenen Urteilsirrungen bisher noch nicht zu völliger Klarheit erhoben, eine weitere Durchführung des Grundsatzes aber für sein Werk über den »Begriff des Bewußtseins« in Aussicht gestellt. Vorläufig versucht er den hier auftretenden Schwierigkeiten von einer anderen Seite näher zu kommen. Er geht dabei von dem Unterschiede zwischen dem Seienden und dem Wirklichen aus. Das Seiende, das für wirklich gehalten wird, kann betrachtet werden als ein »Querschnitt« des Wirklichen in dem früher begrifflich festgelegten Sinne dieses Wortes. Dann enthält das Seiende zwar einige Eigenschaften des Wirklichen in bestimmter Auswahl, aber nicht alle. Zu den Eigenschaften, die dem nicht wirklichen »Seienden« fehlen, gehört unter anderem die Undurchdringlichkeit. Daher kann beispielsweise der Wahnsinnige ein Truggebilde als »Seiendes« an eine Stelle verlegen, die für andere Menschen durch wirkliche Gegenstände ausgefüllt ist. Aus dieser Durchdringlichkeit der Truggebilde läßt sich zwar schließen, daß sie unwirklich sind, nicht aber, daß sie von dem Bewußtsein abhängen. Sie gehören vielmehr nach Holts Überzeugung einem unabhängigen Zwischenreiche zwischen Wirklichkeit und Bewußtsein an: dem Reiche des »Seienden«, und sind als Mitglieder dieses Reiches ebenso unwirklich und doch unabhängig vom Bewußtsein wie etwa ein Spiegelbild, das hinter dem Spiegel erblickt wird als ein unabhängig »seiender«, aber unwirklicher Querschnitt der Wirklichkeit[49]).

Mit diesen Erwägungen bricht der Beitrag Holts zur »Neuen Wirklichkeitslehre« ab: im Ganzen ein Versuch, die Unabhängigkeit der Wahrnehmungsinhalte von dem bewußten Geiste, falls es einen solchen gibt, klar zu legen. Unabhängig erscheinen die Sinnestäuschungen im eigentlichen Verstande dieses Wortes. Unabhängig wie die Eigenschaften erster Ordnung, sind die Empfindungen zweiter Ordnung. Unabhängig, wenn auch nicht wirklich, sind endlich die Truggestalten unserer Einbildungskraft. Ein Ergebnis, das, aus anderem Forschungsfelde kommend, mit Perrys Untersuchungen über den Begriff der Unabhängigkeit unmittelbar zusammentrifft, in den Kreisen der amerikanischen Philosophie einiges Aufsehen erregt hat, aber in der Unfertigkeit seiner Ausführung mindestens über sich selbst hinaus weist.

---

[49]) Ebd. S. 368 ff.

Die grösste Volkshochschule der Welt.

Von

Ed. Brückner.

Die gewaltige Industrialisierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die wir in den letzten Jahrzehnten sich haben vollziehen sehen, beruht auf dem schier unerschöpflichen Reichtum an Kohle und Eisen, den der Schoß der Erde hier birgt. Besonders, wo beide Mineralien benachbart auftreten, ist ein Aufschwung zu beobachten, wie er beispiellos in der Geschichte dasteht.



Nirgends ist das offenkundiger zu spüren als im Staate Pennsylvanien. In schmalen langen Streifen, die den Falten des Gebirges entsprechen, treten hier überaus reiche Kohlenfelder auf. Sie versorgen die mächtigen Hochöfen und Eisenwerke von Pittsburg und Umgebung sowie der anderen größeren Eisenorte. Zugleich vollzieht sich auch ein gewaltiger Transport dieses schwarzen Minerals zum Gestade des Ozeans nach New York, um hier den riesenhaften Schiffsverkehr mit Heizmaterial zu versehen. Am Ostufer des Hudsonflusses, der Insel Manhattan gegenüber, die ganz von der Stadt New York eingenommen wird, in Hoboken, dicht an der Landungsstelle der großen Dampfergesellschaften des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, liegt die Endstation der wichtigsten dieser Eisenbahnen, die Kohle nach New York bringen, der Lackawanna Railroad. Der Name ist indianisch. Dieses Kokettieren mit Bezeichnungen, die von den einstigen, heute ganz hinwegkultivierten Herren des Landes stammen und von den Amerikanern übernommen wurden, ist ein eigenartiger Zug in der geographischen Namengebung in den Vereinigten Staaten.

Der Lackawannafluß durchströmt in seinem Oberlauf ein weites überaus kohlenreiches Tal. Dieses gewinnt für New York dadurch große Bedeutung, daß seine Kohlenlager der Küste am nächsten liegen. Das Zentrum der Kohlenproduktion ist hier die Stadt Scranton. Mit ihren 130000 Einwohnern besitzt sie das gewöhnliche Gepräge der amerikanischen Bergwerksstädte des Ostens: Eine Reihe gerader, dicht mit Häusern besetzter Straßen mit Läden, ein Industrieviertel, in dem sich die Maschinenhäuser und Schachttürme der Kohlengruben erheben, und nach den anderen Richtungen hin weitläufige Boulevards mit villenartigen größeren und kleineren Einfamilienhäusern, jedes in einem Garten stehend, der meist von dem des Nachbarn gar nicht getrennt ist.

Ich hatte Gelegenheit im August 1912 unmittelbar vor Antritt der großen, von der amerikanischen Geographischen Gesellschaft in New York veranstalteten Rundreise durch die Vereinigten Staaten unter der Leitung zweier amerikanischer Geologen, der Herren Dr. Kümmel und Dr. Heiß, Scranton zu besuchen. Unter anderm wurden wir in ein gewaltiges fabrikartiges Gebäude geführt, das uns als International Correspondence School — als internationale Korrespondenzschule — bezeichnet wurde. Unsere anfängliche Annahme, daß es sich hier um eine Schule handle, in der systematisch Korrespondenz gelehrt werde, erwies sich bald als unrichtig. Es handelt sich vielmehr um eine Schule, in der der ganze Unterricht ausschließlich durch Korrespondenz, also brieflich ausgeübt wird.

Eine eigenartige Erscheinung, ein riesiges Gebäude mit 140 Fenstern an der Längsseite und 80 an der Breitseite, in einzelnen Teilen 2, in anderen 3 Stockwerke hoch, ganz dem Unterricht gewidmet, ohne daß auch nur ein einziger Schüler ein- und ausgeht. Der ganze Unterricht vollzieht sich auf schriftlichem Wege, etwa nach der Art des Sprachunterrichts von Toussaint-Langenscheidt. Aber das ganze ins riesenhaft fabrikmäßige ausgebaut, amerikanisiert. Die Stunden, die ich in diesem Gebäude verbringen konnte, haben mir so recht den Geist des amerikanischen Unterrichts und seine Ziele vor Augen geführt.

Die Schule entstand aus kleinen Anfängen. Ihr heutiger Präsident I. Foster



gab in den achtziger Jahren in einem kleinen Ort im Herzen der pennsylvanischen Anthrazitkohlen-Region den »Mining Herald« heraus. In jener Zeit waren Grubenunglücke als Folge der Unwissenheit der Werkführer und Bergleute an der Tagesordnung, und so sah sich Foſter veranlaßt, in seiner Zeitung eine ſtändige Rubrik einzuführen, in der er die Bergleute über die Ursachen der Grubenkataſtrophen aufklärte. Er führte auch einen Fragekaſten ein, der bald außerordentlich ſtark benutzt wurde. 1889 siedelte Foſter mit seiner Zeitschrift nach Scranton über, und hier faßte er den Gedanken, Kurse über Bergbau auf brieflichem Wege abzuhalten, zu denen er eigene Lehrbücher und Fragebogen ausarbeitete. 1891 vermochte er sein Projekt auszuführen, und am 16. Oktober jenes Jahres schrieb sich der erſte Schüler für einen brieflichen Kurs im Bergwesen ein. Schon im April des nächſten Jahres war die Zahl der Schüler auf 1000 geſtiegen, die alle den Unterricht über Bergwesen auf schriftlichem Wege brieflich durch die Poſt genossen.

Zuerſt beſtand die Absicht, Bergleute auf schriftlichem Wege nur Arithmetik, Vermessungskunde, Ventilationskunde, Methodik der Arbeit sowie Maschinenkunde zu lehren, dagegen solche, die beabsichtigten, das Aufnehmen und Kartieren von Kohlenfeldern zu lernen, in Scranton angesichts des Objektes mündlich zu unterrichten. Doch zeigte sich, daß gar viele, die einen solchen Unterricht gerne genossen hätten, ihres Berufes wegen, den sie nicht aufgeben konnten, nicht imſtande waren, auch nur für eine kurze Zeit nach Scranton zu kommen. So entschloß sich Foſter auch diese höheren Zweige des Bergwesens auf schriftlichem Wege zu unterrichten. Der Erfolg war groß, und so ging denn Foſter weiter und begann Mechanik auf dem Wege der Korrespondenz zu lehren. Im Laufe der Jahre wurden immer mehr Kurse hinzugefügt, und gegenwärtig gibt es kaum ein Gebiet, in dem die Korrespondenzschule von Scranton nicht unterrichtet. Brieflicher Unterricht wird z. B. erteilt in Architektur, Hochbau und Tiefbau, überhaupt in allen Zweigen der Ingenieurwissenschaften, in Telephonwesen, Telegraphenwesen, Beleuchtungswesen, Eisenbahnwesen u. s. f., dann in den verschiedenen Sprachen, in kaufmännischer Korrespondenz in allen Sprachen, aber auch in Maschineschreiben und Stenographieren, in Buchhaltung. Ausgebildet werden auch Handlungsgehilfen, ferner Landwirte, Viehzüchter. Man ſtaunt, daß das möglich iſt. Es wird einigermaßen verſtändlich, wenn man die gewaltige Zahl der Personen berücksichtigt, die beim Unterricht mitwirken.

Angeſtellt sind an der Korrespondenzschule gegenwärtig 35 Personen dauernd und außerdem 25 vorübergehend allein nur mit der Aufgabe, Lehrbücher für die verschiedenen Kurse selbſt zu verfassen oder den Verkehr mit außerhalb der Anſtalt befindlichen Verfassern von solchen Lehrbüchern zu vermitteln. Denn begreiflicherweise wird den Lehrbüchern, die ſtets auf dem Laufenden der neueſten Forschungen gehalten werden, eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet, und hervorragende Fachleute werden häufig zur Durchsicht der Manuskripte herangezogen. Die Lehrbücher müssen alle ſtreng syſtematisch und von der Pike auf aufgebaut sein; denn es wird bei jedem, der sich für einen Kurs einschreibt, nichts weiter vorausgesetzt, als daß er lesen und schreiben kann. Daß unter diesen Umſtänden auf leichte Verſtändlichkeit

der Lehrbücher, Anschaulichkeit und praktische Darſtellung besonderes Gewicht gelegt wird, iſt selbſtverſtändlich. Außerdem werden für alle Zweige, in denen unterrichtet wird, Aufgaben gedruckt, die von dem Schüler zu bearbeiten und zu beantworten sind. So gewaltig iſt der Umfang dieser Lehrbücher, daß die Anſtalt eine eigene Druckerei unterhält, die als eine der größten in den Vereinigten Staaten gilt, ebenso eine eigene Buchbinderei. Ein eigenes Heer von Zeichnern iſt ſtändig beschäftigt, um die Illuſtrationen für die Lehrbücher zu entwerfen, die beim schriftlichen Unterricht naturgemäß eine große Rolle spielen müssen. Mit diesem technischen Personal zählt die Anſtalt in Scranton insgesamt 1700 Angeſtellte.

Der Unterricht vollzieht sich wie gesagt ausschließlich brieflich. Aus irgend einem Teil der Vereinigten Staaten meldet sich ein Schüler, zahlt seinen Beitrag ein und erhält hierauf den erſten Abschnitt oder den erſten Lehrbrief des Lehrbuches jenes Faches, für das er sich inskribiert hat. Er hat dann schriftlich die Aufgaben, die im Lehrbrief an dessen Schluß enthalten sind, zu bearbeiten. Die Beantwortung schickt er durch die Poſt an die Anſtalt nach Scranton. Hier werden die Lösungen den Fachlehrern und ihren Assiſtenten übergeben, von diesen genau geprüft und zensiert. Solche Fachlehrer und Assiſtenten beschäftigt die Anſtalt einen großen Stab. Erweiſt sich die Beantwortung nicht als ausreichend, so erhält der Schüler eine zweite Aufgabe desselben Grades; andernfalls wird ihm eine schwerere Aufgabe zugesandt. So wird er schrittweise unterrichtet und sein Wissen, dabei auch sein Können gefördert. Maschinen werden ihm in Papiermodellen zugeſtellt, die er zusammenzusetzen und an denen er im kleinen die Gesetze der Maschinenkunde zu ſtudieren hat. Hat er den ganzen Kurs mit gutem Erfolg absolviert, worüber eine zusammenfassende schriftliche Schlußprüfung Aufschluß gibt, so erhält er von der Anſtalt ein Zeugnis, das er bei Anſtellungsgesuchen als Empfehlung verwenden kann.

Schwer verſtändlich iſt es uns, die wir in Europa auf den persönlichen Unterricht mit Recht so großes Gewicht legen, daß eine solche Methode von Erfolg gekrönt sein kann; und doch iſt das der Fall. Die Amerikaner sind überaus praktisch, und etwas, was nicht den Bedürfnissen entgegenkommt und nicht gut iſt, kann bei ihnen nicht zu großer Entwicklung gelangen. Welche Wertschätzung die Anſtalt und ihre Wirksamkeit genießt, kann man daraus erkennen, daß 181 amerikanische Eisenbahngesellschaften mit der Anſtalt Verträge zur Fortbildung von besonders befähigten Angeſtellten abgeschlossen haben.

Die internationale Korrespondenzschule in Scranton hat sich im Laufe weniger Jahre zu einem Rieseninſtitut entwickelt. Einige Zahlen, die für das Jahr 1912 gelten, mögen das veranschaulichen. Von der Gründung im Jahre 1891 bis zum Jahre 1912 iſt im ganzen Unterricht an $1^1/_2$ Millionen Schüler erteilt worden. Wie gewaltig der Poſtverkehr iſt, geht daraus hervor, daß täglich für Poſtwertzeichen 1500 Dollar (6000 Mark) ausgegeben werden. Zwei Millionen Dollar (8 Millionen Mark) sind seit der Gründung der Anſtalt für die Herſtellung und den Druck von Lehrbüchern und Lehrbehelfen verwendet worden. 63 Millionen Seiten werden zu diesem Zweck jährlich gedruckt. Aufeinandergetürmt geben

diese eine Säule von 5000—6000 Meter Höhe.*)

So liegt hier wirklich ein gewaltiges Volksbildungsinstitut vor. Über alle Schüler wird genau Buch geführt; ein Zettelkatalog enthält ihre Namen und gibt für jeden einzelnen Aufschluß über seine Fortschritte und seine Fähigkeiten. Die Anstalt hat ein Büchlein veröffentlicht, das einen Auszug aus diesem Zettelkatalog bringt.

Lehrreich ist ein Blick in dieses Büchlein. Zunächst ersieht man daraus, welche Kurse besonders stark besucht sind. Obenan stehen die Elektrotechniker. Nicht weniger als 230000 Schüler von den $1^1/_2$ Millionen haben sich für diese Kurse eingeschrieben. An zweiter Stelle kommt mit 200000 das Handlungswesen, an dritter mit 148000 das technische Zeichnen, an vierter mit 130000 das Maschineningenieurwesen, an fünfter mit 126000 steht das Studium der Dampfmaschinen. Demgegenüber tritt das Bergfach, das den Ausgangspunkt der ganzen Schule bildete, mit 4400 weit zurück, und noch schwächer ist der Besuch der Sprachkurse (2500). In diesen Zahlen spricht sich deutlich die Vorliebe der Amerikaner für Gebiete der Technik aus und zwar besonders für diejenigen, in denen die letzten Jahrzehnte riesenhafte Fortschritte gezeitigt haben. Die sogenannten Geisteswissenschaften werden demgegenüber vernachlässigt.

Begreiflich ist es, daß besonders jüngere Leute sich für die Kurse einschreiben. 44 Prozent der Schüler sind unter 25 Jahre. 11 Prozent über 35 Jahre. Das Ergebnis des Unterrichtes ist naturgemäß von den individuellen Eigenschaften der Schüler abhängig. Manche erreichen ihr Ziel — die Erwerbung von Fähigkeiten zur Verbesserung ihrer materiellen Lage — nicht. Aber einer großen Zahl gelingt es. Das genannte Büchlein bringt eine Fülle von Beispielen mit Namennennung. Einfache Landarbeiter, die als Gehilfen auf einer Farm arbeiteten, treffen wir heute in leitenden Ingenieurstellungen; Tagelöhner sind wohlhabende Kaufleute geworden u. s. f.

So ausgedehnt die Tätigkeit der Anstalt in Scranton ist, so hat es sich doch als notwendig herausgestellt, Filialen zu errichten. Eine solche entstand in London, eine zweite in Neu-Seeland, andere in den östlichen britischen Kolonien. Bis Ende 1911 waren in England und in dessen Kolonien 70000 Schüler unterrichtet worden.

Daß diese Methode des Unterrichts für die Vereinigten Staaten eine große Bedeutung hat, liegt auf der Hand. Besonders im Westen lebt die Bevölkerung weit zerstreut, und es fehlt oft an Ort und Stelle die Gelegenheit zur Weiterbildung. Sehr oft fehlt aber auch die Zeit dazu, weil der Bildungsbedürftige seine Stellung nicht aufgeben kann und nur über seine freien Stunden zu seiner Weiterbildung verfügt. Hier kommt ihm nun die internationale Korrespondenzschule entgegen, die ihm den Unterricht unabhängig von Raum und Zeit vermittelt. Möglich ist eine solche Schule nur in einem Gebiet, wo vollkommen freie Konkurrenz herrscht, wo nur die Tüchtigkeit über die Erlangung einer Stellung entscheidet, nicht aber der Gang der Vorbildung. In unserem alten Europa ist mehr oder minder für jeden Beruf ein ganz bestimmter Bildungsgang vorgeschrieben, von dem nicht abgewichen werden kann. Wo erst das staatliche Zeugnis über die Absolvierung der einen Schule das Recht zum Bezug der nächst höheren gibt, und wo Persönlichkeiten, die nicht

*) Ich entnehme diese Zahlen einer kleinen von der Anstalt herausgegebenen Broschüre.

den regulären Gang durchgemacht haben, an äußeren Formalitäten nur zu leicht scheitern, da ist eine solche Schule undenkbar. In Amerika ist sie am Platz, und sie gedeiht und trägt ihr gut Teil dazu bei, daß die Bevölkerung befähigt wird, den Kampf ums Dasein mit Erfolg zu bestehen.

Förster contra Wyneken.

Von

August Messer.

Gustav Wynekens Werk »Schule und Jugendkultur« (3. bis 5. Tausend, Jena 1914) steht gegenwärtig im Mittelpunkt der pädagogischen Diskussion, und weit über die pädagogischen Fachkreise hinaus beschäftigt es die Geister, zumal in unserer studierenden Jugend. Das Buch verdient auch dieses Interesse. Es enthält ein scharf umrissenes, großzügiges, pädagogisches System, das in ein Reformprogramm für unsere höheren Schulen ausmündet und dessen philosophische Grundgedanken aus der deutschen idealistischen Spekulation stammen. Mit religiöser Glut hat Wyneken die metaphysische Überzeugung eines Hegel und Schelling umfaßt, daß im menschlichen Kulturleben, in dem unendlichen Fluß seiner Entwicklung ein geistiges Prinzip, ein »objektiver« Geist, walte und sich zu immer reicherer Entfaltung und zu immer klarerem Selbstbewußtsein emporringe.*) So erscheint es ihm als Sinn des Menschenlebens, daß das Individuum aktiv Anteil nehme an diesem kosmischen Geistesleben, ein Kämpfer werde im Dienste des »objektiven« Geistes. Die Schule aber, die der jungen Generation zu dieser Lebensaufgabe Enthusiasmus und Fähigkeit geben soll, erhält in seinen Augen eine religiöse Weihe.

Mancher wird vielleicht in metaphysischen Behauptungen vorsichtiger und zurückhaltender sein als Wyneken; er wird die Lehre vom »objektiven« Geist nur als eine mögliche Weltdeutung ansehen; er wird der Meinung sein, daß an der Bedeutung der Kulturwerte und damit der idealen Aufgaben, die unserem Leben Sinn geben, nichts geändert werde, wenn man jene Werte rein als »Werte« faßt und darauf verzichtet, ihnen durch eine Metaphysik eine Seinsgrundlage im Weltwesen zu geben.*) Aber auch ein solcher wird Wynekens Zielbestimmung der Erziehung und der Schule annehmen können. Übrigens liegt in ihr nicht eigentlich das Bedeutsamste des Werkes. Ich erblicke dies vielmehr in zwei anderen Punkten.

*) Beiläufig sei bemerkt, daß Wynekens Begriff des »objektiven« Geistes sich nicht mit dem Hegelschen einfach deckt, sondern auch den »absoluten« Geist Hegels mitumfaßt; ferner, daß Wyneken nicht in der philosophischen Erkenntnis (wie Hegel), sondern in dem Kunsterlebnis die unmittelbarste Berührung mit dem objektiven Geiste sieht — welche Ansicht auch Schelling (wenigstens in der zweiten Periode seines Philosophierens) vertrat.

*) In dieser metaphysikfreien Gestalt habe ich z. B. in meiner Gießener Antrittsvorlesung 1899 den gleichen Grundgedanken ausgesprochen. Vgl. den Abdruck dieser Vorlesung unter der Überschrift »Individualgeist und Gesamtgeist« in den »Neuen Jahrbüchern für Pädagogik«, II. Jahrg. 1897, S. 489—500.

Wyneken hat ein sehr feines und ſtarkes Gefühl für die **besondere Art und das Eigenrecht der Jugend**, und er will darum mit aller Energie verhüten, daß die Jugendzeit dem reifen Alter und seinen Aufgaben schlechthin aufgeopfert, nur als Vorbereitungszeit für jenes betrachtet und behandelt werde. So soll die Jugend, indem sie in die Kultur der Älteren hineinwächſt, nicht diese als eine Laſt empfinden, sondern als etwas, das schon ihrem eigenen Dasein angemessenen Inhalt und Selbſtwert verleiht; kurz, das Schulleben soll zugleich eine »**Jugendkultur**« verwirklichen. Das wird vor allem dadurch erreicht werden, daß der Lehrer und Erzieher in den Zöglingen nicht »Objekte«, »Schülermaterial«, erblickt, sondern sich ihnen prinzipiell einordnet als Subjekt den Subjekten, als älterer und reiferer Kamerad den Kameraden zur gemeinsamen Arbeit im Dienſte des »objektiven« Geiſtes. Diesen Grundgedanken, der zu der herkömmlichen Form eines ſtraffen Autoritätsverhältnisses zwischen Lehrer und Schüler im vollen Gegensatz ſteht, hat Wyneken in der »Freien Schulgemeinde« zu Wickersdorf zu verwirklichen gesucht. Wenn man es überhaupt (im Einklang mit dem modernen Geiſtesleben) als ein wesentliches Moment im Erziehungsziel betrachtet, daß der Mensch zu innerer Freiheit und Selbſtändigkeit hingeleitet werde, so wird man sagen dürfen, daß Wyneken dieser bedeutsamen Erziehungsaufgabe in weit umfassenderem Maße Rechnung zu tragen sucht, als dies bisher üblich war. Daß bei der Verwirklichung dieses pädagogischen Gedankens Fehlbegriffe (wie z. B. Begünſtigung [illegible] frühreifen, vorlauten Aburteilens) [illegible] können und vielleicht vor[illegible] sind, beweiſt nichts gegen den Wert des Gedankens selbſt. Welche pädagogische Maxime wäre von dem Schicksal verschont geblieben, gelegentlich in falscher und unzulänglicher Weise in die Praxis umgesetzt zu werden?

Ein **Zweites** aber, das für Wynekens Pädagogik charakteriſtisch iſt, beſteht in den radikalen Folgerungen, die er aus dem Zielgedanken: Hinführung zur Kulturarbeit der Gegenwart und Zukunft, zieht. Ein **Kulturunterricht** tritt als das beherrschende Fach in den Mittelpunkt des Schulbetriebes; der Gedanke einer etwaigen Gleichberechtigung des Naturunterrichts mit jenem wird entschieden abgelehnt. Um diesen obligatorischen Kulturunterricht sollen sich in reicher Mannigfaltigkeit Lehr- und Arbeitskurse gruppieren, die den künftigen Berufen der Einzelnen und ihren individuellen Begabungen und Neigungen angepaßt sind. Der Kulturunterricht selbſt aber, der in großen Zügen die Entwicklung der Kultur, ihren Inhalt und ihre Zukunftsaufgaben zum Verſtändnis und zur gefühlsſtarken Anerkennung zu bringen hat, soll mit Energie zur **Gegenwart** hindrängen. Er soll darum eine Masse hiſtorischen Materials, auch die alten Sprachen, ausschalten und so ein durchaus **modernes** Gepräge erhalten.

Es iſt nicht meine Absicht, hier in eine Kritik der z. T. recht radikalen pädagogischen Reformvorschläge Wynekens einzutreten. Gewichtige Bedenken, die ich zumeiſt teile, sind gegen sie besonders von Paul **Cauer***) erhoben worden.

*) Im Februarheft der Zeitschrift »Der Säemann« (Jahrgang 1914). Ich verweise auch auf meinen Aufsatz »Die Erziehungsaufgabe der Eltern« (Zeitschr. f. chriſtl. Erziehungswissenschaft 7. Jg. 9. H. Juni 1914), worin ich zu Wynekens Kritik der Familienerziehung Stellung nehme.

Sehr verschieden von der in achtungsvollem, ruhigem Tone gehaltenen Erörterung Cauers sind die Ausführungen Fr. W. Försters, des Professors der Pädagogik in München, die sich in seinem Aufsatz »Die Bewegung für die Jugendkultur« (»Süddeutsche Monatshefte« Mai 1914. S. 249—263) finden. Sie enthalten zugleich ein (absichtliches oder unabsichtliches) Selbstbekenntnis Försters, das mir sehr beachtenswert erscheint und für die allgemeine Würdigung seiner pädagogischen Tendenzen und Leistungen in hohem Maße in Betracht kommt.

Daß Förster in manchen einzelnen Punkten an den pädagogischen Ansichten Wynekens, wie an seinem Wirken innerhalb der Jugendbewegung berechtigte Kritik übt, gebe ich ohne weiteres zu. Nicht zu übersehen ist auch, daß er ihm in einigen wichtigen Punkten Beifall zollt, so hinsichtlich seiner Kritik der einseitigen Autoritätspädagogik an den höheren Schulen (S. 249 f.) hinsichtlich seines Eintretens für das eigene Recht der Jugend, das nicht der Vorbereitung auf den Beruf und den Zwecken der Erwachsenen aufgeopfert werden dürfe (S. 262 f.). Er gesteht sogar zu: »Alles, was Wyneken Kritisches über die Fehler und Sünden der Familienerziehung sagt, ist ja durchaus zutreffend« (S. 259). Er bestreitet auch nicht Wynekens Idealismus und lobt an seinem Buche, daß darin »dem egoistisch-materialistischen Zeitgeiste eine temperamentvolle Absage erteilt wird, und daß die Jugend mit Nachdruck wieder auf eine heroische Lebensauffassung, auf den Glauben an eine geistige Bestimmung des Menschen hingewiesen wird.« (S. 251 f.)

Wenn man bedenkt, daß damit Haupttendenzen des Wynekenschen Buches (nicht bloße nebensächliche Gedanken) anerkannt werden, so muß man einigermaßen sich wundern, daß das Gesamturteil höchst absprechend ist. Es muß geradezu als objektiv ungerecht erscheinen, daß Förster ein Buch, in dem er so viel Wichtiges als gut und berechtigt bezeichnet, in seiner Gesamtheit sozusagen als wertlos hinstellt. Denn was will es anders besagen, wenn er schreibt; »Es hat mich tief deprimiert, daß ein so abstraktes, verschwommenes, phrasenreiches und inhaltsleeres Buch soviel Beachtung finden und soviel Unruhe verursachen konnte.?« (S. 251)

Da bei dem Ansehen Försters die Gefahr obwaltet, daß ein derartiges Urteil von vielen gläubig hingenommen werde, so möchte ich zunächst betonen, daß andere, m. E. kompetentere Beurteiler zu einem wesentlich günstigeren Ergebnis gelangt sind. Cauer erklärt: »Das Buch enthält viel scharf Beobachtetes und ernst Gedachtes, beides in treffender, oft geistreicher Formulierung.«*) Natorp bekennt, daß er Wyneken nicht bloß als einen »seiner Sache sich unbedingt hingebenden Mann«, sondern auch »als theoretischen Kopf aufs höchste achte.«**)

Daß Wyneken in seinem Buche, das in knapper Form einen ganzen Aufbau seines pädagogischen Systems enthält, das Ziel der Erziehung nur in allgemeinen Zügen, und demnach abstrakt charakterisiert, das berechtigt den Kritiker nicht, ihm Verschwommenheit und Leere vorzuwerfen. Und gerade in Försters Munde muß ein solcher Vorwurf seltsam anmuten, denn Klarheit in grundsätzlichen Fragen und scharfe Formulierung der Hauptgedanken seiner Weltanschauung und seiner Pädagogik

*) In der oben erwähnten Besprechung S. 41.

**) »Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung« (Jena 1914) S. 22.



ist durchaus nicht seine Stärke. Ich glaube ihm das s. Z. in einer ausführlichen Besprechung seines Buches »Autorität und Freiheit«*) nachgewiesen zu haben. Ich habe dort insbesondere zu zeigen gesucht, eine wie schwankende, unklare Haltung er einnimmt zum Ideal der intellektuellen und sittlichen Autonomie, das doch recht eigentlich das entscheidende Kennzeichen modernen Geisteslebens im Unterschied von dem katholischen Autoritätsprinzip bildet und das insbesondere allein im Einklang steht mit der Idee der deutschen Universität. Förster hat, soviel mir bekannt, bis heute noch nicht den Nachweis erbracht, daß diese meine Darlegungen unbegründet seien. Wohl aber zeigen manche Bemerkungen seines Aufsatzes gegen Wyneken in noch peinlicherer Weise als jenes Buch, daß er um mancher Auswüchse des modernen Lebens willen bereit ist, auch das zentrale moderne Ideal der inneren Freiheit und Selbständigkeit preiszugeben.

Da heißt es z. B. (S. 525): »Man begreift erst beim Lesen solcher Schriften (wie Wynekens Buch) ganz deutlich, was die idealistische deutsche Philosophie mit ihrer von der Wurzel (nämlich: der religiösen Kultur) gelösten Spekulation in der deutschen Seele angerichtet hat. Es wird Zeit, einmal die Axt an diese Wotanseichen zu legen und zu zeigen, wie wenige lebendige Inspiration und Klarheit all dies umständliche um das Christentum herumdenken und vom Christentum hinwegdenken dem Menschen geben kann.« Nun ist es ja eine bekannte Tatsache, wie stark gerade die nachkantische idealistische Philosophie auf das Geistesleben modern gerichteter Denker der Jetztzeit, auf Männer wie Cohen, Natorp, Windelband, Rickert, Bergson u. a. eingewirkt hat. Jeder Kenner der Philosophiegeschichte weiß auch, ein wie starkes Ferment das protestantische Christentum in dem Philosophieren eines Fichte, Hegel und Schelling bildet. Nietzsche z. B., der doch etwas von diesen Dingen verstand, hat — in seiner scharfen Weise — im Antichrist gesagt: »Der protestantische Pfarrer ist Großvater der deutschen Philosophie . . . Man hat nur das Wort »Tübinger Stift« auszusprechen, um zu begreifen, was die deutsche Philosophie im Grunde ist, — eine hinterlistige Theologie« . . . Aber eben die idealistischen Systeme, die Nietzsche hierbei in erster Linie im Auge hat, sind für Förster »Wotanseichen«, d. h. doch wohl Wahrzeichen des Heidentums. Es dürfte nun ein interessantes Schauspiel werden, wenn Förster einmal »die Axt an diese Eichen legen« wird. Er stellt uns das ja in dem zitierten Satze in Aussicht, und da er in Wynekens Buch die »stolzen Versprechungen«, den »Rausch der Worte und Programme« tadelt, so wird er selbst hoffentlich nicht zögern, sein Versprechen einzulösen.

Förster erklärt ferner im Gegensatz zu dem modern gerichteten Erziehungs- und Bildungsideal Wynekens: »Die allgemeine Zielgebung der Religion ist von leuchtender Bestimmtheit und Unzweideutigkeit, das Gegenteil von aller Verschwommenheit« (S. 254). Aber wer anderen »vagen und abstrakten Idealismus«, vorwirft, der sollte uns doch bestimmt sagen, welche Religion er meint; und — falls das Christentum — welche Form und Fassung des Christentums: liberalen oder orthodoxen Protestantismus, modernistischen oder ultramontanen Katholizismus? Und wieviel

*) In der »Internationalen Wochenschrift« v. 16. Juli 1910.

andere Richtungen gibt es noch, die sich alle »chriſtlich« nennen! Aber je nach der Auffassung des Chriſtentums wird sich auch die beſtimmtere Fassung des Erziehungsideals und die Bewertung von Autorität und Freiheit bei der Erziehung verschieden geſtalten.

Förſter möge uns doch einmal ein syſtematisch-pädagogisches Werk nach Art desjenigen von Wyneken schenken und durch die Tat erweisen, daß er das Ziel der Erziehung »mit leuchtender Beſtimmtheit und Unzweideutigkeit« zu charakterisieren vermag. Bis jetzt sind wir hinsichtlich seiner Stellung in gewissen prinzipiellen Fragen nur auf Vermutungen angewiesen. Seine Geringschätzung der idealiſtischen deutschen Philosophie, die doch so innig durchdrungen iſt vom Geiſte des proteſtantischen Chriſtentums, läßt allerdings annehmen, daß ihm die katholische Fassung des Chriſtentums die sympathischſte sei. Auch sein Buch »Autorität und Freiheit« hat dies schon zur Genüge gezeigt. Er gehört offenbar zu den Menschen, die zu einer eigentlichen Autonomie sich nicht fähig fühlen, sondern im tiefſten Inneren ein mächtiges Bedürfnis nach Anlehnung an eine ſtarke Autorität verspüren. So neigt er zur katholischen Kirche, die ihm zugleich, ebenso wie so vielen von außen Kommenden, in einem idealen Glanze erscheint, den er ihr aus der Sehnsucht seines Herzens heraus unbewußt selbſt verleiht. Es iſt freilich wieder ein Beweis mangelnder Klarheit in prinzipiellen Fragen, daß er sich nicht ausreichend zum Bewußtsein gebracht hat, welche Konsequenzen sich aus dem katholischen Autoritätsprinzip ergeben und in welchem Maße es die »Freiheit der Chriſtenmenschen« einschränkt. Katholische Kritiker seines Buches »Autorität und Freiheit« haben ihm das zwar schon deutlich zu verſtehen gegeben,*) aber das hat ihn von seiner Schwärmerei für das Katholische anscheinend nicht geheilt. In deutlicher Anlehnung an das Programm Pius X., schließt er seinen Aufsatz: »Nur aus einer tiefen religiösen Erneuerung, einer durchgreifenden instauratio der Kultur in Jesu Chriſto, einer ſtarken Hinwendung aller Lebenskräfte zu dem Unum Necessarium, kann eine wirklich grundlegende Wiedergeburt unseres gesamten Bildungswesens, eine Wiedererweckung des Inſtinktes für den Unterschied von Hauptsache und Nebensache, für die Rangordnung der Lebensgüter kommen — die moderne Weisheit iſt selber ein Chaos und kann darum nie das Chaos organisieren« (S. 263).

Übrigens verfügt er nicht nur über die Sprache päpſtlicher Enzykliken, er weiß noch packendere Töne anzuschlagen, wie man sie etwa bei einer Volksmission von einem Kapuziner hört, die sich im Munde eines deutschen Universitätsprofessors freilich recht seltsam ausnehmen. Beim Lesen der Wynekeschen Bücher faßt ihn nämlich »zum erſten Male«**) eine pessimiſtische Anwandlung in bezug auf unsere ganze moderne Kultur: »Ob nicht dies ganze moderne Gerede, diese Selbſtverherrlichung des Menschen, eines Häufchens von Knochen, Sünde und Sehnsucht, dieses schreckliche Entwurzeltsein alles Denkens über Menschen, Leben und Welt, dieser Rückgang des Inſtinkts für das Reale, dieses unbewußte Schwindelwesen bei so vielen ehrlich wollenden Leuten — ob das nicht doch das An-

*) Vgl. besonders den Aufsatz von J. Schraml in den »Hiſtorisch-politischen Blättern« 1910, S. 799 ff.

**) Förſter denkt wohl dabei nicht an all das, was er bereits in »Autorität und Freiheit« 1910 über die moderne Kultur gesagt hat.

zeichen sei, daß wir mit all unserem stolzen Kulturgetue einem großen Zusammenbruch aller Dinge entgegengehen . . .« Ich frage: Seit wann ist Angstmachen ein Argument? Und was will Förster mit solchen Deklamationen? Will er, daß wir aus Angst vor den göttlichen Züchtigungen alle wieder in die katholische Kirche flüchten, die ja immer behauptet hat, daß außerhalb ihrer kein Heil sei? Und welche Konsequenzen zieht Förster daraus für die Gestaltung unseres Erziehungs- und Bildungswesens? Das möge er uns doch alles bald mit ausreichender Bestimmtheit sagen!

Aber auch ohne daß er dies tut, kann man doch behaupten: nicht bloß pädagogische Meinungsverschiedenheiten trennen ihn von Wyneken, sondern ein tiefer Gegensatz der Weltanschauungen. In vielen pädagogischen Einzelfragen steht er ihm sogar ganz nahe. Denn Förster hat sich aus seiner freiheitlichen Vergangenheit, wenigstens die Einsicht herübergerettet, daß die traditionelle Weise einer mehr oder minder despotischen Zucht heute unhaltbar ist, und daß man geistige Bewegungen nicht mit der Polizei und anderen Gewaltmitteln erfolgreich bekämpfen kann. »Modern« denkt er aber nur in bezug auf die pädagogischen Mittel: in seinen Gedanken über die Ziele aller Erziehung — soweit sie bei ihm erkennbar sind — ist er immer reaktionärer geworden. Und darum ist auch seine Fehde gegen Wyneken von einer gewissen typischen Bedeutung für die Gegensätze des heutigen Geisteslebens und der heutigen Pädagogik.

Wenn ich prinzipiell das Ideal der Autonomie als das höhere bewerte, so bin ich doch fern davon, das Prinzip der Autorität in seiner gewaltigen praktischen Bedeutung für Jugend- und Volkserziehung irgendwie zu unterschätzen. Ja, ich kann es sehr wohl verstehen und würdigen, wenn jemand das Ideal der Autonomie zu hoch für den Menschen betrachtet und in dem einer göttlichen Offenbarung demütig sich beugenden Menschen den sittlich höchstwertigen erblickt. Ich bezweifle endlich nicht im geringsten, daß Förster ein genialer praktischer Moralpädagoge ist, der auf weite Kreise unserer Jugend segensreich wirkt. Aber es scheint mir eine Pflicht gegen den Geist unserer Universität und unserer deutschen Philosophie zu sein, dagegen Verwahrung einzulegen, daß deren Grundprinzip, die Autonomie, preisgegeben werde wegen mancher Verirrungen und Schattenseiten im modernen Kulturleben; denn diese können niemals den Wert und die Geltung jenes Ideals widerlegen, sie können höchstens zeigen, daß viele Menschen es nicht richtig verstehen oder von seiner Verwirklichung noch weit entfernt sind.

Nachrichten und Mitteilungen.

Giorgio del Vecchio.

Ein Beitrag zur Entwicklung der modernen Rechtsphilosophie in Italien.

Immer wieder muß man die Erfahrung machen, daß die italienische Literatur bei unseren wissenschaftlichen Arbeiten sehr selten herangezogen wird, vermutlich weil man die Schwierigkeiten, die das Italienische macht, weit überschätzt. Es ist dies sehr bedauerlich, da gerade in der neueren italienischen Literatur auf den verschiedensten Gebieten Ausgezeichnetes geleistet wird. Schon vor einer Reihe von Jahren habe ich Gelegenheit genommen, auf einen jüngeren sehr fruchtbaren italienischen Spezialisten für ethnologische Jurisprudenz hinzuweisen, Privatdozent Giuseppe Mazzarella. Auch die Arbeiten, welche von Fiore[2]), Valsecchi[3]), Dattino[4]) und Berardi[5]) über Aussagepsychologie geschrieben sind, wären wert, bei uns weit mehr beachtet zu werden, als es geschieht, da sie das Problem von einer Seite anpacken, die bei uns ziemlich vernachlässigt wird. Doch nicht darüber will ich hier sprechen, so reizvoll eine nähere Erörterung dieser Probleme auch wäre. Ich möchte hier das deutsche Publikum auf einen der führenden jüngeren Rechtsphilosophen Italiens aufmerksam machen, den Professor der Rechtsphilosophie an der Universität zu Bologna, Giorgio del Vecchio.

Es ist erstaunlich, welche Fülle von Schriften dieser Gelehrte in den letzten zehn Jahren über die verschiedensten rechtsphilosophischen Probleme veröffentlicht hat, wie scharfsinnig er den einzelnen Fragen auf den Grund geht und mit welcher Sorgfalt er die italienische, englische, deutsche und französische Literatur hierbei heranzieht. Seine Belesenheit ist so groß, daß er, ein Italiener, uns Deutsche darauf aufmerksam machen konnte, daß als Erster Paul Anselm Feuerbach in seiner Schrift über Idee und Notwendigkeit einer Universal-Jurisprudenz in exakter Weise das Programm einer vergleichenden Rechtswissenschaft aufgestellt hat, eine Tatsache, die bisher vollkommen unbeachtet geblieben war.

Giorgio del Vecchio ist einer derjenigen Gelehrten, deren Laufbahn ihrer Bedeutung vollkommen entspricht. Geboren in Bologna am 26. August 1878, studierte er dort und in Genua, wo er im Jahre 1900 schon mit Lob seinen Doktorhut errang. Im Oktober desselben Jahres begab er sich nach Berlin, um dort im Wintersemester 1901 und im Sommersemester 1901 die drei Vorlesungen der Rechtsphilosophie der Professoren Lasson, Kohler und Paulsen zu hören. Er beschäftigte sich auch hier mit der Geschichte der Philosophie, mit der Logik und der Erkenntnistheorie und nahm auch an seminaristischen Uebungen teil, beispielsweise über die Metaphysik des Aristoteles.

Nach seiner Rückkehr nach Italien gegen Ende 1901 veröffentlichte del Vecchio schon in den nächsten beiden Jahren eine Reihe von meistens kritischen Arbeiten, insbesondere seine Schrift über die Erklärung der Menschenrechte in der französischen Revolution[6]), die von Professor Brugi für würdig erachtet wurde, zum Gegenstand einer Mitteilung in der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Padua gemacht zu werden[7]).

Am 17. November 1903 habilitierte sich del Vecchio für Rechtsphilosophie an der Königlichen Universität zu Genua. Noch in demselben Monat erhielt er einen Lehrauftrag für die Freie Hochschule zu Ferrara und eröffnete seine Vorlesungen dort mit einer gedankenreichen Antrittsrede über Recht und Persönlichkeit in der Geschichte des Gedankens[8]). Schon im folgenden Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität zu Ferrara ernannt und als socher auch im Jahre 1905 bestätigt. Im Jahre 1906 wurde ihm der Vorschlag gemacht, zum Ordinarius in Ferrara ernannt zu werden.

Um neben seiner Tätigkeit in Ferrara auch seine Beschäftigung als Privatdozent fortsetzen zu können, habilitierte sich del Vecchio in Bologna. Er hielt dort in den beiden nächsten Jahren regelmäßige Kurse über Rechtsphilosophie ab. Gleichzeitig setzte er mit größtem Eifer seine wissenschaftliche Tätigkeit fort. In den Sommerferien 1905

---

[1]) Vgl. meine Uebersetzung seines Aufsatzes über „Die neuen Methoden der ethnologischen Jurisprudenz" (Archiv für Anthropologie 1905).

[2]) Fiore: „Jl valore psicologico delle testimonianze", Bd. I (Città di Castello 1910.).

[3]) Valsecchi. „Della falsità in giudizio" (Turin 1910).

[4]) Dattino. „La psicologia dei testimoni" (Neapel 1909).

[5]) Berardi. „Giudice e testimoni" (Neapel 1908).

[6]) „La dichiarazione dei diritti dell' uomo e del cittadino nella revoluzione francese" (Genua 1903).

[7]) Brugi in den „Atti e Memorie" Vol. XIX. Disp. III.

[8]) „Diritto e personalità umana nella storia del pensiero" (Bologna 1904).

hielt er sich zu Studienzwecken in London auf und im Sommer 1906 abermals in Berlin.

Von 1905 an erschienen die grundlegenden Hauptwerke del Vecchios.

Zunächst das kritische Werk über die philosophischen Voraussetzungen der Erkenntnis des Rechts.[9] — Im Jahre 1906 sein Buch über den Begriff des Rechts[10], das gewissermaßen den systematisch aufbauenden Teil seines eben erwähnten kritischen Buches darstellt, und im gleichen Jahre noch seine Schrift über die Theorie des Contrat Social.[11]

Im Jahre 1906 beteiligte sich del Vecchio bei der Bewerbung um den Lehrstuhl an der Universität zu Messina. Unter 15 Bewerbern stand er an zweiter Stelle. Im Anschluß an diesen Wettbewerb wurde er auf einstimmigen Wunsch der juristischen Fakultät zu Sassari zum außerordentlichen Professor der Rechtsphilosopie an der dortigen Universität ernannt. Im Mai 1909 wurde er in Sassari zum ordentlichen Professor ernannt.

Während dieser Zeit schrieb del Vecchio zwei Schriften, die sich eng an seine erwähnten Studien über den Begriff des Rechts anschlossen, nämlich ein Buch über den Begriff der Natur und den Grundsatz des Rechts[12] sowie eine kleine Schrift über die Idee einer vergleichenden universalen Rechtswissenschaft[13]; außerdem auch noch eine Arbeit über die Tatsache des Krieges und die Idee des Friedens.[14] Zu erwähnen ist auch noch seine schon 1908 in zweiter Auflage erschienene Schrift über das Rechtsgefühl.[15]

Im Oktober 1909 erhielt del Vecchio eine sehr ehrenvolle Berufung an die Universität von Messina, die er auch annahm. Während seines Aufenthalts in Messina veröffentlichte er mehrere kleinere Arbeiten, u. a. auch einen Aufsatz in dem „Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie".[16]

Im Jahre 1911 beteiligte sich del Vecchio an dem Wettbewerb um den Lehrstuhl an der altberühmten Hochschule zu Bologna. Einstimmig wurde er von neun Bewerbern von der Fakultät an erster Stelle vorgeschlagen unter höchst ehrender Anerkennung seiner Verdienste um die Rechtsphilosophie, und dem Antrage der Fakultät entsprechend zum ordentlichen Professor des Rechts ernannt. Seitdem wirkt er in Bologna.

Wollte ich auch nur einen ungefähren Überblick über den Gedankenreichtum seiner tiefgründigen Schriften geben, so würde aus einer kleinen Skizze eine umfangreiche Abhandlung werden müssen, ohne daß es mir auch dann möglich wäre, die Fülle seiner Ideen zu erschöpfen. Ich muß mich damit begnügen, einige Gesichtspunkte herauszugreifen, die mir gerade auch für den Leserkreis dieser Zeitschrift von Interesse zu sein scheinen.

Sein grundlegendes Werk, in welchem die meisten späteren schon im Keime enthalten sind, ist seine kritische Arbeit über die philosophischen Voraussetzungen der Erkenntnis des Rechts. In sehr verdienstvoller Weise nimmt del Vecchio in diesem Buch sowie in dem folgenden über den Begriff des Rechts die alten Versuche wieder auf, das Wesen des Rechts zu ergründen. Es ist erstaunlich, von wie weitem Gesichtspunkt aus er das gesamte Tatsachenmaterial anschaut, und besonders lehrreich, wie er zu den Problemen Stellung nimmt, die durch die ethnologische Jurisprudenz für die Beantwortung seiner Frage aufgeworfen worden sind. Man hat bekanntlich, dem allgemeinen Zuge unserer Zeit folgend, geglaubt, in der Kenntnis der Tatsache des Rechts erschöpfe sich unsere Kenntnis vom Recht überhaupt, und gerade die ethnologische Jurisprudenz habe den Nachweis erbracht, daß rechtsphilosophische Spekulationen nichts als Hirngespinste seien. Bekanntlich steht der Altmeister der vergleichenden Rechtswissenschaft in Deutschland, Joseph Kohler[17], keineswegs auf diesem Standpunkt. Es ist nun interessant zu beobachten, in wie scharfsinniger Weise del Vecchio den Nachweis erbringt, daß in der Tat der aus der ethnologischen Jurisprudenz gezogene Schluß ein Trugschluß sei.

Der Gedankengang dieses grundlegenden Werkes ist etwa folgender:

Das positive Recht ist im Laufe der Zeiten und bei den verschiedenen Völkern dem Wechsel unterworfen. Das Naturrecht befriedigte das fundamentale Bedürfnis, dieser Vielheit gegenüber die Idee des Gerechten als absolut hinzustellen. Auf verschiedene Art und Weise hat man sich mit der Mannigfaltigkeit des positiven Rechts abgefunden. Die einen sagen, im Recht müsse ein bleibender und ein veränderlicher Teil unterschieden werden, doch ist dem entgegenzuhalten, daß das Studium der gemeinsamen Elemente der

[9] „I presupposti filosofici della nozione del diritto" (Bologna 1906).

[10] „Il concetto del diritto" (Bologna 1906).

[11] „Su la teoria del contratto sociale" (Bologna 1906).

[12] „Il concetto della natura e il principio del diritto" (Turin 1908).

[13] „Sull' idea di una scienza del diritto universale comparato" (Bologna 1909). Es ist dies ein am 4. September 1908 auf dem dritten internationalen Kongreß für Philosophie zu Heidelberg gehaltener Vortrag.

[14] „Il fenomeno della guerra e l'idea della pace" (Sassari 1909).

[15] „Il sentimento giuridico" (2. Aufl. Rom 1908).

[16] Nekrolog Aguanros. (Archiv Bd. III, 1910, Heft 3).

[17] Vgl. den Abschnitt über „Rechtsphilosophie und Universalrechtsgeschichte" in der von ihm herausgegebenen Neubearbeitung der Holtzendorffschen „Encyklopädie der Rechtswissenschaft".

positiven Rechte niemals zu einer vollständigen Synthese führen kann. Andere suchten das Bleibende in der Reihenfolge der Aenderungen des Rechts, doch kann man auch auf diese Weise zu keiner befriedigenden Begriffbestimmung des Rechts gelangen. Ein dritter Weg besteht in der Erforschung der Beziehungen zwischen dem Recht und dem Milieu. So ist man allmählich zu der Theorie der historischen Entwicklung gekommen, die das überlieferte Dogma durch eine verstandesgemäße Hypothese korrigiert hat, um die unbestreitbare Tatsache des Kulturfortschritts zu erklären. Insbesondere die historische Rechtsschule hat das große Verdienst, den Beweis erbracht zu haben, daß das Recht notwendigerweise in allen seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den anderen Formen des sozialen Lebens betrachtet werden müsse. Durch Ausdehnung des Forschungsgebietes hat die ethnologische Jurisprudenz die historische Schule ergänzt. Es ist aber verkehrt, wenn der Hauptvertreter der eigentlichen ethnologischen Jurisprudenz, Post,[18]) die Behauptung aufgestellt hat, daß „eine sich gleichbleibende Rechtsidee ein Unsinn sein". Zwar haben uns die ethnologisch-juristischen Forschungen mit einer Reihe von Rechtsinstituten bekanntgemacht, die man als universale bezeichnen kann, auch ist eine Tendenz fortschreitender Vereinheitlichung des Rechts unverkennbar; eine Begrifssbestimmung des Rechts, darf sich aber auf diese Übereinstimmung nicht stützen, weil sie eben immerhin doch nur einen Teil der Realität des Rechtslebens darstellt.

Alles, was bisher über die Relativität des Rechts gesagt sei, bezieht sich auf den Inhalt des Rechts: aus ihm darf man daher nicht auf die Natur des Rechts schließen, wie übrigens auch schon Post[19]) bemerkt hat. Lediglich in der Form des Rechtsbegriffs ist die wahre Einheit des Rechts zu suchen. Gestützt auf Kant, kommt del Vecchio zu dem Schluß, daß man in der Universalität der logischen Form die letzte Grundlage der Wissenschaft zu erblicken hat, weil die Realität lediglich durch Begriffe erkennbar und jeder Begriff seiner Natur nach unverändert ist. Die juristische Erfahrung ist eine solche nur kraft und in Anwendung der logischen Form des Rechts, sie ist also ein Bedingtes, eine Folgeerscheinung. Es ist daher widersinnig, von den Erfahrungstatsachen auf den Begriff des Rechts schließen zu wollen, vielmehr setzt jede Erkenntnis der juristischen Natur eines Phänomens den Formalbegriff des Rechts voraus und gründet sich auf ihn. Die Naturrechtschule hat die Forschung nach dem Ideal des Rechts mit der Forschung nach dem Wesen des Rechts verwechselt, als Reaktion dagegen ist man in dem Tatsächlichen vollkommen aufgegangen und hat die Rechtsphilosophie mißachtet. Die Anbetung der Tatsachen hat in unserer Zeit jene der Ideen ersetzt, doch ist der neue Dogmatismus nicht besser als der alte.

In seinem Werk über den Begriff des Rechts zieht del Vecchio die Folgerungen aus diesen kritischen Darlegungen und bestimmt die Form des Rechtsbegriffs.[20])

In seiner Schrift über den Begriff der Natur und über den Grundsatz des Rechts macht er Front gegen die Negation eines Naturrechts. Allerdings sei das positive Recht eine natürliche Tatsache, doch sei es irrig, daraus zu folgern, daß es ein Naturrecht nicht geben könne, denn das Recht sei nicht nur ein tatsächliches Phänomen, sondern auch in der Menschennatur begründet; aus ihr müsse man das Prinzip der Pflicht und des Rechts entnehmen, als ein im Wesen der Person liegendes Bedürfnis. Es sei allgemein gültig und außerhalb und über einer jeden Tatsache. Freilich sei das positive Recht ein Phänomen, doch stehe andererseits das Recht über den Erscheinungsformen, insofern es danach strebe, eine ethische Ordnung aufzurichten. Ebenso verkehrt allerdings wie die Leugnung des Naturrechts sei die Behauptung, das Naturrecht sei eine tatsächliche Erscheinung.

Da neuerdings bei uns wieder, vielleicht durch die freirechtlichen Bestrebungen angeregt, intensiver das Rechtsgefühl zu erforschen begonnen wird[21]), mag ein Hinweis auf die schon im Jahre 1908 in zweiter Auflage erschienene vortreffliche Schrift del Vecchios darüber am Platze sein. Del Vecchio bezeichnet dort die Frage nach dem Ursprung und dem Wesen des Gerechtigkeitsgefühls als ein wesentlich metaphysisches Problem, was aber keineswegs eine Analyse der psychischen Tatsache ausschliesse. In dem Rechtsgefühl erblickt er den Beweis für die ideale Neigung der Subjektivität zur Gerechtigkeit.

Bei dem Hinweis auf seine Schrift über die Idee einer vergleichenden universalen Rechtswissenschaft, die mit zu den besten gehört, was je vom allgemeinen Standpunkt aus über die Bedeutung der ethnologischen Jurispru-

---

[18]) Post: „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft" (Bd. I S. 60).

[19]) Post: „Der Ursprung des Rechts" (Oldenburg 1876 S. 16).

[20]) „Il diritto è la coordinazione obbiettiva delle azioni possibili tra più soggetti, secondo un principio etico che le determina, escludendo l'impedimento."

[21]) Vgl. z. B. Kornfeld: „Das Rechtsgefühl" (Zeitschrift für Rechtsphilosophie in Lehre und Praxis Bd. I, S. 134ff) und Kübl: „Das Rechtsgefühl" (Berlin 1913) sowie die Zitate bei Hellwig: „Zur Psychologie der richterlichen Urteilsfindung" (Stuttgart 1914). S. 33 Anm. 1.

denz und der vergleichenden Rechtswissenschaft geschrieben worden ist, kann ich mich kurz fassen, da in diesen Tagen eine Uebersetzung von mir im „Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie" sowie als selbständige Broschüre erschienen ist. Del Vecchio hält hier die richtige Mitte zwischen einer Ueberschätzung der Bedeutung der ethnologischen Jurisprudenz und zwischen der auch heute trotz der großartigen Forschungsergebnisse Joseph Kohlers[22]) und seiner Schüler sonderbarerweise hier und da noch anzutreffenden Geringschätzung dieser Studien.

Endlich mag noch auf seine gleichfalls schon in deutscher Sprache erschienene Schrift über die Tatsache des Krieges und den Friedensgedanken[23]) hingewiesen werden, in der er nach kritischer und möglichst objektiver Abschätzung der Nachteile sowohl als auch des Nutzens der Kriege zu dem Schlusse kommt, daß die Ordnung der Menschheit nach Rechtsgrundsätzen ebenso sehr eine Tendenz der geschichtlichen Entwicklung sei als eine Forderung der Vernunft.

Schon dieser knappe Ueberblick über die Schriften del Vecchios dürfte den Nachweis erbracht haben, daß wir hier eine ungewöhnlich reich begabte Persönlichkeit vor uns haben, die man immer mit an erster Stelle nennen wird, wenn von rechtsphilosophischen Untersuchungen die Rede ist. Wer aber das Glück gehabt hat, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, schon seit zehn Jahren mit del Vecchio in regem freundschaftlichen Briefwechsel zu stehen und ihn kürzlich auch persönlich kennen zu lernen, dem ist bekannt, daß del Vecchio nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern daß er überdies auch eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit ist. Wenn del Vecchio auch zu denjenigen italienischen Gelehrten gehört, deren Schriften in verhältnismäßig großem Umfange auch ins Deutsche übersetzt sind, so möchte ich doch der Hoffnung Ausdruck geben, daß auch seine grundlegenden Werke dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden. Wir können, glaube ich, aus ihnen noch viel lernen!

Berlin-Friedenau. Albert Hellwig.

Zum Problem einer einheitlichen philosophischen Terminologie.

In Heft 25, S. 696 f. des ersten Jahrganges der „Geisteswissenschaften" hat Dr. Eberhard Zschimmer-Jena „über die Möglichkeit einer gemeinsamen Sprache für die wissenschaftliche Philosophie" gehandelt. Im Verfolg der darin gegebenen Anregung haben Dr. Zschimmer und der Unterzeichnete auf der diesjährigen Generalversammlung der Kantgesellschaft (am 20. April a. c.) folgenden Antrag gestellt:

„Nach Analogie des in verschiedenen Naturwissenschaften bewährten Brauches (vgl. darüber z. B. den Bericht in den „Naturwissenschaften", Jhrg. I (1913) S. 921 ff.) beantragen die Unterzeichneten die Einrichtung einer ständigen Kommission zur Vereinbarung einer gemeinsamen Terminologie innerhalb der verschiedenen Richtungen der Transzendentalphilosophie."

Wegen Mangels an Zeit zur Verhandlung wurde auf meinen Antrag die Diskussion und Beschlußfassung über diesen Antrag auf die nächste Generalversammlung der Kantgesellschaft (1915) vertagt. Es scheint mir nun im Interesse der Sache zu liegen, daß über die Ausführbarkeit des Antrags schon vorher möglichst eingehend diskutiert werde, damit die Geister sich klären und scheiden. Ich will zu dem Zwecke die Begründung, die ich dem Antrag (in Ergänzung des von Dr. Zschimmer in den „Geisteswissenschaften" Ausgeführten) hinzugefügt habe, (etwas gekürzt) hier mitteilen. Sie lautete:

„1. Es handelt sich nicht darum, irgendwelcher sachlichen Weiter- und Tieferforschung dogmatisch einen Riegel vorzuschieben oder vorgreifen zu wollen.

2. Es handelt sich nicht darum, dem Eigenleben der Sprache und dessen Entwicklung irgendwie Gewalt antun zu wollen.

3. Es handelt sich nicht darum, die ästhetischen und personalen Werte der individuellen Darstellung irgendwelcher philosophischen Einsichten zu beeinträchtigen.

4. Es handelt sich endlich nicht darum, der pädagogisch-didaktischen und volkserzieherischen Funktion der Philosophie und der dadurch bedingten Form der Gedankenentwicklung entgegentreten zu wollen.

Es handelt sich vielmehr nur um das Bedürfnis einer einheitlichen Fachsprache für streng fachphilosophisch - wissenschaftliche Aufgaben der systematischen Philosophie und zunächst der Transzendentalphilosophie. Hier soll beseitigt werden, daß mit demselben sprachlichen Ausdruck sachlich verschiedene Probleme und Einsichten bezeichnet werden. (Eine gute Veranschaulichung der Vieldeutigkeit bieten die beiden Termini „transzendental" und „a priori".) Sachlich Verschiedenes soll auch sprachlich verschieden ausgedrückt werden. Nur so sind die vielen bloßen Wortstreitigkeiten zu vermeiden.

Durch die Einheitlichkeit des Sprachgebrauchs soll dazu beigetragen werden, daß die Transzendentalphilosophie in den kontinuierlichen Gang einer Wissenschaft gebracht,

22) Vgl. seine „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft".

23) Uebersetzt von Pubanz (Leipzig 1913).

bzw. darin immer mehr befestigt werde. Dazu ist Arbeitsgemeinschaft nötig; und dazu wieder eine einheitliche Fachsprache. Es ist die Ueberzeugung des Unterzeichneten, daß eine große Anzahl der philosophischen Probleme durch die in der Transzendentalphilosophie begründete Problemstellung und Methode einer streng wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, die eben deshalb auch in sprachlich einheitlichen Formulierungen ihren Niederschlag finden muß. Bei einer Anzahl von Termini ist eine Vereinbarung der verschiedenen Richtungen der Transzendentalphilosophie ohne Zweifel möglich. Eine Einigung auch nur über einige wenige Termini wäre aber schon ein Fortschritt; eben deshalb muß dieser Schritt getan werden.

Es versteht sich dabei von selbst, daß durch die vorzunehmenden terminologischen Festlegungen die philosophie-historischen Untersuchungen des Bedeutungswechsels der gleichen Bezeichnungen bei verschiedenen Philosophen in verschiedenen Zeiten nicht überflüssig werden. Die Festlegung des systematischen Sprachgebrauchs beseitigt aber einen Uebelstand, der von Systematikern wie Historikern gleichermaßen beklagt wird: das Hineintragen philosophie-systematisch neuer Einsichten in philosophie-historisch alte Formulierungen."

So weit die dem Antrag beigefügte Begründung. Der Antrag beschränkte sich bewußt zunächst auf die verschiedenen Richtungen innerhalb der Transzendentalphilosophie, weil hier trotz aller Differenzen ein Grundstock gemeinsamer Ueberzeugungen auf Grund der Klärungsarbeit der letzten Jahrzehnte vorhanden ist, der terminologische Vereinbarungen ermöglicht. Die letzte „Idee" (bekanntlich „eine unendliche Aufgabe") wäre aber natürlich, daß von diesem Zentrum aus eine Vereinheitlichung der philosophischen Terminologie überhaupt erreicht würde.

Daß in der Philosophie als „Geisteswissenschaft" die Dinge erheblich anders liegen, als in der Naturwissenschaft, wissen wir selbst sehr gut. Aber wir halten trotzdem daran fest, daß auch hier, wenn man nur den Sinn der Aufgabe richtig erfaßt, bis zu einem gewissen Grade durch terminologische Vereinbarungen dem Aneinandervorbeireden vorgebeugt werden kann. Es ist von jeher gegen alles prima facie unausführbar Erscheinende erklärt worden: es geht nicht. Und nachher zeigte es sich sehr häufig, daß es doch ging, wenn man nur das Problem richtig stellte, es richtig anpackte und die Arbeit nicht scheute. Es muß auf jeden Fall probiert werden. Und auch schon die bloße Diskussion über Möglichkeit oder Unmöglichkeit hat wenigstens den Wert, daß sie zur Klärung über das Wesen der Philosophie und des Philosophierens beiträgt. Der Antrag ist eine Art „Reagens", um zu sehen, wie es mit der so viel beredeten Wissenschaftlichkeit der Philosophie und des Philosophierens steht. Ist sie eine Wissenschaft im strengen Sinne, dann muß eine einheitliche Terminologie der Idee nach möglich sein; und ist sie der Idee nach möglich, dann muß sie auch praktisch verwirklichbar sein. Daß die Durchführung eminente Schwierigkeiten hat, ist dann kein Einwand: Schwierigkeiten, die der Durchführung einer Idee im Wege stehen, haben ihren Sinn gerade darin, überwunden werden zu wollen.

Jena. Fritz Münch.

Flüssige Luft als Sprengmittel.

Die Darstellung, die Lagerung und der Transport von Sprengstoffen ist stets mit Gefahren verknüpft, und trotz der sorgfältigsten Ueberwachung werden sich gelegentliche Unglücksfälle nie ganz vermeiden lassen. In neuerer Zeit hat man nun einen Sprengstoff kennen gelernt, der von all diesen Gefahren vollkommen frei ist; dies wurde erreicht durch Zuhilfenahme der flüssigen Luft, die man ja seit Erfindung der Lindeschen Verflüssigungsmaschine bequem und billig herstellen kann.

Das Wesen eines Sprengstoffes besteht darin, daß der Körper — sei er ein chemisch einheitlicher Stoff oder ein Gemisch verschiedener Stoffe — befähigt ist, einem plötzlich und turbulent verlaufenden Prozeß zu unterliegen, bei dem einerseits sich große Mengen von Gasen bilden und andererseits eine große Wärmemenge frei wird und die plötzliche Expansion der Gase noch erhöht.

So besteht der älteste Sprengstoff, das Schießpulver, aus einem innigen Gemisch von Kohle, Schwefel und Salpeter. Kohle und Schwefel sind leicht verbrennbare Substanzen, der Salpeter liefert den zur plötzlichen Verbrennung erforderlichen Sauerstoff und spaltet außerdem Stickstoff ab. Die entstehenden heißen Verbrennungsgase, Kohlendioxyd und Schwefeldioxyd, nehmen zusammen mit dem freiwerdenden Stickstoff etwa das tausendfache Volumen des Pulvers ein.

Der Salpeter kann nun durch jede Substanz ersetzt werden, die viel Sauerstoff schnell liefern kann; eine solche ist die flüssige Luft. Während die atmosphärische Luft aus etwa 20 Prozent Sauerstoff und 80 Prozent Stickstoff besteht, enthält sie nach der Verflüssigung über 50 Prozent Sauerstoff und reichert sich bei der Aufbewahrung immer mehr daran an. Dies kommt daher, daß der Stickstoff einen tieferen Siedepunkt (— 196 Grad) hat als Sauerstoff (— 183 Grad) und daher zu einem größeren Teil verdampft.

Man braucht also nur einen leicht brenn-

baren Stoff, z. B. Petroleum, mit flüssiger Luft zu mischen, um einen wirkungsvollen Sprengstoff zu besitzen.

Dieser Sprengstoff fand bereits beim Bau des 20 km langen Simplontunnels in den Jahren 1898—1905 ausgedehnten Gebrauch. Immerhin war seine Handhabung nicht ganz einfach und verhinderte eine allgemeinere Anwendung. Aber auch dieser Schwierigkeiten der Manipulation ist man Herr geworden, und Versuche, die in den fiskalischen Kalksteinbrüchen in Rüdersdorf ausgeführt wurden, haben, wie Geheimrat Kolbe in einem ausführlichen Bericht in der Sozialtechnik ausführt, zu über alles Erwarten zufriedenstellenden Ergebnissen geführt.

Es kommt natürlich vor allen Dingen auf schnelles Arbeiten und eine praktische Anordnung der Sprengpatrone an, damit die rasch verdampfende flüssige Luft gut ausgenutzt wird.

Man verfährt so, daß man die Patrone mit dem trocknen Brennstoff, eine Mischung von Kieselguhr und Petroleum, in das Bohrloch einführt, dann alle erforderlichen Vorbereitungen trifft und erst ganz zuletzt unmittelbar vor der Zündung die flüssige Luft zusetzt. Als Patronenhülle dient eine Papierhülse von 4 cm Durchmesser und etwa 35 cm Länge. Durch ihre Längsachse geht ein 1 cm weites Rohr aus feinmaschigem Drahtnetz, das von der Mischung freibleibt und bei der Auffüllung der flüssigen Luft dazu dient, diese gleichmäßig durch die ganze Masse zu verteilen. Ist die Patrone mit Sprengkapsel und elektrischem Zünder in das Bohrloch eingeschoben, so wird die flüssige Luft eingefüllt. Diese befindet sich in einer nach Art der Dewargefäße gebauten Kanne, einem doppelwandigen Glasgefäß, dessen Zwischenraum evakuiert ist. Die Glaskanne ist außen von einem festen eisernen Gefäß umgeben. Die flüssige Luft wird mit einer Handluftpumpe durch eine Papprohrleitung in das Innere der Patrone gedrückt. Der erste Teil der flüssigen Luft, der in die noch warme Patrone einfließt, verdampft, die kalten Dämpfe treten aus dem untern Ende der Patrone aus und steigen in dem Zwischenraum zwischen Papierhülse und Bohrloch auf, wodurch die nachströmende flüssige Luft in der günstigsten Weise — nach dem Prinzip des Gegenstroms — gegen Wärmeaufnahme vom Gestein her geschützt wird. Die ganze Manipulation zum Laden von drei Patronen bis zum Schuß dauert etwa 1 Minute.

Bei den Versuchen in Rüdersdorf war die Wirkung der Detonation mit flüssiger Luft die gleiche wie bei dem sonst von der Bergwerksverwaltung verwendeten Ammon-Cahücit. Für einen Schuß wurde 1 l flüssige Luft verbraucht, zu deren Herstellung ein Energieaufwand von 2½ P.S.-Stunden erforderlich ist. — Der Preis des neuen Sprengmittels ist somit recht gering.

Seine Anwendung bietet den großen Vorteil, daß der Explosivstoff erst unmittelbar vor dem Schuß entsteht; flüssige Luft und die mit dem Brennstoff gefüllte Patrone sind getrennt absolut ungefährliche Körper. Die Einführung des neuen Sprengmittels in den Betrieb schlagwettersicherer Gruben dürfte daher eine wesentliche Erhöhung der Betriebssicherheit herbeiführen. F. K.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich **3 Mark**; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs **4 Mark**. Einzelnummern kosten **1 Mark**.

8. Jahrgang. Nr. 12.
September 1914.

Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands. — **Insertionspreis** für die zweigespaltene Nonpareillezeile **75 Pf.**

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Verlag von August Scherl in Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41.

Der wahre Emerson.

Von

Paul Shorey.

Emerson iſt tatsächlich der größte und der einflußreichſte amerikanische Schriftſteller, sowohl in der Fremde als auch zu Hause. Es gibt bereits eine Emersonbibliographie, welche mit der der Molière- und Goetheliteratur zu wetteifern droht. Er gehört in seiner Art zu den Schriftſtellern der Weltliteratur, bei denen man alles finden kann, und in die man alles hineininterpretieren kann. Sein Stil iſt unzusammenhängend und aphoriſtisch, und die Mehrzahl seiner Bewunderer ſtudiert ihn nicht syſtematisch, sondern sucht hie und da von den Seiten seiner Bücher koſtend und naschend Anregung und Erbauung, gerade so wie Emerson selber nach eigenem Geſtändnis den Plato las. Das iſt vielleicht die beſte Art, ihn zu gebrauchen und zu genießen. Ein kritisches Verſtändnis und eine eindringende Interpretation verlangt mehr. Um den wahren Emerson kennen zu lernen, iſt zunächſt erforderlich, seine gesamten Werke zu ſtudieren, einschließlich der bereits veröffentlichten acht Bände seiner Tagebücher, und dann müssen wir ihn in seinen Quellen aufsuchen. Sehr wenige Kritiker Emersons haben das erſte getan und kaum einer, wie ich glaube, das zweite. Daraus folgt, daß wir eine Emersonische Legende haben, aber in der ganzen enormen Literatur von Kommentaren und Kritiken keine direkte und einfache Schilderung des wahren Emerson, wie sie ein sorgfältiger Bearbeiter der Tagebücher jetzt zu geben vermag. Der legendäre Emerson der impressioniſtischen und apriorischen Kritik iſt ein heiliger, engelgleicher, puritanischer Halbmyſtiker, in merkwürdiger Mischung mit einem schlauen Yankee, wie Lowell ihn nannte ein Plotinus-Montaigne, ein Griechenkopf auf echten Yankeeschultern. Er soll ein Evangelium predigen und ausüben: des Pantheismus, des Selbſtvertrauens, der Originalität, der Lebens- und nicht der Bücherweisheit, der Umwertung aller materiellen in geiſtige Werte und dazu des amerikanischen Demokratismus. Aus diesen und ähnlichen Verallgemeinerungen leitet man alle seine Lehren ab und teilt seine Aussprüche danach ein. Der echte Emerson aber iſt ein etwas kaltblütiger,

menschlich-ſelbſtſüchtiger, einsamer Büchermensch und Selbſtbildner, leidenschaftlich begierig nach rednerischem und literarischem Erfolg, welchen er auf die einzige Weise gewinnt, die seine Begabung und Umſtände erlauben. Er besaß keine Philosophie, keine Theologie und keine Myſtik. Er hatte ein reges Interesse für allgemeine Ideen und eine tiefe sittliche und äſthetische Vorliebe für eine bildliche, optimiſtische und teleologische Ausdrucksweise, welche verſtärkt wurde durch seine Erfahrung beim vieljährigen Vortragen, daß die Mehrzahl der Menschen Verallgemeinerungen in keiner anderen Form annimmt als in Allegorien und Bildern. Es fehlte ihm die rasche Geiſtesgegenwart für volkstümliche Beredsamkeit. Er hatte nicht die Genialität, Plaſtizität und Erfindungsgabe, welche für den Roman, das schöpferische Drama und die Poesie erforderlich sind, noch die Geduld, den Fleiß und die kritische Gelehrsamkeit, welche zur Philologie und Geschichte nötig sind. Ihm lag weniger daran, seine Ideen zu prüfen und zu ordnen, als sie lebendig darzuſtellen und durch treffende Analogien zu beleuchten. Die einzig mögliche literarische Form für solche Materien iſt der aphoriſtische Essay und das kurze Reflexionsgedicht. Das trifft bei vielen jungen Schriftſtellern zu. Was Emerson einzig macht, iſt der beispiellose Reichtum und die Gedrängtheit seiner Gedanken und Bilder. Er hatte von Anfang an eine leidenschaftliche Vorliebe für allgemeine Ideen und sinnreiche Bilder und Analogien. Er besaß eine bedeutende, obgleich nicht spontane Gabe für epigrammatischen und bildlichen Ausdruck. Er las fortwährend ein langes Leben hindurch die beſten Bücher der Weltliteratur mit einem sicheren Auge für diese beiden Dinge und zeichnete sie in seinen Tagebüchern zugleich mit seinen eigenen beſten Einfällen auf. Er bildete sich auf diesem Gebiete zu einem ebenso großen Spezialiſten aus, wie Darwin oder Spenser in den ihrigen waren. Das Resultat war in seinem Falle keine Entdeckung, kein Gesetz, keine Philosophie, sondern einfach eine Sammlung von Gedankenperlen und Ausdrucksjuwelen, wie sie vielleicht keine andere Literatur aufzuweisen hat.

Diese scharfe und engbegrenzte Charakterisierung fordert natürlich Einschränkungen. Die Gemeinplätze Emersonischer Kritik enthalten doch ein gut Teil Wahrheit. Der Mensch Emerson muß jedenfalls einige von den Eigenschaften besessen haben, welche seine Freunde und Bewunderer ihm zusprachen. Der Amerikaner Emerson verdankte viele Anregungen seinen amerikanischen Erfahrungen und huldigte aufrichtig amerikanischen demokratischen Prinzipien und Idealen. Der Denker Emerson wiederholte gern gewisse Lieblingsideen, aus welchen eine Art Emersonische Philosophie sich konſtruieren läßt. Der Kritiker, obgleich ihm philologische Methode und hiſtorische Wissenschaftlichkeit abgingen, läßt häufig sehr treffende und scharfsinnige Urteile über Menschen, Bücher und Schulen fallen. Der Schriftſteller, so unzusammenhängend und aphoriſtisch er auch sein mag, iſt, wenn es ihm gefällt, zusammenhängender Darſtellungen und Beweisführungen fähig. Ich will hiermit nur sagen, daß die Haupteigenschaft des Weltliteraten Emerson auf keiner dieser Qualitäten beruht, sondern bloß auf dem Reichtum der Sammlung von Gedanken und Bildern, welche der Ehrgeiz und die Arbeit seines Lebens waren. Das hätte man auch aus seinen Schriften herausfinden können, jetzt

aber liegt es in seinen Tagebüchern jedermann klar vor Augen.

Emerson ist unser größter Schriftsteller, und wir sollten versuchen, ihn nicht bloß zu loben, sondern auch zu verstehen. Die herkömmliche literarische Kritik operiert zu ausschließlich mit großen, verschwommenen Ideen von Genie, Charakter, Vererbung, Rasse, Milieu, Gesellschaft und Zeitgeist. Man gewinnt mehr Belehrung, wenn auch nicht so viel Erbauung aus einer Kritik, welche das Werk erklärt aus der Erziehung, der Lektüre, den Bestrebungen, dem besonderen Talente, den gebotenen Gelegenheiten, dem Temperament, der leiblichen Gesundheit und dem Lebenslauf des Mannes. Das Genie des Mannes können wir natürlich weder auf diese noch auf eine andere Methode erklären, wir beobachten bloß etwas genauer die Art und Weise seiner Wirksamkeit. »Ich sehe nichts in Erfolg oder Mißerfolg als mehr oder weniger Kraft, geschöpft aus der Urquelle«, bemerkt Emerson selbst. »Dieses Mehr oder Weniger,« sagt er, »ist die eigentliche Tragödie des Lebens für jene, welchen das Weniger in die Wiege gelegt wurde.« Es ist auch das tiefste Mysterium. Es gab auch andere Graduierte von Harvard, Söhne, Enkel und Großenkel von Pfarrern, die allmählich durch die Aufklärung dem Kalvinismus entfremdet waren, Entleiher von Büchern aus dem Boston Athenaeum, Leser von Coleridge, Wordsworth, Mackintosh, Landor, Carlyle, Cousin und Goethe, Vorlesungen haltend an Lyzeen, und von der Tour d'ivoir der neuenglischen Kultur verständig beobachtend die Eroberung des Westens, die Entfaltung der Demokratie und die Entwicklung, wie Emerson sagt, des großen intelligenten, sinnesfreudigen, habsüchtigen Amerika. Er war nicht die einzige Biene jenes Gartens, der einzige Seidenwurm jenes Maulbeerbaumes, aber kein anderer hat den Honig der Gedichte abgesondert und die Essays gesponnen. Laßt uns dankbar den Genius bewillkommnen und lobpreisen, aber vergessen wir nicht, daß, wie ein Philosoph gesagt hat, das Genie die Ursache von allem und die Erklärung von nichts ist.

Der Charakter genügt noch weniger zur Erklärung als das Genie oder das Milieu.

Man sagt gewöhnlich, daß die Allbedeutung des Charakters der erste und hauptsächlichste Grundsatz in Emersons Glaube und Lehre sei. Selbst Mathew Arnold sagt es. Aber bei genauer Unterscheidung bemerken wir, daß Emerson unter Charakter nicht Heiligkeit, Hochherzigkeit, noch selbst den höchsten sittlichen Edelsinn versteht. Er meint damit die gesamte Wirksamkeit, Energie, Ursprünglichkeit, Selbständigkeit, den Einfluß und sozusagen die Stoßkraft einer Persönlichkeit. In diesem Sinne ist für Emerson nicht nur ein Goethe ein großer Charakter, sondern auch Byron, und natürlich ganz besonders Napoleon. Und in diesem Sinne wird der Charakter nur eine andere und etwas tautologische Bezeichnung für mehr oder weniger Kraft, geschöpft aus der Urquelle. Emerson behauptet nicht, daß Heiligkeit eine Vorbedingung der höchsten Leistungen ist. Er sagt nicht einmal, daß die konventionelle Sittlichkeit dazu nötig sei. Sein eigenes Leben war selbstverständlich korrekt und rein, wie es seine neuenglische Vererbung mit sich brachte. Aber in der Spekulation erlaubt er sich einen großen Spielraum. Er sagt, daß der weise Mann von jedem Apfel einmal kosten solle. Er verweilt sympathisch bei der Erweiterung von Goethes Gesichtskreis durch zweifelhafte Erfahrungen, aber



sagt zugleich, daß es ihm selber an Mut fehlte, Bildung und Selbstentwicklung auf diese Weise zu erlangen.

Auch ist es nicht wahr, daß Charakter im höchsten und strengsten Sinne des Wortes das Vorherrschende in seinem eigenen Leben war. Wie viele andere Männer, die wenigen Versuchungen ausgesetzt sind, lebte er ein korrektes, reines, gesundes und im ganzen glückliches Leben. Das ist, wie die Dinge in dieser Welt einmal liegen, keine Kleinigkeit. Es genügte, um seiner Miene im Alter den verklärten Ausdruck der Milde und Güte zu geben, welche die Legende von seiner Heiligkeit schuf. Wenn ich von einer Legende spreche, so errege ich vielleicht in Amerika Anstoß. Ich beabsichtige nicht, den Eindruck der Süße und Würde zu leugnen, welchen Emerson auf alle, die ihn kannten, machte, aber der Aberglaube, daß er in einer unerklärlichen Weise ein besserer oder heiligerer Mann war als Lowell, Longfellow, Whittier oder Holmes ist verhängnisvoll für das kritische Verständnis seines Lebens und seiner Werke. Er richtete sein Leben vorsichtig, klug und verständig ein, um sich auf diese Weise ununterbrochene Ruhe, Sicherheit und Muße für seine Arbeit zu gewährleisten. Ich tadle ihn nicht im entferntesten deshalb, aber er überließ sich niemals in großmütiger und schonungsloser Weise den Bestrebungen und Reformen, welche er so beredt pries. Mit der Reinheit und Strenge des neuenglischen Gewissens verband er den persönlichen Ehrgeiz und den Anstrich von Eifersucht gegenüber anderen Bestrebungen, welche jenes oft begleiten. Zwei kleine Anekdoten in Howells' Literarischen Freunden und Bekanntschaften vergegenwärtigen dies lebhaft einem Leser, welcher selbst von neuenglischer Abstammung ist und den Typus kennt. Emerson fragte Howells, ob er die Gedichte von William Ellery Channing kennte, einem transzendentalischen Dichter dritten Ranges, welchen Poe etwas scharf rezensiert hatte. Howells antwortete, daß er sie bloß aus Poes Kritik kannte. »Aus wessen Kritik?« fragte Emerson. »Poes«, wiederholte ich. »Oh«, rief er nach einem Augenblicke aus, als ob er die Bedeutung meiner Worte irgendwo aus der Ferne geholt hätte, »Sie meinen den Verseklingler«. Das ist bloße Ziererei. Emerson wollte seinem jungen Besucher eine Rüge erteilen, daß er es wagte, Poe zu nennen, und zweitens stellte er sich so, als ob er Poes Namen vergessen hätte, um zu sagen, daß er zu unbedeutend wäre, um von der neuenglischen Schule beachtet zu werden; drittens verdunkelte seine persönliche Voreingenommenheit sein literarisches Urteil derart, daß er bei Poe nichts als Geklingel empfinden konnte. Das ist Menschliches, allzu Menschliches, aber es steckt nichts von einem Heiligen darin. Später, als Howells Redakteur der Atlantic Monthly war, fand ein Mißverständnis über die Reihenfolge in der Publikation eines Gedichtes von Emerson und eines von Holmes statt. Howells schrieb an Emerson und erbat seine Zustimmung, daß er die Veröffentlichung des Gedichtes von Emerson bis zur nächsten Nummer verschieben dürfe. Emerson antwortete, daß er die Korrektur zurücksenden und den Satz zerstören solle. Howells sandte die Korrektur zurück mit dem stillen Bedauern, daß himmlische Seelen einen solchen Zorn beherbergen. Es wäre sehr kleinlich, eine derartige Klatscherei zu wiederholen, bloß um Emerson zu verunglimpfen. Das ist nicht meine Absicht. Ich bewundere ihn höchlichst, aber ich möchte ihn verstehen, und zu diesem

Zwecke ist es unbedingt nötig, mit der Legende aufzuräumen. Er liefert ein vortreffliches Beispiel von dem, was Milton eine weltflüchtige und klösterliche Tugend nennt, unverdorben, aber auch ungeprüft von der Welt, aber er ist weder ein Heiliger noch eine vollendete Verkörperung des ethischen Ideals. Er wäre der erste gewesen, dies zuzugeben. Er selbst sagt, daß alle vernünftigen Leute etwas egoistisch wären. Sie sind ehrgeizig nach Beifall, und die Voraussetzungen für literarischen Erfolg, sagt er wiederholt, schließen vollständige Hingabe und freimütige Selbstmitteilung an andere aus. Das mag nicht zutreffen für einen Shakespeare, einen Schiller, einen Fielding oder Dickens, aber es traf zu für die kühle, wählerische, dahinebbende Persönlichkeit, als die Emerson sich kannte. »Keine Leistung entschädigt für den Verlust von menschlichem Frohsinn,« schreibt er in seinen Essays, und wieder: »Wir wollen eher bessere Menschen haben und schlechtere Bücher«, aber er richtete sein eigenes Leben nach dem genau entgegengesetzten Prinzip ein. Sein Lebenszweck war wie sein Tagebuch enthüllt, die besten Stunden des Tages für sein Denken und Schreiben zu schützen gegen Unterbrechungen von seiten der Familie, der Freunde, Gesellschaftspflichten und Gastlichkeit. Das war sein gutes Recht, aber mir dünkt, weder er noch seine Freunde sollten für diese Lebensweise den Anspruch auf außergewöhnlichen Edelsinn erheben. Es ist bloße Rhetorik, sie mit Mathew Arnold zu beschreiben als die wahre Glückseligkeit, die seit Ewigkeit mit dem reinen Geistesleben verbunden ist, oder mit John Morley als unverwandtes Beharren im Suchen nach reiner Wahrheit. Sie bringt zwar Glückseligkeit den wenigen, welche sich dafür eignen, und sie schließt gewissermaßen in sich ein das Suchen nach Wahrheit, aber vom Standpunkt der Moral und Religion ist sie nur eine Art harmlosen, intellektuellen Epikuräertums, wenn sie nicht bloß literarischer Ehrgeiz ist. »Alle Musen hassen derartige Enthüllungen,« sagt Emerson, »und sie werden den zu bestrafen wissen, der auf dem Marktplatze die Geheimnisse des Laboratoriums ausschreit; aber wie er ebenfalls in dem Essay über die Erfahrung sagt: »In diesem Kapitel trachte ich nur nach Wahrheit.«

Allein in einem Punkte war Emersons Charakter seinem Werke behilflich. Sein Leben war glücklich und ungetrübt, und seine Glückseligkeit ermöglichte ihm, in seinen Schriften unverrückbar den Ton des hohen poetischen Optimismus zu bewahren, den er angenommen hatte, nicht nur als eine Philosophie, sondern auch als Stilgewohnheit. Er kannte die Kehrseite des Lebens so gut wie ein Carlyle oder Ruskin, und bisweilen entschlüpfte ihm, besonders in seinen Tagebüchern, ein grausamer, zynischer oder verzagter Ausdruck. Aber als öffentlichem Redner war ihm wohlbekannt, daß es nicht angeht, die Stimmung der Zuhörer durch wiederholte derartige Wendungen herabzudrücken, und als Moralist glaubte er allen Ernstes an die Verpflichtung zur Heiterkeit und an die Schuldigkeit des Schriftstellers, sie zu befördern. Sein höchstes Prinzip war das des Spinoza: »Liber homo non libenter loquitur de humana impotentia.« Carlyle und Ruskin schimpfen und klagen fortwährend, Emerson fast nie. Darin besteht seine große Überlegenheit über Carlyle, worauf Mathew Arnold soviel Gewicht legt, und es war die größere Glückseligkeit und Ungetrübtheit seines Lebens, gewissermaßen also seines Charakters, welche es ihm ermöglichte, nie

aus dieser Rolle zu fallen, denn eine Rolle war es doch.

Ebenso vergeblich ist es, den Einfluß und die Bedeutung Emersons aus seiner Philosophie abzuleiten. Es gibt letzten Endes nur drei oder vier Philosophien, und jede derselben findet man verbunden mit aller Art von moralischem Gefühl und literarischem Talent. Die Bedeutung der großen Systematiker liegt nicht in ihren Systemen, sondern in den Stoffen und nebensächlichen Ideen, welche sie in diese Gebäude einfügten. Das System war nur eine Übung literarischer Erfindung, eine Täuschung, die ihnen Mut zur Arbeit gab, ein Prinzip der Ideenverbindung, welches ihnen bei der Sammlung von Material Hilfe leistete. Jeder Mensch, sagt Emerson sehr oft, ist eine Fähigkeit der Ideenverbindung und ein Prinzip des Auslesens. Emerson selbst hatte keine Konstruktionsgabe, und seine sogenannte Philosophie besteht nur aus den fünf oder sechs Leitideen, nach welchen er seine Gedanken und Lesefrüchte zum Gebrauch für seine Vorträge und Essays auswählte und einteilte. Diese Philosophie, wie sie jedem Leser klar zutage liegt, läßt sich in einem Paragraphen zusammenfassen. Die innere Einheitlichkeit der Natur unterhalb der täuschenden Mannigfaltigkeit ihrer Formen; die Erhaltung der Energie und ihr notwendiges Fortschreiten zu immer höheren Entwicklungsstufen, und die wohltätigen geistigen Gesetze, welche ein weiser Gebrauch der Allegorie und Symbolik aus diesen Fundamentalwahrheiten interpretiert; das Kompensationsgesetz, das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit, daß wir nämlich bezahlen müssen für alles, was wir haben, und alles besitzen mögen, wofür wir gezahlt haben; das Gesetz von der Souveränität der Ethik, daß nämlich jede Macht und Kraft die Tendenz hat, sich zu versittlichen, daß alles in der Welt in Zusammenhang steht, daß nichts verborgen bleibt. Aus diesen und ähnlichen Prinzipien leitet er die Lehre ab von der heiteren und stoischen Unterwerfung unter die Weltordnung, die Lehre vom Glauben an die ihr zugrunde liegende Gerechtigkeit und der Hoffnung und des Vertrauens auf ihre endgültige Wohltätigkeit.

Diese Philosophie, wenn sie eine Philosophie und nicht eher eine bloße Gesinnung genannt werden soll, ist für die Mehrzahl von Emersons Lesern durch seine Rhetorik verschleiert. Es ist die Schwäche unserer Rhetorik, sagt Emerson, daß wir keine Wahrheit bekräftigen können, ohne scheinbar die Gegenwahrheit zu verneinen. Er schrieb fast immer in Herakleitischen Antithesen. Sein System war, jeder Idee so stark wie möglich auf den Kopf zu hämmern, selbst auf die Gefahr hin, daß der allzu starke Nachdruck sie schief drücke und ihren begrifflichen Zusammenhang mit anderen Ideen zerdrücke. Auf scheinbar logische Konsequenz hielt er nichts, und sehr viele, die selbst keine großen Seelen waren, haben ihm nachgesagt: »Mit der Konsequenz haben die großen Seelen gar nichts zu schaffen.« Aber es gibt kaum ein zweites Beispiel in der Weltliteratur von solcher Einheitlichkeit und Konsequenz des Gefühlslebens und der Gemütsart, wie sie in allen seinen Aussprüchen sich kundtun. Nur diese Stimmung und einzelne bildliche Ausdrücke behalten die meisten seiner Leser. Seine Zuhörer waren selten in der Lage, einen bestimmten Gedanken aus seinen Vorträgen zu berichten. Sie wußten nur, daß sie begeistert und geläutert wurden. Nur das sagen am Ende so intelligente und verschiedenartige Leser wie Mathew Arnold, Tyndall und Schönbach. . . .

Die Emersonianer konnten nicht Emersons Philosophie definieren, und er selber wollte es nicht tun. »Still und schweigend iſt der Weg aller Dinge,« sagt er. Einen Spion vertragen sie nicht; ein Liebhaber oder ein Dichter sind die Transzendenz ihrer eigenen Natur. Diesen vertragen sie. Aber ich will den Spion machen und das offene Geheimnis ausplaudern. Emersons Philosophie war ein bedingungsloser und unverfälschter Rationalismus, gekleidet, konsequent und absichtlich in die Rhetorik der Symbolik, der Poesie, der Myſtik, der Religion, der Teleologie, des Idealismus und vor Allem des Optimismus. Er verrät seine eigene Methode, wenn er in dem Essay über Illusionen sagt: »Der Geiſt wird angeregt, wenn ihm die Wahrheit in Tropen dargeboten wird, und der Wille geſtärkt, wenn die Lebensgesetze ihm in Täuschungen verkleidet vorgeführt werden.« Die Emersonianer zerfallen in zwei Klassen: in solche welche ihn bewundern, weil sie das verſtehen, und in solche welche ihn vergöttern, weil sie es nicht verſtehen.

Emerson war also kein Myſtiker, kein Transzendentaliſt, sogar kein Emersonianer. Er war ein platonisierender Rationaliſt von der Art der Schleiermacher und Mathew Arnold, obgleich er es vorzog in einem ganz verschiedenen Stile zu schreiben. Sein Essay über Dämonologie zeigt ihn ebenso frei von Aberglauben wie Huxley oder Tyndall. Seine Aussprüche über die Natur und seine Weigerung selbſt in der unitarischen Kirche zu verbleiben, beweisen, daß er ebensowenig dogmatische Theologie besaß wie Mathew Arnold und noch weniger vom Geiſte eines Konformiſten. Besonders aufhellend iſt der folgende Satz über den deutschen Myſtiker Jakob Böhme aus seinem Tagebuch (VI, 518): »Ich sehe, daß seine Vorzüglichkeit in seiner allumfassenden Vision beſteht, und nicht wie bei Plato in der Schärfe seiner Beſtimmtheit. Seine Brauchbarkeit, wie die des Prokles, iſt hauptsächlich für die Rhetorik« . . . Die scharfe Beſtimmtheit Platos gerade seine höchſte Eigenschaft und die, welche die meiſten Platoniker noch übersehen; die Brauchbarkeit des Prokles nur für die Rhetorik — ein Geſtändnis, welches geeignet iſt die amerikanischen Neuplatoniker, die Emerson zu den ihrigen rechnen, in Verlegenheit zu bringen.

Nachdem wir also Genie, Charakter, Philosophie als Ursache für alles und Erklärung für nichts bei Emerson erkannt haben, wenden wir uns dem Manne selbſt zu. Emerson, schreibt Chapman, hatte keinen literarischen Ehrgeiz. Er machte Eindruck auf seine Hörer, sagt John Morley, durch die Abwesenheit aller rhetorischen Bemühungen. Während Emersons Schriften diese hervorragenden Kritiker so irreführten, können wir Lowells durchdringenderes Urteil unterschreiben, daß er ein bewußter Redekünſtler war, und seine Kunſt so meiſterhaft beherrschte, daß es schien, als ob jedermann dasselbe leiſten könnte.

Emerson erbte seine Neigung zur Beredsamkeit von seinen predigenden Vorfahren und besonders, wie er sagt, von seinem Vater. Da bei seiner geringen Körperkraft und seinem Temperamente die Politik außer Frage kam, verblieb für ihn nur die Kanzel oder, wie sich später herausſtellte, das Katheder. Chapman sagte, daß seine Entwicklung unbewußt ſtattfand und daß er keinen beſtimmten Zweck noch Plan seiner Exiſtenz hätte. Er glaubte also naiv, daß Emerson sein eigenes Evangelium der Unbewußtheit übte. Aber wie Emerson klüglich sagt, lobt der



Mensch oft gerade das, was ihm fehlt. In Wahrheit ſtudierte er in seinen Tagebüchern sich selbſt und seine Fähigkeiten mit voller Besonnenheit. In der Wahl seines Berufes wog er seine Aussichten auf Erfolg sorgfältig und wählte das Predigtamt aus Gründen, die er folgendermaßen darſtellt: »Als Prediger rechne ich auf Erfolg. Ich erbe von meinem Vater eine leidenschaftliche Vorliebe für die Weisen der Beredsamkeit. Ich brenne vor Verlangen nach dem aliquid immensum infinitumque, das Cicero begehrte. Was wir heiß lieben, lernen wir nachzuahmen. In meinen besseren Stunden (er meint nicht moralisch besser) kann ich mich achten als den Besitzer der Gaben, welche den Verſtand und die Leidenschaft der Menge beherrschen.« Dies iſt keine vorübergehende Stimmung. Alle seine Schriften zeigen diese Leidenschaft für etwas Unermeßliches und Grenzenloses, für solche Gemütsbewegungen, welche den Triumph des Redners bedingen und begleiten. Seine Vorliebe für hyperbolische Ausdrücke hat dieselbe psychologische Quelle wie sein Ausspruch: »Ich befand mich nie in einem Wagen, der schnell genug für mich fuhr,« und wir können in seinem Tagebuch sein lebhaftes Interesse für die Beredsamkeit und ihre Bedingungen verfolgen. Bereits auf der siebenten Seite treffen wir eine Liſte dichterischer Phrasen, ausgelesen für literarischen Gebrauch. Er las immer mit diesem Zweck im Auge. »Wenn ich auch nur einen guten Ausdruck aus einem Buch mir hole, kann ich von Glück sagen,« ruft er aus, und ich glaube in hunderten von Fällen sagen zu können, woher er dies oder jenes Wort hat. Er las immer in dieser Weise, viel mehr als um den genauen Gedankengang des Autors zu fassen. »Wenn ich bei Hegel fische, beißt mir nichts an,« sagte er den Hegelianern in St. Louis. »Ich bewerte einen Autor nach der Anzahl einzelner guter Dinge, die ich auf seinen Seiten auflesen kann. Ich kann keine glänzenden Sätze bei Hegel finden, welche ich an und für sich zitieren könnte.« Sein Tagebuch iſt kein Bericht seines menchlichen Lebens. Von Anfang an iſt es eine bewußte Übung im Ausdrucke und eine Vorratskammer von Gedanken und Bildern für literarischen Gebrauch. Im Alter von sechzehn Jahren beschreibt er in seinem Tagebuch das Muſter des beredten Predigers: Möge er die alles erschütternde Beredsamkeit erwerben, welche die Seele des Menschen bewegt, welche die ganze Welt um und umkehrt. Was wir leidenschaftlich lieben, lernen wir nachzuahmen, hatte er gesagt. Seine ganze Studienzeit hindurch finden wir den jungen Emerson jede Gelegenheit benutzen, um berühmte Redner zu hören, ihre Methode analysierend, auf der Spur nach dem Geheimnisse ihrer Kunſt, und sie schätzend nicht nach der Bedeutung ihrer Gedanken, sondern nach ihrem Vermögen die Phantasie zu beleben und Gefühle zu erregen. Er wünschte nicht bloß für sich selbſt die Gabe der Beredsamkeit, sondern erfreute sich auch derselben bei anderen. Er wollte erregt und erschüttert werden und hatte wenig Geduld mit unpoetischen und zahmen Reden. Der Mensch muß sich berauschen, bevor er sich an der Herrlichkeit des Redners recht erfreuen kann. Hierauf kommt er wiederholt zurück. »Ich hörte Edward Everett«, schreibt er, »überwältigender Eindruck von Eloquenz in Manier und Stil.« Noch einmal: »Es iſt das Geheimnis der Beredsamkeit, zu wissen, daß die Redeformen, welche in ihrer Kindheit den Menschen bekannt geworden sind,

den ſtärkſten Effekt bewirken.« Und wiederum: »Was der ganzen Zuhörerschaft außerordentlich gefällt, gefällt jedem einzelnen Mitgliede derselben.« Und wieder: »Der Wert eines Redners wird gemessen an jedem neuen Händeklatschen nach der dritten Applaussalve.« Sein Tagebuch wimmelt von Bemerkungen dieser Art. Er hat auch Essays über den Gegenſtand geschrieben. Er wäre gerne Professor der Rhetorik in Harvard gewesen. Er glaubte selbſt die wesentlichen Gaben hierzu zu besitzen. »Der hohe Preis der Eloquenz könnte mein sein, schrieb er (III, 345) und wiederum: »Die Beredsamkeit, welche jetzt im größten Rufe ſteht, hängt von der Einbildungskraft ab, und erfordert jene Fertigkeiten, welche, wie ich glaube, mir zu Gebote ſtehen.

Als nun Emerson die Kanzel aufgab, verzichtete er nicht auf seine Beſtrebungen nach Beredsamkeit. Er übertrug sie und paßte sie an für die Gelegenheiten auf der Lyzeums, und Vortragstribüne. Wie erfolgreich er dies tat, erfahren wir aus Lowells oft zitierter Beschreibung Emersons als Vortragsredner. Wie bewußt er dies tat, enthüllt sein Tagebuch. Es iſt voll von Stellen, welche die Gelegenheiten berechnen, die sich auf dem Lyzeumskatheder für die Effekte der Kanzelberedsamkeit bieten, und er bedauert oft sein Unvermögen, derartigen Gelegenheiten gerecht zu werden.

Die zwei augenfälligſten Gaben des Redners gingen Emerson ab, die kraftſtrotzende magnetisierende Figur und der Fluß der unüberlegten Rede. Er konnte nicht eine Menge beherrschen oder ohne Manuskript sprechen. Aber er hatte Gaben, welche sorgfältig gepflegt zum Ersatz dienten: eine ergreifende und hellklingende Stimme, zu ſtark für seine Schulterbreite, wie einer sagte, und was er die Gabe der Einbildungskraft nennt. Damit meint er tatsächlich seinen Stil, und zwar die Gabe des bilderreichen Ausdrucks, mit Metapher, Symbolen, Allegorien und Hyperbeln.

Abſtrakter, farbloser Vortrag war ihm widerwärtig, und er wußte, daß man, um einer Zuhörerschaft zu gefallen, in Bildern reden und in Parabeln lehren solle. Die Zuhörer kümmerten sich nicht um logische Folgerichtigkeit, und die Einheit seines eigenen Hauptgedankens war für ihn Anordnung genug. Daher übertrug er mit Vorbedacht jeden Gedanken in ein Bild. Ich sage übertrug, denn obgleich viele seiner gelungenen Bilder spontan und ursprünglich erscheinen, waren doch noch mehr bewußt gesammelt und für den späteren Gebrauch aufgespeichert. In dieser Beziehung sowohl als in betreff des Wortschatzes und der Gedanken war sein Schreiben Mosaikarbeit. Sein Ideal war ein Stil, bei welchem alle langweiligen Einleitungen und Übergänge unterdrückt waren, und jeder selbſtändige Gedanke wurde in einer Metapher, einer Allegorie, einer Illuſtration oder einer Anekdote verkörpert. Ein solcher Stil mag für einen Aeschylus oder einen Shakespeare passen, aber die beſte Prosa von Plato bis auf Arnold iſt mehr architektonisch gegliedert, und der gewissenhafte Logiker Mill vermied ganz und gar die verwirrenden Schlaglichter der Metapher. Emersons Stil iſt für viele schlechte Nachahmer ein Fallſtrick gewesen, aber bei Emerson selber macht er den Eindruck der Beredsamkeit, selbſt wo er verwirrt und irreführt. Die Zuhörer mögen sich den Kopf zerbrechen, aber sie finden Gefallen daran. »Können Sie mir erklären,« sagte ein allzu wißbegieriger Logiker zu einem Eingeweihten bei einer Vorlesung

Emersons, »können Sie mir sagen, welcher Zusammenhang zwischen dem letzten Satze und dem vorhergehenden besteht, und was das Ganze mit Plato zu schaffen hat?« »Für Gott, mein Freund, sonst für keinen.« »Wenn man uns fragt, was wir davon nach Hause trugen,« sagt Lowell, »genügt es zu antworten, daß etwas Schönes an uns vorbeigegangen ist.«

Er speicherte Ideen auf und kittete sie zusammen, wie die Bilder und die schönen Wörter. »Einen Einfall von verwandten Ideen sollte man nie unterlassen sogleich auf dem Papier zu fixieren,« schreibt er in seinem Tagebuch. Und im Alter von einundzwanzig Jahren entwickelte er in demselben Tagebuch das Programm seiner Lebensarbeit. Der Fleiß eher als das Genie eines einzigen Kopfes mag in der Welt umlaufende Gedanken zusammentragen, welche den Vorrat eines einzelnen Schriftstellers weit übertreffen mögen, ebenso wie das größte Privatvermögen gegenüber dem Staatsschatze zurücksteht. — Es gibt eine Art Bücher, die nur alle paar Jahrhunderte erscheinen, Bücher, welche die Weisheit ihrer Zeit sammeln und verkörpern. Hierher gehören die Sprüche Salomons, die Essays von Montaigne, ganz besonders die Essays von Bacon und in geringerem Maße Popes Moral Essays und Essay on Man, Bücher, welche ohne eigene Originalität, die Betrachtungen, welche zu einer bestimmten Zeit unter gebildeten und verständigen Menschen gang und gäbe sind, aufgreifen und in einer gedrängten und anmutigen Form dem folgenden Zeitalter übermitteln. Ich möchte zu dieser köstlichen Reihe einen Band hinzufügen. Gerade das hat er getan. Die gewöhnliche Kritik übersieht diese augenfällige Tatsache, entweder weil sie die Quellen Emersons nicht kennt, oder weil sie seinem Predigen von der Originalität und Unabhängigkeit von der Lektüre naiven Glauben schenkt. Unabhängigkeit von Büchern! Seine Ausfälle gegen das Viellesen ähneln dem Kapitel bei Montaigne gegen das Vielzitieren der griechischen und römischen Klassiker, worin er sie selbst neununddreißigmal anführt. Emerson gleich Montaigne und Bacon und Plutarch, ist, um einen englischen Modeausdruck zu gebrauchen, potted literature. Er ist unsere größte Quelle neuerer Ideen, weil er sich selbst zum größten Sammelbecken der Alten gemacht hat.

Er wollte nicht Systematiker sein. Den Tadlern seiner Harvard Divinity School Adress sagte er, weder disputieren noch argumentieren könne er; aber bei einem gescheidten Manne bedeutet das immer nur, daß er es nicht will. Wir wissen sogar, daß er einmal zwei Stunden hindurch Walt Whitman durch Argumente zu bewegen suchte, die Unanständigkeiten in seinem Buche Leaves of Grass auszumerzen, und daß Walt Whitman ihm echt Emersonisch erwiderte: »Gründe anführen kann ich nicht, aber ich fühle, daß ich Recht habe.« Emersons eigene Überzeugungen waren das Ergebnis vielen Lesens und Denkens, aber seine musivische Arbeitsweise konnte der formellen Logik entbehren. Er verabscheute die Mühen zusammenhängender literarischer Kompositionen, und wie der kranke Nietzsche lobte er den aphoristischen Stil als den besten und verallgemeinerte zu einer Theorie seine eigenen Absichten und Schwächen. »Alle diese Polemiken und Syllogismen und Definitionen sind nur Papierverschwendung,« sagte er, und Montaigne ist fast der einzige Mann, welcher diese Wahrheit nie aus den Augen ließ. Carlyle, unzufrieden mit dem Nebelhaften in Emersons Schriften,

fordert von ihm ein bestimmtes Magnum Opus der Geschichte oder Gelehrsamkeit: »Etwas Greifbares möchte ich sehen, durch und durch emersonisiert, von Emerson dargestellt, von Emerson beseelt und dann von Emerson abgelöst und um für sich zu leben in die Welt hinausgewiesen. Aber selbst wenn Emerson die Energie und den systematischen Fleiß für eine derartige Aufgabe besessen hätte, könnte er sie nicht ausgeführt haben im Amerika der dreißiger und vierziger Jahre. Fachbibliotheken und strenge Kritik fehlten damals. Er war auf die sogenannte allgemeine Bildung oder General Culture angewiesen. Viele begeistern sich dafür während einiger Jugendjahre. Was Emerson auszeichnete, war, daß er sich dem Leben der General Culture mit unvermindertem Eifer und mit Begeisterung durch fünfzig Jahre widmete. Er verlor niemals seine rege Aufnahmefähigkeit für neue Ideen, er wurde niemals müde, schöne Illustrationen für die alten zu sammeln und zu verwenden. Der Weltmann hört einmal auf zu lesen und der Fachmann liest nur über sein Fach; aber Emerson las immer wieder jahraus und jahrein die großen Bücher, die Weltbücher, die gedankensäenden Bücher mit ungeschwächter Begierde. Das Ergebnis davon waren jene Essays, welche ein gefährliches Gift für den sentimentalen Mystiker sind und diejenigen noch mehr verwirren, deren Geist kein inneres Ordnungsprinzip besitzt, aber welche für diejenigen, die sie recht zu gebrauchen verstehen, noch lange das anregendste, das begeisterndste, und, wie Arnold sagt, das bedeutendste englische Prosawerk des neunzehnten Jahrhunderts bleiben werden. Ein zweites Ergebnis war das einzigdastehende Beispiel, welches er von höchster Glückseligkeit im Vernunftleben bietet. Andere Menschen haben Befriedigung gefunden in unablässigem Studium und Forschen, aber es gibt kaum ein zweites Beispiel von einem langen Leben, das so unaufhörlich der Betrachtung hehrer Bilder und dem beschaulichen Nachsinnen reiner Ideen gewidmet wurde. Ich sagte, daß Emerson kein Mystiker war, aber seine Wonne bei dieser Vertiefung in seine einsamen Gedanken wird am besten beschrieben in den Platonischen Bildern, welche das Heil der Seele ausmalen, die den Schatten der Höhle entflohen ist zum Lichte der wahren Sonne, das ist zur Idee des Guten, welche von der Liebe zur irdischen Schönheit emporschwebte zur begeisterten Betrachtung des Meeres der göttlichen Schönheit, die im Zuge der zwölf großen Götter zur Apsis der Welt aufstieg und emportauchend am äußeren Himmel den Anblick der ewigen Ideen gewann. »Ich fürchte mich beinahe zu sagen, wie glücklich ich bin«, schreibt er in seinem Tagebuche, selbst nach Verlusten, die einen anderen Menschen zermalmt hätten. Er war ehrgeizig, wie wir gesagt haben, und war am glücklichsten, wenn diese frohen Stunden Früchte trugen an schönen Sätzen oder beredten Paragraphen für die Essays. Aber dies war nicht unentbehrlich. Die reine Tätigkeit des Denkens, welche Aristoteles als das Glück der Gottheit preist, genügte ihm, und selbst als sein literarisches Können versagte und die Aphäsie seines hohen Alters ihm das Schreiben zuerst zunehmend schwerer und dann unmöglich machte, verblieben ihm diese Freuden des Denkens:

»What care I, so they stand the same
Things of the heavenly mind,
How far the power to give them name,
Lingers yet behind.«

Über die literarischen Funde von Ostturkistan.

Von

H. Lüders.

Wenn dem Vertreter der indischen Philologie der Auftrag wird, am heutigen Tage über eine Frage seiner Wissenschaft zu sprechen, so ist ihm damit eigentlich auch schon das Thema gestellt: die Funde von Ostturkistan. Kein anderes Unternehmen der letzten zwanzig Jahre hat so befruchtend auf den verschiedensten Gebieten der indischen, der iranischen und der ostasiatischen Altertumswissenschaft gewirkt, hat dem Auge des Forschers so ungeahnte Weiten erschlossen und so tiefe Einblicke in die Zusammenhänge zwischen Ost und West eröffnet wie die archäologische Erforschung Zentralasiens. Deutschland hat sich in friedlichem Wettstreit mit anderen Völkern an der Hebung der Schätze beteiligt, und in dem Berliner Museum für Völkerkunde ist eine Fülle von Denkmälern geborgen, die sonst früher oder später der Spitzhacke des türkischen Bauern zum Opfer gefallen oder durch die Geldgier des einheimischen Schatzgräbers in alle Winde zerstreut wären. Mir selbst ist damit eine Aufgabe zugefallen, die ich dankbar als eine Gunst der Sarasvatī empfinde; ich darf innerhalb der Grenzen meiner Wissenschschaft mitarbeiten an der Erschließung und Aufhellung dieser kostbaren Reste einer vergangenen Zeit. So habe ich auch persönlich wohl Anlaß, Ihnen heute von jenen Entdeckungen zu berichten, die uns unbekannte Völker und unbekannte Sprachen und unbekannte Literaturen kennen gelehrt haben und vor unsern Blicken das Bild einer Kultur wieder neu erstehen lassen, die in Nacht und Nebel versunken zu sein schien.

Ostturkistan ist eine gewaltige Mulde, von mächtigen Schneeketten eingefaßt; im Norden dehnt sich der himmelragende Tienschan, im Westen lagert sich das Pamir vor, das Dach der Welt, im Südwesten die Karakoramkette und im Süden der Kwenlün, das Rückgrat Asiens. Nach Osten bildet das Sumpfgebiet des Lob eine Scheide gegen die salzdurchdrungene Gobi. Der größte Teil des Gebietes ist wasserlose Wüste. Von den Rändern der Mulde aber stürzen zahlreiche Bäche und Flüsse herab, von denen einige so stark sind, daß sie sich selbst durch den Wüstensand den Weg bis zum Tarimbecken bahnen. Hier war die Möglichkeit für Ackerbau gegeben, der bei dem minimalen Regenfall ganz auf Bewässerungsanlagen angewiesen ist; hier entstanden feste Siedelungen, die eine mehr als lokale Bedeutung erlangten als Stützpunkte für den Verkehr von China nach dem Westen, denn für den Seidenhandel, an dem das Abendland seit den letzten Tagen der römischen Republik beteiligt war, standen nur die beiden Wege am Nord- oder am Südrand der Wüste von Ostturkistan offen.

Das Land ist seit dem Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. ein Tummelplatz der in ewiger Unruhe begriffenen Völker Ostasiens gewesen. Historische Nachrichten, insbesondere der Chinesen, ergänzt durch unsere Funde, zeigen,

Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 29. Januar 1914.



daß es nacheinander indische Stämme und Tocharer, Hunnen, Saken und Oſtiranier, Tibeter, Türken, Kirgisen und Mongolen bei sich zu Gaſte ge- sehen; von Oſten her versuchte ſtändig, wenn auch mit vielfach wechselndem Erfolge, China Hand auf das Land zu legen, das ihm als Durchgangspforte zum Weſten unentbehrlich war. Ein anschauliches Bild der Verhältnisse, wie sie sich im 7. Jahrhundert geſtaltet hatten, also zu einer Zeit, die der Entſtehungszeit der Mehrzahl unserer Handschriften nicht allzufern liegt, hat uns Hiuen-Tsang gegeben. Als er im Jahre 629 nach Indien pilgerte, um die Stätten zu schauen, wo der Stifter seiner Religion gewandelt, und die heiligen Schriften seines Glaubens zu sammeln, wählte er den nördlichen Weg. Nach der beschwerlichen Durchquerung des weſtlichen Teils der Gobi gelangte er nach Kao-ch'ang, das iſt Chotscho, der Hauptſtadt des heutigen Turfan, wo der Fürſt ihn mit faſt erdrückenden Ehren aufnahm. Zehn Jahre später erlag Kao-ch'an der Macht Chinas und wurde für eine Weile zu einer Präfektur des Kaiserreiches gemacht. Von Kaoch'ang zog der Pilger weiter durch drei Staaten, die er in seiner Sprache als A-k'i-ni, Ku-cih und Poh-lu-ka bezeichnet. Bei der Heimkehr schlug er die südliche Straße ein durch die Reiche von Kaschgar, Yarkand und Khotan. Hinter den Sümpfen von Ni-yang, der öſtlichen Grenzſtadt Khotans, begann die Wüſte, wo der Sand durch den Wind in ſtändiger Bewegung gehalten wird, wo kein anderes Wegzeichen mehr erscheint als die aufgehäuften Knochen verendeter Zugtiere, und wo der einsame Wanderer alle Augenblicke ein Winseln und Klagen zu hören vermeint, das ihn verwirrt, so daß viele jämmerlich umkommen. Hier lagen die alten Reiche von Tu-ho-lo, das iſt Tokhāra, und Che-mo-t'o-na. Aber schon damals waren die tocharischen Städte nur noch Ruinen, und hinter den hohen Mauern von Che-mo-t'o-na, die der Zerſtörung widerſtanden hatten, wohnte nur das Schweigen des Todes. Blühendes Leben aber regte sich in den Reichen von Kao-ch'ang bis Khotan. Überall war der Buddhismus die herrschende Religion; viele Tausende von Mönchen lebten in den Klöſtern des Landes, am Nordrande sämtlich Anhänger der Schule der Sarvāstivādins, in Yarkand und Khotan Bekenner des Mahāyāna. Die Religion war aber auch faſt das einzige, was der Bevölkerung gemeinsam war. Der chinesische Reisende iſt ein scharfer Beobachter. Überall bemerkt er Verschiedenheiten im Charakter und in der Tracht, in Sitten und Gebräuchen, in Sprache und Schrift. Die letztere iſt allerdings in allen Fällen der indischen entlehnt, aber in mannigfacher Weise verändert. Von der Sprache Kaschgars wird ebenso wie von der Khotans behauptet, daß sie von der Sprache anderer Länder verschieden sei; die Sprache von Yarkand unterschied sich von der von Khotan; die Sprache von Poh-lu-ka wich ein wenig von der des benachbarten Ku-cih ab. Jene Staaten waren also nicht nur politische Gebilde, sondern nationale Verbände, wenn auch sicherlich der Rasse nach vielfach gemischt, der Niederschlag der Völkerwanderungen der erſten vor- und nachchriſtlichen Jahrhunderte. Eine neue Kulturperiode beginnt für das Land mit der Ausbreitung der Macht des türkischen Stammes der Uiguren. Sie saugen die vorhandenen Volksbeſtandteile auf und formen das Volk, nach dem das Land noch heute seinen Namen trägt. In Chotscho entſteht ein Reich, dessen Glanzzeit in die erſte Hälfte





des 9. Jahrhunderts fällt. War bis dahin Ostturkistan in religiöser Beziehung eine Provinz Indiens gewesen, so tritt nun neben den Buddhismus das nestorianische Christentum und der Manichäismus, dessen Stellung gefestigt ist, seit der Herrscher von Chotscho, Buγuγ Chān, zu ihm übergetreten ist. Bald freilich erhebt sich ein Feind, der sich stärker erweisen sollte als Buddhismus und Christentum und Mānīs Lehre, der Islam. In Kaschgar finden die ersten Bekehrungen statt; dort herrschen die ersten islamischen Dynastien. Der Einfall der Kirgisen, die Völkerstürme, die seit dem 12. Jahrhundert wieder von Osten heranbrausen, brechen die Macht auch des östlichen Reiches. Die alten Religionen fristen wohl noch eine zeitlang ein kümmerliches Dasein; europäische Reisende berichten noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Christen und Götzendienern im alten Uigurenreiche. Aber der Siegeszug des Islams ist unaufhaltsam. Seit dem 14. Jahrhundert gehört ganz Turkistan dem mohammedanischen Kulturkreise an, und daran hat auch die 1758 erfolgte Besitzergreifung des Landes durch China nichts geändert.

Wenn aber auch das Wort der Lehre Gautamas, Christi und Mānīs verklang, die Werke, die frommer Sinn in jener alten Zeit geschaffen, haben den Verfall überdauert. Klosterbauten, die durch Wandmalereien oder Inschriften oder Handschriftenfunde als christlich erwiesen werden, sind in den Ruinen von Bulayiq und in Chotscho entdeckt worden. Im Mittelpunkt dieser Stadt hat sich eine große manichäische Anlage erhalten. Hier fand sich ein Wandgemälde, das vielleicht das wertvollste Stück der an Originalfresken einzig dastehenden Berliner Sammlung ist, die Darstellung eines manichäischen Priesters, umringt von den Gläubigen, Männern und Frauen, in ihrer charakteristischen Tracht. Das Bild wurde in dem Augenblicke, als die deutsche Expedition anlangte, von schatzsuchenden Bauern herabgerissen und konnte so gerade noch zur rechten Zeit vor der Zerstörung bewahrt werden. Zahllos sind die Reste buddhistischer Denkmäler. Es ist unmöglich, ohne die Benutzung von Abbildungen einen Begriff von der Bautätigkeit jener Zeit zu geben, die sich in Tempeln, Stūpas und Klöstern erschöpfte. Für die Geschichte der ostasiatischen Kunst liefern sie mit ihren Fresken, ihren Terrakotten und Stuckstatuen ein unschätzbares Material. Indien hat der zentralasiatischen Kunst nicht nur die Stoffe, sondern auch die Formen geliefert. Jener Ableger griechischer Kunst, der in der nordwestlichen Ecke Indiens, in Gandhāra, zu so hoher Blüte gediehen war, ist nach Turkistan verpflanzt worden; noch die handwerksmäßig hergestellten Fresken, die der letzten uigurischen Stilperiode angehören, lassen vielfach in der Gesamtkomposition wie in Einzelheiten die alten Vorbilder erkennen. Daneben läuft ein Strom rein hellenistischer Kunst, und vor allem macht sich ein starker iranischer Einfluß bemerkbar, der oft merkwürdige Parallelen im Abendlande aufweist. So hat z. B. Strzygowski gezeigt, daß die Deckenmalerei in der Nāgahöhle von Schortschuq ihr Gegenstück in den Mosaiken von S. Costanza bei Rom hat. Je tiefer wir zeitlich herabkommen, um so bunter wird die Mischung verschiedener Stile, um so verwickelter werden die Probleme, zu deren Studium die Veröffentlichungen Steins, Grünwedels und von Le Coqs schon jetzt Gelegenheit geben. Es wird für Jahrzehnte die reizvolle Arbeit des Archäologen und Kunsthistorikers sein,

die vielfach verschlungenen Fäden, die von West nach Ost und von Ost nach West ziehen, aufzuspüren und zu entwirren; den Sprachforscher und Philologen hat Turkistan vor eine nicht minder mühevolle, aber auch nicht minder lohnende Aufgabe gestellt. Der Lößstaub, der in erstickenden Stürmen einherwirbelt, der alles begrabende, wandernde Dünensand sind treue Hüter auch der literarischen Schätze gewesen; sie haben Turkistan für uns zu dem gemacht, was Ägypten in den letzten Jahrzehnten für die klassische und vorderasiatische Altertumswissenschaft geworden ist.

Der erste Handschriftenfund, der zur Kenntnis der europäischen Gelehrtenwelt gelangte und den Anstoß zur archäologischen Erforschung Zentralasiens gegeben hat, war ein Birkenrindenmanuskript, das zwei Türken im Jahre 1890 in einem Stūpa bei Qum-Tura fanden. Sie verkauften es an den englischen Leutnant Bower, der sich damals in Kutscha aufhielt. Bower übergab seinen Fund der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta, und im folgenden Jahre veröffentlichte der philologische Sekretär der Gesellschaft, Hoernle, einen Bericht über die Handschrift, die großes Aufsehen hervorrief. Vor allem imponierte das Alter der Handschrift. Indische Handschriften pflegen, an abendländischen gemessen, verhältnismäßig jung zu sein; der zerstörende Einfluß des Klimas und der unvermeidliche Insektenfraß zwingen zu fortwährender Erneuerung. Die ältesten in den westlichen Teilen des Landes und in Nepal erhaltenen Palmblatthandschriften gehen bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts zurück. Außerdem waren nur zwei vereinzelte Palmblätter bekannt, die im Jahre 609 aus Indien über China nach Japan gekommen waren, wo sie in dem berühmten Kloster von Horiuzi als ehrwürdige Reliquien aufbewahrt wurden. Jetzt lag eine vollständige umfangreiche Handschrift vor, in Guptacharakteren geschrieben, und daher unzweifelhaft aus dem nordwestlichen Indien und spätestens aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. stammend. Die genaueren Untersuchungen haben später ergeben, daß sie in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts gehört. Die Möglichkeit solcher Entdeckungen regte zu weiteren Nachforschungen an. Die russische archäologische Gesellschaft bat den russischen Generalkonsul in Kaschgar, die englische Regierung beauftragte ihre politischen Agenten in Kaschmir, Ladak und Kaschgar, nach ähnlichen Handschriften Umschau zu halten; ein Missionar der mährischen Brüdergemeinde in Leh sammelte aus eigenem Antriebe. So gelangten die Handschriften, die nach ihren Sammlern als die Petrovski-, Macartney- und Weber-Manuskripte bekannt sind, nach Petersburg und Kalkutta. Ihren Grundstock bilden Handschriften aus einem größeren Funde, den bald nach der Entdeckung des Bower-Manuskripts türkische Bauern in Kutscha machten, und der geraume Zeit im Hause des Quāzī als Spielzeug für die Kinder lag.

Inzwischen war eine andere, nicht minder wichtige Entdeckung gemacht worden, die allerdings erst einige Jahre später bekannt wurde. Im Frühling des Jahres 1892 erwarb der französische Reisende Dutreuil de Rhins in Khotan drei kleine oblonge Hefte, die mit andern Funden der Expedition nach Paris gesandt wurden. Im Jahre 1897 legte Senart auf dem Orientalistenkongreß in Paris die Handschrift vor. Wir sind jetzt an Überraschungen aus Zentralasien gewöhnt; damals riefen, wie ich mich persönlich wohl erinnere, Senarts



Mitteilungen unter den Mitgliedern der arischen Sektion freudiges Staunen hervor. Der Fund erwies sich als ein Birkenrindenmanuskript, in Kharoṣṭhī-Charakteren geschrieben, die bisher nur aus Inschriften des äußerften Nordweftens Indiens bekannt waren; der Vergleich mit der epigraphischen Schrift zeigte, daß es aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. ftammte. Den Inhalt bildete eine Sammlung von Strophen, die größtenteils im Pali-Kanon wiederkehren, aber hier in einem Prakritdialekte auftreten, der bis dahin in literarischen Werken nicht gefunden war. Das Manuskript war ein Fragment; mit um so größerer Freude wurde es begrüßt, als im Anschluß an die Bemerkungen Senarts der Petersburger Sanskritift von Oldenburg mitteilen konnte, daß ein anderer Teil desselben Manuskripts, und zwar der größere, nach Petersburg gelangt sei.

Es ift begreiflich, daß man sich durch diese mehr oder weniger dem Zufall verdankten Erfolge veranlaßt sah, die syftematische Durchforschung des Landes vorzunehmen. Die Russen waren die erften auf dem Plan. 1898 arbeitete der Akademiker Klementz in den Ruinenftätten im Norden, und im folgenden Jahre gab Radloff auf dem Orientaliftenkongresse in Rom die Anregungen, die zur Begründung der internationalen Assoziation zur Erforschung Zentral- und Oftasiens führten. Was dem Boden abzuringen sei, zeigten dann die Grabungen, die Marc Aurel Stein 1900 bis 1901 mit Unterftützung der indischen Regierung in der Gegend von Khotan unternahm. Steins Reise brachte auch noch einen Nebengewinn. In den letzten Jahren waren zahlreiche Handschriften und Blockdrucke in myfteriösen Schriftzeichen in Kaschgar zum Verkauf angeboten und hatten willige nehmer gefunden. Europäische Gelehrte zerbrachen sich den Kopf darüber; allmählich begann man mißtrauisch zu werden. Stein vermochte diese Dokumente als Fälschungen nachzuweisen. Es gelang ihm, des nicht unintelligenten Hauptes dieser Gesellschaft zur Herftellung zentralasiatischer Altertümer habhaft zu werden, ihn zu überführen und aus seinem eigenen Munde die Beschreibung der Fabrikationsmethoden zu vernehmen. Seitdem sind Fälschungen nicht mehr zum Vorschein gekommen; sie dürften heute, wo das Auge geübter ift, auch kaum irgendwelche Aussicht auf Erfolg haben.

Die reichen Ergebnisse der Steinschen Reise ftachelten zu erneuter Tätigkeit an. Hatten Steins Forschungen dem Südweften gegolten, so ging die erfte deutsche Expedition unter Grünwedel und Huth 1902 nach Turfan im Norden der Wüfte. Inzwischen hatte sich durch die Bemühungen Pischels ein deutsches Komitee zur Erforschung Zentralasiens gebildet, das mit ftaatlicher Unterftützung in den Jahren 1904—1907 nochmals zwei Expeditionen unter der Führung von Le Coqs und Grünwedels nach dem Norden aussandte. Kutscha und Turfan wurden jetzt gründlicher durchforscht, als es das erftemal möglich gewesen war, und haben die Mühe glänzend gelohnt. Augenblicklich ift der unermüdliche von Le Coq wiederum in der Umgegend von Qyzil tätig. 1906 bis 1908 machte Stein eine zweite Reise, die ihn weit über Khotan hinaus nach dem Often und von dort an den Nordrand und quer durch die Taklamakanwüfte führte. Seine schönften Entdeckungen machte er im Gebiete von Tun-huang. Hier fand er den langvergessenen weftlichften Teil der großen Mauer auf, die einft China vor den Einfällen der Hunnen zu schützen beftimmt war. Hier spielte ihm ein glücklicher Zufall

und kluge Diplomatie einen über Erwarten großen literarischen Schatz in die Hände. Wenige Jahre vor seiner Ankunft hatte ein taoistischer Priester in den Hallen der tausend Buddhas, einem System von ungefähr 500 Höhlen, das wabengleich eine Bergwand bei Tun-huang durchzieht, ein vermauertes Gemach gefunden, das eine nach Tausenden von Handschriften zählende Bibliothek enthielt. Nach den Daten der Manuskripte zu urteilen, muß der Raum im Anfang des 11. Jahrhunderts verschlossen worden sein. Stein wußte sich einen bedeutenden Teil dieser Handschriften zu sichern; ein anderer gelangte in die Sammlungen des französischen Sinologen Pelliot, der in den Jahren 1906—1907 Turkistan bereiste. Sogar die Reiche des fernen Ostens haben sich an der Erforschung Turkistans beteiligt. 1902 entsandte Japan den buddhistischen Priester Grafen Otani, der in Kutscha mit ziemlichem Erfolge Ausgrabungen veranstaltet haben soll, und die Reste der Höhlenbibliothek von Tun-huang sind, um sie vor Zerstörung zu bewahren, in die Nationalbibliothek von Peking übergeführt worden. So ist, abgesehen von den archäologischen Funden, allmählich eine ungeheure Menge von Handschriften und Blockdrucken in den Bibliotheken und Museen von Petersburg, London, Oxford, Kalkutta, Berlin, Paris, Tokio und Peking geborgen. Fast jedes Material, das sich zur Beschreibung mit Feder oder Pinsel darbietet, ist vertreten: Palmblätter, Birkenrinde, Holz, Bambusrohr, Leder, Papier und Seide. Fast unübersehbar ist die Zahl der Alphabete. Man zählt etwa ein Dutzend verschiedener Sprachen, zum Teil wieder dialektisch geschieden, und darunter eine ganze Reihe, von denen man bisher nichts oder so gut wie nichts wußte. Es ist gewiß ein Zeichen für die Kraft der jüngsten der Philologien, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen ist, Ordnung in diese Massen zu bringen, unbekannte Schriften zu entziffern und unbekannte Sprachen zu deuten und ihre Zugehörigkeit zu bestimmen; daß den Orientalisten trotz alledem nicht das Ergetzen kommt, zu schauen, wie sie es zuletzt so herrlich weit gebracht, dafür sorgen die Texte schon selber.

Schon unter den ersten Funden, die nach Kalkutta und St. Petersburg kamen, fanden sich Bruchstücke von Handschriften, die in einer Abart der indischen Brāhmī geschrieben, aber sicher nicht in Sanskrit verfaßt waren. Da die Schrift wenigstens in ihren Grundzügen klar war, gelang es Hoernle, indische Namen und Ausdrücke der buddhistischen Terminologie und indische Bezeichnungen für Arzneimittel zu entziffern, die den Inhalt der Handschriften charakterisierten. Leumann stellte dann fest, daß es sich um zwei verschiedene Sprachen handle, die er als die Sprachen I und II unterschied (s. Internat. Wochenschr. 24. u. 31. August 1907). Über die erste Sprache war man eine zeitlang im unklaren; man vermutete Zusammenhang mit dem Alttürkischen. Das Verdienst, ihren wahren Charakter festgestellt zu haben, gebührt Sieg und Siegling, die im Jahre 1907 sie als eine indogermanische Sprache erkannten. Zahlwörter, Verwandtschaftsnamen, Bezeichnungen von Haustieren und Körperteilen machen das zweifellos. Merkwürdig ist, daß diese Sprache engere Beziehungen zum Griechischen und Lateinischen und Germanischen erkennen läßt, dagegen keine Ähnlichkeiten mit den benachbarten arischen Sprachen zeigt. Es scheint daher, daß sie dem westlichen Zweige der großen indogermanischen Familie angehört, wenn

es auch zurzeit kaum möglich ist, etwas über ihre genauere Stellung zu sagen. Welche Schicksale das Volk, das diese Sprache redete, an die äußerste Grenze der indogermanischen Welt verschlagen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls muß es bedenklich erscheinen, sein Vorhandensein in Turkistan als ein Argument für die Theorie der asiatischen Heimat der Indogermanen zu verwerten. Den Namen der Sprache liefert uns ein Kolophon, den F. W. K. Müller in einer uigurischen Handschrift entdeckt hat. Danach war das Werk, das den Titel Maitrisimit trägt, aus dem Sanskrit in die Toχrïsprache und von da in das Türkische übersetzt. Nun sind zusammen mit der türkischen Handschrift Bruchstücke von drei verschiedenen Handschriften des Werkes in der Sprache I gefunden. In einer dritten Sprache liegt das Werk bis jetzt wenigstens nicht vor. Der Schluß, daß die Sprache I das Tocharische sei, ist danach unabweislich. Der Name Tochara haftete innerhalb der Grenzen Turkistans noch im 7. Jahrhundert an der versandeten Oase östlich von Khotan. Zweifelhaft ist es noch, wieweit die Tocharer mit dem Volke identisch sind, das im 2. Jahrhundert v. Chr. Baktrien besetzte und von dort aus seine Herrschaft bis weit nach Indien hinein ausdehnte, und das von den Chinesen als Yüe-chi, von den abendländischen Schriftstellern als Indoskythen bezeichnet wird. Aus der Tatsache, daß von den letzten indoskythischen Herrschern Kaniṣka, Huviṣka und Vāsudeva auf ihren Münzlegenden eine Sprache gebrauchen, die nicht mit der Sprache I, sondern mit der Sprache II übereinstimmt, kann aber auf keinen Fall geschlossen werden, daß dieser die Bezeichnung »tocharisch« zukomme. Selbst wenn jene Fürsten wirklich Tocharer gewesen sein sollten, läßt sich die Verwendung der zweiten Sprache ungezwungen aus den politischen Verhältnissen erklären.

Das Tocharische liegt uns, wie Sieg und Siegling zuerst feststellten, in zwei Dialekten vor, die vielfach weit auseinandergehen und die man vorläufig durch die Buchstaben A und B unterscheidet. A macht den altertümlicheren Eindruck. Nach den Fundorten zu urteilen, war die Heimat des Tocharischen der Nordrand der Wüste von Kutscha bis Chotscho. Die beiden Dialekte bestanden nebeneinander; doch sind in den Mingoi bei Qyzil bis jetzt nur Handschriften der Gruppe B zutage getreten. Auf Holztäfelchen geschriebene Karawanenpässe in dem Dialekt B, die sich wegen der Erwähnung eines Königsnamens datieren lassen, hat Pelliot bei Kutscha gefunden und Lévi entziffert; sie beweisen, daß der Dialekt B im 7. Jahrhundert die Umgangssprache von Kutscha war. Die Texte in dem ersten Dialekte füllen einen stattlichen Band, der der Veröffentlichung harrt; Proben und grammatische Untersuchungen des zweiten Dialektes haben uns, außer Hoernle, Mironov und Leumann, Lévi und Meillet gegeben. So vieles auch im einzelnen noch unsicher sein mag, so sind doch die Grundzüge der Sprache schon deutlich. Sie zeigt, wie es kaum anders zu erwarten war, kein altertümliches Gepräge. Weitgehender Schwund der Vokale hat insbesondere die Nominalflexion zerrüttet; Kasusbezeichnungen werden, wie es scheint, in großem Umfange durch Suffixe ausgedrückt, die der Sprache auf den ersten Blick ein fremdartiges unindogermanisches Aussehen geben. Klarer tritt ihre Herkunft in den Verbalformen hervor, die charakteristische indogermanische Erscheinungen, wie die Perfektreduplikation, den *s*-Aorist usw. erkennen lassen.





Die Zahl der Texte ist groß genug, um diese Sprache über den Wert einer Kuriosität herauszuheben; schon ist sie mit Glück für die Etymologie anderer indogermanischer Sprachen herangezogen worden. Ob uns die tocharischen Texte auch inhaltlich viel Neues bieten werden, läßt sich heute noch nicht beurteilen. Es sind zweifellos im wesentlichen Übersetzungen und Bearbeitungen buddhistischer und medizinischer Sanskritschriften. Unter den Pariser und Berliner Fragmenten der Gruppe B finden sich Reste von Dramen, die ihre Stoffe der buddhistischen Legende entnehmen. Auch sie gehen, wie schon die Erwähnung des Vidūṣaka verrät, auf indische Originale zurück und liefern so die willkommene Bestätigung für die Pflege dramatischer Kunst in den buddhistischen Kreisen Indiens, die uns andere Entdeckungen in Turkistan hatten ahnen lassen.

Sprachwissenschaftliches Interesse knüpft sich zunächst auch an die Texte in der Sprache II, um deren Aufhellung sich Hoernle, v. Staël-Holstein, Konow, Pelliot, Gauthiot und vor allem Leumann bemüht haben. Sie liegt uns in zwei Gruppen von Texten vor. Die eine wird durch geschäftliche Urkunden repräsentiert, die meist vollständig datiert sind und, wie Konow gezeigt hat, aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. stammen; die zweite Gruppe bilden umfangreiche buddhistische Texte, zum Teil ebenfalls mit Daten versehen. Während aber von den tocharischen Fragmenten sicherlich viele aus Werken der Sarvāstivādins stammen, scheinen die Texte der Sprache II meist der späteren Mahāyānaliteratur anzugehören; so die Vajracchedikā, das Aparimitāyuḥsūtra, das Suvarṇaprabhāsasūtra, das Saṃghāṭasūtra, die nur teilweise übersetzte Adhyardhaśatikā Prajñāpāramitā. Daß die Sprache dieser Texte und die Sprache der Urkunden zusammenhängen, blieb eine Zeitlang verborgen. Während Hoernle den indoiranischen Charakter der Geschäftssprache richtig erkannte und in ihr Anklänge an die sogenannten Ghalchahdialekte des Pamir fand, bezeichnete er die literarische Sprache kühn als prototibetisch. Sie hat mit dem Tibetischen nichts zu tun. Leumann stellte fest, daß die Geschäftssprache nur ein jüngerer Dialekt der literarischen Sprache sei und daß auch diese wieder in einer älteren und einer jüngeren Varietät vorliege. Leumann glaubte einen neuen Sproß der arischen Sprachfamilie entdeckt zu haben; er stellte ihn als das Nordarische dem Südarischen, dem Indischen, und dem Westarischen, dem Iranischen, zur Seite. In der Tat tritt uns hier eine Sprache entgegen, die durch Laute und Formen als iranisch gekennzeichnet, aber so stark mit indischen Wörtern durchsetzt ist, daß man sie als ein indianisiertes Iranisch bezeichnen kann. Das aber ändert, wie Konow mit Recht betont, nichts an der Tatsache, daß die Sprache zu den iranischen zu zählen ist; das Englische ist trotz seiner romanischen Elemente eine germanische Sprache. Das Volk, das diese Sprache für seine heiligen Schriften wie für seine Urkunden verwendete, muß im Süden des Landes gewohnt haben. Nur in dieser Gegend sind Texte in dieser Sprache gefunden worden; ein einziges Blatt, das aus Schortschuq stammt, wird durch einen Zufall dorthin verschleppt sein. Der literarische Charakter der buddhistischen Texte weist in dieselbe Richtung; nach Hiuen-Tsang war das Mahāyāna das herrschende System in Yarkand und Khotan. Die indische Schrift, der schrankenlose Gebrauch indischer Lehnwörter, die nicht nur buddhistische Termini, sondern auch Ausdrücke des täglichen Lebens um-

fassen, machen es wahrscheinlich, daß die Sprecher längere Zeit auf indischem Boden saßen. Nun sind in Indien in nachchristlicher Zeit nur zwei iranische Völkerschaften als Eroberer aufgetreten, die Palhavas oder Pahlavas und die Śakas. Die Pahlavas werden doch aller Wahrscheinlichkeit nach Pahlavī gesprochen haben; was wir indischen Inschriften und Münzlegenden über die Sprache der Śakas entnehmen können, stimmt aber auffallend gut mit dem sogenannten Nordarischen überein, so vor allem die merkwürdige Bezeichnung des stimmhaften *z* durch die Ligatur *ys* und der Gebrauch der Zerebrallaute. Die Annahme, auf die wir so geführt werden, daß die neue Sprache das Sakische sei, erklärt zugleich, warum Kaniṣka und seine Nachfolger sich ihrer auf ihren Münzen bedienten. Die Śakas zogen, von den Yüe-chi gedrängt, nach Süden und waren die Herren im nördlichen Indien, ehe die Yüe-chi dort anlangten. Es wäre daher ganz begreiflich, wenn diese die offizielle Sprache ihrer Vorgänger übernommen hätten. Man mag die Festlegung der beiden neuen Sprachen als tocharisch und sakisch zur Zeit noch als Hypothesen bezeichnen, aber sie stützen sich gegenseitig, und wenn eines Tages die eine durch ein direktes Zeugnis bestätigt werden sollte, wird, meine ich, auch die andere damit bewiesen sein.

Das Sakische ist nur ein kleiner Teil des Zuwachses, den die Iranistik gewonnen hat. Im Jahre 1904 gelang es F. W. K. Müller, ein paar Fragmente auf Papier, Leder und Seide, die aus der Gegend von Turfan stammten, zu entziffern. Er konnte das Alphabet als eine Abart des Estrangelo bestimmen, die Sprache als Mittelpersisch und Türkisch und den Inhalt als Stücke aus der verloren geglaubten manichäischen Literatur. Das war der Anfang einer langen Reihe von glänzenden Entdeckungen, deren Ergebnisse zum größten Teile in den Schriften unserer Akademie gebucht sind. Eine Menge der dogmatischen und liturgischen Werke jener Religion ist wiedergewonnen, die von Vorderasien bis nach China vordrang und sich trotz blutiger Verfolgungen jahrhundertelang an den Küsten des Mittelmeers als Rivalin des Christentums behauptete, alles freilich in Trümmern, und doch ein unschätzbarer Besitz, denn zum ersten Male vernehmen wir hier aus den eigenen Werken die Lehre, für deren Kenntnis wir bisher auf Augustins Streitschriften, die Acta Archelai, die Abschwörungsformeln der griechischen Kirche, den Fihrist al-'ulūm des an-Nadīm und andere gegnerische Darstellungen angewiesen waren. Man wird es diesen Berichten zugestehen müssen, daß sie sich einer Objektivität befleißigen, wie sie in religiösen Kontroversen nicht immer beobachtet ist. Die Grundzüge der Lehre, die ethische und physische Elemente in phantastischer Weise zu einer unlösbaren Einheit verbindet, sind, soweit eine Nachprüfung schon jetzt möglich ist, richtig gezeichnet; im einzelnen tritt freilich mancher Zug jetzt deutlicher hervor. Wenn Kessler noch geneigt war, vorzugsweise an babylonische Quellen zu denken, so kann es jetzt als sicher gelten, daß wenigstens die unmittelbare Grundlage des Manichäismus der Zoroastrismus ist. Wenn wir von dem ausgesprochenen Dualismus, der beiden Religionen eigen ist, ganz absehen, bezeugen das schon die Namen. Die ganze Mythologie des Avesta kehrt hier wieder. Ein Stück aus dem von Mānī selbst verfaßten Schāpūrakān nennt den Mihir und die Dämonen Āz, Ahriman, die Pairikas, den Ažidahāka; in einem Bruchstück, das nach der Über-

schrift aus einem eigenen Liede des Mānī stammt, wird er der Sohn des Gottes Zarvān genannt, der im Zoroastrismus die Zeit repräsentiert und später zum höchsten Prinzip erhoben wird; in einem Hymnus wird neben Mihir Frēdōn angerufen, der Thraētaona des Avesta und Fērīdūn des Shāhnāmeh; Mānī wird der starke, mächtige Srōš genannt, Jesus Gott und Vahmann, das ist Vohumano. Mānī erhob den Anspruch, auch der Vollender des Christentums zu sein. In dem von Müller aufgefundenen Stücke seines Evangeliums nennt er sich den Abgesandten Jesu, wie uns das schon Augustin berichtet hatte. Nach den Fragmenten zu urteilen, scheint es aber zu einer wirklichen Einschmelzung der christlichen Bestandteile nicht gekommen zu sein. Die Schichten liegen meist ziemlich unvermittelt nebeneinander. So geht der Beschreibung des Weltendes aus dem Schāpūrakān unmittelbar eine Schilderung des jüngsten Gerichtes oder, wie es hier genannt wird, des Kommens des Erkenntnisbringers, voraus, die sich eng an die Worte des Matthäusevangeliums anschließt. Auch andere Bruchstücke aus der Geschichte der Kreuzigung und Auferstehung Jesu, eine Stelle aus dem Hirten des Hermas zeigen, wie sich der Manichäismus christliche Schriften ohne weiteres zu eigen machte. Mānī erkannte auch den Buddha als seinen Vorläufer an. Deutliche Spuren buddhistischen Einflusses scheinen aber in den Fragmenten erst in späteren Stücken wie den Sündenbekenntnissen aufzutreten. Es wäre also immerhin möglich, daß hier eine spätere Entwicklung des zentralasiatischen Manichäismus vorläge. Er könnte hier auf altbuddhistischem Boden eine buddhistischere Färbung angenommen haben, wie er im Westen vielleicht verchristlicht wurde.

Äußerlich zeichnen sich alle manichäischen Handschriften durch Sorgfalt in der Ausstattung aus; viele sind mit Bildern geziert, die als Prachtstücke der Miniaturenmalerei gelten können. Diese Freude am künstlerischen Buchschmuck war altes Erbteil; schon Augustin wendet sich in flammenden Worten gegen diese Bibliophilen: incendite omnes illas membranas elegantesque tecturas decoris pellibus exquisitas, ut nec res superflua vos oneret, et Deus vester inde solvatur, qui tanquam poena servili etiam in codice ligatus tenetur. Mit der Pflege der Malerei ehrte man das Andenken des Meisters, dem die Legende ähnliche fabelhafte Zeichenkünste zuschreibt wie dem Giotto und dessen Name bei den Persern stets Mānī der Maler lautet und in demselben Sinne gebraucht wird wie bei uns einst der Name Rafaels.

Sprachlich zerfallen die iranischen Schriften manichäischen Inhalts in drei Gruppen. Die einen sind in einem Dialekte verfaßt, der dem Pahlavī, der offiziellen Sprache des Sasanidenreiches, sehr nahe steht. Wir kennen diese Sprache aus einigen Inschriften und Texten der zoroastrischen Religion, vor allem der Übersetzung des Avesta. Dennoch bedeuten die von Müller und Salemann herausgegebenen turkistanischen Texte eine unendliche Förderung unseres Wissens. Die Schrift der bisher bekannten Denkmäler ist ganz unzulänglich; sie gibt nicht die Aussprache der Zeit wieder, und sie verwendet für die gewöhnlichen Wörter aramäische Kryptogramme, so daß man z. B. malkā schrieb, wo man shāh las. In der Schrift der Fragmente ist das vermieden, so daß wir hier zum ersten Male ein wirkliches Bild der eigentlichen mittelpersischen Sprache erhalten.

Eine zweite Gruppe ist in dem Dialekte



des nordwestlichen Persiens abgefaßt, der zweifellos die Sprache der aus dieser Gegend stammenden Arsakiden, der Vorgänger der Sasaniden, ist. Andreas hat vermutet, daß das sogenannte Chaldäo-Pahlavī, das in Inschriften der Sasanidenkönige erscheint, mit dieser Sprache identisch sei. Er hat jetzt ein reiches inschriftliches Material für die Untersuchung dieser Frage in Händen, und wir dürfen hoffen, in naher Zukunft die Bestätigung seiner Ansicht aus seinem eigenen Munde zu vernehmen.

Wenn nicht der Zahl, so doch der Bedeutung nach an erster Stelle steht die dritte Gruppe, die teils in dem manichäischen, teils in einem jüngeren, dem sogenannten uigurischen Alphabete, geschrieben ist. Andreas hat in der Sprache dieser Fragmente sofort nach ihrem Bekanntwerden das Soghdische erkannt, einen fast verschollenen ostiranischen Dialekt; nur durch einen Zufall waren uns bei Albērūnī die Monatsnamen, wie sie in dieser Sprache lauteten, erhalten. Die Entdeckung des Soghdischen hat alsbald andere wichtige Entdeckungen nach sich gezogen. F. W. K. Müllers Scharfsinn gelang der Nachweis, daß in der herühmten mehrsprachigen Inschrift von Kara-Balgassun, die über die Einführung des Manichäismus im Uigurenreiche berichtet, der schwer lesbare Text in uigurischen Charakteren, den man bisher als uigurisch angesehen hatte, in Wahrheit in Soghdisch abgefaßt sei; er konnte weiter feststellen, daß iranische Ausdrücke in chinesischen astrologischen Schriften des 8. Jahrhunderts nicht neupersisch, sondern wiederum soghdisch seien. Der Beweis, daß das Soghdische nicht nur von den Manichäern gebraucht wurde, sondern die allgemeine Verkehrssprache der iranischen Bewohner Turkistans war, während dem Pahlavī die Rolle einer Schriftsprache zukam, wurde durch andere Funde erbracht.

Unter den Handschriften, die aus dem Norden des Landes stammen, fanden sich Blätter in syrischer Schrift und Sprache, die, von Sachau herausgegeben, sich als Reste von Gesangbüchern und Ḥudhrās der nestorianischen Christen entpuppten. Für die Tätigkeit der nestorianischen Mission, die, von Assyrien und Babylonien ausgehend sich bis in das Innere Chinas erstreckte, zeugten weiter zwölf Blätter aus einem reizenden Büchlein, eine Pahlavīübersetzung der Psalmen mit den Kanones des Mār Abhā, die noch heute in der nestorianischen Kirche in Gebrauch sind. Die Handschrift muß den Charakteren nach aus der Mitte des 6. Jahrhunderts stammen. Die Übersetzung liegt aber etwa 150 Jahre vor den ältesten Handschriften des Pešītāpsalters und verspricht für die Geschichte und Textkritik des syrischen Originals von größter Bedeutung zu werden. Dazu kommen nun in syrischer Schrift, aber in einer Sprache, die sich durch gewisse Eigentümlichkeiten als eine jüngere Abart des manichäischen Soghdisch erweist, umfangreiche Bruchstücke eines Perikopenbuches, Stücke aus dem Glaubensbekenntnisse, aus Legenden und Märtyrerakten und anderer christlicher Literatur. Die meisten liegen jetzt, von Müller herausgegeben, vor; sie zeigen, daß die Christen sich des Pahlavī und des Soghdischen genau so zur Verbreitung ihrer Lehre bedienten wie ihre manichäischen Rivalen.

Auch die dritte Religion, der Buddhismus, hat sich des Soghdischen zur Propaganda bedient. Stücke aus der Vajracchedikā, dem Suvarṇaprabhāsa u. a. enthält die Berliner Sammlung; die Höhle von Tun-huang aber ist die eigentliche Schatzkammer für die bud-

dhistisch-soghdischen Texte gewesen, die in einer eigenartigen Schrift aramäischen Ursprungs geschrieben sind. Unter den von Gauthiot veröffentlichten Texten ist das interessanteste das Vessantarajātaka, dieses Prunkstück der erbaulichen Erzählungsliteratur, das uns hier in einer neuen Version entgegentritt. Gauthiot hat auch die älteste Form dieser Schrift und dieser Sprache in einigen Briefen wiedererkannt, die Stein in der Wüste zwischen Tun-huang und dem Lop-nor zusammen mit chinesischen Dokumenten aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. entdeckte und die unzweifelhaft Jahrhunderte älter sind als die literarischen Texte. Nach alledem kann über den Charakter des Soghdischen heute kein Zweifel mehr bestehen: es war die Sprache der iranischen Bevölkerung von Samarkand und Ferghana, die vom 1. bis zum 9. Jahrhundert in Turkistan und weiter bis in die Mongolei und China als eine Art lingua franca gesprochen wurde; eins der Steinschen buddhistischen Manuskripte trägt den Vermerk, daß es in Singanfu geschrieben sei. Anklänge an das Soghdische zeigen noch heute gewisse Dialekte in den Hochtälern des Pamir; insbesondere scheint das Yaghnōbī auf den Namen des Neusoghdischen Anspruch machen zu können.

Wenn ich noch erwähne, daß die Steinsche Sammlung auch ein Dokument enthält, das, in hebräischen Lettern und nach Margoliouth um das Jahr 100 der Hedschra geschrieben, das älteste judäopersische und überhaupt das älteste neupersische Schriftstück ist, so mag das genügen, um die Bedeutung, die Turkistan für die Iranistik gehabt hat, zu ermessen, und doch verdankt eine andere Disziplin dem Lande vielleicht noch mehr, die türkische Philologie. Ihr mangelten alte Literaturwerke bisher gänzlich; das früheste türkische Buch war das 1069 in Kaschgar verfaßte Qutadγu Bilig. Jetzt ist ihr aus dem alten Uigurenreiche eine Fülle von Handschriften und Blockdrucken zugeströmt, die der Sprache und größtenteils auch der Schrift nach zwei Jahrhunderte und mehr vor jenem Fürstenspiegel liegen. Eine stattliche Anzahl von Texten, und doch nur ein kleiner Teil des Vorhandenen, liegt uns in den Ausgaben von Radloff, Thomsen, Müller, von Le Coq und Stönner vor. Die Schriftarten sind so abwechslungsreich wie ihr Inhalt. Man verwendete das manichäische Estrangelo, das sogenannte uigurische Alphabet, die Brāhmī und die eigenartige Runenschrift, die der geniale Thomsen vor zwanzig Jahren zuerst auf den Steinen am Orkhon und Jenissei gelesen hat. Inhaltlich scheiden sich die Texte nach den drei Religionen. Die christliche Literatur ist bisher allerdings nur spärlich vertreten; das größte Stück handelt von der Anbetung der Magier, die hier nach Weise der Apokryphen ausgeschmückt ist. Unter den buddhistischen Werken nehmen die Schriften der späteren Zeit einen breiten Raum ein: das Saddharmapuṇḍarīka, das Suvarṇaprabhāsasūtra, von dem Berlin und Petersburg sich rühmen können, fast vollständige Manuskripte zu besitzen, Proben aus der Literatur der Reisesegen und der nicht immer erfreulichen Dhāraṇīs und daneben die Beichtformulare mit ihrer lebendigen Schilderung aller erdenklichen Sünden. Aber auch Fragmente von Interlinearversionen älterer Werke sind erhalten, nicht ohne Wert auch für die Originale weil sie, obwohl zeitlich die jüngsten, zum Teil den ältesten erreichbaren Text wiedergeben. Literargeschichtlich am interessantesten sind allerlei Bruchstücke

indischer Legenden; wer hätte es geahnt, daß man sich in Chotscho einmal die alte Sage des Mahābhārata erzählte von Bimbasena oder richtiger Bhīmasena und seinem Kampf mit dem Dämon Hiḍimba oder von der Gattenwahl indischer Prinzessinnen oder von dem König Caṣṭana, dem griechischen Tiactanoc, und seiner Bezwingung des seuchenbringenden Rākṣasa? Auch von den Manichäern besitzen wir Beichtformulare, die sicherlich erst nach buddhistischen Mustern verfaßt sind, so daß Chuastuanift mit seinem auch für die Dogmatik wichtigen Inhalt, und ein anderes, das die weitgehende Toleranz gegen den Buddhismus erkennen läßt: hier wird die Sünde, die einer gegen den eigenen Religionsgenossen begangen hat, in einem Atem mit der Sünde genannt, die sich einer durch Entheiligung eines dem Sākyamuni geweihten Ortes im Vihāra hat zuschulden kommen lassen. Dazu kommen Fragmente von Hymnen, Predigten, Göttergeschichten und dogmatischen Abhandlungen; auch ein vollständiges kleines Wahrsage- oder Traumbuch in Runenschrift, das an ähnliche Erzeugnisse Chinas erinnert, ist wohl manichäischen Ursprungs. Besonderer Wert kommt zwei Berliner Blättern zu, die durch ihr Äußeres als manichäisch und nicht buddhistisch gekennzeichnet sind. Das eine erzählt von der Ausfahrt des Bodhisattva oder, wie er hier heißt, des Bodisav und seinen Begegnungen; das andere enthält die abstoßende Geschichte eines Jünglings, der in der Trunkenheit die verwesende Leiche einer Frau umfängt. Die letzte Geschichte ist ursprünglich buddhistisch; von Oldenburg hat aber darauf hingewiesen, daß sie auch als die erste Parabel in der persischen Version des Barlaam und Joasaph vorkomme. Dadurch wird die Vermutur[illegible] Müllers und von Le Coqs, auf die die eigentümliche Namensform Bodisav geführt hatte, daß uns hier Reste einer manichäischen Version des berühmten Romans vorliegen, so gut wie sicher. Dann ist es aber weiter auch nicht unwahrscheinlich, daß das Original ein manichäisches Werk, vielleicht in soghdischer Sprache war. Es wäre ein merkwürdiger Fall von ungewolltem Synkretismus, wenn die Manichäer bewirkt hätten, daß der Stifter des Buddhismus zum christlichen Heiligen wurde.

Es gibt auch von den übrigen Völkern des ostasiatischen Festlandes, die es zu einer eigenen Kultur gebracht haben, kaum ein einziges, das nicht literarische Spuren in Turkistan hinterlassen hätte. Müller hat in gewissen Fragmenten die Schrift wiedererkannt, die die Hephthalitischen oder weißen Hunnen auf ihren Münzen verwenden. Wir haben mongolische Briefe und Blockdrucke in der rätselvollen tangutischen Schrift und Sprache. Zahlreich sind die tibetischen Handschriften, von denen erst weniges, Bruchstücke eines Sūtra und ein paar religiöse Gedichte, von Barnett und Francke herausgegeben ist, und ungeheuer groß ist die Zahl der chinesischen Schriftstücke, von denen die ältesten, die Stein aus dem Sande gegraben, jetzt in einer prachtvollen Publikation Chavannes' vorliegen. Von den Papierhandschriften scheinen einige bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. hinaufzugehen; sie sind jedenfalls die ältesten Papierproben der Welt, nur um Jahrzehnte von dem Zeitpunkte entfernt, da Ts'ai-lun seine Erfindung machte, die ein Segen für die Menschheit geworden ist, wenn wir auch über den Überschwang dieses Segens zu seufzen beginnen. Weitaus die meisten Urkunden [illegible]ber auf Holztäfelchen, einige auch [illegible]busstäbchen geschrieben; sie

zeigen uns den Zustand der ältesten chinesischen Bücher. Die Holzstückchen, von denen das älteste aus dem Jahre 98 v. Chr. datiert ist, stammen aus den Archiven der Garnisonen, die hier im äußersten Westen des Reiches an der großen Mauer stationiert waren. Wir erhalten die genauesten Aufschlüsse über das tägliche Leben dieser Militär-kolonien in den ersten Jahrhunderten um Christi Geburt, über die Ver-pflegung, Löhnung und Bewaffnung der Soldaten, den optischen Tele-graphendienst, die Postverwaltung — eine Ergänzung nach der realen Seite zu dem Bilde, das Dichter einer späteren Zeit von den Mühsalen und Gefahren der Grenzwacht gegen die Barbaren des Westens entwerfen. Die Masse der späteren chinesischen Manuskripte scheint sich aus Werken des buddhistischen Ka-nons und geschäftlichen Dokumenten zusammenzusetzen. Daß sich aber auch unter sie gelegentlich ein Fremdling ver-irrt hat, zeigt eine Publikation, die vor fünf Jahren in Peking unter dem Titel »verlorene Bücher der Steinkammer von Tun-huang« erschien. Sie enthält einen manichäischen Traktat und ist ein er-freuliches Zeichen auch dafür, daß China gewillt ist, die ihm anvertrauten Schätze nicht nur zu hüten, sondern auch nutz-bar zu machen.

Wenn ich von den Funden, die mich am nächsten angehen, zuletzt spreche, so geschieht es nur aus einer Art Höf-lichkeit, über deren Berechtigung sich vielleicht streiten läßt. An Bedeutung stehen die Handschriften in indischen Sprachen jedenfalls nicht hinter denen irgendeiner anderen Gruppe zurück. Historisches Interesse besitzen vor allem die Dokumente auf Leder und Holz, die Stein am Niyaflusse gefunden hat. Sie enthalten nach den von Rapson und Boyer veröffentlichten Proben zu urteilen, Verfügungen und Berichte der Lokalbehörden, Vorladungen, Haftbe-fehle, offizielle und private Korrespon-denzen, alles in Kharoṣṭhī geschrieben und in einem Prakritdialekte abgefaßt. Eigenartig ist die Form der Holzbriefe. Zwei Täfelchen, bisweilen rechteckig, öfter aber keilförmig, sind mit den Seiten, die die Schrift tragen, genau aneinander-gelegt und durch einen Faden, der durch Löcher in den Täfelchen geht, verschnürt und mit einem Tonsiegel verschlossen, höchstwahrscheinlich eine auf China zu-rückgehende Erfindung. Die Zeit der Prakritdokumente wird durch chinesische Holztafeln bestimmt, die mit ihnen ver-mischt waren und von denen eine aus dem Jahre 269 n. Chr. datiert ist. Im 3. Jahrhundert saßen also in Khotan Inder, der Sprache und Schrift nach aus Gandhāra stammend, vermischt mit einer chinesischen Bevölkerung. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ein histo-risches Faktum der Sage zugrunde liegt, wonach Khotan in den Tagen des Aśoka von chinesischen Kolonisten unter Füh-rung eines verbannten Sohnes des Kaisers besiedelt wurde und von den Bewohnern von Takṣaśilā, die der indische König, ergrimmt über die Blendung seines Sohnes Kunāla, die sie nicht gehindert hatten, in die Wüste im Norden der Schneeberge zu führen befahl. In den Kreisen dieser indischen Kolonisten ist sicherlich auch das Kharoṣṭhī-Manuskript des Dhammapada entstanden, das den Namen Dutreuil de Rhins' trägt. Es ist keineswegs eine für den Privatge-brauch angefertigte Anthologie, sondern der Rest einer besonderen Überlieferung des Buddhawortes, der bisher freilich der einzige seiner Art geblieben ist.

Unendlich vermehrt haben sich da-gegen seit der Zeit, da Pischel die ersten Blätter eines Blockdruckes des Saṃyuktāgama entdeckte, die Reste der



kanonischen Literatur in Sanskrit. Was bisher aus Vinaya und Dharma von Pischel, Lévi, Finot und de la Vallée Poussin herausgegeben wurde, iſt nur ein kleiner Teil von dem, was gerettet worden iſt. Von dem Udānavarga, der allerdings das beliebteſte Buch gewesen zu sein scheint, enthält allein die Berliner Sammlung weit über 500 Blätter und Bruchſtücke von Blättern, die aus etwa 100 verschiedenen Handschriften ſtammen, so daß der Text nahezu vollſtändig herzuſtellen iſt. Pischel erkannte, daß diese Reſte dem im Original verlorenen Kanon der Schule der Sarvāstivādins angehörten. Er bemerkte auch schon, daß die Sanskrittexte nicht Übersetzungen des Pali⸗Kanons seien, des einzigen Kanons, der uns vollſtändig erhalten iſt. Eingehendere Untersuchungen haben gezeigt, daß beide, der Sanskrit⸗ wie der Pali⸗Kanon, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, die, wie Übersetzungsfehler beweisen, in dem öſtlichen Dialekt abgefaßt war, der in der Gegend von Buddhas Wirksamkeit als Umgangssprache gesprochen wurde. Das iſt ein Ergebnis, das für die Geschichte des Buddhismus von einschneidender Bedeutung iſt. Wir sind jetzt in den Stand gesetzt, aus den Trümmern der Überlieferung den Kanon wieder zusammenzufügen, der in den erſten vorchriſtlichen Jahrhunderten in Magadha beſtand. Damit iſt freilich das ursprüngliche Wort Gautamas noch nicht gewonnen; was der Buddha selbſt gelehrt, wird ſtets ein Gegenſtand der Spekulation bleiben, wenn ich auch nicht glaube, das wir das Recht haben, schon jetzt resigniert unser ignorabimus zu bekennen. Was aber die Kirche von ihm lehrte in einer Zeit, in die keine direkte Urkunde zurückreicht, das iſt jetzt durch die turkiſtanischen Funde in unsere Hand gegeben.

Und noch ein zweites Gebiet iſt uns jetzt in ganz anderer Weise zugänglich geworden als bisher, das der vorklassischen Sanskritdichtung. Vor dreißig Jahren schien das Kāvya mit Kālidāsa zu beginnen, den man ins 6. Jahrhundert versetzte. Davor schienen Jahrhunderte völliger Unfruchtbarkeit zu liegen, und Max Müller prägte das Schlagwort von der Sanskrit⸗Renaissance. Jetzt kann es als sicher gelten, daß Kālidāsa am Anfang des 5. Jahrhunderts lebte, daß sein Name den Gipfelpunkt der höfischen Kunſtdichtung bezeichnet, und daß ihr ein Frühling vorausging, herber, aber auch kräftiger und abendländischem Empfinden bisweilen sogar mehr zusagend als die Zeit, da sich die ganze, seltsam schimmernde Blütenpracht öſtlicher Rede entfaltete. Inschriften und ein paar glückliche Funde in Indien selbſt haben uns die erſte Kunde jener Frühzeit gebracht; Turkiſtan lehrt uns jetzt einen ungeahnten Reichtum an Hymnen, Epen, Novellen und Anthologien kennen, die wahrscheinlich größtenteils dieser Periode angehören. Die Stoffe sind ſtets religiös, aber die Form iſt die des weltlichen Kāvya. Das unterscheidet diese Dichtung von der alt⸗buddhiſtischen. Die alte Kirche ſtand der Dichtung durchaus nicht feindlich gegenüber. Man machte sich die volkstümliche Gāthāpoesie zu eigen, indem man ihr ein buddhiſtisches Mäntelchen umhängte. Aber es erklingen daneben auch neue Töne. Gerade die erſten Zeiten tief⸗innerer religiöser Erregung haben große Dichter erſtehen lassen, die allerdings noch nicht den Ehrgeiz besaßen, ihre Namen der Nachwelt zu übermitteln. Manche der Strophen, die sie dem Meiſter selbſt oder seinen Jüngern in den Mund legen, gehören zu dem Schönſten, was die Literatur aller Zeiten hervorgebracht

hat. Aber erst als man an Stelle der Volkssprachen das Sanskrit zur Kirchensprache gemacht hatte, zweifellos um der Lehre eine weitere Verbreitung zu sichern, erst da kam man dazu, nach den Regeln höfischen Sanges zu dichten. Wie sehr sich unter dem Einflusse dieser Kunstdichtung allmählich das Ohr selbst der Mönche in den turkistanischen Klöstern verfeinerte, zeigen unsere Handschriften. Unablässig hat man an den alten, vielfach noch unbeholfenen Übersetzungen der kanonischen Werke herumgebessert, um den Text in Sprache und Metrik mit den strengeren Anforderungen einer späteren Zeit in Einklang zu bringen.

Zwei Namen aus jener Frühzeit nennt das Mittelalter mit ehrfürchtiger Bewunderung, Mātṛceṭa und Aśvaghoṣa. Beide gehören, wie es scheint, dem Anfang des 2. Jahrhunderts an. Mātṛceṭas Ruhm gründet sich auf seine beiden Buddhahymnen, die nach I-Tsing im 7. Jahrhundert jeder Mönch in Indien, einerlei ob Anhänger des Hīnayāna oder des Mahāyāna, zu rezitieren wußte, und die zu der Legende Anlaß gaben, daß ihr Verfasser schon in einer Vorgeburt als Nachtigall den Buddha mit seinen Liedern erfreut habe. Sie waren bisher nur aus tibetischen und chinesischen Übersetzungen bekannt; aus den Fragmenten der Berliner Sammlung haben sich etwa zwei Drittel des Textes wiederherstellen lassen. Das Werk hat als frühestes Beispiel buddhistischer Sanskritlyrik bedeutenden literargeschichtlichen Wert, wenn uns auch der Enthusiasmus, mit dem I-Tsing von ihm spricht, nicht recht verständlich wird. Dogmatische Korrektheit wird uns kaum für die Monotonie entschädigen, mit der hier Beiwort auf Beiwort gehäuft wird; auch die Alaṃkāras, die den eigentlichen Schmuck des Kāvya ausmachen, sind nur spärlich verwendet. Unvergleichlich höher als Dichter steht jedenfalls Aśvaghoṣa. Von seinen im Original erhaltenen Epen, dem Buddhacarita und dem Saundarananda, liegen Bruchstücke auch aus Turkistan vor. Nur hier haben sich Reste seines aus dem Chinesischen bekannten Sūtrālaṃkāra erhalten, Palmblätter, zerfetzt und zerstoßen, aber doch genug, um eine Idee des Stiles dieser Novellensammlung zu geben. Zu diesen gesellte sich ein ganz unerwarteter Fund, Reste von Dramen, von denen wenigstens eins im Kolophon ausdrücklich als sein Werk bezeichnet wird. Von den beiden Palmblatthandschriften, die sie enthalten, ist die eine ein in Zentralasien angefertigtes Palimpsest; die andere ist vielleicht noch zu Lebzeiten des Dichters im nördlichen Indien geschrieben, die älteste Brāhmīhandschrift, die wir kennen. Ein Blatt stammt aus einer dramatischen Allegorie; die Weisheit, die Standhaftigkeit und der Ruhm unterhalten sich über die Vorzüge des Buddha; vielleicht war das nur ein Vor- oder Zwischenspiel. Derbe Komik lassen die Fragmente des Dramas erkennen, in dem eine Hetäre die Hauptrolle zu spielen scheint. Das sicher von Aśvaghoṣa herrührende Drama behandelt die Geschichte der beiden Hauptjünger des Meisters, des Śāriputra und des Maudgalyāyana, bis zu ihrer Bekehrung. Zur Beurteilung der Individualität des Dramatikers Aśvaghoṣa reichen die Bruchstücke nicht aus, wohl aber gestatten sie wichtige Schlüsse für die allgemeine Geschichte des indischen Schauspiels. Wir finden hier, von unbedeutenden Abweichungen abgesehen, dieselben Formen wie in der klassischen Zeit. Die Rede ist in Prosa mit Versen untermischt; die Frauen und niederen Personen sprechen Prakritdialekte, die hier allerdings auf einer älteren Laut-

stufe stehen; die komische Person, der Vidūṣaka, ist auch hier schon ein ewig Hunger leidender Brahmane in der Begleitung des Helden, und die Art seiner Späße ist dieselbe wie in der Śakuntalā. Das alles zeigt, daß das indische Drama am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. schon vollkommen in seiner Eigenart ausgebildet war. Die von Gaṇapati Śāstri in Südindien aufgefundenen Dramen des Bhāsa, eines Dichters, den Kālidāsa selbst als einen Vorgänger erwähnt, haben das vollauf bestätigt.

Es ist ein buntes Bild, das die turkistanische Forschung uns darbietet, heute noch fast verwirrend in dem flackernden Lichte zufälliger Funde, das die vielen noch vorhandenen Dunkelheiten oft nur um so stärker empfinden läßt. Es wird noch jahrelanger Arbeit bedürfen, ehe wir klarer sehen lernen; wird das Ergebnis der Mühe entsprechen? Viele werden vielleicht mit einem Achselzucken antworten. Weitere Kreise haben kaum ein Verständnis für die Arbeit des Gelehrten, der sich mit den Völkern und Sprachen des südlichen und östlichen Asiens befaßt. Den Sinologen läßt man allenfalls gelten; das Chinesische ist ja »Kolonialsprache«. Der Sanskritist aber gilt ganz besonders als ein stiller Mensch, der in weltenfernen Räumen toten Göttern dient. Aber diese Götter sind nicht tot. Die Erkenntnis, die Gautama Buddha in der heiligen Nacht unter dem Bodhibaume erlangte, ist noch heute das Credo von Millionen von Menschen, und tausend und abertausend Lippen stammeln noch heute bei Sonnenaufgang das Gebet, das vor Jahrtausenden ein Ṛṣi schaute. Und jene Länder sind nicht mehr fern; nur noch 18 Tagereisen trennen uns von Colombo, in dessen Hafen die Dampfer ausruhen von ihrer Fahrt nach den Enden der Erde. Die Welt ist enger geworden; die Völker Asiens sind uns näher gerückt und werden uns noch viel näher rücken. Ob das zu einer friedlichen Durchdringung führen wird oder zum Kampfe, das weiß heute niemand. Uns aber erwächst jedenfalls die Pflicht, jene alten Kulturen verstehen zu lernen, sie verstehen zu lernen auf dem einzig möglichen Wege historischer Forschung. In der Geschichte dieser Forschung bildet auch die Entdeckung des turkistanischen Altertums und Mittelalters nur ein Kapitel, aber eines der wichtigsten. Wir freuen uns, daß wir zu denen, die die Bedeutung dieser Studien erkannt und hochherzig gefördert haben, auch Seine Majestät den Kaiser zählen dürfen. Sein Eingreifen hat nicht nur die wiederholte Aussendung von Expeditionen ermöglicht; seinem persönlichen Interesse verdanken wir es auch, daß der Akademie jetzt die Mittel zu Gebote stehen, die die wissenschaftliche Bearbeitung der Funde gestatten. So möge dieses Tages Feier ausklingen in ehrerbietigen Dank, mit dem sich der Wunsch verbindet, daß es uns vergönnt sein möge zu beweisen, daß der Ertrag die willig dargebrachten Opfer lohne.

Die Balkanfrage in welthistorischer Perspektive.

Von

Karl Dieterich.

Die historisch-politischen Schicksale der Balkanhalbinsel datieren für die gebildeten Mitteleuropäer erst von der türkischen Eroberung ab. Das sind 550 Jahre her, eine Zeit, die allerdings genügt, um die Kenntnis der dortigen früheren Zustände mit einer dicken Schicht von Vergessenheit zu überziehen, wie die Türken selbst die Mosaiken der alten christlichen Kirchen mit Kalk übertüncht haben. Wie sie diese aber dadurch nicht etwa zerstört, sondern nur umso besser konserviert haben, so lebten auch unter der Decke der türkischen Herrschaft alle die Völker unversehrt fort, die, seit hundert Jahren zum Leben erwacht, nun den längst geborstenen Bau völlig gesprengt haben und die sich — je nachdem — entweder die Hände reichen oder in die Haare fahren, just wie sie es seit tausend Jahren getan haben; die neuere Geschichte der Balkanvölker geht eigentlich da weiter, wo sie bei der türkischen Eroberung stehen geblieben war. Aber nicht nur das Verhalten dieser Völker zu einander zur Zeit ihrer Machtstellung im Mittelalter, sondern auch das der europäischen Politik zeigt ihnen und ihren späteren Machtnachfolgern, den Türken, gegenüber eine auffallend parallele Entwicklung sowohl in ihrem inneren Charakter wie in ihren äußeren Ergebnissen — eine Parallele, deren weitere Verfolgung dem Geschichtsphilosophen vorbehalten bleiben muß, die aber rein pragmatisch in einem zusammenfassenden historischen Überblick festgelegt zu werden verdient.

Die Reibungen zwischen römischem Westen und byzantinischem Osten begannen im frühen Mittelalter auf kirchenpolitischem Gebiet: Im 9. Jahrhundert sollte es sich entscheiden, ob die Balkanhalbinsel zu Rom oder zu Byzanz gehören sollte. Es war damals eine sturmbewegte Zeit, die Zeit, wo das Christentum sich anschickte, den slawischen Osten zu erobern, und wo die beiden großen politischen Rivalen, Rom und Byzanz, sich auch kirchlich das Feld im Osten streitig machten. Die Slawen lieferten ihnen dazu ein willkommenes Versuchsobjekt, vornehmlich die zwischen beiden Machtzentren ansässigen nordwestlichen Slawen in Mähren und Kroatien. Es kam jetzt darauf an, diese für sich zu gewinnen. Mähren war um die Mitte des 9. Jahrhunderts ganz in die ostfränkische Machtsphäre Ludwigs des Deutschen geraten, sein Fürst Rastislav, der bereits von Rom aus zum Christentum bekehrt war, suchte, um sich von Ludwig zu emanzipieren, Schutz in Konstantinopel, zugleich einen geeigneten Lehrer zu christlicher Unterweisung für sein neubekehrtes Volk. Das Patriarchat benutzte seinerseits die Gelegenheit zur kirchlichen Propaganda und sandte die aus Saloniki gebürtigen, in Konstantinopel erzogenen, also ganz der byzantinischen Kultursphäre angehörenden, aber slawisch sprechenden Brüder Konstantin (Kyrill) und Method in kirchenpolitischer Mission nach Mähren. Ihr welthistorisches Verdienst, die Schöpfung eines slawischen Alphabetes und einer slawischen Liturgie, letztere zwar unter römischem Einfluß, bedeutet eine doppelte Emanzipierung der Slawen, sowohl von Rom





wie von Byzanz, und zugleich die Schöpfung einer eigenen nationalen Kirchensprache. Zunächſt aber fühlten sie, die Sendboten von Byzanz, sich solidarisch mit der römischen Kirche, nach deren Muſter sie die mährische Hierarchie organisiert hatten.

Inzwischen war ein kirchenpolitischer Vorſtoß Roms auf dem Balkan selbſt erfolgt mit der Bekehrung der Kroaten, etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts. Die Kroaten bedrohten damals die byzantinischen Besitzungen in Dalmatien, und um diese zu schützen, rief der byzantinische Kaiser den Beiſtand des Papſtes an, der die Kroaten taufte gegen die Verpflichtung, keinerlei Überfälle auf ihre Nachbarn zu unternehmen. Damit war Byzanz zwar vor ihnen eine zeitlang gesichert, die kirchliche Hegemonie aber hatte es auch hier aus der Hand gegeben.

Soweit war Rom glücklich. Nun aber kam der Rückschlag. Um dieselbe Zeit, als Kyrill und Method in Mähren wirkten, 864 oder 865, nahm auch der mächtige Bulgarenzar Bogoris notgedrungen das Chriſtentum an. Auch bei ihm wiederholt sich das Schwanken zwischen Rom und Konſtantinopel, nur daß er diesmal nicht der Geschobene, sondern selbſt der Schiebende war. Er war offenbar entschlossen, sich an das ihm politisch viel näherſtehende Byzanz anzuschließen, und nur um mehr Vorteile herauszuschlagen, knüpfte er Scheinverhandlungen mit dem Papſte an. Dennoch hätte dieser das Spiel gewinnen können, wenn er nicht durch ſtarres Feſthalten an Personalfragen die Bulgaren zurückgeſtoßen hätte. So war Boris auf Byzanz angewiesen, das natürlich die Frage, ob die Bulgaren unter die Obedienz des Papſtes oder des Patriarchen gehörten, in seinem Sinne entschied. So ging die damalige slawische Vormacht auf dem Balkan für Rom und damit für das Abendland verloren, weil die Kurie sich offenbar nicht der gewaltigen politischen Machtverschiebungen bewußt war, die sich an eine Befreiung Bulgariens aus dem Banne von Byzanz und einen Anschluß an die weſtlichen Mächte knüpfen mußten. Denn dann war Byzanz auf dem Balkan in seiner Machtſtellung bedroht und das Einflußgebiet Roms bis an die Grenzen des Oſtreiches vorgeschoben, dieses selbſt aber kirchenpolitisch in die Defensive gedrängt. Daran, daß Rom diesen Sachverhalt verkannte, scheiterten in der Folge alle Versuche, den Balkan wiederzugewinnen; denn die von Byzanz kirchlich eroberten Bulgaren eroberten nun ihrerseits die politisch lange von ihnen abhängigen Serben. Diese, zwischen Bulgaren und Kroaten eingekeilt, schwankten auch kirchlich lange zwischen Rom und Byzanz: im 9. und 10. Jahrhundert hielten die Serben noch zu Byzanz, im 11. aber fielen sie von ihm zu Rom ab, von wo ihr Fürſt Michael (1050—84) die Königskrone erhielt, und im 12. Jahrhundert wurden sie wieder von Byzanz unterworfen. Erſt nach der lateinischen Eroberung Konſtantinopels wagte es der König Stefan II. Nemanja (1195—1224) sich wieder dem Papſte zu nähern, um von ihm gegen das Versprechen, in seinem Lande das katholische Bekenntnis einzuführen, sich seine Unabhängigkeit von den Lateinern und zugleich die Königskrone zu sichern. Kaum aber hatte er diese erhalten, als das Volk, überwiegend der orthodoxen Kirche zugetan, sich unwillig von ihm abwandte und nicht eher ruhte, als bis er 1222 sich vom Erzbischof feierlich mit einer eigens gesandten byzantinischen Krone krönen ließ. Der Papſt, der ihn zum Königtum verholfen, hatte also



das Nachsehen, und kein serbischer Fürſt hat es seitdem gewagt, sich wieder der römischen Kirche zuzuwenden, es sei denn in heuchlerischer Absicht, um sich der Gunſt des Papſtes zu dynaſtischen Zwecken zu versichern.

Wie man sieht, war die Orientpolitik der Päpſte völlig fehlgeschlagen, nicht nur Byzanz, sondern auch dessen Rivalen Serbien und Bulgarien gegenüber, deren Herrscher Rom nur als Gegengewicht benutzen wollten gegen das ihnen läſtige lateinische Kaisertum des Oſtens. Die Balkanherrscher aber waren viel zu tief in die byzantinische Kultursphäre hineingeraten und vor allen Dingen viel zu gelehrige Zöglinge byzantinischer Staatskunſt, um sich der päpſtlichen nicht ebenso überlegen zu zeigen wie der kaiserlichen des heiligen römischen Reiches.

Denn nicht weniger erfolglos als die Päpſte in ihren kirchenpolitischen Eroberungsbeſtrebungen auf der Balkanhalbinsel waren die weltlichen Mächte des Weſtens in ihren ſtaatspolitischen. Den fränkischen, sächsischen und ſtaufischen Kaisern war genug Gelegenheit gegeben, die eine der beiden damaligen slawischen Großmächte des Oſtens, Serbien und Bulgarien, zu sich herüberzuziehen und eine fruchtbare Orientpolitik zu treiben gegen die Kaiser von Byzanz; denn diesem war ja das neue Kaisertum des Weſtens eine illegitime Schöpfung barbarischer Usurpatoren, die es niemals als »voll« ansah und denen es daher auch den Titel »Kaiser« eigensinnig vorenthielt; nur die byzantinischen Kaiser waren die rechtmäßigen Nachfolger der römischen Imperatoren. Man denke nur an die Streitigkeiten Karls d. Gr. und besonders Ottos d. Gr. mit dem Konſtantinopeler Hof. Um so aussichtsreicher war eine Annäherung der jungen Kaiser des Weſtens an die alten Nebenbuhler des Oſtreiches, die Bulgaren und später die Serben. Deren Fürſten ſtanden ja zu Byzanz in einem ganz ähnlichen Verhältnis wie die des Abendlandes: sie herrschten über jugendſtarke, tapfere Völker, sie waren, wenn auch in die weſt- bezw. oſtrömische Kultursphäre hineingezogen, doch frei von dem hiſtorischen Ballaſt, der die römischen Päpſte wie die byzantinischen Kaiser niederzog und sie zu Dünkel und Unfehlbarkeit führte; sie waren aber auch — und das iſt ihre Schwäche — keine so gewiegten Diplomaten wie jene, weil ihre Staaten jung und ohne hiſtorische Tradition waren, sie selbſt mehr an das Schwert gewöhnt als an die Feder. Sie waren auch, was damit zusammenhängt, keine Weltmänner, die sich auf dem Mosaikboden des Hofes gewandt zu bewegen und manierlich aufzutreten wußten. Man lese nur die entrüſtete Schilderung der byzantinischen Kaisertochter Anna Komnena über das bäurische Auftreten der Kreuzritter am Hofe ihres Vaters Alexios und die byzantinischen Nachrichten über die Schule feiner Bildung, die ungehobelte bulgarische Prinzen in Konſtantinopel durchmachten!

Diese Gemeinsamkeit des Kulturniveaus und der politischen Interessen konnte also die Fürſten des slawischen Südoſtens und des germanischen Weſtens sehr wohl zusammenführen, und Anlässe dazu boten sich auch wiederholt, der erſte wiederum in Verbindung mit dem erwähnten Kriege zwischen Ludwig dem Deutschen und dem Mährischen Fürſten Raſtislav. Dieser, anfangs von Bulgarien unterſtützt, dessen Fürſt, Bogoris, damals im Begriffe war, das Chriſtentum anzunehmen, wurde besiegt, und nun schloß der Bulgare mit Ludwig 864 einen Schutzvertrag, der in Verbindung mit den erwähnten Ver-

suchen, sich der römischen Kirche anzuschließen, leicht zu einem Anschluß Bulgariens an das Frankenreich hätte führen können, die damit beide einen ſtarken Bundesgenossen gegen ihren gemeinsamen Rivalen Byzanz gewonnen hätten. Indessen der kirchliche Anschluß Bulgariens an Byzanz ſtand wohl einer solchen frankenfreundlichen Politik im Wege. Jedenfalls wurde diese erſte günſtige Gelegenheit versäumt. Nicht besser ging es mit der zweiten, etwas über hundert Jahre später, im Jahre 973. Damals war zwischen Otto I. und dem byzantinischen Hofe ein offener Konflikt ausgebrochen. Es handelte sich um Ottos Werbung um Theophano für seinen Sohn, um derentwillen sein Gesandter, der temperamentvolle Erzbischof Liutprand von Cremona, schon zweimal in Konſtantinopel gewesen war; das zweite Mal war er dort wenig ehrenvoll behandelt worden, wie wir aus der interessanten Schilderung seiner Gesandtschaftsreise wissen. Kurz darauf hören wir nun, wenn auch nur ganz nebensächlich erwähnt, von einer bulgarischen Gesandtschaft, die am Hofe Ottos in Quedlinburg eintraf, und die nicht geringes Aufsehen erregte; ein sächsischer Chroniſt schildert sogar genau die Kleidung der Gesandten.

Offenbar hatte man am bulgarischen Hofe von der schnöden Behandlung Ottos bezw. Liutprands in Byzanz gehört und beeilte sich, des Kaisers griechenfeindliche Stimmung zu einer Anknüpfung mit ihm zu benutzen. Aber auch diesmal wurde nichts daraus. Dynaſtische Rücksichten bewogen Otto vielmehr, nochmals in Verhandlungen mit dem griechischen Hofe einzutreten, die dann endlich zum Ziele führten.

200 Jahre später etwa hören wir von einem dritten und letzten Versuche, die deutschen Kaiser für eine antigriechische Balkanpolitik zu gewinnen; diesmal ging der Versuch von Serbien aus. Zu Weihnachten 1188 trafen serbische Gesandte am Hofe Friedrich Barbarossas in Eger ein und überbrachten ihm eine Einladung ihres Fürſten Stefan Nemanja, der den bevorſtehenden Kreuzzug zu einem politischen Bündnis benutzen wollte. Auf dem Balkan hatten sich nämlich die Verhältnisse inzwischen ſtark zugunſten des Slawentums verschoben: das ehemals so mächtige Byzantinerreich lag in den letzten Zügen und war durch dynaſtische Zwiſtigkeiten im Innern, durch zwei ſtarke Gegner, Bulgarien und Serbien, nach außen gegeschwächt. Beide Reiche hatten damals ſtarke Eroberungen auf Koſten des griechischen Reiches gemacht, mochten es aber doch nicht wagen, allein über dieses herzufallen, da es militärisch immer noch über ſtarke Mittel verfügte. Im Sommer 1189 gelangte nun das Kreuzheer über das halbzerſtörte Belgrad nach Granitschewo, wo Friedrich Barbarossa vom griechischen Kommandanten scheinbar freundlich begrüßt wurde. Dann aber wurde das Heer in den Wildnissen des Bulgarenwaldes von byzantinischen Söldnerbanden auf Anſtiften desselben Kommandanten hinterliſtig überfallen. In Nisch wurde Friedrich Barbarossa von Stefan Nemanja feierlich empfangen, und reiche Geschenke wurden ihm dargebracht. Stefan warb jetzt offen um des Kaisers Unterſtützung gegen die Griechen, denen er bereits das Gebiet von Nisch bis nach Sofia abgenommen habe und das er nun erweitern wollte, wofür er versprach, Vasall des Kaisers zu werden. Obwohl Friedrich Barbarossa sich zu nichts verpflichtete, da er nur an seine Eroberungen im heiligen Lande dachte, wurden die Kreuzfahrer auf ihrem

Weiterzuge doch von den byzantinischen Truppen stark belästigt, und in Thrazien kam es sogar zum offenen Kriege, weil Kaiser Isaak argwöhnte, Friedrich Barbarossa habe dem serbischen Großzupan griechische Provinzen zu Lehen gegeben. Erst als die Kreuzfahrer auf Konstantinopel losrückten, entschloß sich Barbarossa zu einem Bündnis mit Serben und Bulgaren. Man verhandelte von Adrianopel aus, Serbien sollte 20000, Bulgarien 40000 Mann stellen. Eine Zusammenkunft kam aber nicht zustande, da Stefan Nemanja gerade auf einem Kriegszuge in Mazedonien weilte, wo er das Strumatal verwüstete und Skopje (Üsküb) und Prizren besetzte. Den Deutschen blieb nun nichts übrig als mit den Griechen schnell wieder Frieden (Adrianopel 1190) zu schließen.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß für den negativen Ausgang dieser drei Bündnisversuche der Umstand maßgebend war, daß der fränkische, sächsische und staufische Kaiser die slawischen Balkanfürsten ebenso wenig als »voll« ansah wie die byzantinischen Kaiser die des germanischen Westens. Byzanz war eben damals noch von einem Nimbus umgeben, dessen Gewalt sich jene von der römischen Kaiseridee erfüllten Herrscher nicht zu entziehen vermochten zugunsten dynastischer Emporkömmlinge, die im Westen völlig unbekannt waren.

Fünfzehn Jahre später (1204) lag Byzanz im Staube, gedemütigt nicht von seinen Gegnern am Balkan, sondern von jener westöstlichen Macht, die schon lange auf eine Gelegenheit gelauert hatte, seine Erbschaft im Osten anzutreten, von Venedig. Dieses war damals die einzige Macht des Abendlandes, die im stande war, eine wirklich zielbewußte Orientpolitik zu treiben, weil es den Orient kannte. Was kein Papst und kein Kaiser vermocht hatten, das vermochten die politischen Handelsherren an der Adria. Wir werden noch sehen, wie sie es auch später, den Türken gegenüber, verstanden, andere für sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Diesmal waren es die braven Kreuzritter, die sie mit einer geschickten Wendung ihres Steuerruders auf Konstantinopel zu dirigieren und durch eine ebenso geschickte Verteilung der eroberten Beute politisch matt zu setzen wußten; denn alle die kleinen französischen Grafen, die auf griechischem Boden ihre bedeutungslosen Feudalstaaten gründeten, waren doch nur Vasallen Venedigs, und auch der neue lateinische Kaiser Balduin war bestimmt, in dem ihm als Residenz angewiesenen Konstantinopel die Scheinherrschaft seiner byzantinischen Vorgänger fortzusetzen. Dieser flandrische Graf war von den schlauen Venezianern an die rechte Stelle gesetzt, denn er war das politische Ungeschick in Person. Ein begabter Diplomat hätte besser die Situation ausgenützt, die sich wiederum daraus ergab, daß der Herrscher des damals mächtig aufstrebenden neuen Bulgarenreiches ihm die Hand bot. Aber es schien, als sollte ein Bund zwischen einem Bulgaren- und einem Frankenkaiser etwas Naturwidriges sein: Balduin wies in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit den bulgarischen Bündnisantrag schroff zurück und hatte nun drei Feinde gegen sich, zwei offene, die Bulgaren und die Griechen — denn mit ihnen verbündete sich nun der Bulgare —, und einen heimlichen, den er mit Hilfe jenes hätte bekämpfen können, Venedig. Die Folgen seines Ungeschicks ließen auch nicht auf sich warten: schon 1205 bei Adrianopel von Bulgaren und Griechen geschlagen, endete er schmachvoll in bulgarischer Gefangenschaft. Das war der Anfang



vom Ende der lateinischen Herrschaft auf dem Balkan. Auch Balduins klügerer Nachfolger Heinrich konnte in den zehn Jahren seiner Regierung nicht viel retten. Zwar schloß er wie einst Ludwig der Deutsche ein Bündnis mit dem vorher von ihm besiegten Bulgarenzaren — er hieß ebenfalls Boris — zum gemeinsamen Schutz gegen die Serben, beide wurden aber von diesen besiegt, und als Heinrich 1216 in Saloniki starb, drohte dem fast ganz isolierten Kaisertum eine neue Gefahr: die Griechen brachen 1220 wieder aus ihrem politischen Hinterhalt in Kleinasien hervor, eroberten erst das ganze östliche Thrazien, vernichteten das Königreich Thessalonich und besiegten die Lateiner bei Serres in Mazedonien. Schon hatten sie im Bunde mit den Bulgaren das ganze ostthrazische Gebiet zwischen Marmarameer und Maritza erobert und schickten sich an, gegen Konstantinopel zu ziehen, da traten ihnen die französischen Truppen des Herzogs von Achaia zu Lande und die von der Gefahr am schwersten bedrohten Venezianer zur See entgegen und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Jahrelang schwankte noch der Kampf um das Gebiet der Hauptstadt unentschieden hin und her, bis es endlich der bewährten griechischen Diplomatie gelang, sich der Hilfe der gefährlichsten Rivalen Venedigs, der Genuesen, zu versichern, mit ihnen und den Bulgaren im Bunde das Land von den Lateinern zu säubern und fast ohne Schwertstreich in Konstantinopel einzuziehen (1261). Der letzte lateinische Kaiser, Balduin II., flüchtete sich über das venezianische Euboea nach Neapel an den Hof Karls von Anjou. Abermals waren die Franken die Mohren, die ihre Schuldigkeit getan hatten und nun gehen konnten, nachdem sie Byzanz, Bulgarien und — Venedig zur Befestigung ihrer Macht verholfen hatten. Diese drei waren bis zur türkischen Eroberung die eigentlichen Herren der Halbinsel, und zu ihnen gesellte sich als vierter im Bunde Serbien. Für dieses hatten nämlich die Anjous die Bahn frei gemacht. Karl von Anjou hatte im Bunde mit den Serben und den Albanern 1273 einen großen Teil der westlichen Balkanhalbinsel erobert, wurde aber durch die diplomatische Kunst des griechischen Kaisers mattgesetzt; diesem gelang es nämlich, wiederum mit Hilfe der Genuesen, die Spanier gegen Neapel zu hetzen und dadurch den Anstoß zu geben zur Sizilianischen Vesper (1282). Damit war zwar diese Gefahr des Westens beseitigt, die Serben aber konnten nun ein neues Großreich auf dem Balkan gründen, und alles war hier wieder, wie es einst gewesen: der slawische Balkan gehörte den Balkanvölkern, der griechische aber war geteilt zwischen Byzanz und Venedig oder besser zwischen Genua und Venedig; denn was die Byzantiner damals erreichten, haben sie durch die Genuesen erreicht. Diese selbst aber wurden nur mit einem geringen Anteil von der Beute abgefunden, den Löwenanteil erhielt Venedig: Kreta, die Zykladen, Euboea und die wichtigsten Seeplätze des Peloponnes sowie später die Jonischen Inseln waren zum Teil noch auf Jahrhunderte hinaus die Stützpunkte seiner Hegemonie im Orient. Venedig war die einzige europäische Macht, die auf byzantinischem Boden Wurzel faßte, und diese Macht — das ist die Ironie der Geschichte — war selbst eine Schülerin byzantinischer Staatskunst. Genau genommen hat also Europa den Balkan auch jetzt nicht erobert.

Trotz dieser Konstellation wäre es nicht unmöglich gewesen, Byzanz ein starkes Gegengewicht in den nördlichen slawischen Gebieten der Halbinsel zu

schaffen, wenn die Deutschen Kaiser es besser verſtanden hätten, sich dort ein Einflußgebiet für ihre Macht zu sichern. Die Hand wurde ihnen von dort wiederholt gereicht, aber sie griffen nicht zu, weil sie den Nutzen nicht einsahen, der ihnen und ganz Europa daraus hätte erwachsen können. Nicht als ob sie dort eine abenteuerliche Eroberungspolitik hätten treiben sollen, wie die Normannen es taten, wohl aber hätten sie durch ein Bündnis mit den ungeschwächten, wenn auch noch undisziplinierten Balkanvölkern diese in den Stand setzen können, sich gegen die andrängende Türkenflut zu behaupten.

Es sollte anders kommen. Schon 1261, hundert Jahre, bevor die Türkengefahr akut wurde, war die europäische Politik in den entscheidenden Gebieten der Halbinsel völlig ausgeschaltet, der Balkan gehörte wieder den Balkanvölkern. Aber diese hundert Jahre bis zur türkischen Eroberung Adrianopels (1361) wurden auch für sie keine Zeit politischer Läuterung. Das byzantinische und das bulgarische Reich hatten trotz aller Anläufe zu einem neuen Leben doch innerlich abgewirtschaftet, und nur die noch ſtaatlich einigermaßen intakten Serben schienen berufen, die Halbinsel vor dem Halbmond zu retten. Aber ihr neues Großreich war keine so feſt gefügte Schöpfung, daß sie dem furchtbaren Anſturm gewachsen gewesen wäre: es erlag ihm noch früher (1389) als das der Bulgaren (1393) und Griechen (1453). So hatten die Türken in unaufhaltsamem hundertjährigen Siegeslauf mit den letzten chriſtlichen Staatsreſten auf der Balkanhalbinsel aufgeräumt und auf ihren Trümmern ein neues mohammedanisches Byzantinerreich errichtet, das ja dem einſtigen chriſtlichen nur aufgepfropft war und die europäischen Staaten vor neue Aufgaben ſtellte. Diese waren teils schwerer teils leichter als im 12. bis 15. Jahrhundert: sie waren schwerer, weil es jetzt einen Gegner zu überwinden galt, der ganz Europa bedrohte und die höchſte Zusammenfassung der Kräfte erforderte; leichter, weil die frühere Dreiheit der chriſtlichen Balkanſtaaten einer neuen Einheit gewichen und damit die politische Konſtellation wenigſtens auf dieser Seite vereinfacht war; auf der europäischen freilich war sie kompliziert dadurch, daß sich inzwischen hier an Stelle der früheren partikulariſtischen Staatenzersplitterung neue imperialiſtische Staatseinheiten entwickelt hatten, die im 16. und 17. Jahrhundert das Feld beherrschten und deren Interessenkreise sich vielfach kreuzten, also namentlich die spanisch-habsburgische Monarchie und Frankreich im Weſten, Ungarn und Polen, später Rußland im Oſten, während in der Mitte der Kirchenſtaat und Venedig noch immer ihre alte erprobte Machtſtellung behaupteten.

Wie suchten sich nun diese Mächte mit der neuen Lage abzufinden und welche Gruppierung ergab sich bei dem nun einsetzenden 250jährigen Kampfe mit der türkischen Übermacht?

Leider muß es gleich offen ausgesprochen werden: derselbe Mangel an Einmütigkeit, wie ihn die Balkanvölker gegenüber dem drohend und blutig emporſteigenden Halbmond zeigten, charakterisiert auch die Haltung der europäischen Staaten. Und warum? Weil die leidigen Interessengegensätze schon damals so scharf waren, daß ein gemeinsames Vorgehen, selbſt wenn es einmal mühsam zuſtande kam, immer wieder vereitelt wurde. Man erkennt deutlich drei solcher Interessengruppen: die in eine schwere Defensive gedrängten und daher zu



nationalen Notwehr zuerst gezwungenen Oststaaten Ungarn und Polen; die nicht unmittelbar, wohl aber in ihren handelspolitischen Interessen im Orient schwer bedrohten Mächte Venedig und Frankreich; endlich die zwischen beiden stehenden historischen Mächte des römischen Kaiser- und Papsttums. Von diesen drei Machtgruppen nahm nur die erste notgedrungenen eine entschiedene Kampfstellung ein; die zweite hielt sich entweder klug im Hintergrunde oder trat — heimlich oder offen — direkt auf die Seite der Gegner; die dritte suchte, obwohl selbst miteinander im Kampfe, je nachdem, entweder zwischen beiden zu vermitteln oder beide aufeinander zu hetzen. Jedenfalls wurde, was die erste in schwerem Kampfe erreicht hatte, durch eine der beiden anderen nur zu oft wieder verloren oder doch nicht verfolgt. Das zeigte sich gleich zu Anfang: als die vereinigten Ungarn und Polen 1443 allein den von der Kurie betriebenen Kreuzzug unternahmen, besiegten sie die Türken und schlossen mit ihnen einen zehnjährigen Frieden, der die Donaulinie sicherte. Vom Papste überredet, brachen sie jedoch den Frieden, und die Folge war die schwere Niederlage der Christen bei Warna (1444). Sie öffnete den Türken ganz Ungarn, das sie durch den Sieg bei Mohàcs 1526 eroberten, womit ihnen der erste Vorstoß nach Wien (1529) ermöglicht wurde. Umsonst, daß der Papst kurz nacheinander drei Kreuzzugsbullen erließ (1453, 1455, 1458) — die Antwort darauf war jedesmal die, daß der König von Frankreich eine ablehnende Haltung einnahm oder die berüchtigten, immer wieder erneuerten Kapitulationen schloß (1535, 1570, 1673) und Venedig nichts Eiligeres zu tun hatte, als einen Sonderfrieden mit der Pforte zu schließen, um sich seine Besitzungen zu sichern und den Sultan nicht zu reizen — die Diplomaten verdarben schon damals dem Haudegen die Arbeit, jedesmal wenn etwas geschehen war oder geschehen sollte — so nach der türkischen Eroberung Konstantinopels (1454), nach der Eroberung Albaniens (1479), nach den venezianischen Verlusten im Peloponnes (1499), nach dem Fall Cyperns (1573); oder daß gar beide, Venedig und Frankreich im Verein, ihre helle Schadenfreude kundgaben über Kaiser Karls V. Mißerfolge gegen die Türkei und diese noch mit Geld unterstützten (1541). Umsonst, daß der Papst in schönem Optimismus genaue Pläne ausarbeiten ließ zu einer Teilung der Türkei, den ersten im Jahre 1463. Umsonst, daß der Papst Reichstage einberief, wie den »großen Christentag« in Regensburg (1471), daß »heilige Ligen« geschlossen wurden zwischen dem Papst, dem Kaiser, Spanien und Venedig — nicht einmal der »Gemeine Pfennig« war aufzubringen, den man zur Rüstung gegen die Antichristen zu sammeln beschloß. Nichts, weder die religiöse Kreuzzugsidee noch die politische Teilungsidee, wollte verfangen, und man weiß nicht, ob es mehr die Eifersucht unter den Mächten war oder die Gleichgültigkeit gegenüber dem Orient oder gar gegen das Christentum, die die Herzen und Hände lähmte — kurz es geschah nichts. Fiel doch gerade die Zeit der größten Türkengefahr in die Zeit der für die Einigkeit so verhängnisvollen konfessionellen Spaltung in Katholiken und Protestanten. Was konnte man auch erwarten, wenn selbst Luther sagen konnte, er wolle lieber den Türken zum Feinde als den Spanier zum Schutzherrn, und wenn er Türken und Papst kurzweg als zwei gleich große Übel bezeichnet, den einen als den Teufel,




den anderen als die Hölle. Es erinnert diese Stimmung der damaligen protestantischen Kreise lebhaft an die der orthodoxen Griechen vor dem Falle Konstantinopels: Lieber den Turban des Türken als die Tiara des Papstes! In beiden Fällen hat der Antipapismus dem Mohammedanismus die Wege geebnet. Ein Jahr vor der Annahme der Reformation standen die Türken vor den Mauern Wiens! Und damals wurde zweimal hintereinander Friede geschlossen zwischen Kaiser und Papst (1529 und 1533). Wenigstens eine wohltätige Wirkung des feurigen Menetekel, die leider wieder nur keine praktische Folge hatte; denn die uferlose Eroberungspolitik Karls V. in Nordafrika und ihr unglücklicher Verlauf trug nur dazu bei, das Vordringen der Türken in Europa zu erleichtern und den römischen Kaiser immer mehr unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Das mußte schon Karls Nachfolger Ferdinand II. erfahren, dessen 1555 nach Konstantinopel an Suleiman geschickte Gesandtschaft fast ein Gang nach Kanossa genannt werden kann; das mußte noch bitterer Maximilian II. erfahren, dessen türkischer Feldzug (1566) trotz Zrinys Opfertod völlig fehlschlug und dem Kaiser sogar die Demütigung einer jährlichen Tributzahlung von 60000 Dukaten brachte, die auch noch sein Sohn Rudolf II. leisten mußte. Pius V. Bemühungen um ein Bündnis zwischen Ungarn, Frankreich und Spanien waren abermals umsonst, der König von Frankreich flüchtete sich wieder feige unter die Fittiche des Sultans, und nur Venedig war diesmal durch den Fall von Cypern (1570) so konsterniert, daß es sich an der spanisch-maltesischen Strafexpedition unter Don Juan d'Austria beteiligte, die endlich einmal einen entscheidenden Sieg bei Lepanto errang (1571). Dessen Frucht konnte aber wiederum nicht reifen, weil Frankreich und Venedig, ihrer alten Schaukelpolitik getreu, sich abermals dem Sultan in die Arme warfen, womit natürlich wieder alles Gewonnene zerrann. Es ist immer wieder das alte traurige Bild: Aufruf des Papstes zum Bund der Mächte, völliges Versagen derselben, Ausholen der Türken zu neuem Schlage und neue Siege. Diesmal geht der türkische Vorstoß bis Raab und Erlau (1593); beide wichtigen Plätze werden erobert und der schimpfliche Friede von Zsitva-Torok (1606), der den Türken einen Tribut von 200000 Gulden zugesteht, schließt diese letzte Periode der türkischen Expansion in Europa ab. Ihr Stillstand knüpfte sich an die Errichtung der sog. Militärgrenze, jenes 1500 Kilometer langen Limes, der von Siebenbürgen nach Dalmatien zog, schon von Ferdinand I. begonnen, von Maximilian II. befestigt wurde und der 200 Jahre lang einen Wall bildete, an dem sich die Eroberungswut der Türken brach. Besonders bedeutungsvoll aber ist es, daß dieser Schutzwall verteidigt wurde durch serbische und bosnische Milizen, die sich seit dem Falle Belgrads (1521) auf österreichisches Gebiet gerettet hatten und hier zum Zwecke der Landesverteidigung angesiedelt wurden. Mit ihrem Auftreten vollzog sich das erste wirksame Wiedereingreifen der Balkanslawen in die Geschichte der Halbinsel.

Einen weiteren Umschwung in der politischen Situation brachte die wenn auch nur vorübergehende Wendung in der Haltung der Franzosen, wie sie sich infolge der Notwendigkeit ergab, die in Kreta hart bedrängten Venezianer zu unterstützen (1659). Wichtiger noch wurde der entscheidende Anteil einer kleinen, aber tapferen französischen Heeresmacht unter Coligny an dem

Siege der Österreicher und Ungarn über die Türken bei St. Gotthard a. d. Raab (1664); denn von diesem Siege datiert das Zurückfluten der Türkenmacht aus Europa. Nur einmal noch (1683) rollte eine mächtige Flutwelle gegen das heiß begehrte Wien, die aber auch diesmal zerschellte dank dem in äußerster Gefahr geschlossenen Bündnis zwischen dem Kaiser, dem König von Polen sowie den Kurfürsten von Bayern und Sachsen und dem Herzog von Lothringen. Ohne deren Hilfe wäre Wien damals verloren gewesen. Der glänzende Sieg aber war nicht nur ein Sieg über die Türken, sondern ebenso sehr einer über den gefährlichen Widersacher Habsburgs, Ludwig XIV., der den Krieg zwischen Österreich und der Türkei durch Intrigen heraufbeschworen hatte Denn kein anderer als Prinz Eugen hat es ausgesprochen, daß ohne Ludwig die Türken nie bis vor die Tore Wiens gekommen wären.

An den Namen des großen Savoyerprinzen knüpft sich nun auch die Peripetie in dem gewaltigen Türkendrama. 250 Jahre lang hatte Europa in der Defensive gegen das unwiderstehliche Steppenvolk gestanden, jetzt erst, am Ende des 17. Jahrhunderts, von wo an der Rückgang der türkischen Macht zu datieren ist, gewann es die Kraft zur Offensive. In dem einen Jahrhundert von 1697—1797 vollzogen sich grundlegende Umwälzungen in der Zusammensetzung des »europäischen Konzertes«: in dem ersten Jahre leitete Prinz Eugen die glänzende Reihe der österreichischen Waffentaten gegen die Türken ein. — Zenta, Karlowitz (1699), Peterwardein (1716), Passarowitz (1717), Belgrad (1718) bezeichnen seinen Weg, Ungarn wurde befreit. In dem letzten Jahre (1797) versetzte Napoleon Bonaparte der alterschwachen Republik Venedig den Todesstoß und kündigte zugleich der Türkei die alte französische Freundschaft durch seine inhaltschwere Erklärung an Talleyrand: »Es ist umsonst, das türkische Reich erhalten zu wollen.« Damit war das große Losungswort gesprochen, dessen Erfüllung nun Rußland in die Hand nahm, erst im Bunde mit Österreich und Frankreich, dann aus eigener Macht.

1736 war Prinz Eugen gestorben, und in demselben Jahre eroberten die Russen Asow von den Türken zurück, während die Österreicher 1739 von den Türken über die Donau zurückgeworfen wurden. Damit hatte sich das Schwergewicht von selbst nach Osten verschoben, und Rußland übernahm nun fortan die Führung im Kampfe gegen die Türkei. Nach dem siegreichen See- und Landfeldzuge von 1769/70 errang Rußland im Frieden von Kütschük-Kaïnardje (1774) das Schutzrecht über die Moldau und Wallachei sowie die freie Fahrt im Schwarzen und Weißen (Ägäischen) Meere. Die berühmte Begegnung zwischen Josef II. und Katharina II. in Cherson (1787) zeigt bereits Österreich ganz im Banne Rußlands und seiner überlegenen Feldherren Potemkin und Ssuworoff, die die übermütige Aufschrift am Tore der Stadt »Weg nach Byzanz« alsbald zu verwirklichen begannen. Schon hatte Ssuworoff 1790 die starke Donaufestung Ismail genommen, als der Ausbruch der französischen Revolution Österreich zum Friedensschluß von Sistowa (1791) zwang, der ihm Belgrad und die Wallachei aberkannte, während Rußland im Frieden von Jassy (1792) das Nordgebiet des Schwarzen Meeres gewann. Rußland hatte das Heft in der Hand.

Die damals geplante Teilung der Türkei aber hatten beide nicht erreicht, und auch der Dritte, der nun mit diesem



Anspruche auf den Plan trat, erreichte sie nicht: Napoleon. Dieser hatte im Tilsiter Frieden (1807) mit Rußland die geheime Vereinbarung getroffen, die gesamte europäische Türkei miteinander zu teilen. Die Furcht, Konſtantinopel könne ihm entgehen, scheint in ihm jedoch schon damals den Plan gereift zu haben, die russischen Rivalen lieber zu beseitigen, um die Bahn frei zu haben; die Einnahme der Donaufeſtungen und der Sieg der Russen bei Ruſtschuk (1811) mochten ihn darin noch beſtärkt haben. Er unternahm den verhängnisvollen Feldzug 1812, aber die kalte Riesenschlange Rußland erdrückte ihn, und als Flüchtling kehrte er zurück, indessen die Russen inzwischen wieder ein Schäfchen ins Trockene gebracht hatten: im Frieden zu Bukareſt (1812) erhielten sie Bessarabien, und damit war ihnen der Weg zur Balkanhalbinsel gebahnt.

Klug wußte nun Rußland die Erhebungen der gedrückten Rassen- und Religionsgenossen der Halbinsel für seine Zwecke zu benutzen, zunächſt die Empörung der Serben gegen die Willkür der Janitscharen (1804), die 1817 ihr Ende fand mit der Erhebung Serbiens zum tributären Fürſtentum, dann die der Griechen (1821), die nicht nur von Rußland, sondern auch von Frankreich und England (nicht aber von Öſterreich) mit Waffengewalt unterſtützt wurde und die 1830 zur Unabhängigkeit eines kleinen griechischen Gebietes führte, nachdem die Zähigkeit und der durch die Niederlage bei Navarino (1827) nur noch verſtärkte Trotz des Sultans erſt durch den großen Balkanfeldzug Diebitschs (1828/29) und den daran schließenden Frieden von Adrianopel gebrochen werden mußte.

Inzwischen hatte der von der Pforte mit Rußland als Dank für dessen Hilfe gegen den Empörer Mehemed Ali abgeschlossene Dardanellenvertrag, der Rußland zum Herren der Meerenge machte, die Besorgnis der Weſtmächte erregt, und als 1853 der durch Rußlands Forderungen vom Zaune gebrochene Krimkrieg ausbrach, fand er die Weſtmächte zum erſtenmal seit langer Zeit wieder einmütig auf seiten der Türkei, und es gelang ihnen auch, unter Führung Frankreichs diese vor ihrem Todfeinde zu retten durch den Schlag, den sie ihm mit der Eroberung von Sebaſtopol versetzten (1856). Dieser Sieg Europas über Rußland hat der Türkei noch einmal ihre Exiſtenz in Europa gesichert; im Pariser Kongreß wurde sie feierlich in das »europäische Konzert« aufgenommen, d. h. unter den Schutz der Mächte geſtellt. Rußland lauerte jedoch nur auf eine günſtige Gelegenheit, über sein Opfer herzufallen, und diese schien gekommen, als es nach Napoleons Niederlage gegen Deutschland (1870) sich wieder als Herr am Bosporus fühlte. Die auf sein Betreiben auf dem noch nicht befreiten Gebiete des slawischen Balkans 1875 erregten panslawiſtischen Bewegungen hatten die Forderung der Mächte nach einer Autonomie Bulgariens zur Folge, und als diese vom Sultan abgelehnt wurde, den abermaligen Krieg, den letzten zwischen Rußland und der Türkei auf europäischem Boden (1877/78), der mit dem Fall von Plewna endete und Bulgarien die Freiheit, Serbien und Griechenland eine Gebietsvergrößerung, Bosnien-Herzegowina aber die öſterreichische Oberhoheit brachte.

Damit iſt bereits diejenige Phase in der Entwicklung der Dinge erreicht, deren letzte Konsequenz wir jetzt eben erlebt haben, die der nationalen Erſtarkung der Balkanvölker und ihrer




Emanzipierung von der russischen Vormundschaft. Rußland hatte offenbar nicht damit gerechnet, daß aus der Saat, die es ausgestreut hatte, wehrhafte Männer hervorgehen würden, die selbst den Kampf gegen den Erbfeind aufnehmen und sich nicht mehr als Schachfiguren der russischen Diplomatie benutzen lassen wollten. Nicht auf einmal traten diese drei Völker, Serben, Griechen und Bulgaren, aus dem Dunkel der Knechtschaft an das Licht der Freiheit; ihre geistige Befreiung geht, wenigstens was Serbien und Griechenland betrifft, in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts zurück, wo die Wellen der französischen Aufklärung den europäischen Osten erreichten. Nicht viel später fanden sie Gelegenheit, auch ihre physischen Kräfte zu erproben in den russisch-österreichischen Feldzügen, an denen sie zuerst 1788 heimlich teilnahmen. Einen weiteren Schritt bezeichnete die politische Befreiung eines Teils ihrer Volksgebiete von der Türkei durch die europäische Diplomatie in den Jahren 1817, 1830, 1878 nebst einer Erweiterung 1881 und 1885. Den letzten Schritt der völligen Befreiung endlich taten sie selbst gegen den Willen der Mächte, und dieser Schritt bedeutete eine doppelte Befreiung, die politisch-nationale von der Türkei und die diplomatische von Rußland, und er hatte zur Voraussetzung die Bildung eines Balkanbundes. Auch dieser hat, was wenig bekannt ist, bereits eine Geschichte. Schon 1861 hatte König Otto von Griechenland den Anstoß gegeben zu einem Bündnis mit Serbien, das sich aber zerschlug, weil Griechenland ganz Mazedonien beanspruchte. König Georg verfolgte dann 1867 auf Drängen Rußlands den Plan weiter und erreichte es, daß noch in demselben Jahre der griechisch-serbische Bündnisvertrag unterzeichnet wurde. Schon 1864 war in Bukarest ein Protokoll mit den Führern bulgarischer Emigranten aufgesetzt worden, wonach Serbien und Bulgarien ein südslawisches Zarentum unter Serbiens Führung bilden sollte. 1868 endlich wurde auch Rumänien in den Bundesvertrag aufgenommen. Wenn trotzdem damals die ganze Idee auf dem Papier blieb, so lag das eben daran, daß sie noch nicht reif war. Schrieb doch noch im Jahre 1895 der ehemalige serbische Ministerpräsident J. Ristič, der jene Mitteilungen über den ersten Balkanbund machte, daß Serbien seinen Calcul auf ein Zusammenwirken mit den übrigen Balkanstaaten nicht mehr bauen könne und lieber ein Bündnis mit einer Großmacht suchen würde. Nun ist der alte Plan doch zur Ausführung gelangt und — trotz aller Schwierigkeiten im Einzelnen — im Ganzen doch als gelungen zu betrachten; denn der Hauptzweck, die Türkei aus ihrer beherrschenden Stellung auf der Halbinsel zu verdrängen und zugleich den Balkan den Balkanvölkern zu sichern, ist erreicht, und zwar durch jene Völker selbst, die dort einst die Herren waren und es nun wieder sind, dank ihrer nationalen Lebenskraft und Zähigkeit, aber auch dank der Exklusivität der Türken, die es nicht verstanden, sich die unterworfenen Völker wirtschaftlich und sozial zu assimilieren, sowie endlich dank der Zerrissenheit und der Uneinigkeit Europas. Denn dieses hat von dem Moment an, wo es sich in die Balkanhändel mischte, nur die Rolle des Pflügers gespielt, dem die Aufgabe zufiel, den durch die byzantinische und türkische Zentralisation verhärteten Boden aufzulockern und die Furchen zu ziehen, aus denen eine neue Kultursaat emporsprießen soll.

Denn — und das ift es, was wiederum bei manchem Unerfreulichen in der Haltung Europas versöhnend wirkt — was dieses ftaatspolitisch nicht erreicht hat, hat es doch kulturpolitisch erreicht und wird es jetzt immer mehr erreichen: die Balkanvölker wieder zu vollgültigen Gliedern der europäischen Völkerfamilie zu machen, und zwar der mitteleuropäischen Völkerfamilie, nicht der oft-europäischen. Mag der politische Antagonismus zwischen Rußland und Öfterreich dem Anschein nach noch so sehr zu Gunften Rußlands ausgeschlagen sein und mag auch die konfessionelle Gemeinschaft der Balkanvölker mit Rußland diesen Anschein verftärkt haben, in ihrer rassenpolitischen, Wirtschafts- und Kulturftellung bieten die Balkanvölker ein Abbild Öfterreichs. Fünf ethnisch ursprünglich völlig verschiedene Völker, Rumänen, Serben, Bulgaren, Albanier und Griechen sind hier durch Rassenmischung und gemeinsame hiftorische Schicksale zu einer ziemlich gleichartigen Kulturmasse verwachsen, die ftets eine gewisse Fühlung mit Mitteleuropa behauptet hat, jedenfalls mehr zu diesem als zu Rußland gravitierte. Ihre ganze nationale Entwicklung ift eng mit Öfterreich verknüpft, so oft dieses auch ihren Emanzipationsbeftrebungen entgegentrat. Wien, nicht Petersburg oder Moskau, ift die geiftige Mutterftadt der jungen Kulturzentren des Balkans seit dessen nationalem Erwachen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Wien erhielten die Wecker des nationalen Gedankens bei den Serben, Griechen und Rumänen ihre geiftige Bildung; in Wien erschienen die erften Zeitungen und Zeitschriften der Serben und Griechen; Wien war der große Umschlagsplatz des Handels der Balkanvölker mit Europa — kurz, was für Deutschland und Öfterreich noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein Paris bedeutete, das bedeutete für die jungen Balkanvölker Wien: das Zentrum ihrer geiftigen Aufklärung. Ift auch in den letzten Jahrzehnten der geiftige Einfluß Öfterreichs, namentlich im Schulwesen, ftark zurückgedrängt und durch den Deutschlands ersetzt worden, so ift doch in allem, was die äußere Erscheinungsform betrifft, Wien noch immer vorbildlich: Wiener Architekten haben viel zur Verschönerung der Hauptftädte der Balkanländer beigetragen, und das Kaffeehausleben spielt dort keine geringere Rolle als in der Donauftadt. Überhaupt entspricht die ganze heitere und leichtere Lebensauffassung der Balkanvölker, abgesehen wieder von den ernften und nüchternen Bulgaren, durchaus dem Wesen des Öfterreichers, aber gar nicht dem des Russen. Es ift also ganz verfehlt, wenn man die Balkanvölker als eine Vormacht Rußlands ansieht, und die eben jetzt sich vollziehende politische Umwälzung im europäischen Often wird die besonnenen Nationen des Balkans auf seiten des deutsch-öfterreichischen Bündnisses finden, nicht nur, weil es ihr politisches, sondern auch, weil es ihr Kulturinteresse erfordert.

Ursprung und Wirkungen des Börsengesetzes in Deutschland.

Ein Beitrag zur Finanz- und Rechtsgeschichte.

Von
Otto Warschauer.

Die Börsengesetzgebung in Deutschland umfaßt zwei von gleichen oder verwandten Beſtimmungsgründen geleitete, formell und innerlich jedoch sich wesentlich scheidende Akte, das Börsengesetz und die Börsenſteuer. Bei beiden traten sich vielfach scharf und feindlich diejenigen Elemente gegenüber, die der Agrarproduktion in bedingendem Maße angehören, und diejenigen Persönlichkeiten oder Körperschaften, die im Selbſterhaltungsinteresse dem sich ſtetig ſteigernden Börsenverkehr die Möglichkeit einer vollen, den Induſtrieſtaat immer mehr vorbereitenden Entwicklung zu geben versuchen. Hierzu kommen die großen Gegensätze, die dauernd zwischen dem beweglichen und dem unbeweglichen Kapital beſtehen; sie sind durch die Verschiedenartigkeit der beruflichen, auch in der geschichtlichen Entwicklung sich wesentlich scheidenden Standesinteressen erzeugt, durch die Ungleichheit der in Betracht zu ziehenden durchschnittlichen Unternehmergewinne vielfach berechtigt und haben nicht nur eine finanzielle, sondern auch soziale und politische Bedeutung. Das bewegliche Kapital, aus den Stätten des Bürgertums hauptsächlich hervorgegangen, gewerblicher Tätigkeit durch den Unterschied des individuellen Verdienſtes und Verbrauches häufig entsprossen, geschmeidig und leicht übertragbar, iſt als Erzeugnis kriſtallisierter Arbeit eng verknüpft mit der Ideenwelt des Liberalismus. In dem unbeweglichen Kapital dagegen verkörpert sich in erſter Linie der ländliche Großgrundbesitz mit dem herkömmlichen Bewußtsein seiner Träger sowie der Schwerfälligkeit der geschäftlichen Umsätze, und aus der Zähigkeit des Besitzes, des Urteils oder Vorurteils entspringt jene in Agrarkreisen häufig zu beobachtende konservative Weltauffassung, welche die Entwicklung der inneren Politik eines Staates zu bedingen oder zu beeinflussen ſtrebt.

Der Kampf der widerſtreitenden Interessen begann faſt gleichzeitig mit der Begründung des Deutschen Reiches und der hierdurch für die gesamte Nation herbeigeführten Erweiterung der allgemeinen wirtschaftlichen Aktionssphäre. Nachdem die Gütererzeugung nach Mengen und Wert sich gehoben hatte und die Möglichkeit gegeben war, nicht nur den inländischen Bedarf auf vielen Gebieten durch die einheimische Produktion direkt zu decken, sondern auch die Ausfuhr zu heben, trat zuvörderſt durch die Überschätzung der Kraftverhältnisse jene erſte Krisis ein, die die fernere wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in hohem Maße bedrohte. Die einmal vorhandene Überproduktion ſtand aber auch im ursächlichen Zusammenhang mit der Aktiengesetzgebung, die kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vollſtändig in freihändlerische Bahnen gelenkt worden war. Das Gesetz vom 11. Juni 1870 ermöglichte Gründungen von Aktiengesellschaften, die den Nachweis ihrer wirtschaftlichen Exiſtenzberechtigung nicht zu geben vermochten,

und die auf einer morschen, die Sicherheit der Aktionäre wesentlich gefährdenden Unterlage ruhten. Der durch keine ſtaatliche Maßnahme unterbundene oder gezügelte Tatendrang der Gründer zeitigte Verhältnisse, die als nicht normale und unmoralische vielfach bezeichnet werden mußten. Es war undenkbar, daß die durch individuelle Willkür häufig geschaffenen Gebilde sich dauernd hätten halten können, und als der erſte Sturm sie beseitigte oder ihre ungesunden Beſtandteile zerrieb, entſtanden für die Anteilscheine der Aktiengesellschaften gewaltige Kursrückgänge, die zwar ziffermäßig noch bei weitem in späteren Krisen überholt worden sind, die aber auch ihrerseits tiefe Spuren im Nationalwohlſtand zurückgelassen haben. Die großen, hierdurch entſtandenen Verluſte lenkten nicht nur in erhöhtem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Mißſtände der Gesetzgebung und des Geldverkehrs, sie schieden auch das besitzende Bürgertum in sich befehdende Interessentengruppen und zeitigten soziale Folgen, die jahrzehntelang nachwirkten und auch in der Gegenwart noch nicht vollſtändig überwunden sind.

Vom Jahre 1887 an vollzog sich von neuem ein wirtschaftlicher Aufschwung. Wiederum entbrannte die Spekulationssucht und ergriff Stände, die andere berufliche Aufgaben zu erfüllen haben als Börsengeschäfte zu machen. Wenn nun auch das Aktiengesetz vom 18. Juli 1884 die Gründertätigkeit auf solidere Unterlagen als bisher geſtellt hatte, so entſtand doch durch die dauernde Flüssigkeit des Geldes und die von den aufſtrebenden Effektenbanken geförderte Organisation des Kredits eine große Anzahl gewerblicher Unternehmungen, die in der Form von Aktiengesellschaften ins Leben gerufen waren und in der Vielfältigkeit ihrer Erscheinungen den Keim einer neuen Überproduktion in sich trugen. Der Rückschlag erfolgte im Jahre 1891. Zu den alten Mißſtänden hatten sich neue gesellt. Zahlreiche Depotunterschlagungen, namentlich seitens kleinerer Bankhäuser waren eingetreten, große Beträge von Depositengeldern gingen verloren, und hiermit verknüpften sich die Verluſte, die aus dem Rückgange der Wertpapiere entſtanden. So erwachte wiederum das Mißtrauen, das kaum im Ausſterben gewesen war, und nunmehr erscholl eindringlicher und lauter als bisher der Ruf nach Reformen, die geeignet erscheinen konnten, dem Wiedereintritt derartiger Verhältnisse für die Zukunft vorzubeugen.

Die Reichsregierung hat der allgemeinen Stimmung Rechnung getragen und für den Ernſt der Lage volles Verſtändnis gezeigt. Sie bemühte sich zuvörderſt, genau zu erkennen, welche Mißſtände vorhanden seien, und berief zu diesem Zweck im Jahre 1892 die Börsen-Enquetekommission, deren Arbeiten und Resultate dauernd von Wert sind. Diese Kommission ließ sich von der richtigen Erkenntnis leiten, daß die Spekulation an sich volkswirtschaftliche Berechtigung habe, und sofern sie sich an beſtimmte Vorgänge des Erwerbslebens anschließe oder von beruflich hierfür geschulten Elementen der Bevölkerung ausgehe, teilweise unentbehrlich sei; sie gab der gleichfalls berechtigten Auffassung Ausdruck, daß alle diejenigen, deren eigentlicher Wirkungskreis auf anderen als auf banktechnischen Gebieten läge, und denen durchschnittlich die hierfür erforderliche Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit über die Tragweite der eingegangenen Verpflichtungen fehle, im Interesse ihrer Selbſterhaltung möglichſt von dem Bannkreis der Speku-





lation ausgeschaltet werden müssen; sie stellte endlich die sachlich begründete Forderung, daß die Gesetzgebung verpflichtet sei, Maßnahmen gegen künstliche Preisbestimmungen zu treffen, die Moral zu fördern und dem Börsenverkehr die bisher vielfach nicht verbürgte Rechtssicherheit zu verschaffen.

Im Anschluß an diese Vorschläge ergriff die Reichsregierung die Initiative zu einem Entwurf, der zwar im Reichstag in mannigfacher Hinsicht eine wesentliche Änderung und Verschärfung fand, der aber als die Grundlage zu bezeichnen ist, auf der sich das Börsengesetz vom 22. Juni 1896 aufbaute. Dieses Gesetz betraf hauptsächlich die Börse und deren Organe, die Feststellung der Börsenpreise und das Maklerwesen, die Zulassung von Wertpapieren zum Börsenhandel, den Börsenterminhandel und das Ordnungsstrafverfahren. Er umfaßte eine Reihe von Bestimmungen, deren Berechtigung und Notwendigkeit erwiesen ist. Die Einrichtung des Ehrengerichts, die Maßnahmen gegen die Verleitung zum Börsenspiel, das Zulassungsverfahren der Wertpapiere zum Börsenhandel und die Bestimmungen über die Feststellung der Börsenpreise sowie über das Kommissionsgeschäft haben sich durchaus bewährt. Das Börsengesetz hatte aber auch vielfach berechtigte Klagen hervorgerufen, die für die Zwecke der bankgewerblichen Praxis und die wissenschaftlichen Aufgaben der Finanz- und Wirtschaftsgeschichte nicht vergessen werden dürfen. Sie richteten sich zuvörderst gegen das Verbot des Terminhandels in bestimmten Waren und Wertpapieren, gegen das hauptsächlich für diesen Zweck errichtete Börsenregister und die Maßnahme, daß auch erlaubte Termingeschäfte zwischen Personen, die nicht gegenseitig in das Börsenregister eingetragen seien, für ungültig erklärt und ein Schuldverhältnis selbst dann nicht als begründet hingestellt werden solle, wenn es sich auf bestellte Sicherheiten und abgegebene Anerkenntnisse stütze.

Das Börsenregister verfolgte allgemein eine doppelte Aufgabe. Einerseits sollte die Scheidung zwischen berechtigtem und unberechtigtem Handel zum Ausdruck gebracht, andererseits im kaufmännischen Interesse Klarheit und Sicherheit der Rechtsverhältnisse geschaffen werden. So erschien es möglich, die Bankgewerbetreibenden zur Eintragung in das Register zu veranlassen, gleichzeitig aber die Privatleute durch die hohen Gebühren und die mit der Eintragung sich verbindende Namensveröffentlichung von der Spekulation abzuschrecken. Das Börsenregister sollte demgemäß einerseits als Rückversicherung, andererseits als Präventivmittel dienen, und es war unschwer vorauszusehen, daß die Erreichung dieses Doppelzweckes nur mit den allergrößten Schwierigkeiten möglich sein würde.

Die Minderung des Börsenspieles, beziehungsweise eine durch das Gesetz hervorzurufende Begrenzung desselben auf bestimmte, beruflich hierfür vorgeschulte und daher sachverständige Elemente ist unter allen Umständen empfehlenswert. Es vollzieht sich hierdurch ein Schutz der Unerfahrenen, der trotz aller gegenteiligen Versicherungen nötig ist und viel Unheil verhüten kann. Die Finanzgeschichte lehrt seit John Law, daß die Spekulation, namentlich wenn sie auf unberufene Kreise übertragen wird, wie ein Gift wirkt, das den gesamten Volksorganismus zu zerstören vermag. Das Börsenspiel der Unberufenen und Unkundigen verursacht häufig den vollständigen Zusammenbruch ihrer Existenz, und diese Tatsache ist nicht nur in privat-, sondern

auch in staatswirtschaftlicher Beziehung höchst bedauernswert, denn die verloren gegangenen Beträge bilden nicht zu unterschätzende Prozentsätze des gesamten Nationalvermögens.

Das Börsengesetz suchte nun, die Außenseiter dem gefährlichen Bannkreis der Spekulation zu entziehen, und dieses Bestreben hatte sicherlich seine Berechtigung. Es ging schließlich von denjenigen Voraussetzungen aus, die zur Beseitigung des Lottos und der Spielbanken in Deutschland geführt haben, und der das Börsenregister leitende Grundgedanke war daher keineswegs als verfehlt zu bezeichnen. Nur die Mittel seiner Durchführung beruhten auf einer Unkenntnis oder ungenügenden Würdigung vieler psychischen Eigenarten des Geschäftsverkehrs. Der Gesetzgeber setzte voraus, daß alle Personen, die eine wirtschaftlich berechtigte Veranlassung für Spekulationsgeschäfte haben, sich ohne Bedenken in das Register eintragen lassen würden, aber diese Voraussetzung erwies sich als eine höchst trügerische. Die Vereinigung der angesehensten Berliner Banken und Bankiers, die sogenannte Stempelvereinigung, hatte zwar die Eintragung ihrer sämtlichen Mitglieder veranlaßt und gleichzeitig die Erklärung abgegeben, daß sie künftig nur mit eingetragenen Bankiers Geschäfte abschließen würde; sie versuchte demgemäß auch die sämtlichen übrigen an der Berliner Börse vertretenen Bankiers und die Provinzialbankiers zur Eintragung in das Register zu zwingen, aber die Macht der Verhältnisse hat sich ihrem guten Willen hemmend entgegengestellt. Dies steht im Zusammenhang mit der eigenartigen Lage, in der sich mit ganz geringfügigen Ausnahmen seit Jahrzehnten in Deutschland der Privatbankier befindet. Je mehr sich das Bankgewerbe entwickelte und in je höherem Maße sich die allgemeinen volkswirtschaftlichen Interessen mit ihm verknüpften, desto mehr schrumpften die Betätigungsmöglichkeiten des Einzelunternehmers zusammen. Die Reichsbank hat das Diskontgeschäft an sich gezogen, und den Privatbankiers bleibt nur der Ankauf minderwertiger Wechsel oder die Privatdiskontierung mit geringerer Verzinsung übrig. Die Effektenbanken haben ihre Netze über ganz Deutschland ausgespannt und den Börsenverkehr in Wertpapieren monopolisiert. Die Hypotheken- und Landschaftsbanken regeln vielfach direkt Angebot und Nachfrage der Bodenkreditinteressenten und Kapitalisten, und so bewegt sich der Privatbankier seit längerer Zeit in einem bei weitem größeren Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Einzelkunden, als dies früher der Fall war. Er hat mit seinen Stimmungen zu rechnen, er muß sich ihm fügen oder auf einen Abbruch der Beziehungen gefaßt sein. Diese Privatkundschaft in überwältigender Mehrheit aber hatte sich nun aus leicht verständlichen Gründen der Eintragung in das Börsenregister gegenüber höchst ablehnend verhalten; sie streikte, ohne auf die Spekulation Verzicht zu leisten, und den Privat-, namentlich den Provinzialbankiers blieb daher nichts anderes übrig, als sich mit der gegebenen Tatsache im Interesse ihres Kommissionsgeschäftes abzufinden. Hierdurch aber entstanden neue Konflikte für sie; ließen sie sich eintragen, so waren sie dem Zentralbankier, also meistenteils den großen Berliner Effektenbanken gegenüber, mit denen sie die Geschäfte abschlossen, gebunden. Von der eigenen Eintragung aber konnten sie ihren Kunden gegenüber keinen Schutz erwarten, und da sie nur Pflichten übernahmen, ohne Rechte zu erhalten, lehnten





sie schließlich gleichfalls fast durchgängig die obige Aufforderung der Stempelvereinigung ab. Dem Beispiel der Provinzialbankiers folgten nun diejenigen Kaufleute und Gewerbetreibenden, die in das Handelsregister eingetragen waren, nicht aber berufsmäßig Bank- nud Börsengeschäfte betrieben. Diese kamen vielfach in die Lage, durchaus berechtigte Termingeschäfte auszuführen, vermieden es aber, sich in das Börsenregister eintragen zu lassen, weil sie wußten, daß dasselbe als ein Spielregister galt, und sie daher fürchteten, eine Einbuße des Kredits zu erleiden. So erfüllten sich die Voraussetzungen des Gesetzgebers nach keiner Richtung.

Trotz der mangelnden Eintragungen jedoch hatten sich Zahl und Umfang der Spekulationen nicht nur nicht gemindert, sondern das einmal vorhandene Register führte auch in die Bahnen ungeahnter Unmoral. Da nach den gesetzlichen Bestimmungen der Schuldner, wenn nicht beide Kontrahenten in das Register eingetragen waren, die Erfüllung seiner Verbindlichkeit verweigern konnte, wurde der Registereinwand erhoben oder der Differenzeinwand geltend gemacht. Dieser letztere ist älter als der erstere. Indem das Börsentermingeschäft als ein auf Erzielung einer Differenz gerichtetes Spiel hingestellt wurde und durch ein Spiel eine Verbindlichkeit nicht begründet ist, hat sich der Differenzeinwand aus dem Begriff des Spieles gebildet. Hierdurch jedoch entstand eine vielfach bedenkliche Begriffsverwirrung sowie Rechtsunsicherheit, und diese Mißstände suchte das Börsengesetz durch Einführung des Registers zu beseitigen. Der schärfere, auf gesetzlichem Boden stehende Registereinwand sollte den unklaren Differenzeinwand ergänzen oder ersetzen. So entstanden zwei Arten von Einwänden, die vielfach mißbräuchlich gehandhabt wurden, deren gefährliche Wirkungen jedoch sich meistenteils nicht sofort einstellten.

Bereits vor Erlaß des Gesetzes begann zugunsten des deutschen Erwerbslebens sich ein Aufschwung zu vollziehen, der die Möglichkeit einer längeren Dauer zu haben schien und durch die verschiedenartigsten Bestimmungsgründe verursacht war. Die günstigen Folgen der Handelsverträge machten sich bemerkbar, die Produktionsfähigkeit des Inlands stieg, die Ausfuhr wuchs, und gleichzeitig begann in höherem Maße als bisher die auf wissenschaftlicher Unterlage ruhende Technik namentlich durch die Elektrizitäts- und Maschinenindustrie ihre Expansionskraft zu entfalten. Das wirtschaftliche Nationalbewußtsein hob sich, und bedingt hierdurch entfachte sich das Verlangen nach einer durch die Autorität des Reiches geförderten überseeischen Handelspolitik, welche die Möglichkeit gewähren konnte, Deutschland einen gegen früher erhöhten, seiner politischen Machtstellung entsprechenden Anteil am Welthandel zu sichern. Diese Hoffnung verwirklichte sich. Deutschland drang auf den internationalen Absatzgebieten siegreich vor, und durch die geschilderten Faktoren vollzog sich eine wesentliche Steigerung des Nationalwohlstandes, die ihre Rückwirkung auf den Kapitalmarkt ausübte. Während in den ersten Jahrzehnten nach der Begründung des Reiches mit Vorliebe Rentenpapiere und anderweitige fest verzinsliche Effekten zum Gegenstand der Kapitalsanlage gemacht worden waren, wandte sich nunmehr, in einem leicht verständlichen Verhältnis zu der dauernden Ausbreitung des Industriestaates, in höherem Maße als bisher die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Aktienmarkt, der die Möglichkeit guter Dividenden

dauernd zu gewähren schien. Seit jener Zeit ist das sich stetig steigernde und nur ganz vorübergehend erlahmende Interesse fast aller Kapitalistenkreise an den verschiedenartigsten Industrieaktien zu beobachten, und der Überschwang der Gefühle erzeugte häufig bis zum gegenwärtigen Augenblick für einzelne Wertpapiere jene krankhaften nach oben gerichteten Kurssprünge, die eine innere Berechtigung nicht haben. Auf jene Faktoren teilweise war auch indirekt die große Anzahl von Gründungen zurückzuführen, die seit dem Jahre 1897 erfolgte. Eine Hochkonjunktur entstand für den Industrieaktienmarkt, wie sie seit der Begründung des Reiches und während der ganzen Dauer des 19. Jahrhunderts nicht eingetreten war, und jede andauernde Hausse entfacht trügerische Hoffnungen und individuellen Leichtsinn. So wurde auch die Mehrzahl aller Zeitgeschäfte abgeschlossen, ohne daß die hierfür erforderliche Eintragung in das Börsenregister sich vollzogen hätte. Immer größere Kursgewinne wurden erzielt, der Registereinwand entfiel, weil seine Erhebung nicht nötig erschien, und auch die sonstigen Mängel, welche das Börsengesetz in sich barg, machten sich vorläufig nicht störend geltend. Allgemein galt die Annahme, daß dasselbe als der Ausfluß einer bedauerlichen Theorie zu betrachten sei, der es durch die Gunst der Verhältnisse versagt bliebe, widrige Wirkungen in der Praxis des Geschäftslebens hervorzurufen.

Erst der wirtschaftliche Niedergang der Nation sollte dem Börsengesetz die Möglichkeit seiner Durchführung sichern. Der Wechsel der Konjunktur war zuvörderst auf politische Ereignisse zurückzuführen. Der Krieg in Transvaal verursachte Stockungen des internationalen Handelsverkehrs, die Goldproduktion jenes Landes sank, die Bank of England schritt zu ihren bekannten, teilweise auch durch die Peel'sche Bankakte bedingten Restriktionen. Diskonterhöhungen traten ein, und die hierdurch hervorgerufene Geldverteuerung trug wesentlich in Deutschland dazu bei, die Gütererzeugung zu hemmen und den Unternehmergewinn zu mindern. Hierzu kamen die kriegerischen Ereignisse in China, an denen Deutschland direkt beteiligt war, die hierdurch erhöhte Schwierigkeit der Ausfuhr nach Ostasien sowie die durch die amerikanischen Verhältnisse bedingte Gefahr eines Niederganges der Eisenindustrie und aller mit ihr so vielfach verknüpften Erwerbszweige. Endlich aber rächte sich mit elementarer Gewalt die Überschätzung jener Faktoren, die vorher den Aufschwung bedingt hatten. Die Unternehmungslust umschrieb zu breite Bahnen, der Industrie waren überreiche Kapitalien zugeführt worden, die sie dauernd angemessen zu verzinsen nicht in der Lage war, der Überblick über den Inlandsverbrauch und die Aufnahmefähigkeit, Kaufkraft sowie Kauflust des Auslandes war getrübt, zu überschwengliche Hoffnungen bezüglich der Dauer der Hochkonjunktur wurden gehegt, und alle diese Verhältnisse trieben zu einer Überproduktion, die schließlich eine Wirtschaftskrisis heraufbeschwören mußte. Sie trat mit einer Heftigkeit auf, wie sie bei ähnlichen Erscheinungen in Deutschland vorher nicht wahrgenommen werden konnte, und erzeugte Verheerungen auf dem Aktienmarkt und Kurssenkungen von bisher gleichfalls ungeahntem Umfange. Verluste entstanden für einzelne, die zu vollständigen Vermögenserschütterungen führten, und nun erst trat das Börsengesetz voll in Aktion. Bei Eintritt und während der Dauer der Krisis wurde

zur endgültigen Vermeidung oder zur Deckung der drohenden Verluste der Registereinwand erhoben, der Differenzeinwand folgte, und sonderbare Verhältnisse zeitigte nunmehr die Eigenart der Gesetzgebung. Gewohnheitsmäßige Börsenbesucher, reiche Renters, die seit Jahren Spekulationsgeschäfte gemacht, vermögende Kaufleute und Bankiers, Personen, die in Zeiten aufsteigender Konjunktur jahrelang große Gewinne erzielt hatten, bestritten in Zeiten des Niederganges die Rechtswirksamkeit der abgeschlossenen Geschäfte und entzogen sich ihren Verpflichtungen durch Erhebung einer der beiden Einwände. Abgesehen von dieser einer niedrigen Gesinnung entspringenden Handlungsweise traten aber auch Fälle ein, in denen Rechtsnachfolger oder gesetzliche Vertreter des einen Kontrahenten sich veranlaßt sahen, schwebende oder bereits abgewickelte Termingeschäfte nachträglich zu beanstanden und als ungültig anzufechten. Konkursmassenverwalter zogen die Forderungen der Firma aus sämtlichen Börsentermingeschäften ein, bestritten aber im Interesse der Masse die Verpflichtung zur Zahlung von Differenzen gegenüber solchen Personen, die nicht in das Börsenregister eingetragen waren. Auch der Fall des Todes des außerhalb der Börse stehenden Kontrahenten und der Hinterlassung minderjähriger Erben oder der Fall der Entmündigung zwang die Kuratoren, den Register- oder Differenzeinwand zu erheben, falls sie nicht persönlich die Haftpflicht für entstehende Verluste übernehmen sollten. So wurden in zahlreichen Konkursen oder Vermögensauseinandersetzungen ungeachtet aller früher seitens des Gemeinschuldners abgegebenen Kontokorrentanerkenntnisse sämtliche Zeitgeschäfte nachträglich mit Erfolg angefochten und die Verlustsaldi zurückgefordert. Auch die Hinterlegung von Depots stellte sich den Bestimmungen des Gesetzes gemäß als vollständig wirkungslos heraus, und der Bankier, der den Kunden ohne jede Kaution hatte spekulieren lassen, handelte daher genau so vorsichtig wie derjenige, der bei der Annahme von Aufträgen für Börsengeschäfte Sicherheiten verlangte. Durch alle diese Verhältnisse aber wurden vielfach Schutzmaßregeln zugunsten böswilliger Schuldner geschaffen, und das Börsengesetz hatte nicht, wie bezweckt worden, die allgemeine Moral gefördert, sondern entschieden zu ihrer Minderung beigetragen.

Die Reichsregierung schritt daher ein, obwohl sie sich aller der Schwierigkeiten bewußt war, die sich einer Reform durch die beruflichen Interessengegensätze, politischen Parteiungen und antikapitalistischen Strömungen entgegenstellten. Zur Klärung der Verhältnisse wurde bereits im Jahre 1901 der Börsenausschuß einberufen, der, wenn auch eine Minderheit einzelne Fragen noch nicht für spruchreif bezeichnete, doch einstimmig der Ansicht Ausdruck gab, daß das Börsengesetz einer Abänderung in wesentlichen Punkten bedürfe. Der derzeitige preußische Minister für Handel und Gewerbe sah sich ferner bei der Wichtigkeit der Angelegenheit veranlaßt, eine Besprechung über die nach seiner Auffassung praktisch verwertbaren Ergebnisse der Verhandlungen des Börsenausschusses mit preußischen Sachverständigen herbeizuführen, bei der gleichfalls die grundsätzliche Geneigtheit zur Einleitung von Reformen erkennbar war.

Diesen Anregungen folgte der Börsengesetzentwurf vom 15. Februar 1904. Zuvörderst war in demselben die etwaige Gesetzmäßigkeit des Getreidetermin-

handels in Betracht gezogen und hierbei versucht worden, die erforderliche Scheidung zwischen den sachlich begründeten, d. h. dem Wirtschaftsverkehr direkt entspringenden und den lediglich von Spekulationstendenzen geleiteten Termingeschäften vorzunehmen. Zweitens wurde die Beschränkung des Registereinwandes in der Art angestrebt, daß denjenigen Personen, die Börsen- und Bankgeschäfte berufsmäßig betreiben und die eines besonderen Schutzes vor den Folgen des Börsenspiels nicht bedürfen, der Einwand der Nichteintragung gegenüber eingetragenen Gegenkontrahenten versagt sein müsse. Drittens sollte einer ferneren Minderung der allgemeinen Rechtsunsicherheit in der Form vorgebeugt werden, daß zukünftig schriftlich und ausdrücklich abgegebene Schuldanerkenntnisse als rechtswirksam zu bezeichnen seien, die Beanstandung von Börsentermingeschäften nach Ablauf von sechs Monaten nicht mehr erfolgen dürfe, und daß Sicherheiten auch für unwirksame Börsengeschäfte, sobald sie unter genauer Bezeichnung der verpfändeten Werte schriftlich zur Deckung aus Börsentermingeschäften bestellt seien, nicht zurückgezogen werden können.

Dieser Entwurf gelangte nicht zur Annahme, und erst nach mannigfachen harten Kämpfen wurde durch das Börsengesetz vom 27. Mai 1908 eine endgültige Beseitigung der hervorragendsten Mißstände herbeigeführt. Das Börsenregister verschwand, Börsentermingeschäfte in Getreide sind verboten, und Zeitgeschäfte in Effekten rechtsverbindlich, wenn sie von Kaufleuten, die in das Handelsregister eingetragen sind, abgeschlossen werden. Von den nicht im Börsenverkehr und Geschäftsleben direkt stehenden Personen wird verlangt, daß sie ihre Schuld aus Börsengeschäften, die sie ausdrücklich anerkannt haben, auch bezahlen müssen, und daß, wenn eine Sicherstellung für Geschäfte, die sie machen wollen, im voraus gegeben wird, sie die hierfür bezeichneten Effekten später nicht zurückfordern dürfen. So ist das Kommissionsgeschäft, das im Mittelpunkt jeder bankgewerblichen Tätigkeit zu ruhen hat, wiederum auf eine gefestigte Unterlage gestellt.

Das Börsengesetz vom 27. Mai 1908 enthält den früheren Bestimmungen gegenüber eine Anzahl erheblicher Verbesserungen. Berechtigte Forderungen sind erfüllt, und nur noch wenige Schönheitsfehler weist die gegenwärtige Gesetzgebung auf. Auf einen der hervorragendsten sei hier hingewiesen! Die Emissionssperre war ursprünglich eingeführt und ist auch dauernd beibehalten. Hierdurch wird der börsenmäßige Handel in Industriepapieren vor Ablauf eines Jahres nach Eintragung der Gesellschaft in das Handelsregister und vor Veröffentlichung der ersten Jahresbilanz unzulässig. Diese Bestimmung soll zum Schutz des Aktionärs verhindern, daß unter Benutzung einer nur vorübergehenden Stimmung Anteilscheine von Unternehmungen den Börsen zugeführt werden, die sich nicht zu dem Betriebe einer Aktiengesellschaft eignen, oder deren wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung noch nicht genügend beurteilt werden kann. Der Gesetzgeber hat zweifelsohne mit dieser Maßnahme Gutes schaffen wollen, aber das gesteckte Ziel ist nicht erreicht. Um einen Schutz gegen Übervorteilungen bei Gründungen von Aktiengesellschaften herbeizuführen, bedarf es besonderer Sicherheiten, die die Sperre nicht zu geben vermag. Die für das erste Geschäftsjahr nachgewiesene Rentabilität ist kein untrügerischer Maßstab der Verhältnisse. Die Abschreibungen können in ungenügendem Maße vorgenommen, die außergewöhn-





lichen Reserven, die vielfach sehr nötig sind, nicht in Ansatz gebracht und durch die Kunſt der Bilanzierung Dividenden gezahlt werden, die den Grundsätzen der Solidität nicht entsprechen. Auch bedingt schließlich die Gunſt oder Ungunſt der Konjunktur die Höhe der Dividenden, und hiermit verknüpfen sich Kursgewinne oder Verluſte, die vorher nicht beſtimmbar sind. Die Emissionssperre vermag daher dem Aktionär nur sehr wenig zu bieten. Andererseits aber sind durch sie Verhältnisse gezeitigt worden, deren Eintritt zweifelsohne nicht beabsichtigt sein konnte. Die Sperre zwingt die Emissionshäuser vielfach, die Aktien so lange für eigene Rechnung zu übernehmen, bis der Börsenhandel geſtattet iſt. Hierdurch wird eine Feſtlegung der Einlagekapitalien geschaffen, die umso ſtörender wirkt, je geringfügiger die Betriebsmittel der Gründer sind. So iſt denn auch seit längerer Zeit das Emissionsgeschäft vielfach ein Monopol der großen Berliner Effektenbanken geworden, und die Privatbankiers werden auch von diesem bedeutsamen und höchſt einträglichen Zweig der bankgewerblichen Tätigkeit faſt vollſtändig ausgeschaltet. Die kapitalſtarken Effektenbanken können das Risiko leichter übernehmen und verteilen als die Privatbankiers, und leiden nach Lage der Verhältnisse faſt nie an Geldmangel. Für den Zwang aber, welchen ihnen die Gesetzgebung durch die Sperre auferlegt, suchen sie Ersatz; denn nachdem sie ein Jahr lang die betreffenden Aktien feſtgehalten, fordern und erhalten sie vielfach bei der endgültigen Begebung derartig hohe Agiosätze, wie sie die Vergangenheit kaum gekannt hat. Die Sperrbeſtimmung hat daher in mannigfacher Beziehung bedauerliche Mißſtände geschaffen, namentlich aber im Bankgewerbe die Macht der Stärkeren gehoben und die Erwerbsfähigkeit der Schwächeren gemindert. Sie zeitigt daher auch soziale Folgen, die bemerkenswert sind.

Das Börsengesetz in Deutschland iſt dem sich immer ſtärker vollziehenden Umwandlungsprozeß der Nation vom Agrar- in den Induſtrieſtaat nicht durchweg gerecht geworden. In vielen Einzelheiten vorschnell zum Abschluß gebracht, hat es manche Hoffnungen vernichtet, die ursprünglich gehegt, und Wirkungen hervorgerufen, die den Wirtschaftsverkehr nicht gefördert haben. Die einmal erlassenen Beſtimmungen aber laſteten wie ein Alb auf den Erwerbsſtänden des deutschen Volkes, und die Beseitigung oder Minderung der mit ihnen verbundenen Mißſtände war mit außerordentlich großen Schwierigkeiten verknüpft. So bildet das Börsengesetz ein lehrreiches und wichtiges Kapitel der Finanz- und Rechtsgeschichte, das auch in den Wirren des Krieges und für die fernere Zukunft noch in mannigfacher Beziehung von praktischer Bedeutung sein dürfte.

Nachrichten und Mitteilungen.

Über Typhusbekämpfung.

Zu den vornehmsten Aufgaben der Hygiene hat von jeher die Bekämpfung und Verhütung ansteckender Krankheiten gehört. Auf welche Schwierigkeiten die Lösung dieser Aufgabe stößt und auf wie verschiedenen Wegen sie trotzdem erreicht werden kann, das läßt sich deutlich auch an dem Beispiel des Abdominaltyphus zeigen.

Gegen früher ist zwar der Typhus in unserer Armee jetzt viel seltener geworden, aber es erkranken doch immer noch etwa 300, und wenn man auch den Paratyphus mitrechnet, sogar über 1000 Soldaten jährlich daran. Als Todesursache nimmt der Typhus sogar auch heute noch nach der Tuberkulose die wichtigste Stelle unter den übertragbaren Krankheiten ein; so starben im Berichtsjahre 1910/11 noch 44 Militärpersonen an Typhus.

Diese Krankheits- und Todesziffern wären allerdings im Vergleich zur großen Iststärke der Armee an sich zu unbedeutend, um einschneidende Maßregeln gegen die Verbreitung dieser Infektionskrankheit zu rechtfertigen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß der Typhus gerade dann eine überraschend schnelle und verhängnisvolle Ausdehnung anzunehmen pflegt, wenn die Armee aus dem Stadium der Vorbereitungen heraustritt und zur Ausübung ihres eigentlichen Berufs übergeht.

Im Feldzuge 1870/71 stieg die damalige Krankheitsziffer auf mehr als das Zehnfache an. 73,000 Mann erkrankten an Typhus und 9000 Soldaten fielen der Seuche zum Opfer. Es starben also durch Waffengewalt nur dreimal mehr Menschen als an Typhus! Trotz der inzwischen erzielten hygienischen Fortschritte ist kein Grund einzusehen, warum es in einem zukünftigen Kriege nicht wieder zu einer ähnlichen Steigerung der Typhushäufigkeit kommen sollte. Danach hätten wir in einem modernen Kriege mit mindestens 12,000 Typhuserkrankungen und mit 1500 Typhustodesfällen zu rechnen, wenn die jetzt viel dichter zu erwartenden Ansammlungen großer Truppenmassen nicht noch eine beträchtlich größere Anzahl von Typhusfällen befürchten ließen.

Auch die Tatsache, daß in Frankreich und Rußland der Typhus neun- bis zwölfmal so häufig ist wie in Deutschland, spricht dafür, daß wir in einem kommenden Kriege eher mehr denn weniger als die eben genannten 12,000 Typhusfälle zu erwarten haben.

Welch unheilvollen Einfluß aber eine derartige Häufung von Typhusfällen auf Verwendungsbereitschaft und Schlagfertigkeit unserer Armee in einem Kriege ausüben könnte, darauf brauche ich an dieser Stelle nicht erst besonders hinzuweisen.

Unter diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß unsere Heeresverwaltung der Bekämpfung und Verhütung des Typhus stets ganz besonderes Interesse entgegengebracht hat, wie wir später noch im einzelnen sehen werden.

Bei der Bekämpfung des Typhus und anderer Infektionskrankheiten stehen uns hauptsächlich zwei Wege zur Verfügung, die sich etwa mit der antiseptischen und der aseptischen Methode der Wundbehandlung vergleichen lassen. Wie die Antisepsis versucht, die in die Wunde eingedrungenen Eitererreger durch Sublimat oder andere Desinfektionsmittel nachträglich zu vernichten, so bemüht sich die eine Art der Typhusbekämpfung, einmal in den menschlichen Körper eingedrungene Typhusbazillen durch Immunisierung des Individuums unschädlich zu machen; die zweite Art der Typhusbekämpfung dagegen macht es sich wie die Asepsis zur Aufgabe, das Eindringen von Krankheitserregern in den Körper von vornherein überhaupt zu verhindern.

Je nach Lage der Verhältnisse wird man von diesen beiden Methoden der Typhusbekämpfung die eine oder die andere zu wählen haben, wenn man nicht etwa vorzieht, beide Methoden miteinander zu kombinieren.

Die der Asepsis entsprechende, hygienische Art der Typhusbekämpfung wurde systematisch zuerst bei uns in Deutschland auf Anregung von Robert Koch eingeführt und hat seitdem dem Auslande vielfach als Vorbild gedient, so den Franzosen im Osten Frankreichs, den Engländern in Indien und den Amerikanern in Washington.

Robert Koch ging bei seinem Bekämpfungsplan von der jetzt immer mehr als richtig anerkannten Voraussetzung aus, daß die eigentliche Quelle des Typhus nicht das Wasser oder der Boden, sondern der infizierte Mensch ist. Gelingt es also in einem Gebiet, alle infizierten Menschen ausfindig und jede von ihnen ausgehende Ansteckung unschädlich zu machen, so muß dieses Gebiet in kurzer Zeit vollkommen typhusfrei werden.

So überzeugend einfach dieser Plan schien, so schwierig war seine praktische Durchführung. Zunächst mußten überhaupt erst bakteriologische Methoden geschaffen werden, die erlaubten, den Typhusbazillus auch überall da aufzufinden, wo er tatsächlich vorhanden war. Mit den bis dahin bekannten Methoden war dies nicht möglich.

Koch ließ daher zunächst alle verfügbaren Kräfte seines Instituts an dieser Aufgabe arbeiten, und der Erfolg war, daß Stabsarzt v. Drigalski und Conradi in dem Lakmus-Milchzuckeragar einen Nährboden ausfindig machten, der die Typhusbazillen in einer schon mit bloßem Auge erkennbaren Form und Farbe gut gedeihen ließ. Hierdurch war zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, in kurzer Zeit große Menschenmassen auf ihre etwaige Ausscheidung von Typhusbazillen systematisch zu untersuchen.

Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel schuf sich die Typhusbekämpfung dann noch in der von Conradi angegebenen und von Stabsarzt Kayser ausgearbeiteten Blutkultur. Kayser konnte zeigen, daß es bei frühzeitiger Untersuchung in jedem Falle von Typhus gelingt, Typhusbazillen aus dem Blut zu züchten. Handelt es sich um eine zweifelhafte fieberhafte Erkrankung, so braucht man nur einige Tropfen Blut in ein Reagenzglas mit sterilisierter Ochsengalle fließen zu lassen, um schon nach 2×24 Stunden die Gewißheit zu haben, ob Typhus vorliegt oder nicht. Häufig genügen zu dieser Untersuchung auch schon die kleinen Blutgerinnsel, die bei der Anstellung der Gruber-Widalschen Agglutinationsprobe übrigbleiben. In allerjüngster Zeit konnte Stabsarzt Ebeling auf diese Weise Typhusbazillen sogar aus dem Blute eines anscheinend völlig gesunden Typhuswirts züchten.

Ausgerüstet mit diesen beiden neuen diagnostischen Hilfsmitteln konnte nun die Typhusbekämpfung mit einiger Aussicht auf Erfolg ans Werk gehen. Als Versuchsfeld schien der Südwesten Deutschlands besonders geeignet, weil hier der Typhus seit langem endemisch war, und weil hier gleichzeitig ein Gebiet vorlag, das im Falle einer Mobilmachung gegen Frankreich für die erste Ansammlung großer Truppen besonders in Frage kam.

So wurden denn vor nunmehr 11 Jahren im Regierungsbezirk Trier, im Fürstentum Birkenfeld, in Elsaß-Lothringen und der bayerischen Pfalz besondere bakteriologische Stationen zur Bekämpfung des Typhus errichtet. Sie bestehen aus einem Leiter und einem oder mehreren Assistenten und sind zum großen Teil mit aktiven Sanitätsoffizieren besetzt. Eine zentrale Aufsichtsbehörde, der Reichskommissar für die Typhusbekämpfung, dem ebenfalls ein Sanitätsoffizier zur Seite steht, sorgt für ein gemeinsames Vorgehen und ein einheitliches Zusammenwirken der verschiedenen Anstalten.

Entsprechend den Kochschen Grundsätzen besteht die Hauptaufgabe dieser bakteriologischen Anstalten darin, jeden einzelnen Typhusfall festzustellen, seine Infektionsquelle zu ermitteln und eine weitere Verschleppung des Typhus zu verhüten; alles Anforderungen, die sich in der Praxis nur recht schwer erfüllen lassen.

Zunächst gelangen trotz der bestehenden gesetzlichen Meldepflicht der Ärzte und der Haushaltungsvorstände längst nicht alle Typhusfälle zur Kenntnis der Behörden oder der Anstalten: so waren zu Beginn der Bekämpfungszeit aus einem Dorfe des Hochwalds nur sieben Typhusfälle amtlich gemeldet, während die dorthin entsandte Kommission mehr als zehnmal so viel, nämlich 73 Fälle von Typhuserkrankungen feststellen konnte. Auch heute ist es noch fast die Regel, daß aus kleineren Dörfern, in welche Ärzte nur selten kommen, der erste Typhusfall nicht eher amtlich gemeldet wird, als bis sich an ihm weitere Personen angesteckt haben, oder bis die Erkrankung zum Tode zu führen droht.

Auch die Lösung der zweiten Aufgabe, die Ermittlung der Ansteckungsquelle, stößt oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten und führt nur in wenig mehr als in der Hälfte der Fälle überhaupt zum Ziel. Wo aber die Ansteckungsquelle ermittelt werden kann, da ergibt sich jahraus, jahrein die sehr wichtige Tatsache, daß in über 70 Prozent aller Fälle ein typhusbazillenausscheidender Mensch die Ursache des neuen Typhusfalls gewesen ist. Früher hieß es immer, der Typhus kommt vom schlechten Wasser, und wenn jetzt behauptet wird, er kommt nicht vom Wasser, sondern von einem Menschen her, der Typhusbazillen ausscheidet, so könnte man in diesem Gegensatz weiter nichts als eine Äußerung des bekannten Spiels der Antithesen erblicken, das die Geschichte der ganzen Medizin wie ein roter Faden durchzieht. Dem ist aber nicht so! Die Wasserhypothese war eine bloße Hypothese, die sich nur selten auf exakte Tatsachen stützen konnte. Noch heute gehört es trotz der wesentlich verbesserten bakteriologischen Methoden zu den größten Seltenheiten, wenn die Typhusbazillen in dem angeschuldigten Wasser auch tatsächlich nachgewiesen werden können.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der jetzt allgemein als richtig angenommenen Kontakttheorie der Typhusentstehung: hier werden bei dem Menschen, der für die Entstehung eines neuen Typhusfalls verantwortlich gemacht wird, die Typhusbazillen tatsächlich gefunden und aus den Ausleerungen kultiviert. Die alte Anschauung der großen französischen Ärzte Leuret, Bretonneau und Trousseau besteht also vollkommen zu Recht, daß jeder Typhus unmittelbar an einen vorausgegangenen Typhusfall anknüpft. Gelingt es uns in einem gegebenen Typhusfall nicht, den typhusbazillenausscheidenden Menschen zu ermitteln, von dem die Ansteckung ausgeht, so liegt das nur daran, daß wir den gewohnten Verkehrs- und Bewegungskreis un-

seres Patienten nicht in seiner ganzen Ausdehnung eingehend bakteriologisch untersuchen konnten.

Die mühevollen und sorgfältigen Arbeiten der in der Typhusbekämpfung beschäftigten Herren haben nun weiterhin die zunächst überraschende, jetzt aber schon allgemein bekannte und überall richtig gewürdigte Tatsache ergeben, daß nicht nur der typhuskranke Mensch Typhusbazillen ausscheidet. Es hat sich gezeigt, daß 3—6 Prozent aller Typhuskranken noch jahre- und jahrzehntelang nach ihrer vollständigen klinischen Genesung Typhuskeime in ihrem Körper beherbergen und auch in die Außenwelt entleeren. Dazu kommen noch diejenigen Bazillenträger, von denen nicht bekannt ist, daß sie jemals Typhus überstanden haben, und das trifft bei etwa einem Viertel aller Typhuswirte zu.

Auf diese drei Kategorien bazillenausscheidender Menschen: die Typhuskranken und die beiden Arten von Typhuswirten, sind nun alle überhaupt vorkommenden neuen Typhusfälle zurückzuführen. Von diesen sind die Typhuskranken am wenigsten zu fürchten, weil sie meist bettlägerig sind, und weil ihre Erkennung die geringsten Schwierigkeiten bietet; auch können sie durch Überführung in ein Krankenhaus oder durch laufende Desinfektion am Krankenbett für ihre Umgebung vollkommen unschädlich gemacht werden.

Anders steht es mit den Typhusbazillenträgern: sie unterscheiden sich äußerlich in nichts von gesunden Menschen. Ihre Auffindung bietet auch deswegen besondere Schwierigkeiten, weil die Ausscheidung von Typhusbazillen nicht regelmäßig, sondern schubweise erfolgt. Bei täglicher bakteriologischer Untersuchung konnte Hirschbruch an verschiedenen Bazillenträgern Pausen von 50 und mehr Tagen in der Entleerung von Typhusbazillen feststellen.

Andererseits sind aber die Massen der gewöhnlich von Bazillenträgern in die Außenwelt entleerten Typhusbazillen als geradezu ungeheuer zu bezeichnen: in einem einzigen Gramm Faeces werden mehrere Hundert Millionen Typhusbazillen gefunden. Hierzu kommt, daß diese Typhuswirte, wie schon gesagt, durchaus keine große Seltenheit sind: bis Ende 1909 waren im Gebiet der Typhusbekämpfung 520 Personen als Typhuswirte festgestellt, so daß auf je 10,000 Einwohner mit 2.3 und für das gesamte Deutsche Reich mit 14,000 Typhusbazillenträgern zu rechnen ist.

Diese verhältnismäßig große Verbreitung anscheinend völlig gesunder, aber trotzdem typhusbazillenausscheidender Personen, und die schon vorher betonte Schwierigkeit, diese Leute herauszufinden und unschädlich zu machen, ferner, die bisherige Unmöglichkeit, sie zu heilen, läßt es begreiflich erscheinen, eine wie große und verhängnisvolle Rolle diesen Typhuswirten bei der Entstehung und Verbreitung des Typhus zukommt.

Es würde uns zu weit führen, hier im einzelnen die Art und Weise näher zu erörtern, wie die Typhuskeime von den Typhuswirten auf andere Menschen übertragen werden. Erfahrungsgemäß sind am meisten gefährdet die Familienmitglieder, die Hausgenossen, Bekannte und Freunde. Sind dann im Laufe einiger Jahre aus diesem Verkehrskreise alle für Typhus besonders empfängliche Personen erkrankt, so stellt sich bei den übrigen allmählich eine besondere Widerstandsfähigkeit, Immunität, gegen die Krankheit ein, und es treten zunächst keine neuen Typhusfälle mehr in der Umgebung des betreffenden Typhuswirts auf. Verändert sich aber der bisherige Verkehrskreis, tritt ein Dienstbotenwechsel ein, verzieht oder verreist der Typhuswirt, so kommt es sofort wieder zu neuen Typhusfällen in der Umgebung des Bazillenträgers.

Betreibt der Typhuswirt einen Handel mit Nahrungsmitteln, dann bleibt es häufig nicht bei einzelnen Typhusfällen, sondern es entstehen größere oder kleinere Typhusepidemien.

Besonders gefährlich hat sich in dieser Beziehung der Handel mit Milch erwiesen, da sich in ihr Typhusbazillen nicht nur lange halten, sondern sogar reichlich vermehren können.

Aus den bisherigen kurzen Ausführungen werden die Leser schon selbst entnommen haben, wie schwierig es sein muß, diese hauptsächlich durch Typhuswirte verbreitete Krankheit, den Typhus abdominalis, wirksam zu bekämpfen. Das im einzelnen einzuschlagende Verfahren wird sich natürlich in erster Linie nach den örtlichen Verhältnissen zu richten haben.

So hat Stabsarzt Fischer von der Untersuchungsanstalt zu Trier in zwei Dörfern an der Mosel einfach jeden einzelnen der Bewohner bakteriologisch untersuchen lassen, weil dort jahraus, jahrein immer wieder Krankheits- und Todesfälle an Typhus vorgekommen waren, ohne daß es gelingen wollte, deren Ursprung aufzudecken. Bei diesen umfangreichen Untersuchungen wurden denn auch 14 Typhusbazillenträgerinnen, meist ältere Frauen, gefunden, und es konnte festgestellt werden, daß tatsächlich alle früheren Typhuskranken der beiden Dörfer aus dem engeren Verkehrskreis dieser beiden Typhusbazillenträgerinnen stammten.

Diese wurden nun über ihre Gefährlichkeit für ihre Umgebung belehrt und zu besonderer Reinlichkeit angehalten, und außerdem wurde für einwandfreie Aborte und Dungstätten in ihren Häusern Sorge getragen. Seitdem sind

beide Dörfer schon mehrere Jahre hindurch typhusfrei geblieben.

Ein ähnliches Verfahren wird mit Erfolg auch in Irrenanstalten angewandt, in denen der Typhus häufig endemisch ist, und in denen es trotz kostspieliger Umbauten und sanitärer Verbesserungen meist nicht gelingt, den Typhus auszurotten. Erst wenn sämtliche Insassen bakteriologisch untersucht sind und die dabei gefundenen Bazillenträger von den übrigen Kranken dauernd abgesondert werden, bleibt die Irrenanstalt typhusfrei.

Es ist ohne weiteres einzusehen, daß dieses Vorgehen nur ein Ausnahmeverfahren sein kann und sich nicht in jeder Ortschaft, geschweige denn in größeren Städten durchführen läßt.

Hier bleibt nur die Möglichkeit übrig, durch Erziehung der ganzen Bevölkerung zu hygienischer Reinlichkeit, durch Einrichtung einer einwandfreien Beseitigung der Abfallstoffe und durch eingehende Überwachung des Nahrungsmittelverkehrs dahin zu wirken, daß die etwa vorhandenen Typhuswirte keinen zu großen Schaden anstiften können. Hierbei geben die etwa auftretenden frischen Typhusfälle wertvolle Anhaltspunkte dafür, wo Typhuswirte zu suchen sind, und wo die Einführung der allgemeinen hygienischen Sanierung am dringlichsten ist.

Nach diesen Richtlinien ist die Typhusbekämpfung im Südwesten Deutschlands bisher tätig gewesen. Die jetzt noch bestehenden, über das ganze Gebiet verteilten, fünf Untersuchungsanstalten suchen nach Möglichkeit jeden Typhusfall an Ort und Stelle auf, sorgen für Einrichtung der laufenden Desinfektion am Krankenbett oder schicken den Patienten in ein Krankenhaus und lassen dann in seiner Wohnung die Schlußdesinfektion vornehmen. Durch eingehende Nachfragen und bakteriologische Untersuchung der ganzen Umgebung des Kranken wird die Infektionsquelle aufgedeckt und nach Möglichkeit verstopft.

Bevor der Kranke aus der Beobachtung entlassen wird, stellt man fest, ob er auch nicht zu der kleinen, aber wichtigen Gruppe von Typhusrekonvaleszenten gehört, die im Anschluß an die Krankheit Bazillenträger werden.

Zur sachgemäßen Durchführung der Desinfektion waren 1912 über 300 Desinfektoren vorhanden. Ihre Ausbildung erfolgt fortlaufend in besonderen Desinfektorenschulen, die den bestehenden Untersuchungsanstalten angegliedert sind. 110 Desinfektionswagen und 132 große Apparate zur Dampf- oder Formalindesinfektion erleichtern den Desinfektoren ihre segensreiche Tätigkeit.

Auch das Krankenhauswesen des Bekämpfungsgebiets bedurfte einer weiteren Ausgestaltung, um den erhöhten Anforderungen der Typhusbekämpfung gewachsen zu sein. Auf ihre Anregung hin wurden 39 Krankenhäuser neu gebaut und 34 durch Einrichtung besonderer Isolierabteilungen erweitert.

Der große Umfang der allgemeinen Sanierung des ganzen Gebiets kommt auch darin zum Ausdruck, daß während der Dauer der gemeinsamen Typhusbekämpfung 65,000 Dungstätten und 71,000 Aborte neu gebaut oder durch Umbau mit den erlassenen Vorschriften in Einklang gebracht wurden.

In 1210 Gemeinden wurden mehr oder weniger umfangreiche Umgestaltungen und Verbesserungen in der Brunnenwasserversorgung ausgeführt, in 760 Gemeinden konnten zentrale Wasserversorgungen eingerichtet werden. Die bisher für die Typhusbekämpfung aufgewendeten Kosten betragen nach einer Schätzung des Reichskommissars für die Typhusbekämpfung annähernd 70 Millionen Mark.

Fragt man sich nun: „Was ist mit dieser großen Summe von Geld und Arbeit erreicht worden?", so geben hierüber zwei Zahlen den besten Aufschluß: seit 1904 ist die Zahl der Typhuserkrankungen im Bekämpfungsgebiet um 62 Prozent und die der Todesfälle um 64 Prozent zurückgegangen! Diese Abnahme des Typhus im Bekämpfungsgebiet muß als sehr erheblich bezeichnet werden, zumal im ganzen übrigen Deutschen Reich die Typhushäufigkeit während eines gleichen Zeitraums nahezu unverändert geblieben ist.

Die Heeresverwaltung, in deren Interesse und mit deren dauernder tatkräftiger Unterstützung die Typhusbekämpfung während der letzten 11 Jahre durchgeführt worden ist, kann mit Stolz auf diesen Erfolg zurückblicken und darf die berechtigte Zuversicht hegen, daß bei einer Mobilmachung die Schlagfertigkeit unserer Armee durch keine Typhusepidemien beeinträchtigt werden wird, solange sich unsere Truppen im Gebiet der Typhusbekämpfung aufhalten. So ließen sich beispielsweise im Jahre 1908 nach dem Kaisermanöver nur drei Typhusfälle mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Infektion in dem zum Bereich der Typhusbekämpfung gehörigen Übungsgelände nachweisen, obwohl sich hier fast 80,000 Mann auf einem Gebiete von nur 40,000 qkm kriegsmäßig bewegt hatten. Die zahlreich vorhandenen Typhusherde waren durch die Bekämpfungsanstalten also tatsächlich unschädlich gemacht worden.

* * *

Die bisher geschilderte Methode der Typhusbekämpfung bleibt aber in ihrer Wirksamkeit naturgemäß auf den Bezirk beschränkt, in dem sie durch jahrelange mühevolle Arbeit Werte von bleibender Dauer geschaffen hat.

Will man also Soldaten auch unabhängig von dem Orte ihrer militärischen Verwendung gegen Typhus schützen, so kommt die im Südwesten Deutschlands erprobte Art der Typhusbekämpfung nicht mehr in Betracht, man muß vielmehr den Typhus bekämpfen, indem man jeden einzelnen Mann gegen Typhus immunisiert.

Diese zweite Art der Typhusbekämpfung, die wir vorhin mit der Antisepsis verglichen haben, beruht auf der seit Jahrhunderten bekannten Beobachtung, daß einmaliges Überstehen des Typhus den Menschen fast ablolut gegen eine zweite Typhuserkrankung schützt. Pfeiffer-Kolle und Wright bewiesen zuerst, daß man einen ähnlichen Erfolg erzielen kann, wenn man dem Menschen abgetötete Typhusbazillen wiederholt unter die Haut spritzt. In größerem Umfange wurde dieses Verfahren zum ersten Male von uns in Süd-West-Afrika angewandt. Das Ergebnis war, daß unter den Geimpften nur zwei Drittel soviel Menschen an Typhus erkrankten wie unter den Nichtgeimpften.

Dieses alte Verfahren der Typhusschutzimpfung hatte aber einen sehr großen Nachteil: die Einspritzungen riefen eine ungemein heftige Entzündung hervor, und die hierbei zahlreich angelockten Leukozyten zerstörten einen großen Teil des injizierten Impfstoffs, noch ehe er zur Wirkung gelangen konnte. Außerdem trat fast immer Fieber, starker Kopfschmerz und nicht selten Kollaps nach der Einspritzung ein, so daß viele von den Afrikanern lieber den Typhus selbst als noch einmal eine solche Schutzimpfung durchmachen wollten.

Besredka und andere konnten nun zeigen, daß all diese Nebenerscheinungen fortfallen, wenn man den Menschen keine abgetöteten, sondern lebende Typhusbazillen einspritzt, die nur durch Zusatz von etwas Typhusserum leicht abgeschwächt sind. Mit diesem Besredkaschen Typhusimpfstoff sind nun in den letzten Jahren bereits viele Tausende geimpft worden, bisher ist davon keiner an Typhus erkrankt, und nie ist es bei dem alten Pfeiffer-Kolleschen Impfstoff zu einer Entzündung oder gar Eiterung gekommen.

Diese Tatsache erscheint nicht g a r so wunderbar, wenn wir uns daran erinnern, daß ja auch die in den Roseolen des Typhuskranken lebenden Typhusbazillen kaum jemals schmerzhafte Entzündungen hervorrufen! Die starke lokale Reaktion an der Impfstelle und die erhebliche Störung des Allgemeinbefindens sind also zur Auslösung einer kräftigen Immunität gegen Typhus durchaus nicht nötig, im Gegenteil, sie beeinträchtigen die Schutzwirkung.

Leider kommen nun diese lebenden Typhusbazillen für Massenimpfungen bei unseren Truppen nicht in Betracht, weil unkundige oder böswillige Hände zu großen Schaden mit ihnen anrichten könnten. Deswegen ist als besonderes Verdienst die Entdeckung des englischen Oberstabsarztes Leishman anzusehen, daß nicht nur lebende Typhusbazillen gut immunisieren können ohne zu reizen, sondern auch abgetötete: es ist nur nötig, bei der Abtötung eine zu starke Denaturierung des in den Typhusbazillen enthaltenen Eiweißes zu vermeiden. Nach dem alten Verfahren von Pfeiffer-Kolle denaturierte Typhusbazillen wirken wie gesagt als Fremdkörper eiter- und entzündungserregend, nach modernen Methoden schonend abgetötete Typhusbazillen dagegen, gelangen ähnlich wie dieTyphusbazillen aus den Roseolen auf mehr physiologischen Bahnen in das Innere des Körpers und rufen hier wie diese eine sehr kräftige und dauerhafte Immunität gegen Typhus hervor.

Dank ihren geringen Nebenwirkungen und ihrer guten Schutzkraft haben diese modernen Typhusimpfstoffe schon jetzt eine sehr große Verbreitung erfahren. Von der großen englischen Armee in Indien lassen sich jährlich über 90 Prozent aller Soldaten freiwillig mit dem Leishmanschen Typhusimpfstoff impfen; im nordamerikanischen Heer ist die Impfung mit dem Russellschen Impfstoff bereits obligatorisch eingeführt, und bei den Franzosen findet der Vincentsche Typhusimpfstoff eine sehr ausgedehnte Verwendung.

Es würde zu weit führen, hier auf die verschiedene Herstellungsart der einzelnen Typhusimpfstoffe näher einzugehen. Im wesentlichen leisten sie alle dasselbe, und bei der Auswahl für einen gegebenen Fall braucht man sich nur von d e m Gesichtspunkt leiten zu lassen, welcher Impfstoff am schnellsten, am billigsten und leichtesten rein herzustellen ist; das trifft nach unserer Erfahrung für den Typhusimpfstoff von Leishman zu, der Typhusbouillonkulturen benutzt und diese bei 53 Grad vorsichtig abtötet.

Durch Anwendung dieser modernen Typhusimpfstoffe ist bei den Armeen Indiens, Japans und Nord-Amerikas die Zahl der Typhuserkrankungen um durchschnittlich 87 Prozent zurückgegangen, während in Süd-West-Afrika diese Abnahme bei Verwendung des alten Pfeiffer-Kolleschen Impfstoffs, wie schon gesagt, nur 28 Prozent, also weniger als ein Drittel davon betrug.

Wollen wir also unsere im Südwesten Deutschlands bewährte Methode der allgemeinen Typhusbekämpfung im Mobilmachungsfalle durch eine individuelle Immunisierung unserer Soldaten wirksam ergänzen, so stehen uns hierfür jetzt bereits mehrere gute und in jahrelanger Erfahrung erprobte Verfahren jederzeit zur Verfügung. Wenden wir eines von diesen an, so haben wir nicht mehr zu befürchten, daß uns wieder wie

1870/71 zwei und ein halb Armeekorps Soldaten wegen Typhus' gerade in der Jahreszeit fehlen werden, in der sie uns damals am nötigsten waren.

Berlin, 27. Mai 1914. W. Fornet.

Die angebliche Gefährdung des Panamakanals.

Der Panamakanal ist für die deutsche Berichterstattung immer ein totgeborenes Kind gewesen*). Als er sich anschickte, Beweise seiner Betriebsfähigkeit zu geben, lächelte die Kritik mitleidig und stellte apodiktisch fest, daß ja gar kein Wasser in der Fahrrinne sein könne. Versickerungen, Infiltration, Verdunstung usw. sollten die ungeheuren Wasserverluste bedingt haben. Was noch von dem stolzen Kulturwerk übrig geblieben, fiel seismischen Gewalten und den unglückseligen Erdrutschen zum Opfer.

Durch das Mißverständnis einer für die Kenner des Kanals ganz unzweideutigen Meldung des Obersten Goethals, er habe (21. Januar) 30 Fuß Wasserstand im Culebra-Einschnitt, wurde der Anstoß gegeben, dem alle folgenden Irrtümer, selbst die objektiv scheinenden Berechnungen, entsprangen.

Wie verhielt es sich dagegen in Wirklichkeit mit der bedrohten Wasserstraße?

Die Wasserfüllung des Stausees von Gatun, der 425 qkm Flächeninhalt und ein Volumen von 183 Billionen Kubikfuß hat, ist nicht ausschließlich die Aufgabe des Chagresflusses. Wäre sie ihm überlassen, so würde er wohl imstande sein, sie allein zu lösen. Über die Leistungsfähigkeit dieses Bergstromes, der ein Gebiet von 1320 Quadratmeilen entwässert mit jährlichen Niederschlagsmengen von 3200—4000 mm, ist man gewöhnlich falsch unterrichtet. Während der Regenzeit schwoll er häufig vor der Aufstauung nach den gewaltigen, lang andauernden Sturzregen innerhalb 24 Stunden um 7—8 m an und wälzte dann bei Gamboa, an seiner ostwärts gerichteten Biegung pro Sekunde 4722 cbm Wasser in den künstlichen See. Die zugeführten Wassermassen betragen mehr als das Hundertfache der Gesamtzufuhr während der trockenen Monate und vermögen in der ganzen Ausdehnung des Sees das Niveau um 2 Fuß zu heben. Auch während der regenarmen Monate ist der Chagres durchaus kein „winziges Bächlein von 1 m Tiefe", sondern ein respektabler Fluß, der durchschnittlich selbst beim größten Wassermangel immer noch 50—60 Prozent seiner Norm bewältigt. Man vergißt, daß an der atlantischen Küste auch während der Trockenzeit Regen niedergehen (Januar 22.75 mm; Februar 59.50 mm; März 13.75 mm; April 104.5 mm), und daß der Chagres bereits einmal (1910) den ganzen See 1½mal gefüllt hätte.

Er ist überdies durchaus nicht der einzige Wasserlauf, der sich an der Füllung des Seebeckens beteiligt. Unter seinen 26 Nebenflüssen kommen ihm der Trinidad und Gatunriver fast an Größe gleich. Außer den durchschnittlichen jährlichen Niederschlagsmengen von ca. 3200 mm tritt aus dem weit sich ausdehnenden Gebiet der Uferhänge eine gewaltige Zufuhr an Stauwasser ein.

Dieser Aufstauung stehen nun die durch Verdunstung (durchschnittlich 1300 mm pro Jahr), Lecken der Schleusentore und -zuflußröhren, Entnahme zum Betrieb der Kraftstation und Wasserleitung, zur Durchschleusung von Fahrzeugen und zurzeit durch Pumpen am Cucaracha-Erdrutsch herbeigeführten Verluste gegenüber.

Angeblich nun versickerte bis April der ganze Seeinhalt in dem zerborstenen, zerklüfteten Seeboden. Die Versickerung von Wasser in Stauseen und Kanälen hängt in erster Linie von der Porosität der Gesteine ab, welche die Sohle bilden. Die Felsen der Gatun- und Bohioformation, in deren Bereich sich der Stausee ausdehnt, bestehen aus feinkörnigen, wenig porösen Fragmenten; außerdem sind sie wohl geschichtet und auffallend arm an Verwerfungsspalten. Sie bilden aus diesem Grunde eine sehr günstige natürliche Unterlage für die Stauwasser des Seebeckens. Die einzige Möglichkeit für den Abzug von Sickerwasser hätten allenfalls die unter dem Gatundamm gelegenen Pleistozänbetten des Chagres geboten. Sie reichen in beträchtliche Tiefe. Bei der Fundamentierung des gewaltigen Erdwerkes wurde denn auch auf die Verschüttung und Dichtung dieser alten Flußrinnen besondere Sorgfalt verwandt. Es ist niemals, seit 1912, irgend etwas von Versickerungen am Gatundamm bekanntgeworden. Die Ergebnisse der sorgfältigen Studien des bekannten Fachgeologen MacDonald erweisen einen derartig minimalen Betrag für Abgänge durch Versickerung, daß sie praktisch in den Berechnungen für Wasserzufuhr unberücksichtigt bleiben können.

Es wäre nun aber denkbar, daß durch Infiltration des Seebodens bedeutende Wassermengen entzogen würden. Man vergißt dabei nur, daß dieser Boden in seiner ganzen Ausdehnung seit Jahrtausenden alljährlich neun Monate lang der Infiltration durch die Überschwemmungen der Flüsse ausgesetzt war. So war die künstliche Überstauung durchaus nichts Ungewöhnliches für ihn.

Schon aus diesen, auf sorgfältigen Untersuchungen beruhenden Gründen mußte die Be-

*) Gegenüber der auch in der Internat. Monatsschrift bisher zum Ausdruck gekommenen pessimistischen Anschauung des gewaltigen Kanalwerks halten wir es für angezeigt, den folgenden widersprechenden Ausführungen ebenfalls Raum zu geben. Die Redaktion.



hauptung von einer ungenügenden Wasserzufuhr im Seegebiet zurückgewiesen werden. Die Tatsachen werden indessen die Unzuverlässigkeit der gegen den Kanal geltend gemachten Einwürfe in noch höherem Maße bekräftigen. Bis Juni 1913 bestand keineswegs die Absicht, das Niveau des Staubeckens auf mehr als + 48 Fuß zu heben, da der Überlauf (Spillway) noch nicht fertiggestellt war. Nach Verschluß der provisorischen Abzugskanäle vollzog sich die Füllung des Sees in folgender Weise: der Wasserstand betrug am

1. Juni 1913	48.43 Fuß,
1. Juli 1913	48.75 „
1. August 1913	54.29 „
1. September 1913	60.42 „
1. Oktober 1913	66.00 „
1. November 1913	72.46 „

(am 10. Oktober war nach Sprengung des Gamboadamms das Wasser in den Culebraeinschnitt gelassen worden)

1. Dezember 1913	82.01 Fuß
1. Januar 1914	84.48 „

Da mit Rücksicht auf einige Aufschüttungsarbeiten an dem nur 87 Fuß hohen Cañosattel im Seegebiet das Niveau auf 84 Fuß gehalten werden mußte, wurde auch während der Trockenzeit der Überlauf geöffnet. Trotz bedeutender Abgänge durch Schleusenbetrieb, Verdunstung usw. blieb der See auf folgender Höhe: Februar 84.90, März 84.80, April 84.81, Mai 89.89, Juni 84.89 Fuß (Canal Record).

Dabei waren bis 1. Juni in Gatun 67, in Pedro Miguel 42, in Miraflores 51 Durchschleusungen vorgenommen, und der kleine Stausee von Miraflores vom Culebra-Einschnitt aus von 45 auf 51 Fuß Wasserstand gehoben worden. Beträchtliche Wassermengen wurden dem Staubecken außerdem noch durch das Reservoir und die Monitoren am Cucarachaerdrutsch entzogen.

Um die Art und Weise der Wasserregulierung des Staubeckens zu erläutern und zugleich die streng wissenschaftliche Handhabung des hydrographischen Dienstes am Isthmus zu beweisen, entnehmen wir den authentischen Berichten der hydrographischen Stationen einige Daten:

1. Januar 1913 Wasserstand im Stausee	48.30 Fuß,
31. Januar 1913 Wasserstand im Stausee	48.35 Fuß,

demnach eine Aufstauung von 41 sec./Fuß. Um ein Herabsinken des Niveaus auf 48 Fuß zu erreichen, wurden die Abzugskanäle des Überlaufes geöffnet. Die Aufstauung im Seebecken erfolgte durch

Zufuhr durch Flüsse 58 Prozent der Norm (Periode von 24 Jahren),
Zufuhr durch Regen 75 Prozent der Norm.

Niederschläge auf der Seefläche	294 cubfuß/sec.
Zuwachs (Abwasser) aus den Uferrändern	2706 „ „
Totalzuwachs	3000 sec. Fuß
Abgänge durch Verdunstung	417 „
Nettozuwachs	2583 sec.
Abgänge durch Überlauf	2542 „
Aufstauung	41 cubf. p. sec.

Zum Vergleich ziehen wir die Statistik aus einem Monat der Regenzeit heran

1. November 1913 Wasserstand	72.46 Fuß,
30. November 1913 Wasserstand	82.04 Fuß,

demnach eine Aufstauung von 15 295 sec. Fuß.
Zufuhr durch Flüsse 111 Prozent der Norm,
Zufuhr durch Regen 84 Prozent der Norm.

Niederschläge	1 941 sec. Fuß
Zuwachs aus Uferrändern	13 848 „
Totalzuwachs	15 789 sec.
Abgänge durch Verdunstung	472 „
Nettozuwachs	15 317 sec.
Abgänge durch Durchschleusung, Lecken der Tore, Pumpen usw.	22 „
Aufstauung	15,295 cubfuß/sec.

Oder nehmen wir den trockensten Monat.

1. März 1914 Wasserstand	84.80 Fuß,
31. März 1914 Wasserstand	84.81 Fuß,

demnach eine Aufstauung von 19.0 sec. Fuß (der Überlauf wurde am 25. und 26. geöffnet und entlud 159 Millionen cubfuß).

Zufuhr durch Flüsse 79 Prozent der Norm,
Zufuhr durch Regen —

Niederschläge	84.0 s. F.
Zuwachs aus Uferrändern	1145.0 „
Totalzuwachs	1229.0 s. F.
Verdunstung	1062.0 „
Nettozuwachs	167.0 s. F.
Abgänge durch Überlauf Gatun	59.4 „
Lecken am Uferlauf	3,6 „
Durchschleusungen	25.8 „
Lecken der Tore und Zuflußröhren	2.1 „
Durchschleusungen in Pedro Miguel	4.8 „
Lecken in Pedro Miguel	1.4 „
Pumpen am Cucaracha-Erdrutsch	3.4 „
Wasserreservoir	41.8 „
Pumpen zur Auffüllung des Mirafloressees	5.2 „
Totalabgänge	147.5 s. F.
Aufstauung	19.0 s. F.

Auf Grund dieser mit größter Genauigkeit vorgenommenen Messungen muß die Leistungsfähigkeit des Gatunsees in ganz anderem Lichte erscheinen, als die irrige Kritik glauben machen will. Selbst bei „Fachleuten" wie Ewald scheint über einige prinzi-



pielle Einrichtungen am Panamakanal Unklarheit zu herrschen. Der Spiegel des Gatunsees wird nämlich während der Regenzeit auf + 85 Fuß Höhe gehalten und erst gegen Ende derselben auf die Maximalhöhe von 87 Fuß gestaut. Im Culebra-Einschnitt beträgt somit die Maximaltiefe 47 Fuß. Da nur 39 bis 40 Fuß für die Großschiffahrt erforderlich sind, so bleiben für die Entnahme während der trockenen Monate mindestens 7 Fuß. Schiffe aber, wie z. B. der „Imperator", könnten selbst dann noch den Culebra-Einschnitt mit vorsichtiger Fahrt passieren, da sein größter Tiefgang (mit Kohlen) 38 Fuß beträgt, und unsere Kapitäne der Hapag mit 2 Fuß unter dem Kiel die Elbe aufwärts fahren. Rechnen wir die durch Verdunstung, Kraftstation, Wasserleitung, Lecken usw. bedingten Verluste ab, so bleibt immer noch Wasser genug für 41 tägliche Durchschleusungen bei totaler Inanspruchnahme der Kammern, 58 bei partieller und wechselseitiger Füllung zur Verfügung (1 Durchschleusung erfordert 4—5 Millionen cbfuß).

Demnach steuern die Dinge am Kanal einer betriebsfrohen Zukunft entgegen, und Oberst Goethals hat ganz recht, wenn er alle kritischen Einwendungen mit einem Achselzucken zurückweist: „der Kanal selbst werde schon die Antwort geben".

Jene ominöse Meldung des Erbauers konnte sich demnach nur auf die Fahrrinne am Cucaracha-erdrutsch, welche seit Januar 1914 mit einigen Schwankungen auf 30—40 Fuß Tiefe und 200 Fuß Breite gehalten wurde, beziehen. Nachdem Anfang Oktober 1913 dieser gewaltige Bergsturz die ganze Kanalsohle verschüttet hatte, wurde allgemein der am 10. Oktober erfolgte Wassereinlaß als verfrüht angesehen. Nach den heute vorliegenden Baggerleistungen hat jedoch Goethals durchaus recht behalten. Die Naßbaggerung der Schuttmassen ist nicht nur viel billiger, sondern weit wirkungsvoller als die Ausschachtung der Dampfschaufeln. Die noch an den Hängen und auf der Kanalsohle lagernden Rutschmassen (schätzungsweise 1 Million cbyards) werden dank der vorzüglich organisierten Baggerarbeiten und der an der Rückseite des Berges tätigen Monitoren innerhalb einiger Monate beseitigt sein. Das ganze Massiv der lockeren Lehme und Mergel wird abgetragen und zur Auffüllung der landeinwärts liegenden Sümpfe verwendet. An mehreren Stellen treten bereits die Ergußmassen der basalen Basalte an den Tag. Gewiß wird diese überaus lästige Böschungsbewegung noch einige Zeit andauern, aber die Art und Weise der Organisation der Aufräumungsarbeiten schließt die Möglichkeit aus, daß ein zweites Mal ein das Kanalbett überlagernder Einsturz stattfindet. Jeder Tag bedeutet eine Verringerung der Gefahr. Auch an andern alten Einsturzzentren bewegen sich zeitweise noch die Böschungen, aber überall liegen Bagger bereit, welche eine genügend breite und tiefe Fahrrinne freihalten, bis dann durch die Abtragung der die Böschung belastenden terrestren Massen allmählich der Ruhewinkel erreicht wird. Ein Blick auf die Kanalkarten der Baggerstation muß jeden Zweifel an der Möglichkeit einer endgültigen Zurückdämmung der Erdrutsche beheben. Auch die Aufbauchungen der Sohle, die sogenannten „Upheavels", sind auf ein Minimalmaß zurückgedrängt worden und werden leicht im Schacht gehalten.

Selbst wenn nun aber alle diese kritischen Einwürfe gegen die Betriebsfähigkeit der Wasserstraße hinfällig würden, so bliebe im Hintergrund immer noch die lauernde Gefahr der Erdbeben. Die etwa 40 sogenannten „Terremotos" im Oktober und November 1913 mußten diese Gefahr als besonders bedrohlich erscheinen lassen. Die Ursache jener Beben lag in einer Senkung des Meeresbodens längs einer der Küste von Los Santos parallel streichenden Verwerfungsspalte. Da nun die jenseits (landwärts) der Verlagerungszone befindlichen terrestren Massen unzweifelhaft in entgegengesetzter Bewegung, also in Hebung begriffen sind, so traten längs derselben gewaltige Spannungen auf, welche zu Gesteinsbrüchen, Zerreißungen und Spaltungen der Felsen führten und die Oberfläche lebhaft erschütterten. Im Epizentrum der kritischen Zone erreichten die Stöße eine Intensität von 6—7 der Rossi-Forel-Skala, in Panama 5—6, so daß im ganzen Kanalgebiet keinerlei Schaden angerichtet wurde. In geschichtlichen Zeiten ist am Isthmus kein nennenswertes Beben bekannt geworden, und auch die zuletzt gemeldeten Stöße äußerten keinerlei bedrohliche Wirkung für den Kanal. Nach wie vor ist daher die Möglichkeit, „daß der Isthmus nun auch einmal von einem kräftigen Erdbeben betroffen" werden könne, sehr gering.

Für die Augenzeugen, welche die Entwicklung und Vollendung des Riesenwerkes am Isthmus im Verlauf der letzten Jahre miterlebten, ist das Panamakapitel technisch abgeschlossen. Es ist nicht erhaben über alle Unzulänglichkeiten eines von Menschenhand geschaffenen Werkes, noch steht es jenseits der im Hintergrunde allen Geschehens lauernden Gefahren. Aber es steht unantastbar hoch über der Kleinheit einer Kritik, die sich mit zwerghaften Händen bemüht, ihm seinen Ruhm zu schmälern. Selbst wenn durch unvorhergesehene Katastrophen sein Fortbestand bedroht werden sollte, so war seine Vollendung doch einer der glänzendsten Tri-

umphe des Menschengeistes, und die in seiner Tiefe aufgespeicherten Energien würden wie mit einem Schlage erwachen und aufs neue jenes beispiellose Ringen um den Erfolg beginnen, dessen Schauspiel soeben unter den Augen der Mitwelt abgeschlossen wurde. Eines wollen wir bei allem Freimut der Kritik nicht vergessen, daß der Panamakanal nur möglich war durch den unbesiegbaren, großen Glauben an das Gelingen des Werkes.

Panama. Otto Lutz.

Die dritte schweizerische Landesausstellung in Bern.

Die schweizerische Landesausstellung, die seit dem 15. Mai in der Bundeshauptstadt Bern ihre Pforten geöffnet hat, ist die dritte derartige Veranstaltung der Schweiz. Ein Menschenalter trennt sie von der ersten, die 1883 in Zürich stattfand, und geraume Zeit auch von der zweiten in Genf 1896 abgehaltenen. Der imposante räumliche Umfang des gegenwärtigen Unternehmens bringt schon äußerlich die gewaltigen Fortschritte auf allen Zweigen des Lebens, deren sich das Land während der letzten Jahrzehnte erfreute, zum Ausdruck. Während den Ausstellern von 1883 nur ein Platz von 120,000 Quadratmetern zur Verfügung stand, umfaßt die Grundfläche in Bern, unmittelbar nordwestlich an das Weichbild der Stadt sich schmiegend und anderseits an den Bremgartenwald gelehnt, einen Bereich von 500,000 Quadratmetern. Von den drei organisch zusammenhängenden Teilen des langgestreckten Ausstellungsfeldes ist das Neufeld links, das ungefähr die Hälfte des Ganzen ausmacht, der schweizerischen Industrie, das Mittelfeld dem Gastgewerbe und der Genußmittelindustrie, und das Viererfeld rechts der Landwirtschaft und Kunst gewidmet.

Unter den Bauten des Neufeldes dominiert die Maschinenhalle, mit 14,000 Quadratmetern Areal eine der größten Eisenbauten der Neuzeit; sie ist durchaus nicht nur für den gegenwärtigen Zweck, sondern für die Dauer in solidester Konstruktion ausgeführt, da sie nach Schluß der Ausstellung der Lötschbergbahn als Lokomotiv- und Wagenschuppen zu dienen bestimmt ist. Die hohe lichte Halle enthält die ungeheure Summe von genialer Arbeit, die in der Schweiz auf dem Gebiet der Maschinenindustrie in neuester Zeit geleistet worden ist; vor allem wird gezeigt, welche immer mehr entscheidende Rolle der elektrischen Kraft als Betriebsmittel zufällt, und hinwiederum, was der menschliche Geist schier Unfaßbares in der Herstellung dieser modernsten Energie ersonnen hat. Namentlich Maschinenfabriken der Ostschweiz sind mit gigantischen Turbodynamoanlagen vertreten, an denen die Ausnützung mächtiger Wasserkräfte für die Arbeit, sinnfällig auch für den Laien, vor Augen geführt wird. Daß aber auch die Dampfmaschine alten Stils zu höchstem Maße der Arbeit weiterentwickelt wurde, bezeugt der zweistöckige Dampfkessel, der als Krafterzeuger für die Maschinenhalle das ganze Heer von Rädern der einzelnen Objekte in Bewegung setzt. Ganz außerordentlich sind auch nach ihren Leistungen die großen Stickmaschinen und die ratternden Riesenwebstühle für Seide und Baumwolle. Was ist da aus einem industriellen Zweige, der einst nur als Hausindustrie gepflegt wurde, geworden! An die Maschinenhalle ist sinngemäß ein Raum angegliedert, der den überraschenden Fortschritt in der Herstellung des Materials für das Transportwesen zeigt (Eisenbahn- und Post-Transportwesen). Historisches und Neues ist hier wirkungsvoll nebeneinandergestellt. Wie ein sagenhafter Zwerg nimmt sich die niedliche Lokomotive „Speiser" aus den sechziger Jahren neben den heutigen Titanen der Bundesbahnen aus. Besondere Sehenswürdigkeiten sind die elektrischen Kraftwagen der Lötschbergbahn, die zum erstenmal in der Schweiz die Möglichkeit und Rentabilität der elektrischen Energie für internationale Linien praktisch bewiesen hat. Die Drahtseilbahnen und Bergbahnen zeigen an Modellen und Bildern die Art des Betriebs mit dem Nebenzweck, auch über dessen Sicherheit aufzuklären. Außerdem führen sie die landschaftliche Schönheit der Strecken in Bildern und hervorragenden Erzeugnissen der Plakatkunst vors geistige Auge. So hat die Jungfraubahn zwei große Gemälde von Hodler und Anneler ausgestellt, das eine vom Jungfraujoch, das andere von der Schynigeplatte aus gemalt. Die Pilatusbahn zeigt den Unterbau mit Triebwerk und Bremsvorrichtung eines ihrer Wagen, die Rigi-Vitznaubahn ein Zugmodell von heute neben demjenigen der ersten Rigilokomotive von 1871. In einem eigenen Raume orientieren die Bundesbahnen durch treffliche graphische Tabellen über Betriebsergebnisse, Güterverkehr, den Personalstand des Bundesbahnerheeres, Zahl der täglichen Züge und Reisenden, Reisegeschwindigkeit u. a. Sehr belehrend ist die Darstellung der Höhenprofile der schweizerischen Eisenbahnen und eine große Karte, die Aufschluß über das Netz der schweizerischen Elektrizitätswerke und elektrischen Bahnen gibt.

Im Zusammenhang mit der Ausstellung der Bahnen steht die der Postverwaltung, worin ebenfalls der moderne Aufschwung neben die geschichtliche Vergangenheit zu interessantem Vergleiche gestellt erscheint. Hier sehen



wir den alten Postwagen neben dem hocheleganten Straßenbahnwagen. Trachtenbilder erinnern an die gute alte Zeit der Postläufer der dreizehn alten Orte. Der Philatelist findet seine Augenweide in den Schaukästen, worin die Entwicklung der Briefmarke vom gelbgrünen Adler von Genf (1843) und dem Basler Täubchen (1845) bis zur Tellknabenmarke von Welti, zur Helvetiabrustbildmarke von L'Epplatenier und Geel und zur allerneuesten Tellmarke von Kißling lückenlos geführt ist. Maschinen an der Arbeit zeigen den Aufdruck der Marken auf Briefumschläge; die eine mit Handbetrieb stellt in der Stunde 2000, die andere automatische 3500 Drucke her. Graphische Tabellen veranschaulichen die enorme Entwicklung des heutigen Postverkehrs. Den 55,976,000 Briefsendungen von 1870 stehen 494,038,000 von 1913 gegenüber. 1852 wurden 6,348,000 Fr. verschickt, 1912 die Summe von 3314 Milliarden. In Tausendernoten aufgestapelt, würde letzterer Betrag die vierfache Höhe des Berner Münsters erreichen.

In einem gesonderten Gebäude sind Straßen- und Wasserverkehr und deren Hilfsmittel, die Wasserwerke, das Feuerlöschwesen, die Gas- und Wasserversorgung und die Lederindustrie untergebracht. Nicht leicht sonstwo, wie in der Schweiz, war man ja durch die natürliche Abgeschlossenheit der Alpentäler einerseits und durch den durch das ganze 19. Jahrhundert stetig wachsenden Fremdenverkehr anderseits veranlaßt, dem Ausbau der Straßen ein sorgfältiges Augenmerk zuzuwenden. Man sieht da auch alle Typen der landesüblichen Wagen, vom schweren Fuhrwerk bis zum hochentwickelten Luxuswagen. Die zahlreichen Wasserkräfte des Landes und deren Ausnutzung, zumeist für die Erzeugung elektrischer Kraft zu Hunderttausenden von Pferdekräften, sowie die wirtschaftliche Bedeutung solcher Unternehmungen, welche die Schweiz zu einem förmlichen Sammelbecken von ungeahnten Triebkräften gemacht haben, wird an zahlreichen übersichtlichen Karten, Plänen, Modellen, Baubeschreibungen, Statistiken, Tabellen und Geschäftsberichten aufgezeigt. Eine andere Seite der „Wasserwerke", die Wasserversorgung der modernen Großstadt, wird in all ihren bedeutsamen Aufgaben für die Technik veranschaulicht. Ein einfacher Handgriff genügt, um riesige Wassermengen auf die Dächer der Häuser und in die Höhen der Kirchtürme zu fördern, indes man vormals auf wenige Auslaufbrunnen angewiesen war; damit hängt denn auch die Schlagfertigkeit des in der Schweiz hochentwickelten Feuerlöschwesens zusammen. Die Unmenge von Hilfsmitteln, deren selbst die gewöhnliche Dorffeuerwehr zur Erfüllung ihrer Pflicht bedarf, wird in mannigfaltigen Typen vorgeführt, in Spritzen, Leitern, Werkzeugen, Wagen, Melde- und Schutzapparaten. Welcher Abstand zwischen der einfachen holländischen Feuerspritze von 1680 und der heutigen Dampfspritze, zwischen der Feuerwehr mit dem Eimer und der mit Extinkteuren, Hydrantenwagen und automobilen Fahrspritzen!

Im langgestreckten Bau der G e s u n d h e i t s p f l e g e ist vornehmlich die Zufuhr der für größere Menschensiedlungen nötigen Lebensmittel und des Wassers, sowie die Art der Abfuhr der Abfälle veranschaulicht; daneben erhebt sich das Gebäudeviereck mit der Darstellung der in der Schweiz vorbildlichen Einrichtungen der E r z i e h u n g und ö f f e n t l i c h e n V e r w a l t u n g. Besonders lehrreich sind die Gruppen des beruflichen Bildungswesens, der Fortbildungsschulen, Frauenarbeitsschulen und Haushaltungsschulen. Die Gruppe O e f f e n t l i c h e V e r w a l t u n g u n d S t ä d t e b a u gewährt tiefgründigen Einblick in die systemmäßige Anordnung jener Momente, welche das staatliche und städtische Leben mit all seinen Mannigfaltigkeiten ausmachen. Hier spielt die Statistik eine Hauptrolle, wo es sich um Bevölkerungsziffern, Sanität, Unterricht, Justiz, Armenwesen, wirtschaftliche Verhältnisse, Verkehr, Steuern, Politik und Sozialhilfe handelt. Wie vielseitig wird der Städtebau des weiteren in bezug auf seine Fortentwicklung in Bauten und Wohnungen, in Verkehr, Bodenpolitik, Garten- und Parkanlagen usw. zur Anschauung gebracht! Diese Gruppe kann als ein Kabinettstück der ganzen Ausstellung bezeichnet werden. Und mit besonderer Genauigkeit ist auch der J u g e n d u n t e r r i c h t, der Stolz des Schweizers, in allen seinen Zweigen von unten bis oben veranschaulicht. Wer die Darbietungen dieser Abteilung mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird begreifen, daß die Schweiz in dieser Hinsicht einen der ersten Plätze unter den Kulturstaaten erobert hat. In der Ausstellung des „W e h r w e s e n s" nehmen das meiste Interesse die Grundlagen in Anspruch, welche die ausgedehnte freiwillige Bereitschaft des Volkes geschaffen hat, so der militärische und turnerische Vorunterricht der Jugend und das mustergültig organisierte außerdienstliche Schießwesen.

Im Gebäude der T e x t i l i n d u s t r i e läßt sich erkennen, wie sich bestimmte Industriezweige auf ganz bestimmte Kantone im Laufe der Zeit konzentriert haben. Baumwolle, Wolle, Seide und Flachs werden in der Ost-, Nord- und Mittelschweiz, Stroh hauptsächlich im Aargau verarbeitet. Basel und St. Gallen haben vorzugsweise Hausindustrie, Glarus und Zürich Fabrikarbeit. Die in der ganzen Welt berühmten St. Galler Stickereien sind in prächtigen Stücken vertreten. Es wäre an dieser Stelle unmöglich, auf Einzel-

heiten einzugehen, die sich in den übrigen Gebäuden und Pavillons des Neufeldes bieten, so im Uhrenpavillon, wohl dem reichsten nach dem Wert der gezeigten Objekte, besonders aus Genf, im großen Trakt von Bauten, welche Bauwesen, Baumaterialien und Raumkunst enthalten (hier besonders reichhaltig die Gruppe Hochbau), im Pavillon der Keramik, Holzschnitzerei und der Musikinstrumente und im Gebäude der Graphik und Chemischen Industrie.

Das „Mittelfeld" steht unter dem Zeichen des Gastwirtsgewerbes. Vier große Wirtschaften laden zu willkommener Stärkung ein, und zwar zu musterhafter, da auch diese Etablissements ausstellungsgemäß dem Weltruf schweizerischer Gastlichkeit Ehre zu machen streben. Die anschließende imposante Festhalle dient außer offiziellen Festlichkeiten vornehmlich der periodischen Aufführung des nationalen Festspiels: „Die Bundesburg" von Bernoulli, durch das die auf der Verfassung von 1848 aufgebaute Schweiz ihre dichterische Verklärung erfährt. Benachbart den Gaststätten erhebt sich das Gebäude der Genußmittelindustrie, worin einzelne Untergruppen (Schokolade, Fruchtkonserven, Milchkonserven, Maggirollen) hochwichtige schweizerische Großbetriebe repräsentieren. Der anschließende „Gartenbau" hat sein schönstes Objekt eigentlich in der gärtnerischen Ausstattung des ganzen Ausstellungsareals geleistet und bietet hier noch Einzelleistungen besonderer Art.

Das Viererfeld, gewidmet den Darbietungen der Urproduktion und der Kunst, enthält unter anderm die eidgenössische transportable Kunsthalle mit 2400 Werken von 470 schweizerischen Künstlern, ferner das Gebäude der Milchwirtschaft und des Weinbaues, der zwei wichtigsten Agrikulturproduktionen des Landes, Viehstallungen, einen Pavillon der Förderung der Landwirtschaft (landwirtschaftliche Schulen, Vereine, Versuchsanstalten usw.), ein Gebäude der landwirtschaftlichen Maschinen und eine Ausstellung der Hunde, Fische und des Jagd- und Forstwesens. Und um echtem alten Volkstum, bodenständiger Art auch inmitten der Aufmachungen modernster Fortschritte gerecht zu werden, hat man hier das ‚Dörfli' geschaffen, die Type des trauten Schweizerdorfs mit dem vielbesuchten Wirtshaus ‚Zum Röseligarten', wo so mancher Ausstellungsmüde zu beschaulicher Rückschau und Atzung Einkehr hält.

Der Gesamteindruck der Ausstellung ist ein einheitlicher, dabei großzügiger. Sie vermittelt die klare Erkenntnis der ungeheuren Fortschritte der Schweiz während der letzten Jahrzehnte auf allen kulturellen Gebieten, insbesondere auf dem der Technik und ihrer praktischen Anwendungen. Das hohe Interesse, das die Unternehmung weit über die Grenzen des Landes erweckt hat, beweist der zahlreiche Besuch aus allen Ländern, nicht zum wenigsten die Anmeldung von über hundert Kongressen, die während der Dauer der Veranstaltung in der Stadt des internationalen Friedensbureaus und so mancher anderer internationaler Einrichtungen ihre Tagungen abhalten sollten. So hat sich die Bundeshauptstadt Bern neuerlich durch seine Landesausstellung als ein Brennpunkt modern pulsierenden Lebens bewährt.

München. Karl Fuchs.

Deutsche Humanisten in Polen.

Die Deutschen haben in Polen seit dem 13. Jahrhundert alle Zweige der Kultur gefördert. Einen kleinen Ausschnitt aus dieser Geschichte deutscher Arbeit bietet der folgende Aufsatz.

Schon frühzeitig hat die humanistische Richtung durch deutsche Vertreter Eingang in Polen gefunden. Zunächst nach Krakau, wo ihre ersten Spuren schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts nachzuweisen sind. Der Reichtum und der Glanz dieser Stadt, die nicht umsonst als nordisches Rom bezeichnet wird, ferner ihre berühmte Universität, zogen viele deutsche Scholaren und Gelehrte herbei. Schon seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts sind sie in den Universitätsmatrikeln nachweisbar. Besonders in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts und am Anfang des 16. Jahrhunderts kamen sehr viele Deutsche an die Krakauer Universität, unter ihnen befanden sich auch Dichter, Schriftsteller und Gelehrte von Ruf. Es sei nur erwähnt, daß der bekannte Satiriker Thomas Murner Krakau aufsuchte, um wahrscheinlich in der Astrologie bessere Belehrung zu finden. Ebenso interessant ist, daß der bekannte deutsche Humanist Konrad Celtis (Bickel) in den Jahren 1489—1491 hier verweilte. Ferner seien als Förderer der humanistischen Studien genannt: Johann von Sommerfeld, Georg Schmed aus Neisse, Laurenz Rabe aus Neumarkt in Schlesien, Heinrich Bebel aus Justingen in Schwaben, Bartholomäus Stein aus Brieg, Erasmus Beck aus Krakau, Bernhard Feyge aus Breslau, Wenzel (Köhler) aus Steinseifen oder Hirschberg, Michael von Sternberg aus Ellguth, Georg Weihrauch aus Liegnitz, Rudolf Baumann (Agricola) aus Wasserburg am Bodensee, Valentin Eck aus Lindau, Sebastian Steinhofer aus Hall am Inn und viele andere. Viele von diesen aus weiter Ferne nach Krakau gekommene Gelehrte haben sich daselbst überaus wohlgefühlt, so

vor allem auch Celtis. Von den andern Gelehrten sei noch der mit Celtis befreundete vielseitige Johann Bär (Ursinus) genannt, der ein gebürtiger Krakauer war. Bär war Humanist, Astrologe, Mediziner und Jurist; er hatte dem Römischen Recht auf der Universität Eingang verschafft. Erwähnenswert ist, daß der Professor Benedikt Hesse schon damals gegen den Kapitalismus auftrat, weil dieser die Minderbemittelten unterdrückte. Hervorgehoben sei auch noch, daß unter den Krakauer Bürgern sich ganz hervorragende Freunde der Wissenschaften befanden, so z. B. Severin Boner, der mit dem berühmten Humanisten Erasmus von Rotterdam in Briefwechsel stand und diesem 1530 zwei goldene Denkmünzen widmete, die noch gegenwärtig im historischen Museum zu Basel erhalten sind. Auch andere Krakauer Deutsche standen mit Erasmus in Verbindung, so Decius-Ditz und Johann Boner.

Es kann hier nicht der Ort sein, über die Tätigkeit aller deutschen Scholaren und Lehrer in Krakau zu berichten, nur einiges soll darüber gesagt werden. So sei vor allem erinnert, daß Celtis hier Krakau, das Weichselland, die Karpathen, die Gruben von Wieliczka und seine Freunde besungen hat. Die Liebe zur polnischen Edeldame Hasilina von Rzytonic hielt ihn in Krakau lange fest und brachte das erotische Element in seine Dichtungen. Alle diese in Polen entstandenen Gedichte, um seine Geliebte gruppiert, bilden sein erstes größeres Werk, die „Quatuor libri amorum", das freilich erst in Ingolstadt abgeschlossen wurde. Von den andern oben genannten Krakauer Humanisten besang Rabe den polnischen König Alexander (1506); Bebel pries Bacchus als den Arzt aller Sorgen und den Vater der Fröhlichkeit und rühmte Krakau als die Geburtsstätte seiner Muse; ebenso besang Feyge Krakau, wo er dichten gelernt hat; Baumann-Agricola verherrlichte die Vermählung König Siegmunds mit Bona Sforza (1518) und dichtete allerlei Gefälligkeitsverse; Eck besang in einem Freudengesang einen glänzenden polnischen Sieg über die Russen (1514), verfaßte an König Siegmund gerichtete Klagelieder über die vernachlässigte Religion (1518) und gab ein Buch von der Dichtkunst heraus; auch besang er seine Freunde, darunter auch den oben genannten Baumann-Agricola.

So sehen wir das humanistische Treiben in voller Blüte am Strande der Weichsel; auch erfahren wir, daß mancher dieser Dichter wie anderwärts auch in Galizien kärglichen Lohn durch die Widmung seiner Gedichte gesucht hat. Darüber finden wir in den Krakauer Stadtverrechnungen noch zum Jahre 1571 folgende Notizen: Einem Deutschen, der dem Rat seine Gedichte gewidmet hat, auf Befehl der Ratsherren 30 Groschen; einem Deutschen, der seine Gedichte über die Tugenden dem löblichen Stadtrate zugeeignet hat, 33 Groschen.

Wie in Krakau, hat der Humanismus auch in andern Orten Galiziens Eingang gefunden. In der alten deutschen Stadt Biecz, wo schon im 15. Jahrhundert eine tüchtige Schule bestand, sollte nach der Schulordnung von 1553 der Lehrer mindestens im Lateinischen und Deutschen bewandert sein, wenn möglich auch im Griechischen. Gelesen sollten werden Cicero, Virgil, Sallust und andere gute klassische Schriftsteller. Auch in Lemberg gab es damals eine tüchtige Schule, an der auch deutsch unterrichtet wurde. Wie in Krakau sind auch in Lemberg zahlreiche deutsche Gelehrte nachweisbar, die sich der humanistischen Bildung erfreuten. Der Lemberger Chronist Zimorowicz, selbst ein gelehrter Mann, hat uns ein langes Verzeichnis von Vertretern der Wissenschaft, die in Lemberg vom 15. bis zum 17. Jahrhundert ansässig waren, überliefert. Zu ihnen gehören: Johannes Scolteti, Stanislaus Gibel, Andreas Berger, Christoph Rottendorff, Gaspar Schlegel, Thomas Dresdner, Joh. Ursinus (Bär), Andreas Olpner, Johann Alnpeck, Johann Habermann, Urban Brill, Vater und Sohn Dominik Hepner, Jakob Scholz, Martin Scholz Wolfowicz, Kaspar Scholz, Johann Wolfowicz, Martin Grozwaier und Martin Habermann. Wir finden unter diesen Männern Doktoren der Philosophie, der Medizin, der Rechte und der Theologie. Einzelne gehören Familien an, die sich überhaupt durch rege Teilnahme an den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen auszeichneten. Zu diesen Familien zählen vor allem die Alnpecks, Hans Alnpeck, der im Jahre 1576 das Lemberger Bürgerrecht erworben hat, hinterließ bei seinem Tode eine Sammlung von geographischen Karten, etwa 65 Bilder und Porträte und eine reiche Bibliothek, in der sich alte deutsche Bücher und Handschriften, lateinische Klassiker, auch schon polnische Werke befanden. Sein Sohn, der oben genannte Johann († 1636), hat, obwohl er als Sohn eines Kaufmannes selbst zum Kaufmann bestimmt war, in Padua studiert, und neben seinem Geschäft sich der Wissenschaft und Dichtkunst gewidmet. Von ihm rührt her die Beschreibung Lembergs in Bruinus-Braun, Civitates orbis terrarum (Köln 1597—1618) Bd. VI. Auch hinterließ er eine wertvolle Geschichte der Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft und Rat in Lemberg am Anfang des 17. Jahrhunderts. Sein Nachlaß umfaßt zahlreiche Bücher; unter diesen fanden sich neben lateinischen und italienischen Werken wenige deutsche und viele polnische, ein Zeichen der fortschreitenden Polonisierung. Auch besaß Alnpeck Statuen und Bilder, darunter solche italienischer Arbeit, und viele Familienpor-

träte. Johanns Sohn war Valerian Alnpeck. Er war Doktor der Philosophie und Medizin, zählte zu den bedeutendsten Aerzten Lembergs, betrieb aber auch die Handelsgeschäfte seiner Vorfahren weiter. Er hinterließ eine große Anzahl Kunstwerke, 102 Gemälde, astronomische Instrumente und 1248 Bände in 45 Bücherkasten, umfassend die verschiedenen Wissensfächer. Diese Bücherei erbte sein Sohn Ludwig, der bei seinem Tode (1704) mit rührender Sorgfalt derselben gedenkt. Auch die bekannte Familie Scholz wies nicht nur tüchtige Kaufleute und Kunstliebhaber, sondern auch den gelehrten Dr. Kaspar Scholz auf, der in lateinischer Sprache schrieb und dichtete. Er hinterließ eine Bibliothek von etwa 200 Büchern, darunter Plato, Aristoteles, Plutarch, Livius und Sallust. Eines seiner lateinischen Gelegenheitsgedichte ist der Vermählung des Krakauer Bürgers Stanislaus Brykner mit Susanne, der Tochter des uns bereits bekannten Lemberger Ratsherrn Johann Alnpeck gewidmet (1624).

Mit der neuen Richtung hielt auch das Humanisten-Drama seinen Einzug. So erfahren wir, daß schon 1516 die Krakauer Studenten vor dem König und der Königin ein Spiel „Ulyssis prudentia in adversis" aufführten. Ebenso wurde 1522 das Stück des Johann Locher aus Schwaben „Judicium Paridis de pomo aureo" auf der Krakauer Burg gegeben; Krakauer Studenten polnischer Nationalität waren die Darsteller. Für die Aufführungen solcher „Komödien" mögen die Krakauer Ratsherren die in den Stadtrechnungen verzeichneten Geldbeträge gespendet haben. Bei den innigen Beziehungen zwischen den deutschen Ansiedlungen in Galizien und jenen in Oberungarn darf man annehmen, daß in den deutschen Orten Galiziens auch die in der Zips und ihren Nachbargebieten aufgeführten Schuldramen u. dgl. nicht fremd blieben. Auch die von den Humanisten eingeführten Festspiele waren nicht unbekannt. So sind 1622 in Lemberg gelegentlich einer Heiligsprechung Umzüge veranstaltet worden. Beim ersten sah man einen tragbaren Parnaß, auf dem die über die Barbarei triumphierenden Musen standen; ihnen folgten die freien Künste. In einem anderen wurden Bacchus und die Bacchantinnen für verbannt erklärt und zum Tore der Stadt hinausgeführt. Dann sah man wieder die Sterne und Planeten u. dgl., daneben gab es allerlei Gauklerspiele und groben Unfug.

Czernowitz. Raimund Friedrich Kaindl.

Die Neuen Marie-Antoinette-Briefe.

Schlußwort aus Anlaß der „Erwiderung" des Herrn Glagau.

Obgleich sich Herr H. Glagau in seiner „Erwiderung" (Intern. Monatsschrift Sp. 1125 bis 1146) fast ausschließlich mit Nebensachen aufhält, die für die Entscheidung der Hauptfrage überhaupt von keinem Belang sind und deshalb unbeachtet gelassen werden können, dürfen doch einige Punkte nicht ohne Antwort bleiben.

Ein jeder, der sich mit Handschriften beschäftigt hat, weiß, daß man sich bei der Untersuchung von Schriftstücken unter Vergleich mit anerkannt authentischen gleichzeitigen Autographen eine Ansicht bilden kann, ob jene echt sind oder nicht. Und das gilt auch — Herrn Glagau zum Trotz — in diesem Falle, wo die in Frage stehenden Papiere von der Königin Marie-Antoinette stammen. Dazu braucht man wahrlich keine internationale Kommission nach Paris zu berufen.

Herr Glagau vergleicht den Aufsatz des Herrn von Heidenstam in der Revue de Paris (1912), zu dem unglücklicherweise nur ganz ungenügende Abschriften zur Verfügung standen, mit den Abdrucken im Buche „Marie-Antoinette, Fersen et Barnave". Wir haben selbstverständlich — es galt ja die Frage wegen der Echtheit der Papiere selbst — die Originale herangezogen, diese untersucht und mit den Abdrucken im Buche verglichen.

Man wird auch im übrigen finden, daß der Verfasser in seiner „Erwiderung" nur seinen mißglückten Gedanken, den Löfstader Fund als grobe Fälschung darzustellen, zu motivieren sich bemüht, zur Widerlegung unserer Beweise für die Echtheit desselben hat er aber gar nichts vorbringen können. Die Unhaltbarkeit seiner Stellung kommt unter anderem auch darin zum Ausdruck, daß er mit keiner Silbe unseren Nachweis erwähnt, daß die in Frage stehenden Papiere **seit der Zeit des Grafen Axel von Fersen im gräflichen Piperschen Familienarchive verwahrt werden**, und daß viele Briefe der Königin dasselbe Wasserzeichen aufweisen, wie das des einen der beiden gleichzeitigen, anerkannt authentischen, Briefe von ihr im Stafsunder Archive. Daß schon mit diesem Nachweis die ganze Frage tatsächlich entschieden und die von Herrn Glagau gegen Herrn von Heidenstam gerichtete Anklage völlig widerlegt ist, muß doch jedem einleuchten. Die Briefe sind auch wochenlang in der Kgl. Bibliothek zu Stockholm zugänglich gewesen. Jeder, der sie gesehen, hat sie als unzweifelhaft authentisch anerkannt, was auch ausnahmslos in der schwedischen Presse zum Ausdruck gekommen ist.

Zum Schluß ein Wort über die Privatbriefe des Grafen Axel von Fersen an seine Schwester, die Gräfin Piper.

An und für sich haben nun **diese** Briefe mit der Frage wegen der Echtheit der Marie-Antoinette-Briefe nichts zu tun. Im ersten



Artikel des Herrn Glagau wurde ihre kurze Erwähnung auch mit einem „übrigens" eingeleitet, weshalb wir an diese Frage nicht näher traten. In seiner „Erwiderung" behandelt Herr Glagau diese Frage ausführlich; er will beweisen, daß Herr von Heidenstam die Fersen-Briefe gefälscht hat, also seien auch die Marie-Antoinette-Briefe apokryphisch!

Herr Glagau hat die betreffenden Briefe nie gesehen! Er gibt an — wiederum eine unrichtige Behauptung —, daß wir auffallenderweise die Fersen-Briefe in unserer Antwort nicht erwähnen. Er bezeichnet (Sp. 1133) die Annahme, daß erst die zweite Veröffentlichung des Fersen-Briefes den richtigen Text bietet, als „gänzlich unwahrscheinlich" und in „logischer und sprachlicher Beziehung als eine Unmöglichkeit".

Tatsächlich aber ist gerade die zweite Wiedergabe des Briefes richtig, und damit fallen die weitläufigen Ausführungen des Herrn Glagau offenbar in nichts zusammen. Schon Sp. 1124 haben wir von dem im Buche als Faksimile wiedergebenen Briefe des Grafen von Fersen einen Ausdruck angewandt, der nicht zu übersehen war und gewiß von keinem anderen als Herrn Glagau mißverstanden worden ist, nämlich „eigenhändig". Dennoch wagt es Herr Glagau, den Kammerherrn von Heidenstam als groben Autographenfälscher darzustellen!

Hier an dieser Stelle genügt es uns, zu konstatieren, daß der betreffende Brief authentisch ist, und daß er seit der Zeit des Grafen von Fersen im gräflichen Piperschen Familienarchive mit den übrigen Fersen-Briefen verwahrt wird. Und damit ist auch diese Frage aus der Welt gebracht.

Ein Aufsatz, in dem diese Briefe Erwähnung finden werden, wird augenblicklich vorbereitet. Dieser wird erscheinen in dem schwedischen Fachorgane für Personengeschichte und Autographenkunde („Personhistorisk Tidskrift"), dessen Herausgeber der mitunterzeichnete Graf Stenbock ist. Seiner Zeit wird der Redaktion der Internationalen Monatsschrift ein Sonderdruck dieses Aufsatzes zugesandt werden.

Stockholm, den 15. Juni 1914.

Carl Grönblad, Direktor der Nobel-Bibliothek.

Dr. phil. Carl Magnus Graf Stenbock, p. t. Vorsteher der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek zu Stockholm.

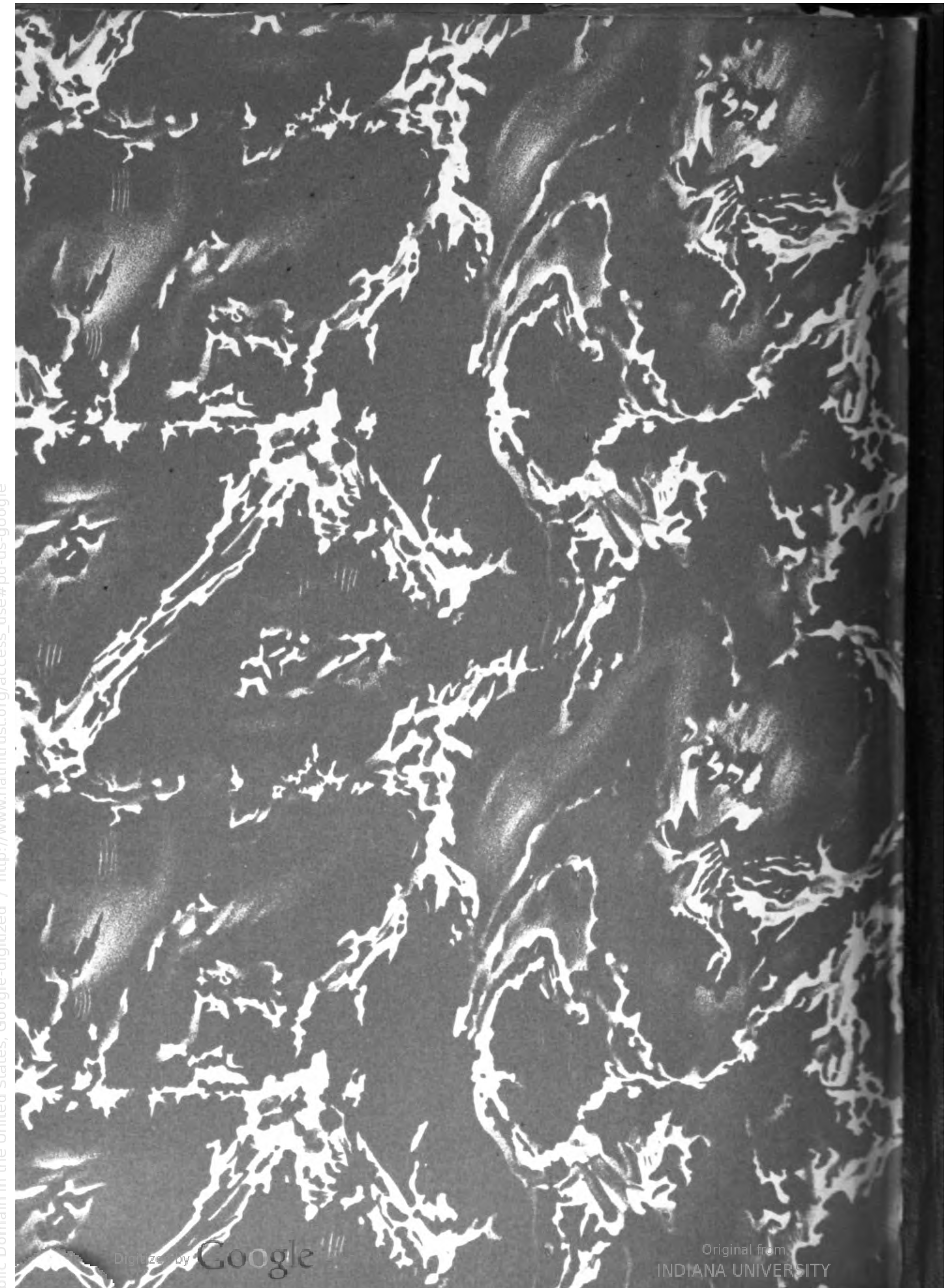
* * *

Herr Professor Glagau verzichtet auf eine Erwiderung. Die Redaktion.










3 0000 093 407 983


Generated on 2019-11-25 17:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000093407983
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google